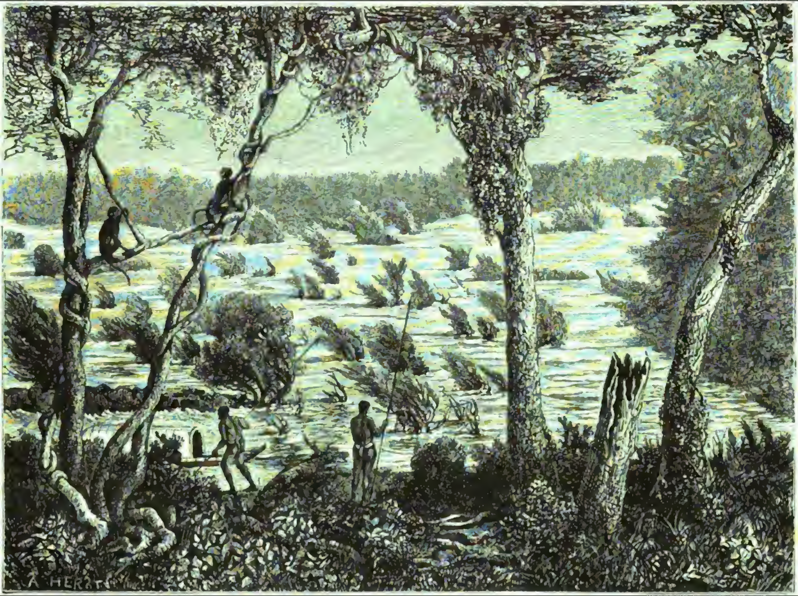


Globus

Globus.

XX. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Zwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1871.

Inhaltsverzeichniß.

Europa und der hohe Norden.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. №. 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Fahrten im Kambodscha und auf dem Mekong.

I.

Die drei großen Stromsysteme Hinterindiens und ihre Handelsbedeutung. — Die Franzosen in Cochinchina und Kambodscha. — Der Hafenplatz Saigong. — Der Mekong und Lagrée's Expedition zur Erforschung desselben. — Fahrt auf dem Strome von Udong und dem großen Binnensee, Talisab. — Besuch in Pnom Penh beim Könige von Kambodscha. — Bunte Bevölkerung. — Ein Ballet auf dem Hoftheater. — In Kratieh. — Schlechtes Regierungssystem. — Sombor und die Zone der Stromschnellen. — In Stung Treng.

Die drei großen Staaten des sogenannten Hinterindiens: Birma, Siam und Annam, haben in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen und sind für den Welthandel von großer Wichtigkeit. Auch in diesen indochinesischen Ländern tritt die commercielle Eifersucht der Seemächte offen zu Tage; sie machen einander Wettbewerb und beleben den Verkehr in den ungemein fruchtbaren Regionen, welche zwischen Ostindien und China liegen.

Jene drei Länder empfinden europäische Einflüsse. England hat dem Kaiser von Birma nicht nur die Ostküste des Bengalischen Meerbusens geraubt, sondern auch das ganze Deltagebiet des Irawaddy, die Landschaft Pegu, in Besitz genommen. Siam, dessen Gebiet bis heute noch unverkürzt geblieben ist, hat seine Häfen am Menam geöffnet und mit den Völkern des Abendlandes Verträge abgeschlossen; Annam hat das Deltagebiet des Mekong, dieses sogenannte Cochinchina, richtiger das annamitische Kambodscha, den Franzosen abtreten müssen.

Unter jenen drei Strömen bietet der Irawaddy allein eine bequeme Wasserstraße bis tief ins Innere dar, er ist für Dampfer zu beschiffen bis Bhamo, das nur durch ein etwa zwanzig deutsche Meilen breites Hügelland (jenes der Chachyenstämme) von dem reichen und fruchtbaren Yünnan getrennt ist. Dieses war bis vor wenigen Jahren eine Provinz des chinesischen Kaiserreiches, hat sich aber nun zum größten Theil unabhängig gemacht und steht unter einem eigenen mohammedanischen Sultan. Dieser wünscht Verkehr und Absatz nach dem Irawaddy hin, weil dieser Weg, der eine alte Karawanenstraße bildet, ohnehin der bequemere ist und das feindliche China den Waarenzug von und nach dem Yangtsekiang hemmt. Deshalb sind die Engländer, welche vertragsmäßig den ganzen Strom befahren dürfen, von ihrer Hauptstadt Ranguhn aus ihm entgegengekommen und in ein freundliches Verhältniß zu ihm getreten. Die Anbahnung desselben geschah von Bhamo aus 1867 durch Capitän Sladen, dessen Expedition wir seiner Zeit ausführlich im „Globus“ geschildert haben. Die Engländer wollen den Verkehr der westlichen Provinzen Chinas so viel als möglich vom Yangtsekiang und dessen Stapelplätzen, namentlich Hankou und Schanghai, ab- und nach Ranguhn am Irawaddy hinlenken.

Unter den Gefließen des Königreiches Siam ist der Menam der größte Strom und Capitän Werner hat ihn mit Recht als einen der prachtvollsten in der Welt bezeichnet. Er kommt aus den Gebirgen von Yünnan und ist ein Spender der Fruchtbarkeit, gleich dem Nil; denn er überschwemmt,

gleich diesem, alljährlich das Land weit und breit. Eine große Fahrbahn nach China bildet er nicht; sein oberer Lauf erscheint für eine solche ungeeignet. Die siamesische Hauptstadt Bangkok ist ein wichtiger Handelsplatz, welcher jährlich mehr als vier Millionen Centner Reis ausführt.

Die Franzosen, eifersüchtig auf die Ausdehnung des Handels und der Schifffahrt sowohl der Engländer wie der Deutschen in Ostasien, trachteten längst dahin, festen Fuß am chinesischen Meere zu gewinnen. Napoleon der Dritte brach 1859 einen Krieg mit dem Kaiser von Annam vom Zaun und raubte demselben drei Provinzen im Delta des Mekong, welche 1862 ihm ausdrücklich abgetreten wurden und welche die „Colonie Cochinchina“ mit der Hauptstadt Saigong bildeten. Im Jahre 1867 besetzten sie außerdem noch drei andere Provinzen, so daß das ganze Delta in ihre Gewalt fiel. Außerdem zwangen sie dem Könige von Kambodscha ein „Protectorat“ auf; bisher war derselbe ein Vasall Siams gewesen, an welches er Tribut zahlte, und auch dem Kaiser von Annam ist er zinspflichtig gewesen. Die Hauptstadt von Kambodscha ist Udong, das am Kambodschaflusse liegt; da wo dieser in den Mekong mündet, beherrscht die Stadt Pnom Penh das ausgedehnte Stromdelta, und deshalb nahmen die Franzosen auch diesen Platz, in welchem der König des Landes nur dem Namen nach Gebieter ist. Die Fremdlinge herrschen, als Protectoren, unbedingt.

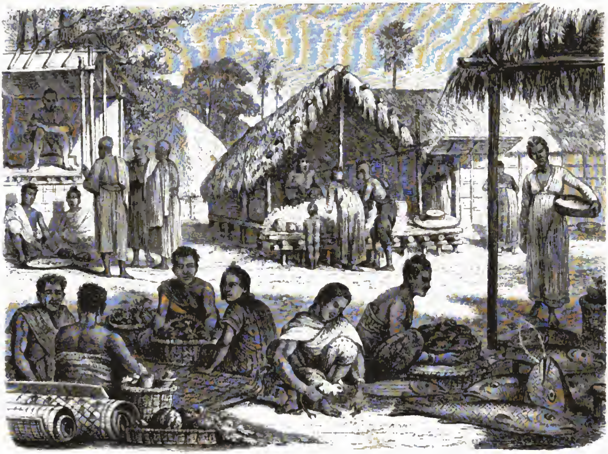
Saigong, der in unseren Tagen so oftmals genannte Handelshafen, liegt etwa zehn deutsche Meilen vom Meer,



Straße in Kompong Luong, Kambodscha.

am rechten Ufer eines zum Delta des Mekong gehörenden Stromarmes, der bei Cap St. Jaques (S. Jago) in die chinesische See fällt; die Fahrt aufwärts ist schwierig und die Franzosen haben deshalb schon 1862 einen Leuchtthurm errichtet. Das Delta des Mekong ist für die Schifffahrt ungemein günstig, allein es fehlt demselben ein von mehr oder weniger civilisirten Leuten bewohntes Hinterland, welches werthvolle Producte in den Verkehr brächte. Er fließt auf einer großen Strecke durch öde Regionen, in denen wilde Stämme hausen. Nichtsdestoweniger würde er von großer Bedeutung sein, wenn er sich als eine praktikable Fahrbahn ins Innere erwiesen hätte. Sein mittlerer und oberer Lauf waren bis 1860 wenig bekannt; es kam also darauf an, die Beschaffenheit des Stromes genauer zu ermitteln. Zu diesem Zwecke unternahm Doudart de Lagrée seine Expedition, welche unter den wissenschaftlichen Forschungsreisen eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Sie befuhr den Strom bis hoch hinauf, drang nach Yünnan ein und fuhr auf dem Yangtsekiang hinab bis Schanghai. Lagrée selber fand unterwegs seinen Tod; wir haben jedoch durch einen seiner Begleiter ausführliche Berichte, die manches Neue und Werthvolle enthalten, und wollen Einzelnes aus denselben mittheilen, zuvor jedoch gleich hier bemerken, daß der Strom in gar keiner Weise den Hoffnungen entsprach, welche über ihn gehegt wurden. Gleich oberhalb des Deltas hat er viele Sandbänke; weiter aufwärts liegt er auf weiten Stellen monatelang trocken, oder hat Wirbel und heftige Strömung. Auf der Strecke zwischen Pakmun und Kemrat fand ein Offizier der Expedition, Delaporte, das Bett als einen trocken liegenden Torrent; weite, mit Steinen

überfäete Flächen lagen ganz bloß. Einen ähnlichen Charakter hatte der Strom schon auf der Strecke zwischen Basſak (das auf Kiepert's Karte zu Bastian's Reisen richtiger als Lao Bathak bezeichnet wird, etwas südlich von 14° N.) und Pakmun; nur war dort die Zahl der Stromschnellen beträchtlicher und das Wasser tiefer; die fahrbare Stromrinne ist aber in der trockenen Jahreszeit immer sehr verwickelt. Während einzelne Stellen nur wenige Fuß Wasser haben, zeigte das Senkblei an einem Punkte mehr als 300 Fuß, und aus den Fluthmarken an den Ufern war deutlich zu erkennen, daß das Hochwasser bis zu 45 Fuß über den gewöhnlichen Stand anwächst. Ganz und gar versperrt ist der Mekong nicht, das Bett aber so sehr ungünstig, daß nur kleine Fahrzeuge sich in demselben bewegen können; selbst eine Dampfschaluppe würde wegen der vielen Wirbel, Sandbänke und Stromschnellen nur mit Mühe und unter Gefahren vorwärts kommen, überhaupt liegt das Strombett an vielen Punkten theilweise trocken. Das Wasser theilt sich zwischen den Sandbänken in viele einzelne Arme, und je nach der Jahreszeit müssen die Fahrzeuge, um den Wirbeln und der heftigen Strömung auszuweichen, verschiedene Wege nehmen. Die Schiffsleute springen ins Wasser und schieben die Barke fort. Bei Hochwasser fahren sie, gleich den Indianern am Amazonenstrom in Gapo, mitten durch den Wald, und unsere Abbildungen, die an Ort und Stelle gezeichnet worden sind, veranschaulichen, wie schwierig eine Fahrt über oder durch die Stromschnellen ist. Im obern Laufe, nördlich vom 17. Breitengrade, hat der Strom weit hinauf ein be-



Markt in Pnom Penh.

quemeres Fahrwasser, es steht aber ein- für allemal fest, daß er überhaupt für den Verkehr unbrauchbar ist und keine Fahrbahn nach China hinein bilden kann; er ist in dieser Beziehung mit dem Irawaddy gar nicht zu vergleichen, und Saigong wird eben deshalb als Handelsplatz nie die Bedeutung gewinnen, auf welche Ranguhn und Pegu mit Zuversicht hoffen dürfen.

Es macht der Energie Lagrée's und seiner Begleiter alle Ehre, daß sie auf einem solchen Wasser durch das Gebiet der Laosstämme bis nach Yünnan hinein vordrangen. In diesem Lande führt der Mekong den Namen Lan tsan kiang; seine Quellen liegen nicht weit vom Yangtsekiang und vom Lukiang; dieser letztere bildet dort die Grenze zwischen den birmanischen Besitzungen und Siam *). Die Reisenden wurden von den französischen Missionären in China sehr freundlich aufgenommen, von den Mohammedanern dagegen mit Argwohn betrachtet. Nach Lagrée's Tode übernahm Lieutenant Garnier die Leitung der Expedition.

Während im Juli 1866 in Saigong die Ausrüstung der zur Stromfahrt geeigneten Kanonenboote der Vollendung entgegenging, machten Lagrée und Garnier einen Ausflug nach Kambodscha zum Könige des Landes; ihr Hauptzweck war jedoch, die wunderbaren und über alle Beschreibung großartigen Ruinen von Angkor möglichst genau zu erforschen. Zunächst dampften sie in den Fluß von Kambodscha oder Udong hinein, 19. Juni 1866. Nachdem sie dort ihren Zweck erreicht hatten, fuhren sie auf dem kleinen Flusse Angkor in den kleinen Binnensee, den Tale sab, der einen Flächeninhalt von mehr als 100 Quadratmeilen hat und in

*) „Globus" XII, S. 127. — XIII, S. 62 und 380 ꝛc. — XIV, S. 125 ꝛc.



Ein Hofballet beim König von Kambodscha.

welchem viele Gewässer zusammenströmen. Seinen Abfluß bildet der Kambodschastrom, an welchem Pnom Penh und Kampong Luong liegen.

Diese letztere Ortschaft besteht, gleich allen übrigen in Annam und Kambodscha, aus einer langen Reihe von Häusern, die mit dem Flusse parallel laufen und auf dem hohen Ufer stehen. Während jedoch die Annamiten ihre Wohnungen auf die platte Erde bauen, stellen die Kambodschaner die ihrigen auf Pfähle, die 3 bis 10 Fuß hoch sind. Indem unten die Luft freien Zutritt hat, bleiben die Häuser trocken und von Schlangen, Scorpionen, Blutegeln und anderm Gewürm verschont.

Anfangs Juli war der Strom schon beträchtlich angewachsen und hatte die Gegend weit und breit überschwemmt; aber die Landstraße nach der Hauptstadt Udong liegt so hoch, daß sie stets trocken bleibt. Der König hatte sich kurz vorher mit seinem ganzen Hofhalte nach Pnom Penh begeben, und dort machten die Protectoren ihm einen Besuch. Sie bestiegen in Kampong Luong eine ihrer Kanonierschaluppen und überzeugten sich, daß das östliche Gestade am untern Theile des Sees mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Häusern und Dörfern besetzt ist. In einem der letzteren, das in neuerer Zeit mehrfach genannt worden ist, Pignabu, war schon 1553 eine Mission der Katholiken gegründet worden, und dort liegen mehrere portugiesische Bischöfe begraben.

Bei Pnom Penh hat König Norodom von Kambodscha sich einen Palast nach europäischer Art bauen lassen. Die Lage der Stadt an dem Punkte, wo der Strom aus



Die Stromschnellen im Mekong bei Hochwasser.

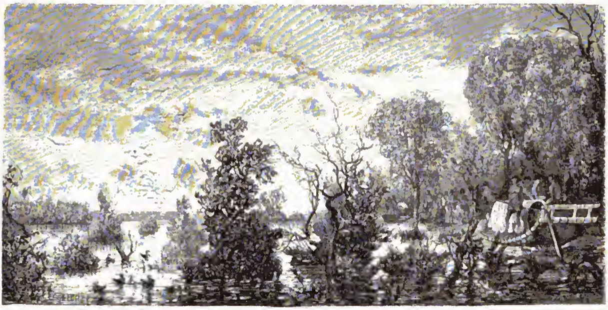
dem großen See kommt, ist prächtig, und ohne Zweifel würde sich bei geordneten Zuständen hier ein großes Handelscentrum bilden. Die Stadt ist auch vor 1834 bedeutend gewesen und soll mehr als 50,000 Einwohner gehabt haben. In dem genannten Jahre ist sie durch die Siamesen eingeäschert worden. Im funfzehnten Jahrhundert war sie Residenz der Könige und hieß damals Cho do muc, woraus die Portugiesen Churdumuco gemacht haben. Der heutige Name bedeutet „voller Berg", angeblich nach einem Hügel, auf welchem ein sehr altes, pyramidenförmiges Bauwerk steht, eine jener Stupas oder Dagobas, welche man in allen buddhistischen Ländern trifft, und deren jede, wie das Volk glaubt, eine Reliquie von Sakyamuni einschließt. Andere wollen wissen, daß die Pyramide auf Kosten einer sehr vornehmen und frommen Frau, die Penh hieß, gebaut worden sei; auf ihrer Spitze sei ein werthvoller Diamant eingemauert worden, diesen aber hätten die Portugiesen gestohlen.

Die Bevölkerung der Stadt bildet ein sehr buntes Gemisch. Dort wohnen Annamiten, Kambodschaner, Siamesen, Malayen, Inder und Chinesen aus vielen Provinzen des Blumenreiches der Mitte. Sie sind auch in Kambodscha, wie überall in Hinterindien und im Archipelagus, betriebsamer als alle anderen Nationalitäten, Gewerbe und Handel sind vorzugsweise in ihren Händen. Die Annamiten sind am liebsten Schiffer; sie vermitteln den Waarenverkehr auf ihren Barken und treiben auch Fischfang auf dem großen See; sehr viele halten auch Krambuden. Die Malayen bilden eine angesehene Genossenschaft, sie handeln mit europäischen Waaren und machen damit den chinesischen Fabrikaten Concurrenz. Aber Porcellan, Fayence

und Quincaillerien aus China behaupten den Markt; englische und indische Baumwollenzeuge finden Absatz. Die französischen Einfuhren bestehen lediglich aus — Absynth und Parfait-amour-Schnaps! Nach dem Oberlande, in welchem Laosvölker wohnen, geht Messingdraht in großer Menge.

Seine kambodschanische Majestät empfing die Reisenden sehr glänzend und gnädig und machte es genau wie europäische Potentaten, welche Gäste, denen sie eine Aufmerksamkeit erweisen wollen, ins Theater führen; dabei pflegt gewöhnlich ein Ballet die Hauptsache zu sein. Der König hält ein zahlreiches Balletcorps, das sich wohl sehen lassen kann. Tanz in unserm europäischen Sinne hat kein mongolisches oder, wie man heute zu sagen pflegt, turanisches Volk; was wir bei ihnen als Tanz bezeichnen, das sind pantomimische Bewegungen sehr verschiedener Art. Die Darstellerinnen in Pnom Penh waren hübsch, ihre Kleidung war elegant, die reich mit Gold gestickten seidenen Beinkleider nahmen sich stattlich aus, und die ganze Pantomime machte auf die Europäer einen originellen Eindruck. Das ganze Schauspiel trug einen andern Charakter, als die sogenannten Tänze, welche in China und in Cochinchina aufgeführt werden; es war ein Anflug indischer Weise darin. Der ganze Hof ergötzte sich sehr an dieser Pantomime; nach Beendigung derselben speisten die Europäer an der Tafel des Königs, der sehr ungern seinen „Beschützer" Lagrée abreisen sah. Derselbe war es ja gewesen, welcher ihn zur Annahme des französischen Protectorates bestimmt hatte, und jetzt eben brach wieder eine Rebellion gegen ihn aus. Denn durch Streitigkeiten in der Herrscherfamilie ist Kambodscha zerrüttet und ohnmächtig geworden; es hat seine Selbständigkeit verloren, und Alles deutet darauf hin, daß es dieselbe niemals wieder erhalten kann; es ist dem Untergange geweiht.

Am 7. Juli begann die Expedition ihre Fahrt auf dem Mekong und kam an den Ruinen der berühmten Pagode von Pnom Bachey vorüber, welche angeblich im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaut worden ist. Im Strome liegen viele Inseln, auf denen Baumwolle gebaut wird; so befiehlt der König, welcher einen beträchtlichen Theil



In den Stromschnellen von Sombor.

des Ernteertrages für sich nimmt. Weiter aufwärts liegt, am linken Ufer, die kambodschanische Stadt **Kratieh**, wo der König ein Residenzschloß hat; in diesem nahmen die Europäer ihr Quartier, bis der Statthalter der Provinz Sambok-Sombor eine Anzahl von Barken herbeigeschafft hatte. Bis zu diesem Punkte war der Stromlauf schon früher hydrographisch erforscht worden; oberhalb desselben beginnt dann eine Region der Stromschnellen. Um über diese hinauszukommen, bedurfte man die Barken, deren nicht weniger als acht gestellt wurden. Sie sind Einbäume und zwischen 15 und 25 Meter lang; die Wälder sind reich an Schiffsbauholz und liefern mächtige Stämme, so viele man deren nur haben mag. Das Fahrzeug wird mit einer bordartigen Ausbauchung versehen, zu welcher man leichten Bambus verwendet, der eine Art von Laufbord bildet; auf diesem kann ein Mann dem ganzen Schiff entlang gehen und mit Ruder oder Stangen arbeiten. Hinten und vorn reicht dieses Bambusgestell über das Fahrzeug hinaus; der Schiffsraum ist mit einem halbrunden Dach überspannt, dessen Gerippe aus Bambusstäben besteht; über dasselbe legt man Matten oder Palmblätter so dicht, daß der Regen nicht hindurchdringen kann.

Kratieh ist eigentlich nur ein Dorf, dessen saubere Häuser von kleinen Fruchtgärten umgeben sind und sich dem hohen Ufer entlang ziehen. Hinter demselben fällt der Boden ab und in diesen niedrigen Strecken wird Reis gebaut. Doch werden alle Felder in diesem Lande üppigster Fruchtbarkeit nur äußerst nachlässig bestellt, obwohl es weder an menschlichen Arbeitskräften noch an Ochsen und Büffeln fehlt. Der Kambodschaner ist träg, er arbeitet nie mehr als er gerade muß, um seinen Lebensunterhalt zu haben; er bleibt arm inmitten der ihn umgebenden Fülle. Die Schuld liegt an dem abscheulichen Regierungssystem. Das Volk wird auf alle mögliche Weise von den Mandarinen bedrückt und ausgesogen; diese nehmen überall den Löwenantheil für sich. Der König und eine Anzahl von Würdenträgern betrachten sich als die alleinigen Besitzer alles Grundes und Bodens und monopolisiren auch den Handel. Der despotische Monarch ist, seitdem er in Verkehr mit den Europäern gekommen, nur noch verschwenderischer geworden, als

er früher war; er hat in seiner Casse stets Ebbe und deshalb nach und nach alle Einnahmequellen an Chinesen verpachtet. Diese beuten nun mit der Schlauheit und Gewinnsucht, die in ihrem Wesen liegt, das Monopol dem Volke gegenüber so unbarmherzig aus, daß sehr häufig Kambodschaner ihre Dörfer verlassen, in die Wälder flüchten und Räuber oder Rebellen werden. Das französische Protectorat begreift vollkommen, wie verderblich ein solches System wirkt, war aber bisher noch nicht in der Lage, scharf einzugreifen und demselben ein Ende zu machen. Garnier gesteht offen ein, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Stütze, welche die Regierung an den Franzosen hat, derselben Mittel an die Hand giebt, die Erpressungen noch zu steigern und von dem gequälten Volke noch mehr zu verlangen als vorher. „Unser Protectorat befördert nicht nur nicht den Fortschritt und die Entwickelung, sondern führt nach und nach völlige Erschöpfung und zuletzt den Untergang herbei."

Am 13. Juli wurde die Fahrt stromauf am linken Ufer fortgesetzt. Die Bemannung der Barken besteht aus sechs bis zehn Mann; jeder hat eine lange Bambusstange, an deren einem Ende eine Gabel, am andern ein Haken sich befindet, so daß sie zum Heranziehen und zum Fortstoßen benutzt werden kann. Sie wissen mit derselben sehr geschickt umzugehen und das Fahrzeug so schnell stroman zu bewegen, wie ein rüstiger Mann Schritt hält. Es wird genau darauf gehalten, daß man sich im bequemsten Fahrwasser hält, und die Schiffer kennen dasselbe sehr genau. Oberhalb der Mündung eines kleinen Nebenflusses, des Peam Champi, beginnen dann die Stromschnellen von Sambok-Sombor. Der Fluß war nun schon um mehr als 15 Fuß angeschwollen und führte in seinem trüben Wasser reißend schnell eine Menge von Bäumen, Zweigen und Gras mit sich. Die Felseneilande waren verschwunden und ihre Stellen erkannte man nur an den Sträuchern, welche aus der Fluth emporragten. Aber am linken Ufer schien doch auf einer ziemlichen Breite freies Fahrwasser zu sein, wenigstens für einen Dampfer, welcher Kraft genug entwickeln konnte.

Sombor ist der letzte einigermaßen bedeutende Ort in Kambodscha. Von dort ab wird der Strom sehr breit und dermaßen mit Inseln besäet, daß man keinen Ueberblick von einem Ufer zum andern hat. Weit und breit ist die Gegend unbewohnt; sie hat prachtvolle Wälder, in welchen werthvolle Hölzer wachsen, die erst in der jüngsten Zeit näher bekannt geworden sind. Dahin gehört das Banlang, aus welchem man treffliche Ruder verfertigt; sodann das Kanreh, das jetzt schon von Kunstschreinern benutzt wird. Der Banlangbaum giebt ein werthvolles Oel; man gewinnt dasselbe, indem man in Stamm und Aeste Löcher einbrennt, in welchen es sich ansammelt.



Schiffahrt im überschwemmten Walde.

Das Fahrwasser gewann bald einen eigenthümlichen Charakter. Der Strom zwängte sich in unzähligen Canälen zwischen Hunderten von Inseln hindurch. Am linken Ufer lagen mächtige Sandsteinblöcke zerstreut umher, und zwischen diesen mußten sich Schaluppen und Barken ein Fahrwasser suchen. Die Ruderstangen fanden in etwa 10 Fuß Wasser festen Grund, man kam aber, da auch hier die Strömung sehr heftig war, nur langsam vorwärts. Eine andere Fahrbahn als diese ist dort im Flusse nicht vorhanden. Die Expedition sah schon hier ein, daß derselbe keine Wasserstraße für den Handel zwischen China und Saigong werden könne.

Drei Tage lang dauerte, unter Regen und Sturmwetter, die beschwerliche und gefährliche Fahrt in dieser „Zone der Stromschnellen". Man hatte große Mühe, Stellen ausfindig zu machen, an welchen die Barken bei Nacht sicher lagen. Die Fahrzeuge dienten auch als Schlafstätten, denn ans Ufer konnte man nicht gelangen, und manchmal strömte das Wasser mit solcher Gewalt aus den Wolken herab, daß es auch durch das dichte Mattendach drang. Zu diesen Uebelständen kam noch eine unerträglich drückende Hitze, das ununterbrochene Leuchten der Blitze und das Rollen des Donners, welches aus den Wäldern her wiederhallte.

Da wo die Zone der Stromschnellen aufhört, ist die Grenze Kambodschas, und Laos beginnt. Am rechten Ufer liegt dort der gefährlichste Fall von allen, die Stromschnellen von Preatapang. Eine Strecke weiter nach oben wird der Strom ruhig und gewährt einen prächtigen Anblick, und nun treten am linken Ufer auch wieder Dörfer auf, in denen Laosleute wohnen. Bald gelangt man an die Mündung des Se kong oder Fluß von Attopeu, und umschifft die Landspitze von Stung Treng. Dieser Ort am linken Ufer ist Hauptstadt einer von Siam abhängigen Provinz. Die Reisenden wurden vom Gouverneur sehr höflich aufgenommen.

Die Vogesenhalbinsel im Jurameer und der Elsäſser Golf.

Von **Leopold Würtenberger.**

Es ist eine der interessantesten Aufgaben derjenigen Wissenschaft (Geologie), welche die Erforschung der Entwickelungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner zum Gegenstande hat, die ehemalige Vertheilung von Land und Meer, wie sie in den verschiedenen „urweltlichen" Zeitaltern stattfand, zu bestimmen. In manchen Fällen ist diese Aufgabe nicht gerade die leichteste und für gewisse Orte zeigte sie sich sogar als unlösbar. Für mehrere Gegenden jedoch ist diese urweltliche Geographie schon ziemlich gut ausgebildet; es ist dies gerade auch der Fall für denjenigen Theil der Erdoberfläche, welcher in der letztverflossenen Zeit den Schauplatz der großartigsten und folgenreichsten Ereignisse bildete. Vielleicht interessirt es die Leser des „Globus", einiges aus der urweltlichen Geographie dieser Landschaften zu vernehmen.

Die beiliegende Skizze eines Theils von Mitteleuropa zeigt die Vertheilung von Wasser und Festland, wie sie sich vor etlichen Millionen Jahren, zur sogenannten Juraperiode, in diesen Gegenden darstellen mochte. Die schraffirten Partien geben einen Theil des Jurameeres an und die schwarz gelassenen Stellen bezeichnen die damaligen Festländer; die heutigen Grenzen zwischen Land und Meer sind durch die punktirten Linien angedeutet. In diesen fernen, längst verflossenen Zeiten breitete sich also bloß in der Gegend des mittlern Deutschlands eine größere Landmasse aus; vom westlichen Theile derselben erstreckten sich gegen Süden zwei größere Landzungen: Die Vogesenhalbinsel und diejenige des Schwarzwaldes. Beide wurden getrennt durch den Elsäſser Golf, der sich in der heutigen Rheinebene weit gegen Norden ausdehnte. Im Osten wurde die Schwarzwaldhalbinsel durch das schwäbisch-fränkische Jurameer begrenzt, während die westliche Küste der Vogesenhalbinsel durch das französische Jurameer bespült wurde.



Die Vogesen bilden demnach ein uraltes Festland, das schon in jener grauen Vorzeit mit der deutschen Urinsel fest verbunden war, in einer Zeit, wo die Gegend des modernen Babylons noch unter versalzenen Fluthen versumpft lag.

Zu derselben Zeit breitete sich das Jurameer auch über den größten Theil der Schweiz aus. Da wo heute die krystallinischen Massen der Alpen ihre schneebedeckten Häupter erheben, zog sich damals ein nur wenig breiter, von schmalen Buchten vielfach zerschnittener Festlandstreifen durch das Jurameer.

Der wißbegierige Leser mag hier wohl die sehr berechtigte Frage stellen, wie man dies denn erfahren haben könne, da ja damals noch Niemand gelebt habe, der diese Dinge hätte aufzeichnen können. Wir werden sofort zur Beantwortung dieser Frage schreiten.

Da wo in unserer Skizze das Jurameer angedeutet ist, sind diejenigen Erdrindeschichten, welche man als die Juraformation bezeichnet hat, verbreitet. Wenn sie auch nicht an allen Stellen zu Tage treten, und wenn sie auch da oder dort mit jüngeren Ablagerungen wieder bedeckt sind oder an einzelnen Orten durch die Gewässer wieder weggeführt wurden, so weiß der geübte Geognost in ihrer Verbreitung ihren jetzigen oder einstigen Zusammenhang doch anzugeben. Diese oft über 1000 Fuß dicke Formation, welche hauptsächlich aus Kalksteinen und Mergellagern gebildet wird, baut das Juragebirge auf, von welchem sie ihren Namen erhalten hat. Sie bildet ferner die Höhen der schwäbisch-fränkischen Alb und einen Theil der oberbadischen Berge, und hat außerdem hauptsächlich in Frankreich und England, sowie auch in einigen anderen Ländern eine große Verbreitung. Die zahlreichen versteinerten Muscheln, Meerschnecken, Seeigel, Seelilien, Meerschwämme, Korallen 2c., welche sich überall, wo die Juraformation auftritt, in ihrem Gesteine zeigen, beweisen zur Genüge, daß diese Kalkfelsen und Mergellager in einem längst abgeflossenen Meere — dem Jurameere — abgesetzt wurden, in dem diese Wesen, deren Reste wir heute in den Felslagern finden, einst lebten und selbst Veranlassung zur Entstehung solcher riesigen Kalkmassen gaben. — Wir sehen nun aber gewisse Gegenden, wo die Gesteinsschichten der Juraformation nicht vorhanden sind und wo sie augenscheinlich auch nie vorhanden sein konnten: dies sind diejenigen Stellen, welche aus dem Jurameer emporragten, also die alten Inseln und Continente dieser Zeit.

Die Reste von mehreren tausend verschiedenerlei Arten Lebewesen, welche die jurassischen Gesteine bis jetzt schon lieferten, geben uns ziemlich genaue Aufschlüsse über die näheren Verhältnisse des Jurameeres und über die Bevölkerung der Inseln und Continente dieses Uroceans.

Wenn wir von denjenigen Stellen unseres Gebietes, wo Versteinerungen der Juraschichten zu finden sind, einige der wichtigsten namhaft machen wollen, so wären im Westen und Süden der Vogesenhalbinsel etwa zu nennen: die Umgebungen von Diedenhofen, Metz, Nanzig, Verdun, Dijon, Besoul, Belfort und Salins; im Elsäſser Golf: die Gegenden von Langenbrücken bei Heidelberg, Gundershofen bei Straßburg, Freiburg und Kandern im Breisgau. Im Süden und Osten der Schwarzwaldhalbinsel zeigen sich zahlreiche Fundstellen, so z. B. bei Solothurn, an mehreren Orten im Aargau, im Randengebirge und namentlich in

den südlich an dieses sich anschließenden Klettgauer Bergen bis zur Küssenburg; ferner bei Donaueschingen, Balingen, Boll, Nattheim und Solenhofen.

Wenn man die organischen Einschlüsse der jurassischen Felsen mit den in den heutigen Meeren lebenden Wesen vergleicht, so ergiebt sich, daß sie, bald mehr, bald weniger, von den letzteren abweichen. Ganze Gruppen von Thierarten, welche in den Jurameeren häufig auftraten und sich einer weiten Verbreitung erfreuten, besitzen in der heutigen Welt kaum mehr einzelne veränderte Nachkommen. Wieder andere Fossilreste weisen hingegen darauf hin, daß in jenen alten, längst verschwundenen Meeren im großen Ganzen doch ähnliche Verhältnisse stattgefunden, wie sie gegenwärtig der moderne Ocean darbietet. So sagen uns z. B. die an manchen Orten in den Felslagern des Jura in großer Menge beisammen auftretenden **Korallen**, daß das Jurameer von Korallenriffen durchsäet war, ähnlich wie man dies heute in der Südsee oder in anderen tropischen Meeren antrifft.

Unter denjenigen Formen, welche dazu angethan sind, der jurassischen Muschel- und Schneckenwelt einen besonders eigenthümlichen Charakter aufzuprägen, treten uns vor Allem die Ammoniten oder **Ammonshörner** entgegen. Diese während der Jurazeit in außerordentlicher Mannichfaltigkeit entwickelte Gattung ist heute ganz ausgestorben; bloß eine verwandte Form, der **Nautilus**, welcher übrigens in den heutigen Meeren nur vereinzelt und selten auftritt, ist noch vorhanden. Die in einer ebenen Spirale schneckenförmig aufgerollten Gehäuse der Ammoniten treten uns in der Juraformation in den verschiedensten Gestalten häufig entgegen: bald sind es niedliche kleine Formen von einigen Linien im Durchmesser, bald zeigen sie riesenhafte Dimensionen und erscheinen von der Größe der Wagenräder; oft sind sie flach und glatt oder nur leicht gestreift und mit schneidendem Kiel versehen, andere dagegen sind wieder dick aufgeblasen und oft fast kugelförmig, während wieder andere Gruppen von mäßig dicken Windungen mit mancherlei Stacheln, Knötchen, Rippen und Schnörkeln geziert erscheinen. Sie gehören immerhin zu den am liebsten gesehenen Versteinerungen der Juraformation und zählen überhaupt zu den wichtigsten und interessantesten Geschöpfen dieses Zeitalters. Namentlich in Beziehung auf die Schöpfungsgeschichte ist ihr Studium von großem Interesse; wenn man sie durch die Formation hindurch von Schicht zu Schicht verfolgt, indem man bei den älteren Niederschlägen des Jurameeres beginnt und der Reihe nach jeweils zu den jüngeren fortschreitet, so gewahrt man, wie sich ihre Formen im Laufe der Zeiten ganz allmälig veränderten, wie sich aus gewissen Arten neue, ganz abweichende entwickelten, während die alten nach und nach ganz ausstarben. Hierbei überzeugt man sich am allerbesten von der Wahrheit der epochemachenden Ansichten, welche der geniale Darwin vor wenigen Jahren über die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten bekannt machte.

Andere im Jurameer ebenfalls häufig vorhandene Schalthiere waren die **Armfüßler** (Terebratulen und Rhynchonellen). Es sind dies zweiklappige Muscheln mit ungleichen Schalen, die bald glatt, bald gefaltet erscheinen; von der Größe einer Linie bis etwa zu der eines Zolles sind alle Mittelstufen vertreten. In der heutigen Schöpfung ist diese Thierclasse selten, während man in der Juraformation öfters ganze Felsmassen antrifft, die beinahe vollständig aus ihren Schalen zusammengesetzt erscheinen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die merkwürdigen Geschöpfe, welche das Jurameer einst bewohnten, einer nähern Betrachtung würdigen wollten. Es sei nur noch bemerkt, daß auch eine Menge oft eigenthümlich gestalteter **Fische**, sowie riesige Ungeheuer von Reptilien (Saurier) die Fluthen dieses Uroceans durchzogen, auch lebten darin verschiedenerlei Krebse und große Schildkröten. Außer den oben näher besprochenen Ammonshörnern und Terebratulen gab es damals noch eine große Menge der verschiedenartigsten **Schnecken** und **Muscheln**, die oft von Röhrenwürmern und den zierlichsten Gruppen von Moosthierchen überwuchert erscheinen. Die Zahl der aus den Juraschichten bereits bekannten Fossilreste ist eine so große, daß man mit Sicherheit annehmen darf, diejenige Lebewelt, welche sich im Jurameere entfaltet habe, sei in Fülle und Mannichfaltigkeit gewiß nicht hinter der Bevölkerung der heutigen Meere zurückgestanden.

Ueber die **Korallen** und **Schwämme** des Jurameeres seien hier noch ein paar Worte beigefügt. Die Gesellschaften dieser merkwürdigen Wesen waren schon für die urweltlichen Meere von der allergrößten Bedeutung. Schon damals führten die Korallenthierchen ihre felsenfesten, oft kolossalen Riffbauten auf; manche dieser Riffe ragten auch damals über die Oberfläche des Meeres hervor und bildeten, wie in den heutigen Meeren, zahlreiche Inselchen: davon erzählen uns die in der Nähe mancher Korallenlager entdeckten Reste von Landpflanzen und Landthieren. Das dichte Korallengesträuch dieser Riffe bildete außerdem beliebte Sammelplätze der mannichfaltigen Lebewelt des Meeres, wie uns die in den jurassischen Korallenkalken zahlreich vorkommenden Fossilreste genügend beweisen. Manches Thier fand hier an den Polypenstöcken reichliche Nahrung, andere suchten sich dort behagliche und sichere Schlupfwinkel, und eine Menge lebender Wesen, welche ihre Zeit im angehefteten Zustande zubringen müssen, fanden am Riffe solide und feste Haltpunkte.

Die vielen Korallenfelsen, welche die Juragesteine des Rheinthales zeigen, geben uns den Beweis, daß die Küsten der Vogesen- und Schwarzwaldhalbinsel hier von sogenannten **Strandriffen** umsäumt waren.

An manchen Stellen des Jurameeres dehnten sich außerdem die Colonien der formenreichen Schwämme oder Spongiten aus. Es giebt Gegenden, wo die sogenannten „Schwammfelsen" in den Juraschichten sehr häufig auftreten; es sind dies gewöhnlich graue Mergelmassen, die mit den Teller-, Becher- oder Cylinderformen der Schwämme, diesen Voreltern unseres Waschschwammes, ganz erfüllt sind. Die zahlreichen übrigen Fossilreste, welche sich außerdem gewöhnlich in den Schwammfelsen finden, zeigen uns, daß sich in diesen Schwammcolonien der jurassischen Meere ebenfalls ein überreiches Leben entfaltet hatte: es waren dies besonders beliebte Standorte für mancherlei seelilienartige Geschöpfe, auch der vielstachelige Seeigel und ganze Schaaren namentlich kleiner Muscheln und Schnecken hielten sich da gern auf.

Wie war es aber möglich, daß die jurassischen Meere so mächtige, oft über 1000 Fuß dicke Felslager absetzen konnten? Dies kann offenbar nur in ganz ähnlicher Weise erfolgt sein, wie sich die Niederschläge in den heutigen Meeren bilden. Ein großer Theil der Bewohner des Meeres baut sich aus Kalk-, wohl auch aus Kieselerde bestehende feste Gehäuse; das Material dazu entnehmen sie dem Meerwasser selbst, welches diese Stoffe nebst noch anderen in Lösung enthält; das was die Organismen auf diese Weise dem Meerwasser entziehen und in eine feste Form überführen, wird ihm durch die Flüsse und Ströme fortwährend wieder zugeführt. Nach dem Tode der Organismen fallen ihre festen Theile auf den Grund des Meeres und bilden dort einen kalkigen Brei; verschiedene Ursachen tragen dazu bei, daß diese Niederschläge allmälig erhärten und eine steinige Masse bilden. An manchen Stellen mischt sich der durch die Flüsse

herbeigeführte Schlamm mit diesem Kalkbrei, was Veranlassung zur Entstehung von Mergel, thonigem oder sandigem Kalkstein giebt. Es sind namentlich auch die kleinen Wurzelfüßer (Rhizopoden), welche durch den Bau ihrer zierlichen Gehäuse eine Menge Kalk und Kieselerde niederschlagen; auch die Korallenthiere spielen bei diesem Geschäfte eine große Rolle, indem sie durch die Anlage ihrer oft große Dimensionen erreichenden Riffe direct im Stande sind, feste Kalkfelsen zu erzeugen. Auf solche Art muß man sich auch die Niederschläge vorweltlicher Meere, z. B. jene der Juraperiode, entstanden denken; denn daß alle diese Bedingungen zur Gesteinsbildung damals schon gegeben waren, davon überzeugen uns die jurassischen Gesteine selbst, sowie ihre Einschlüsse; es sind indeß jedenfalls unendlich lange Zeiträume verflossen, bis sich die Niederschläge im Jurameere so bedeutend angehäuft hatten. Nach der Trockenlegung des Meergrundes durchdrangen dann die Meteorwasser diese Gebilde bis heute fortwährend und brachten manche Umwandelungen hervor: sie lösten da und dort etwas Kalk auf und setzten ihn an anderen Orten wieder ab, wodurch die Gesteinsmasse fester verkittet oder auch oft poröser gemacht wurde.

Zum Schlusse bleibt uns noch übrig, auch einen Blick auf die damaligen Bewohner der Vogesenhalbinsel oder dieser urweltlichen Festländer und Inseln überhaupt zu werfen. Die Reste von Pflanzen und Thieren, welche vom Lande ins Meer geriethen und dort in ruhigen Buchten in Schlamm eingehüllt und bis auf unsere Zeit erhalten blieben, geben uns das Zeugniß, daß die damalige Landbevölkerung noch auf einer ziemlich niedern Stufe der Entwickelung stand. Die höher entwickelten Säugethiere fehlten noch ganz; nur einige kleine Thierchen dieser Classe, der niedrigst organisirten Gruppe, derjenigen der Beutelthiere angehörend, waren vorhanden. Ganz eigenthümliche und merkwürdige Geschöpfe zeigte die damalige Vogelwelt: der bei Solenhofen vor einigen Jahren in den der Juraformation angehörenden lithographischen Schiefern aufgefundene Urvogel (Archaeopterix) zeigt in seiner Organisation solche Abweichungen von der der heutigen Vögel, dagegen aber gewisse Aehnlichkeiten mit den Reptilien, daß man ihn geradezu als „gefiederte Eidechse“ bezeichnet hat. Er besitzt nämlich unter Anderm einen aus zwanzig Wirbeln zusammengesetzten, mit Federn bewachsenen Schwanz. So etwas ist bei einem Vogel sonst unerhört; die jetzt lebenden Vögel haben am Ende der Wirbelsäule bloß einen pflugschaarförmigen Knochen, welcher die Schwanzfedern trägt. Dieser eigenthümlich organisirte Urvogel giebt uns (— den Anhängern der Darwin'schen Hypothesen —) einen deutlichen Fingerzeig, daß die ganze Gesellschaft der Vögel von den Reptilien abstamme und sich allmälig aus Thieren dieser Gruppe entwickelt habe. Auf den Juraländern flatterte auch der merkwürdige, schon viel besprochene Pterodactylus umher. Ueberdies waren, wie uns die Solenhofer Funde lehren, verschiedenerlei Insecten vorhanden, namentlich riesenhafte Wasserjungfern (Libellen), sowie mehrerlei Käfer, Termiten, langbeinige Spinnen, Heuschrecken und sogar Schmetterlinge.

Wie die Thierwelt, so boten auch die Pflanzen auf diesen Ländern der Urzeit immer noch mehr oder weniger niedrig organisirte Formen: die Laubbäume fehlten noch. Einige Sagobaumarten (Zamites) mögen damals eine weite Verbreitung gehabt haben. Außerdem wurden noch einige Nadelhölzer, Schafthalme und Farrnkräuter, welche zu jener Zeit lebten, bekannt.

Langsame Niveauveränderungen der Erdoberfläche bedingten das Austrocknen des Elsässer Golfes und das Zurücktreten des Meeres aus diesen Gegenden; anderwärts setzte sich die Ablagerung derjenigen Erdrindeschichten fort, welche man als die Kreideformation bezeichnet hat; neue Wesen betraten allmälig wieder den Schauplatz der Schöpfung und die alten Arten starben nach und nach aus: „Sie kamen zu tief in die Kreide, da war es natürlich vorbei“ — singt Scheffel.

Rußlands Feldzug gegen Chiwa *).

Von **Hermann Vambery.**

I.

Chiwas geographische Stellung in Innerasien. — Die verschiedenen Culturepochen. — Fruchtbarkeit. — Charakteristik der Oezbegen. — Die Herrscher. — Chiwas Nachbarn.

Nichts zeigt so klar die glänzenden und vollkommenen Erfolge der russischen Politik in Turkestan, als die in neuester Zeit mit so viel Beharrlichkeit auftretende Nachricht, daß der Kriegsschauplatz nun von den östlichen Chanaten Chokand und Bochara nach dem westlichen Chiwa verlegt werde. Daß dieses stattfinden mußte, daß das kleine Ländchen am untern Laufe des Oxus der Suprematie des weißen Czaren an der Newa nicht lange entgehen wird, das habe ich in diesen Blättern schon vor Jahren vorausgesagt, und dennoch kommt mir die Nachricht heute ziemlich überraschend, weil ich von der Voraussetzung ausging, Rußland habe keine besondere Eile, diesen Brocken, den ihm ohnehin Niemand entreißen kann, sich anzueignen. Ich dachte, daß die Vorbereitungen zu einem Feldzuge dorthin, die von einer etwas umfassendern Natur sind, vielleicht mehr Zeit in Anspruch nehmen würden, als es bei den erwähnten Chanaten der Fall gewesen, wo ein lange Jahre hindurch anwährendes stilles Vorschreiten am rechten Ufer des Jaxartes einerseits, von dem Semiretschensker Bezirk gegen den Karatau an-

*) Dieser Feldzug, zu welchem alle Vorbereitungen getroffen worden waren und der in sicherer Aussicht stand, ist bis auf Weiteres verschoben worden, weil die neuesten Wirren in Buchara und Ostturkestan, welche für den Augenblick die Aufmerksamkeit der russischen Behörden in Innerasien vorzugsweise in Anspruch nehmen, eine Schonung Chiwas räthlich erscheinen lassen. Ueber kurz oder lang ist aber der Krieg unvermeidlich, weil es sich nicht um vorübergehende Irrungen handelt. Der Zusammenprall muß erfolgen. Es wird unseren Lesern angenehm sein, den Stand der Verhältnisse von einem Manne dargestellt zu sehen, der Centralasien aus eigener Anschauung so genau kennt, wie kein anderer Europäer, und unbestritten als erste Autorität gilt. A.

dererseits den Weg so ziemlich angebahnt hatte. Ich habe mich also, wie es scheint, in Betreff des Zeitpunktes verrechnet *). Rußland, das sich selten übereilt, muß nun triftige Gründe zu seinem Vorschreiten haben, auf die wir im Laufe dieser Arbeit zurückkommen werden; vor der Hand jedoch wollen wir den Leser mit den *geographischen und ethnographischen Verhältnissen* dieses relativ rein özbegischen Chanates vertraut machen, ja wir wollen es in einem originellen *tatarischen* Anzuge vorführen, bevor es in die moskowitische Tracht gesteckt wird.

Chiwa, vor alten Zeiten *Uergendsch*, *Kürgendsch*, auch *Charezm* genannt, hat eine Vergangenheit, eine Antiquität, auf welcher nur ein dünner Strahl von dem Lichte der historischen Fackel ruht. Es war ein uralter Sitz iranischer Völkerschaften; lange vor Christi Geburt war es als eine Hauptstätte des Feuercultus bekannt, dessen Spuren ebenso gründlich verschwunden wie jenes Andenken an eine ehemalige Cultur. Es hat nicht nur der Krieg, sondern auch die Elemente haben hier das Werk der Verheerung übernommen. Eine geographische Handschrift aus dem zweiten Jahrhundert der islamitischen Zeitrechnung berichtet einerseits von schrecklichen Erdbeben, die Alles über den Haufen warfen, andererseits von großartigen *Ueberschwemmungen des Oxusstromes*, der bekanntlich in dem weichen Sandboden gar oft ausbricht und sein Bett verändert, in dem Jahrhunderte vor dem Erscheinen Mohammeds aber eine ganze Anzahl von Städten, die an seinen Ufern blühten, vernichtete und unter seinen Wellen begrub. Was die nasse Fluth zerstört, wird von den durch den Sturm aufgepeitschten Sandwolken bald bedeckt; kein Wunder daher, daß von der uralten Vergangenheit Chiwas auf uns kein lebendes Zeugniß gekommen ist.

Ein ähnliches Loos traf die *Culturepoche*, welche der *Islam* schuf, der hier den Feuercultus ablöste. Während der mohammedanischen Herrschaft, namentlich unter den Charezmer Fürsten, gehörten zu Chiwa selbst viele Städte des heutigen Nordrandes von Iran. Die Residenz *Gürgendsch* war ihrer Hochschulen halber berühmt; Avicenna, der berühmte Arzt, hatte daselbst über Medicin Vorlesungen gehalten, Zamachschari über Grammatik; Schöngeister wetteiferten in poetischen Erzeugnissen; Architekten führten Baudenkmäler auf, Tonkünstler aus Charezm wurden an allen Höfen Asiens gefeiert, — *und nach zwanzigjähriger mongolischer Herrschaft war Alles eine Ruine geworden, alles in Wüstenei verwandelt!*

Seit der Zeit hat sich dieses Land nicht mehr erholen können; die culturfreundliche, friedliche iranische Bevölkerung war verschwunden, und *Türken*, von denen es schon in alter Zeit hieß, daß unter den Hufen ihrer Pferde kein Grashalm mehr aufkeimt, haben in abwechselndem Bruderkampfe sich um die dortigen Weideplätze gestritten, denn die Städte waren und blieben die ärmsten in ganz Turkestan.

Seine heutigen Grenzen sind daher sehr verschieden von denen, die es in alten Zeiten hatte. Das bebaute Land, welches von Hezaresp angefangen bis nach Kungrad an den Ufern des Oxus hinläuft, erstreckt sich drei, höchstens vier Meilen tief in das linke Ufergebiet hinein; das rechte Ufer war nie besonders cultivirt und ist heute beinahe gänzlich verlassen. Der Boden ist wohl auch heute noch so reich wie in alter Zeit; so weit das kostbare Naß des Oxusflusses in künstlichen Canälen geleitet wird, oder wo er selbst in natürlichen Rinnen durch den morschen Sandboden einen Weg sich bahnt, da sprießt überall der reichlichste Segen an seinen Ufern, Früchte der mannichfaltigsten Art gedeihen in Ueppigkeit und Fülle; das Obst ist so süß und geschmackvoll, Korn und Reis sind so fett und ergiebig wie sonst in keinem Theile des islamitischen Asiens. Chiwa hat *Holz* genug in seinen Urwäldern, es birgt Mineralien in seinem Boden, von denen es selbst keine Ahnung hat, und producirt Wolle, Baumwolle und Seide in solchem Ueberflusse, der für eine selbst dreimal größere Einwohnerschaft hinreichen könnte.

Die Ackerbau treibende Bevölkerung zählt höchstens zwei Millionen; diese entlockt mit einem gebogenen, zugespitzten Stück Holz, das sie Pflugschar nennt, dem heimathlichen Boden seinen Segen, und doch würde dieses Verfahren genug sein, um das Land reich und blühend zu machen, wenn der Bruderkampf, der zwischen Ansässigen und benachbarten Nomadenvölkern einerseits, der streng despotischen Regierung und den kriegs- und beutelustigen Großen andererseits geführt wird, das unglückliche Ländchen nicht so häufig mit Mord und Flammen heimgesucht hätte und noch immer heimsucht. Denn während Bochara und Chokand wenigstens in ihrer neuen Geschichte, aber doch einige Jahrzehnte hindurch sich der Ruhe erfreuen konnten, hat Chiwa kein Decennium ohne Krieg und Plünderung aufzuweisen.

Und wahrlich, die özbegische Bevölkerung dieses Chanates verdiente ein weit besseres Loos. Die *Oezbegen* sind Abkömmlinge solcher türkischer Völkerschaften, die, des Nomadenlebens müde, vom ruhigen Culturleben angezogen, das Innere der Wüste verlassen und auf den früheren, durch Mongolenkriege verwüsteten Ursitzen der Iraner sich niedergelassen haben. Ihre vorherrschenden Charakterzüge sind Sanftmuth, Geduld, seltene Redlichkeit. Nur in den Hauptstädten ist die schlichte Natur durch das starke iranische Contingent, das sich hier niedergelassen hat, einigermaßen gefälscht worden; der *ländliche* Oezbege jedoch ist, was er seit Jahrhunderten gewesen, nämlich gastfreundlich bis zur Selbstaufopferung, ohne jede Spur von Tücke und Hintergedanken. Wenn zur Zeit meiner Reise unsere kleine Karawane von der Wüste in einem Gehöfte plötzlich hervortauchte, da fanden wir immer vor dem Thore der festungsartigen Ringmauer, die seinen Wohnsitz umgiebt, den Familienvater mit seinem breiten, ehrlichen Gesichte uns anstarrend, von den männlichen Mitgliedern seines Hauses umgeben. Ohne jeglichen Anschein einer Ueberraschung trat er langsam und festen Schrittes uns entgegen mit den Worten: *„Was für Leute seid Ihr? Von welchem Gotteslande kommt Ihr her? Habt Ihr eine friedliche Absicht?“* u. s. w. Als diese Fragen der Reihe nach beantwortet waren und die Häupter unserer Reisegesellschaft abstiegen, drückte er Alle in seine Arme; man ließ sich nieder; es wurden reiche Mahlzeiten aufgetragen und am nächsten Morgen begleitete uns derselbe Alte, mit einem dünnen Stäbchen in der Hand, unserm Zuge voranschreitend, bis zum nächsten Gehöfte.

Von der innern und aufrichtigen Religiosität dieser Leute könnte ich wahrlich nicht genug erzählen; Hypokrisie, die im benachbarten Bochara so reichlich wuchert, ist hier gänzlich unbekannt; Alles will fromm und mildherzig sein, und unvergeßlich bleiben mir jene Momente, wo ich mit vielen meiner Reisegefährten auf unseren Spaziergängen von ärmlich aussehenden Leuten angehalten und wir trotz unseres Sträubens oftmals mit reichen Almosen beschenkt wurden. Mehrere Mal versuchte ich, die Spende zurückzuweisen, doch es half nichts, der gute Mann legte seine Silberstücke vor mir nieder und ging weiter. Daß dieses patriarchalische, gute Volk durch eine strenge, despotisch-tyrannische Regierung sich oft-

*) Doch nicht. Als Herr Vambery seine obigen Mittheilungen auf unsern Wunsch, im *Anfange des Juni*, niederschrieb, konnte er noch nicht wissen, daß der Krieg fürs Erste *vertagt* worden sei.

mals zu barbarischen Handlungen getrieben sieht, wäre wohl nicht zu verwundern, und dennoch werden die eigentlichen Grausamkeiten, unmenschliche Strafen und Folter nur von den Machthabern der Regierung geübt.

Seit der beinahe fünfhundertjährigen Herrschaft des türkischen Elementes über Charezm haben die Dynastien unzähligemale gewechselt; lange Zeit waren es die Abkömmlinge der Dschingiziden, der goldenen Horde, nämlich aus der Familie Dschiischis, welche den Thron inne hatten; später kamen Karakalpaks und Kirgisen an die Spitze der Regierung, und in der neuesten Zeit ist es eine özbegische Familie aus dem Stamme Kungrat, welche die Zügel der Herrschaft in Händen hat. Als Staat hatte Chiwa nie eine vorgezeichnete Politik; ich muthmaße nur, daß man stark bemüht sei, die Grenzen des ehemaligen Charezms, nämlich im Süden bis zum Görgenfluß (denn vom Görgen hat es den Namen Görgendsch und Oergendsch erhalten), östlich bis zum Murgab, einschließlich Merv, wieder herzustellen; dies ist aber heute nicht möglich, indem dieser große Strich Landes von unruhigen, unbändigen Turkomanenhorden bewohnt ist, die Chiwas Suprematie nie anerkennen wollen, ihm vielmehr vielfach zusetzen und es oft bis an den Rand des Verderbens brachten. Auch steht Iran (Persien) diesem Wunsche störend entgegen, denn es will immer seine Ansprüche auf jenen Theil der hyrkanischen Steppe, der sich bis zum Etrek erstreckt, ferner auch auf Merv, geltend machen, und hat dadurch das kleine Chanat am Oxus oft in blutige Kriege verwickelt.

Was die Politik im Nordwesten, nämlich um den Aralsee und das Binnenland des Kaspischen Meeres herum betrifft, so hat Chiwa wohl schon längst vergessen, das Besitzrecht der Chane der goldenen Horde sich hier zu vindiciren. Im Mittelalter war diese Gegend von großem commerciellen Interesse, denn sie war die Hauptarterie des Handels von China, Nordindien, Turkestan und Iran nach Europa. Der letzte Europäer, der auf demselben Umwege Tuchfabrikate im fernen Asien einführen wollte, der Engländer Jenkinson, hat sie schon im vernachlässigten Zustande angetroffen. Die Chane von Chiwa hatten daher Recht, ihre Blicke von dort abzuwenden, indem eben von dieser Seite aus ein mächtiger Nachbar und Rivale, nämlich Rußland, ihnen längst schon lauernd im Wege lag. Der erste diplomatische Verkehr zwischen diesen beiden Ländern datirt schon aus dem vierzehnten Jahrhundert her; authentische Nachrichten jedoch haben wir nur vom Jahre 1557 *).

*) Ich verdanke diese Mittheilung einer Note, die Herr G. Kühlewein, Secretär des Oberst Ignatieff bei der Mission nach Centralasien, veröffentlicht hat.

Die Aufhebung der Sklaverei in Brasilien.

Von **Karl Andree.**

Brasilien ist auf dem Festlande Amerikas der einzige Staat, in welchem die Negersklaverei bis heute ihr Dasein gefristet hat; in allen anderen Ländern ist sie längst abgeschafft worden. Auf den spanischen Antillen Cuba und Puerto rico wird sie noch eine Zeit lang aufrecht erhalten werden; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß sie auch dort noch im Laufe unseres Jahrhunderts ihr Ende findet.

Das große Kaiserreich in Südamerika mit einem Flächenraum, der jenem Europas beinahe gleichkommt, hat zumeist heißes Klima und ist vorzugsweise auf die Erzeugung tropischer Producte angewiesen. Es liefert in den Welthandel hauptsächlich Zucker, Baumwolle und insbesondere Kaffee in steigender Quantität; dazu kommen mancherlei werthvolle Producte des Waldes, namentlich Kautschuk und Sassaparille. Diese letzteren werden zumeist von Indianern gesammelt, die ersteren kommen von Plantagen, auf welchen die Neger Zwangsarbeit verrichten. Die drei südlichen Provinzen Santa Catharina, Rio grande und Parana liegen im gemäßigten Himmelsstriche; dort kann der weiße Mensch ohne Nachtheil für seine Gesundheit auf dem Felde arbeiten, wie in Südeuropa.

Bis zum Jahre 1850 erhielt Brasilien regelmäßig eine große Menge von Negern aus Afrika und hatte deshalb keinen Mangel an Arbeitern. Als diesem Sklavenhandel, vorzugsweise auf Antrieb Englands, gesteuert wurde, trat in den wirthschaftlichen Verhältnissen nach und nach eine Umwandelung ein; die Noth um „Hände“ steigerte sich. Man wollte derselben durch Heranziehen europäischer Arbeiter abhelfen und die Auswanderung aus unserm Erdtheile nach Brasilien lenken. Zu diesem Zwecke sind große Summen von Seiten der Regierung verausgabt worden, zumeist in höchst unverständiger Weise. Fast durchgängig waren die Systeme, nach welchen man in Betreff der Einwanderung verfuhr und mit denen man obendrein häufig wechselte, unpraktisch und verwerflich; ein Mißgriff folgte dem andern, und die meisten „Colonien“, welche man da oder dort gründete, sind entweder gar nicht oder nur langsam emporgekommen.

Daran trägt auch ein engherziger Nativismus manche Schuld; die „echten“ Brasilianer wähnen, daß das fremde, insbesondere das deutsche Element, zu stark und mächtig werden könne, und sie sehen die Fremden, welche sie doch herbeisehnen und herbeirufen, nicht gern. Ihre Gesetzgebung ist mangelhaft; die ausgedehnten Bodencomplexe der großen Grundbesitzer sind zum Theil gar nicht besteuert und liegen unbenutzt; zu dem Systeme, welches in Nordamerika so große Erfolge aufweist, hat man sich nicht herbeilassen mögen. Brasilien kam, namentlich in Folge der schnöden Mißbräuche, welche mit dem sogenannten Parceriasystem getrieben wurden, in schlechten Ruf, und vielfach war derselbe auch verdient.

In die Provinzen, welche nördlich vom Wendekreise liegen, müßte überhaupt kein deutscher Feldarbeiter gehen, und es war gleichfalls ein Mißgriff, daß man in jenen mittleren Landestheilen, in einer Tropengegend, „Colonien“ nordeuropäischer Leute gründete. Gut und ordentlich werden sie nur in den drei genannten Südprovinzen gedeihen. Dafür liegen die Beweise vor und nur dort sollten unsere Auswanderer sich niederlassen. Es scheint aber, als ob man in Brasilien selbst heute noch nicht zur vollen Einsicht gelangt sei, denn ich lese, daß man auch für die tropischen Gegenden europäische Einwanderer heranziehen möchte, um dieselben in den Plantagen zu verwenden! Ein Redner in der zweiten Kammer zu Rio de Janeiro sagte einmal ganz offen heraus:

„Wir haben diese Europäer nöthig, damit sie uns den Ausfall der Sklavenarbeit ersetzen (para substituir os braços escravos).“ Dafür sind allerdings unsere Deutschen zu gut. Die Einwanderung von Chinesen, welche zuletzt doch die „Arme“ hauptsächlich werden liefern müssen, hat noch nicht begonnen; es sind im Verlaufe der letztverflossenen funfzehn Jahre deren erst einige Tausende ins Land gekommen; man denkt aber, und mit Recht, schon jetzt daran, einige Hunderttausende aus dem asiatischen Blumenreiche heranzuziehen, damit nach Aufhören der Sklaverei die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht eine schwere Zerrüttung erfahren.

Die Volksmenge Brasiliens mag sich auf neun bis zehn Millionen belaufen; die Angabe von elf Millionen ist zu hoch. Ungefähr der achte Theil besteht aus wirklichen Weißen oder solchen, die sich dafür ausgeben; mehr als acht Millionen sind farbige Leute: Neger, Indianer und Mischlinge in manchen Abstufungen. Die Anzahl der Sklaven betrug in der Mitte des Jahres 1870 1,609,673, wovon 875,047 männlich. Von der Gesammtzahl entfallen auf 5 Provinzen 1,143,000, auf die übrigen 16 Provinzen nur 466,573. Auf die Provinz Rio de Janeiro kommen (mit Ausnahme der Hauptstadt, welche allein mehr als 50,000 hat) nahe an 400,000, auf Bahia 179,000, auf Minas geraës 300,000 Sklaven. („Globus“ XVIII, S. 239.)

Seit etwa zehn Jahren hat man in Brasilien sich nach und nach mit dem Gedanken an eine Emancipation vertraut gemacht; man begriff mehr und mehr, daß eine Abschaffung der Sklaverei im ganzen Zuge der Zeit liege und über kurz oder lang unbedingt nothwendig sein werde. Man weiß aber auch, was Alles bei derselben auf dem Spiele steht. So unverständig Brasilien in Bezug auf die Einwanderung weißer Leute vielfach zu Werke gegangen ist, ebenso verständig, das ist meine Ueberzeugung, behandelt seine Regierung die Emancipationsfrage. Vestigia terrent!

Als jüngst der transatlantische Kaiser London besuchte, war auch sofort der „Antislavery-Verein“ auf den Beinen, um mit jener frechen Zudringlichkeit und dem pseudophilanthropischen Gesalbader, das wir bis zum Ueberdrusse kennen gelernt haben, eine sofortige, unbedingte Emancipation anzurathen. Der Monarch gab den Redehaltern eine höfliche Antwort, so höflich, wie sie dieselbe kaum verdienten. Sie sind Unheilstifter der schlimmsten Art und die ärgsten Feinde gerade des Negers. In den tropischen Gegenden ist der freie Neger mehr und mehr verwildert, darüber haben wir hundert und aber hundert Zeugnisse. Was ist aus den Antillen geworden? Was mit einem Aufwande von 140,000,000 Thalern, welche die Steuerzahler in England hergeben mußten, erreicht worden? Verwilderung, Ruin und als Rettung Einfuhr fleißiger Asiaten. Man hat lange die bösen Thatsachen vertuschen wollen, die Pseudophilanthropen wollten ihren Bankerott nicht eingestehen, aber Alles kam ans Licht. Jene blödsichtigen Fanatiker treiben auch heute ihr böses Spiel weiter und bringen Verwirrung in schwache Köpfe, die sich von hohlen Phrasen, die sinnlos genug sind, bethören lassen. Was kümmern jene die Lehren, welche die Anthropologie giebt, was die deutlichen Fingerzeige der Ethnologie und was die Erfahrung?

Der Rückschlag zur Barbarei unter den freien Negern in den tropischen Ländern ist unaufhaltsam. Dort, wo der Boden ihnen ihre Nahrung gleichsam von selbst liefert, arbeiten sie so wenig als irgend möglich und nur in seltenen Ausnahmefällen regelmäßig oder zuverlässig. Der altafrikanische, mit dem Neger auf das Innigste verwachsene Fetischdienst verdrängt den Anflug vom sogenannten Christenthum mehr und mehr; statt des christlichen Heilandes haben sie als Götzen die Congoschlange; der Wodu ist wieder überall im Schwange, selbst in den Vereinigten Staaten, und ich habe in unserer Zeitschrift seit Jahren eine Menge Belege dafür gegeben. Im Jahre 1863 wurden in Port au Prince eine Anzahl Menschenfresser hingerichtet, welche das Verspeisen ihrer Landsleute gewohnheitsmäßig trieben, und die Regierung sah sich gemüßigt, das Volk vor Anthropophagie zu warnen; dieselbe sei unsittlich und mit der Civilisation unverträglich!

Und was ist aus Jamaica geworden, wo die Neger die Legislatur in ihren Händen hatten? Alles war verfallen, bis die britische Reichsregierung das Parlament abschaffte und eine Dictatur beliebte, welche fortdauert. So viele Acker Landes auf dieser schönen Insel liegen seit der Emancipation wüste, daß jüngst, im Mai 1871, der Gouverneur-Dictator verödete Ländereien umsonst ausbot, um Einwanderer anzulocken. Die Neger besserten keine Straße aus, die Wege wurden ungangbar, Abgaben wurden nicht gezahlt; viele Missionäre, welche gemeinschaftliche Sache mit der Antislavery-Society gemacht hatten, erhielten ihren Lohn dadurch, daß Tausende und aber Tausende von Negern als freie Leute den Kirchen und den baptistischen Predigern den Rücken kehrten, um mit den Obiah und Mialmännern, diesen schwarzen Fetischpriestern, im Walde bei Mondenschein um die göttliche Schlange zu tanzen und sich den wildesten Orgien hinzugeben. Natura usque recurret.

Ein wirklicher Menschenfreund, — nicht ein Phrasen- und Floskelphilanthrop — könnte, wenn er sich einmal in Gegensatz zum Staatsmanne, Volkswirth oder Kaufmann stellt, über den Ruin hinwegsehen, wenn derselbe dem Schwarzen irgend ersprießlich wäre; aber der Ruin der Weißen hatte auch die religiöse und sittliche und ökonomische Verwilderung der Neger im Gefolge, und zwar mit Nothwendigkeit *).

Nach Allem, was vorliegt, hat die brasilianische Regierung Ursache genug, vorsichtig zu Werke zu gehen. Indem sie die Emancipation allmälig durchführt, vermeidet sie möglichst wirthschaftliche Störungen und schreitet in Uebergängen vorwärts. Sie hat auch mit einer sehr mächtigen und einflußreichen Partei großer Pflanzer zu rechnen, welche bei einer rasch und unmittelbar ausgeführten Emancipation von einer Entwerthung ihres Grund und Bodens betroffen werden und sicherlich eine höchst erbitterte und gefährliche Opposition machen würden. Daß jedoch die öffentliche Meinung einer Emancipation günstig ist, geht daraus hervor, daß allein in Rio de Janeiro in den Jahren 1860 bis und mit 1869 nicht weniger als 13,294 Sklaven durch ihre Eigenthümer freigelassen worden sind, und kaum ein Monat vergeht, in welchem nicht in der einen oder andern Provinz viele Emancipationen ohne jede Entschädigung stattfinden.

Der Plan, mit welchem die Regierung zu Rio am 12. Mai 1871 vor die Kammern getreten ist und an welchem der Kaiser einen besondern Antheil hat, läuft im Wesentlichen auf Folgendes hinaus.

Von vornherein wird erklärt, daß die Sklaverei ein- für allemal abgeschafft werden solle und müsse. Sobald das Gesetz von den beiden Kammern angenommen wird, erhält dasselbe die Genehmigung des Kaisers und folgende Bestimmungen treten in Kraft: —

*) Ich besitze das Blaubuch, welches nach dem Negeraufstande auf Jamaica erschien: Papers relative to the affairs of Jamaica, London 1866. Dasselbe enthält Hunderte von actenmäßigen und amtlichen Angaben, welche erläutern, was durch die unzweckmäßige Art der Emancipation aus Jamaica und den Negern geworden ist. Das Blaubuch ist ein 279 Folioseiten enggedruckter Commentar zu dem Worte Ruin.

Alle von Sklavinnen geborenen Kinder sind ohne Weiteres frei. Sie sollen bei den Eigenthümern der Mütter bleiben, welche dieselben erziehen und für sie sorgen müssen, bis sie das achte Jahr vollendet haben. Dann steht es dem Eigenthümer der Mutter frei, sich vom Staate 600 Milreis (zu etwa 20 Silbergroschen) als Entschädigung zahlen zu lassen, oder den Minorennen in seinem Dienste zu verwenden, bis derselbe das einundzwanzigste Jahr vollendet hat. Diese Geldentschädigung wird in Schatzscheinen ausgezahlt, die jährlich sechs Procent Zinsen tragen und nach Ablauf von dreißig Jahren erloschen sind. Zieht der Eigenthümer der Mutter vor, das Kind nach dem achten Jahre zu entlassen, dann übernimmt die Regierung die Sorge für dasselbe, billigt ihm ein gewisses Arbeitslohn zu und sucht für dasselbe angemessene Beschäftigung, bis es einundzwanzig Jahre alt geworden ist. Auf die genaue Ausführung dieser Bestimmung wird streng gehalten werden. — Es soll ein Emancipationsfond gegründet werden aus dem Ertrage der Steuern, welche die Besitzer für ihre Sklaven an den Staat entrichten, und aus den Abgaben, welche für Uebertragung eines Sklaven von einem Herrn an einen andern erlegt werden; sodann aus dem Ertrage von sechs Lotterien, welche in jedem Jahre gezogen werden, aus Strafen, welche für Verletzung der Emancipationsgesetze zu zahlen sind, und aus Summen, welche die Regierungen des Staates, der Provinzen und der Gemeinden zu diesem Zwecke hergeben; sodann aus Schenkungen und Legaten. Jeder Sklav hat ein gesichertes Recht auf das, was er durch Arbeit, Ersparniß, Schenkungen und Erbschaftslegate erwirbt. Alle Sklaven, welche die Krone besitzt, überhaupt alle Staatssklaven, sollen sofort freigelassen werden; jene, welche den Mönchs- und Nonnenklöstern gehören, werden nach Ablauf von sieben Jahren ohne Weiteres frei. — Jeder Sklav hat das Recht, Eigenthum zu besitzen und zu erben; er kann seine Freilassung unbedingt verlangen, sobald er ein Kaufgeld zahlt, dessen Betrag amtlich festgestellt wird. Alle Sklaven werden eineregistrirt. —

Man sieht, daß solchen Bestimmungen gegenüber die Sklaverei allmälig und ohne große Störungen aufhören wird. Nach Ablauf eines Menschenalters werden nur noch wenige Spuren von ihr übrig geblieben sein und inzwischen hat man Zeit und Gelegenheit genug, fleißige Arbeiter ins Land zu ziehen. Man muß bei der Beurtheilung der Verhältnisse nicht außer Acht lassen, daß der Neger andere Anschauungen hat, als wir Europäer. Uns ist schon der bloße Gedanke und der Begriff von Sklaverei widerwärtig; der schwarze Afrikaner seinerseits will in der weit überwiegenden Mehrzahl, namentlich der Feldarbeiter, kein Sklav sein, um nicht arbeiten zu müssen. Berthold Seemann fragte in Panama einen herumlungernden, baumstarken Neger, weshalb er nicht arbeite? Der schwarze Mann entgegnete: „Ich bin ein Mensch. Zur Arbeit hat Gott die Pferde, Ochsen und Esel geschaffen."

Der Gesetzentwurf der brasilianischen Regierung wurde an einen Ausschuß verwiesen, welcher die einzelnen Artikel zu prüfen, eventuell Anträge auf Abänderung zu stellen hat. Während der Debatte über die Antwortsadresse auf die Eröffnungsrede des Kaisers nahm die Erörterung über die Emancipation fünf lange Sitzungen in Anspruch, und mit 63 Stimmen gegen 35 wurde ein Paragraph gebilligt, dessen Fassung den kaiserlichen Vorschlägen entspricht. Es wird in demselben hervorgehoben, daß die inhaltschwere Frage nicht länger hinausgeschoben werden dürfe; man müsse eine Lösung finden, welche die Interessen aller Theile unbeeinträchtigt lasse und auch die staatlichen Verhältnisse berücksichtige. Es sei rathsam und nothwendig, die Emancipation „stufenweis und allmälig" durchzuführen; das sei gleich sehr durch Klugheit, Vorsicht und Humanität geboten.

Die 35 Stimmen der Opposition gehörten zumeist den Abgeordneten der schon oben erwähnten drei Provinzen an, welche ihre Sklaven nach Hunderttausenden zählten. Im Senate wird das Gesetz ohne Zweifel durchgehen, und so dürfen wir annehmen, daß nach fast zehnjährigem Hin- und Hertasten Brasilien praktisch mit der Emancipation beginnt; der Staatsrath, als vierte, „moderirende" Gewalt im Kaiserreiche, hat die Vorschläge im Voraus zu prüfen gehabt und ihnen bereits seine Zustimmung gegeben.

Es soll hier betont werden, daß die Negersklaverei nirgends Ausdehnung gewonnen oder langen Bestand gehabt hat, wo immer die Europäer in heißen Ländern eine Bevölkerung vorfanden, welche Ackerbau trieb und arbeitete. Sie wurde hingegen dort eingeführt, wo die Einheimischen nicht arbeiten konnten oder wollten. Der Ethnolog weiß längst und die Erfahrung bestätigt, daß nicht allen Racen und Menschengruppen gleicher Trieb und gleiche Befähigung zur Arbeit innewohnt, daß sie nicht gleiche Anlagen und Begabungen für dieselbe haben. Bei manchen ist das ein- und angeborene Naturell so widerstrebend, daß man sie nie und nimmer zu irgend einer regelmäßigen Arbeit, sei diese auch noch so gering, zu zwingen vermag, und freiwillig arbeiten sie nicht. Sie haben in ihren Sprachen kein Wort für Arbeit, weil der Begriff ihnen abgeht. Noch nie ist es gelungen, Stämme von Prairie- und Waldnomaden, überhaupt Jägervölker zum ansässigen Leben und zum Ackerbau zu vermögen; dagegen kommt es vor, daß Viehzuchtnomaden, z. B. Kirgisen, sich wenigstens einigem Feldbau zuwenden, dabei aber doch immer mehr oder weniger die Viehzucht als Hauptsache betrachten, und wenn sie auch ein Haus nach europäischer Weise bauen lassen, doch am liebsten neben demselben in der Filzjurte wohnen.

Der Prairie- und Waldindianer Nordamerikas befaßt sich nicht mit Herden, die er doch längst haben könnte; nicht einmal Rosse züchtet er gern, deswegen ist der Pferdediebstahl ein Haupt- und Lieblingserwerbzweig z. B. bei den Komantsches und Apatsches. Was hat man nicht Alles aufgeboten, um die nordamerikanischen Indianer an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen, aber sie finden sich nur schwer darein, und manche Stämme gar nicht. Wenn man sie sich selbst überließe und nicht stets Aufsicht übte, würde nach wenigen Jahren von ihren Dörfern nicht mehr viel übrig geblieben sein, dafür liegen Beweise in Menge vor. Selbst die Cherokees und Choctas im organisirten Indianergebiete westlich von Arkansas ließen ihre Felder durch Negersklaven bearbeiten; heute sind es vorzugsweise Mischlinge, welche dort Ackerbau treiben, und auch diese stehen noch unter einer gewissen Leitung von weißen Predigern.

In Südamerika ist bis auf den heutigen Tag keine einzige Horde umherschweifender Waldindianer arbeitsfähig geworden. Selbst die Guaranis, welche von den Jesuiten mit so viel Klugheit und Ausdauer und mit so vielerlei eigenthümlichen Mitteln in den argentinischen Missionen seßhaft gemacht wurden, liefen flugs in die Wälder zurück, als die Patres von den Spaniern vertrieben worden waren.

Wo aber, gleichviel ob im tropischen oder gemäßigten Amerika, die Europäer eine eingeborene Bevölkerung vorfanden, welche Ackerbau trieb und arbeitete, dort blieb die Negersklaverei fern, denn sie war überflüssig und lohnte nicht. Mexico z. B. hatte in der Aztekenzeit einen blühenden Ackerbau und eine ansässige Bevölkerung, die sehr betriebsam war. Auch auf der Hochebene von Cundinamarca bei den Muyscas wurde der Feldbau eifrig betrieben, und ein Gleiches war der Fall unter der theokratischen Herrschaft der Inkas in

Peru. Es mag hier hervorgehoben werden, daß in Uramerika nur dort Staaten vorhanden waren, wo die Eingeborenen Ackerbau trieben; alle anderen sind bis heute nicht über den Zustand der Horden hinausgekommen, weil ihnen ihre innerste Begabung jeden Fortschritt geradezu unmöglich macht. Wo man ihnen Civilisation aufzwingt, gehen sie zu Grunde, verschwinden, wie so viele Stämme im Stromsystem des Amazonas und überhaupt in Brasilien, das in seiner eingeborenen Bevölkerung nur Horden aufzuweisen hatte. Was ursprünglich wild war, ist auch wild geblieben oder in Folge einer aufgedrungenen „Civilisation“ zu nichte geworden. An diesem Verhängnisse hat eine ungeheure Summe von Eifer und Hingebung, Energie und wohlwollender Fürsorge Tausender von Laien und Geistlichen nichts ändern können; die immanente Natur ist zu mächtig. Wo vor viertehalb Jahrhunderten ackerbautreibende Indianer lebten, dort finden wir dergleichen noch heute, und in solchen Gegenden sind die Neger, als überflüssig, nur in geringer Anzahl oder gar nicht vorhanden. Dagegen finden wir sie in den Regionen, wo nur Horden einheimisch waren, zu Millionen: in Brasilien, der Tierra firme, im Tieflande von Neugranada, in der Tierra caliente Mexicos, in den Südstaaten der nordamerikanischen Union und auf den Antillen. Die alten indischen Culturstaaten lagen nicht im heißen Unterlande, Yucatan mit Chiapas allein ausgenommen, sondern auf den Hochebenen. Alles fruchtbare Tiefland, mit den meisten Stromthälern, war im Besitz wilder Horden, die unfähig zur Arbeit sind, und die zu Grunde gingen, als man Zwang anwandte. Nun standen dort die Europäer vor einer Alternative: die fruchtbarsten Gegenden, welche tropische Stapelproducte liefern können, mußten nach wie vor Einöden bleiben, oder man mußte sie unter Anbau bringen durch Arbeiter, welche man aus Afrika herbeiholte und die im heißen Klima arbeitsfähig waren, — die Neger, deren heute auf der westlichen Erdhalbe etwa zehn Millionen leben.

Brasilien will nun seine schwarzen Sklaven freilassen, und es übernimmt damit in wirthschaftlicher Hinsicht ein großes Risico. Dasselbe wird geringer, wenn man während der Uebergangszeit Sorge trägt, daß asiatische Arbeiter, so viel man deren bedarf, ins Land kommen.

Aus allen Erdtheilen.

Der deutsche Broadway in Newyork.

Die großartigen Erfolge, welche Deutschland errungen hat, und die Sieges- und Friedensfeier, welche in allen großen Städten Nordamerikas mit einem Glanz und mit so musterhafter Ordnung stattgefunden, imponirt den Yankees. Sie sehen und hin und wieder gestehen sie es auch ein, daß die „Germans“ recht eigentlich das Mark und die Kraft des Landes bilden, und daß die durch das so bedenklich überwuchernde irische Keltenthum schon so sehr gefährdete Republik nur durch das germanische Element gerettet werden kann und Aussicht auf dauernden Bestand hat. So erklärt es sich, daß einsichtsvolle Anglo-Amerikaner sich enger an die Deutschen anschließen. Der ehemalige „Dutchman“ ist als „German“ eine Großmacht auch in den Vereinigten Staaten geworden. Man fängt an, sich diese sechs Millionen Deutschen näher zu betrachten und findet, daß sie ganz vortreffliche Leute seien. Für manche Seiten des deutschen Wesens hat freilich der Durchschnittsyankee noch kein Verständniß, aber die Augen sind ihm weit aufgegangen. In einem Newyorker Yankeeblatte stellt ein Amerikaner Betrachtungen über den deutschen Broadway an. Er bezeichnet mit diesem Namen den östlichen Stadttheil, welcher vorzugsweise deutsche Einwohner hat. Man sieht, in welcher Bornirtheit solch ein „Native American“ theilweise steckt.

„Ein Fremder, der durch den Distrikt der Stadt Newyork oder der Manhattaninsel wandert, der sich von der Chathamstraße aus zwischen der Bowery und dem East River bis zur 24. Straße hinzieht, wird über die Leute und die Dinge, die er dort erblickt, ebenso erstaunt sein wie Rip Van Winckle es war, als er von seinem vierzigjährigen Schlafe erwachte. Alles ist deutsch, Mann, Frau, Kind, Häuser und Kleider. An allen haftet unverkennbar jener gezierte (?), gleichgültige und kalte Ton, welcher Deutschland und seine Producte charakterisirt. Bratwürste und Sauerkraut riecht man an jeder Thür, jedes zehnte Haus ist ein Lagerbierdepot, und kaum giebt es einen Laden oder ein Privathaus, an dem sich nicht lange deutsche Inschriften hinziehen, die das unbesonnene Individuum, das sie auszusprechen versucht, mit einer Kinnbackenverrenkung bedrohen. Ein herzliches Lachen oder ein lautes Gelächter der Freude hört man nie in dieser Region des Fleißes und des Friedens, und doch steht der gleichgültige, hartarbeitende Emigrant aus dem „Vaterlande“, wenn es eine Sache gilt, die Mitleid verdient, Keinem an Herzensgüte und Generosität nach. Selbst das fünf- oder sechsjährige Kind sieht übernatürlich klug aus und lacht nicht, außer wenn man es dazu auffordert oder wenn etwas ganz außerordentlich Lächerliches vorgekommen ist.

Es ist Mittag und doch sieht man außer denjenigen, welche ihren Geschäften nachgehen, verhältnißmäßig wenige Menschen auf der Straße. Wo sind denn all die Uebrigen? Suchen wir sie auf, wenn sie des Morgens zwischen 5 und 7 Uhr ihre dichtbevölkerten Wohnungen in den Miethhäusern verlassen und sich, Männer, Frauen und Kinder, in Schaaren mit den Cars oder zu Fuße auf dem Trottoir entlang in die Fabrik oder den Laden begeben, um ihre Tagesarbeit zu beginnen. Keiner denkt daran, in einem Lagerbiersalon vorzusprechen, um einen Morgenschluck zu nehmen. „Erst die Arbeit und dann das Vergnügen,“ heißt ihr Motto. Und die Arbeit dauert bis Abends 5 oder 6 Uhr, dann kehren sie heim zum Abendessen, worauf sie vielleicht den Atlanticgarten, den Pacificgarten oder ein anderes Local aufsuchen, wo Bachus und Apollo präsidiren und ihre Liebe zum Bier und zur Musik Befriedigung findet.

Noch eine andere und höchst wichtige Thatsache verdient billigerweise Erwähnung. Jeder Handlung, jedem Gedanken des Deutschen haftet ein gewisses moralisches und religiöses Element an. Der Deutsche ist ein Denker. Alle seine Handlungen scheinen vorher bedacht zu sein, sie sind das Resultat eines fertigen Rechenexempels, und gerade auf dieser Thatsache basirt jene Festigkeit des Charakters und des einmal gefaßten Beschlusses, welche das charakteristische Merkmal der deutschen Nation ist, und hierin liegt zugleich die Ursache des Erfolges, der ihren Bestrebungen bis jetzt zu Theil geworden ist. Es ist eine Thatsache, daß ein großer Theil der Kinder, welche am fleißigsten die Schule besuchen, aus deutschen Familien kommt, und bekanntlich stehen diese bei den öffentlichen Prüfungen weder in ihren Leistungen noch in ihren Fähigkeiten ihren amerikanischen Mitschülern nach. Die Eltern halten es für nothwendig, daß ihre Kinder etwas Tüchtiges lernen, wenn sie in der Welt vorwärtskommen sollen, und sie unterstützen die Lehrer in der herzlichsten Weise, indem sie die Kinder anhalten, fleißig die Schule zu besuchen und auf den Unterricht Acht zu geben.

Die Deutschen halten eifrig und gewissenhaft an der ihnen

überlieferten Religion; kaum giebt es in Neuyork eine Kirche, eine Schule oder eine Vereinigung junger Männer, an der nicht wohlhabende, einflußreiche und intelligente Deutsche in hervorragender Weise betheiligt sind. Auch an ihren nationalen Eigenthümlichkeiten halten sie mit großer Zähigkeit fest, und für diese sowohl als auch für das starke brüderliche Element in ihrem Charakter giebt es keinen klarern Beweis, als das Schauspiel, welches wir vor Kurzem bei Gelegenheit des Neuyorker Friedensfestes erlebten, als über 80,000 „Repräsentanten Deutschlands in Amerika" in gleicher Weise ihrem Heimathslande und ihrem Adoptivvaterlande Ehre machten, indem sie ihre Freude über den Abschluß des Friedens an den Tag legten und bewiesen, daß sie entschlossen sind, dem Banner des Vorwärtsstrebens, des Fleißes, der Kunst und der Wissenschaft zu folgen und in solcher Weise die falsche Glorie des Schlachtfeldes mit all seinen Schrecken zu beseitigen."

Zur Bevölkerungsstatistik Großbritanniens. Die Volkszählung wurde in der Nacht des 3. April 1871 veranstaltet. Sie ergab für England und Wales: 22,701,108 Seelen, wovon 11,040,403 männlich, 11,663,705 weiblich. Die Soldaten und Matrosen im auswärtigen Dienst und die auswärts befindlichen Matrosen sind dabei nicht mitgerechnet. Seit der Zählung von 1861 hat sich die Volkszahl trotz der Auswanderung um 2,637,884 Köpfe vermehrt und die Zahl der bewohnten Gebäude ist um 519,527 angewachsen.

In Schottland ergab die Zählung 3,358,613 Seelen, was seit 1861 einen Zuwachs von 296,319 ausmacht; von den letzteren kommen 183,114 Köpfe auf die größeren Städte. Edinburgh hat 196,500 Einwohner, wovon 107,640 weiblich und 88,860 männlich. Die Volkszahl in Glasgow beträgt 477,144, wovon 246,755 weiblich.

In Irland hat sich die Einwohnerzahl in dem abgelaufenen Jahrzehnt vermindert. Im Jahre 1861 ergab die Zählung 5,798,967 Köpfe, 1871 nur 5,402,759. Die Abnahme erklärt sich daraus, daß die Auswanderung in diesem Zeitraume sich auf 846,958 Personen stellte. Die Volksmenge in Dublin hat sich um etwa 10,000 Köpfe vermindert, jene von Belfast, der großen Industriestadt, um 43,41 Procent vermehrt. Katholiken sind 4,141,933 Seelen, protestantische Episcopale 833,295, Presbyterianer 503,461, der Rest entfällt auf andere protestantische Kirchen.

* * *

— Die Dampferlinie zwischen Stettin und Neuyork ist nun im Betrieb; eine andere zwischen Bristol und Neuyork soll in den nächsten Monaten ihre Fahrten beginnen, und auch von Genua aus wird eine solche ins Leben treten.

— Runkelrübenzuckerfabriken in England. Dieselben nehmen immer mehr zu, trotz der Prophezeiungen über Bodenverarmung ꝛc., welche Justus v. Liebig seiner Zeit machte, wenn der Rübenbau weiter ausgedehnt würde. Die ersten entstanden vor einigen Jahren zu Lavenham in Suffolk und Buscote in Berkshire. Jetzt ist eine solche zu Sandwich in Kent errichtet worden. England kommt nun allmälig dahin, wo Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Rußland seit langen Jahren schon sind und wohin Californien jetzt strebt.

— Der bekannte englische Botaniker Hooker, Director der Kew-Gärten, ist nach Marokko abgereist, um dieses botanisch noch wenig bekannte Land näher zu untersuchen. In seiner Begleitung befindet sich der Gärtner R. Ball.

— Die Deutschen in San Francisco haben aus dem Ertrag ihres großen Friedensfestes eine Goldbarre verfertigen lassen, mit der Inschrift auf einer Silberplatte: „Die Deutschen Californiens ihren bedürftigen Landsleuten in der Heimath." Die Barre ist aus gediegenem Golde, 1⅓ Zoll dick, 8 Zoll lang, 3½ Zoll breit, im Werthe von 9672 Dollars. Sie ist umgeben von einem Kranze von granulirtem Silber, Werth 403 Dollar. Das Ganze liegt in einem Kästchen, das aus einheimischem Rothholz besteht und mit californischen Lorbeereinlagen verziert ist.

— Außer im Sikkim Himalaya, in den Nilgiris, auf Mauritius und Java ist der Chinarindenbaum auch mit vielem Erfolge auf Jamaika eingeführt worden. 100,000 Schößlinge der Cinchona calisaya gedeihen dort prächtig und 40,000 Samenpflanzen der Cinchona succirubra eifern ihnen nach. Im Ganzen sind 200 Acres mit den jungen Pflanzen bestellt.

— Am 6. Januar 1871 gebar eine 45 Jahre alte Indianerin zu Cuzco Drillinge. Von den drei Knaben blieb nur einer am Leben; er erhielt den Namen Kapar. Unter den Indianern entstand aber ein gewaltiger Aufruhr, glaubte man doch, die heiligen drei Könige seien in indianischer Form wieder auferstanden. Der 6. Januar ist der Dreikönigstag.

—b.— **Meyer's Reisehandbuch für Süddeutschland.** Vor etwa einem Jahre zeigten wir in diesen Blättern eine neue Auflage des im Verlage des Bibliographischen Instituts von Meyer in Hildburghausen erscheinenden Reisehandbuches durch die Schweiz von Berlepsch an. Vor Kurzem ist nun auch eine neue Auflage von „Süddeutschland" von demselben Verfasser und in demselben Verlage erschienen, und verfehlen wir nicht, dieses vortreffliche Werk eben so warm zu empfehlen wie damals den Schweizerführer. Die Meyer'schen Reisehandbücher stellen in der That das Vollendetste dar, was bis jetzt in diesem Zweige der Literatur geleistet worden ist, und zwar ebenso wohl in Betreff des Nützlichen als des Angenehmen und Schönen. Ziehen sie uns schon vor der Reise durch ihren außerordentlichen Reichthum an Karten, Plänen, Panoramen und malerischen Ansichten und ihre treffenden Schilderungen an, so daß wir uns schon zu Hause ein deutliches Bild von der projectirten Reise entwerfen können, so lernen wir den Werth ihrer praktischen Belehrungen und Anweisungen erst auf der Reise selbst kennen. Die Zahl der aus diesem Verlage hervorgegangenen Reisehandbücher ist allmälig so angewachsen, daß sie für sich schon eine kleine Bibliothek ausmachen. Sie behandeln die Schweiz, West-, Nord- und Süddeutschland, Thüringen, den Harz, das Riesengebirge, Paris und Nordfrankreich, Südfrankreich, London, Rom und Mittelitalien. Insbesondere hervorzuheben ist aber dasjenige Werk, womit Berlepsch seine Laufbahn als Reiseschriftsteller und die Verlagshandlung den Verlag von Reisehandbüchern überhaupt begonnen hat, das über die Schweiz. Es ist das Vorbild, dem die anderen Werke nachstreben, und der Maßstab, an welchem sie gemessen werden können. — Das vorliegende Werk über Süddeutschland reiht sich würdig an. Es umfaßt Süddeutschland im neuesten Sinne des Wortes, d. h. mit Ausschluß von Oesterreich, von dem nur einzelne an Bayern stoßende Grenzgebiete, das Salzkammergut und das nördliche Tyrol, mitbehandelt werden. — Die Vorzüge, welche allen Reisebüchern der Meyer'schen Verlagshandlung eigen sind, insbesondere eine anregende und geschmackvolle Darstellung und eine des Inhalts würdige prachtvolle Ausstattung, zeichnen auch dieses Werk in hohem Grade aus und versprechen ihm eine schnelle und weite Verbreitung.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1871.**

Fahrten im Kambodscha und auf dem Mekong.

II.

In Stung Treng. — Abneigung gegen die Franzosen. — Die Stromschnellen von Prealapang. — Die Chinesen als Vermittler des Handels. — Eisenstücke als Theilungsmünze. — Sklavenhandel. — Nach den Ruinen von Anglor. — Das alte Reich Kambodscha und dessen Verfall. Geschichtliche Nachrichten. — Der große See Tali sab. — Ruinen auf dem Hügel Krom. — Siem reap oder Neu Anglor.

Wir haben die Expedition Lagrées den Mekong aufwärts bis nach Stung Treng begleitet. Diese Stadt ist Hauptort einer Provinz, welche schon von Laosleuten bewohnt ist; sie steht jedoch unter siamesischer Herrschaft. Der



Wilde von Stung Treng.



Die Riesen-Chaussee in Angkor Tom, wenn sie restaurirt würde.

Gouverneur war ein Laosmann und gegen die Europäer anfangs sehr mißtrauisch und zurückhaltend. Diese aber bedurften seiner Beihülfe, weil sie ihre Barken und das kambodschanische Schiffsvolk zurückschicken mußten; der **Muong**, d. h. Statthalter, sollte ihnen siamesische Barken verschaffen. **Garnier** berichtet, daß der im Uebrigen verständige Beamte offen erklärte, das Volk sei gegen die Franzosen ungemein erbittert. Einer ihrer Landsleute, der namhaft gemacht wurde, habe sich sehr schlecht betragen, die Eingeborenen mit großer Gewaltthätigkeit behandelt und sie betrogen; deshalb seien sie abgeneigt, Lebensmittel zu liefern und Matrosen zu stellen. Ohnehin sei die Expedition bewaffnet und zahlreich und könne gefährlich werden. Als aber Lagrée seinen siamesischen Paß vorzeigte und zugleich nachdrücklich erklärte, daß er keinerlei Uebergriffe machen oder dulden werde, ging der Gouverneur auf seine Wünsche ein, machte dem Europäer einen Gegenbesuch und sandte ihm, nach landesüblichem Brauch, Geschenke, die auch angenommen wurden.

Während für die Fremden eine große Hütte gebaut wurde, fanden dieselben ein Unterkommen in der Halle des Gemeindehauses. Ein solches ist in allen Laosortschaften vorhanden; die Leute besprechen sich dort über öffentliche Angelegenheiten; Nachts stehen einige Wächter vor der Thür, rufen die Stunden aus und sorgen auf ihren Umzügen dafür, daß keine Tiger oder andere wilde Thiere das Dorf unsicher machen.

Die Kambodschaner nahmen Abschied und erhielten reichliche Geschenke, welche auf die Laos einen guten Eindruck machten. Diese stellten dann auch zunächst eine kleine Pirogue, in welcher Garnier von Stung Treng abfuhr, um das rechte Ufer näher zu erforschen. Er gelangte dort wieder auf kambodschanisches Gebiet, in die Provinz Kompong Soai, in welcher viel werthvolles Holz geschlagen wird; weit und breit umher lagen mächtige Baumstämme, die ausgehauen und ausgebrannt und dann zu Piroguen hergerichtet werden. Die Arbeitsleute hatten gegen Einbruch der Dunkelheit sich um ein Feuer gelagert und bereiteten ihre Abendmahlzeit; Garnier lagerte sich neben ihnen. In der Nähe stand eine kleine Hütte auf vier etwa zehn Fuß hohen Pfählen, zu welcher eine Leiter hinaufführte. Dergleichen Observatorien findet man in allen Waldlichtungen, und sie sind sehr nothwendig und nützlich, weil sie den Waldarbeitern Nachts eine Schlafstätte gewähren, welche gegen die wilden Thiere gesichert ist.

Weiter aufwärts wurde der Flußarm, welchen Garnier befuhr, anderthalb Kilometer breit, die Tiefe hatte jedoch von 30 Meter bei Stung Treng bis zu 15 Meter abgenommen. Jenseits der Insel Prea wird das freie Bett des Stromes fünf Kilometer breit, dann ist er abermals mit einer unzähligen Menge von Inseln übersäet und man vernahm nun das Rauschen der gewaltigen **Stromschnellen von Preatapang**. Bis zu diesen wollten die Ruderer sich nicht wagen, als sie aber mit dem Revolver bedroht und eine Geldbelohnung in Aussicht gestellt wurde, fügten sie sich, und dieser gewaltige Katarakt, durch welchen das Wasser mit rasender Schnelligkeit hinschießt, konnte untersucht werden. Am 30. Juli war Garnier wieder in **Stung Treng**, wo er Alles in bester Ordnung fand. Die Eingeborenen standen mit

den Fremden auf gutem Fuße und brachten Lebensmittel in Menge, weil sie redlich dafür bezahlt wurden. In der Umgegend liegen mehrere Ruinen, namentlich von Thürmen, die aus Backsteinen erbaut worden sind; sie haben ein in zwei Gemächer getheiltes Untergeschoß und jedes derselben bildet eine rechtwinkelige Capelle.

Stung Treng ist, obwohl Provinzialhauptstadt, doch nur ein Dorf mit etwa achthundert Einwohnern, alles Laosleute. Als Handelsort zwischen Pnom Penh und Attopeu hat es einige Wichtigkeit. Das letztere lieferte in früheren Zeiten viel Goldstaub, jetzt nur noch wenig. In den Bergzügen, welche das Flußthal des Mekong umkränzen, wohnen viele **wilde Stämme**; einige derselben, z. B. die **Proons**, sollen sehr grausam sein. Wir geben die Abbildungen einiger Individuen nach Zeichnungen, die auf dem Marktplatze von Stung Treng gemacht worden sind.

Der **Handel** ist auch hier in den Händen einiger **Chinesen**, die aus der Provinz Fo kien stammen und aus Cochinchina bis Stung Treng hinauf gekommen sind. Sie verkaufen Arekanüsse, Seiden- und Baumwollenzeuge, Zucker, Salz, Metall- und allerlei Kramwaaren. Dagegen nehmen sie in Pnom Penh Kardamomen, Wachs, Lack, Elfenbein, Häute, Hörner vom Hirsch und vom Rhinoceros, Pfauenfedern, gegerbtes Leder und allerlei hölzernes Schnitzwerk. Das letztere wird von den Wilden verfertigt. Alles geht im Tausche vor sich, und es verlaufen allemal ein paar Monate, bevor eine Barke volle Ladung hat. Geld ist übrigens nicht unbekannt in dieser Gegend; die amtliche Geldsorte, nämlich der siamesische Tikal, hat Cours, ebenso der mexicanische Silberpiaster; beide kommen aber nur in geringer Menge vor. Als **Theilungsgeld** hat man in Stung Treng kleine platte **Eisenstücke** von rautenförmiger Gestalt; sie sind in der Mitte etwa drei Centimeter breit, kaum einen Centimeter dick, aber vierzehn bis funfzehn lang; sie wiegen etwa zweihundert Grammes und zehn Stück gehen auf einen Tikal. Dieses wunderliche, höchst unbequeme Geld giebt dem Eisen einen Werth, welcher den, den es in civilisirten Gegenden hat, um das Acht- bis Neunfache übersteigt; es kommt aus der kambodschanischen Provinz Tonly Repu. Für eine solche Eisenbarre gaben die Marktleute gern zwei Hühner. Weiter stromaufwärts, in Bassac und Ubon, läuft als Scheidemünze ein Stück Kupfer um, das etwa daumsdick ist und sechs bis sieben Centimeter lang ist; man nennt dasselbe **Lat**.


Riese mit neun Köpfen in Angkor.

Die Laos produeiren eben so wenig wie die Kambodschaner, und ohne die **Chinesen** würden diese Gegenden bald ohne allen Verkehr mit der Außenwelt sein. Aber auch jene leiden sehr unter dem widersinnigen Zollsysteme Kambodschas, und in Stung Treng klagten sie gegen Lagrée bitterlich über den Druck, welchen sie zu erleiden hatten. Erst vor Kurzem waren in Pnom Penh die Zölle auf alle aus Laos eingehenden Waaren wieder erhöht worden. Der Abgabenpächter verlangte nicht nur von Allem den Zehnten, sondern obendrein Geschenke, und im Ganzen waren die Güter mit einer Steuer von zwanzig Procent ihres Werthes belastet.

Während der rechtschaffene Handel unter schwerem Drucke leidet, hat der **Sklavenhandel** in schwunghafter Weise seinen Fortgang. Die Häuptlinge der wilden Stämme geben für Messingdraht, Pulver und Glasperlen junge Männer weg, manchmal auch ganze Familien, welche dann von den Chinesen auf dem Markte zu Pnom Penh, wo doch die Franzosen gebieten, verkauft werden. Garnier sah in Stung Treng einen Sklavenzug eintreffen. Die Männer schienen über ihr Schicksal gleichgültig zu sein, keineswegs die Kinder. Der Handel bringt großen Profit, denn ein Sklav, der in Attopeu 100 bis 150 Francs in Waaren gekostet hat, wird in Pnom Penh für etwa 500 Francs verkauft.

* * *

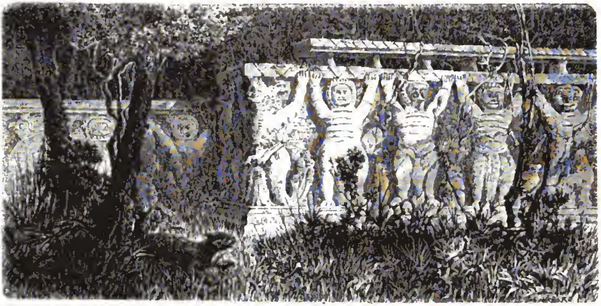
Wir werden späterhin die Reisenden auf ihrer Stromfahrt weiter begleiten; gegenwärtig wollen wir ihnen nach den wunderbaren **Ruinen von Angkor** folgen, welche zu den interessantesten in der Welt gehören und an Großartigkeit ihres Gleichen nicht haben. Sie sind in vieler Beziehung räthselhaft, viele Inschriften harren noch der Entzifferung, aber so viel ist gewiß, daß sie aus der Blüthenzeit des alten Reiches der **Khmer**, also Kambodschas, stammen.

Kambodscha war einst groß und mächtig; sein Gebiet hatte eine weite Ausdehnung und Siam stand zu ihm in einem Vasallenverhältnisse. Noch lebt im Volke das Andenken an die Zeit, da Kambodscha in religiöser wie in po-

litischer Hinsicht das Kernland jener hinterindischen Regionen bildete; aber diese Ueberlieferungen sind mit so viel Wunderbarem und Abenteuerlichem verwoben, daß die Thatsachen in denselben verschwimmen. Adolf Bastian hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er eine große Menge von Angaben über die Geschichte der hinterindischen Reiche und insbesondere auch über ihre Religionsgeschichte und Mythologie zusammengestellt hat*).

Die ersten geschichtlichen Angaben über das Reich Kambodscha in den chinesischen und annamitischen Annalen reichen bis ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf. Als die Mongolen China erobert hatten, war ihre Dynastie beflissen, die alten Verbindungen desselben mit den Staaten im Süden um so mehr wieder zu beleben, da der Beherrscher des Blumenreiches die Könige derselben als seine Vasallen betrachtet. Kublaï Chan schickte 1295 einen Gesandten an Tschin la, König von Kambodscha, und der chinesische Diplomat hat eine Schilderung der Hauptstadt entworfen, die von hohem Werth ist; sie giebt einen genauen Einblick in die damaligen Zustände. In Europa hatte man von jenen Regionen keine Kunde; im Allgemeinen wußte man über den fernen Osten, was Marco Polo gesagt hatte. Als die Portugiesen zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts durch die Straße von Malakka gesegelt waren, drangen sie bald weiter vor bis zu den Molukken und in die chinesische See, und 1518 erschienen Antonio de Mirando und Antonio Saldanha als Abgesandte des großen Alfons Albuquerque beim Könige von Siam. An dessen Hofe erhielten sie dann Nachrichten über einige Nachbarreiche, insbesondere auch über Kambodscha. Dasselbe war aber schon damals von seiner ehemaligen Höhe tief herabgesunken und zwar so rasch, daß man kaum annehmen sollte, es sei dasselbe Reich, dessen hohen Glanz der chinesische Diplomat gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts so glänzend und offenbar wahrheitsgetreu schildert.

Heute liegt die alte Hauptstadt in Trümmern, im Innern, gleichsam vergessen, von Waldgestrüpp überwuchert, durchschwärmt von wilden Thieren. Die Geschichte Angkors war so fabelhaft geworden, daß die ersten Europäer, welche 1570 und 1582 dorthin kamen, die gigantischen



Angkor Tom. Riesen tragen eine Terrasse.

Bauwerke auf Alexander den Großen und die Römer zurückführten!

Der Verfall des Reiches muß sehr schnell von statten gegangen sein. Gewiß sind es nicht allein die Menschen gewesen, welche denselben herbeigeführt haben, denn Alles deutet darauf hin, daß Naturgewalten eingegriffen haben. Die Stadt, welche der chinesische Gesandte beschreibt, lag am Ende des dreizehnten Jahrhunderts am Ufer des Kambodschaflusses; er erwähnt, daß in der Nähe zwei kleine Seen waren, einer im Norden, ein anderer im Osten. Aber im sechszehnten Jahrhundert liegen die Ruinen dieser Stadt etwa 200 Kilometer vom Flusse entfernt, unweit vom Nordgestade eines einzigen großen Sees (des Tali sab), dessen größter Durchmesser reichlich 20 deutsche Meilen beträgt. In allem Uebrigen entspricht jedoch die Darstellung der Chinesen den jetzt noch vorhandenen Denkmälern so genau, daß über die Einerleiheit gar kein Zweifel aufkommen kann.

Wir haben aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert vereinzelte Nachrichten von Reisenden über die alte Hauptstadt des einst so mächtigen Reiches des Khemr, welche damals schon in Trümmern lag. Ribadaneyra erwähnt in seiner Geschichte des Archipelagus, 1601, der „Ruinen einer alten Stadt in Kambodscha"; dort kann aber kein Mensch leben, weil dort so viele wilde Thiere hausen. Christoval de Jaque ließ 1606 die Beschreibung der Reisen drucken, welche er von 1592 bis 1598 in Hinterindien unternommen hatte. Er weiß, daß man 1570 in Kambodscha entdeckte „eine Stadt, die außerordentlich viele Gebäude enthält; sie ist mit einer Mauer umzogen, die vier Stunden Länge hat und deren Zinnen sehr hübsche Skulpturen aufweisen. Sie stellen Einhörner dar, Elephanten, Tiger,

*) Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Dr. Adolf Bastian. Der vierte Band enthält: „Reise durch Kambodja nach Cochinchina." Jena, bei Hermann Costenoble, 1868. Das obere Kambodscha und seine Monumente behandelt er von S. 57 bis 221; die Gegend westlich und südlich vom großen „kambodischen See", d. h. den Tali sab, von 221 bis 353. — Garnier hat die Ruinen von Angkor in „Le Tour du Monde" Nr. 548 und 549 behandelt; über die Geschichte Kambodschas gab derselbe einige Notizen in der „Revue maritime et coloniale", April 1869. S. 805 ff.

Löwen, Pferde, Hunde, Adler, Hirsche und andere Thiere. Innerhalb der Mauer findet man prächtige Häuser und herrliche Springbrunnen; sie haben Inschriften, welche die Kambodschaner nicht erklären können; die Pfeiler einer sehr schönen Brücke, sechszig an der Zahl, stellen Riesen dar. Diese Stadt heißt Angoz oder auch die Stadt der fünf Spitzen, weil man dort fünf sehr hohe Pyramiden sieht, auf deren Spitzen vergoldete kupferne Kugeln gestellt worden sind."

Ein französischer Missionär, Pater Chevreuil, spricht 1672 nicht mehr von der Stadt, er erwähnt nur des mächtigen Pagodentempels, des Angkor Wat, den er Onco nennt. Derselbe sei unter den Heiden so berühmt und angesehen wie die Peterskirche zu Rom unter den Christen. Dort haben sie ihre berühmtesten Doctoren, zu welchen sie von weit her kommen, um sich Raths zu erholen. Dorthin wallfahrten Pilger aus Siam, Pegu, Laos und Tennasserim auch dann, wenn Krieg ist. Zu jener Zeit waren also die Ruinen von Angkor Tôm, d. h. Groß-Angkor, schon verlassen, während der Tempel ein viel besuchtes Heiligthum blieb. Damals sind wohl auch die geschmacklosen Restaurationen beschädigter Theile vorgenommen worden; die Architekten waren ungeschickt im Vergleich zu den alten Baumeistern; sie wußten die gewaltigen Steinmassen nicht mehr fortzubewegen, stellten zwischen die viereckigen Säulen runde hin, das Capitäl nach unten, aber das hölzerne vergoldete Deckengetäfel mit seinen Sculpturen war damals noch vorhanden. Die Inschriften aus der ältesten Zeit konnte man nicht mehr entziffern.

Dann vergeht wieder manches Jahrzehnt, ohne daß



Vierköpfiger Buddha auf dem Berge Krom.

irgend welche Kunde über Angkor verlautet. Erst 1819 wurde in Europa der Bericht des chinesischen Gesandten, welchen Kublaï Chan nach Kambodscha geschickt hatte, durch Abel Remusat bekannt. Damals stand, wie schon bemerkt, das Reich der Khmer in großer Blüthe; eine Ueberlieferung, auf welche Mouhot 1861 sich bezieht, will wissen, daß zwanzig Könige demselben tributpflichtig waren. Dieser Gelehrte aus Mümpelgart muß als der Wiederentdecker von Angkor bezeichnet werden; wir haben in einem der ersten Jahrgänge des „Globus" seinen ausführlichen, mit vielen Illustrationen erläuterten Bericht mitgetheilt. Nach ihm ist Angkor mehrfach besucht worden; so 1866 von unserm Landsmann Adolf Bastian, welcher eine genaue, ins Einzelne eingehende Beschreibung gegeben hat. Nach ihm kamen Kennedy, ein englischer Consulatsbeamter in Bangkok, Thomson, Durand und Rondet; dann Lagrée und Garnier; letztere im Sommer 1866. Wir wollen das Nachfolgende aus den sehr umfassenden Mittheilungen Bastian's und Garnier's zusammenstellen.

Der große kambodschanische See, der Tali sab, steht vermöge vieler Arme mit dem Flusse von Ubong in Verbindung. Wenn man durch einen derselben in das breite Becken einfährt, hat man nach Nordwesten hin einen Ausblick über eine weite, gelbliche Wasserwüste; nach allen anderen Richtungen hin ist das Gestade dicht mit Strauchwerk besetzt; ein eigentliches Ufer sieht man nicht und an keiner Stelle kann man den Fuß auf trockenes Land setzen, weil der Wellenschlag weit in das grüne Gewirr hineindringt. Diese nasse Region ist unbewohnbar. Im Süden dagegen ragen aus dieser Waldöde einige Hügel empor, namentlich jener von

Krom, welcher als Landmarke für die Schiffer dient, die in den kleinen und schmalen Fluß Anglor hineinsteuern wollen. Man fährt auf demselben einige Stunden weit und hat zu beiden Seiten Wald und hohes Gestrüpp; allmälig bemerkt man Bäume, die schon im Trockenen stehen, und einige kommen auch am Ufer zum Vorschein.

Plötzlich gewinnt die Landschaft einen ganz veränderten Anblick; so weit das Auge reicht, sieht man Reisfelder, hin und wieder auch Dörfer; im Hintergrunde steigt die Citadelle empor, in welcher der siamesische Statthalter wohnt; neben derselben liegt die Hauptstadt Siemreap. Zur Erntezeit namentlich ist hier die Gegend weit und breit sehr angenehm, sie nimmt sich, man möchte sagen goldig aus. Dort weiden zahlreiche Herden von Rindvieh und Büffeln, deren Schellengeläut weithin hörbar ist; dort schüttelt ein Elephant mit seinem Rüssel die Reisähren, welche er auf den abgeernteten Feldern suchen darf. In den Hohlwegen fährt dann und wann ein leichter, mit Ochsen bespannter Wagen, schwere von Büffeln gezogene Karren sind mit Garben beladen, welche in großen Scheunen aufgespeichert werden. Das Ganze macht einen anmuthigen, erfrischenden Eindruck besonders auch dadurch, daß überall Palmen und Fruchtbäume stehen, und die hohen Bambuszweige sich im Luftzuge leicht hin und her bewegen. Reizend nimmt sich die Palmyrapalme und nicht minder hübsch die Cocospalme aus, welche über die Tamarinden emporragt. Auch die schlanke Arekapalme fehlt nicht, eben so wenig der Mangobaum, und vereinzelt tritt auch der Banianenbaum mit seinem gewaltigen



Sanctuarium auf dem Berge Krom.

Ast- und Laubwerk auf. Nun wird es Abend, die Sonne geht mit wunderbarer Pracht hinter dem dichten Walde unter und die Herden werden in ihre Umzäunungen getrieben. Dann wird Alles ruhig, und man hört nur noch die einförmigen, sanften Töne der hoch in der Luft sich bewegenden Papierdrachen, welche an langen Leinen befestigt sind. Die Leute glauben, daß solche Drachen in der Erntezeit Glück bringen. In einer solchen Gegend liegt diese neue Stadt Angkor; sie ist Hauptstadt einer Provinz, welche Kambodscha vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert an die Siamesen verloren hat; bei diesen heißt sie Siem reap. In der Citadelle finden Fremde, welche siamesische Pässe mitbringen, eine freundliche Aufnahme beim Gouverneur, welcher ihnen gern Führer stellt, wenn sie die Ruinen der alten Stadt besuchen wollen.

Der oben erwähnte Berg oder Hügel Krom bildet, wie schon gesagt, eine Landmarke. Auf seinem Gipfel liegt zwischen hohen Bäumen ein Sanctuarium in Ruinen; wir geben von diesem Tempelgebäude eine Abbildung. Die Bauart hat im Allgemeinen einen strengen oder vielmehr massiven Charakter, während sie in den Einzelnheiten elegant erscheint und in ihrer Auffassung original ist. Rings umher lagen zerbrochene Statuen, die jedoch weit entfernt waren von den classischen Meisterwerken der griechischen Bildhauerkunst. Man sieht das aus der Abbildung des vierköpfigen Buddha.

Adolf Bastian schildert die Eindrücke, welche er auf dem Wege von Siem reap nach Angkor Tom von dem Heiligthum empfing, in folgender Weise.

Auf einem sandigen Wege gelangte ich mit den mir als

Führer beigegebenen Edelleuten in meinem zierlichen Wagen in einen bosketartigen Wald. Als wir aus demselben heraus auf eine freie Fläche kamen, standen uns zwei riesige steinerne Löwen entgegen, welche zu beiden Seiten einer mit breiten Steinplatten getafelten Plattform flankirten. Von dort lief in beträchtlicher Erhöhung über weite Gräben ein breiter Pflasterweg nach dem hochgeschwungenen Thor der äußern Gartenmauer, aus deren Corridoren zu beiden Seiten eine lebendige Welt von Sculpturen hervortrat. Jenseits, hinter drei über einander mit Thürmen und Zinnen aufsteigenden Terrassen, wölbte sich der gewaltige Dom des prächtig geschmückten Tempels hervor; ihn umgab schützend überall auf den umlaufenden Gallerien und den von majestätisch aufstrebenden Säulen getragenen Hallen eine wunderbare Welt phantastischer Himmelsgestaltungen. Ihre Einzelnheiten entfalteten immer neue Schöpfungen, je mehr man sich ihnen nach dem Eintritt in das Außenthor auf dem glatten Steinwege näherte, der mit kreuzartigen Abzweigungen nach Seitencapellen durch den großartig verwilderten Pflanzenwuchs der in Seen blinkenden Gärten auf das Thor des Haupteinganges zuführte. Von diesem aus erstieg man die von den Höfen aufführenden Treppen der Stufenbauten höher und höher und stand zuletzt unter der thronenden Kuppel, welche frei nach allen vier Seiten, gleich dem dort stehenden Buddhabilde vierfach an Form, das Land überschaut. —

Angkor Tom bietet mit seinen Ruinen einen wunderbaren Anblick dar und macht einen gewaltigen Eindruck. Wir können in die Beschreibung der vielen Einzelnheiten nicht eingehen; unsere Illustrationen veranschaulichen den Typus der Gebäude und der Figuren. Die Stadt ist mit einer rechtwinkeligen Ringmauer umgeben, die eine Entwickelung von $14^1/_2$ Kilometer hat; der vor ihr sich hinziehende Graben ist 120 Meter breit und hat 5 Meter Tiefe; die Mauern sind 9 Meter hoch. Die Zugänge zu den fünf Thoren müssen einst einen monumentalen Eindruck gemacht haben. Vor dem einen Thore steht ein Riesendrache, welcher seine neun Köpfe emporstreckt; dazu kommen nicht weniger als 54 andere Riesen verschiedener Art. Man glaubt sich in Tausend und eine Nacht versetzt.

Auf der Seiser Alp in Tirol.

Von **G. Dahlke.**

I.

Die Frühmesse war beendet, der Sohn des Wirths Gasser aus der Kirche zurückgekehrt, das gesattelte Roß stand an der Stiege des Altans — und als die ernste Barbara, welche das Hauswesen verwaltet, meine Tasche gefüllt hatte, ritt ich, von dem schlanken Burschen geleitet, bei heiterblauem Himmel der Seiser Alp entgegen. Sonntagsfriede ruhte auf der Landschaft, Sonntagsfreude durchzitterte den Wanderer, dessen Phantasie schon die Fee der Romantik im Tann von Hauenstein mit Zaubergebilden umstrickt. In der Vorahnung des großen Naturbildes, das ich zu erschauen hoffte, gewannen die Ruinen von Salegg und Hauenstein, die Pyramide des Schlern und der Morinsenhügel lebensvollere Züge, und die Bauerhäuser von Seis, wie das romanische Kirchlein St. Valentin mit seinen verblichenen Fresken, der einsame Hof des Gstatsch auf der Halde und Bad Ratzes in der Schlucht des Cipitbaches steigerten den Reiz des Terrassenlandes, das sich in dreifacher Stufe und in dreifachem Wechsel der Gestaltung über dem Thalgrunde des Eisack aufgebaut.

Glänzende, allmälig zerrinnende Dunstflocken verhüllten die Spitze des Dolomitpfeilers und milderten die scharfen Umrisse des kahlen Gesteins. Auch Anton's scharfgeschnittenes Gesicht erschien im Sonnenlicht verklärt und der Gang weckte angenehme Erinnerungen: „Ja, Herr, auf der Alm ist es fein und die Arbeit eine Lust; nach Sonnenuntergang setzen wir uns in die Hütte, und wenn wir allein oder mit den Madeln um die Wette gesungen haben, dann tanzen wir auf dem Holzboden des Stadels bei Laternenschein oder im Mondlicht auf dem Rasen und gehen wieder so fröhlich ans Tagewerk, als feierten wir ein Fest. Wir singen und trinken, aber wir werfen uns nicht wie die Völser, wenn ihnen der Wein zu Kopfe gestiegen, unsere Fehler und Untugenden vor, und unser Pfarrer verbietet uns nicht den Tanz; es freut den hochwürdigen Herrn, wenn er uns beim Gesange trifft und sieht, wie wir so munter und doch nicht ausgeartet, in der Lust und im übermüthigen Jubel immer so sittsam sind."

Hinter St. Valentin beginnt ein gelichteter Lärchenwald und am Fuße der Halde mündet der Weg in die gepflasterte Straße, welche Kastelrut mit der Seiser Alp verbindet und einige Schichten der untern Trias durchschneidet. Roß und Führer schritten rascher in der schattigen Kühle bergan, um mit dem Allegro der Waldmusikanten in Uebereinstimmung zu bleiben, und sie verlangsamten ihren Gang auf der letzten von der Julisonne durchglühten Strecke, wo der einförmige Weg zwischen dem Absturz der Felswand und dem Rinnsal des Frombachs in gerader Linie auf die Höhe steigt. Auf die Frage nach dem Wildstande der Bergwälder erwiederte mein Begleiter: „Die Jäger haben Hirsche und Rehe weggeschossen, die Raubvögel Hasen und Hühner erwürgt, nur vorübergehend besucht das Reh noch unser Revier, versprengte Gemsen mögen bisweilen in den Zacken des Langkofels umherklettern; auch Stein- und Baummarder, Iltis und Wiesel sind selten geworden und das Eichhörnchen verschwindet mehr und mehr; doch falzen in der Wildniß noch Auer- und Birkhähne, in den Gehängen des Schlern und des Plattkofels nisten Stein-, Schnee- und Haselhühner, und bei der Heumahd ziehen Schaaren von Dohlen über unsere Köpfe, Specht und Häher hämmern und schnarren auf den Bäumen, Amsel und Drossel, Staar und Ammer, Fink und Zeisig, Rothschwänzchen und Steinlerchen musiciren im Walde und auf der Alp; aber häufiger als die Stimmen dieser Sänger hört man den Ruf der Falken und Adler, die über den Bergzinken schweben."

Nach zwei Stunden hatten wir den obern Rand der Halde erreicht und sahen einen Abschnitt der smaragdgrünen, im Süden von dem Schlern und den Roßzähnen begrenzten Matte vor dem Auge ausgebreitet. Mit dem leisen Winde,

der um die schwanken Halme der Gräser spielte, drang Glockenklang und das eintönige Morgenlied der Steinschmätzer in das Ohr, auf der weiten Flur erschienen die Stadel und Alphütten als dunkle Punkte, die mit vereinzelten Bäumen am Abhang des Puflatsch die Verzierungen des Hochlandes bilden. Als wir die Thür der ersten Schwaiga verschlossen fanden und nur ein paar Hühner als Wächter der Hütte bemerkten, ließ Anton das Pferd auf der Matte grasen und rastete auf der hölzernen Bank, die Rückkehr der Wirthin von der Kirche abzuwarten, während ich nach kurzer Verfolgung des Pufler Weges auf einem Seitenpfade in nördlicher Richtung den Puflatsch, die höchste Erhebung der Seiser Alp, zu ersteigen suchte. Das Geleise war hier und da tief in den lockern Tuff eingeschnitten und verzweigte sich in verschiedene Pfade nach den zerstreuten Hütten. Die Vegetation zeigte nicht die Ueppigkeit des Graswuchses auf den Thalwiesen und der trockene Sommer hatte die Blüthenpracht der Alm nur zu kümmerlicher Entfaltung gebracht; in weiten Abständen durchzogen die Sterne der Alpenblumen das nadelartig feine Gras, und nur wenige Schmetterlinge belebten die Flur; in den Ritzen und Spalten des Augitporphyrs und in den sumpfigen Vertiefungen der Matte dagegen war auch die Pflanzenwelt an Mannichfaltigkeit nicht hinter dem Tieflande zurückgeblieben, und während dort die Blüthentrauben des Steinbrech goldglänzendes Fingerkraut, das Greiskraut (Senecio carniolicus), Gnaphalium dioicum, Achillea Clavennae und millefolium das basaltähnliche Gestein bekränzten, überzogen hier Pedicularis, Vergißmeinnicht, Ranunkeln und üppige Blattpflanzen den feuchten Grund. Der Gang bot außer dem Ueberschreiten eines Moores keine Schwierigkeiten, indem die sanfte Abdachung des Scheitels den Aufstieg erleichtert und der Wanderer bei freier Aussicht nicht leicht über die Richtung des Weges in Irrthum gerathen kann, wenn auch das Auffinden mancher Alphütte ohne Wegweiser kaum gelingen dürfte.

Die Einschnitte des From- und des Puflerbachs scheiden den Puflatsch von dem wellenförmigen Plateau der Matte; schroffe Abstürze begrenzen seine Ränder gegen Seis und Kastelrut und gegen das Grödner Thal; auf der nördlichen Kuppe bezeichnet ein hölzernes Kreuz den kaum erkennbaren Gipfel. So malerisch die Ansicht von Seis und dessen Umgebungen, von dem gigantischen Schlern und der Schlucht des Seiser Baches mit dem spitzen Thurme der Vigiliuskirche auf dem südlichen Bühel, so reizend ist der Blick auf die Landschaft von Kastelrut und auf den Ritten von dem Westrande des nördlichen Abschnitts; Fichten und Lärchen steigen am Abhang bis auf den Kamm; in dem Nadelfilz des Wachholdergestrüpps pflückte ich Saxifraga aizoon, Gentiana nivalis und den zierlichen Farrn Cystopteris fragilis. — Meine Tritte hatten eine kleine, dicht am Abgrunde in dem Schatten der Felsen ruhende Schafherde aufgeschreckt. Mit einer Sicherheit, welche der Kletterfähigkeit der Ziegen kaum nachstand, sprangen die Thiere am Rande des Abgrundes über die Klippen, und ihre Bewegungen entwickelten eine Kühnheit und Schnelligkeit, wie sie nur das freie Leben in den Bergen erzeugen kann.

Wie weit auch die Ansichten der Forscher über den Einfluß der Außenwelt auf Charakter und Gemüth des Menschen aus einander gehen mögen, so läßt sich doch kaum verkennen, daß das verschiedene Naturell derselben Thiere, welche in der Ebene und auf den Alpen hausen, die mächtige Rückwirkung der Natur auf ihre Bewohner verräth. Ohne diese Wirksamkeit auf geheimnißvolle Beziehungen zwischen den Stoffen und Kräften der Erde und dem Organismus der Geschöpfe zurückzuführen, und ohne die nothwendige Abhängigkeit des selbstbewußten Geistes von der landschaftlichen Gestaltung seiner Umgebung vorauszusetzen, dürfen doch die stillen aber stetigen Eindrücke des Gebirges oder des Wald- und Heidelandes auf die Phantasie und das Gemüth des Menschen als mitbestimmende Ursachen seines Charakters betrachtet werden. Wie verschieden ist die Naturanschauung des Arabers, dem die Wüste einen unübersehbaren Horizont nach allen Seiten öffnet, oder des Insulaners, dessen Blick frei über den Wasserspiegel ins Unendliche schweift, von den Vorstellungen eines Gebirgsbewohners, der im engen Rahmen eine unentwirrbare Fülle von ausdrucksvollen Formen und Gestalten überschaut, und wie verschieden ist die Sinnesart und Sitte der Menschen, welche durch die Eigenthümlichkeiten der Natur dort zu einem abenteuervollen Wanderleben auf flüchtigen Rossen gelockt, hier zu beharrlichem Kampf mit den Hindernissen der Bodengestaltung und des Klimas an die Scholle gefesselt werden?

Bei der geringen Aufmerksamkeit, welche ich dem Pflanzenteppich zuwandte, fand ich auf dem dürren Boden und an dem Höhenquell des Puflatsch nur wenige Pedicularis-, Rapunzel- und Nelkenarten, Gentianen, Scabiosen und Glockenblumen, Ranunculus montana und bulbosus, Alchemilla, Gaga simplex, das fein verzweigte Galium silvestre, Zotus corniculatus, Calamintha alpina, Meum mutellinum, Crepis aurea, Bitcutella laevigata, Euphrasia, Baldrian, Geranium, Berufkraut und die Alpenaster. Genauere Untersuchung der vielfach zerklüfteten, mit Legföhren und Wachholder umstrickten Steilhänge des Berges würden allerdings reichere Ausbeute geliefert haben, allein bei der durchsichtig klaren Luft ward das Auge immer wieder auf die blühende Landschaft hingelenkt, deren Formenmannichfaltigkeit sich zum prachtvollen Rundbilde zusammenfügt. Zwar ist die Aussicht vom Fuß des Kreuzes, 6870 Fuß über dem Meer, enger begrenzt, als auf dem Rittner Horn; aber die Bergkolosse sind hier dicht neben anmuthige Fluren gestellt und ihre großartigen Gestalten prägen sich mit markigeren Zügen der Seele ein.

Zu den Füßen das Dorf Kastelrut an einen bewaldeten Felsenkopf geschmiegt, und jenseit des Eisack hinter der langgezogenen Linie des Horns die Sarner Scharte und der Porphyrrücken von Mölten, der das linke Etschufer unterhalb Meran umsäumt; darüber hinaus an der Grenze des Nonsberges die kühn aufstrebende Laugenspitze, und fern im Nordwesten, von Dunst umflossen, die majestätischen Suldner Ferner. Während Nebelgebilde auch das Reich der Oetzthaler Gletscher verschleierten, zeichneten die Zemmer- und Zillerthaler Firnen ihre Flächen und zackigen Firste, ihre Grate und Pyramiden klar und scharf auf das Himmelsblau.

In der Mulde des lieblichen Grödner Thals sieht man über dem Rinnsal des Flusses und der aschfarbigen Straße braune Stadel, weiße Häuser und Häuschen unter grauen Schindeldächern wie Schmuckkästen an der Halde prangen, den Raschötzberg mit dunklem Nadelwalde, hellfarbiger Matte und der leuchtenden Heiligkreuzcapelle geschmückt; hinter dem fahlen Aschglerberge beginnt mit dem Peutlerkofel, der Geislerspitze und den Schrofen der Guerdenazzagruppe das formenreiche Dolomitgebiet, und wo die Einsenkung des Grödner Jochs den Durchblick in die Ferne gestattet, da steigt der domartige Gipfel des Lagatschö mit weißen Schneeflächen über grüne Alpen empor, während das erste Glied des Pordoigebirges — die Terrassenstufe des Mesulus — sich hinter den Felsgebilden hervorschiebt, welche den Ostrand der Seiser Alp umgürten.

In den zerrissenen, durchsägten, ausgewitterten Nadeln und Zinken des Lang- und Plattkofels, deren Gebilde noch gewaltiger als die Bergriesen der Ferne vor dem Auge aufsteigen, offenbart sich die grauenvolle Wildheit des Dolomit-

gebirges in seltsamen Zügen, die nur der Stift, nicht das Wort zu veranschaulichen vermag. Das gletscherartige Schneefeld und die kahlen Zwischenglieder, welche die Verbindung der pyramidalen Spitze des Langkofels mit dem flachern Scheitel seines Nebenbuhlers vermitteln, haben durch unnahbare Wände und hoch aufstrebende Zinnen den Eindruck ernster Größe. Trotzdem Paul Grohmann im vorigen Sommer den 10,020 Fuß hohen Gipfel des erstgenannten Berges glücklich erklettert hat, wird der Langkofel nie ein Ziel der Touristen werden, weil die Schwierigkeiten der Besteigung kaum hinter dem abschreckenden Anblick zurückstehen, und der niedrigere, gefahrlos zu erkletternde Schlern durch seine Flora und den lehrreichen Aufbau seines Schichtengesteins für die geringere Fernsicht ausreichende Vergütung gewährt

Die Alpe selbst bildet nahezu ein Quadrat von zehn oder zwölf Stunden Umfang, dessen Ränder durch die Einschnitte verschiedener Bäche ausgebuchtet sind und dessen Oberfläche durch die Vertiefungen der Rinnsale und niedrige Höhenzüge einen anmuthigen Wechsel der Gestaltung erhalten hat. Auf der riesigen Fläche von 9577 Tagmahd weiden mehr als 1000 Stück Rindvieh; der Heuertrag füllt 370 Stadel mit vortrefflichem Futter, das von den Eigenthümern im Winter auf Schlitten abgefahren wird. Die Grenzumwallung wird im Süden durch die Roßzähne und den Schlern gebildet, dessen pfeilerartige, von dem Dolomitmassiv abgelöste Glieder über dem Hauensteiner Walde ehrfurchtgebietend aufragen. Und hinter dem Joch im Südosten: „Auf der Schneid“, erheben sich die Lausaköpfe hoch über die Fluthen des verborgenen Aetermojasees, während die vielzackigen Gipfel der Fassaner Grenzgebirge in langer Reihe bis zur eisverhüllten Marmolatta den Hintergrund ausfüllen. — Zu diesen großen Zügen des Rundgemäldes stimmt der Reichthum an malerischen Formen in den Schluchten des Cipit- und Frombachs, von Pufels des Pitzbaches und der Saltaria, wie an den steilen, theilweis von Nadelholz verhüllten Abstürzen gegen die Hochfläche von Seis und Kastelrut und gegen das Grödner Thal.

Die unregelmäßige Gestaltung der südtirolischen Kalkalpen zwischen der krystallinischen Centralkette und der Cima d'Asta ist durch das Auftreten massenhafter Eruptivgesteine bedingt, welche in verschiedenen Perioden der Erdbildung durch Hebungen und Senkungen der Oberfläche jene Plateaux und Gebirgsgruppen erzeugt haben, in denen ein gesetzloses Durcheinandergreifen verschiedener Bewegungen ausgeprägt erscheint. Als Denkmale der Eruptionen aus der frühesten Zeit dürfen die Granitmassive von Brixen, der Cima d'Asta und dem Adamello betrachtet werden, deren Emporsteigen die gleichzeitige Erhebung des ganzen Zwischengebietes herbeiführte. Die Gesteine des Thonglimmerschiefers bildeten nach ihrem Niederschlag die Oberfläche eines Festlandes, das schon damals die Grundzüge der gegenwärtigen Bodengestaltung angedeutet haben mag; mit oder nach den ersten Ausbrüchen des Quarzporphyrs sank das Schieferland unter den Meeresspiegel; dagegen ragten zur Zeit der späteren unterseeischen Porphyreruptionen nur wenige Theile der älteren Durchbrüche: Zangen, Schwarzhorn, Rittner Horn, Sarner Scharte und andere Kuppen inselartig über den Wasserspiegel.

Auch die Umgebung der Seiser Alp hat als ein Schauplatz vulcanischer Thätigkeit für die geologische Kenntniß der Südalpen besondere Wichtigkeit. Die Wechselwirkung der gleichzeitigen Eruptivgesteine und Ablagerungen hat dieser Gegend jene mannichfache Gliederung gegeben, welche über den Aufbau und die Schichtungsverhältnisse des Gebirges interessante Aufschlüsse liefert, und zu den Producten eruptiver Thätigkeit gesellt sich ein Reichthum an Mineralien, von denen die schönen Analcimkrystalle, Zeolithe, Apophyllittafeln, Prehnit, Chabasit, Amethyst, Kalk-, Flußspath- und Bergkrystalle der Seiser Alp in vielen naturhistorischen Sammlungen prangen.

Die beiden Arme des Centralgebirges, welche die südlichen Kalkalpen umfassen — die Tauernkette und der Ortles-Adamellozug — haben in Verbindung mit dem isolirten Granitstock der Cima d'Asta auf die Gestaltung der Zwischenglieder einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, dessen Wirkungen sich noch in dem Parallelismus verschiedener Bergreihen erkennen lassen, so regellos auch die Anordnung einzelner Theile dem Auge erscheint.

Auf krystallinischen Schiefern, welche im Norden unbedeckt hervortreten und als ein Vorgebirge der Cima d'Asta im Süden inselförmig aus den Sedimenten aufsteigen, sind hier die Triasschichten ohne Zwischenglieder aufgebaut. Als die ersten Durchbrüche des Quarzporphyrs ihr Massengestein über den Thonglimmerschiefer ausgebreitet hatten und durch die Senkung des Landes Schiefer und Porphyr unter dem Meeresspiegel verschwunden war, wurde ihr Material im Laufe der Zeit theilweise vom Wasser zersetzt und in Tuffen niedergeschlagen, von denen der rothe Sandstein das unterste Glied der Trias bildete. Nach der Ablagerung dieses versteinerungsleeren „Grödner Sandsteins“ fand eine langsame, gleichmäßige Senkung des Landes statt, bei deren Fortdauer in den Niederschlägen wie in der Thierwelt des Meeres allmälige Aenderungen eintraten, indem der Meeresboden mit den Ablagerungen der Seiser, der Campiler Schichten und des Mendoladolomits überdeckt wurde. Hierauf erlitt die Bildung der Niederschläge eine Unterbrechung; der Meeresboden ward durch plötzliche Hebung großentheils in Festland umgewandelt und die Triasformation von Südtirol in zwei scharf unterschiedene Abtheilungen — ältere und jüngere Trias — geschieden. Nur vom Venetianischen ragte noch ein Meerbusen in das tirolische Festland herein, das dieser Hebung und den unmittelbar darauf folgenden Eruptionen seine Individualisirung verdankt.

Das Thal von Caracas in Venezuela.

Von A. Ernst.

I.

Sollte etwa einer meiner Leser der vorschnellen Ansicht sein, eine Beschreibung des Thals von Caracas sei überflüssig, da dies ja ein längst bekanntes Gebiet sei, so wird er sicherlich bald anderer Meinung werden, wenn ich ihn auf irgend eins der bekannten Conversationslexica verweise. Nehmen wir ein vielverbreitetes Conversationslexicon von 1858, wo

Band IV, S. 371 gedruckt steht, La Guayra liege an der Mündung des bei Caracas vorbeigehenden Guayraflusses, und von einem Onanco, Caranco und Catucha die Rede ist, welche die Stadt von Norden nach Süden durchfließen, um mit dem Guayra den Canal zu speisen, welcher Caracas mit seinem Hafen verbindet!

Wenig Sterblichen ist es vergönnt gewesen, in ein paar Zeilen so viel Unsinn zusammendrängen zu können, wie es dem Verfasser des betreffenden Artikels gelungen ist. Der Canal spukt auch in anderen derartigen Werken, ohne daß ich bis jetzt habe entdecken können, woher die seltsame Fabel eigentlich kommt. Er ist sogar einmal Ursache einer Differenz zwischen zwei Handelshäusern gewesen. Ein deutscher Exporteur hatte nämlich Waaren in Commission an ein Haus in La Guayra verschifft, und war hinterher höchlich verwundert, daß ihm in der Verkaufsabrechnung eine ziemlich hohe Karrenfracht von La Guayra nach Caracas angesetzt wurde. Er antwortete daher im Tone gerechter Comptoirentrüstung, er werde dieselbe nicht bezahlen, da man sich der weit billigern Wasserverbindung des Canals hätte bedienen sollen. Jedenfalls hatte der gute Mann sein geographisches Wissen aus jenem Lexicon oder dergleichen Quelle geschöpft, und war auf diese Weise in den allerdings nicht ganz ungewöhnlichen, aber immerhin unangenehmen Fall gekommen, eine capitale Thorheit zu behaupten.

Ich muß in der That aufrichtig gestehen, wenn ich nach dem Inhalte derjenigen Artikel eines Conversationslexicons, die ich mit den Resultaten meiner eigenen Erfahrung vergleichen kann, den Werth aller übrigen bestimmen sollte, so müßte ich diese Werke insgesammt verurtheilen und als höchst unzuverlässige, irreleitende Compilationen bezeichnen.

Es wird also doch nicht so ganz überflüssig sein, wenn ich es unternehme, eine genaue Schilderung der Umgegend von Caracas zu geben, so weit die letztere nämlich von allgemeinerm Interesse ist, und ich will zur Erhärtung meiner Glaubwürdigkeit nur noch bemerken, daß ich naturwissenschaftlicher Zwecke halber das Thal und die Berge von Caracas seit acht Jahren nach allen Richtungen hin durchwandert und zahlreiche barometrische Höhenbestimmungen angestellt habe.

Ein Blick auf eine gute Karte des südamerikanischen Continents zeigt eine hart am Gestade des Caribischen Meeres hinlaufende Bergkette, die als Abzweigung der neugranadinischen Anden über Merida, Trujillo und Barquisimeto der Küste sich nähert und dann, mit derselben parallel laufend, im Cap Codera ein Ende erreicht. Dies ist die venezuelanische Küstenkette, der nördlichste Gebirgswall des Continents, der schroff ansteigend vom Meere aus den Anblick einer ununterbrochenen gezackten Mauer darbietet.

Sie besteht nicht aus einem einzigen Zuge; denn mit dem nördlichen gleichlaufend streichen südlich noch zwei andere Züge von geringerer Erhebung, bis endlich nach den letzten Hügelreihen die weiten, einförmigen Ebenen beginnen, die sich unter dem Namen Llanos bis an den Orinoco erstrecken.

In dem Thale, welches der nördliche Zug der Küstenkette mit seinem südlichen Nachbar bildet, liegt Caracas, Venezuelas Hauptstadt; das nach Süden folgende Längsthal zwischen dem zweiten und dritten Zuge wird von dem Tuy bewässert und bildet einen der bestangebauten Punkte des Landes.

Die Lage von Caracas wird anschaulicher werden, wenn der Leser es unternimmt, mit mir vom Hafen La Guayra aus die Reise nach der Hauptstadt zu machen.

La Guayra (10°36′15″ nördl. Br. und 69°26′ westl. L. von Paris) hat eigentlich keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede mit leidlich gutem Ankergrunde, in der die Schiffe aber stark schlenkern. Der Platz liegt in einer Schlucht des Gebirges wie hineingekeilt, keineswegs an einer für seine Entwickelung zweckmäßigen Stelle. Nach Beobachtungen, die ich der Freundschaft des Herrn M. W. F. Albrecht *), vormals Lieutenant und Navigationslehrer an Bord Seiner Majestät Fregatte „Niobe“, verdanke, ergiebt sich für La Guayra als vierzehntägiges Mittel (März 1870) ein Barometerstand von 762,37 Millimeter und 26°,46 (hunderttheilig) als Mitteltemperatur. Diese Beobachtungen gelten für den Ankerplatz der Fregatte; die Instrumente befanden sich 3,45 Meter über dem Meeresspiegel.

La Guayra war früher ein belebter Handelsplatz, in dem ein verhältnißmäßig stark bevölkertes Hinterland und eine östlich wie westlich reich bebaute Küste einen regen Verkehr bedingten. Das Geschäft hat sich indessen in neuester Zeit mehr nach Caracas gezogen, so daß die meisten bedeutenden Häuser nur noch Agenturen oder Commissionslager in La Guayra haben. Diese und andere commercielle Verhältnisse sind jedoch ein Gegenstand, den ich an einem andern Orte eingehender zu behandeln gedenke. Hier will ich nur noch hinzufügen, daß der Handel von La Guayra vorzugsweise in den Händen deutscher Kaufleute ist.

Verlassen wir nun diesen Punkt, die heiße Schwelle Venezuelas, um uns nach Caracas, dem Ziele unserer Reise, zu begeben.

Zwei Wege liegen vor uns, ein Fahrweg und ein Reitweg **).

Der erstere, der sogenannte Neue Weg (Camino Nuevo), zieht sich in zahllosen Windungen an den Lehnen der Bergschluchten nach dem Thale von Caracas hinauf, so daß er, obgleich die directe Entfernung zwischen seinen beiden Endpunkten nur 1,8 spanische Meilen (20 auf einen Aequatorgrad) beträgt, doch über 6 Meilen lang ist. Die Fahrt wird in zweisitzigen Kutschen gemacht, die von drei Pferden gezogen werden und zweimal täglich von beiden Städten abfahren. Ein Platz kostet jetzt vier preußische Thaler ***). Die Kutscher sind meist alle Italiener, wie es der Gründer des ganzen Unternehmens, Herr Manuel Delfino, ist, der sich durch dieses Etablissement ein unzweifelhaftes Verdienst um Caracas und einen bedeutenden Verdienst für sich selbst erworben hat. Für nervenschwache Personen hat die Fahrt manches Angreifende. Die Wägen sind nicht sonderlich sanft; der Weg ist stellenweise herzlich schlecht, und dabei jagen die Vetturini knallend in voller Carriere um die Biegungen der Bergvorsprünge herum, dicht am Rande eines nicht unbeträchtlichen Abgrundes, an dem auch nicht der kleinste Prellstein

*) Sohn des bekannten Inspectors der preußischen Navigationsschule in Danzig.

**) Herr F. Engel hat im „Globus“ (XIV, 334) allerdings schon einen Artikel über die Fahrstraße von La Guayra nach Caracas publicirt. Diese Arbeit ist indessen voll von Unrichtigkeiten, leeren Phrasen und nicht zur Sache gehörigen Dingen. Unrichtig ist die Behauptung, der Fahrweg sei eine alte, von den Spaniern erbaute Heerstraße; falsch die Identification der Tara, einer baumartigen Composite, mit der krautartigen Verbesina helianthoides, sowie die des Apio, einer hiesigen Gemüsepflanze, mit dem Apium montanum. Letztere ist die Arracacha esculenta, DC.; ihr spanischer Name kommt von der Aehnlichkeit der Blätter mit denen der Sellerie, die bei uns Apio de España heißt. Wer systematische Pflanzennamen anführt, sollte wenigstens die richtigen geben, um so mehr, wenn man, wie Herr Engel, ein botanischer Reisender sein will. Gar nicht zur Sache gehörig ist fast alles auf Seite 335 Gesagte; auf eine Probe leerer, nichtssagender Phrasendrescherei werde ich weiter unten zurückkommen.

***) Ich will hier bemerken, daß in neuester Zeit der deutsche Vereinsthaler sehr häufig als Münze in Caracas circulirt, da die Einfuhr einen kleinen Gewinn läßt. Bei der Münzverwirrung, die im Allgemeinen hier herrscht, ist eine fortdauernde und gesteigerte Importation des Thalers wünschenswerth. Er gilt gesetzlich 8 venezuelanische Real oder 4 Franken.

errichtet ist, und der massenhaft aufwirbelnde Staub ist auch kein Beruhigungsmittel. Unglücksfälle sind dennoch große Seltenheiten. Die Fahrt dauert in der trockenen Jahreszeit gegen fünf Stunden; während der Regenzeit wird der Weg dagegen sehr schlecht und die Kutschen brauchen acht Stunden und mehr. Nicht genau in der Mitte des Weges ist ein Umspann in der kleinen Ortschaft Guaracarumbo, wo die Reisenden zugleich eine allerdings sehr beschränkte Auswahl von Erfrischungen vorfinden. Dagegen ist von hier aus der Blick nach Norden über das Meer und die weiß erglänzenden Felsen von Cabo Blanco malerisch schön.

Der höchste Punkt des Fahrweges ist der Endpunkt, wo er die Sohle des Thales von Caracas erreicht, nachdem er 33,870 spanische Varas oder 28,312 Meter weit durch die Küstenkette sich hindurchgewunden hat. Die Differenz zwischen dem Anfangspunkt der Steigung im Westen von La Guayra bei dem Flecken Maiquetia und dem Ende derselben bei Catia de los Frailes (sogenannt, weil es ehemals zu dem Besitz der Mönche eines Klosters gehörte, denn fraile heißt Klosterbruder), eine spanische Meile von Caracas, beträgt 873 Meter, so daß das Verhältniß der Steigung durchschnittlich wie 3 : 100 ist, was einem Winkel von 16°42′ entspricht. Der Weg wurde 1837 begonnen und 1845 beendet und kostete gegen eine Million Thaler. Er ist indeß keineswegs in der bestmöglichen Richtung angelegt worden, und seine technische Ausführung läßt gleichfalls viel zu wünschen übrig. Aus beiden Gründen geht man augenblicklich mit dem Plane um, dem nördlichen Theile, welcher des steilern Gefälles wegen die meisten und größten Biegungen hat, eine andere Richtung zu geben, die bei beträchtlicher Kürzung der zu durchlaufenden Entfernung auch geringere Terrainschwierigkeiten bietet.

Der bedeutende Frachtverkehr auf dem Neuen Wege wird durch zweiräderige Karren vermittelt, jede von einem Maulthiere gezogen. In den letzten Jahren hat man auch große vierräderige mit zwei Ochsen bespannte Wagen in Gebrauch genommen. Eine der erstgenannten Karren ladet 7 Centner von La Guayra nach Caracas, dagegen 10 Centner in umgekehrter Richtung. Der Frachtpreis ist ungemein schwankend und hängt von der Menge der zu transportirenden Waaren ab. Es giebt Zeiten, in denen man nur 2 Thaler für eine ganze Ladung bezahlt, während der Preis in anderen schon bis 8 Thaler gestiegen ist; augenblicklich bezahlt man $5\frac{1}{2}$ bis 6 Thaler. Die Carreteros verlassen La Guayra (oder beziehungsweise Caracas) Nachmittags, wenn die größte Hitze vorüber ist, fahren einen Theil der Nacht hindurch und erreichen ihren Bestimmungsort am darauf folgenden Morgen.

Der Reitweg läuft in doppelter Richtung, über die Cumbre und über Las Dos Aguadas.

Die erstgenannte Richtung ist die durch Humboldt beschriebene und wird durch nachstehendes Profil in allgemeinen Zügen veranschaulicht.



Er beginnt, wie der Fahrweg, in dem Flecken Maiquetia und steigt sofort ziemlich steil an den Bergrändern hinauf. Ungemein angenehm ist der Eindruck, wenn man, die brennend heiße Küstenregion hinter sich lassend, einige hundert Meter Seehöhe erreicht hat. Eine üppige Vegetation begrenzt auf beiden Seiten den Weg, und wenn auch Palmen fehlen, so erregt doch eine prächtige Aroidee von riesigen Dimensionen (Philodendron pinnatifidum, Schott) selbst die bewundernde Aufmerksamkeit des Nichtbotanikers; während die großen goldgelben, strahligen Blüthenstände der Tara (Oyedaea verbesinoides, DC.), einer baumartigen Composite, die für die Berge von Caracas charakteristisch ist, einen wunderlieblichen Contrast bilden mit den silberglänzenden, schöngeformten Blättern des Croton gossypifolius, dessen Blüthenähren wie Lichter an einem Weihnachtsbaume senkrecht straff in die Höhe stehen.

Diese nach Norden dem Meere zugewandten Berghänge verdanken ihren üppigen Pflanzenwuchs den reichlichen Dunstmassen, welche während der Nacht und des Vormittags der mit Wasserdampf gesättigte Seewind beim Anprall gegen die kühleren Höhen erzeugt und dadurch jene feuchtwarme Temperatur veranlaßt, die jedem Besucher eines Farrn- oder Orchideen-Treibhauses bekannt ist.

Die am Wege liegenden Häuser sind meist in sehr verfallenem Zustande, da der Hauptstrom des Verkehrs jetzt eine andere Richtung eingeschlagen hat. Es ist ihnen gegangen, wie den Wirthshäusern an manchen deutschen Landstraßen, seit die Eisenbahnen einen Umschwung im Verkehrswesen hervorgerufen haben.

Von der Venta Grande bis zur Cumbre ist der Weg weniger interessant. Die Vegetation verliert an Fülle, und der Reflex der Sonnenstrahlen an den theils dürren, theils mit spärlichem Graswuchs bedeckten Berglehnen erzeugt gegen Mittag eine um so drückendere Wärme, als an vielen Stellen auch nicht der geringste Windstoß die erhitzte Luft durch frischere ersetzt. Nahe der Cumbre auf der 1479 Meter hohen Cuchilla, dem höchsten Punkte des Weges, liegen die Ruinen der von den Spaniern hier einst erbauten Mehlmagazine, bei denen sich zugleich ein militärischer Posten befand, der den Weg nach beiden Seiten beherrschte. Heute liegt in der Nähe eine wohl unterhaltene Kaffeepflanzung.

Der Weg senkt sich von jetzt ab und nimmt in kurzer Entfernung die dritte bereits genannte Linie auf, die über Las dos Aguadas (die beiden Trinkplätze) führt. Dieselbe verläßt La Guayra in südlicher Richtung und führt auf einem sehr steilen, durch zahlreiche lose Steinblöcke beschwerlichen Wege nach den Ruinen des alten spanischen Forts von

San Carlos, dessen solide Wälle zwar noch nicht ganz zu Schutt und Staub zerfallen sind, dennoch aber mit der sie umrankenden Vegetation ein beredtes Zeugniß ablegen von der Vergänglichkeit menschlichen Schaffens im Gegensatze zu der ewig wirkenden Kraft der schöpferischen Natur. Der weitere Verlauf des Weges ist vielfach höchst interessant durch die prachtvollen Vegetationsbilder, die auf ihm sich darbieten, namentlich dort, wo zu der großen Fülle tiefgrüner, glänzender Belaubung die pflegende Hand des Menschen die Banane mit ihren riesigen Blättern gesellt hat.

Nach langem Regenwetter sind einige Stellen des Weges schlecht passirbar; ein besonnener Reiter, der an dergleichen Punkten es dem sicherfußenden Maulthier überläßt, sich selbst den Weg zu suchen, läuft indeß keine Gefahr. Nachdem man den sogenannten Rio Grande (höchstens 20 Fuß breit und kaum 1 Fuß tief) passirt hat, führt der Weg vielfach bei kleinen Anpflanzungen vorbei, von denen die meisten von Canariern (in Venezuela Isleños genannt) bewohnt werden. Viele von ihnen betreiben etwas Blumenzucht und bringen namentlich am Sonntag Morgen Blumensträuße zum Verkauf nach Caracas.

Dieses letzte Stück des Weges erlaubt eine nach Norden hin unbeschränkte Fernsicht über die weite Meeresfläche, und das Ohr vernimmt deutlich das Getöse der fernen, weiß aufschäumenden Brandung an dem flachen Gestade, das nur durch die tertiäre Felsengruppe des Cabo Blanco unterbrochen wird *).

Die Richtung über Las dos Aguadas ist die kürzeste zwischen La Guayra und Caracas, und sie wird daher von den meisten Reisenden, die nicht fahren wollen, während der trockenen Jahreszeit benutzt. Mit einem guten Maulthier braucht man höchstens $3^1/_2$ Stunden; die Fußpostboten müssen den Weg gesetzlich in 3 Stunden zurücklegen. Sie folgen allerdings nicht den vielen Biegungen des Weges, sondern schlagen sich bei jeder Gelegenheit seitwärts in die Büsche, und auf diese Weise kürzen sie die Entfernung um ein Bedeutendes **).

Nach der oben bereits angegebenen Vereinigung beider Richtungen läuft der Weg über Sanchorquiz (eine Quelle, in deren Nähe mehrere zerstreute Häuser liegen) und verläßt bald darauf die Region des höhern Pflanzenwuchses; denn der ziemlich schroffe Abstieg nach dem Thale von Caracas bietet rechts und links nur die Aussicht auf grasbewachsene Gehänge. An mehreren Stellen des Weges bemerkt man ein ausgezeichnetes Steinpflaster, das am Ende des vorigen Jahrhunderts von den Spaniern angelegt wurde. Die Länge der Zeit, welche diese Arbeit bei der früher so starken Frequenz des Weges und den mächtigen atmosphärischen Einflüssen gedauert hat, ist ein sprechender Beweis für ihre Tüchtigkeit und steht in frappantem Gegensatze zu dem kläglichen Zustande der meisten Straßen in Caracas. Es ist nun einmal eine ausgemachte Thatsache, die auch der ärgste Feind des spanischen Colonialsystems nicht leugnen kann, daß, wo nur immer in der südamerikanischen Republik großartige, solide, gemeinnützige Bauwerke existiren, diese Arbeiten der Spanier sind; die spätere Zeit hat nichts gebaut, aber durch Nachlässigkeit und Muthwillen viel zerstört.

Bald erreicht man eine Stelle, von der aus Caracas zuerst sichtbar wird. Der erste Blick auf die Stadt ist in der That wunderbar schön. Halten wir demnach in Gedanken einen Augenblick an und mustern wir mit forschendem Auge aus der Vogelperspective das ganze nun vor uns liegende Panorama des Thales von Caracas; denn auf diese Weise wird uns das Verständniß seiner Gliederung und Bildung wesentlich erleichtert werden.

Nach links und rechts von uns dehnt sich der hohe Wall der Küstenkette, deren oberer Theil dicht bewaldet ist, während die tieferen Gehänge ein dichter Graswuchs bedeckt. Hin und wieder ziehen sich schlangenförmig gewundene Pfade an den Lehnen hinauf, wie namentlich links von uns der Weg nach dem Galipon, einer schönen und leicht erreichbaren Bergpartie, auf der sich inmitten der üppigsten Vegetation eine Kaffeepflanzung befindet. Im Süden begrenzen niedrigere Bergketten das Thal, welches auch westlich durch den Höhenzug des Calvario, der wie ein Vorgebirge in die Ebene eintritt, theilweise abgeschlossen ist, während es sich östlich weithin ausdehnt, und erst in bedeutender Entfernung die mit bläulichem Duft umzogenen Berge von Mariche am Horizonte aufsteigen. Inmitten des Thales erhebt sich hufeisenförmig der nach Osten hin geöffnete Hügelkranz des Rincon del Valle, eine seltsame Erscheinung, auf die ich noch mehrfach zurückkommen werde. Von Westen her tritt der Guaire (nicht Guaira) in das Thal; doch liegt sein Spiegel für uns verborgen hinter dem grünen Saum baumartiger Gräser (Caña brava = Gynerium sacharoides), der ihn an beiden Ufern begleitet und stellenweise überragt wird von der schlank aufschießenden, graziösen Humboldtsweide (Salix Humboldtiana, Willd.), mit einer an die Pyramidenpappel erinnernden Wuchsform. Von dem kahlen, rothbraunen Vorsprung des Calvario glänzt die weiße Capelle zu uns herüber, und tiefer und näher zu uns heran zieht sich der neue, oben beschriebene Fahrweg wie ein gelblich weißes Band nach Westen hin. Zwischen ihm und dem Calvario beginnt die Schlucht von Tacagua, die über Catia de los Frailes westwärts bis Catia de la Mar sich ausdehnt. Sie hätte vielleicht die beste Richtung für einen Fahrweg nach La Guayra abgegeben, wenn das letztere westlicher läge, wo heute das zweitgenannte Catia liegt.

Von der Berglehne, auf der wir stehen, senkt sich der Boden ziemlich rasch dem Thale zu. Die nördliche, uns nähere und somit höher liegende Partie ist unbebaute Grasflur, Savana genannt, auf der die Friedhöfe angelegt sind. Sie wird von mehreren tiefen Einschnitten mit meist senkrechten Wänden durchfurcht, die oft einen spärlichen, der höheren Waldregion entstammenden Wasserlauf haben.

Im westlichsten Theile des Thales, hart an der Ostspitze des Calvario, liegt die Stadt, eine bedeutende Fläche bedeckend, wie ein freundliches Bild umschlossen von einem lieblichen Rahmen. Ueber das rechtwinkelig sich schneidende Straßennetz und die rothen Dächer erheben sich nur wenige niedrige Kirchthürme, unter denen der erst kürzlich vollendete der Dreifaltigkeitskirche (Iglesia de la Trinidad) mit seiner nadelförmigen, blendend weißen Dachspitze besonders die

*) Man kann in stillen Nächten die Brandung auch in Caracas hören, ja das Ohr unterscheidet sogar ihr doppeltes Geräusch, den ersten Anprall der Wogen und das darauf folgende Rasseln, welches die von der zurücktretenden Welle fortgerissenen Strandkiesel erzeugen.

**) Herr F. Engel („Globus“ XIV, 336) scheint ganz bezaubert von dem „fast nackten, muskelstraffen, schwellenden, elastischen Körper“ eines solchen Postboten, und spricht von ihm in Ausdrücken, wie sie kaum Homer von seinen Helden gebraucht. Nun, de gustibus non est disputandum! Wenn er aber in dem darauf folgenden Absatze die südamerikanischen Creolen mit europäischen Abkömmlingen in Gegensatz stellt und von Tri-, Quadro- und Quintogenitos spricht, so hat er kein weiteres Recht, sich auf seinen eigenthümlichen Geschmack zu berufen. Was sind denn eigentlich Tri-, Quadro- und Quintogenitos? Diese Buchstaben-Conglomerate (denn Wörter sind es nicht) sehen aus wie spanisch, bedeuten aber nichts und sind reiner Unsinn. Die anthropologische Wissenschaft kennt Terzerones, Quarterones, und diese Wörter existiren auch im Spanischen. Herr Engel kann gelegentlich den Genius der spanischen Sprache um Vergebung bitten für seine seltsame Sprach-Falschmünzerei. Unigenito ist ein eingeborener, einziger Sohn; aber ein Quintogenito!? Das kommt von dem Haschen nach leeren Phrasen!

Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Hin und wieder wiegen einige Königspalmen (Oreodoxa regia, in dem republikanischen Caracas mit dem ihr gar nicht zukommenden Namen Chaguarama belegt) ihre prachtvollen Kronen in der reinen balsamischen Luft, als einzige, wenn auch eingeführte Repräsentanten jener Pflanzenfamilie, die für die meisten Reisenden das Hauptmoment einer tropischen Landschaft bildet.

Doch nun müssen wir unsern Weg fortsetzen. In einer Höhe von ungefähr 900 Fuß über dem Thale treffen wir links die Ruinen einer kleinen Capelle, genannt La Cruz. Das nun folgende letzte Stück des Weges ist um so unangenehmer, als sein unleugbar schlechter Zustand und langweiliger Zickzackverlauf durch den fortwährenden Blick auf das dicht vor uns liegende Reiseziel noch beschwerlicher erscheint. Endlich kommen wir an das Thor von Caracas, wo wir gern das abgeforderte Wegegeld von einem Real für die Person bezahlen, weniger weil wir der Ansicht sind, daß ein Weg, für dessen Erhaltung absolut nichts gethan wird, überhaupt die Entrichtung eines Wegegeldes rechtfertigt, als vielmehr aus Dank gegen die schützenden Götter, die uns glücklich über Stock und Stein an das Ziel unserer Wanderung geleitet haben.

Die Petroleumregion in West-Pennsylvanien.

Noch vor wenigen Jahren, so schreibt ein amerikanisches Blatt, war der Theil von Westpennsylvanien, der jetzt unter dem Namen „pennsylvanische Oelregion“ in der ganzen Welt bekannt, ja berühmt ist, ein wenig angebautes, fast nur von Wald und Busch gefülltes Thal und Hügelland. Nur in den Thälern, namentlich am Allegheny, blühte der Ackerbau, während die waldigen Hügel mehr Interesse durch ihre reizende Scenerie als durch ihre Fruchtbarkeit gewährten. Die Bevölkerung jener Gegend war seit Beginn der Ansiedelung Pennsylvaniens wenig zahlreich und zeigte jährlich eine kaum bemerkliche Zunahme, und die Verbindung mit größeren Märkten war dürftig und an Anlage von Eisenbahnen in jenen wilden Regionen dachte man nicht.

Der Haupthandel der Gegend bestand in Bauholz, welches in den ausgedehnten Fichtengehölzen auf den Höhen, an den Quellen des Allegheny und seiner Nebenflüsse gefällt und auf diesen Berggewässern zu Thal geflößt wurde.

Natürlich war unter solchen Verhältnissen der Grund und Boden äußerst billig. Die früheren Ansiedler kauften den Acker Land zu 20 Cents oder höchstens 1 Dollar, der jetzt oft mit Tausenden von Dollars bezahlt wird.

Es ist keine Frage, daß schon vor langer Zeit die Oelhaltigkeit der Flüsse und des Quellwassers bemerkt wurde und daß ihnen die Indianer deshalb besondere Heilkräfte zuschrieben. Auch hatte man wohl hin und wieder das Oel abgeschöpft und praktisch verwendet, aber in die Außenwelt war wenig Kunde davon gedrungen. Erst vor etwa elf Jahren wurde die Welt plötzlich durch den Ruf in ungläubiges Erstaunen versetzt, daß in jenen Gegenden das Oel (Steinöl oder Petroleum) aus den Felsen quelle. Das zog speculative Köpfe und Abenteurer an, und als die ersten drei Bohrversuche schon bei 70 Fuß Tiefe reichliche Oelquellen erschlossen, begann jene großartige Aufregung und jenes tolle Treiben und Speculiren, welches unter dem Namen „Oelfieber“ bekannt ist, und das nur dem Kohlenfieber bei Entdeckung der Anthracitkohlen in ihrer Verwendbarkeit in Pennsylvanien vor 50 Jahren und dem Goldfieber in 1848 zu vergleichen ist.

Jene ersten drei Oelbohrungen fanden auf Farmen statt, wo bald darauf in nächster Nähe erst bei mehreren hundert Fuß Tiefe Oel gefunden wurde, so daß ohne jene ersten zufällig so glücklichen Versuche nicht leicht das Oelfieber, die Oelproduction und die Erschließung dieser ungeheuern Schätze in das Leben getreten sein würde.

Im Jahre 1859 begann jenes Treiben, das von Zeiten der Anlage der Kohlenminen und des Goldgrabens her als „Prospecten“ bekannt ist, mit anderen Worten das Ausschauen unternehmungslustiger, in jenen Gegenden fremder Speculanten und Abenteurer nach guten Plätzen für Anlagen von Oelbrunnen; im Frühling von 1860 hatten diese Schauer beträchtlich zugenommen, und namentlich war ihr Augenmerk auf die Ufer des Oil Creek gerichtet. Die Ländereien stiegen von Tag zu Tag im Preise, glückliche Bohrversuche wurden in alle Welt ausposaunt, und bald wimmelte die Region von prospectirenden, bohrenden, Land kaufenden und Claim verschachernden Menschen; Schuppen, Häuser, Dörfer, Städte, Hotels, Kirchen, Eisenbahnen, Alles sprang aus dem Nichts in wenigen Jahren wie durch Zauber zu Tage. In allen östlichen Städten, namentlich aber in Philadelphia, dominirte das Oelfieber in einer Weise, daß jeden Tag neue Oelcompagnien entstanden, daß der Handel mit Oelstocks den ersten Rang einnahm an der Börse und im täglichen Leben, und daß täglich viele Tausende von Dollars gewonnen und verloren wurden. Mancher verdankt jener aufgeregten Zeit die Grundlage seines Vermögens, aber Mancher verlor auch Alles, was er durch emsige, jahrelange Thätigkeit sich erworben hatte. Wie Pilze kamen und verschwanden unzählige tüchtiger und fauler Bogus Oelspeculationen.

Das Oelfieber verging nach Jahr und Tag, aber es hinterließ das gute Resultat, daß in den Oelregionen unzählige Oelquellen Millionen von Gallonen Oel jährlich spendeten und noch spenden. Die wilde Speculation machte jetzt dem soliden, technisch und finanziell fest begründeten Geschäft Platz, und bis jetzt ist noch kein Grund vorhanden, an der Unerschöpflichkeit der Oelquellen Westpennsylvaniens zu zweifeln.

Das Oelgeschäft hat Städten wie Cleveland und Pittsburg, namentlich aber Philadelphia, große Reichthümer zugeführt. Vor allen Dingen aber ist dadurch die etwa 100 Meilen lange und 50 Meilen breite Oelregion selbst zu einer der reichsten und bevölkertsten Gegenden der Vereinigten Staaten geworden. Eine ganze Anzahl neuer Städte mit herrlichen, soliden öffentlichen Gebäuden und prächtigen Privatwohnungen sind entstanden, und die Banken derselben controliren viele Millionen. Viele Farmer sind durch Verkauf ihres Landes steinreich geworden; „Oelprinzen“ hat das Volk diese Glückspilze genannt. Und mancher Abenteurer, der ohne einen Cent in jene Thäler kam, ist jetzt Millionär.

Herr Hake war der erste Mann, der nach Oel bohrte; das war am Oil Creek nahe der Farm von McClintock. Der Vater des Herrn H. McClintock lebte ein halbes Jahrhundert lang auf dieser Farm und benutzte das Oel einer Quelle zu häuslichem Gebrauch. Ein Freund aus Pittsburg, der zu Besuch bei ihm war, schlug einstmals vor, eine

Bohrung neben der Quelle vorzunehmen, um mehr Oel zu erzielen. — „Nein," rief der alte McClintock, „wollte ich das thun, so würde das Oel in das Loch laufen und ich kein Oel mehr haben." Dort gerade war es, wo zuerst gebohrt wurde, und wo das Oel jetzt aus einer Menge von Bohrlöchern in Strömen emporsteigt. Viele Farmer verkauften ihre Farmen zu 30,000, 50,000 und 100,000 Dollars.

Nur wenige der ursprünglichen Grundbesitzer ließen sich auf Oelbohren ein; unter ihnen war McCray auf seiner 180 Acker großen Farm einer der thätigsten und glücklichsten. Eine Neuyorker Compagnie bot ihm eine halbe Million für seine Farm. Er schlug sie aus und arbeitete weiter, und in 1870 erzielte er täglich zuweilen 3000 Faß Oel.

Aus allen Erdtheilen.

Aus der Südsee.

Wenn früher von den Inseln der Südsee die Rede war, traten gewöhnlich die Hawaii-Gruppe und Tahiti in den Vordergrund, manchmal auch die Tonga-Inseln. Seit Jahren erregen aber auch die Fidschi-Inseln und die Navigatoren (Samoa-Gruppe) die allgemeine Aufmerksamkeit; beide sind in den australisch-californischen Verkehr gezogen worden, und die Zahl der weißen Einwanderer wächst immer mehr an, und damit verfallen die Insulaner demselben Schicksale wie ihre Brüder auf den zuerst genannten Gruppen. Die Fidschi-Eilande sind nun Dampfschiffstation für die Dampferlinie zwischen San Francisco und dem neuseeländischen Auckland, und die zu Sydney in Neusüdwales gebildete „Polynesische Compagnie" hat auf der größten Insel, Viti Lewu, einige hunderttausend Morgen Landes vom Könige Thakombau erworben. Wir haben in unserer Zeitschrift mehr als einmal die Verlegenheiten geschildert, in welche dieser braunschwarze Potentat einerseits durch die Yankees gerathen ist, andererseits durch die Kannibalenstämme des Innern, welche von den weißen und dunkelfarbigen Christen und Missionären nichts wissen mögen und, gut conservativ wie sie sind, der Menschenfresserei nicht absagen wollen. So dauern denn die Kriege fort. Inzwischen richten die weißen Leute sich häuslich ein und bestellen das fruchtbare Land. Aus einigen vor uns liegenden Berichten in californischen und australischen Blättern stellen wir Folgendes zusammen.

Eine Landspeculantin, Frau Fitzgibbons, hat am Flusse Luvocati ausgedehnte Strecken im Besitze, und ein Capitän H. nahm dort 20,000 Morgen in Besitz, für welche er den Eingeborenen bezahlt hatte — 100 Pfund Sterling. Am Luvocati, wo das Dorf Tavinui liegt, haben sie nun schon eine Art von Regierung eingerichtet, welche von sämmtlichen Pflanzern anerkannt ist. Die polynesische Compagnie nimmt viele Ländereien, auf welchen Andere sich angesiedelt haben, als ihr Eigenthum in Anspruch; die derzeitigen Inhaber wollen sich jedoch nicht ausweisen lassen und auch kein Kaufgeld zahlen.

Januar, Februar und März sind die sogenannten Sturmmonate, in denen keine Schiffe fahren. Den Ansiedlern wird gerathen, folgende Gegenstände von Australien mitzubringen: Thee, Kaffee, Cognac, concentrirte Milch, Zwillichhosen und dergleichen Röcke, Leinwandschuhe, Moskitonetze, Patentlampen mit Aufzug, Bier in Flaschen. Nach diesen Waaren ist auch stets Nachfrage. Der Abeitslohn beträgt 15 bis 17 Pf. St. König Thakombau will der polynesischen Compagnie ihre Ländereien nicht verabfolgen. Sein vertrauter Rathgeber, ein Neger aus den Vereiniglen Staaten, welcher die Schliche der Weißen kennt, will nicht, daß Seine Majestät von ihnen über das Ohr gehauen werde und „richtel allerlei Unheil durch seine Intriguen" an.

Außer der erwähnten Dampferlinie geht auch regelmäßig in jedem Monat ein Segelschiff der in San Francisco gebildeten Packetlinie nach Fidschi. Von Melbourne aus wird gegen das allzustarke Einströmen von Auswanderern gewarnt. „Arme Leute werden große Noth leiden und Capitalisten keine Arbeitskräfte, wie sie hier nöthig sind, finden. Neun Zehntel des Landes sind für den Baumwollenbau ungeeignet. Auch wird es hier nicht eher gut werden, als bis die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse eine völlige Umgestattung erfahren haben."

Auf Viti Lewu erscheint seit dem vorigen Jahre eine Zeitung in englischer Sprache, die „Fiji Times". Wir erfahren durch sie, daß die Ansiedler sich jetzt vorzugsweise in der Nähe von Suva niederlassen; dieser Hafen liegt Australien zunächst, und man erwartete, daß die Dampfer der großen australisch-californischen Linie dort anlaufen würden.

Einzelne Walfischfahrer in der Südsee hatten einen sehr glücklichen Fang; das amerikanische Schiff „Corat", welches im September bei den Tonga-Inseln ankerte, hatte bereits 20 Wale erlegt. Die Insulaner thaten sich an dem Fleische dermaßen gütlich, daß bei Abgang der letzten Nachrichten schon 80 und etliche in Folge ihrer Prasserei gestorben waren. Die Regierung der Tonga-Inseln, welche bekanntlich in lebhaftem Verkehr mit der Fidschi-Gruppe stehen, hat eine der dort ihr gehörenden Insel, Rambe, an einen Engländer, Capitän John Hill, verkauft. Auf ihrer eigenen Gruppe läßt sie Ansiedlern gegen einen Pachtschilling Ländereien auf 50 oder auch auf 99 Jahre ab. — In der Unterrichtsanstalt zu Tobu empfangen etwa 120 polynesische Jüngtinge Unterricht in der englischen Sprache, Algebra, Mathematik und Geographie. — Ein englisches Fahrzeug brachte eine Herde von 300 Schafen; mehrere Inseln sollen zur Zucht derselben durchaus geeignet sein.

Aus Australien.

Die Einnahmen der Colonie Victoria betrugen für das Finanzjahr vom 30. September 1869 bis dahin 1870 die Summe von 3,116,274 Pf. St. (im Vorjahre 3,303,199); davon entfielen auf die Eingangszölle nicht weniger als 461,819 Pf. St. auf Spirituosen, 31,408 auf Wein, 25,513 auf Bier und Cider, auf Tabak 128,564, Cigarren 11,083, Opium 25,512 Pf. St. — Die Einnahme von den Eisenbahnen stellte sich auf 563,548, von Telegraphen auf 30,422, von der Post auf 126,753 Pfund Sterling.

r.d. Schwimmende Inseln in der Colonie Victoria. Gippsland ist die südöstliche Provinz der Colonie Victoria in Australien. Sie wird im Norden, Osten und Westen von den australischen Alpen begrenzt, im Süden aber auf einer Ausdehnung von etwa 20 Meilen vom Ocean. Die von den Bergen kommenden Ströme, der Thompson, Mitchell, Avon, Alister und andere, münden in ein System von Strandseen, welche gleich den Haffs an unserer Ostsee durch schmale sandige Nehrungen vom Meere getrennt sind. Nur eine fahrbare Straße führt in diese Strandseen hinein, in denen fortwährend eine neue seltsame Landbildung vor sich geht. Die „Gippsland Times", eine Zeitung der Colonie Victoria, meldet darüber Folgendes: Als einer der Dampfer der „Gippsland-Steam-Navigation-Company" kürzlich den Wellington-See (einen der Strandseen) befuhr, bemerkte der Mann am Ruder plötzlich Land zu seiner Rechten in der Bahn des Schiffes, scheinbar nur eine kurze

Strecke entfernt von den Straßen, welche den Wellington-See mit dem Victoria-See verbinden. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Capitäns auf die merkwürdige Erscheinung. Als man näher kam, fand man, daß dieses Land (an einer Stelle, wo sonst keines zu finden) aus einer kleinen Insel von 30 Yards Länge und 20 Yards Breite bestand. Sie war mit üppigem Graswuchs überzogen; kleine Bäume (tea trees) und Buschwerk wuchsen sehr reichlich auf ihr. Die einzigen Bewohner dieser sonderbaren Insel waren einige Schweine, die vergnügt weiter grasten und sich der neuen Wasserreise zu freuen schienen. Eine zweite, ganz gleiche, doch kleinere Insel wurde etwas weiter hin angetroffen; doch diese war augenscheinlich von der größern getrennt oder durch das Wühlen der Schweine von ihr abgelöst worden. Von welcher Gegend des Hauptlandes diese schwimmende Insel stammte, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, doch ist es bekannt, daß ein Theil des Bodens bei Marley-Point, am Südufer des Wellington-Sees, kürzlich abgerissen wurde und mit 20 bis 30 Stück Schweinen meilenweit in den See hinausschwamm. So lange der Wind anhielt, schwammen diese Inseln gegen die Mac-Lennan-Straße, doch als der Wind umsprang, brachte er sie nach einer dreitägigen Reise ganz nahe zu ihrem Ausgangspunkte zurück, von dem sie abgebrochen waren. Nach der Ansicht des Districtsgeometers Dawson hat sich das Areal von Rafeneath, im Westen des Wellington-Sees, um 20 bis 30 Acker Land durch solche angefluthete Inseln vermehrt."

Waffenfabriken in den Vereinigten Staaten.

Die größte der amerikanischen Gewehrfabriken — die größte in der Welt — die von Remington, in Ilion, im Staate Newyork, hatte während des letzten deutsch-französischen Krieges die Lieferung von Waffen für die französische Armee übernommen. Sie lieferte zahlreiche Gewehre eigenen Fabrikats und — solche aus den Vereinigten-Staaten-Arsenalen. Für Beschaffung derselben erhielt sie zuerst fünf und später drei Procent. Das Etablissement ist wahrhaft großartig, es bedecken Remington's Fabrikgebäulichkeiten vier Acker. Er beschäftigt darin 1300 bis 1400 Arbeiter, bezahlt einen monatlichen Arbeitslohn von 138,000 Dollars, verbraucht jährlich 6000 bis 10,000 Tonnen Kohlen und vermag in sieben Monaten über 170,000 seiner Gewehre erster Qualität herzustellen. Die Remington'sche Gewehrfabrik, nunmehr 40 Jahre alt, ist die größte in der Welt und vermag an einem Tage, wenn es Noth thut, vierzehnhundert ihrer Hinterladegewehre zu vollenden. Einen kolossalen Aufschwung nahm sie in den letzten fünf Jahren. Dies rührt namentlich vom preußisch-österreichischen Kriege von 1866 her, welcher die verschiedenen Mächte, Angesichts der Leistungen des preußischen Zündnadelgewehres, auf die Unzulänglichkeit ihrer Schußwaffen hinwies.

Die Londoner „Times" sagte kürzlich, eine amerikanische Fabrik vermöge mehr Gewehre herzustellen als alle Gewehrfabriken Englands zusammen. Um die 300,000 Martini-Henry-Gewehre herzustellen, deren Anschaffung für die englische Armee kürzlich beschlossen wurde, bedürfen sämmtliche englische Gewehrfabriken zusammen vier Jahre. Nun berechne man nach obigen Leistungen des Amerikaners Remington, wie viel oder vielmehr wie wenig Zeit seine einzige Fabrik zur Herstellung einer solchen Waffenzahl brauchen würde!

Und dabei bedenke man, daß die große Waffenfabrik in Hartford, Connecticut, beinahe eben so viel leisten kann wie die Remington'sche! Sie fabricirt nicht nur das Beadan'sche Hinterladegewehr und den weltbekannten Colt'schen Revolver, sondern jede Art kleiner Geschütze von der Galting-Batterie herab bis zum Derringer.

Auch folgende amerikanische Waffenfabriken sind jede für sich jeder einzelnen englischen Fabrik dieser Art überlegen: die Taol Company in Providence, R. I.; die Brown Manufacturing Company in Newburyport, Massachusetts; die zwei Sharp'schen Fabriken in Philadelphia und Hartford; die Smith und Wesson'sche Fabrik in Springfield, Massachusetts, welche gegenwärtig 25,000 Armeerevolver für Rußland macht; die Winchester Company in New-Haven, Connecticut.

Robbenschlag und Dorschfischerei im Nordmeere.

m. — Aus Norwegen wurde Ende Mai die Rückkehr des ersten Seehundsfängers gemeldet. Das Dampfschiff „Albert", Capitän Hansen, lief ein mit 11,526 Seehunden und 2 Eisbären. Nach dem Berichte des Capitäns war es während der ganzen Fangzeit im Eismeere ungewöhnlich stürmisch. Am 6. März verlor er bei einem 36 Stunden anhaltenden Sturme ein Fangboot und neun Segel, die sich, obgleich wohl beschlagen, losrissen und aus den Luken wehten. Den Mast hinauf zu kommen war unmöglich. Von den übrigen Fangschiffen, welche Capitän Hansen auf der Heimfahrt traf, hatte „Vapna" 1000 junge und 1432 alte Seehunde, „Bonden" 1000 junge und 150 alte, „Thor" 2900 junge und 1050 alte, „Hanslen" 1800 junge und 300 alte, „Nordlyst" circa 5000 und „Polarstjerna" 1400 junge und 1100 bis 1200 alte Thiere gefangen.

Der Dorschfang bei den Lofoten hat mit dem vorigen Jahre wieder die westliche Periode begonnen. Es ist nämlich eine langjährige Erfahrung, daß der Hauptfang sich bald nach Ostlofoten, bald nach Westlofoten neigt; die Grenze zwischen den beiden Inselgruppen bildet der Sund zwischen Ost- und West-Vaagö. Obgleich alljährlich an allen Fischplätzen längs der Innenseite der ganzen Lofotengruppe gefischt wird, so hat doch in den Jahren von 1859 bis 1869 der Hauptfang stets im Osten stattgefunden, und dies mag der Hauptgrund sein, weshalb die neuen freieren Fischereigesetze noch keine praktische Anwendung erfahren haben. Sie ertheilen unter Andern den Fischern das Recht, auf offener See ihr Geschäft nach eigener Bequemlichkeit zu treiben und ihre Fanggeräthe nach Belieben auszulegen. Bei Ostlofoten würde dies wegen der Enge des Meeres und der Menge der zur Fangzeit herbeiströmenden Fischer nicht möglich sein, ohne daß die Fanggeräthe in Collision gerathen und dadurch Streit unter den Betheiligten entstehen würde; bei Westlofoten aber läßt sich dies mit etwas Vorsicht und gutem Willen sehr leicht vermeiden. Hält sich der Hauptfang nur einige Jahre im Westen, so ist Hoffnung vorhanden, daß die Fischer die Zweckmäßigkeit der neuen Gesetze einsehen und sich mit ihnen befreunden werden.

In diesem Jahre steuerten alle Fischer, wie auf Verabredung, der Westgruppe zu, und sie sahen sich in ihrer Voraussetzung, daß die Fische sich dort am reichlichsten zeigen würden, nicht betrogen. Gegen Ende Februar schien es freilich, als zögen sie ostwärts, und flugs waren alle Boote hinterdrein, so daß im März viele Menschen in Ostlofoten zusammenströmten; bald aber kehrten sie nach den westlichen Fangplätzen zurück, wo sich der Hauptfang bis an das Ende der Saison hielt. Der Fang ist übrigens in diesem Jahre nicht ergiebig gewesen, das Quantum der Fische bleibt hinter dem Mittelertrage zurück. In Folge der ungewöhnlich strengen Kälte am Lande hielten die Fische sich in der Tiefe und das stürmische Wetter hinderte oft den Betrieb des Fanges, so daß Mitte März noch nicht die Hälfte des niedrigsten Quantums gefangen war. Erst gegen Ende des Monats traten günstigere Verhältnisse ein, und als am 14. April der Districtsaufseher abschätzte, belief sich die Beute auf $17\frac{1}{2}$ Millionen, wozu noch $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Millionen nach der Abreise des Aufsehers gefangene Thiere hinzukommen. Von diesen 18 bis $18\frac{1}{4}$ Millionen sind 10 Millionen gesalzen, 7 Millionen getrocknet und der Rest ist verbraucht. Die Ausbeute an Dorschlebern betrug 44,000 Tonnen (zum Durchschnittspreis von 6 Speciesthalern), welche 22,000 Tonnen Thran gaben. Rogen gab es 16,000 Tonnen, zum Durchschnittspreise von 7 Speciesthalern. Diese ungewöhnlich hohen Preise entschädigen für das geringe Quantum des Fanges, so daß der diesjährige Verdienst nicht hinter dem besserer Jahre zurücksteht.

— **Die deutsche Flagge in Nordamerika.** Bei uns in Deutschland sind Viele der Ansicht, daß das Schwarz-Roth-Gold für alle Zeit in Ehren gehalten werden müsse. Viele alte Burschenschafter, und mit ihnen auch der Herausgeber dieser Blätter, werden diese theuern Farben, das Symbol ihrer patriotischen Ideale, lieb und werth halten bis ans Lebensende, und sie werden in der Geschichte unseres großen Vaterlandes ihre hohe Bedeutung behalten. Sie sind verfolgt worden, man hat sie von Seiten der Machthaber geächtet, ihre Träger als Hochverräther behandelt, aber die Idee, deren äußerer Repräsentant sie waren und noch sind, hat gesiegt. Wir haben nun Kaiser und Reich und mehr wollten wir angeblichen „Demagogen" nicht. Wir sind Herren der Reaction geworden, unser Wille ist geschehen, die Wartburg und der jenaische Burgkeller haben ein Recht, ihrerseits Victoria zu rufen.

Aber Ehre auch dem Schwarz-Weiß-Roth; es bildet keinen Gegensatz zum Schwarz-Roth-Gold, sondern ist das Symbol der siegreich ins Leben geführten Idee, es ist das Symbol der That und in jeder Beziehung würdig, die Oriflamme des Reiches deutscher Nation zu sein und zu bleiben. So denken auch unsere Landsleute in Nordamerika. In Newyork feierten die Revolutionskämpfer von 1848 und 1849, wie seit Jahren schon, ihr Erinnerungsfest. Einer der damaligen Kämpfer, Sigel aus Baden, jetzt General, hielt die Festrede. Nach einer herzlichen Begrüßung der abermals versammelten Kämpfer und Theilnehmer an jenen großen Ereignissen gedachte Redner der Todten, welche damals als tapfere Krieger ihr Leben für die deutsche Freiheit eingesetzt; es sei nicht ausschließlich ein Verein von Süddeutschen, speciell Badensern, sondern ein Verein wahrer, deutscher Patrioten; ein einiges Deutschland sei jetzt die Losung, die Aller Herzen erfülle, keine Fortpflanzung des vielfach bekämpften Particularismus liege in dem Wesen des Vereins. (Donnernder Beifall und lebhafte Zurufe.) Mit Beziehung auf die schwarz-roth-goldene Flagge bezeichnete Redner dieselbe als ein Symbol der Vergangenheit, ein Wahrzeichen der ersten patriotischen Leidenschaft für die Idee der Freiheit und Einheit, das jetzige neue deutsche Reichspanier, schwarz-weiß-roth, sei nunmehr das Zeichen der Ehre, des Ruhmes und der Größe des deutschen Reiches; beide Farben, die ideale und reale, müßten gleich hochgeehrt sein und bleiben. Weit entfernt sei er davon, das System der Monarchie anbeten zu wollen, wenn er dem Scharfblick und der Energie eines Bismarck, der Ueberzeugungstreue und Mäßigung des deutschen Kaisers, sowie dem Genie eines Moltke Gerechtigkeit widerfahren lasse; sie vereint hätten die Einheit des Reiches geschaffen und langersehnte Wünsche in Erfüllung gehen lassen, weil sie eben die Mittel hatten, dieses zur Ausführung zu bringen. Die Unfehlbarkeit der Monarchen habe aufgehört, dem Volke gebühre fortan das Bestimmungsrecht; jene sei verschwunden vor dem moralischen Bewußtsein der deutschen Nation. Mit einer Berufung auf das über ihm wehende Sternenbanner ging Redner dahin über, daß er nicht ein blinder Bewunderer jeder Republik sei; — die 48er seien die Avantgarde der großen deutschen Einwanderung gewesen, welche sich in ununterbrochenem Strome zwanzig Jahre lang über diesen Continent, und zwar zum Segen der Verhältnisse, ergossen habe; die Männer, welche gegen Corruption, Amtsschacher und Bestechung seien, dürfe man die Vorkämpfer wahrer Principien einer wirklichen Republik nennen. Der Verein, fern jeder politischen Hinneigung, solle nur ein Verein für Pflege der Freundschaft, ein Verein menschenfreundlichen Strebens sein; die Bruderhand den deutschen Heeren von 1866 und 1870, sowie ein stilles Andenken den Kämpfern aller deutschen Volksstämme, die im letzten amerikanischen Bürgerkriege ihr Blut verspritzten. Damit schloß der Redner; lauter, anhaltender Beifall erschall, denn er hatte Allen aus der Seele gesprochen.

— **Bristol** war die erste Stadt Europas, von welcher aus **Dampfer nach Nordamerika** gingen („Sirius" und „Great Western"), sie wußte sich jedoch die Vortheile eines solchen Verkehrsmittels nicht zu sichern und ließ sich von Liverpool überflügeln. Jetzt endlich tritt sie in den Wettbewerb ein und die regelmäßigen **Dampferfahrten zwischen Bristol und Neuyork** werden im Herbst beginnen.

— In **San Francisco** giebt man sich der Hoffnung hin, daß man den **Theehandel** aus China dorthin ablenken könne, nicht bloß für die Vereinigten Staaten, sondern auch für einen Theil Europas. Richtig ist, daß in jedem Monate beträchtliche Theeladungen nach dem Innern versandt werden, wo Chicago sich vermißt, „ein **Theecentrum für die Welt**" zu werden. Neu erscheint, daß in der letzten Maiwoche eine ganze **Schiffsladung südamerikanischen Kaffes** auf der Pacificbahn nach dem Osten befördert worden ist.

— **Portland**, die wichtigste Stadt in **Oregon**, ist in raschem Aufblühen; im Frühlinge sind viele Ansiedler aus Missouri und Iowa, welche dort ihre Besitzungen vortheilhaft an europäische Einwanderer verkauft haben, nach Oregon gekommen, wo sie billig Ländereien der besten Art erwerben. — Von dem früher erwähnten Plane eines Herrn Halladay, 50,000 Leute aus Deutschland nach Oregon und Washington zu schaffen, haben wir bisher weiter nichts gehört.

— Das **Erdbeben**, von welchem **Chile** am 25. März 1871 heimgesucht wurde, ist eines der heftigsten gewesen; seit 1851 hatte man keine so starke Erschütterung erlebt. In der Hauptstadt Santiago, in Valparaiso und anderen Städten war der Schrecken allgemein und auch viele Ortschaften im Süden haben viel gelitten; dort sind die leichtgebaueten Häuser in unzähliger Menge eingestürzt. Die Stöße wiederholten sich drei Mal an demselben Tage, der letzte erfolgte 5 Uhr Nachmittags. Wäre das Unglück bei Nacht hereingebrochen, so würden gewiß viele Menschen umgekommen sein; diesmal ist jedoch kein großer Verlust an Leib und Leben zu beklagen. Die in Valparaiso vor Anker liegenden Schiffe wurden hin- und hergeworfen wie bei einem heftigen Sturme, und einige kleinere ans Land geworfen. Man nimmt an, daß dieses Erdbeben in Chile eine Fortsetzung desjenigen gewesen sei, welches **sechs Tage früher** auf den **Sandwichs-Inseln** mit großer Heftigkeit sich bemerkbar machte.

— Am 30. April verspürte man starke **Erschütterungen** auf **Haiti**.

Ueberhaupt rumort es in diesem Jahre wieder ungemein stark im Schooße der Mutter Erde. Die **Erschütterungen im westlichen China an der tibetanischen Grenze** müssen fürchterlich gewesen sein, denn sie **dauerten volle zehn Tage**. Der Leser findet auf jeder Karte die Städte verzeichnet, welche wir hier nennen. Die Erschütterungen begonnen am 11. April zuerst in **Bathang**, das im Gebirge liegt, etwa 260 Miles von **Lithang** und etwa 30 Posthalten von der Bezirksstadt **Ta tsien**, an der großen Straße nach Tibet. Der chinesische Gouverneur meldete amtlich die großartigen Verwüstungen; Alles stürzte zusammen, Tempel, Stadtmauern, Häuser; von den letzteren waren binnen wenigen Secunden 1849 nur noch Trümmerhaufen und 2298 Menschen erschlagen. Von Bathang reichte das Erdbeben nach Osten bis Pangtscho hemu, nach Westen bis Nan tun, nach Süden bis Liuscha tschin, in einem Umkreise von etwa 100 deutschen Meilen gleichzeitig.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. | № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1871.**

Fahrten im Kambodscha und auf dem Mekong.

III.

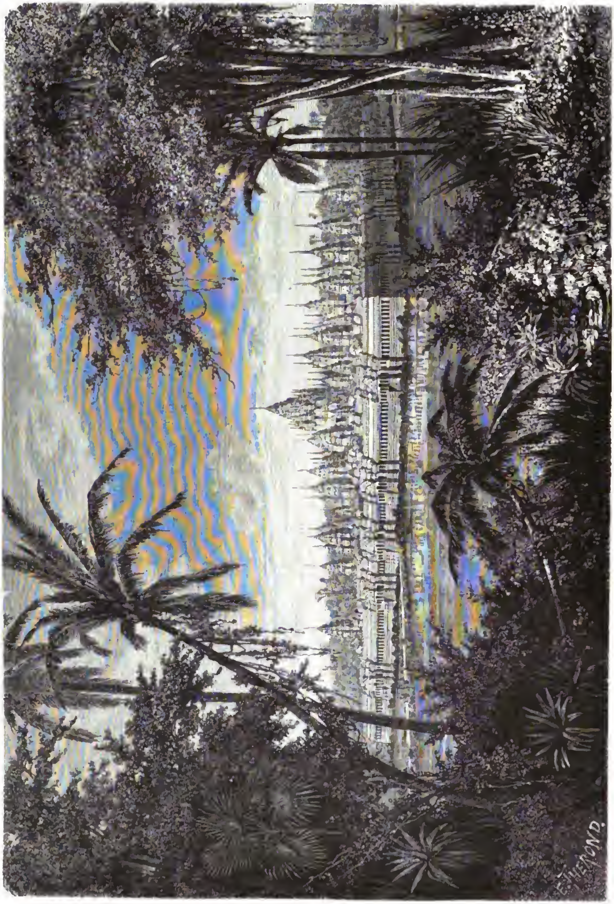
Angkor Tom, die alte Hauptstadt Kambodschas. — Die Ruinen. — Das Monument der 42 Thürme. — Der goldene Thurm. — Eine Feensage. — Charakter der kambodschanischen Sculpturen.

Angkor Tom, die alte Hauptstadt des Reiches Kambodscha, muß in den Tagen seiner Pracht und Größe einen majestätischen Eindruck gemacht haben, dafür zeugen die Ruinen. Wer heute durch eins der fünf Thore eindringt, hat im Innern Mühe, sich durch das Waldgestrüpp hindurch Bahn zu brechen; er wandelt dabei nicht selten über Trümmerhaufen. Dann aber findet er mehrere Denkmäler noch in so leidlichem Zustande, daß eine Ausbesserung ohne große Schwierigkeit möglich wäre. Bemerkenswerth sind insbesondere die funfzig Thürme, eine seltsame Anhäufung von Bauwerken, deren jedes ein kolossales Buddhahaupt vorstellt; dieselben sind durch Gallerien mit einander verbunden. Eine Mauer, die jetzt bis zur Hälfte ihrer Höhe unter der Erde steht, umgiebt im Viereck diese Gruppe, in welche man nur gelangen kann, wenn man über Steinhaufen klettert und sich durch Dorngebüsch und Schlinggewächse hindurchwindet.

Im Centrum der Stadt findet man Ueberreste großartiger Bauwerke, von Terrassen und Teichen; dort liegen auch Statuen am Boden und wahrscheinlich stand hier ein Palast. In der Nähe erheben sich kleine Thürme, die aus Backsteinen aufgeführt worden sind; sodann sieht man eine kleine Pagode, die offenbar nach dem Muster des großen Tempels von Angkor gebaut worden ist.

Außerhalb der Ringmauer, aber in nur geringer Entfernung, liegen wieder mächtige Ruinen von Pagoden und Capellen; unter diesen sind namentlich jene auf dem Hügel Bakeng bemerkenswerth; derselbe liegt etwa mittewegs zwischen der Stadt und dem großen Wat (Pagodentempel), über welchen wir später ausführlich reden. Zum Hügel führen rechtwinkelige Treppenstufen hinauf; an jeder Ecke der verschiedenen Terrassen stehen kleine etwa 20 Fuß hohe Thürmchen mit Sculpturen von prächtiger Arbeit.

Wir können schon des Raumes wegen nicht auf die Darstellung aller Einzelnheiten eingehen; von dem allgemeinen Charakter der Bauwerke und der Sculpturen geben unsere Illustrationen eine deutliche Vorstellung. Ein Gesammtüberblick ist in den Ruinen selbst nur schwer zu gewinnen; das Auge gewahrt nur ein Durch- und Nebeneinander von Thürmen und Gallerien, welche zum Theil eingestürzt sind, aber das Ganze macht den Eindruck des Kolossalen. Auf den Gallerien eines der Prachtgebäude stehen nicht weniger als sechszehn Thürme und die Mauern sind mit herrlichen Sculpturen bedeckt. Sie stellen Könige und Königinnen mit einem zahlreichen Hofgesinde vor, Seegefechte, phantastische Thiere, betende Menschen und lange Processionen. Der Thurm in der Mitte überragt alle anderen und Garnier fand seine Bauart bewundernswürdig; er sei geradezu ein Meisterwerk und die originalste Schöpfung unter allen diesen Ruinen. Er hat an seiner Basis 18 Meter Durchmesser,

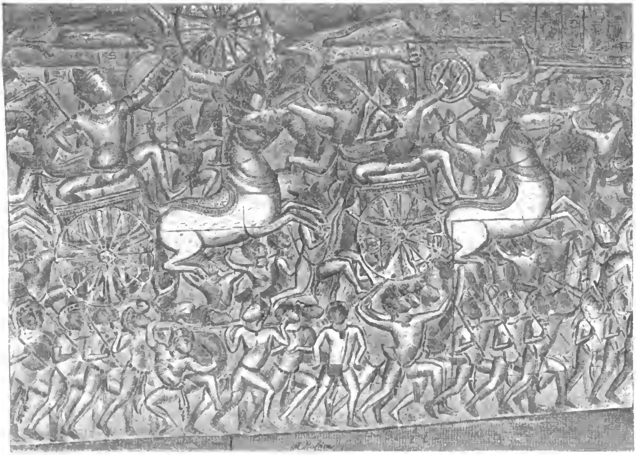


Baion oder Monument der zweiundvierzig Thürme in Angkor Tom, restaurirt.

ist 40 Meter hoch und hat drei Geschosse. Im innern Zugange des Thurmes befinden sich Inschriften. Lagrée hatte dieselben bei einem frühern Besuche unversehrt gefunden; jetzt fand er eine derselben bis zum Unkenntlichen zerkratzt; er läßt dahingestellt sein, ob der Missethäter ein Eingeborener oder ein anglomaner Tourist gewesen sei.

Der Charakter dieser Inschriften im Monument der zweiundvierzig Thürme scheint anzudeuten, daß dieses letztere ein älteres Bauwerk sei, als die große Angkor-Pagode. Schon der früher erwähnte chinesische Gesandte deutet auf dasselbe hin; er fand den mittlern Thurm vergoldet. Die Masse der zahlreichen Thürme, welche derart gestellt sind, daß keiner den andern verdeckt oder maskirt, macht einen wunderbaren Eindruck; sie sind von verschiedener Höhe. Der Zeichner Delaporte hat versucht, eine Darstellung derselben zu geben; ungefähr so, wie unsere Abbildung zeigt, müssen sie sich ausgenommen haben, als sie noch unversehrt in ihrer völligen Pracht dastanden. Der Khmername dieses seltsamen Bauwerkes lautet Baion; die heutigen Kambodschaner bezeichnen dasselbe wegen seines Labyrinthes von Gallerien als Preasat ling pun, d. h. Pagode, in welcher man Verstecken spielt.

Als Garnier mit seinen Begleitern die düsteren und kühlen Gallerien des Baion verließ, fand er draußen auch im Schatten der Bäume die Hitze ungemein drückend. Er ging ins Centrum der Ruinenstadt, wo Lagrée schon vor einigen Tagen eine große Hütte hergerichtet hatte, die Schutz gewährte; sie lag inmitten der Trümmer eines alten Palastes. Unterwegs bemerkte er am Pfad einen großen Stein, der eine Inschrift mit alten Khmerbuchstaben hatte. In dem



Sculpturen in der großen Pagode.

alten Königspalaste läuft auf der ganzen Länge der Vorderseite eine große Terrasse; sie hat fünf Vorsprünge, die man als Bastionen bezeichnen könnte, drei in der Mitte und eine an jedem Ende. Die Stützmauern dieser Terrasse sind mit „bewunderswürdigen“ Sculpturen von stark heraustretendem Relief bedeckt. Sie stellen vor Kämpfe von Riesen, phantastische Wesen mit Vogelkrallen und Schnabel, weiterhin Kriegs- und Jagdscenen mit Elephanten in den mannichfaltigsten Stellungen, die durchaus natürlich wiedergegeben sind.

Unweit der eben erwähnten Hütte liegt das Phi man akas, welches einst ein Thurm war; derselbe ist erst in der neuesten Zeit eingestürzt, so daß jetzt nur noch zwei Geschosse aufrecht stehen. Dies war vielleicht der vergoldete Thurm, dessen der chinesische Gesandte erwähnt hat. In denselben zogen sich Abends die Könige von Angkor zurück, und die Sage berichtet Folgendes: In dem Thurme lebte eine Fee in Gestalt einer neunköpfigen Schlange; sie war der Schutzgeist des Reiches. Während der Regierung eines der Könige verwandelte sie sich allnächtlich in ein schönes Weib und ging zum Fürsten; dessen Gemahlin durfte dann nicht wagen, vor Ablauf einer gewissen Zeit bei ihrem Manne einzutreten. Wenn zwei klopfende Schläge gehört wurden, so war das ein Zeichen, daß die Fee sich zurückzog und der König dann seine Gemahlin und die übrigen Frauen bei sich sehen durfte. Wenn die Fee ausblieb, so bedeutete das den nahen Tod des Königs; wenn aber der König einmal die Fee nicht empfing, dann entstand eine große Feuersbrunst oder das Reich wurde von einem großen Mißgeschick betroffen.

Etwa 200 Schritt von der großen Terrasse liegt eine

Gruppe von Ruinen der alten Vorrathsgebäude mit zehn dicken Steinthürmen; hinter diesen befinden sich die Magazingebäude, in welchen Reis aufgespeichert wurde. Die Bewohnerschaft der Stadt muß sehr zahlreich gewesen sein.

Weiter oben haben wir der kambodschanischen Sculpturen erwähnt. Bastian bemerkt, das große Interesse derselben liege darin, daß sie auch geschichtliche Daten geben, nicht bloß die überirdischen Mythen des brahmanischen Pantheons oder buddhistische Legenden. Obwohl Illustrationen aus dem Ramayana und den Puranas auch in Kambodscha nicht fehlen, so stehen doch daneben zwei historische Facta: einmal die erste Einwanderung des Culturvolkes, sodann die Gründung der Hauptstadt, neben welcher der große Tempel (Angkor oder Nakhon Wat) erbaut wurde. Die permanente Durchführung des Racencharakters in den verschiedenen Nationalitäten schließt sich in der Behandlungsart an die ägyptischen und assyrischen Bildwerke, ohne in Vorderindien ein Analogon zu finden. Was immer sich weiter unter den Sculpturen der großen Pagode (Nakhon Wat) auf die Mythologie bezieht, ist dem Brahmanismus entnommen; denn die Buddhabilder, deren Zahl jetzt allerdings keine geringe ist, sind durchgängig freistehende, die beliebig hingebracht und weggenommen werden konnten, während nur die brahmanischen Figuren dem Körper des Tempels selbst einverleibt und an den Wänden aus dem lebendigen Stein gehauen worden sind. „Diese Vorliebe für die dem brahmanischen Götterhimmel entnommenen Gestalten zum Schmucke der Klöster und kirchlichen Gebäude hat sich auch bis heute noch in Siam, vielleicht in Folge der frühern Verbindung mit Kambodscha, erhalten, während in dem bigottern Birma solche heidnische Erinnerungen aus dem classischen Alterthum nicht zulässig sein würden."

Der Umfang der alten Stadt Angkor oder Nakhon Tom war, der Sage zufolge, so bedeutend, daß man von Sonnenaufgang bis zum Untergang gehen mußte, um sie zu umwandern. Der heilige Name von Nakhon Tom, der großen Stadt, ist Intha pataburi oder Indra prastha.



Aus den Ruinen von Angkor Tom.

Die auf den Sculpturen dargestellten Streitwagen haben, wie unsere Illustration zeigt, die leichte Form der altgriechischen. In den Kriegsscenen menschlicher Kämpfer treten die Könige als Bogenschützen auf, und das Spannen des Bogens war für Rama derselbe Beweis seiner Ueberlegenheit, wie für Odysseus. Viele einzelne Figuren sind in ein Netzwerk von Arabesken verwebt. Der kambodschanische Stil nähert sich durch seine sparsame Verwendung der indischen Schnörkeleien mehr dem westlichen und mag selbst an den classischen erinnern (Bastian S. 89). Eine Inschrift an einer Säule besagt: „Die bejahrte Palastdame, Luang Apei mit Namen, hat eine silberne Figur Buddha's verfertigt und eine Pagode errichten lassen im Jahre 1498 der Satukalpa." Inschriften ähnlicher Art kommen mehrfach vor.

Die Reiterei der Tempelsculpturen erinnert an die am Fries der Cella des Parthenon in dem Festzuge auftretend. Außer den stehenden Frauenfiguren in reichem Schmucke finden sich andere in tanzender Stellung mit aufgethürmtem Kopfputze; es sind wohl dienende Tempelmädchen, Nati oder Tänzerinnen, mit welchen man auch in Indien die Tempel beschenkte, z. B. jenen des Siwa in Orissa.

Die auf den Sculpturen dargestellten Processionen, in denen Krieger verschiedener Nationalitäten, unter Festhaltung des für sie Specifischen, mit den für sie charakteristischen Waffen auftreten, scheinen den „Rad drehenden Kaiser" zu verherrlichen, welcher, der Sage zufolge, nach dem Besuche der vier Continente die sämmtlichen Bewohner der Erde als Weltbeherrscher unter seine Vasallen zählt.

An der Wand einer Halle im untern Geschosse des großen Tempels ist eine bunt gemischte Schlachtscene ausgearbeitet, aus welcher Elephanten, Pferde, Streitwagen, Krieger mit Lanzen, Bogen und Schwertern, fallende und kämpfende, hervortreten. Man sieht Wischnu auf dem Garuda reitend, gegen eine Gottheit andringen, die auf einer Löwenchimära steht, anderswo gegen einen Elephantenreiter, dann wieder gegen einen im Streitwagen stehenden Bogenschützen. Dort wie auch sonst ist die Hauptfigur in mehreren Reihenfolgen wiederholt und wird von ihren Kriegern gefolgt, um das allmälige weitere Vordringen in die feindlichen Schlachtreihen zu zeigen. In einem andern Felde sitzt eine von Verehrern umgebene Büßerfigur; sie hält einen Dreizack, über

welchem bärtige Eremiten mit Flügeln schweben. Eine mit Speer und Schild bewaffnete Gottheit kämpft mit einer bogenschießenden Götterfigur in einem von Rossen gezogenen Streitwagen. Anderswo stürmt ein Pferdewagen gegen einen andern ein, der mit Löwen beschirrt ist. Eine auf einem Elephanten reitende Gottheit greift eine andere an, die vor ihren Wagen Drachen gespannt hat. Man sieht Kriegsscenen zwischen berittenen Königen, auf Schwänen reitenden Göttern mit Löwenreitern, Streitwagen unter einander; Götter verschiedener Art, Affen und allerlei Dämonen sind in das Getümmel gemischt; man sieht Reihen aufmarschirender Soldaten, welche Schwerter tragen, und Affen, die Keulen führen. —

Für ein europäisches Auge gewähren diese Sculpturen einen wunderlichen Anblick; sie erscheinen uns als ein wirres Durcheinander. Adolf Bastian macht eine feine und sehr richtige Bemerkung. „Das chinesische wie das indochinesische Denken ist zersplittert, wie es auch ihre monosyllabischen Sprachen sind. Deshalb ist auch ihre Mythologie eine buntscheckige Anhäufung aller Arten von Materialien ohne den verbindenden Faden des Systems, der jedoch in Hinterindien zuweilen durch den Einfluß der indischen Civilisation angeknüpft wird."

Man kann die großartigen Ruinen von Angkor nicht ohne Wehmuth betrachten, und man wendet tief betrübt den Blick von diesen herrlichen Monumenten ab, denn sie sind im Verfall und gehen, wie es scheint unrettbar, der Vernichtung entgegen. Die Thürme stürzen ein, Zeit und Wetter verwüsten mehr und mehr, der Pflanzenwuchs sprengt das Gestein aus einander. Die Gewölbe haben weit aus einander klaffende Spalten, die Säulen sind zu Boden gestürzt, die Wände neigen sich und wanken. Die zahlreichen Moosstreifen in den Rissen und Ritzen zeigen, wie der Regen zur Verwüstung beiträgt; Basreliefs, Sculpturen und Inschriften werden immer mehr vom Grün überwuchert, gleichsam vom Rost angefressen. In den Hofräumen, an den Wänden des Untergeschosses und auch weiter nach oben hin, auf den Dächern, an und auf den Thürmen ist ein kräftiger Pflanzenwuchs aufgesproßt, der in jede Spalte dringt und die Steine aus einander treibt; schon sieht man in und auf denselben mächtige Bäume wachsen, deren Wurzeln sich am Gemäuer hin und in demselben weit verzweigen und überall eindringen. Garnier wurde inmitten der Ruinen von einem Gewittersturm überrascht, gegen welchen er in der Ecke einer Gallerie Schutz fand. Erst pfiff der Wind, dann heulte er durch die Ruinen, welche vom Donner erbebten; ein Blitz folgte dem andern; der Regen fiel in Strömen und drang überall hin. Er beschleunigt das Werk der Verwüstung, das nun langsam fortgeht seit mehreren Jahrhunderten; er fällt in Katarakten von den Dächern herab, er sickert an den moosbewachsenen Säulen hinunter; er geht von Gallerie zu Gallerie, von Terrasse zu Terrasse. Zuletzt fallen noch einzelne schwere Tropfen herab, und nun wagen sich die Fledermäuse hervor, welche gleichsam Herren und die einzigen Insassen der Tempel und Königspaläste sind. Dann wird Alles still, die Sonne scheint, die Vögel singen. Wie lange wird es noch dauern, bis alle diese Prachtdenkmäler in Schutthaufen verwandelt worden sind?



Basrelief von Baion, Angkor Tom.

Auf der Seiser Alp in Tirol.

Von **G. Dahlke.**

II.

Als Centralherd vulcanischer Thätigkeit wird das obere Fassathal, die Umgegend von Predazzo dagegen als ein Schauplatz seitlicher Ausbrüche bezeichnet, jenes vom Meere bedeckt, in dem sich Tuffablagerungen bildeten, diese bereits Festland, das sich durch Eruptivmassen immer gebirgiger gestaltete. Hatte der bisherige Auflösungs- und Ausscheidungsproceß keine Störungen erlitten, so erscheinen die folgenden, auf einen engern Raum beschränkten Schichtenglieder über einen unregelmäßigen Meeresboden gebreitet, dessen Relief aus dem zerrissenen, verworfenen Schichtensystem der ältern Trias gebildet ist. Das Meer zwischen der Cima di Lagorei und dem Rittner Horn war zum großen Theil in Festland umgewandelt worden, und die Dolomitplatte des gesammten Porphyrplateaus nur theilweise noch vom Wasserspiegel bedeckt geblieben. Die Umrisse des Meeresufers sollen von der Burg Hauenstein unter dem Schlern und den Roßzähnen hindurch nach dem Antermojasee und Collvodoiberge hinweggegangen, von dort nach Süden umgebogen und mit einer zweiten Wendung nach dem Venetianischen hinabgezogen sein, im Norden einen gleichlaufenden Bogen mit dem Steilrand der Seiser Alp von Hauenstein nach dem Col delle Pierres beschrieben und in ihrer Fortsetzung die Richtung nach dem Pautlerkofel und der Gegend von St. Vigil genommen haben.

Innerhalb dieses Busens war die Meeresfläche beim Beginn der jüngern Triasperiode von inselartigen Erhebungen der ältern Trias durchbrochen, was die Voraussetzung bestätigt, daß die Hebung des Landes mit der Dolomitdecke an verschiedenen Orten in abweichender Stärke erfolgte, und nicht bloß die Grenze von Land und Meer, sondern auch die Oberfläche des Meeresbodens vielfach verschoben wurde. Den vulcanischen Kessel von Fassa umgab ein ringförmiger, im Norden vom Tuffmeer überfluthetet Wall von Mendoladolomit, während der Krater von Predazzo im Gegensatz zu jenem unterseeischen Centralherde in das Porphyrgebirge eingesenkt war. Wie durch die Eruptionen von Fassa das Ufer des Meeres plötzlich ausgedehnt wurde, so hatte auch in dem westlichen Theil der Bucht — auf der Seiser Alp — eruptive Thätigkeit eine ähnliche Umgestaltung der Bodengestaltung bewirkt.

Mit diesen Eruptionen ging eine allmälige, den Zeitraum der Tuffniederschläge umfassende Hebung Hand in Hand, die Vorläuferin einer zweiten langdauernden Senkung, durch welche Südtirol aufs Neue vom Wasser überfluthet wurde. Jetzt erfolgte die Bildung des mächtigen, mehrere tausend Fuß Höhe erreichenden weißen, körnigen Schlerndolomits, der mit den dolomitischen Kalken in der Form isolirter Stöcke auf dem Tuffplateau und dem tiefern Mendoladolomit ruht, durch seine wundersamen Formen so große Anziehungskraft auf den Touristen übt und zu verschiedenen Hypothesen Anlaß gegeben hat, unter denen der Aufbau durch Korallen die meisten Widersprüche zu lösen scheint. Mit den tiefrothen Raibler Schichten ist die obere Trias abgeschlossen.

Seit der letzten, anscheinend von Westen nach Osten fortgeschrittenen Hebung während der Ablagerung des Lias ist die Seiser Alp nicht mehr vom Wasser bedeckt worden; und als das ganze Gebiet in Festland umgestaltet war und die Strömungen der Meeresfluth zwischen den Inseln den Grundriß des reichverästelten Flußnetzes eingeschnitten hatten, vollendeten die mechanischen Einwirkungen der atmosphärischen und fließenden Gewässer das scharfgeschnittene Relief von Südtirol. — In diesen Umrissen hat Freiherr v. Richthofen die Ergebnisse seiner sorgfältigen Untersuchungen über die Umgegend der Seiser Alp dargelegt.

Im Gegensatz zu dem dunkelbewaldeten, von muldenartigen Thälern mit tiefen Spalten durchzogenen Porphyrplateau von Bozen verrathen die bleichen, hochanstarrenden Kalkwände des Ostrandes, die Dolomitriesen Schlern, Rosengarten und Latemar, die Charakterzüge einer Landschaft, welche sich bei flüchtiger Betrachtung als ein chaotisches Gewirr von Erhebungen, Thalsenkungen, Hochflächen mit isolirten Dolomitkolossen und tiefen Einschnitten darstellt. Minder großartig, doch lehrreich für die Entwickelungsgeschichte der Gebirgsbildung ist das Tuffplateau der Seiser Alp, deren wellenförmige, eine Quadratmeile umfassende Fläche bei einer mittlern Erhebung von 5000 Fuß der Region der Alpenmassen angehört. Zwischen dem Puflatsch und dessen östlicher Fortsetzung, dem sanftgerundeten Piz, senkt sich das Rinnsal des Pufler Baches zum Grödner Thal hinunter und erschließt in seinen Wänden ein Profil der zahlreichen Sedimentschichten, aus denen sich das Massiv des Tuffplateaus über dem Quarzporphyr zusammensetzt.

Die Stufenreihe beginnt mit dem rothen Sandstein, dessen untere Schichten allmälig in das körnige Gefüge des Porphyrs übergehen; auf demselben lagern die weißgrauen, unten mergelig-sandigen, oben kalkigen Schichten von Seis, die bei einem Durchmesser von 400 bis 500 Fuß den Hebungen und Senkungen des Grödner Sandsteins in innigem Anschluß folgen: ihre zahlreichen Versteinerungen von Posidonomya Clarai verschwinden mit dem Auftreten der Campiler Schichten, welche sich dem Auge schon aus der Ferne als zwei rothe, in der Mitte von einem weiß-grauen Streifen durchzogene Bänder bemerkbar machen, 100 bis 200 Fuß Mächtigkeit erreichen und durch eine Fülle von Gastropoden ausgezeichnet sind. — Das erste Glied der obern Trias, der plattige schwarze Virgloriakalk und der krystallinische drüsige Mendoladolomit, wird durch Tuff- und Halobienschichten von dem Augitporphyr getrennt, der über die Schichtenreihe eine ungleichförmige Decke breitet. Ihm folgt eine Reihe mannichfach entwickelter Tuffe, die mit eingelagerten Kalkstein- — St. Cassianer — Schichten das Plateau der Alp erfüllen. Am Südrande ruht auf diesen plutonischen Sedimenten das imposante, nur zum kleinen Theil mit Raibler Schichten bedeckte Massiv des Schlerndolomits, und eine Lage hellgrauen, regelmäßig geschichteten Dachsteinkalkes bildet den Gipfel des Schlern. An den Steilhängen des Lang- und Plattkofels sieht man den „Schlerndolomit“ von dem grünen Teppich der Seiser Alp bis zu den wildzerrissenen Gipfeln in ununterbrochenem Zusammenhang vielleicht 5000 Fuß hoch aufsteigen, und findet die niedergeschwemmten Bruchstücke frei von anderen Gesteinen, während am Gehänge des Puflatsch keine Spur des Schlerndolomits angetroffen wird.

In dem Bildungsproceß der südtirolischen Sedimente ist von dem ersten Gliede der untern Trias bis zum Mendoladolomit keine Spur einer gewaltsamen Störung erkennbar; wo immer die Profile dieser Ablagerungen aufgeschlossen sind, ruht Schicht auf Schicht in derselben unveränderten Reihenfolge, wie sie am Pufler Bach mit farbigen Linien abgezeichnet sind. Erst mit dem Eintritt der vulcanischen Thätigkeit im Fassathal haben diese regelmäßigen Niederschläge eine Unterbrechung erlitten, da ein Theil der Profile den Schlerndolomit dicht über dem verwandten Mendoladolomit zeigt, während an anderen Orten mächtige Tuffablagerungen beide Glieder trennen. Der Umfang des Tuffplateaus war durch die Ausdehnung des Meeres und durch die Lage des Centralherdes der eruptiven Thätigkeit bedingt, welche das Material zu den Tuffen lieferte. Wo Schlern- und Mendoladolomit in unmittelbarem Zusammenhang stehen, mußte beim Beginn der vulcanischen Ausbrüche Festland gewesen sein, und da die Grenze dieses reinen Dolomitprofils die Tuffablagerungen in einem Bogen umsäumt, so bezeichnet sie, nach Richthofen, den Rand eines Meerbusens, der einst von Süden her in das Bergland ragte und viele Inseln mit älteren Sedimentgebilden umschloß. Die plötzliche Hebung, welche dann durch Einschränkung des Meeres die Bloßlegung des Mendoladolomits bewirkte, scheint kurz vor dem Massenausbruch des Augitporphyrs erfolgt zu sein, dessen schwarzes Gestein den obern Steilrand des Puflatsch bildet und sich bald, wie im Profil des Pufler Bachs, in das System der Buchensteiner Schichten eingedrängt, bald deren Kalke überlagert hat, dort die ganze Folge der Wenger Schichten trägt oder zwischen ihre mergeligen Kalkschiefer eingeschoben ist.

Wenn man von dem nordwestlichen Eckpfeiler den Rasenteppich der Seiser Alp überblickt und die flachhügelige, von dunklen Punkten durchwirkte Matte mit den Riesengestalten der Dolomitberge vergleicht, so fesselt ihre einfache Schönheit Auge und Sinn. Wie erhaben jene Felskolosse und wie malerisch die Fichten und Arven am Rande des Abgrundes erscheinen: erfreuender wirkt doch das milde Grün der anmuthigen Gebreiten. — So sehr die Heiterkeit des Himmels die Anschauung der Nähe und Ferne begünstigte, so fühlbar wurde in den Nachmittagsstunden die Sonnengluth auf dem Porphyrgestein; ermüdet und von dem Sauerstoff der Alpenluft wie von dem Reiz des Landschaftsbildes erregt, suchte ich einen Stadel auf und setzte mich auf das duftige Heu. Vogelgezwitscher hatte mich auf dem weichen Sitz in Schlaf gewiegt und ein Traumelf fern von der Alp hinweggetragen, als plötzlich die Thür des Stadels aufgestoßen wurde und ein Bursche mit dunkelblitzenden Augen durch lauten Gruß die Phantasiegemälde des Schläfers verwischte. „Unsere Leute kommen heute auf die Alm; ich bringe die Lebensmittel und den Wein." Nach dieser Erläuterung trat der Führer zu seinem mit Mehlsäcken, Speisevorräthen, Kochgeschirren und einem gefüllten Faß beladenen Roß, löste die Riemen und trug die werthvollen Frachtstücke unter das schirmende Dach.

Die blaue Rauchwolke über dem Schindeldach einer zweiten Alphütte lockte mich zu einem Abstecher, der mir eine ähnliche Enttäuschung bereitete, wie sie die „Fliegenden Blätter" einmal in zwei Bildern mit der Unterschrift: „Wie sich der Tourist N. die Sennerin Marie vorstellt" und: „Wie Herr N. die Sennerin wirklich findet," zu Nutz und Frommen aller Alpenfreunde veröffentlicht haben. Wenn meine bescheidenen Erwartungen auch hinter dem Ideal jenes Schwärmers zurückgeblieben waren, der eine Lautenspielerin von gefälliger Körperbildung und feinen Zügen im eleganten Kleide als Bewohnerin der Sennhütte anzutreffen hoffte, so konnte doch das Original von der Seiser Alp zu dem zweiten Bilde des Malers als Vorbild gedient haben; das leere, unschöne Gesicht und das verwilderte Haar, die rauhe Sprache, das zerfranste Gewand und abschreckende Wesen der Sennerin ließen es mich nicht bedauern, daß die unfreundliche Alte meiner Bitte um Erfrischungen kurz und rund die Gewährung versagte, weil sie die Schweine versehen müsse.

Durch diese schätzbare Erfahrung über die „Poesie des Gebirges" bereichert, schritt ich, den Rückweg abzukürzen, nach dem Südrande des Puflatsch, ward durch einen Abhang zur Umkehr genöthigt, durch ein zweites Fahrgeleise wieder vom rechten Wege abgelenkt, und erreichte erst spät die letzte Schwaige, in deren Schatten früh Anton Gasser geruht. Auf dem vordern Hügelrücken war mir wie zum Abschiedsgruß der Schlern, dessen scheitelrechte Wände sich in die Schatten des Hauensteiner Waldes senken, noch einmal in voller Größe vor das Auge getreten, und die Umrisse des Obelisken und der Zwischenglieder, der hellgraue Farbenton des Dolomits und das Colorit des untern Hügellandes hatten mit farbigen Zügen das Rundgemälde von der Seiser Alp ergänzt.

Auf dem Herd der Schwaige loderte das Feuer unter einer mächtigen, mit Knödeln gefüllten Eisenpfanne; eine sauber gekleidete Frau mit freundlichen Mienen hieß mich willkommen, nahm rasch die Kaffeemühle zur Hand, sandte ihre Tochter nach frischem Quellwasser und braute mit Beihülfe des Mädchens in funfzehn Minuten den langersehnten Trank. Wie anders war das Bild dieser gutherzigen Wirthin und ihres verständigen Kindes in der kleinen, mit blinkenden Metallgeräthen, weißen Holztischen und Schränken ausgestatteten Schwaige, als die Erscheinung jener prosaischen, von Schmutz und grunzenden Schweinen umgebenen Sennerin! Das lichte Kämmerchen hinter dem Feuerraum, das Herrenzimmer, enthielt Tisch und Bank, den Waarenschrank, das Milchgerüst, die Wanduhr und einen Ofen; von dem Heugelaß des unmittelbar anstoßenden Stadels war eine Abtheilung durch Bretterverschlag zum Schlafgemach der Familie abgegrenzt. Bei der günstigen Lage, dicht an dem Wege von Seis und Kastelrut, entwickelt sich in dieser Schwaige ein lebhafter Verkehr: die Mannen ziehen nicht hinauf und nicht hinunter, ohne bei Frau Seelaus, wenn auch nur um einen Trunk Wasser anzusprechen.

An der Hütte wurden beladene Saumthiere in rascher Folge vorübergeführt, und als ich mich von der Wirthin verabschiedet hatte, traf auf der Alpe der erste Trupp ihrer Landsleute ein, denen dann Mäher und Heuarbeiterinnen von Seis und Kastelrut bald paarweis und vereinzelt, bald in Gruppen folgten: die Mannen ruhig-ernst, die Frauen heiter-freudig, jene kräftig gebaut, zum Theil von hoher Gestalt, diese klein, mit gewinnenden Zügen, im sonntäglichen Wollenkleide. Während die Mädchen das sorgsam geflochtene Haar mit dem Männerfilzhut bedeckt, ein rothes oder farbiges Tuch über die Schulter gelegt hatten und im Wollenrock mit aufgebauschten Hemdärmeln gingen, trugen die Männer ihre dunkle Jacke auf der Achsel und waren ohne bunte Zier. Gruß und Gegengruß, Frage und Antwort klang frisch und vertrauenweckend. „Kehren Sie um," sagte ein Bauer, „und bleiben Sie acht Tage bei uns, wenn Ihnen das Leben auf der Alm gefällt; unsere hübschen Mägdelein singen bei der Arbeit und die Buben spielen auf der Harmonika in der Hütte; überall finden Sie fröhliche Menschen und Milch und Brot in jeder Schwaige." Das Selbstgefühl der Männer kündete ihre sichere Haltung und der elastische Gang; aus den Augen der Mädchen strahlte südliche Gluth.

Trupp auf Trupp zog vorüber. Rascher gings durch den schattigen Wald hinab; in der Dämmerung betrat ich die Straße von Seis. Vor der Thür eines Bauerhauses, das von tanzenden Burschen und Mädchen erfüllt war, saß der Mineralienhändler Dominik Mulser bei einem Glase Wein; bereitwillig erschloß mir der taube Greis seine Schatzkammer mit blinkenden Gesteinen; aber der kleine Vorrath enthielt nur wenige hübsche Krystalle. Da Mulser seit neun Jahren das Sammeln aufgegeben und den Käufern die Auswahl der Stücke freigelassen hat, so sind die Prachtexemplare ausgeräumt, die Bezeichnungen vertauscht, die Reste durch einander geworfen und zu einem Chaos umgestaltet worden, aus dem sich nur mühsam die wichtigsten Mineralien der Seiser Alp in unscheinbaren Formen herauslesen lassen.

Forschungsexpeditionen im Innern Nordamerikas.

Powell's dritte Expedition nach dem Colorado. — Hayden's Erforschung der Territorien Montana und Dakotah. — Washburne in der Geyser-Region am Yellowstone. — Wheeler und Clarence King.

Die Nordamerikaner verdienen ganz entschieden Anerkennung dafür, daß sie in jedem Jahre Expeditionen im Interesse der Wissenschaft und zu praktischen Zwecken, was ja zumeist Hand in Hand geht, ausrüsten. Sie beschränken sich, wie **Hall's** arktische Reisen und **Selfridge's** Erforschung der Darien-Routen zeigen, nicht auf das eigene Land, in welchem allerdings noch weite Strecken ziemlich unbekannt sind.

Im verflossenen Winter hat der Congreß nicht unbeträchtliche Summen für wissenschaftliche Reisen bewilligt. Es handelt sich um eine Erforschung einer ausgedehnten **Region im Westen der Felsengebirge und im Osten der Sierra Nevada**. Dieselbe wird von vier verschiedenen Partien unternommen, und das Smithsonian-Institut seinerseits hat sich den Unternehmungen durch Lieferung von Instrumenten &c. förderlich erwiesen.

Wir haben im „Globus" in mehreren Aufsätzen eingehende Nachrichten über Major **Powell's** höchst interessante Reisen an und auf dem **Rio Colorado** des Westens, welcher in den californischen Meerbusen mündet, gegeben, und den eigenthümlichen Charakter der ungeheuern Schluchten (Cañons) geschildert, durch welche sich dieser Strom seinen Weg gebahnt hat. Jetzt ist Powell auf seiner dritten Colorado-Expedition. Er hat für dieselbe, unter seiner speciellen Aufsicht, in Chicago drei Boote bauen lassen, und mit denselben hat er sich in den ersten Tagen des Junimonats bei der Station Green River an der Union-Pacific-Bahn auf dem **Green River** (einem der beiden Hauptarme des Colorado) eingeschifft. Die Boote sind derart eingerichtet, daß sie in den reißenden Gewässern von Nevada und Arizona so leicht nicht beschädigt werden können. Das Holz ist von zäher, leichter Eiche; jedes Fahrzeug ist in fünf Abtheilungen gesondert und darauf eingerichtet, daß es über Felsen und Stromschnellen hinweg kann, obwohl es stark beladen ist. Powell, durch frühere Erfahrungen gewarnt, hat insbesondere dafür gesorgt, daß Schießbedarf und Lebensmittel nicht verloren gehen oder durch Wasser beschädigt werden können, wenn auch ein Boot einmal kentern sollte. Die Säcke bestehen aus doppelter Guttapertscha, sind wasserdicht, widerstehen jedem klimatischen Wechsel und werden aufgeblasen, so daß sie nicht untergehen, sondern auf dem Wasser schwimmen und dabei, wie die in Chicago angestellten Proben zeigten, noch einen Mann tragen können. Damit ist jede erforderliche Fürsorge getroffen, um den Gefahren der Beschiffung des Colorado Trotz zu bieten.

Powell hat seine Expedition in eine **Flußpartie** und in eine **Landpartie** getheilt. Die erstere besteht aus zwölf Mann, mit Einschluß der Gelehrten, Bootsleute und des Kochs; sie hat Zelte, um am Lande lagern zu können, falls ihr das räthlich erscheint. Die Landpartie zählt, je nach den Gegenden, in welchen sie arbeitet, mehr oder weniger Mitglieder. Beide Partien sind vollständig bewaffnet, denn sie müssen darauf gefaßt sein, mit feindlichen Navajos- und Paiuta-Indianern zusammen zu treffen, von welchen bei den früheren Expeditionen einige Leute abgeschnitten wurden. Jetzt ist man eben so wohl bereit, mit den Rothhäuten zu kämpfen, wie in Güte mit ihnen zu verhandeln. Powell hofft das letztere, weil er schon früher mit einzelnen Häuptlingen friedliche Verabredungen getroffen hat.

Die nöthigen Vorräthe an Lebensmitteln sind im Territorium Utah beschafft worden. Ein alter Indianerspäher und Händler, Jakob Hamlin, welcher Powell auf dessen zweiter Expedition begleitete, will an der Mündung des Uintah in den Green River Depots anlegen, dann auch an dem Punkte, wo der sogenannte Gunnison Trail den Green River kreuzt, und ferner an der Mündung des **Dirty Devil River**, welcher bis jetzt noch auf keiner Karte verzeichnet ist; ein Theil seines Laufes liegt noch in Utah. Um ganz sicher zu gehen, sollen außerdem noch Depots angelegt werden an der Mündung des Paria und zweier anderen, gleichfalls noch in keine Karte eingetragenen Zuflüsse des Colorado. Alle Militärposten und Indianeragenturen sind von der Bundesregierung angewiesen worden, der Expedition auf jede Art und Weise förderlich zu sein.

Powell glaubt, daß dieselbe nicht vor dem September 1872 ihre Aufgabe vollendet haben werde. Sie besteht darin, die Wildnisse von **Colorado, Arizona** und **Nevada** geologisch und topographisch so weit und so genau als irgend möglich zu erforschen. Er will zu beiden Seiten des Colorado eine Strecke von etwa 100 Miles in der Breite und 925 Miles in der Länge aufnehmen; dieselbe reicht vom Green River bis Colville. Ein großer Theil dieser Region besteht aus Cañons von 500 bis 1500 Fuß Höhe; alle Gefließe, welche in der zu erforschenden Region zum Colorado laufen, stürzen sich durch derartige furchtbare Schluchten; die ganze weite Gegend besteht aus einem Labyrinth solcher Cañons, in welchen sehr oft auf Strecken von vielen Meilen nicht einmal ein Ufer vorhanden ist, auf welches man den Fuß setzen könnte. Den Booten bleibt dort nichts übrig, als weiter und immer weiter zu fahren, falls sie nicht bei irgend einem Felsen anlegen können.

Die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition sind: Major Powell, Geolog; Professor Thompson, Astronom; Capitän Bishop, zweiter Astronom; Jones, topographischer

Ingenieur; Beaman, Photograph; Stewart, Geolog; F. Dillenburg, Maler; außerdem noch vier Assistenten.

Dr. Hayden's Expedition ist von Seiten des Smithsonian-Instituts veranlaßt worden, und der Congreß unterstützt dieselbe mit Geld. Ihre Aufgabe besteht darin, die Quellgewässer des Yellowstone und einen Theil der Territorien Montana und Dakotah zu erforschen. Sie befand sich Anfangs Juni in einem Lager bei Ogden, dem Punkte, wo die Union-Pacific-Bahn mit der Centralbahn zusammentrifft. Sie traf dort ihre letzten Vorbereitungen und erhielt die erforderlichen Vorräthe, Wägen, Last- und Reitthiere ꝛc. Ihr Plan war, zunächst nach dem bekannten und vielfach genannten Fort Hall in Montana zu ziehen und von dort in eine Gegend vorzudringen, welche schwerlich jemals von einem weißen Menschen betreten worden ist. Von Ogden ging die Partie langsam nach Corinne und durch das Cache Valley nach Fort Hall, um diese Strecke geognostisch, botanisch ꝛc. zu untersuchen. Dafür waren sechs Wochen angesetzt. In Fort Hall wartete eine Abtheilung Reiterei auf sie, um ihr als Bedeckung zu dienen, bis zu den Quellen des Yellowstone und in eine Region, welche in jeder Beziehung merkwürdig ist. In ihr liegen unzählige Geyser, Seen mit heißem Wasser, und sie soll naturwissenschaftlich genau erforscht werden. Hayden gedenkt von dort erst gegen Ende October nach Fort Hall zurückzukehren, dann nach Ogden, und zuletzt in Washington während der Wintermonate seine Tagebücher zu redigiren und Karten zu entwerfen. Er ist Geolog; sein wissenschaftlicher Stab, zu welchem auch der deutsche topographische Ingenieur Schönborn gehört, ist zahlreich.

* * *

Die obigen Nachrichten sind einer Correspondenz des „Nw York Weekly Herald“ aus Salt Lake City entlehnt. Wnen es in derselben heißt, daß die Region am obern Yellowstone „kaum jemals von einem weißen Menschen betreten worden sei“, so trifft das nicht zu. Sie ist vielmehr von Helena in Montana aus im Sommer und Herbst 1870 besucht worden. In der genannten Stadt entschlossen sich neun Männer, einen „Ausflug nach dem Wunderlande“ zu machen, und sie rüsteten eine Expedition aus, welche sich am 17. August in Bewegung setzte. Ich finde einen Bericht über dieselbe in der Mainummer des zu San Francisco erscheinenden „Overland Monthly“ (S. 431 bis 437); derselbe enthält manches Interessante über jene wenig bekannte Region, die insbesondere in geognostischer Beziehung von ungemeinem Interesse ist.

Washburne und seine Begleiter, unter welchen sich auch ein Deutscher, der Bankdirector Hauser aus Helena, befand, waren trefflich ausgerüstet und beritten; im Fort Ellis erhielten sie eine Militärbedeckung, und zogen dann gerade gen Osten über den Bozeman Paß, welcher die Wasserscheide bildet, in die „noch kaum erforschte Wildniß“ zunächst bis an den Trail Creek, welcher in den Yellowstone fällt. Dieser ist bekanntlich einer der größten Zuflüsse des Missouri; er mündet in denselben bei Fort Union, am rechten Ufer. Als die Reisenden am 23. August an den Yellowstone kamen, theilten sie sich in einzelne kleine Gruppen, voran drei Jäger; an den Seiten ritten einige Späher, welche auch bald drei Kräheninidianer (Upsarokas) entdeckten. Diese entfernten sich rasch. Die Berge nahmen an Höhe zu und erinnerten an die Sierra Nevada; ein Theil derselben war weiß, weil einige Tage vorher ein Schneesturm dort gerast hatte. Sie sind mit Fichten und Cedern bewachsen. Die Gegend war reich an Wild und in den Flüssen wimmelte es von Fischen; herrliche Forellen, keine unter zwei Pfund schwer, viele von drei Pfund, wurden mit leichter Mühe gefangen.

Die Scenerie war prachtvoll; ein Bergkoloß von reichlich 10,000 Fuß Höhe nahm sich mit seinem schneebedeckten Gipfel großartig aus, und bald kam man in die Region der Schluchten. Die Wände mancher dieser Cañones waren so glatt und regelmäßig wie Häusermauern. Aus mehreren Pingen (Erdlöchern), neben welchen Feuerstätten mit halbverbrannten Kohlen gefunden wurden, ergab sich, daß Goldjäger auch bis in diese Einöden gedrungen waren!

Die Gegend am obern Yellowstone ist vulcanisch; warme Quellen und Geyser sind zu Tausenden vorhanden. Als die Reisenden, immer in der Richtung nach Osten, über einige Höhenzüge und durch bewaldete Thalgründe gekommen waren, schlugen sie, in 7200 Fuß Höhe über dem Meer, am Warm Spring Creek ihr Lager auf, unweit vom Yellowstone, der einige hundert Fuß unterhalb floß. In der Nähe wurden im Warm Spring Creek einige Wasserfälle entdeckt. Der Mündung des Creek gegenüber erhoben sich am Yellowstone gewaltige Basaltmassen, die alten Burgen glichen. Eine Strecke unterhalb des Lagerplatzes war im Creek noch ein Wasserfall von 112 Fuß Höhe; dicht oberhalb dieses Kataraktes bildete das Gestein in phantastischen Formen Nadeln und Thürme, die sich im Mondschein merkwürdig ausnahmen.

Am folgenden Tage zogen die Reisenden einem Berg entlang, der nach Barometermessungen eine Höhe von 10,700 Fuß hat; sie benannten ihn Mount Washburne. Sie fanden an demselben eine Anzahl warmer Quellen. Eine derselben bildete ein ovales Becken von 20 zu 40 Fuß; aus dem grüngelben Wasser stiegen überall Dampf- oder Gasblasen heraus. Die größte der Quellen an jenem Punkte war ununterbrochen im Sieden, wie das Wasser in einem stark unterheizten Kessel, und wenn dasselbe mannshoch emporstieg, wurden schwefelige Dünste in großer Menge entbunden. Das Wasser war dunkel bleifarbig und intensiv heiß. Noch eine andere Quelle hatte einen Krater von geringerm Umfange, sie wallte unablässig auf, aber nicht vom Wasser, sondern mit starkem Geräusch von einer breidicken, abscheulich riechenden Masse. Diese Quellengruppe lag ganz versteckt und wurde nur durch einen Zufall aufgefunden. „Wie viele ähnliche Becken mögen in jenen dichten Wäldern verborgen sein? Wir haben auf unserm Wege dergleichen zu vielen Dutzenden gefunden, ohne auch nur einen Schritt zur Seite zu gehen.“

Am 30. August wurden die Katarakte des Yellowstone erreicht; es sind deren zwei, und sie liegen keine halbe Mile aus einander. Vom Yellowstone-See fließt der Strom bis zum obern Fall in langsamem Lauf über einige Stromschnellen durch ein offenes Gelände. Eine Viertelmeile oberhalb des Falles theilt er sich in Stromschnellen und rauscht an mächtigen, runden Steinblöcken vorüber, bei welchen er Wirbel bildet. Er ist oberhalb derselben etwa 150 Yards breit, in der Nähe des Kataraktes aber ist er zwischen hohe Felswände eingezwängt und am Rande des Falles nur etwa 30 Yards breit; die Höhe des letztern beträgt 115 Fuß. Zwischen dem ersten und dem zweiten Katarakte fließt er dann wieder in einem breiten Bette zwischen steilen, bewaldeten, etwa 400 Fuß hohen Uferhügeln. Der zweite Katarakt stürzt 350 Fuß hoch herab, und hier ist die Wassermenge etwa halb so beträchtlich, wie jene des Niagara auf der amerikanischen Seite, aber die Scenerie ist hier unvergleichlich großartiger. Der Fluß bildet dann wieder eine Reihenfolge von Stromschnellen in einem Cañon. Diese Schlucht hat anfangs nur Mauerwände von nicht ganz 1200 Fuß, aber einige Miles weiter abwärts erreichen die-

selben eine Höhe von mindestens 1800 Fuß! Die durchschnittliche Breite oben beträgt etwa eine drittel Mile. Die östliche Mauer ist in ihrer ganzen Höhe nahezu lothrecht und bildet eine fast glatte Oberfläche, dagegen hat die westliche Uferwand viele Vorsprünge und Einrisse in den Seiten. Im Allgemeinen ist die Farbe des Cañons gelb, weil aus dem Boden an vielen Stellen Schwefeldämpfe emporsteigen; an manchen Stellen ist dagegen das Gestein roth oder auch blendend weiß.

Von den Wasserfällen aus zogen die Reisenden in südwestlicher Richtung über ein offenes, wellenförmiges Land. Sechs Miles vom Katarakt entfernt stehen drei weiße vulcanische Hügel, welche durch Auswürfe heißer Quellen gebildet worden sind; der größte hatte 40 Fuß zu 60; er war ganz ruhig und nahm sich aus wie ein Schlammteich. Aus einem kleinern stieg das Wasser bis zu 10 Fuß Höhe über den Rand empor und puffte dabei wie ein Dampfboot; er wurde als Dampfboot-Geyser bezeichnet; der Rand war mit reinem Schwefel bedeckt. — Auf dem Raume einer halben Quadratmile zählte man nicht weniger als fünfundsiebenzig heiße Quellen und Geyser, zumeist am Fuße von Hügeln, die etwa 300 Fuß hoch sind; Vegetation ist hier nicht vorhanden, außer daß an einigen Stellen kleine Gruppen von Bäumen auftreten. Manche Krater enthalten eine graue, teigartige Substanz; bei anderen hat das Wasser eine blaue, gelbe, röthliche oder auch bräunliche Färbung; eine kleine Quelle hat ganz klares, sauer und scharf schmeckendes Wasser. Bei dem Lager, welches drei Miles von diesen Kraterhügeln aufgeschlagen wurde, fand man wieder eine große Anzahl von heißen, zum Theil siedenden Quellen, und auch Schlammvulcane. Aus einer Felsenhöhle drang ein krystallhelles siedend heißes Wasser hervor; es hatte Vitriolgeschmack. Die Höhle sieht aus, als ob sie den Eingang zu einem unterirdischen See bilde, und es strömt ein kleiner heißer Strom aus ihr hervor, der unruhig und bewegt ans Ufer schlägt. Etwa hundert Schritt oberhalb steht ein kleiner Schlammvulcan, aus welchem mit lautem Getöse in Zwischenräumen von 15 bis 30 Secunden Erdmassen ausgeworfen werden, und bei jeder Eruption rollen auch dichte, weiße Wolken hervor. Die Schlammauswürfe erreichen eine Höhe von reichlich 200 Fuß. In der Nähe liegt ein Krater, der abwechselnd einen Springquell, einen ruhigen Teich und einen großen Geyser bildet; er ist wie ein Proteus, bald so, bald anders. —

So weit liegt bis jetzt der Bericht über die Washburne-Expedition vor.

Schon im Mai war Wheeler, dem eine starke Bedeckung beigegeben wurde, in Nevada thätig, und Clarence King begann im Juni seine Erforschung des Uintahgebirges.

Gegen eine Euphratbahn.

„Die Eisenbahnen Europas sollen mit dem Bahnnetze Ostindiens in Verbindung gebracht, die Entfernung zwischen der Mündung der Themse und dem Delta des Ganges muß in acht bis zehn Tagen zurückgelegt werden."

Zur Ausführung eines solchen Projectes, das seit Jahren in längeren oder kürzeren Zwischenräumen immer wieder auftaucht, und dessen Verwirklichung man in England für eine Nothwendigkeit erachtet, hat man bisher vorzugsweise die sogenannte Euphratroute ins Auge gefaßt. Dieselbe fand auch jüngst wieder von verschiedenen Seiten her Befürwortung, und es wurde insbesondere zu ihren Gunsten geltend gemacht, daß eine Bahn von der syrischen Küste nach Mesopotamien, dem Euphrat entlang, niemals durch die Russen gefährdet werden könne. Nun aber tritt der Ingenieur Rowland Macdonald Stephenson mit großer Entschiedenheit gegen eine Euphratbahn auf („Mail" vom 14. Juli). Seit 23 Jahren, so sagt er, habe er sich damit beschäftigt, wie das große Problem auf die zweckmäßigste Weise zu lösen sei. Drei Routen kämen in Erwägung: die nördliche durch Kleinasien; eine Zwischenroute über Siwas, Diarbekir und durch den Paß von Kermanschah in Persien; drittens die Euphratbahn. Diese letztere sei zu verwerfen. Allerdings, fährt Stephenson fort, ist das Land zwischen Aleppo und dem persischen Meerbusen flach und insofern für den Bahnbau geeignet. Aber diese ganze Region ist schwach oder gar nicht bevölkert und ohne Handelsverkehr; die Hitze ist in den Sommermonaten unerträglich; weder an dem einen noch an dem andern Ende liegt ein guter Hafen, es fehlt an Anstalten zum Ueberladen von Bahn zu Bord und umgekehrt. Man würde keine sichere Zeitfrist für Abfahrt und Ankunft einhalten können, Zeitverlust wäre unausbleiblich; man würde nur schlechte Kohlen haben. Localverkehr, der für die Einnahmen und den Ertrag der Bahnen überall so wichtig ist, fehlt in jenen spärlich bevölkerten Gegenden; der Schienenweg würde sich also nicht bezahlt machen, und es stehe überhaupt in Frage, ob täglich für einen einzigen Durchzug Fahrgäste und Waaren in genügender Menge zu beschaffen wären. Eine wohlfeile, eingleisige Bahn mit ganz enger Spurweite sei für den großen Verkehr und auf einer Strecke von etwa neuntehalbhundert Miles nicht angemessen, weil es sich ohnehin hier um möglichst schnelle Fahrt handle, die auf engen, leichtgebauten Schienenwegen außer Frage stehe. Wenn nun aus den oben angeführten Gründen auf eine rasche Fahrt nicht zu rechnen sei und eine Rentabilität nicht erwartet werden könne, wozu solle man dann eine solche bauen? Man sagt: eine Linie durch den persischen Golf nach Karratschi ist 1000 Miles kürzer als jene durch das Rothe Meer nach Bombay. Aber die erstere Stadt ist kein Centralpunkt, und einen solchen soll man doch für Anfang oder Ende wählen; außerdem beträgt der Unterschied in der Entfernung zwischen diesen beiden Routen nur etwa 500 Miles zum Vortheil Karratschis.

Eine Euphratbahn also würde keine Zeit ersparen, nur ein vereinzeltes Bruchstück und in strategischer oder politischer Beziehung werthlos sein. Falls sie jedoch trotzdem in verständiger Weise ausgeführt würde, so könnte sie immerhin wesentlich beitragen, in jenem Theile des osmanischen Asiens eine wohlthätige Wirkung zu üben. Man müßte zu diesem Behufe gleichzeitig großartige Bewässerungsanstalten herstellen und Menschen ins Land ziehen, namentlich Inder und Chinesen. In Folge ausgedehnter Berieselungen würde die jetzt unerträgliche Hitze allerdings etwas gemildert werden, und man könnte dem Lande einen Theil der hohen Fruchtbarkeit, welche es im Alterthum hatte, zurückgeben. Aber

auch in diesem Falle sei nicht anzunehmen, daß eine Euphratbahn das vermittelnde Glied zwischen den Bahnen Europas und Indiens werde.

Solch eine Weltbahn muß zugleich eine große Weltverkehrsstraße und durchaus gediegen und fest gebaut sein. Die europäischen Linien werden in der nächsten Zeit bis Konstantinopel reichen; das indische Bahnnetz erstreckt sich bis Multan. Nun fragt es sich, auf welche Weise diese beiden Endpunkte mit einander in Verbindung gebracht werden sollen. Durch die Euphratbahn, welche ohnehin einen Bogen macht, nicht, und sie würde bei Basra eine Unterbrechung erfahren. Von dieser Stadt aus würde sie die kahlen und steilen Berge an der Küste von Mekran zu überwinden haben; zwischen diesen ziehen sich viele weite und tiefe Schluchten hin, während manche Berge weit in die See hinaus vorspringen. Dort ist das Land im Besitze raubsüchtiger Banditen. Es mögen alle derartigen Schwierigkeiten zu überwinden sein; vielleicht müßten sie überwunden werden, falls überhaupt keine bessere Route vorhanden wäre.

Stephenson betont, daß er während der zwei letztverflossenen Jahre Kleinasien und Persien in Bezug auf Topographie, Geognosie, Handel und Mineralschätze genau erforscht und dabei etwa 5000 Bände und 1000 Karten benutzt habe. Er sei im Stande, eine Route nachzuweisen, welche jedem Erforderniß entspreche, und auf welcher man die Fahrt zwischen London und Calcutta in einer Woche zurücklegen könne. Wahrscheinlich wird er demnächst Mittheilungen darüber veröffentlichen.

Das Thal von Caracas in Venezuela.

Von **A. Ernst.**

II.

Es ist heute nicht meine Absicht, eine Beschreibung der Stadt Caracas hier zu geben, da ich dieses Thema später zu behandeln gedenke, um im Gegensatze zu den in diesen Blättern veröffentlichten Mittheilungen eines bereits genannten Reisenden ein treues Bild des heutigen Zustandes der Hauptstadt Venezuelas zu entwerfen. Ich will dagegen jetzt versuchen, das Thal von Caracas nach seiner Oberflächengliederung, seinen geognostischen, physischen, zoologischen und botanischen Eigenthümlichkeiten näher zu schildern, wobei es natürlich unvermeidlich sein wird, auch gelegentliche Streiflichter auf die durch seine Bewohner bedingten Verhältnisse fallen zu lassen.

Der Haupteingang der Kathedrale von Caracas liegt nach den besten Bestimmungen in 10°30′50″ nördl. Br. und 69°25′ westl. Länge vom Meridian von Paris. Die Seehöhe beträgt für denselben Punkt 920 Meter oder 2832 Pariser Fuß (nicht 2730, wie bei Kloeden, Erdkunde, I, 943), also nur 23 Fuß weniger als die Spitze des Inselsberges in Thüringen (2855 Fuß). Das gegebene Resultat, welches übrigens mit der von Rivero und Boussingault 1823 ermittelten Zahl genau übereinstimmt (siehe Rivero, Coleccion de Memorias cientificas, Brüssel 1857. I, 76), wurde im März 1870 aus einer Reihe gleichzeitiger Beobachtungen gewonnen, bei denen mich der oben genannte Marinelieutenant Albrecht in La Guayra, und mein Freund, unser trefflicher Meteorologe, Herr Licenciado Agustin Aveledo in Caracas, bereitwilligst unterstützten.

Im Westen der Stadt liegt der Calvario. Er beherrscht die Stadt vollkommen, ohne in strategischer Hinsicht von besonderm Werthe zu sein, da er von allen Seiten leicht bestiegen werden kann. Das ist auch in den beiden Eroberungen der Stadt (Juli 1868, April 1870) geschehen. Es ist ein sehr steriler Hügel, der sich 28 Meter über den Fußpunkt der Kathedrale erhebt, so daß die Spitze des Thurmes der Kathedrale und der Fußboden der Calvario-Capelle sehr genau in derselben horizontalen Ebene liegen. Die Aussicht vom Calvario über die Stadt ist recht schön. Die westlich auf ihn folgenden Spitzen desselben Höhenzuges überragen ihn bedeutend und erreichen 90 bis 125 Meter.

Der Boden der Stadt zeigte eine doppelte Neigung von Norden nach Süden und von Westen nach Osten. In ersterm Sinne beträgt das Gefälle in der Linie der Calle de Comercio von Cuartel de San Carlos bis zum Guaire auf einer Distanz von beinahe 2300 Meter 78,5 Meter (3,4 : 100), und in zweiter Richtung von der Esquima del Camino Nuevo bis zu den Ruinen des Eisenbahnhofes durch die Calle de los Bravos auf eine Entfernung von 1800 Meter 39,1 Meter (2,2 : 100). Die hierdurch bestimmte südöstliche Abdachung herrscht im ganzen Thale vor und findet ihren tiefsten Punkt in dem Flußbette des Guaire. Dieser Fluß entsteht bei Las Ajuntas (d. h. Zusammenfluß) aus der Vereinigung des westlich herkommenden Macarao und des von Südwesten kommenden San Pedro. Der Punkt des Zusammenflusses ist durch ein stattliches Exemplar des Copei (Clusia rosea, L.) bezeichnet, und liegt derselbe nach meinen Beobachtungen 85 Meter höher als Caracas, also 1005 Meter über dem Meere. In vielfachen Windungen fließt der Guaire nach Osten, bei den Ortschaften Antimano, Carapa und Palo Grande vorbei und bewässert auf dieser Strecke eine der best angebauten Partien des Thales. Die vortreffliche Zuckerrohr-Pflanzung La Vega steht unter den hier zu nennenden Anlagen oben an.

Antimano gegenüber schieben sich die Berge des Rincon del Valle schroff abfallend dicht an das Flußufer; weiter östlich treten sie mehr zurück, so daß zwischen ihnen und dem Flusse eine breite, fruchtbare Niederung bleibt. Das Wasser des Flusses ist oberhalb Caracas sehr rein, wird aber natürlich durch die Cloakenabflüsse der Stadt sehr verunreinigt.

Unter der auf dem Wege nach El Valle über ihn führenden Holzbrücke ist er bei ordinärem Wasserstande gegen 60 Fuß breit, doch kaum 2 Fuß tief. Da der Boden seines Bettes zwei sehr regelmäßig von der Mitte aus nach den Seiten aufsteigende schiefe Ebenen bildet, und die Strömungsgeschwindigkeit durchschnittlich drei Fuß per Secunde beträgt, so ergiebt sich, daß in jeder Secunde 180 Cubikfuß Wasser durch das angegebene Querprofil fließen. Diese Zahl wird aber bedeutend größer, wenn in Folge heftiger Regengüsse in den westlichen Bergen die Quellströme anschwellen. Dann erreicht der mit schmutzig gelbem Wasser gewaltig einherbrau-

fende Fluß oft eine vier- bis fünffache Breite und Tiefe, und aller Verkehr zwischen den beiden Ufern ist unterbrochen. So plötzlich aber auch die Schwellung kam, so schnell geht sie vorüber; nach ein paar Stunden ist Alles vorbei und der Fluß wieder in seine bescheidenen Grenzen zurückgetreten.

Nachdem der Guaire östlich von Caracas den ihn südlich begrenzenden Nordflügel der Berge des Rincon verlassen hat, näherte er sich der das ganze Thal im Süden abschließenden Bergkette, die an manchen Punkten in fast lothrechten Wänden dicht an ihn herantritt. Der Fluß erreicht endlich das Städtchen Petare, wo er bei 864 Metern Seehöhe nach der Aufnahme des Caurimari das Thal von Caracas verläßt. Obgleich sein weiterer Lauf nicht in den Bereich dieser Darstellung gehört, so wird es doch nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß er keineswegs bei La Guaira mündet, sondern sich vielmehr unweit Santa Lucia in den Tuy ergießt, der nach westöstlicher Richtung bei Rio Chico, einige zwanzig spanische Meilen östlich von Caracas, in das Antillenmeer fällt.

Es ist aus dem Gesagten ersichtlich, daß die Hauptentwickelung des Thales sich im Norden des Guaire befindet; denn südlich liegt außer dem Rincon del Valle nur noch das Nebenthal von El Valle, dessen unbedeutendes Flüßchen dem Guaire zuströmt.

Die Hügelkette des Rincon del Valle hat hier täuschendste Aehnlichkeit mit einem Korallenriff, das sich mitten in einem trocken gelegten Seeboden erhebt; doch widerspricht ihr geognostischer Bau natürlich vollständig einer solchen Annahme. Die Kette wird zweimal von der Straße nach El Valle durchschnitten. Der nördliche Durchschnitt (953 Meter hoch) ist zugleich der Eintrittspunkt einer Wasserleitung oder Acequia, die Senor Guill. Espino mit bedeutenden Kosten anlegen ließ, um seine im Rincon belegenen Ländereien zu bewässern. Der Zweck ist ihm auch vollkommen gelungen, und die so geschaffene Laguna de Espino ist einer der interessantesten Punkte in der Umgegend von Caracas. Ich weiß in der That nicht, wer dem unternehmenden Besitzer mehr Dank schuldig ist, der Freund malerischer Landschaftsgruppirung oder der Botaniker. Da ich nun beides bin, so sei ihm hiermit meine aufrichtigste Erkenntlichkeit ausgesprochen. Wie manchen Sonntag Morgen habe ich am Ufer dieses lieblichen Wasserbeckens in thauigem Grase gelegen, wenn die Strahlen der eben aufblitzenden Sonne durch die zarte Belaubung der Akazien auf den Wasserspiegel fielen, den ein sanfter Lufthauch kaum merklich kräuselte. Die schöne Nymphaea ampla bedeckt einen Theil der Lagune mit ihren großen Blättern und schneeweißen Blüthen, und erinnerte mich so oft an die deutsche Heimath, wo die nahe verwandte weiße Seerose (Nymphaea alba) unter ähnlichen Verhältnissen wächst; selbst die bekannten Lieschkolben (Typha angustifolia) fehlen hier nicht; sie umsäumen an vielen Punkten das Ufer der Lagune. Doch damit ist auch die Aehnlichkeit zu Ende. Die übrige Vegetation ist fremdartig; denn neben der tropischen Mummelblume, die bei all ihrer Schönheit des Schmuckes der sinnigen Sage entbehrt, der um die deutsche Schwester sich schlingt, blüht Limnocharis Humboldtii; dort bildet Pistia stratiotes dicht zusammengedrängte Inselgruppen, während die kleine sattelförmige Wolffia Welwitschii in zahllosen Mengen auf der Oberfläche umhertreibt, und die schönste aller Characeen, die saftreiche Nitella cornua, mit anderen Gattungsverwandten den Boden der Lagune bedeckt. Nur dann und wann wird die duftige Stille unterbrochen durch den schrillen Aufschrei einer kleinen Ente, die im Ufergebüsch nistet oder auf freien Wasserstellen ihrer Jagd nachgeht.

El Rincon del Valle ist zugleich Name einer kleinen Ortschaft, die sich in einer einzigen Gasse von Norden nach Süden, Berg mit Berg verbindend, ausdehnt, und nach Osten und Westen zwischen bebauten Feldern liegt. Der westliche Winkel des umringenden Hügelwalles ist der höchste; dort fand ich das Maximum der Erhebung für diese Kette 1108 Meter über dem Meere. Die ganze Kette ist nicht bewaldet, sondern nur mit niedrigem Strauchwerk (chamiza) bedeckt; doch wegen gänzlichen Wassermangels hat auch diese Vegetation nur ein kümmerliches Aussehen.

Südlich führen ein Fahrweg und ein Reitweg aus dem Rincon nach dem Thale, welches speciell El Valle genannt wird. Der erste umgeht den südlichen Flügel der Berge, ist darum ebener und länger; der zweite schneidet denselben Zug in einem Sattel, in dem fortwährend eine starke Luftströmung stattfindet. Seine Höhe fand ich als Mittel aus mehreren Beobachtungen in 972 Meter. Von hier ab senkt sich der Weg nach El Valle, einer Ortschaft, die auf einem sehr ungleichen Terrain liegt. Herr A. Aveledo fand für einen Punkt eine Seehöhe von 886 Meter, also 34 weniger als Caracas. Hinter dem gleichnamigen Flusse erheben sich die theilweise sehr öden Berge von Baruta und begrenzen das Thal nach dieser Seite hin.

Hier war zuerst die Stadt von Francisco Fajardo angelegt worden (1560). Der Platz war zu eng; darum verlegte D. Diego Losada die neue Ansiedelung in das weitere Thal, wo noch heute Caracas liegt (25. Juli 1566). Doch die neue Lage ist nicht sonderlich klug gewählt; es wäre viel besser gewesen, etwas mehr nach Osten gegangen zu sein, wo das Thal breiter wird. Dann hätte aber der Calvario nicht so bequem gelegen, und für die frommen Spanier war ein Calvario bei allen Städteanlagen ein entscheidender Hauptpunkt!

Der Guayre nimmt nördlich in west-östlicher Reihenfolge die nachstehenden Gebirgsbäche auf: Caroata (ursprünglich wahrscheinlich Caraguata), Catuche, Anauco. Der erste verdient kaum den Namen eines Baches, eher die Bezeichnung einer Aufeinanderfolge stinkender Pfützen. So lange er keine menschlichen Wohnungen in seiner Nähe hat, ist er noch ziemlich erträglich; die Gegend der Stadt aber, die dicht am Calvario an seinen Ufern liegt, ist um die ihm entströmenden Parfüms nicht zu beneiden. Doch der arme Fluß ist nicht allein Schuld daran. Die gute Stadt Caracas hat ihn zum Schmutz- und Kehrichtwinkel für allen unnennbaren Unrath erkoren, und wenn in der trockenen Jahreszeit sein ohnehin spärlicher Wasservorrath noch mehr reducirt wird, und die tropische Sonne die viele Fuß tiefen halbfeuchten Dung- und Unrathschichten Tage lang erhitzt, so kann sich als Resultat kein Rosenduft entwickeln. Was sich aber wirklich entwickelt, ist schon oft gesagt worden; ich selbst habe mehrfach in hiesigen Zeitungen darauf hingewiesen, wie diese Schmutzhaufen eine Schande und eine Krankheitsquelle für Caracas sind; dennoch bleibt Alles beim Alten! Ich weiß in der That nicht, woher es kommt, daß wir nicht jedes Jahr eine zwölfmonatliche Epidemie haben.

Von ungleich wohlthätigerer Bedeutung ist der Catuche. Er entsteht in bedeutender Höhe am Südabhange der Küstenkette aus vielen zusammenfließenden Schluchtenwassern und braust über Felsblöcke schäumend durch den dunkeln Bergwald dem Thale zu. Sein Wasser wird durch eine Leitung nach der Stadt gebracht und ist von ganz vorzüglicher Qualität. Wäre nur die Quantität größer. Im November 1869 bestimmten die Herren Revenga und Meneses die per Secunde in das Reservoir der Leitung tretende Menge auf 17,7 Liter, was 1,529,280 Liter per Tag ergiebt. Von diesen gehen aber nahezu die Hälfte verloren in Folge schlechten Zustandes und unzweckmäßiger Einrichtung der Leitung,

so daß höchstens 800,000 Liter täglich auf eine Stadt von 50,000 Einwohnern kommen, demnach nur 16 Liter per Kopf, selbst wenn wir das für industrielle Zwecke verbrauchte Wasser gar nicht in Rechnung bringen. Diese Zahl ist nun sicherlich viel zu gering für eine in der heißen Zone gelegene Stadt, um so mehr, da in Monaten, welche sehr trocken sind, das Quantum noch geringer ausfällt *). Betreffs des Namens Catuche dürfte es interessant sein, seine Aehnlichkeit mit Catoche (Cap in Yucatan) und Chattahoochee (Fluß in den südlichen Vereinigten Staaten) anzudeuten. Der Sinn des Wortes ist mir unbekannt.

Der dritte Gebirgsbach ist der Anauco. Er kommt gleichfalls von der nördlichen Gebirgskette, nimmt den Coticita und Gamboa auf und mündet im Osten der Stadt in den Guaire.

Weiter östlich wird das Thal nur von tiefen, meist trockenen Schluchten (Quebradas) durchzogen. Ein fast ebener Fahrweg führt zwischen gut bebauten Feldern über Quebrada Honda nach Sabana Grande und Chacao **). Links bis nach Sabana Grande geht auch der verfallene, etwa eine halbe Meile lange Damm unserer Ostbahn: die Schwellen sind gestohlen worden, um als Brennholz zu dienen; zwei Brücken sind von den heftigen Sturzwassern, die nach Gewittern in den Quebraden daherbrausen, zerstört worden, mit einem Worte, das Ganze sieht ungemein tragisch aus. Aber am Ausgange der Bahn steht an der Wand eines kleinen Bahnhofes mit ellenlangen Buchstaben: Ferro carril del Este! und das sieht komisch aus!

Hinter Chacao theilt sich die Straße bei Los dos Caminos in zwei Arme; der eine geht näher an der nördlichen Küstenkette entlang und führt nach Guatire und Guarenas; der andere, südliche, führt über das etwa zwei Meilen von Caracas entfernte Petare nach dem Thale des Tuy. Ein einziger nennenswerther Gebirgsbach strömt in diesem letzten Stück des Thales dem Guaire zu; es ist der Focume, der bei seinem Austritt aus den Bergen zwei recht schöne, übereinanderliegende Wasserfälle bildet, welche Los Chorros genannt werden.

Die Uebersicht der Oberflächengliederung des Thales führt naturgemäß zur Betrachtung seines geognostischen Baues. Vielfach ist unter den Bewohnern die Meinung verbreitet, das Thal sei der Boden eines trockengelegten Binnensees, und diese Ansicht wird auf einen Ausspruch Humboldt's zurückgeführt, der irgendwo von dem Durchbruch des Wassers durch die oben erwähnte nordwestliche Schlucht von Tacagua spricht. Wenn man die Sache oberflächlich ansieht, scheint diese Idee ungemein viel für sich zu haben. Die Natur selbst zaubert manchmal das Bild des angeblichen Landsees zurück, und ich erinnere mich lebhaft eines Morgens, als ich, noch vor Tagesanbruch, von einer ragenden Felsenspitze der Berge aus das mit weißen ruhenden Nebelmassen dicht gefüllte Thal wie ein schlummerndes Wasserbecken vor mir liegen sah, aus dem die Hügelkuppen des Rincon wie eine halbmondförmige Insel hervorragten. Die Täuschung war auffallend. Doch bald wurde Alles anders. Das leuchtende Gestirn des Tages erschien und erinnerte mich an Heine's wunderbar schöne Verse im Atta Troll (Cap. XX):

> Sonnenaufgang! Goldne Pfeile
> Schießen nach den weißen Nebeln,
> Die sich röthen wie verwundet
> Und in Glanz und Licht zerrinnen.
>
> Endlich ist der Sieg errungen,
> Und der Tag, der Triumphator,
> Tritt in strahlend voller Glorie
> Auf den Nacken des Gebirges!

Mit dem klaren Tage zerrann die nebelhafte Täuschung, ebenso wie eine ungegründete Hypothese einer sorgfältigen Beobachtung und Würdigung der Thatsachen nicht widerstehen kann. Wäre das Thal von Caracas einmal ein See gewesen, so müßten davon dreierlei Spuren nachweisbar sein: Uferbildungen, regelmäßige Schichtung des Bodens, organische Reste. Aber nichts von dem ist aufzufinden. Die Hänge der das Thal einschließenden Berge zeigen keine Probe irgend welcher Strandbildungen, sondern geben in allen Punkten nur Zeugniß von dem Proceß der Denudation, der durch atmosphärische Niederschläge und daraus hervorgehende Verwitterung in erster Linie bedingt wird. In den zahlreichen, oft recht tiefen Schluchten läßt sich keine regelmäßige Schichtung des Sediments nachweisen. Größere und kleinere gerundete Steinfragmente, die mit den die umgebenden Berge bildenden Felsarten identisch sind, liegen bunt durch einander geworfen in einem feinern oder gröbern Sande, eine Lagerungsweise, bei der die Massen durchaus nicht nach ihrem verschiedenen specifischen Gewicht sich gruppirten, und die jedenfalls niemals dort sich bilden kann, wo der Boden sich als Niederschlag aus dem Wasser absetzt. Und nun endlich, wo sind die organischen Reste? Seit Jahren durchsuche ich alle möglichen aufgeschlossenen Stellen des Terrains; aber ich habe nicht das kleinste Fragment eines Schneckengehäuses oder einer Muschelschale auffinden können.

Nach meiner Ueberzeugung ist der Boden des Thals nur eine Detritusanhäufung, die von den umliegenden Bergen stammt, und mögen zu seiner Bildung, Transportirung und Nivellirung außer den bekannten atmosphärischen Einflüssen Erdstöße einen nicht unwichtigen Beitrag geliefert haben. Der Gneis, der die Hauptmasse des Gebirges von Caracas ausmacht, ist ein ziemlich leicht verwitterndes Gestein. Der Zusammenhang der auf den Stratificationsflächen ohnehin nur locker verbundenen Schichten wird durch eindringendes Regenwasser bald noch lockerer, und so sind selbst heute noch mehr oder minder beträchtliche Erdschlüpfe an den Seiten des Weges während der Regenzeit häufig genug vorkommende Erscheinungen. Die nördlichen Berglehnen sind von einer sehr dünnen Bodenschicht bedeckt, und dies ist wahrscheinlich eine der Ursachen, warum die Waldregion trotz alljährlicher Samenverstreuung nicht weiter thalabwärts rückt. Die andere wichtigere Ursache ist unzweifelhaft die dichtverfilzte Rasendecke, die dem Eindringen leichterer Samen Widerstand leistet. Das Thal selbst war anfänglich sicherlich viel tiefer, und vermuthlich trafen sich die nördlichen Gehänge mit den südlichen fast unter einem Winkel. Dafür spricht unter Anderm das Resultat einer Brunnenbohrung in dem deutschen Biergarten des Herrn C. Benitz. Der Garten liegt kaum 300 Meter vom Guaire entfernt, und bei 40 Fuß Tiefe fand man Wasser, hatte aber bis dahin fortwährend die oben besprochene Unregelmäßigkeit der Lagerung. Es ist dies jedenfalls der tiefste Punkt, der im Thale von Caracas auf-

*) Ich gebe vergleichsweise für eine Anzahl von Städten das per Tag und Kopf consumirte Wasserquantum nach Rößler, Technisches Hülfs- und Handbuch (Wiesbaden 1864, S. 301): Rom (1105 Liter), Newyork (568), Marseille (470), Philadelphia (225), Bordeaux (170), Glasgow (113), London (112), Lyon (85), Manchester (85), Brüssel (80), München (80), Paris (69).

**) Auch auf der Insel Chiloe ist ein Ort Chacao, jedenfalls eine rein zufällige Uebereinstimmung, die wahrscheinlich Folge der Corruption, d. h. Mundgerechtmachung verschiedener einheimischer Formen, ist. Im nördlichen Venezuela ist die Endung cao bei Ortsnamen meist aus dem cumanagotischen cuar entstanden, welches den Ort bezeichnet, wo eine Sache häufig vorkommt, gerade wie ar und al (palmar, cafetal) im Spanischen, etum (dumetum) im Lateinischen.

geschlossen worden ist; denn der Boden des Brunnens liegt 34 Meter tiefer als die Schwelle der Kathedrale. Das Wasser des Brunnens, sowie das eines andern weniger tiefen in der Zündholzfabrik des Herrn G. Braun, ist wahrscheinlich aus dem Guaire kommendes Sickerwasser. Dafür scheint mir bei beiden namentlich die ungeheure Menge von einzelligen Algen zu sprechen, die sich in ihm nach kurzer Zeit entwickeln. Ein in Sabana Grande gegrabener Brunnen soll in seinem Wasser eine Spur von Petroleum enthalten; doch scheint mir die Sache nicht genügend festgestellt.

Von nutzbaren Gesteinen aus der Umgebung des Thales sind zunächst die schönen Gneisplatten zu nennen, die vorzugsweise aus einem Steinbruch am Calvario kommen und zu Trottoirs benutzt werden. Sie sind durchschnittlich 2 bis $2^1/_2$ Zoll dick und enthalten oft viele kleine Granaten von durchaus undurchsichtiger Beschaffenheit. Von geringerm Werthe ist der Glimmerschiefer, der vielfach zum Straßenpflaster benutzt wird, aber sicherlich ein schlechtes Material für diesen Zweck abgiebt, um so mehr, da man ihn senkrecht stellt, so daß ein relativ geringer Druck genügt, um ihn zu zermalmen. Der Quarz ist gleichfalls häufig und durchsetzt den Gneis und Glimmerschiefer in mehr oder weniger mächtigen Adern. An den Abhängen des Anauco findet sich granatführender Hornblendeschiefer, in einem Steinbruche des Calvario ein metamorphischer Kalkstein und Kalkspath; an den Berghängen des Avila im Norden finden sich oft große Feldspathmassen, deren Verwitterungsproduct, die Porcellanerde, stellenweise in ziemlicher Menge vorkommt; Granit ist seltener, Syenit dagegen häufiger, auch Grünstein findet sich. Von Erzen kommt Bleierz (galena), Schwefeleisen und Spiegeleisen vor, letzteres oft als feinkörniger Sand.

Lehm ist häufig und wird zur Anfertigung ordinärer irdener Geschirre und zum Ziegelbrennen benutzt. Doch ist die Erde zu sandig und das benutzte Brennmaterial (Reisig oder chamisa) nicht genügend, um einen wirklich guten Backstein zu erhalten. Sie haben nach den Dimensionen verschiedene Namen: Adoboncito (28 Centimeter lang, 14 breit, 7 dick), adobito (28 × 14 × 3,5), ladrillo (28 × 14 × 3), panela (28 × 28 × 3). Die Dachsteine (tejas) sind im Allgemeinen besser gearbeitet; zu einem Quadratmeter Dach braucht man 25, jeder wiegt 1,5 bis 1,75 Kilogramm im trockenen und 1,8 bis 2,2 Kilogramm im angenäßten Zustande. Das specifische Gewicht dieser Baumaterialien ist durchschnittlich 1,7.

An einigen Stellen existiren auch Kalköfen. Das hiesige Ingenieurcolleg hat durch eine Commission 19 Proben von Kalkstein genau untersuchen lassen; es haben sich unter denselben mehrere gefunden, die bei richtiger Behandlung ein ausgezeichnetes Baumaterial liefern. Zwei Proben von Mariperez (östlich von Caracas) enthielten die eine 17,5, die andere 10 Procent fremder Substanzen; eine dritte Probe aus La Vega (rechtes Guaireufer) war beinahe vollständig reiner Kalk; eine vierte enthielt 12,5 Procent Thon und kann daher als ein mittelmäßig guter hydraulischer Kalk bezeichnet werden.

Im Allgemeinen kann der Boden des Thals von Caracas nicht fruchtbar genannt werden; wo die rothe, eisenhaltige Erde vorherrscht, ist er sogar steril. Ohne sorgfältige Bewässerung ist daher der Feldbau nicht möglich. Jeder Pflanzer hat deshalb sein Hauptaugenmerk auf diesen Punkt zu richten und muß nicht selten bedeutende Ausgaben machen, um den erwünschten Zweck zu erreichen. Ein altes Gesetz verbietet die Anlage eines Etablissements, welches Wasser verbraucht, oberhalb anderer bereits bestehender, wenn nicht ein Abkommen mit den Besitzern der letzteren getroffen wird. Bei der geringen Wassermasse der Bergbäche ist eine solche Bestimmung nothwendig und man einigt sich gewöhnlich folgendermaßen. Nehmen wir an, an einem Wasserlauf liegen vier Besitzungen, so hat jede, für den Fall gleicher Berechtigung, im Laufe der Woche den Bach 42 Stunden ausschließlich für sich zur Benutzung. Man bewässert dann die Felder und sorgt dafür, daß ein großer ausgemauerter Teich (la represa) sich gehörig fülle, um diesen Vorrath den Rest der Woche zur Verfügung zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Stimmung der Chinesen gegen die Ausländer.

Seit einigen Monaten lauteten die Berichte aus Ostasien bedenklich; das Blutbad in Tien tsin, welches im Juni vorigen Jahres stattfand, ist unvergessen. Die kaiserliche Regierung will die Zügel straffer anziehen und nicht ferner dulden, daß die Franzosen in höchst anmaßender Weise sich Privilegien beilegen, auf welche sie vertragsmäßig gar keinen Anspruch haben. Der Graf Rochechouart besteht zum Beispiel darauf, daß jeder Chinese, der sich von einem katholischen Missionär hat taufen lassen, damit ohne Weiteres als Franzose zu betrachten sei und aufgehört habe, unter chinesischer Gerichtsbarkeit zu stehen! Die kaiserliche Regierung hat nun den Nonnen, welche die Proselytenmacherei systematisch betrieben, das Halten von Mädchenschulen verboten; die Zöglinge der grauen Schwestern brachten Zwist in die Familien.

Wenn die weißen Civilisationsleute mit den Staaten und mit den Menschen in fremden Erdtheilen in blutigen Zusammenstoß kommen, so ist es unter zehn Malen wenigstens neunmal sicher, daß jene ersteren direct oder indirect die Veranlassung gaben und die Schuld tragen. In China z. B. lassen sich die Conflicte auf Opium und Missionäre zurückführen.

Ueber die gegenwärtige Stimmung der Chinesen gegen die Fremden liegen uns zwei amtliche Berichte vor, ein englischer und ein nordamerikanischer. Der britische Legationssecretär Wade giebt von Peking, 29. März, aus eine Schilderung der Zustände in den sogenannten Vertragshäfen, d. h. denen, welche dem Verkehr eröffnet sind und wo Ausländer wohnen dürfen.

In Niu tschuang ist Alles sicher und es braucht nicht einmal ein Kanonenboot im Hafen zu liegen. In Tien tsin und in der Umgegend bleiben die Ausländer unbelästigt; ein amerikanischer Arzt Treat, der zugleich Missionär ist, wurde überall im Innern der Provinz höflich behandelt. Hr. Medhurst schreibt von Schang hai, das Benehmen der Chinesen gegen die Fremden sei durchgängig musterhaft. — Die amerikanischen Missionäre, welche nach dem Blutbad in Tien tsin aus Tschefu nach Teng tscheu geflüchtet waren, sind zurückgekehrt. — Am Yang tse kiang ist Alles ruhig. In Hankou, das einige Millionen Einwohner zählt, sind große römisch-katholische Anstalten. Im vorigen Jahre hielten dort die Europäer ein Picknick, gegen welches eine Volksdemonstration stattfand, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, die Weißen wollten dabei ihre eigenen kleinen Kinder verzehren. Der Stadt Hankou gegenüber, auf der anderen Seite des Stromes, liegt die Provinzial-

hauptstadt Wu schang, und dort sind die Fremden seit etwa zehn Jahren oftmals beleidigt und angegriffen worden, aber in Hankëu sind sie ungestört geblieben, ebenso in Tschiu kiang oder Ku kiang, obwohl in der Provinz Kiang si, zu welchem dasselbe gehört, zwei römische Niederlassungen zerstört worden sind. Ning po ist stets ruhig geblieben, ebenso Fu tschöu, wo die chinesischen Behörden großen Nachdruck zeigen und die Missionäre beschützen. In Amoy, Swatau, Canton und in Tamsuy auf Formosa ist nichts vorgefallen.

Der Diplomat schließt seinen Bericht mit folgendem Satze: „Wenn die Annahme richtig ist, daß das Volk, welches bisher gut gesinnt war, jetzt überall feindselige Gesinnungen gegen die Europäer hegt, dann wird in Kurzem den Fremden nichts übrig bleiben, als das Land zu erobern oder dasselbe zu verlassen. So viel ich jedoch absehe, ist solch' ein Wechsel in der Gesinnung nicht eingetreten."

Der Bericht des Amerikaners ist aus King kiang datirt und faßt namentlich die französisch-chinesischen Wirren ins Auge. „Die Mittelclasse," so sagt er, „ist den Fremden abhold, namentlich aber wegen der aufdringlichen Proselytenmacherei. Es walten noch viele andere Gründe ob, und ich will nur einige Momente hervorheben. Wir Ausländer haben uns einem Lande aufgedrungen, das von uns nichts wissen wollte. Wir sind hochmüthig, voll Dünkels, habsüchtig und geldgierig. Wir haben manche andere Länder bezwungen und unserer Herrschaft unterworfen, und man besorgt, daß wir in China ebenso zu Werke gehen werden. Wir haben ihm das Opium aufgezwungen, welches entsetzliches Unheil anrichtet und dem Lande das Mark aussrißt. Wir haben seinen Kaiser gedemüthigt, und fordern und verlangen immer mehr und mehr. Nun hoffen sie auch die Missionäre, weil sie nicht begreifen, daß diese uneigennützig ihre Lehre verbreiten wollen; sie meinen, dahinter stecke etwas. Und weshalb sollten sie das nicht meinen? Sehen sie doch, daß wir aus jedem unruhigen Auftritte, welcher der Missionäre wegen entsteht, so viel Vortheil als irgend möglich für uns heraus zu schlagen suchen. Unsere Religion bringt ihnen lauter Umsturz, für sie ist das Christenthum, welches sich feindlich ihrer Religion gegenüberstellt, revolutionär. Sie verjagten die Missionäre aus Nan tschang fu, der Hauptstadt der Provinz Kiang si, und die Folge war, daß französische Kanonenboote in den Poyang-See hineinfuhren, die Chinesen 6000 Taels zahlen und die verhaßten Sendlinge in Nan tschang wieder aufnehmen mußten. Auch aus Ngon king wurden römische Sendlinge fortgeschickt; da kamen dann Kanonenboote, der französische Gesandte, herabwürdigende Demüthigung der Mandarinen und Proclamationen, welche anbefahlen, daß Römisch-Gläubige Schutz erhalten müssen. Graf Rochechouart fuhr nach Hankëu hinauf, drohete mit einer bewaffneten Macht zu erscheinen, erpreßte 15,000 Taels und zog dann ab.

Die Mandarinen hassen uns und wir sind ihnen auch nicht geneigt, die Chinesen respectiren uns nur, weil sie uns fürchten; sie würden uns allen gleich morgen gern die Hälse abschneiden, wenn sie es nur wagen dürften. Das dürfen wir niemals außer Acht lassen."

Aus Kaukasien.

Seitdem die Bergvölker ihren, wie sie zuletzt begriffen, hoffnungslosen Kampf gegen Rußland aufgegeben haben, ist eine große Umwandlung vorgegangen. Die verschiedenen Berichte stimmen darin überein, daß Verwaltung und Rechtspflege in geregeltem Gange sind; die Emancipation der Bauern ist überall vollständig durchgeführt worden, und in Gegenden, wo früher Raub und Mordthaten keineswegs selten waren, herrscht nun Sicherheit. In den Städten und auch in den Bergen Daghestans und der Tschetschenzen, sodann auch in der transkubanischen Region entwickelt sich ein lebhafter Handelsverkehr. Man hat angefangen die großen natürlichen Reichthümer auszubeuten, und fördert Salz, Eisen, Kupfer und Kohlen; die vielen Naphthaquellen werden ausgiebig benutzt, der Anbau des Tabacks und der Baumwolle gewinnt mit jedem Jahr eine größere Ausdehnung. Die Städte Tiflis, Wladikawkas und Baku vergrößern und verschönern sich, ohne ihre orientalische Physiognomie zu verlieren. Auch dem Wegbau wird Sorgfalt zugewandt. Abgesehen von den nach Imerethien und Georgien führenden Heerstraßen werden in Daghestan und in Kuban gegenwärtig Wege angelegt; die von Tiflis bis zur persischen Grenze führende große Straße ist vollendet worden. Auf dem Rion und auf dem Kuban fahren Schiffe; die Bahn von Poti am Schwarzen Meere nach Tiflis soll binnen Jahresfrist eröffnet werden. Auch im Schulwesen macht man erfreuliche Fortschritte; die Zahl der Schüler ist von 7009 im Jahre 1865 auf mehr als 12,000 im Jahre 1870 angewachsen; die Zahl der Mädchenschulen beträgt 20. Im Kaukasus zählt man mehr als 40 Elementar- und Kreisschulen, 10 Progymnasien und Gymnasien und 2 Handwerkerschulen; die Unterrichtssprache ist überall die russische. — Die Sklaverei ist am 2. März 1870 in ganz Kaukasien abgeschafft worden.

Geographische Verbreitung der Eisvögel.

r. d. In seinem soeben zu London veröffentlichten Werke A monograph of the Alcedinidae or family of Kingfishers behandelt der Bibliothekar der Londoner zoologischen Gesellschaft, R. B. Sharpe, auch die geographische Verbreitung der Eisvögel oder Königsfischer. Bei uns sind sie nur durch eine Art vertreten, während sie in den östlichen Tropen, wo sie durch Formen- und Farbenreichthum sich auszeichnen, das Maximum ihrer Verbreitung erreichen. Viele von ihnen bewohnen Wälder und gehen niemals ins Wasser; Insecten, Crustaceen und Mollusken machen ihre Nahrung aus, bei den größeren Arten selbst Schlangen, Eidechsen und andere Reptilien, die sie durch Niederstoßen von einem Aste fangen, wie unsere europäische Art den Fisch im Wasser. Die ganze Familie wird von Sharpe in zwei Unterfamilien, die Alcedinidae oder echten Eisvögel, mit seitlich zusammengedrücktem, gekieltem Schnabel, und die Dacelonìnae, mit gerundetem oder gefurchtem Schnabel, getrennt. Diese beiden Unterfamilien umfassen 19 Geschlechter mit 125 Arten. Die geographische Verbreitung derselben bietet unter den Vögeln die größten Anomalien dar. Kein Theil der Erde ist so reich an eigenthümlichen ornithologischen Formen als Amerika, namentlich die Südhälfte, und doch ist es äußerst arm an Eisvögeln, denn nur acht Arten kommen auf dem ganzen Continente vor, trotz der ungeheuren Ströme, trotz eines Fischreichthums, dem kein anderer Erdtheil etwas an die Seite zu stellen hat. Die einzige Insel Celebes dagegen beherbergt jetzt gerade so viel Eisvogelarten, wie ganz Amerika, und Neuguinea sogar mehr als doppelt so viel. Auch ist es eine auffallende Erscheinung, daß in Amerika kein besonderer Typus von Eisvögeln vorkommt; alle acht Arten gehören zu einem Geschlecht, und dieses Geschlecht kommt auch in Europa, Asien und Afrika vor. In Afrika finden wir drei besondere Genera Eisvögel und 24 eigenthümliche Arten. Im continentalen Indien sind fünf eigenthümliche Arten, aber kein besonderes Geschlecht, nachgewiesen worden. Auf den malayischen Inseln hat man ein eigenthümliches Geschlecht und elf eigenthümliche Arten nachgewiesen; die Philippinen haben sieben besondere Arten; in der australischen Region dagegen treten nicht weniger als zehn eigenthümliche Genera und 59 eigenthümliche Arten auf, fast die Hälfte aller vorkommenden. Dort also haben die Eisvögel das Maximum ihrer Verbreitung.

Die nordamerikanische Wandertaube in Wisconsin.

Sie ist im Mai und Juni in geradezu ungeheurer Menge erschienen und brütete dort zu Millionen. Die Beobachter haben folgenden Bericht veröffentlicht: Unweit von Kilbourne City beginnt diesmal die Brüteregion und zieht nach Norden hin in einer Länge von mehr als 9 Townships und in einer

Breite bis zu 20 Miles. Die Wälder jener Gegend bestehen vorzugsweise aus Eichen und verschiedenen Arten immergrüner Bäume; die Gegend ist sandig und hat armen Boden. Dort können Vögel in größerer Anzahl keine Nahrung finden und doch ist auf jener ganzen Fläche jeder Baum, jeder Strauch dermaßen mit Nestern überladen, daß von einer Schätzung, geschweige denn Zählung, gar keine Rede sein kann. Oberst H. Herndon, der genaue Forschungen angestellt hat, ermittelte Folgendes. Der Brütplatz wird nicht mit Rücksicht darauf gewählt, ob sich Nahrung in der Nähe befindet, denn die Taube kann in einer Stunde bequem 50 bis 100 Miles im Fluge zurücklegen, so daß sie gegenwärtig den ganzen Staat Wisconsin sozusagen inne hat. Sie sind in solchen Massen da, daß sie weite Strecken bestellter Aecker kahl gefressen haben. In der Mitte des Tages sorgt der Tauber für Nest und Junge (— wie auch bei uns in Europa von 10 bis gegen 3 Uhr —), Nachmittags findet sich dann das Weibchen wieder ein. Im Neste liegt gewöhnlich nur ein Ei. Die Jungen wachsen sehr schnell, aber Millionen, die aus dem Neste fallen oder hinaus geworfen werden, gehen zu Grunde. Trotzdem bemerkt man keine Abnahme der unbegreiflichen Menge. Die Wölfe, Füchse und überhaupt die fleischfressenden Thiere haben gute Zeit; nicht minder die Jäger, welche Tausende in Netzen fangen, und die Indianer trocknen eine große Menge und salzen auch ein, damit sie Wintervorräthe haben, aber alles Schießen, Fangen mit Netzen, mit Stangen herabschlagen hilft nichts; die ungeheure Menge bleibt. Nachts ist das Schauspiel im höchsten Grade merkwürdig, das Rauschen und Schwirren und Klappen von hunderttausend Flügeln, welche durch den Wald streifen, betäubend. Unablässig brechen überfüllte Zweige, ja Aeste ab; das Gurren und Girren nimmt kein Ende; der üble Geruch ist unerträglich. In der Mitte des Juni begann der Abzug nach Norden hin, nach dem Obern See und von dort wird der Zug gen Süden durch Michigan gehen. Diese Taube macht aller Wahrscheinlichkeit zufolge eine große Rundwanderung, gleich dem Büffel, von Norden nach Süden und umgekehrt. In Wisconsin sind alle Märkte mit diesen Tauben überfüllt gewesen; sie schmecken vortrefflich.

* * *

— Aus Ostpreußen. Beim Ausgraben eines Canals in der Nähe von Braunsberg fanden Arbeiter jüngst das Gerippe eines Thieres. Die ungeheuern Knochen erregten ihre Aufmerksamkeit, so daß sie dieselben anfangs sammelten. Leider fand sich ein Lumpen- und Knochenhändler ein, der ihnen den Fund für ein Trinkgeld abkaufte. Bald darauf stellte es sich heraus, daß es das Skelett eines Mammuth gewesen war. Auf die Nachricht hin sandte man aus Königsberg einen Mann der Wissenschaft an Ort und Stelle, um womöglich noch das Ganze zu retten. Es war ihm aber nur möglich, den Schädel des Riesenthieres zu erhalten. Das Uebrige ist bereits in die Knochenmühle gewandert. So viel wir wissen, ist ein Mammuth in Ostpreußen bisher noch nicht gefunden worden.

— Ueber den Weinbau in Dalmatien und die Rohheit der dortigen Bauern finden wir in der „Neuen freien Presse" die folgenden Angaben, welche kennzeichnend für die Landbewohner jener Gegend sind und welchen wir deshalb hier eine Stelle einräumen: — Der dalmatinische Wein ist meist süßlich, immer aber so stark nach Tannin schmeckend, daß man fürchtet, die Mundhaut werde zu Stiefelsohlenleder werden, und er erweckt bald einen unüberwindlichen Abscheu. Und er könnte, wie das Beispiel Lacromas und einiger von der Weincultur beleckter Oasen, z. B. Sebenicos, zeigt, der meistberühmte, meistgesuchte Wein der Erde sein. Die Behandlung des edlen Saftes ist fast überall die denkbar ungeschickteste. Die Trauben werden von den Stöcken gerissen, mit den Füßen zerstampft, und dann wird das Gemisch in Ziegenfelle gefüllt und aus diesen in Fässer gegossen, in welchen sich die sauer gewordenen Rückstände früherer Jahre befinden. Wer ein Faß besitzt, ist Weinschänker. Aus den schmutzigsten Thongefäßen trinken die Eingeborenen das überaus starke Zeug, bis sie zu Berserkern werden oder auf den Lehmboden der Hütte fallen. Der Wein ist oft billiger als Wasser und bei dem Mangel an letzterm geradezu unentbehrlich. Im August wird er sauer — was seinen Consum wenig hindert. Die Versuche zu einer bessern Behandlung der Gottesgabe scheitern an der brutalen Rohheit der slavischen Bevölkerung. Deutsche nach Dalmatien berufene Winzer wichen bald der bäuerlichen Bestialität; Grundherren, welche den Wein vernünftig behandeln wollten, wurden mit Ermordung oder doch mit Ausreißen der Stöcke und Zerstörung der Kellereien heimgesucht. In Berücksichtigung der nur dem Nahestehenden glaublichen Bigotterie und in ganz richtiger Würdigung des Culturzustandes der slavischen Massen berief man vor einigen Jahren Mitglieder eines französischen Mönchsordens, der den Wilden Afrikas Unterweisung im Ackerbau giebt. Aber stärker als der Respect vor der Kutte erwies sich der Haß gegen die Cultur. Den Mönchen wurden die Weingärten von Grund auf zerstört und die Häuser über den Köpfen angezündet. So bestialisch hätten sie selbst die Kaffern nicht gefunden, meinten die Patres beim Verlassen des Landes. Wer von den Scenen des Krieges an der Bocca gehört hat, wird den Ausspruch begreiflich finden.

So ist denn die rationelle Weincultur einzig in der Nähe einiger Städte und auf einigen Scoglien (Inselchen) möglich. Das köstlichste Product liefert Lacroma, wo Kaiser Max sechsundvierzig Traubengattungen eingesetzt hat, darunter die feinsten Sorten, wie Risling, Lacrymae Christi, Ananas, Muscat, Burgunder, Madeira, Malaga, Bugava, Malvasier, Syrmier, Menescher, Tartaro, Sultanina u. s. w. Von deutschen Händen bearbeitet, verliert der Wein die ekelhafte übermäßige Süße, behält aber sein unvergleichliches Feuer — selbst Sherry und der beste Mediascher kommen ihm darin nicht gleich — und darf sich an Wohlgeschmack neben jeden Rheinwein stellen. Was aber den — natürlich nur den sorgsam behandelten — dalmatinischen Wein vornehmlich auszeichnet, ist seine Heilwirkung, namentlich bei Magen- und Nervenschwäche, auch bei Darmkolik. Oppolzer besonders hat diese sanitäre Wirkung guter dalmatinischer Weine erkannt und benutzt.

— Die Gegend am Obern See, welche bekanntlich sehr ergiebige Kupfergruben hat, ist auch ungemein reich an Eisenerzen; es wurden davon 1870 schon 856,740 Tonnen gefördert; seit 1856 im Ganzen 3,768,695 Tonnen.

— Der „Warner", ein Schiff der Cape and Natal Steam Navigation Company, hat die Fahrt von Dartmouth in England nach Capstadt in der fast beispiellos kurzen Zeit von 23⅓ Tagen zurückgelegt, demnach 11⅓ Tage früher als sein Postcontract erforderte.

— Auf dem Great Salt Lake, diesem „Mormonensee", schwimmt seit Mitte des Maimonats ein zweiter Dampfer; er wurde zu Corinne, einer Eisenbahnstation am See, unter großen Feierlichkeiten vom Stapel gelassen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. №. 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Bernhard v. Cotta's Forschungsreise im Altai.

Verdienste der Deutschen um die Erforschung Sibiriens. — Die Reise. — Schlangenberg. — Uralte Bergbaue. — Die alten Tschudengräber. — Ledebour's Ausgrabungen. — Heutige Bevölkerung des Altai. — Russificirte deutsche Bergleute. — Die Erzlagerstätten. — Schluß der Reise.

Die Erforschung des russischen Asien ist wesentlich das Verdienst der Deutschen. Sind auch in der neuern Zeit die Russen in Turkestan, Sibirien und im Amurlande selbst unermüdlich thätig, leisten ihre geographischen und naturwissenschaftlichen Reisenden auch Vorzügliches, so sind die wichtigsten Kenntnisse des ganzen asiatischen Nordens doch durch Deutsche für die Russen erworben worden. Die Reihe der Forscher beginnt mit Pallas und Gmelin; G. Rose, Humboldt, Ehrenberg ꝛc. schließen später ihnen sich an und Bernhard von Cotta macht vor der Hand den Beschluß. Aus der langen Reihe glänzender deutscher Namen, die eine Rolle in der Erforschungsgeschichte Sibiriens spielen, haben wir damit aber nur einen sehr kleinen Theil angeführt. Cotta erhielt 1868 den Auftrag von Seiten der russischen Regierung, den geologischen Bau und die Erzlagerstätten des Altai zu durchforschen; in gewohnter gründlicher Weise führte er seine Aufgabe denn auch aus und sein neues Werk: Der Altai. Sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten (Leipzig. J. J. Weber. 1871), giebt uns nun eine eingehende Schilderung der centralen Erhebung des großen asiatischen Continentes. Die geologische Schilderung des weiten von 49 bis 56° nördl. Br. und von 48 bis 62° östl. L. reichenden Gebietes wird uns hier, soweit unsere Kenntniß desselben überhaupt reicht, vollständig geboten; die Mineralogie und Paläontologie sind dabei ausführlich berücksichtigt. Die beiden zuletzt genannten Disciplinen sind indessen nicht von Cotta selbst bearbeitet worden, sondern zwei anerkannte Gelehrte, wie A. Stelzner, jetzt Professor der Mineralogie in Cordova in der argentinischen Republik, und Professor Geinitz in Dresden, haben die von Cotta mitgebrachten Gesteine und fossilen Pflanzenreste zum Gegenstande ausführlicher, dem Werke beigegebener Monographien gemacht. Zur Vervollständigung dient dann eine vortreffliche Schilderung der klimatischen Verhältnisse und der Vegetation des Altai, die von Cotta's Reisebegleiter, Th. Tepluchow, herrührt.

Bis Nischni-Nowgorod fuhr Cotta mit der Eisenbahn; er bestieg in der berühmten Meßstadt das Dampfboot, welches ihn auf der Wolga und Kama bis Perm brachte, von wo aus in der national-russischen Tarantasse der Ural und Katherinenburg erreicht wurden. Durch die Barabinskische Steppe hindurch, über Barnaul, vorbei an den luftigen Filzjurten der Kirgisen, erreichte er im Juli 1868 nach zweimonatlicher Fahrt den berühmten Bergort Schlangenberg, russisch Smeinogorsk, eine der wichtigsten Stätten für die Metallproduction des Altai. Schlangenberg liegt in einer breiten Einsenkung des Gebirges, rings umgeben von kahlen Hügeln und Bergen, auf denen Bäume und Sträucher fehlen. Die Abbildung (a. folg. Seite) gewährt eine Uebersicht des von breiten Straßen durchschnittenen Bergstädtchens in der Richtung gegen Ost gesehen. Hinter der hochaufragenden Kirche senkt sich die Oberfläche nach dem sehr großen Gru-

benteiche zu, welcher auf der Abbildung eben so wenig sichtbar ist, als die Häusergruppen, welche sich bis fast zu seinem Spiegel hin ausdehnen. Der eigentliche Schlangenberg, welcher die Erzlagerstätten enthält, erhebt sich auf unserer Abbildung rechts von der Kirche als Hügel des Mittelgrundes.

Der Schlangenberg, 1360 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, besteht aus vorherrschend devonischen Gesteinsschichten; er ist umgeben von kahlen und zum Theil felsigen Granit- und Porphyrbergen. Der eigentliche erzführende und berühmt gewordene Berg, der seinen Namen von den zahlreichen Schlangen hat, die früher an seinem Abhange vorkamen, hat über der Thalsohle nur 200 Fuß Höhe und wird von zackigen Hornsteinfelsen gekrönt. Sein Ruf datirt seit 1742, als die reichen Silbererze hier aufgefunden und abgebaut wurden. In hohem Grade interessant erscheint uns jedoch, daß hier bereits der Bergbau von einem vorhistorischen Volke betrieben wurde, wofür die unzweideutigsten Anzeichen vorliegen.

Schon der verdiente Pallas hat im zweiten Theile seines Reisewerkes auf die uralten Bergbauer hingewiesen. Sie haben die zu Tage liegenden reichen Ockererze aus tiefen Schürfen und bis fünf Klafter tiefen Schachten zu Tage gefördert; doch in die festen Erze einzudringen, haben ihnen die Mittel und Werkzeuge gefehlt. Was außer den Schürfen und Schachten von jenen vorhistorischen Bergleuten übrig geblieben, sind ihre Werkzeuge, und diese lassen uns auf Alter und Culturgrad des Volkes einige Schlüsse thun. Ihre Keilhauen und anderen Berginstrumente bestanden nämlich aus Kupfer, so daß ihnen das Eisen ganz gewiß unbekannt gewesen. Darauf deuten auch die in den ältesten Gräbern des Gebirges, den sogenannten Tschudengräbern, aufgefundenen kupfernen Messer, Dolche, Pfeilspitzen u. s. w. hin. Anstatt der Fäustel (Hämmer) bedienten jene alten Bergleute sich länglich runder, sehr harter Steine, um welche eine Vertiefung eingegraben oder ausgeschliffen ist, die zur Befestigung des Riemens diente, mit welchem der Stein an den Stiel gebunden war. Den aufgeschürften Ocker brachten die alten Bergleute in Ledersäcken zu Tage. Beweis dafür ist das aufgefundene Gerippe eines durch Schachteinsturz erdrückten alten Bergmannes, bei dem man den mit Erz gefüllten Ledersack fand. An den Ufern der Bäche wuschen dann diese verschwundenen Menschen das Gold aus dem Ocker, wofür das alte Geschütte und der alte Goldschlich sprachen, die man an der Smejeska auffand. Es ist also ganz leicht, sich ein Bild von dem Bergbau jenes uralten, heute verschwundenen Volkes zu machen.



Bergwerksstadt Smeinogorsk (Schlangenberg). Aus B. v. Cotta's „Altai“.

Während wir in den verschiedenen vorhistorischen Grabstätten Europas wohl goldene oder bronzene Geräthe und Waffen finden, über deren Ursprung aber im Unklaren bleiben, treffen wir hier auf die Stätte, an der ein vorhistorisches Volk sein Gold grub, und lernen die Art und Weise der Goldgewinnung kennen. Das ist in hohem Grade wichtig und interessant. Wer aber war dieses Volk, welcher Zeit gehörte es an?

Mongolen und Tataren waren es nicht, meint Pallas, denn diese Völker wußten wohl von Alters her das Eisen zu schmelzen, aber sie verstanden es nicht, Kupfer und edlere Metalle bergmännisch zu gewinnen. Vielleicht, so fährt er fort, sind die alten Bergbauer durch mongolische und tatarische Wanderungen vertrieben oder vertilgt worden. Daß in den schönen Gebirgen am Jenissei ihr Hauptsitz gewesen, scheint nach der Menge der daselbst vorhandenen, mit Gold und Kostbarkeiten gefüllten Gräber wahrscheinlich. Eichwald und Andere haben diese ältesten Völker im Altai als Tschu-

den bezeichnet, mit Herodot's Skythen verknüpft und ihnen die zahlreichen Tumuli des Gebietes, die Stein- und Kupfergeräthe, sowie Steinbilder zugeschrieben. Cotta hat viele dieser Gräber im Gebirge und der angrenzenden Steppe gefunden; es sind einfache Steinhaufen oder Erdaufschüttungen, ganz in die Kategorie unserer Hünengräber, der süddeutschen Kurgane, der Rumanierhügel Ungarns u. s. w. gehörig. Es ist, unserer Ansicht nach, dabei gar nicht nöthig, hier wie da an dasselbe vom Altai bis nach Westeuropa verbreitete Volk zu denken, sondern vielmehr anzunehmen, daß dasselbe Bedürfniß, das Andenken des Todten zu ehren, zur Errichtung dieser einfachen Monumente trieb.

Schon v. Ledebour hat 1829 diese uralten Gräber am Tscharisch und den in ihn fallenden Flüssen des Altai unter-



Der bezauberte Stein im langen Walde bei Kolywan. Aus B. v. Cotta's „Altai".

sucht und die Bemerkung gemacht, daß ein Johannisbeerstrauch (Ribes philostylum) fast regelmäßig auf ihnen wächst, auch dann, wenn er in der Umgebung sonst nicht vorkommt. Eins, das Ledebour öffnen ließ, ergab merkwürdige Resultate. Eine halbe Arschin tief stieß er auf ein erstes Gerippe, eine halbe Arschin tiefer auf ein zweites; das erste lag mit dem Kopfe nach Südwesten, das zweite nach Nordosten. Es ward weiter gegraben und eine aufrechtstehende, runde, cannelirte weiße Marmorsäule, eine Arschin hoch und von roher Arbeit, kam zum Vorschein. Marmor dieser Art findet sich aber in der Umgegend nicht. Dicht unter der Säule folgte ein Pferdegerippe nebst Pferdegebiß aus Eisen; dabei zerstörte Lederriemen mit Verzierungen aus getriebenem Kupfer. Aus Allem geht hervor, daß dieser Theil des Grabes mit der

Marmorsäule und dem eisernen Pferdegebiß verhältnißmäßig jung war. Aber man grub in der losen Erde noch fünf Arschin tiefer, und kam nun auf das eigentliche Tschudengrab. Tschudenleichen werden jedesmal in einer Lage von Thon aufgefunden, und so war es auch hier. Das Gerippe eines zwölfjährigen Kindes lag unter der Thonschicht; am Kopfende stand ein schwarzes, rohes, irdenes Gefäß, 8 Zoll hoch, 4 Zoll im Durchmesser haltend. Neben dem Gerippe lag Kinderspielzeug: eine Klapper aus Kupfer, ein Antilopenhörnchen, geschnitzt aus Saxaulholz, andere Holzsachen, Alles sehr roh gearbeitet, durchbohrte Glasperlen, die wahrscheinlich auf dem Handelswege aus China erhalten waren. Offenbar lagen hier mehrere Generationen, wohl von verschiedenen Völkern und Culturstufen, über einander begraben. Drei ähnliche Gräber ergaben bei der Ausgrabung ähnliche Resultate.

Da sonst die Geschichte über die ersten Völker im Altai schweigt, so sind diese alten Funde von hoher Wichtigkeit. Als die Russen zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in den Altai eindrangen, fanden sie dort keine „Tschuden" mehr vor, sondern Kalmücken, Taleuten und ganz südlich Chinesen. Auch jetzt noch bilden die Nachkommen dieser Stämme die sparsamen Bewohner der östlichsten und südlichsten Gebirgstheile, welche letztere auch politisch noch zu China gehören. Nur der westliche Gebirgstheil ist von eingewanderten Russen bewohnt, zwischen denen aus der Steppe kommende Kirgisen sporadisch eindringen. Im östlichen Altai wohnen Russen nur sehr vereinzelt; er ist fast ganz von Kalmücken besetzt, welche mit ihren Herden und Jurten die Weideplätze wechseln. Die seßhafte Bevölkerung des ganzen 7795 Quadratmeilen großen Altaigebietes giebt Cotta auf 190,000 Männer an, also 25 Männer auf die Quadratmeile. Unter der Bevölkerung fehlt auch der Deutsche nicht, oder wenigstens seine russificirten Nachkommen. Die deutschen Bergleute, welche im achtzehnten Jahrhundert als Lehrmeister der Russen in den Altai berufen wurden, sind allmälig nach Religion, Sprache und Sitten selbst zu Russen geworden; aber in der Bergmannssprache haben sie ihre Spuren hinterlassen, als Zeichen, daß die Veredelung des Bergbaues dort ihnen zu danken ist. Man hört Ausdrücke wie: Blende, Straße, Strecke, Ort, Gesenk; die drei ersteren auch am Ural. „Jedenfalls," sagt Cotta, „hat diese Einwanderung geübter und erfahrener Bergleute aus Deutschland einen nützlichen Einfluß auf die industrielle Entwickelung der Bevölkerung überhaupt gehabt." Es ist das in allen slavischen Ländern so, heute aber gilt das Wort: „Undank ist der Welt Lohn." —

Cotta's Aufgabe, eine geologische und bergmännische, veranlaßte es, daß er namentlich die Erzlagerstätten des Altai aufsuchte. Die Zahl der aufgeschlossenen ist ganz außerordentlich; „sie mag wohl einige Tausend betragen." Die meisten liegen im westlichen Altai, bei Schlangenberg, Riddersk, Nikolajewsk, Belousowsk und Siranowsk, einige jedoch auch nördlich von der Hauptgebirgserhebung in dem Berggebiet von Salair. Im Osten wird der Bergbau noch gar nicht betrieben. Alle Lagerstätten zeigen gewisse gemeinsame Charaktere; sie finden sich am häufigsten in den Gebieten der altsedimentären Gesteine, der Silur-, Devon- und Kohlenperiode, weit seltener in krystallinischen Schiefern, vielleicht gar nicht im Granit; einige auch innerhalb der felsitischen Porphyre selbst; in der Regel sind die Lagerstätten von Trappgängen (Grünsteinen) durchsetzt. Ihre Masse besteht wesentlich aus Schwerspath, Quarz und Schwefelmetallen; nach ihrem vorherrschenden Metallgehalt, oder richtiger nach dem Werth desselben, lassen sie sich in Silber- und Kupfererzlagerstätten eintheilen, zwischen denen aber keinerlei scharfe Grenze zu ziehen ist. Die vorherrschend wegen ihres Silbergehaltes in Abban genommenen enthalten stets auch Kupfererze, etwas Gold, Blei, Zink und sehr viel Eisen, und eben so enthalten die vorzugsweise kupferreichen stets auch etwas Silber, Gold, Blei und Zink sowie Eisenocker. Nur ganz local ist Tellur aufgefunden worden. Ueberhaupt ist die Mannichfaltigkeit der in den altaischen Erzlagerstätten auftretenden Mineralspecies auffallend gering. Das von Cotta mitgetheilte Verzeichniß enthält nur 64 Arten Mineralien. Was die Entstehung der Erzlagerstätten betrifft, so hält Cotta dafür, daß sie aus wässerigen Lösungen abgelagert worden sein müssen, welche die Elemente zur Bildung von Quarz, Schwerspath und den verschiedenen Schwefelmetallen enthielten, aus welchen durch spätere Zersetzung die sogenannten Ockererze entstanden sind. Die benutzten Erze sind: Weißbleierz, Malachit, Kupferlasur, Galmei, Hornsilber, Rothkupfererz, gediegen Platin, Gold, Silber, Blei, Bleiglanz, Kupferglanz, Fahlerz, Kupferkies, Zinkblende, Rothgiltigerz u. s. w.

Vom Schlangenberg aus reiste Cotta nach dem malerischen Kolywansee, der auf der einen Seite durch pfeilerförmige Granitfelsen, auf der andern von der Steppe begrenzt wird. Hier befindet sich die Steinschleiferei, in der die Gesteine des Altai zu Säulen, Vasen, Tischen, Aschenbechern, Broschen u. s. w. verarbeitet werden; eine Oase der Kunst in den öden Bergen Sibiriens. Der Granit am See sowohl als in der Umgebung bildet die merkwürdigsten Formen. Einer der granitischen Gipfelfelsen im langen Walde bei Kolywan wurde von Cotta besucht; er heißt beim Volke der bezauberte oder Nixenstein und ist von sonderbaren Ausspülungen durchbohrt, die auf der Abbildung (S. 51) gut zu erkennen sind. Cotta fuhr weiter nach Riddersk, bestieg den 6770 Fuß hohen Iwanowskoi Belok, kam an die Buchtarma, nach Siranowsk und von da in das Thal des obern Irtisch. Diesen fuhr er hinab von Buchtarminsk bis Ustkamenogorsk, wobei er Gelegenheit hatte, die gewaltigen Einwirkungen des Wassers auf die Thonschiefer- und Granitfelsen zu studiren, welche gleich Mauern den Fluß einsäumen. Ende August war er in Semipalatinsk, das, nach Pallas, seinen Namen von einer 12 Werst oberhalb am Irtisch gelegenen Ruine Sem Palati erhielt. Dann ging es zwölf Tage lang auf der sogenannten Kosackenlinie hin durch die Kirgisensteppe über Troizk und Miask und am Ilmengebirge hin nach Katherinenburg, wo Cotta am 15. September wieder eintraf. Trotzdem die Reise nur ein Vierteljahr lang gedauert, sind die Resultate derselben doch bedeutend zu nennen. Indem Cotta neben seinen eigenen Erfahrungen Alles benutzte, was durch frühere Reisende, namentlich Gmelin, Pallas, Renovantz, Gebler, Helmersen, Rose und Andere, in mineralogischer und geologischer Beziehung im Altai erforscht ist, gelang es ihm, ein vortreffliches Gesammtbild des geologischen Baues des Altai und seiner Erzlagerstätten aufzustellen. Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr splendide.

Fahrten im Kambodscha und auf dem Mekong.

IV.

Die Ruinen der großen Pagode Angkor Wat. — Der Bauplan und die Einzelnheiten. — Die Inschriften. — Bauwerke zu öffentlichem Nutzen: Straßen und Wasserbecken. — Die Ausdehnung des alten Khmerreiches. — Verfall des heutigen Kambodscha.

Hinter drei über einander mit Zinnen und Thürmen aufsteigenden Terrassen wölbt sich der Dom des prächtig geschmückten Tempels, des Angkor- oder Nakhon Wat, einer der schönsten Pagoden der Welt. Ueberall auf den umlaufenden Gallerien und den von majestätisch aufstrebenden Säulen getragenen Hallen umgiebt ihn schützend eine wunderbare Welt phantasiereicher Himmelsgestaltungen. Ihre Einzelnheiten entfalten immer neue Schöpfungen, je mehr man ins Innere dringt. Adolf Bastian hat die so lange unbekannt gebliebenen Kunstwerke näher untersucht. Sobald das Morgenlicht in den Umgängen des Tempels deutlichern Schein verbreitete, begab er sich mit seinem Maler dorthin, um charakteristische Scenen und Episoden abzeichnen zu lassen, oder Verzierungen und Inschriften mit Kohlenwachs auf Papier abzureiben; auch Nachmittags wurde diese Arbeit fortgesetzt. Vor dem Schlafengehen wanderte er dann auf der Terrasse umher, wenn der Mond mit geisterhaftem Scheine jenes hohe Denkmal einer untergegangenen Cultur übergoß und schwankende Schatten um die Monumente spielten, die in deutlichster Sprache von einer glänzenden Vergangenheit redeten, „aber leider auch mit Charakteren so dunkel und eben so unentzifferbar, wie den einheimischen Gelehrten des Landes die unverständlichen Buchstaben der Steininschriften."

Aus den vier Thüröffnungen des obern Domes hat man eine freie Umschau nach allen Richtungen. Auf der einen Seite blickt man über eine weite Ausdehnung grünen Waldes, der sich jenseit der grauen Masse des Steinpalastes fortersteckt und am Horizonte durch die Linie der Linchiberge umzogen ist. Nordwärts häuft sich eine dichte Wildniß um den Hügel des Khao Bakong, auf der Stätte der alten Hauptstadt Angkor (Nak hon) Tom, während man nach Süden hin bis zum großen See, dem Tali sab, blickt. Die Fensteröffnungen sind mit gewundenen kleinen Säulen gegittert; die Decke und die oberen Wände zeigen Reste bunter Farben, die einst Wandgemälde waren; sie sind mit Engeln, Göttern und Thieren des Waldes umgeben. Die Wände sind überall in ein Steingewebe von Arabesken aufgelöst, welche in dem Netzwerk ihrer verschlungenen Windungen auslaufen in die Figuren von Affen, Menschen, Schlangen, Vögeln, Blumen oder Schlingpflanzen, und an welchen noch Spuren früherer Vergoldungen sichtbar sind.

Nach seinem Grundrisse bildet der Tempel einen in einander geschachtelten Terrassenbau. Drei umlaufende Säulengänge steigen mit zwischenliegenden Höfen über einander empor, bis dann die, mit den Eingängen der drei Vorderthore in gleicher Linie liegende Haupttreppe des letzten Centrums zu der Basis des Domes selbst emporführt. Das majestätische Tempelgebäude steht in der Mitte eines mit Teichen und Parkanlagen versehenen Gartens, welchen eine Mauer umgiebt; diese bildet sculptirte Säulenhallen und kann als ein vierter Corridor betrachtet werden.

Die Gallerien der Pagode bilden ein Rechteck, das an der Peripherie vorn 440 Fuß, an den Seiten 648 Fuß lang ist; die Wölbung ist 18 Fuß hoch und im zweiten Dache 12 Fuß; in jedem Porticus — sie werden alle von 4 bis 6 Säulen getragen — steigen drei Dächer über einander. Im Osten und Westen führen fünf, an den anderen beiden Seiten drei Treppen zu den Thürmen des Tempels. Mouhot schätzte die Zahl der Säulen auf 1532. Die freistehenden Seitencapellen erheben sich in verzweigten Etagen und sind mit ausgehauenen Sculpturen in Relief bedeckt; die Säulen sind viereckig und scheinbar aus einem Stück gehauen, mit Lotuscapitälen. In der doppelten Säulenreihe, welche das zweifache Dach stützt, beträgt die Höhe in der größern 10, in der andern 8 Fuß. (Wir verweisen für die speciellen Messungen aller Theile der Pagode auf Bastian, S. 94 ff.)

Die mächtigen Bausteine sind auf das Feinste und Genaueste zusammengefügt, und man bemerkt den verbindenden Mörtel nicht. In die Ränder der größeren ist eine Rille eingeschliffen, damit sie genau auf den Sockel passen; bei solchen, die große Lasten zu tragen haben, sieht man noch die Löcher, in welche der größern Festigkeit wegen bleierne Bolzen eingegossen waren. Diese sind bei der Plünderung der Pagode geraubt worden, und so geht das majestätische Gebäude auch dadurch seinem Verfalle mehr und mehr entgegen.

Garnier hebt hervor, daß in dem ganzen gewaltigen Bauwerke auf menschliche Wohnungen gar kein Bedacht genommen worden sei. Nur im zweiten Geschosse sind die Gallerien geschlossen und ihre Breite beträgt nur $2\frac{1}{2}$ Meter; alle anderen sind offen und also zu Wohnungen ungeeignet. Der Architekt bezog Alles auf das vierfache Heiligthum, und an der Basis des Hauptthurmes, gleichviel von welcher Seite her man auch zum Angkor Wat hinantritt, immer kommt man zu einem der vier kolossalen Standbilder, welche an jeder Seite nach den vier Himmelsgegenden aufgestellt sind. Vielleicht haben einst in den inneren Höfen oder auf den Terrassen, welche das Gebäude umgeben, hölzerne Häuser gestanden, oder man verhing mit Matten die offenen Räume zwischen den Säulen der Gallerien, so daß Priester und Pilger ein Unterkommen finden konnten.

Thüren und Plafonds sind jedenfalls von Holz gewesen. Bastian bemerkt, daß jetzt am Tempel sich zwei Klöster befinden. Der Sombetschao, d. h. Abt, des einen ging mit unserm Landsmann unter den Sculpturen umher, der Abt des andern wollte gerade ausgehen, da man ihn gerufen hatte, um über eine Leiche in einem nahegelegenen Dorfe die Todtengebete zu sprechen. Das größere Kloster heißt Sukmong kong, das andere Silachan. Eines Morgens fand Bastian sämmtliche Priester beschäftigt, unter Leitung eines Abtes den Schutt aus den Tempelhöfen fortzuräumen; freilich häuft sich derselbe in Folge des unablässigen Zerbröckelns des Gesteins immer wieder an. Uebrigens haben, nach Garnier, die Könige von Siam das centrale Heiligthum theilweise wieder vergolden und Einiges restauriren lassen. Keine andere Pagode Hinterindiens steht bei den frommen Buddhisten in so hohem Ansehen wie diese und es kommen viele Pilger weit her, um in ihr Andacht zu verrichten.

Die Inschriften sind theils in Pali, gewöhnlich in einer antiquirten Form der Schriftzüge, theils, wenn neuern



Hauptfaçade des Angkor Wat.



Angkor Wat. Aeußerer Vorsprung der Gallerien zum zweiten Geschosse.

Ursprungs, mit kambodischen Wörtern in Palibuchstaben ausgedrückt. Einzelne, welche religiöse Sentenzen enthalten, können von den Bonzen entziffert werden, die älteren jedoch sind ihnen unverständlich. Aus einigen Stellen in dem mehrfach erwähnten Berichte des chinesischen Gesandten geht deutlich hervor, daß die Gründer von Angkor die kambodschanische Sprache redeten, und also die unmittelbaren Vorfahren der heutigen Landesbewohner waren.

Uebrigens haben die Könige des Reiches der Khmer in den Tagen der Größe und des Glanzes ihre Fürsorge nicht etwa lediglich dem Tempelbau zugewandt, sondern auch großartigen Arbeiten zum öffentlichen Nutzen. Dahin gehören die prächtigen Landstraßen, welche weit ins Innere des Reiches geführt haben.

In gewissen Entfernungen von einander waren neben diesen Landstraßen große Wasserbecken, Sras, angelegt worden, neben welchen die Pilger- und Handelskarawanen rasteten. In jenem Klima nämlich liegen etwa sechs Monate lang die kleinen Flußläufe trocken, und die beiden Lastthiere, welche man zum Transport verwendet, Elephant und Büffel, würden Mangel an Wasser nicht vertragen und müssen baden können. Noch sind an mehreren Stellen prächtige Brücken erhalten, und Lagrée's Expedition hat Spuren der verschiedenen nützlichen Bauwerke bis weit nach Laos hinein, bis zum 15. Grad nördlicher Breite, angetroffen. Vieles deutet darauf hin, daß die Bevölkerung in allen diesen Gegenden einst sehr dicht, daß das Land blühend und wohlhabend war. Der chinesische Diplomat spricht mit Bewunderung von dem vielen Golde, mit welchem in verschwenderischer Fülle sämmtliche Monumente bedeckt waren. Zu seiner Zeit hatte man das damals allerdings zutreffende Sprüchwort: „Reich wie Tschin la."

Das im dreizehnten Jahrhundert so große und reiche Kambodscha ist, wie schon früher gesagt wurde, im Verfall und tief gesunken. Die heutigen Kambodschaner haben auch nicht mehr alle die Landschaften inne, welche einst zu ihrem Reiche gehörten. Von den Mündungen des Mekong sind sie durch die Annamiten verdrängt worden, und in dem nun französischen Cochinchina leben ihrer nur wenige Tausende. Vom obern Laufe des Stromes sind sie durch die Laosvölker vertrieben worden, und oberhalb Pnom Peinh, ihrer gegenwärtigen Hauptstadt, haben sie das rechte Ufer nur bis zum 14., das linke bis zum 13. Grade der Breite inne. Die prachtvollen Ruinen bei Bassac, unter dem 15. Breitengrade, beweisen, daß sie ehemals weiter aufwärts Herrscher waren. Sie sind jetzt politisch getheilt und stehen theils unter siamesischer Herrschaft, theils unter französischem Gebot, welchem ihr König sich fügen muß. Nun sind sie aus dem Gleichgewicht gekommen, mißtrauisch geworden und für Viele haben die Wälder eine verführerische Anziehungskraft; sie flüchten sich in dieselben, weil dort keine Frohnden zu leisten und keine Abgaben zu zahlen sind.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß der Kambodschaner nur so viel arbeitet, als eben unbedingt für seinen Lebensunterhalt nothwendig ist. Er bewohnt ein ungemein fruchtbares Land, in welchem jedoch weite Strecken ohne Anbau nutzlos daliegen; er ist und bleibt arm. Er würde es auch bleiben, wenn er fleißig wäre, denn die Mandarinen würden ihn so wie so ausplündern; wozu soll er also arbeiten? Die Fischerei auf dem großen See wird fast ausschließlich von Annamiten betrieben; sie haben dieselbe vom kambodschanischen Könige gepachtet und deshalb können die Mandarinen an ihnen keine Erpressungen verüben. Der König ist Monopolist. Die Chinesen kaufen in jedem Jahre im Voraus die Baumwolle auf, welche für Rechnung einiger Mitglieder der königlichen Familie und mehrerer Mandarinen gebaut werden muß; ein Chinese hat auch die Zölle in Pnom Peinh gepachtet.

Am wenigsten ungünstig stehen die Dinge in dem Theile Kambodschas, welcher den Siamesen unterworfen ist. Dort herrscht Ruhe; Rebellionen kommen nicht vor und die Erpressungen sind bei weitem nicht so groß. Das kambodschanische Volk aber, wir haben es schon einmal hervorgehoben, geht seiner völligen Auflösung entgegen. Die Invasion der Annamiten und Chinesen nimmt alljährlich einen größern Umfang an, und die Berührung der europäischen Civilisation, welche für alle im Verfall befindlichen Völker doppelt verhängnißvoll ist, wirkt auch auf die Kambodschaner zersetzend ein. Es wird diesem Volke ergehen wie den Ruinen von Angkor: beide sind dem Untergange geweiht.

Das Thal von Caracas in Venezuela.

Von **A. Ernst.**

III.

Ueber die meteorologischen Verhältnisse des Thals von Caracas verdanken wir genaue Angaben den fleißigen Beobachtungen, die Signor Augustin Avelédo seit 1868 mit vorzüglichen Instrumenten anstellt. Dieselben sind in der Zeitschrift „Vargasia" publicirt, die von der Sociedad de Ciencias fisicas y naturales de Caracas herausgegeben wird, und entnehme ich daraus Folgendes.

Die mittlere Temperatur war 1868: 22,3°; 1869: 22,7°. Der wärmste Monat des erstgenannten Jahres war September (26,4°), der kälteste Februar (14,3°). Im Jahre 1869 fiel das Maximum in den Mai (27,3°), das Minimum in den Januar (14,5°). Doch ist hierbei zu bemerken, daß diese beobachteten Grenzen wahrscheinlich noch nicht die wirklichen sind, da bisher kein selbstregistrirendes Maximum- und Minimumthermometer zur Verfügung stand.

Der mittlere Barometerstand betrug:

1868: 683,78 Millimeter; Maximum 685,82 (December); Minimum 681,06 (October).

1869: 683,87 Millimeter; Maximum 688,05 (Juni); Minimum 681,05 (October).

Das tägliche Maximum tritt um 10 Uhr Morgens ein, das Minimum um 4 Uhr Nachmittags.

Die hygrometrischen Beobachtungen (nach Regnault) ergaben nachfolgende Resultate:

		Millimeter.
1868:	Mittelwerth	12,17
	Maximum	17,39 (December)
	Minimum	7,49 (Januar)
	Mittlere relative Feuchtigkeit	0,58
	Maximum	0,87
	Minimum	0,37
		Millimeter.
1869:	Mittelwerth	12,83
	Maximum	20,39 (August)
	Minimum	7,00 (März)
	Mittlere relative Feuchtigkeit	0,59
	Maximum	0,94
	Minimum	0,37.

Aus den Regenbeobachtungen folgen für
1868: 61 Regentage mit 649 Millimeter Regenmenge,
1869: 77 " " 695,5 " "
durchschnittlich 672 Millimeter = 24,8 Pariser Zoll, also nahezu wie Göttingen (24,9 Pariser Zoll nach Müller, Kosmische Physik, 1856, S. 412).

Die Regenzeit beginnt im Mai oder Juni und dauert bis zum October. So hatten die Monate des Jahres 1869 nach einander die nachfolgende Anzahl von Regentagen: 1, 0, 0, 1, 2, 12, 16, 15, 11, 12, 5, 2. Während der Regenzeit sind Gewitter häufig. Sie treten gewöhnlich Nachmittags gegen 3 oder 4 Uhr ein; des Nachts sind sie selten und noch seltener am Vormittage. Von Blitzeinschlagen habe ich in neun Jahren nur ein einziges Mal gehört.

Nach den angestellten Windbeobachtungen wehte der Wind im Jahre

1868:	$\frac{118}{59}$	Mal aus O.
	$\frac{50}{31}$	" " OSO.
	$\frac{130}{62}$	" " SO.
	$\frac{9}{106}$	" " W.
	$\frac{42}{60}$	" vollkommene Windstille.
1869:	$\frac{148}{57}$	" aus O.
	$\frac{71}{20}$	" " OSO.
	$\frac{101}{60}$	" " SO.
	$\frac{17}{37}$	" vollkommene Windstille.

Bei den vorstehenden Bruchzahlen bezeichnet der Zähler die Zahl der um 10 Uhr Morgens, der Nenner die der um 4 Uhr Nachmittags gemachten Beobachtungen. Es ist ersichtlich, daß Vormittags die östlichen, Nachmittags westliche Winde vorherrschen. Jene sind trocken und warm, diese feucht und oft ziemlich rauh; man nennt sie vientos de Catia (nach einer nordwestlich liegenden Ortschaft). Die nicht angeführten Compaßstriche ergaben entweder keine oder doch nur sehr wenige Beobachtungen. Einen vollen Nordwind kann es in Caracas der Lage der Berge wegen unmöglich geben.

Ein eigenthümliches Element in den Naturverhältnissen des Thals von Caracas bilden die Erscheinungen des Vulcanismus. Jedermann hat von dem großen Erdbeben in Caracas im Jahre 1812 gehört, und die Meisten wissen nichts weiter von der Hauptstadt Venezuelas. Erdstöße kommen nicht selten vor, sind aber öfters so unbedeutend, daß nur wenige Personen sie fühlen. Im December 1865 gab es deren mehrere sehr starke, und dauerte die Erschütterungsperiode bis zum April 1866 fort. Vereinzelt sind seitdem viele andere notirt worden, obgleich nie mit der nöthigen Genauigkeit in Bezug auf Zeit, Richtung und Intensität des Stoßes. Herr Dr. Aristides Rojas führt sehr sorgfältige Listen über alle hierher gehörigen Erscheinungen und wird dieselben wahrscheinlich bald der Oeffentlichkeit übergeben. Caracas ist kein vulcanisches Centrum; seine Erschütterungen stehen im Zusammenhange mit der Vulcanenreihe der westlichen Cordillere Südamerikas und derjenigen der kleinen Antillen. Die Furcht der Bevölkerung ist natürlich groß; denn die Stadt ist bereits zweimal, 1766 und 1812, total zerstört worden. Zu gegründeten Befürchtungen kommen nun noch Aberglaube und Dummheit, gegen die bekanntlich selbst Götter vergebens kämpfen. Bei jedem starken Stoße blickt das Volk ängstlich nach dem Gipfel der Silla, fürchtend, daß der Caracas beherrschende Berg zum Vulcane werde und die Stadt unter seinen Eruptionsmassen begrabe. Nicht gering war darum auch die Angst, welche durch die vor zwei Jahren ausgesprengte Prophezeiung bezüglich des 5. Octobers verursacht wurde. Ein Nachweis der Grundlosigkeit derartiger Speculationen wurde von den Meisten gar nicht beachtet; denn es ist eine allgemein bekannte Sache, daß die ungegründetste Uebertreibung, wenn sie nur ordentlich herausstaffirt wird, mehr Anhänger findet, als die Darlegung der nüchternen Wahrheit. Mundus vult decipi!

Einige Andeutungen werden genügen, um die Thierwelt des Thals von Caracas zu charakterisiren. Obgleich es Leute giebt, welche behaupten, in den Wäldern des Avila (der nördlichen Kette, die in der Silla de Caracas ihren Gipfelpunkt erreicht) Affen gesehen zu haben, so muß ich dies doch stark bezweifeln, da es mir sehr unwahrscheinlich ist, daß diese Thiere bis zu dieser Höhe hinaufgehen sollten. Ich selbst habe nie einen gesehen. Fledermäuse giebt es dagegen eine ganze Menge, doch ist für die Ermittelung der Arten noch nichts geschehen. Von Raubthieren streifen der Jaguar (Tigre) und der Puma (Leon) gelegentlich durch die Bergregion, während der schwarze Fuchs (Procyon cancrivorus, Desm.), der Oso melero oder Cuchi-cuchi (Cercoleptes caudivolvulus, Jll.), verschiedene Arten Stinkthiere und die zierliche Comadreja (Galictis vittata, Desm.) nicht selten sind. Unter den Beutelthieren ist der Rabo pelado (Didelphis) ein sehr gemeiner und gehaßter Feind des Federviehes, seltener ist der Liron oder Perrito de agua (Chironectes variegatus, Jll.), von dem ich bis jetzt nur ein männliches Exemplar aus dem Catuche erlangen konnte. Von Nagern sind ein Eichhörnchen (Sciurus aestuans, L.), die bekannte Ratte und ihr kleinerer Gattungsverwandter, die Maus, ferner das Acure (Dasyprocta Aguti, Jll.) und die wohlschmeckende Lapa (Coelogenys Paca, F. Cuv.) zu nennen, während der Perro de agua (Myopotamus Coypus, Geoffr.) im Guaire ziemlich häufig sich findet. Ein größeres Stachelschwein (Cercolabes prehensilis, L.) und der kleinere Erizo (Loncheres cristata, Geoffr.) gehören gleichfalls in diese Ordnung. In den Wäldern, wo der Yagrumo (Cecropia peltata, L.) wächst, findet sich auch das dreizehige Faulthier, und mehrere Gürtelthiere hausen in Höhlen auf der Savana. Von den größeren Dickhäutern sollen Baquiras (Dicotyles labiatus, Cuv.) gelegentlich vorkommen; dagegen ist das kleine Reh (Cervus simplicicornus, F. Cuv.) nicht selten und ein vielgesuchtes Jagdwildpret.

Unter den Vögeln ist der Aasgeier (Cathartes atratus, Wils.) glücklicherweise sehr häufig, und seine Nützlichkeit im

Leben, wie seine Werthlosigkeit nach demselben schützen ihn vor den Angriffen der Sonntagsjäger. Die Harpyia destructor kommt dann und wann vor, um auf Faulthiere Jagd zu machen; ich selbst habe sie zwar nie gesehen, aber mehrfach ihre leicht kenntlichen Schwingen im Walde gefunden. Im Allgemeinen ist das Thal vogelarm. Mein Freund A. Goering, der lange in Caracas sammelte, beklagte sich in demselben Sinne. Die von ihm zusammengebrachten Arten sind von Sclater und Salvin in den „Proceedings of the Zool. Soc. of London" 1868, S. 165. 626 verzeichnet. Darunter sind 53 Arten aus Caracas; doch ist nicht zu vergessen, daß Goering viele längst bekannte Arten gar nicht sammelte und andere aus anderen Gegenden Venezuelas bereits besaß.

Eine Schildkröte ist mir in dem in Rede stehenden Gebiete nie zu Gesicht gekommen; dagegen giebt es mehrere Arten Batrachier und eine ziemliche Anzahl Schlangen, unter denen die Klapperschlange (Crotalus horridus), die Coral (Elaps corallinus), Mapanare (Lachesis) als die gefürchtetsten zu nennen sind. Unschädlich ist die Cazadora (eine Art Coluber) und die kleine in den Höfen der Häuser nicht seltene Culebra de dos cabezas (= Schlange mit zwei Köpfen, Typhlops lumbricaulis). Schlangen sind durchaus nicht so häufig, als viele Menschen glauben. Ich habe auf Hunderten von Excursionen durch Wald und Feld kaum 40 gesehen, trotzdem ich sie doch suchte. Auch hört man selten von einem Unglücksfalle in Folge eines Schlangenbisses. Groß ist die Zahl der Eidechsen, auch das Chamäleon kommt vor; dagegen ist es für die häßliche Iguana schon nicht mehr warm genug. Die Bevölkerung hält das harmlose Chamäleon für ein gar böses Thier und flieht es. Man erzählt es beiße, und wenn nach dem Bisse das Thier zuerst Wasser fände, um zu trinken, so müsse der gebissene Mensch unfehlbar sterben; wenn der aber eher trinken kann, so muß das Chamäleon sterben!

Die verhältnißmäßig kleinen Gewässer des Thals lassen von vornherein keinen erheblichen Reichthum an Fischen erwarten. Im Guaire ist ein Aal (Synbranchus), in den Gebirgsbächen der Corondo (Hypostomum) und in allen die Sardinita (Poecilia vivipara) häufig genug. Seltener und schmackhafter als der Aal ist der Bagre (Bagrus), der gleichfalls im Guaire vorkommt.

Die Zahl der Insecten ist ungeheuer groß. Wir haben den größten Käfer (Dynastes hercules), einen der prachtvollsten Falter (Morpho Menelaus), die größte Wasserwanze (Belostomum grande), Wespen und Ameisen giebt es zu Hunderten und Tausenden; die bekannten Mosquitos belästigen mich sogar jetzt beim Schreiben. Von den Netzflüglern sind die Comejenes (Termiten) nicht minder unbeliebt, und stehen ihnen von den Geradflüglern die ekelhaften Schaben gleich. Flöhe und Niguas (Sarcopsylla penetrans) gehören ebenfalls zu unseren Plagen; dagegen giebt es auch zahlreiche Honigbienen und ebenso besitzen wir die carmingebende Cochenille.

Von Spinnenthieren sind Scorpione (Centrurus americanus), Galeodes, Phalangium und viele andere selbst in Häusern häufig; die Vogelspinne bewohnt am liebsten lichte Waldstellen; an sonnigen Wänden lauern verschiedene Salticusarten, und zwischen den Kronen der Bäume spinnt die schön gezeichnete Nephila clavipes ihre starken Netze.

Eine Plage der Bewohner ist die Garrapata (Amblyomma americanum, Koch.), ein kleiner Holzbock, der in der trockenen Jahreszeit überall an Gräsern und Büschen hängt, sich in die Haut anbeißt und durch Blutsaugen die Größe eines Kirschkerns erreichen kann. Waschen mit Branntwein oder Tabacksinfusion ist ein treffliches Mittel, die Thiere schnell loszuwerden.

Von Krabben findet sich ein Gecarcinus häufig in der Nähe der Gebirgsbäche, oder auch selbst in denselben, während die Tausendfüße durch Asseln und Scolopender (Congorochos genannt) vertreten sind. Von Muschelkrebsen ist mir bisher nur eine Cyprisart in einer mit Lemna paucicostata bewachsenen Pfütze vorgekommen; doch wird es sicherlich noch andere Arten geben. Nicht bedeutend ist die Zahl der Mollusken. Ich besitze gegen 30 Arten Land- und Süßwasserschnecken; unter jenen ist der riesige Balimus haemostomus sehr häufig, unter diesen dürfte Ampullaria effusa die gemeinste Form sein. Das Gebiet des niedern Thierreichs ist noch gar nicht erforscht: die Ernte ist freilich groß, doch es fehlen die Arbeiter!

Und nun sei schließlich noch ein Blick auf die Vegetationsverhältnisse des Thales geworfen. Zunächst muß ich bemerken, daß der allgemeine Charakter der Flora von Caracas wenig Tropisches hat; der Nichtbotaniker könnte sie sogar fast europäisch finden. Dies ist Folge der Lage des Thals. Der heiße Küstensaum von La Guayra hat beinahe dieselben Pflanzenformen wie die Antillen, und diese antillische Flora steigt bis zu einer gewissen Höhe an den Hängen des Gebirges hinauf. Andererseits entfaltet sich auf dem höhern Rücken der Küstenkette eine sehr interessante Hochgebirgsflora, die ich die andinische nenne, da sich in ihr dieselben, oder doch sehr ähnliche Arten (de Candolle nennt sie vicarirende oder stellvertretende) finden wie auf der Andenkette von Chile bis Neugranada. Selbst die Cinchonen fehlen nicht, wenngleich die am Avila wachsende Art (C. cordifolia, var. rotundifolia) nicht von pharmacologischem Werthe ist. An einer andern Stelle werde ich diese andinische Flora von Caracas genauer behandeln; der Gegenstand ist für den „Globus" zu speciell botanisch. Beide Floren, die antillische und andinische, begegnen sich nur mit ihren Vorposten und Ausläufern im Thale von Caracas, dessen Vegetationscharakter somit den unbestimmten Stempel der Fusion an sich trägt und eigentlich weder Fisch noch Fleisch ist.

Von hervorragender Bedeutung sind für unsern Zweck die Culturpflanzen, da sie meist gesellig auftreten und somit der Landschaft einen eigenthümlichen Ausdruck verleihen. Schon oben habe ich die baumartigen Gräser am Guaire genannt, und will hier noch hinzusetzen, daß ihr Anblick namentlich malerisch ist, wenn die hochschäftige pyramidale Blüthenrispe wie ein Federbusch im Winde spielt. Ein ungleich freundlicheres Bild gewähren z. B. vom Calvario aus die „Fluren, welche im zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen", oder die Felder, auf denen Amerikas wichtigste Brotpflanze, der Mais, seine schwellenden Kolben reift. Ein ganz anderer Anblick ist der einer Kaffeepflanzung mit dem sie beschützenden Walde von Schattenbäumen, und unbeschreiblich reizend ist das Bild, wenn der schirmende Baum, die Erythrina corallodendron (Bucare der Venezuelaner), fast blattlos, aber mit Tausenden von feuerrothen Blüthen übersäet ist. Dort ruht unser Blick auf Feldern, in denen der Yuca (Jatropha Manihot) stärkemehlreiche Wurzel der Ernte harrt; weiter hinaus folgen Bohnen, Kartoffeln und alle übrigen Küchengewächse, die der Venezuelaner im Gegensatze zu Kaffee, Zuckerrohr und Cacao (den frutas mayores) unter der Gesammtbenennung frutas menores zusammenfaßt; während hier und da

— el algodon despliega al aura leve
Las rosas de oro y el vellon de nieve.
(— die Baumwolle entfaltet im sanften Lufthauch
Gold'ne Rosen und schneeigen Flaum.)
(Bello, Silva Americana.)

Monoton und abstoßend liegt dagegen die grasbedeckte Savana da, in der jedoch bei näherer Besichtigung eine große

Zahl anderer Pflanzenarten in dem dicht verfilzten Gramineenteppich auffallen.

Ein übersichtlicher Blick auf die anderweitige Vegetation wird am besten nach den verschiedenen Standörtern der Gewächse zu erreichen sein.

An der leicht verwitternden Felswand des Gneis siedeln sich Flechten an, denen jedoch bald Moose, Selaginellen, Lycopodien und selbst einige kleine Farrnkräuter (meist Polypodium und Gymnogramme) nachfolgen. Aus den feuchteren Spalten blickt uns eine reizende Gesneriacee, die zierliche Koellikeria argyrostigma, entgegen, während die feinblätterige Pilea muscosa moosartige grüne Polster bildet. In der höhern Region siedeln sich der großblätterige Anthurium crassinervium, die stachelige Pitcairnea exscapa und nicht selten auch die prachtvolle Flor de Mayo (Cattleya Mossiae), unsere schönste Orchidee, auf nackten Steinblöcken an, und überall winden die lieblichen Kinder Floras ihre bunten Guirlanden selbst um die Eisenstirn der ragenden Felsenwand.

Auf Mauern und Dächern gesellen sich zu den Moosen einige kleinere Formen aus den Gattungen Polypodium und Blechnum, Tribulus und Tillandsia; während am schattigen Fuße Boerhavia und Talinum wuchern und nicht selten die eigenthümliche Aristolochia barbata beide vereinigt umschlingt. Selbst Cereus und Opuntia wachsen auf vielen Ruinen, die noch von dem großen Erdbeben im Jahre 1812 herrühren, und neben ihnen das selbst aus zerschnittenen Blättern üppig neu erwachsende Bryophyllum calycinum. Auf den hohen Geröll- und Schutthaufen der Gneisbrüche prangt die Wigandia caracasana, eine der schönsten Blattpflanzen, die auch in Deutschlands Gärten bereits Eingang gefunden hat. Nicht unbedeutend ist die Anzahl der echten Schuttpflanzen, von denen ich nur die nachfolgenden hier namhaft machen will: Portulaca oleracea, Oxalis corniculata, Boerhavia paniculata, Lepidium virginicum, Sida rhombifolia, Telanthera polygonoides, Euphorbia prostrata, Parthenium hysterophorus, Chenopodium ambrosioides, Chenopodium murale, Heliotropium indicum, Capraria biflora, Datura Tatula.

Vollkommen unmöglich ist es, hier auch nur eine Auswahl der Gewächse des Hochwaldes zu geben. Doch gehören hierher mehrere Arten arborescenter Farrn, Palmen (namentlich die schöne Klopstockia cerifera), Lorbeerbäume, Myrten, Rubiaceen, zahlreiche Leguminosen, hochkletternde Bignoniaceen, riesige Compositen, unter denen neben der bereits erwähnten Tara die von mir beschriebene Montagnaea excelsa, ein 30 bis 40 Fuß hoher, 6 Zoll starker Baum, und der wollblätterige Inciense (Libanothamnus neriifolius, Ernst), eine der Charakterpflanzen des Avila, zu nennen sind. Zwei Punkte sind es, auf die ich noch aufmerksam machen will: die lederartigen, glänzenden Blätter der meisten Laubbäume und die vorwiegende Tendenz zu baumartiger Entwickelung selbst bei Arten aus Familien, in denen niedrige Kräuterform als Regel erscheint. Der Hochwald mit seiner eigenthümlichen Beleuchtung, die ich dem zerstreuten Tageslichte zuschreibe, da die dichten Blattkronen das directe Einfallen der Sonnenstrahlen unmöglich machen, bereitet dem Neuling gewöhnlich die Enttäuschung der Blüthenarmuth; dagegen ist der Saum des Waldes reich an blühenden Gewächsen aller Familien: Acazien, Mimosen, strauchartige Rubiaceen (Randia, Rondeletia, Hamelia), Croton, Cappárideen, Amarantaceen (Chamissoa, Iresine), Malvaceen (Sida, Abutilon), Trilix, Triumfetta, Malpighiaceen und Sapiedaceen bilden die Hauptmasse in den tiefer gelegenen Theilen, während in größerer Höhe die schönen Thibaudien, Myrten, Melastomaceen, Befarien, Gaylussacia, Gaultheria, Gardoquia und andere sich zusammenfinden, über die reichblühende Passifloren, Bignoniaceen und kletternde Lobeliaceen ihre schlingenden Stengel ziehen.

An den Rändern der Wege hat der Mensch zum Schutz seines Eigenthums gegen fremde Eingriffe jene Gewächse angepflanzt, deren Devise lautet: Noli me tangere! Darum finden wir dort Fourcroya gigantea, Bromelia pinguin, Zanthoxylum Pterota, Bauhinia Ungula und einige Acazien, zwischen und unter denen eine große Schaar bescheidener friedlicher Pflanzen Schutz suchen. Zu diesen gehören: Cissampelos Pereira, Momordica Charantia, Melothria pervagans, Cestrum paniculatum, Solanum venustum, Echites, Sarcostemma, Centrosema, Petiveria, Salvia und viele andere.

Unter den Gramineen der Savana blüht eine kleine goldgelbe Lilie (Hypoxis decumbens), die gleichfarbige Turnera, Desmodium, Aeschynomene, Zornia, Crotalaria, Stylosanthes; an feuchteren Stellen finden sich Polygala paniculata und Cuphea Parsonsia, während die wohlriechende Pevetera (Vernonia odoratissima) und der Mastranto (Hyptis suaveolens) zu den größten Savanenpflanzen gehören. An den hochgelegenen Hängen wächst massenhaft die Sebadilla (Asagraea officinalis), deren Samen einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel bilden.

Auf angebautem Lande giebt es Unkraut die Hülle, und wer nicht zeitig und sorgsam gätet, kann leicht die Erfahrung machen, daß die Saat von den ungebetenen Gästen erstickt wird. Die zudringlichsten sind die nachfolgenden: Sida rhombifolia, Eryngium foetidum, Diodia rigida, Elephantopus mollis, Distreptus spicatus, Ageratum conyzoides, Acanthospermum humile und xanthioides, Gymnopsis verbesinoides, Bidens coreopsidis, Synedrella nodiflora, Galinsoga parviflora, Millera quinqueflora, Sonchus oleraceus, Leonurus sibiricus, Scutellaria purpurascens, Stachytarpha jamaicensis, Commelyna, mehrere Gräser (namentlich Cenchrus echinatus) und Cyperaceen (C. rotundus).

Schon bei Gelegenheit der Laguna de Espino nannte ich einige Repräsentanten unserer Süßwasserflora, zu denen ich hier noch Marsilea, Najas, Heteranthera, Trianea, Cabanisia, Lemna, Hydranthelium, Echinodorus, Ceratophyllum und Potamogeton hinzufügen will.

Beträchtlich ist die Zahl der epiphyten Pflanzen, sei es, daß sie als echte Schmarotzer den sie tragenden Stamm tödten, wie Clusia und Loranthus, oder nur, wie Flechten und Moose, ihren Wohnplatz auf ihm genommen haben, ohne seine Existenz zu gefährden. Zu den letzteren gehören viele Bromeliaceen, unter ihnen der seltsame Barba de Palo (Tillandsia usneoides), und namentlich eine große Zahl Orchideen, die oft mit den sonderbarsten Blüthenformen prangen.

Genüge dieser dürftige Umriß! Es ist mir nicht schwer geworden zu schreiben, wohl aber zu verschweigen; denn wer mit dem liebenden Blicke des Forschers die Natur durchmustert, der findet überall so viel des Nennens- und Sagenswerthen, und nur zu leicht vergißt er, daß nicht Alle ein gleiches Interesse beseelen kann.

Und nun, ehe ich dem freundlichen Leser Lebewohl sage, noch ein Wunsch und eine Bitte! Möge die hier beschlossene Schilderung des Thals von Caracas für ihn von eben so belehrendem Interesse sein, als die Arbeit für mich ein erholender Genuß nach Tagen ermüdender Berufsthätigkeit war, und entschuldige er freundlichst ein vielleicht zu langes Verweilen bei einzelnen Punkten, die, wenngleich dem einen gleichgültig erscheinend, doch vielleicht anderen eine willkommene Gabe sein werden!

Neue Moa-Funde in Neuseeland.

Von **Dr. J. Hector.**

r. d. Ein im Januar 1864 auf den Manuherekia-Ebenen im Innern der Provinz Otago aufgefundenes, sehr vollständiges Exemplar von Dinornis robustus, Ow. — so schreibt Dr. J. Hector an die englische Wochenschrift „Nature" — wurde in das Museum zu York gebracht und 1869 von Professor Owen in einer Abhandlung in den „Transactions of the Zoological Society" beschrieben. Diese Ueberbleibsel waren insofern einzig in ihrer Art, als an einigen Theilen des gut erhaltenen Skeletts sich noch Reste der Sehnen, der Haut und der Federn befanden, während sonst gewöhnlich die Moaknochen sich in einem theilweise fossilen Zustande befinden oder wenigstens so verändert sind, daß alle Sehnen an ihnen fehlen. Die im folgenden Jahre gemachte Entdeckung des bisher einzigen Moa-Eies mit den Knochen des Embryos darin, etwa 20 englische Meilen von demselben Fundorte entfernt, wurde von mir 1867 in den „Proceedings of the Zoological Society", Seite 991, angezeigt. Jetzt kann ich die Auffindung eines andern interessanten Exemplars aus demselben District anzeigen; es sind die Nackenwirbel eines Moa, augenscheinlich von der größten Art, auf deren oberm Theil noch die Haut mit den Federn, Muskeln und Bändern festsitzt.

Ich sah das fragliche Exemplar in Clyde bei Dr. Thomson, der es von einem Goldgräber erhielt. Es wurde in einer Höhle entdeckt, welche durch eine überhängende Masse von Glimmerschiefer gebildet wurde; doch sind die Specialitäten des Fundortes bis jetzt noch nicht genau erforscht, eben so wenig ist auch constatirt, ob dort noch andere Theile des Vogels vorkommen. Dr. Thomson wird fernere Nachsuchungen anstellen und die Ueberreste dem Museum abtreten.

Diese interessanten Entdeckungen machen es wahrscheinlich, daß der Binnendistrict von Otago zu einer Zeit, als seine grasigen Ebenen und Hügel noch mit einer dichten Buschvegetation oder lichten Wäldern bedeckt waren, auch der letzte Aufenthaltsort der riesigen flügellosen Vögel Neuseelands war. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von der Masse der Knochen zu machen, welche allein in den letzten Jahren in diesem District gefunden wurden; sie lagen zerstreut auf der Oberfläche oder eingebettet in den Alluvialboden in der Nähe der Ströme und Flüsse. Gegenwärtig ist diese Landstrecke dürr und öde im Vergleich zu dem allgemeinen Charakter Neuseelands. Sie ist völlig baumlos; selbst nicht der ärmlichste Strauch wird in einer Ausdehnung von 60 bis 70 englischen Meilen gefunden. Die Oberfläche zeigt abgerundete Hügelketten aus Schieferfels mit Sümpfen auf dem Gipfel; sie sind von Schluchten durchfurcht, die sich nach den beckenförmigen, aus Alluvialablagerungen gebildeten Ebenen öffnen; diese bestehen ihrerseits aus schönen, regelmäßigen Terrassen, die sich bis zu 1700 Fuß über den Meeresspiegel erheben. Daß die Bergabhänge einst bewaldet waren, bezeugen die Stumpfe und umgefallenen Stämme der großen Fichten, sowie die Hügel und Löcher der Oberfläche, die altes Waldland anzeigen; möglich ist es dagegen, daß die dazwischen liegenden Ebenen nur mit einer dichten Buschvegetation oder theilweise mit Sümpfen bedeckt waren. Die bedeutendsten Moaüberreste werden gefunden, wo Flüsse in die Ebenen eintreten, und daß diese Ebenen in einer vergleichsweise späten Zeit die Jagdgründe der Eingeborenen waren, kann unumstößlich nachgewiesen werden. Es wurden nämlich unter einigen überhängenden Felsen in der Nähe des Clutha-Flusses, an einer von den ersten Ansiedlern Moa-Flat genannten Stelle, rohe Steinplatten zusammen mit vielen Moaknochen gefunden; die Platten waren indessen von einer Art Stein, welche jetzt nicht in dem Districte selbst vorkommt. Vierzig englische Meilen weiter im Innern, an derselben Stelle, wo vor Kurzem der erwähnte Moanacken gefunden wurde, entdeckte 1864 Capitän Fraser eine „Werkstatt" dieser Platten und Quarzmesser, die als rohe Schneideinstrumente dienen konnten. Der Fundort war eine durch überhängende Felsen gebildete Höhle, die gleichfalls Moaknochen barg. Denn auf dem Gipfel der Carrick-Berge, die in demselben Districte 5000 Fuß über dem Meere liegen, fand derselbe Herr eine Aushöhlung, in der enorme Massen Moaknochen vermischt mit Steingeräthen der Eingeborenen lagen, darunter ein schönes Hackebeil aus blauem Schiefer, und ein roheres Beil aus Hornstein, also einem Material, das aus sehr weiter Entfernung herbeigeschleppt sein mußte.

Noch bündigere Beweise, daß die Eingeborenen in neuer Zeit durch das Innere wanderten und wahrscheinlich den Moas, die ihnen Nahrung lieferten, folgten, wie Wilde in anderen Ländern, wo große Jagdthiere vorkommen, erhielten wir 1865 und 1866 durch die Herren J. und W. Murison. Auf den Maniototo-Ebenen sind die Knochen verschiedener Arten von Dinornis, Aptornis, Apteryx, großer Rallen und Erdpapageien, sowie anderer Vögel, so außerordentlich häufig im Alluvium eines Flusses, daß sie oft vom Pfluge mit der Erde aufgeworfen werden. Man wurde hier aufmerksam auf das Vorkommen runder Steinhaufen, die aus Platten und Abfällen eines Quarz bestehen und auf der hohen Terrasse lagen, welche das Thal dieses Flusses begrenzt. Dieser „Quarz" kommt ursprünglich nur in großen Blöcken am Fuße der eine englische Meile entfernten Berge vor; es ist eine eigenthümliche Felsart, ein „Cement" oder „Wasserquarz", oder Sand und Kies, die in Quarzit durch Infiltration von kieseliger Materie verwandelt wurden. Die Aehnlichkeit dieser Platten mit jenen, welche die beiden Murison in den alten Kjökkenmöddings gesehen, ferner der Wunsch, das häufige Vorkommen der Moaknochen an einer niedrigern Terrasse in der Nähe des Flusses aufzuklären, veranlaßte sie, den Boden näher zu untersuchen und Ausgrabungen zu veranstalten. Hierbei fanden sie eine Reihe von Erdlöchern, die theilweise mit Steinen ausgelegt waren und neben Holzkohlen massenhaft Moaknochen und Moaeierschalen enthielten, letztere in solchen Mengen, daß Hunderte von Eiern in jedem Loche gekocht sein mußten. Vermischt damit lagen Steingeräthe der verschiedensten Art und aus verschiedenen Steinen, abgesehen von dem „Quarz", der auf der Oberfläche sich findet. Form und Inhalt dieser Kochöfen stimmten völlig mit jenen überein, welche 1847 Mantell als an der Seeküste vorkommend beschrieb, und unter den Steingeräthen, welche Mantell darin fand, erinnert er sich, daß einige aus demselben „Quarz" bestanden, welcher an-

stehend 50 englische Meilen tief im Innern an diesem Orte vorkommt. Der größere Theil dieser Quarzinstrumente befindet sich im britischen Museum.

Es giebt noch andere Umstände, welche beweisen, daß das Land, während die Moas noch in großer Anzahl existirten, regelmäßig von den Eingeborenen jagend durchzogen wurde. In der Nähe der alten Maoriöfen an der Küste entdeckte Mantell eine sehr eigenthümliche Schüssel aus Steatit, einem Mineral, das in Neuseeland nur an der Westküste vorkommt; die Schüssel war sehr leicht, hielt 12 und 8 engl. Zoll im Durchmesser und war auf der Rückseite roh nach Maoriart geschnitzt. Die Eingeborenen erkannten damals diese Schüssel, von der sie nach der Tradition etwas gehört hatten, und sagten: es müßten zwei von dieser Art da sein. Es ist höchst merkwürdig, daß seitdem auch die zweite Schale von einigen Goldgräbern in der Manuherekia-Ebene gefunden worden ist; sie wurde dann von einem Zahlmeister in Dunstan-Township als Streichholzbüchse benutzt, kam endlich aber in das öffentliche Museum zu Liverpool.

Die Art, in welcher die Maoris ihre Kochöfen benutzen, giebt mir eine Erklärung an die Hand, wie es kommt, daß man die rohen Platten aus Wasserquarz so häufig findet, während nur wenige Stücke dieses Minerals die Spuren künstlicher Behauung zeigen, um es zu Geräthen zu gestalten. Die Eingeborenen erhitzen nämlich, wenn sie kochen wollen, die härtesten Steine, welche sie finden können, im Feuer, legen die zu kochende Nahrung darauf, bedecken das Ganze mit einem Haufen Erde und Blättern und gießen dann durch eine Oeffnung Wasser hinein, welches mit den heißen Steinen in Berührung kommt und durch den sich entwickelnden Dampf das Kochen bewirkt. Wenn Mengen des weißen Quarzes erhitzt und in der beschriebenen Art mit Wasser begossen werden, so bilden sich durch Zerspringen Platten von verschiedener Gestalt mit scharfen Bruchrändern. Es ist ganz natürlich, anzunehmen, daß, wenn eine dieser Platten oder dieser Steinsplitter eine passende Form zeigte, sie zu einem Messer, Beil oder einer Speerspitze geformt wurde, und, wenn die Schneide stumpf war, eher nach Weise unserer alten Gewehr-Feuersteine weiter bearbeitet als weggeworfen wurde. Sehr passende Formen der Platten wurden wohl auch aufbewahrt und bis weit an die Küste hin gebracht. Diese Erklärungsweise, wie eine Race, die schon weit über die Periode so roher Steingeräthe hinaus war, es dennoch passend finden konnte, sie zu fabriciren und zu gebrauchen, wird durch den Umstand unterstützt, daß die Herren Murison zusammen mit den bearbeiteten Quarzplatten fertige Aphanitbeile fanden; hieraus geht hervor, daß die Moa jagenden Eingeborenen dieselben Waffen besaßen, welche noch heute unter den Maoris benutzt werden, obgleich ihr Gebrauch durch das Eisen jetzt verdrängt wird. In den Oefen an der Küste werden neben den Platten und rohen Messern aus Quarz und Feuerstein auch Messer aus Obsidian gefunden, einer Felsart, die nur in den vulcanischen Districten der Nordinsel vorkommt, ferner Beile und Steinäxte in jeder Art von Vollendung und aus verschiedenem Material.

Konnte so mit Sicherheit der Beweis von einer nicht allzu fern liegenden Zusammenexistenz des Menschen und des Moa auf der Südinsel hergestellt werden, so fehlten auch auf der Nordinsel die Anzeichen dafür nicht, wie aus den Sammlungen hervorgeht, welche 1866 Sir George Grey zu Waingongoro an der Westküste machte, an derselben Stelle, wo Mantell 1847 seine berühmten Funde von Moaknochen machte. An diesem Orte wurden zusammen mit den Knochen von Moas und anderen ausgestorbenen Vogelarten die Knochen von Hunden, Seehunden und verschiedenen heute noch häufigen Vögeln (Albatros, Pinguin u. s. w.) gefunden, aber auch von dem merkwürdigen Notornis, einer gigantischen Ralle, von der man schon glaubte, sie sei auch ausgestorben, bis es gelang, noch zwei lebende Exemplare derselben zu erlangen. Zusammen mit diesen Ueberresten fand Sir George Grey künstlich geformte Steine von eigenthümlicher Art, Splitter von Rollblöcken eines harten krystallinischen Sandsteins, hervorgebracht durch einen einzigen Schlag, wahrscheinlich, wenn der Stein vorher erhitzt und dann mit Wasser begossen war. Die Steine, von welchen diese Splitter stammten, waren augenscheinlich zuerst zum Kochen benutzt worden, denn die alten „Umus" oder Kochöfen sind hauptsächlich aus ihnen gebildet. In der That sind in den fast steinlosen sandigen Gegenden an der Westküste dieselben Steine, welche früher zum Kochen der Moas dienten, heute noch zum Kochen von Schweinen und Muscheln im Gebrauch. Hier zeigt sich recht deutlich, daß dieselbe Nothwendigkeit, welche im Süden zur Benutzung der Quarzplatten führte, hier die Maoris zur Benutzung der Splitter von Sandsteinen brachte. Es ist interessant, daß die Tradition der Eingeborenen jene sandige Fläche bei Waingongora, Te Rangatapu genannt, als die Stelle bezeichnet, wo die ersten Maori-Einwanderer sich niederließen. Unter den zahlreichen Ueberresten ihrer großen Schmausereien, die wir jener ersten Periode zuschreiben müssen, findet sich nun gar nichts, was auf eine Verschiedenartigkeit des häuslichen Lebens jener ersten Maoris von den heutigen, ihren directen Nachkommen, hinweist.

Alles Vorgebrachte deutet darauf hin, daß die Moas, wennschon ein dem natürlichen Untergange geweihtes Vogelgeschlecht, schließlich durch menschliche Thätigkeit ausgerottet wurden. Murison hat darauf hingewiesen, wie die massenhafte Verzehrung der Eier, die augenscheinlich als Nahrungsmittel hochgeschätzt wurden, schon allein zur schnellen Vertilgung der Vögel führen mußte. Daß große Waldbrände zuweilen auch zur Vernichtung der flügellosen Vögel beitrugen, ist höchst wahrscheinlich.

Der ganze östliche District der Südinsel Neuseelands bis zu den südlichen Alpen wurde bis 1862 aufgenommen und mappirt; er ist seitdem sorgfältig durchforscht worden, aber ohne daß man dabei einen der Riesenvögel lebend gefunden hätte; doch giebt es noch ein wildes Gebirgsland im Südwesten des Districts Otago, welches bis zum heutigen Tage noch fast völlig unbekannt ist. Die Bergabhänge in dieser Region sind mit lichten Wäldern bedeckt, in denen Kiwis, Erdpapageien und andere untergehende Formen flügelloser Vögel noch vergleichweise häufig leben, wo man aber kaum mit den Riesenvögeln noch zusammentreffen dürfte. Indessen über der Waldgrenze ziehen sich hohe Tafelebenen hin, die mit Alpensträuchern und Gräsern bedeckt sind, und dort könnte möglicherweise noch der eine oder andere Moa sich lebend bis auf unsere Tage erhalten haben. Die Durchstreifung jedoch, welche Goldsucher in dieser Gegend in der letzten Zeit vorgenommen haben, zerstört auch die letzten Hoffnungen. Ich will hier erwähnen, daß ich im Januar 1863 auf einem der flachgipfeligen Berge bei Jacksonsbai in einer Höhe von 4000 Fuß zahlreiche, wohlgetretene Pfade von 16 Zoll Breite fand, welche den dichten Busch in allen Richtungen durchkreuzten. Der Höhe der Sträucher nach zu schließen, konnten sie anfangs nur von einem größern Vogel als von den kleinen jetzt diese Wege benutzenden Kiwis und Erdpapageien benutzt worden sein. Zur Seite der Pfade, namentlich an der obern Grenze des Waldes, zeigen sich 2 bis 3 Fuß im Durchmesser haltende Aushöhlungen, die zur Anlage von Nestern ausgekratzt scheinen. Weder Schweine noch an-

dere eingeführte Thiere sind bisher in diesen Theil des Landes gekommen; sie müssen von einem großen einheimischen Thiere herstammen, sind aber, wie der Strauchwuchs zu beiden Seiten anzeigt, schon seit langer Zeit außer Gebrauch und werden höchstens von den kleineren auf der Erde lebenden Vögeln benutzt.

Die obigen Thatsachen und Beweise zur Unterstützung der Ansicht, daß der Moa bis in die jüngste Zeit herab lebte, stimmen überein mit jenen, welche Walter Mantell kurze Zeit nach der Besiedelung der Insel durch die Europäer sammelte; er konnte noch Nachrichten von einer eingeborenen Generation erhalten, die jetzt hinweggestorben ist. Aehnliche Nachrichten sammelte auch und veröffentlichte im „Zoologist" 1864 Butler. Die neue Entdeckung von wohlerhaltenen Moaüberresten bestätigt daher nur ihre Ansichten, und es würde unnöthig gewesen sein, die Veröffentlichungen über den Moa durch meinen Aufsatz noch zu vermehren, wäre es nicht, um entgegengesetzten Ansichten von Dr. Haast zu widersprechen, die in einem neuen, an interessantem Stoffe reichen Vortrage weite Verbreitung gefunden haben.

Aus allen Erdtheilen.

Die Bestandtheile der Bevölkerung in der Stadt Neuyork.

Ueberall in den Vereinigten Staaten bildet die Bevölkerung ein sehr buntes Gemisch von Nationalitäten, die mehr oder weniger von den Sitten und der Sprache der alten Heimath bewahren. Seit einem Jahrzehnt ist das eigentliche Yankee-, d. h. anglo-amerikanische, Element nicht mehr so überwiegend und einflußreich wie früher, und heute wäre eine Partei der Know Nothings nicht mehr möglich. In der Politik, namentlich im Aemterjagen und als Mitglieder im Congresse, spielen sie allerdings noch die erste Rolle, sie müssen aber mit den „fremdgeborenen Bürgern" mehr und mehr rechnen und haben an den Irländern eine starke Concurrenz. Bald wird auch die Zeit kommen, wo in den westlichen Staaten die Deutschen, welche überhaupt des corrumpirten Parteitreibens müde geworden sind und sich nicht länger ins Schlepptau der Handwerkspolitiker nehmen lassen wollen, ihre Interessen selbständig vertreten.

Die Zählungslisten der Stadt Neuyork sind nun veröffentlicht worden, und wir finden im „Newyork Herald" vom 27. Juni eine Uebersicht, aus welcher wir Einiges herausheben wollen.

Die Bevölkerung der Stadt ist in denselben auf 942,293 Seelen angenommen worden. Davon waren 510,553 Weiße und 12,645 farbige Eingeborene aus den Vereinigten Staaten, die Territorien eingeschlossen; auf den Staat Neuyork kamen von denselben 475,346 Weiße und 8763 Farbige.

Die 418,646 Weißen und 448 Farbigen, welche außerhalb der Vereinigten Staaten geboren sind, vertheilen sich auf nicht weniger als neunundachtzig verschiedene Staaten und Länder. Wir wollen die Musterkarte hersetzen:

Afrika 39; Arabien 3; Asien, ohne speciellere Angabe, 10; Atlantische Inseln 6; Australien 64; Bahama-Inseln 1; Belgien 328; Bermuda 1; Canada 3450; Neu-Braunschweig 230; Neufundland 83; Neuschottland 403; Prinz-Edwards-Insel 7; Britisch Columbia 199; Canarische Inseln 1; Centralamerika 13; China 103; Cuba 1207; Dänemark 680; England 24,398; Europa, ohne speciellere Angabe, 17; Frankreich 8240; Gibraltar 9; Großbritannien, ohne specielle Angabe, 7; Griechenland 43; Holland 1237; Ungarn 521; Indien 19; Irland 201,999; Insel Man 10; Italien 2789; Japan 4; Mexico 56; Malta 4; Norwegen 373; Madeira 10; Südsee-Inseln 1; Mauritius 1; Polen 2392; Neuseeland 1; Portugal 90; Persien 2; Rußland 1139; St. Helena 1; Sandwichs-Inseln 7; Sardinien 1; Schottland 7551; Sicilien 3; Südamerika 202; Spanien 453; Schweden 1569; Schweiz 2169; Türkei 38; Wales 587; Westindien 388; auf See 85; ohne nähere Angabe 3.

Wir haben hier die 448 Farbigen, welche sich auf etwa 30 verschiedene Heimathländer vertheilen, nicht speciell aufgeführt.

Was die Deutschen betrifft, so sind deren nicht weniger als 80,494 aufgeführt, die kein specielles Heimathland angegeben, sondern sich schlichtweg als Deutsche gekennzeichnet haben; andere gaben ihr engeres Vaterland an. Die Liste giebt aus:

Deutschland	80,494
Baden	6,724
Bayern	12,571
Bremen	566
Braunschweig	106
Frankfurt	47
Hamburg	611
Hannover	3698
Hessen	7739
Lippe-Detmold	1
Lübeck	24
Luxemburg	19
Mecklenburg	174
Nassau	364
Oldenburg	94
Preußen	31,464
Schleswig-Holstein	32
Sachsen	1857
Weimar	9
Westphalen	12
Würtemberg	4616
Oesterreich	2743
Böhmen	1487

Rechnet man die Kinder deutscher Eltern hinzu, so kann man auf die Stadt Neuyork reichlich 200,000 Deutsche annehmen.

Wir finden soeben im „Deutschen Courier", der zu Cincinnati in Ohio erscheint, den Nachweis, daß von den 216,293 Bewohnern dieser Stadt reichlich die Hälfte deutscher Abkunft ist und deutsch redet, obwohl, der Zählung zufolge, die Ziffer der in Deutschland Geborenen sich auf nur 49,448 stellt.

Cannibalenkrieg im Nigerdelta.

Die Annahme Vieler, welche wir unsererseits von vornherein nicht getheilt haben, daß der Palmölhandel in Afrika dem innern Sklavenhandel und im Nigerdelta auch der Menschenfresserei ein Ende machen werde, hat sich als durchaus irrig erwiesen. Wir haben leider nur allzuoft Veranlassung, auf diese abscheuliche Barbarei zurückzukommen, die erst recht im Schwange geht, seitdem die Negerhäuptlinge die Kriegsgefangenen nicht mehr verkaufen können; dieselben werden jetzt kurz und gut als leckeres Gericht verspeist.

Ein Leser des „Globus" in Liverpool hat uns eine Nummer des dort erscheinenden „Courier" zugeschickt, wahrscheinlich damit wir eine in dem Blatte mitgetheilte Correspondenz aus Bonny berücksichtigen sollen. Dieselbe ist allerdings für die Zustände im Nigerdelta bezeichnend. „Seit einiger Zeit haben die Neu-Kalabaresen insgeheim stark gerüstet, um die Ekrikas

zu überfallen; sie wollten theils ihre Macht zeigen, theils einmal erproben, ob die Bonnyleute als Beschützer der Ekrikas auftreten würden, wozu sie vertragsmäßig allerdings verpflichtet sind. Nun ging vor etwa einer Woche, im April, eine große Expedition aus Neu-Kalabar nach Ekrika ab; sie wurde vom König Amakri befehligt und bestand aus etwa 50 großen Kriegsbooten mit reichlich 2000 Mann an Bord. Nach einer Fahrt von drei Tagen war sie bei der Hauptstadt der Ekrikas, wo König Phibia residirt. Dort verbarg sie sich Abends in dem dichten Waldgebüsch. Um Mitternacht fuhren nun Fischerkähne und mit Palmöl beladene Barken stromab; auf denselben befanden sich auch Frauen. Sofort brachen die Kalabaresen aus ihrem Hinterhalt hervor, überwältigten jene Fahrzeuge, erbeuteten drei Faß Palmöl und nahmen 25 Männer gefangen; die Frauen waren in den Fluß (den Neu-Kalabar) gesprungen und schwammen ans Ufer, von wo sie in das Residenzdorf eilten und Kunde von dem Vorfalle gaben. Die Neu-Kalabaresen erzählten den Europäern: Them women he be devilman for run, d. h. sie seien sehr rasch gelaufen.

Nach Tagesanbruch sollte ein Sturm gegen die Stadt unternommen werden, doch hatten die Ekrikas sich stark verschanzt; deshalb wurde ein Bombardement mit Bootskanonen beliebt, das einige Stunden lang währte. Dasselbe richtete in den engen Gassen große Verheerung an, da aus der Nähe jeder Schuß traf und die Geschütze der Ekrikas zu schwach waren, um den Kalabaresen viel schaden zu können. Die letzteren fuhren dann heim und nun begannen die entsetzlichen Orgien, welche auf alle diese Negerkämpfe folgen. Gleich nach der Ankunft in Neu-Kalabar wurden sechszehn Gefangene abgethan und ausgeschlachtet wie Ochsen oder Hämmel; die angesehensten Familien erhielten die besten Stücke. Ich will nur eine Scene schildern; sie kann zeigen, wie es hergeht. Um zehn Uhr Morgens wurde ein an Händen und Füßen geknebelter Gefangener in den Hofraum eines der reichsten Häuptlinge gebracht, der für einen „aufgeklärten" Mann galt. Sofort umringten ihn die Kinder, Frauen, Sklaven und Gefolgsleute des Häuptlings. Dieser stand gleichmüthig vor dem Opfer und gab dann einem seiner Söhne, einem sechsjährigen Knaben, Unterweisung, wie er den Gefangenen mit einem scharfen Messer abschlachten müsse. Sobald dieser Lehrcursus beendigt war, packte der kleine Neger den Mann bei seiner Wolle, zog den Kopf vorn über und stieß ihm das Messer zwischen die Nackenknochen; das Blut spritzte hoch empor. Die Umstehenden erhoben ein kreischendes, grauenhaftes Triumphgeschrei, und sofort wurde der zu Boden Gesunkene in Stücke geschnitten. Der Knabe schlenkerte seine von Blut triefende Hand in der Luft umher und geberdete sich sehr vergnügt.

Nach Verlauf von höchstens zehn Minuten waren Kopf und Hände im Kochkessel beim Häuptling, als Ehrenmal für diesen und den Knaben, der am Feuer stehen blieb, bis das Gericht gar war.

König Amachri war sehr mißvergnügt, als sich ergab, daß acht Gefangene keine Ekrikas, sondern Bonnyleute waren. Diese durfte er nicht schlachten, sonst hätte er sofort Krieg mit dem Könige von Bonny gehabt; auch die drei Faß Palmöl hat er an Bonny herausgeben müssen, nachdem der (weiße) Richter, welcher in Neu-Kalabar dergleichen Dinge entscheidet, sein Urtheil abgegeben hatte."

Im Nigerdelta vergeht kein Jahr, in welchem nicht derartige Raubzüge der Anthropophagie wegen unternommen werden. Es ist widerwärtig, dergleichen zu erzählen, läßt sich aber nicht umgehen. Vor wenigen Monaten wurden mehrere Matrosen eines gestrandeten englischen Schiffes in der Magellansstraße von Pescherähs aufgefressen. Auf den Fidschi-Inseln verzehren die heidnischen Stämme jeden braunhäutigen christlichen Landsmann, der in ihre Gewalt fällt. Aus Jamaica, wo die Neger, trotz aller Baptistenmissionäre, immer mehr verwildern, wird unterm 12. Juli Folgendes berichtet: Ein Neger auf der Gibraltarplantage hat, unter Beihülfe seiner Frau, einen Knaben geraubt, ihm mehrere Schnitte ins Fleisch beigebracht und das Blut getrunken. Dann schnitt er ihm die Oberlippe ab, welche er röstete und aufaß. Dann kam zufällig Hülfe und der Knabe, welchem die Eingeweide aus dem Unterleibe getreten waren, lebte lange genug, um anzudeuten, wie mit ihm verfahren worden sei.

Das Mammuth von Lier.

r. d. Im Jahre 1860 wurde zu Lier in der belgischen Provinz Antwerpen ein Canal gegraben. Die dabei beschäftigten Arbeiter stießen plötzlich auf eine Masse ungeheurer Knochen, die augenscheinlich einem urweltlichen Thiere angehörten. Viele derselben waren zerbrochen und die Arbeiter nahmen wenig Rücksicht auf diese; da aber später sich eine große Anzahl wohlerhaltener Knochen zeigte, so sammelte man alle sorgfältig. Vor allen übrigen ragten hervor vier große geschwärzte Backenzähne; die beiden kleineren waren abgenutzt und zeigten 15 bis 20 Schmelzfalten; weniger abgenutzt waren die beiden größeren. Augenscheinlich rührten diese von einem erwachsenen Elephas primigenius her. Mit diesen zusammen wurden zwei Stoßzähne des Mammuth gefunden und eine große Anzahl loser Knochen, welche wahrscheinlich von drei Individuen herrührten. Der Schädel war, wie gewöhnlich, in eine Menge einzelner Stücke zerbrochen. Mit dem Mammuth zusammen kamen vor Knochen von Hyänen, vom Pferde, Renthier, Rhinoceros, Megarhinus und Bison.

Dem berühmten Professor der Paläontologie an der Lütticher Universität, de Koninck, wurde die Aufgabe zu Theil, diese interessanten Ueberbleibsel für das Brüsseler naturwissenschaftliche Museum zu erwerben. Nachdem er die Mammuthknochen untersucht, kam er zu der Ansicht, daß aus denselben sich ein vollständiges Skelett zusammensetzen lasse. Der Museumsdirector du Bus war jedoch anderer Ansicht; er glaubte nicht an die Ausführbarkeit und ließ die ganzen Knochen wohlverpackt in die Kellerräume des Museums bringen. Dort konnten sie ruhig Jahre lang liegen. Aber ihre Auferstehung sollte glänzend erfolgen.

Als vor Kurzem nun E. Dupont zum Director des Museums ernannt wurde, erinnerte dieser sich der halb vergrabenen Mammuthknochen, beschloß sie ans Tageslicht zu ziehen und womöglich zusammenzusetzen. Auf den ersten Blick erschien jedoch die Erfüllung der Aufgabe hoffnungslos. Der Schädel war in eine solche Unzahl kleiner Theile zerbrochen, daß man sie kaum wieder richtig aneinander fügen konnte; doch Dupont überwand mit zäher Ausdauer alle Schwierigkeiten, und seit October ziert nun das vollständig restaurirte Mammuth eine der Gallerien des Brüsseler Museums. Ringsherum stehen Ueberbleibsel derselben Art, ein unvollständiges Skelett des Elephas antiquus, sowie verschiedene andere Knochen von posttertiären Säugethieren aus der Antwerpener Gegend.

Die Höhe des Skeletts an den Schultern beträgt 11 Fuß 6 Zoll, die Länge der Stoßzähne 8 Fuß 6 Zoll, die Länge des Oberschenkelknochens 4 Fuß. Augenscheinlich war dieses belgische Mammuth nur ein junges Exemplar, worauf sowohl die Höhe, als die Knochenbildung hinweisen. Das Mammuth ist in Europa allerdings häufig; so vollkommene Skelette wie dieses von Lier findet man jedoch ziemlich selten.

* * *

— Archäologische Funde im würtembergischen Oberschwaben. Süddeutsche Blätter erhalten über dieselben folgende Angaben, die wohl bald von wissenschaftlicher Seite eine ins Einzelne gehende Ergänzung finden werden: „Diese Funde sind für die Wissenschaft kaum weniger werthvoll, als die seiner Zeit Aufsehen erregenden Entdeckungen bei der Schussenquelle. Sämmtliche diesmaligen Funde weisen auf eine alte Niederlassung von Menschen hin, welche, ohne irgend einen Gebrauch von Metallen zu kennen, lediglich nur auf Werkzeuge von Bein, Renngeweih und Feuersteinmesser angewiesen waren,

aber trotz alledem so reiche Jagdbeute an Bären und Rennthieren machten, daß Knochenabfälle von Hunderten von Individuen in dem Modeeboden begraben liegen. Außer den schon genannten Thieren ist in Hohenfels das Pferd geschlachtet worden, der Auerochs und ein kleiner Zwergochs, kaum einen Meter hoch, der sich in dem Bergvieh von Finnland, Norwegen und auch des Atlasses erhalten hat, ferner der Eisfuchs neben dem gemeinen Fuchs, der Wolf und die Wildkatze, Fischotter und Biber, Singschwan und Waldente, Gans und Reiher, der Löwe, das Nashorn, der Elephant und wohl auch Antilopen. Die verschiedenen Werkzeuge und Waffen dieser alten Bewohner des Achthals stimmen so vollständig mit den Ansiedlern an der Schussenquelle, daß einerlei Stamm, Brauch und Gewohnheiten zu Tage liegen. Knochenreste vom Menschen selbst sind aber weder hier noch dort gefunden worden."

— In Türkisch-Albanien haben in den letztverflossenen Monaten wieder einmal die verschiedenen Stämme eine Rebellion angefangen. In den auf dieselbe bezüglichen Mittheilungen lesen wir, daß die drei Stämme in Oberalbanien: die Schotten, Mullen und Pulten, sich unterworfen haben; dagegen verharrten im Aufstande die benachbarten Kierer, Dzualen, Maler, Baguner und Toplaken. Außerdem erklärten andere Stämme, daß sie den Steuerdruck nicht ferner ertragen wollten; es sind: Krasnitscher, Berischaner, Kutschaner und Wassojewitscher. Wir führen diese Stämme an, weil sie in den geographischen Handbüchern fehlen und wohl wenigen unserer Leser bekannt sein werden. — Die ganze sogenannte Malessio, d. h. der größte Theil Oberalbaniens, war im Aufstande, und in Sadrine kämpften die Mirditen, d. h. die katholischen Albanesen (Arnauten), mit ihren mohammedanischen Stammesbrüdern.

— In Betreff der Baumwollenausfuhr haben die Vereinigten Staaten ihre frühere Stellung auf den Weltmärkten wieder gewonnen. In England sind während der ersten sechs Monate des laufenden Jahres im Ganzen 9,708,245 Centner Baumwolle im Werthe von 33,506,876 Pfund Sterling eingeführt worden (gegen 5,895,116 Centner im Vorjahre, Werth 30,596,772 Pfund Sterling); davon entfallen auf die Vereinigten Staaten 73 Procent, auf Indien 13, Aegypten 9, Brasilien 4; der Rest vertheilt sich auf verschiedene Länder.

— Kohlen auf der Landenge von Panama. Wir erwähnten schon vor einiger Zeit, daß auf dem mittelamerikanischen Isthmus „schwarze Diamanten" gefunden worden seien. Jetzt erfahren wir, daß die Kohlenfelder bei Ubero, Joboncillo und Estenal, zwischen Panama und Aspinwall liegen. Die Untersuchungen, welche von sachkundigen Ingenieuren vorgenommen worden sind, sollen ein sehr günstiges Ergebniß geliefert haben.

A. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Maler, namentlich die Historienmaler und insbesondere die sogenannten Nazarener, den Racentypus der verschiedenen Völker besser ins Auge faßten als insgemein geschieht. Freilich werden sie z. B. einem Skandinavier nicht die Physiognomie eines Andalusiers oder eines nordamerikanischen Indianers geben, aber sie stellen oft Personen, welche im Neuen Testamente vorkommen, als blonde, blauäugige, recht weiße Menschen dar, so daß man eine solche Figur für eine Person aus Westphalen oder Schweden halten könnte. Alle jene Personen waren aber Juden, mit entschieden ausgeprägtem semitischen Typus, dunklem Auge und dunklem Haar, den rothköpfigen Judas etwa ausgenommen. Wer würde einen Skandinavier aus Tellemarken oder einem blauäugigen, flachshaarigen Münsterländer mit jüdischen Gesichtsformen und angedunkelter Hautfarbe malen mögen? Wenn der Maler Personen darstellt, dann soll er wahr sein, nicht gegen alles Thatsächliche verstoßen und semitische Leute nicht blond und mit wasserblauen Augen conterfeyen; manche Figuren Overbeck's sind im Grunde Lübecker Hanseatenkinder, und sollen doch Juden vorstellen. Das ist unästhetisch.

Auch das bekannte Bild Hildebrandt's, Othello vor Desdemona, leidet an Unwahrheit. Othello ist ein „Mohr", d. h. ein Mann aus Nordafrika, aber er ist kein Neger. Der Maler hat ihn als letztern aufgefaßt, aber auch den Negertypus herzlich schlecht wiedergegeben, indem er ihn mildern wollte. Der schneeweißen Desdemona konnte er doch nicht einen Schwarzen mit vollkommen wulstiger Lippe und weit vorstehenden Backenknochen ꝛc. als Geliebten gegenüberstellen, und so malte er eine Person, die nicht ist. Es ist rein undenkbar, daß die zarte Tochter des venetianischen Nobile sich in einen richtigen Neger hätte verlieben und nach der Umarmung eines solchen sich sehnen können. Sie schwärmte in ihren Liebesphantasien gewiß nicht von „Miscegenation" mit einem Nigger, der ohnehin damals nur als Sklav hätte gedacht werden können. Denn in Marokko und in der Berberei bezog man schon damals jahraus jahrein viele Tausende von Negern aus dem Sudan, die man auch als gewöhnliche Soldaten verwandte. Aber Offiziere oder gar Befehlshaber und Leute von Ansehen konnten diese Schwarzen dort nicht werden. Unter Mohr verstand man in Italien und der Levante Leute berberischer oder auch arabischer Abkunft, Menschen mit einer sogenannten kaukasischen Physiognomie und ins Bräunliche fallender Hautfarbe, die allerdings vom Dichter als „Schattentracht des heißen Sonnenstrahls" bezeichnet werden konnte, und zu der weißen, rothwangigen Venetianerin, die wir uns als eine Tizianische Figur denken müssen, einen Gegensatz bildete. Der Mohr war Mohammedaner, und das bildete einen Gegensatz mehr. Der Hildebrandt'sche Othello und die Desdemona sind Dinge, die platterdings nicht zusammengehören.

Es würde, wie schon angedeutet, sehr ersprießlich sein, wenn die Maler sich ein wenig mit den verschiedenen Racen- und Völkertypen beschäftigen wollten; an Mitteln und Gelegenheit dazu fehlt es ja nicht. Jetzt streitet man in London darüber, ob „die Zauberin vom Nil", wie Adolf Stahr ganz richtig die Cleopatra bezeichnet hat, eine ägyptische oder eine griechische Physiognomie gehabt habe? Der französische Maler Gérôme hat ein Bild auf die Ausstellung gebracht, das jene Königin darstellt, wie sie auf einem Teppich vor Julius Cäsar gebracht wird. Er hat ihr ein sinnliches, fleischiges Gesicht gegeben und jene gelbe Hautfarbe, welche die alten pharaonischen Aegypterinnen auf den Monumenten haben. Nun aber war Cleopatra ohne allen Zweifel von hellenischer Abkunft; sie hatte auch nicht einen Tropfen ägyptischen Blutes in ihren Adern, und ihre Vorfahren, die Ptolemäer, waren durch den Aufenthalt in Aegypten so wenig zu Aegyptern geworden, wie die Yankees zu Rothhäuten werden können. Die nilotische Zauberin hatte etwas Weniges von persischem, also gleichfalls arischem Blute in sich. Ptolemäus Epiphanes hatte Cleopatra, Tochter Antiochus des Dritten oder Großen von Syrien, geheirathet; ihre Mutter war Laodice, Tochter Mithridates des Vierten von Pontus; Antiochus der Erste hatte gleichfalls eine Perserin, Apama, geheirathet. Der Vater der „Zauberin" war Ptolemäus Auletes, Sohn des Ptolemäus Lathyrus. Es ist demnach absolut keine Veranlassung vorhanden, aus der Hellenin Cleopatra eine gelbfarbige Aegypterin zu machen, und obendrein zeigt sie auf allen Münzen, auf welchen sie vorkommt, entschieden griechische Züge.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Schildkröte und Pirarucu am Amazonenstrome.

Von **Gustav Wallis** *).

I.

Die Schildkröte, insbesondere deren Eier, als Nahrungsmittel betrachtet.

„Schildkröte und Pirarucu“ sind zwei Losungsworte, die Jedermann, Arm und Reich, am Amazonenstrom in die Augen fallen. Ohne diese Lebensmittel daselbst keine Existenz; sie vertreten die Stelle des Rindfleisches, bilden die tägliche Nahrung des Volkes und, ihrer beständigen Ausbeutung ungeachtet, scheinen die Fluthen des Weltstromes noch auf Jahrhunderte hinaus unerschöpflich mit ihnen belebt zu sein.

Den Pirarucu einstweilen in Form und Begriff etwas näher bringend, indem wir ihn einfach als den brasilianischen Stör bezeichnen, wollen wir uns zunächst der Schildkröte, vielleicht dem seltsamsten und nützlichsten Amphibium der Welt, zuwenden; namentlich aber die große Bedeutung hervorheben, die sie im ganzen weiten Stromgebiete gewonnen, sowohl im Einzelnen als tägliches Nahrungsmittel, wie auch im großen Ganzen für die Nationalökonomie.

Reich und mannichfaltig ist das Thierleben am Amazonenstrome, und so finden wir auch die Schildkröte in vielen, bald dem Lande, bald dem Wasser oder auch beiden Elementen zugleich angehörenden Arten vertreten. Hier jedoch soll uns ausschließlich die größte dort vorkommende, an 3 Fuß messende Flußschildkröte beschäftigen, die, in außerordentlichen Mengen vorhanden, den Bewohnern jenes warmen Striches durch ihr Fleisch und ihre Eier für ein gütiges, hohes Geschenk der Natur gilt. Seit Spix und v. Martius den Weltstrom bereisten, wurde diese wichtige Amphibie wissenschaftlich als Emys amazonica bekannt, welche Bezeichnung sich bei weiteren Entdeckungen und Bestimmungen so einfach wie klar und wahr erwies, denn keine der vielen, wohl zwei Dutzend betragenden Testudinaceen des großen Stromgebietes nähert sich ihr in Aehnlichkeit oder Bedeutung, um dieses geographische Vorrecht für sich in Anspruch zu nehmen.

Sind die Mengen, mit denen diese vom Volke mit „Tartaruga“ *) bezeichnete Schildkrötenart in dem Amazonenstrome verbreitet ist, noch heutigen Tags unglaublich, fabelhaft zu nennen, wie viel mehr muß dies in früheren Zeiten der Fall gewesen sein, wo man wahre Vernichtungskämpfe gegen das so nützliche Thier führte, und in weit größerm Maße als heute plan- und zügellos, besonders den Eiern nachstellte. Man dachte nie daran, daß das Thier ausgerottet werden müsse, wenn die jährliche Ausfuhr des aus den Eiern ausgezogenen Fettes, das man etwas unpassend Butter („Manteiga“) nennt, sich auf 40,000 bis 50,000 große Töpfe stellte, deren jeder das Product von 4000

*) Der unermüdliche Reisende hat nur kurze Zeit in seiner Heimath Detmold verweilt und ist schon seit etwa anderthalb Jahren wieder auf einer naturwissenschaftlichen Wanderung im fernen Osten begriffen. Er war zu Anfang 1870 in Californien, fuhr von dort nach Japan und China, und erforscht gegenwärtig die Insel Borneo. Wir dürfen von ihm Mittheilungen über dieselbe erwarten. Er hat dort ein Feld betreten, auf welchem reiche Ausbeute ihm sicher ist. A.

*) Eigentlich sollte diese Bezeichnung ihrem etymologischen Sinne nach als Collectivbegriff für alle Schildkrötenarten gelten, wie das in verwandten Sprachen mit ähnlichen Ausdrücken geschieht; spanisch: tortuga; französisch: tortue; lateinisch: testudo. Doch herrscht einmal in Brasilien mehrfach der Brauch, Ausdrücken, die sonst allgemeinere Bedeutung haben, einen individuellen Begriff beizulegen.

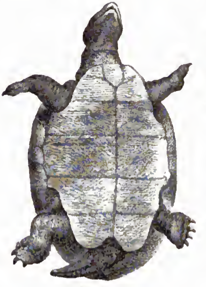
Eiern enthält. Heute ist das Alles anders. Wenn auch die Butterbereitung noch immer in großem Maße betrieben wird, so haben sich doch die Zahlen bedeutend decimirt, und da dem Volke trotzdem noch nicht die Augen aufgingen, so erachtete die Regierung für ihre Schuldigkeit, dem sündhaften Treiben wiederholt Schranken zu setzen. Doch über dies Alles weiter unten ausführlicher. Betrachten wir die Schildkröte erst in der natürlichern Bestimmung, die sie für den Menschen durch ihr Fleisch erlangte.

Wie groß ihre Nützlichkeit in dieser und anderer Beziehung ist, mag aus ihrer bedeutenden Größe, der Leichtigkeit des Fanges und der noch größern Leichtigkeit, sie am Leben zu erhalten, hervorgehen.

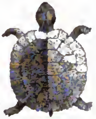
Ein ausgewachsenes Thier wiegt 60 bis 80 Pfund, ja bis zu 1 Centner hinauf. Dies bezieht sich jedoch nur auf die Weibchen, die nicht allein größer, sondern auch weit häufiger als die Männchen sind. Letztere, mit dem Namen „Capitari" bezeichnet, erreichen ein Gewicht von kaum 40 bis 50 Pfund, gelangen wegen ihrer Kleinheit weniger zum Schusse und auch ihr relatives Zahlenverhältniß ist so gering, daß man auf eins derselben 50, nach Humboldt (im Orinoco) gar 100 Weibchen rechnet. So schmackhaft und beliebt die weit größeren Weibchen sind, so gering werden die Männchen geachtet, indem man dem Genusse ihres Fleisches der Gesundheit nachtheilige Wirkungen zuschreibt; ja es geht der Volksglaube, daß er innere Krankheiten nach außen, und äußere nach innen treibe; das letztere wäre also das Gefährlichere in Folge des Genusses.

Das Fleisch ist außerordentlich schmackhaft; es mag etwa die Mitte zwischen Hühner- und Kalbfleisch haben und kocht sich wegen seiner Zartheit rasch gar. Aber auch ein großer, oft ganz erstaunlicher Fettgehalt ist diesen sonderbaren Amphibien eigen, der oft das Gewicht des Fleisches noch übertrifft. Eine z. B. 80 Pfund wiegende Schildkröte ergiebt 25 Pfund Fleisch, 25 bis 30 Pfund guten schmackhaften Fettes und der Rest kommt auf die Schilder. Diese Rechnung betrifft die eierlosen Weibchen, und Weibchen sind ja überhaupt, wie oben gesagt, fast nur an der Tagesordnung.

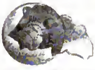
Da die Eier neun Monate zu ihrer völligen Entwickelung bedürfen, und die Weibchen alljährlich legen, so erklärt sich, daß man nur selten ein solches in eierlosem Zustande antrifft. Die Eier nehmen, besonders gegen die Legezeit hin, ein beträchtliches Volumen ein, wie schon aus ihrer Zahl und Größe hervorgeht. Sie sind von der Form eines kleinen Hühnereies, kommen aber wegen ihrer Rundung dem der Eule näher, zu 80 bis 90, ja selbst über 100 bis 150 hinauf vereinigt, und bilden eine für jede Haushaltung, jeden Gaumen erwünschte köstliche Zugabe. Die trächtigen Weibchen sind übrigens kurz vor der Legung weniger schmackhaft, und wem es um gutes, zartes Fleisch zu thun ist, und wer sich dennoch den Schildkrötengenuß nicht versagen will, nimmt während dieser Periode mit anderen, kleineren Arten vorlieb, die ebenfalls in großer Menge und zu jeder Jahreszeit gefangen werden.



Weibchen.



Zwei Tage alte Schildkröte.



Junge im Ei, beim Ausschlüpfen.



Emys amazonica. Flußschildkröte, Männchen (Capitari).

Freilich giebt es auch bei diesen Eier, aber meist zu anderer Zeit, und nicht in so überschwenglicher, Fleisch und Mark absorbirender Menge.

Die Zubereitung und Verwendung des Fleisches, des Fettes und der Eier ist so mannichfaltig, daß sich hierin der uneingeweihten Köchin ein so interessantes wie umfangreiches neues Studium erschließt.

Man kann die Schildkröten zu jeder Jahreszeit, wie oben erwähnt, und auch in jedem Altersstadium verspeisen. Die mit diesem Gegenstande vertraute Hausfrau vermag beim Erblicken irgend eines dieser Thiere (die zu ihrer Größenentwickelung 8 bis 10 Jahre erfordern) mit ziemlicher Genauigkeit Jahre und Monate des Alters anzugeben, vorausgesetzt, daß es nicht ein altlebiges, über 10 Jahre hinausreichendes Exemplar sei*).

Das Fleisch wird gekocht, gebraten, gedämpft und wie noch die Namen anderer Zubereitungen lauten mögen, während Fett und Eier gewöhnlich als Würze zu anderen Speisen verwendet werden. Alles also vom Thiere, Fleisch, Fett, Blut und Eier ist genießbar, bildet Leckerbissen je in seiner Art, und vor Allem lobe ich mir das Bruststück, das auf dem Unterschilde, ohne es eigentlich davon zu lösen, gleichsam wie in einer Pfanne gebraten wird.

*) Die Lebensdauer wird, beiläufig gesagt, auf 60 Jahre geschätzt; es bewahrheitet sich also auch hier die allgemeine Regel, daß die Lebensdauer der Thiere mit ihrer Jugendperiode in gleichem Verhältniß steht.

Man zerklopft das Fleisch hierbei vorsichtig auf dem Schilde, wie auf einem Hackbrett, versetzt es mit Zwieback — wo man ihn nämlich haben kann — oder ähnlichen üblichen Zuthaten, und das anderen Theilen entnommene Fett bildet hierzu die beste Würze. Nachdem also das Schild erst als Hackbrett und hierauf als Bratpfanne gedient, wandert es schließlich als Schüssel mit dem höchst lieblich duftenden Gerichte auf den Tisch, das Jedem, dem Eingeborenen sowohl wie dem Ausländer, gleich herrlich mundet.

Zu diesem köstlichen, mir stets unvergeßlichen Mahle paßt ein Glas guten Weines, den man leider aber in jenem fernen Lande auch nicht immer zur Hand hat. Indessen schmecken die Gerichte in jeder Art und aus jeder Hand hervorgegangen gleich gut; ja vom blödesten Waldmenschen zubereitet, verliert die Speise ihren natürlichen köstlichen Wohlgeschmack nicht und wäre das betreffende Stück einfach über Kohlenfeuer an einem Stabe gebraten.

Man belegt dieses improvisirte Gericht mit dem obligaten hochklingenden Namen „Spießbraten". Doch am Spieß, oder am Prügel, oder auch in der Pfanne gebraten — Alles gleichviel! Da zischt's und brodelt's allemal so angenehm und duftet's so lieblich, daß Einem beim bloßen Anblick mit Behagen der Mund danach wässert.

Auch die Eier bilden köstlichen Imbiß. Sie sind nahrhaft, wohlschmeckend und in jeder Art verwendbar: gekocht, gebraten, gedörrt, geräuchert; selbst roh sind sie zu genießen, und dienen außerdem noch zur Verbesserung der Suppen, ja sogar als Milch zum Kaffee rc. Mit Vergnügen denke ich an jene schöne Zeit zurück, wo es mir vergönnt war, monatelang diesen Segen der Natur, das unvergleichliche Fleisch, die kräftigen Eier täglich genießen zu können. Es war mir in diesen schwelgenden Genüssen zugleich ein momentaner Ersatz geboten für lang ertragene Leiden, Gefahren und Entbehrungen, denen nun einmal ein Reisender in tropischen Strichen nicht leicht entgeht. In doppelt angenehmer Erinnerung vergegenwärtige ich mir daher jene Tage, wo ich mein Mahl mit keiner fürstlichen Tafel vertauscht hätte; und sollte ich einmal wieder in jenes wunderbare Land zurückkehren, so würde ich mich vor Allem zuvor im Kalender umsehen, ob mein Besuch auch wohl in die Zeit der „Vazante" falle! Die Vazante (spr. Vasante) ist nämlich jene Periode, in der die Flüsse nach Aufhören des Regens zurücktreten, das Eierlegen der Schildkröten beginnt und Alles, was Genießbares im Wasser lebt und webt, nun um so leichter dem Menschen in die Hände fällt.

Mit der größten Ungeduld harrt Alt und Jung am Amazonenstrome und seinen Nebenflüssen der Jahreszeit entgegen, wo die Vazante und mit ihr der Fang der Fische und Schildkröten, namentlich aber die so wichtige Einsammlung der Eier ihren Anfang nimmt. Diese Ernte könnte als ein Volksfest bezeichnet werden. Ganze Familien, ganze Ortschaften wandern aus, um auf den freigelegten Sandbänken, deren es im weiten Stromgebiete unendlich viele giebt, die so einträgliche wie leider aber auch schmachvolle Eierlese vorzunehmen, wobei Zelte oder aus Palmenblättern hergestellte Schuppen auf Wochen und Monate ihre Wohnplätze bilden. Dies Verfahren muß nicht allein als eine Ausbeute, sondern vielmehr als ein wahres Raubsystem, eine systematische Ausplünderung im ganzen Sinne des Wortes bezeichnet werden. Die Natur selbst bietet leider dem Menschen hülfreiche Hand zu diesem schändlichen Erwerbe, indem aus Grund der meteorologischen Verhältnisse des Stromgebietes die einzelnen Zuflußadern nicht zu gleicher Zeit sinken, sondern in sehr ungleicher Weise bei bald diesem, bald jenem das alljährlich wiederkehrende Phänomen des Zurücktretens sich äußert. So z. B. fließt der Madeirastrom früher (im September) als der Amazonenstrom selbst ab; dieser früher als der Rio Negro, dem seinerseits der Rio Branco folgt. Das Sinken dieses letztern beginnt im Januar und seine zahlreichen Sandbänke stehen im ganz besondern Rufe „guter Eierinseln". Hierzu muß noch bemerkt werden, daß die Legezeit der Schildkröten ganz genau mit dem Fallen des respectiven Wassers, in dem sie leben, zusammenfällt; im Ganzen aber gelten die Monate September bis November als die eigentliche segensreiche Zeit des Legens und des Einsammelns der Eier als die Periode, in welcher die summarisch größte Wassermenge zurücktritt. Dem Volke ist diese Reihenfolge wohl bekannt, und so erklärt sich, daß den Raubrittern Zeit und Gelegenheit geboten wird, dem Verwüstungskampfe sich in ganz systematischer Folge hingeben zu können, ohne sich übereilen zu müssen. Sind die Sandbänke des einen Stromes minirt und ausgeplündert, so packt man seine Siebensachen zusammen und wandert einem andern Confluenten zu, um nach auch hier beendeter Eierlese aufs Neue andere Ströme aufzusuchen.

Man versieht sich zu diesem Aufenthalte mit Allem, was man zum Leben bedarf; wenig und nothdürftig ist dies ja auch nur. Mit einem einzigen Kessel, einem Troge zum Stampfen der Eier, einer unbestimmten Anzahl großer Töpfe und einer Schöpfkelle ist das ganze zur Butterbereitung erforderliche Inventar beschafft. Aermlich und bescheiden, wie nun einmal der Hausstand des gewöhnlichen Volkes sich ausnimmt, so ist er doch nichtsdestoweniger complet zu nennen in vollständiger für jene Leute erwünschtesten Ausrüstung. Kleidung und Möbeln spielen dabei eine höchst untergeordnete Rolle. Dagegen aber dürfen Hühner, Hunde, Affen und Papageien nicht fehlen, die gewöhnlich einen Theil des Hausbesitzes ausmachen.

Obwohl die Eierbutter, insbesondere durch den Export, einen nicht unbedeutenden nationalökonomischen Erwerbszweig bildet, so sah doch die Regierung bald nach Abschüttelung der europäischen Mutterherrschaft sich veranlaßt, ein wüstes, nur dem Scheine nach ersprießliches, dem Lande aber grundsächlich höchst nachtheiliges Treiben zu unterdrücken, das Millionen und aber Millionen der nützlichsten Thiere im Keime erstickt und das mit Ausbeutung der einen Erwerbsquelle eine andere viel wichtigere untergräbt.

Die Assemblea erließ daher Gesetze zur Aufhebung dieser so rücksicht- wie gewissenlosen Ausbeutung. Es durfte dem zufolge wohl noch Manteiga für den Consum der Strombewohner, keine aber mehr für die Ausfuhr bereitet werden. Die Regierung mochte indessen gleichzeitig wohl erkennen, daß solch Gesetz das Volk hart treffen würde und bestimmte daher die Aufhebung der im Großen betriebenen Eierlese resp. Butterbereitung auf vorläufig einen Zeitraum von zehn Jahren. Aber das „Weh" und „Ach", das im Volke unablässig über diesen Zwang ertönte, bewog die Regierung bald zur Verkürzung des bestimmten Termins; denn kaum verflossen zwei Jahre, und die wilde Wirthschaft war zur allgemeinsten Freude wieder freigegeben. Wie stürzte da Alles nach der hartgetragenen Entbehrung wieder auf die lieben Sandbänke, den Boden aufs Neue aufzuwühlen und den erlittenen Ausfall durch doppelte Anstrengung zu ersetzen! Doch nur kurze Zeit währte die Freude; das alte Gesetz wurde erneuert, um nun, wie es hieß, unwiderruflich in Kraft zu verbleiben. Nichtsdestoweniger hob man es, dem Landeswohl und der Ordnung zu Liebe, abermals auf, und ich weiß nicht, ob und wie oft noch die nämlichen Wechselfälle sich wiederholten. Jedenfalls aber sollte mit aller Energie an Festhaltung dieser einmal ergriffenen Maßregeln gedacht werden, und das Land würde jene Zeiten wieder erleben, wo, wie noch im verflossenen Jahrhundert, alle Flüsse



Schildkrötenfang am Amazonenstrome. Nach einer Skizze von Gustav Wallis.

und Zuflüsse, alle Seen und Gräben wimmelten von diesen nützlichsten aller Amphibien! Möchte das Volk einstweilen durch das Verbot darauf hingelenkt werden, eine Verwendung der daselbst gleichfalls in großen Massen vorkommenden Kaimans zu ersinnen und deren Ausbeute in mindestens gleich unbeschränkter Weise wie bei den Schildkröten betreiben, so erwüchse ihnen unendlicher Ersatz und Gewinn, während indessen das friedliche Heer der Schildkröten zu endlosen Legionen wieder heranwachsen könnte, um seiner Zeit ihm zu Danke neugekräftigte Schätze zu erschließen. Und solche Idee wäre gar nicht so übel. Der Brasilianer weiß immer eine Verwendung jedes Thieres seiner weiten Heimath in bald dieser, bald jener oft ganz absonderlichen Art! Das Fett der scheußlichen Alligatoren z. B. wird in gewissen Krankheiten als Panacee gepriesen; sollten da nicht auch das Fleisch und die Eier, mit Urkräften gefüllt, nicht irgend einen Nutzen haben? Sie dürften sich um so mehr zu medicinischen Zwecken empfehlen, als ihnen ein besonderer moschusartiger Geruch eigen ist *). Als ferneres Beispiel origineller Ausbeutung mag das Chamäleon gelten, dem man seine Eier aus dem Leibe herausschneidet, den Schlitz hiernach zunäht und das so beraubte Thier wieder laufen läßt, um ihm im nächsten Jahre wo möglich wieder beizukommen. Diese martialische Expropriation beobachtete ich auch in den warmen Niederungen Neugranadas, wo man die Eier im Rauche präparirt; sie nehmen in der That hierdurch besondern Wohlgeschmack an.

Obwohl die Eierlese, sobald sie nämlich gestattet ist, keinerlei eigentlichen Beschränkungen unterliegt, so hat doch jeder Einzelne in Ausübung derselben sich gewissen Anordnungen und Vorschriften seitens der Behörde zu fügen. Von der Regierung bestellte Commissäre sind beauftragt, die Ordnung zu überwachen und das auszubeutende Terrain einzutheilen. Es finden sich nämlich fast immer gleichzeitig mehrere Unternehmer zur Ausbeute auf einer mehr oder weniger großen Praia (Sandbank) ein; der Commissär hat dann die muthmaßliche Ergiebigkeit des Bodens zu prüfen, die Zahl der Personen zu berücksichtigen und Jedem im Einzelnen oder jeder Gruppe von Personen ihr entsprechendes Theil zuzuweisen. Kaum ist die Absteckung und Zuertheilung des Terrains erfolgt, so stürzt auch Alles begierig sich ins Geschäft, um den Boden aufzuwühlen. Wahrlich, ein Goldlager könnte nicht ärger zugerichtet werden, als es hier mit dem sonst so ebenen Boden geschieht! Oft sind die Eier in solcher Fülle vorhanden, daß buchstäblich Nest an Nest stößt, und gewisse Sandbänke bieten jahraus jahrein dieselbe ungeschwächte Ertragsfähigkeit, weshalb sie auch als „gutberufene Eierinseln" häufig in der Besetzung zu großen Streitigkeiten führen. Im Madeirastrome befinden sich Sandbänke von solchem Umfange und solcher Ergiebigkeit, daß man alljährlich 800 bis 1000 Centner Fett auf ihnen bereitete; ja man erzählte mir von Fällen, wo auf einer einzigen Insel sollten 2000 Töpfe (je 60 Pfund haltend), also 1200 Centner erzielt worden sein. Die Aufsuchung der in dem ebenen Boden verborgenen Eier ist keineswegs so schwierig, wie man auf den ersten Anblick glauben sollte. Ueberall scheint der Boden gleich, dem Laien unverdächtig; doch entgehen dem Kenner die Stellen nicht so leicht, wo ein Nest mit seinen 100 Eiern verborgen liegt; und ist dennoch ein Zweifel, wo etwa Winde, Regen, Thiere und dergleichen die Spur verwischt haben sollten, so bedient man sich zu größerer Sicherheit eines besondern langen, glatten Stabes, mit dem man in die verdächtige Stelle sanft einstößt, und die geübte Hand unterscheidet mit Sicherheit, ob man auf bloßen Sand oder auf Eier trifft. Bei ersterm ist nämlich das Einstoßen des Stabes ein gleichmäßiges, durch keinen Ruck unterbrochenes; trifft man dagegen auf Eier, so deutet sich dieses durch plötzlich rascheres Eindringen ein.

Ist schon das Einsammeln einiger weniger Ostereier ein — soll ich sagen? — kindliches Vergnügen, wie viel größer müßte die Freude eines Kindes sein, wenn der Osterhase ihm solch gewaltige Bescheerung von 100 Eiern über Nacht in den Buchsbaum des nahen Gärtchens legte, oder besser, wenn man es zur Zeit der Eierlese auf eine der amazonischen Sandbänke versetzen könnte! Wie freudig beglückt würde das Auge des Kindes strahlen, wenn aus dem Schooß der nackten Erde heraus ein ganzes Häuflein blendendweißer Eier ihm entgegenlachte! Und wahrlich, unerschöpflich scheint sich der Boden dem Suchenden erschließen zu sollen! Hier, da, dort und wieder hier, kurz allenthalben speit die Erde ihre reiche Spende in prächtigen Haufen zu Tage! Auch um den Wechsel der oft capriciösen Färbung wollen wir das Osterkind daheim nicht weiter beneiden; denn nicht allein die Eier der großen Flußschildkröte, auch die anderer Arten finden sich häufig im friedlichen Vereine schlummernd unter der leichten Decke, die nun, gehoben und durchstöbert, Alles ohne Unterschied ans Licht fördert! Dazu gesellen sich noch wohl die bunten Eier vieler Strandvögel, die auf dem bloßen Sande eingescharrt liegen, und die, selbst wenn man sie nicht wollte, mit aufgelesen werden, indem bei so gründlicher Aufwühlung des Bodens sicher keinem Vogel sein Nest erhalten, geschweige denn kenntlich bleiben würde. Auch sie müssen dem Verwüstungskampfe zum Opfer fallen. Traurige Empfindungen, die den Gefühlvollen hier beschleichen und stille Wehmuth in ihm erwecken! Doch unser Osterkind, das sich noch keinem traurigen Gedanken hingiebt! — wie ihm das Alles glitzert und glänzt im Strahl der Sonne! Es riebe sich die Augen sicher vor Entzücken und jubelte laut auf vor Freude! Dazu die Tropenlandschaft in ihrem ganzen Zauber. Es rauscht der majestätische Strom; geschwellte Segel treiben auf seinen Fluthen; Kähne kommen und gehen; hier wird aus-, dort eingeladen, während Schaaren von Möven und anderen ähnlichen Vögeln mit ängstlichem Geschrei auf- und niederschwirren, und aus der Ferne von Strand und Bänken dasselbe bunte Durcheinander herüberwinkt — kurzum, es bietet sich dem Blicke ein eigenartiges, überraschendes Bild, das noch lange lebhaft in der Erinnerung selbst des gereiftern, ernstern Gemüthes nachhallt.

So kratzt und scharrt denn Alles, Jung und Alt, geschäftig am Boden in wilder, unersättlicher Hast, um die Eier auszugraben, und ist es eine Lust, in unerschöpflicher Folge die weißen Häuschen wie Pilze aus dem Boden auftauchen zu sehen. Andere kommen mit Körben, der Erde Segen einzusammeln und zur Hütte hinzutragen, wo nach und nach förmliche Eierberge entstehen. Zur Umwandelung in Butter werden die Eier in einen großen Trog oder auch nur in ein Canoe geschüttet und hierin durch Stampfen mit Füßen oder Keulen zu einer breiigen Masse verarbeitet. Das solcherart durch zerbrochene Eierschalen, Holzsplitter und dergleichen getrübte Gemenge läßt man mehrere Tage verdeckt stehen, damit die fettige Dottersubstanz (und sie ist weit fettiger, als bei gewöhnlichen Eiern) sich absondert und nach oben steigt. Diese wird nun abgeschöpft, um in großen Kesseln über Feuer bei jedoch gelinder Gluth und unter beständigem Umrühren gesotten zu werden, so lange zwar, als keine Blasen mehr aufsteigen. Oft erfolgt eine zweite Abkochung und schließlich wird das Product in große, eigens zu dem Zwecke gefertigte Krüge gelassen, erkaltet hier und ist für den Export als „Manteiga" fertig.

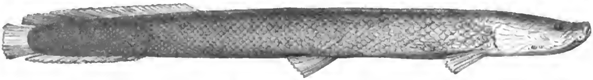
*) Der Penis der Alligatoren wird, getrocknet und zu Pulver zerrieben, als Heilmittel gegen Wechselfieber angewendet.

Berechnet man, daß, wie oben gesagt wurde, 4000 Eier oder das Ergebniß von durchschnittlich 40 Gruben zur Bereitung eines einzigen Topfes Manteiga erforderlich sind und in alten Zeiten 30,000 bis 40,000 Töpfe in Handel gesetzt wurden, so begreift man, welche außerordentliche rücksichtslose Zerstörung das Volk an so werthvollem Naturerzeugniß sich zu Schulden kommen ließ und noch läßt; denn noch lange wohl wird das Lied so maßloser Verwüstung nicht ausgesungen sein. Ueber 100 Millionen Eier alljährlich zu Butter zerstampft zu sehen, deren jedes einzelne mit der Zeit eine Fleischmasse von 80 bis 100 Pfund repräsentirt haben könnte, ist wohl mehr als hinreichend, das Scandalöse derartiger Ausbeutung zu brandmarken, abgesehen von der enormen Vermehrung, die, alljährlich in steigender Progression anwachsend, zu erstaunlichen Potenzen geführt haben würde.

In früheren Jahrhunderten, vor Ankunft der Europäer, waren es die Indianer, die in vielleicht nicht milderer Weise die Brut der Schildkröten vertilgten; in den Händen und dem Schutze civilisirter Macht aber hätte das Land die durch bloße Berechnung sich ergebenden fabelhaften Zahlenverhältnisse zur Wirklichkeit sich gestalten sehen müssen. —

Zur Zeit des Eierlegens entsteigen die trächtigen Weibchen bei einbrechender Nacht in ganzen Schaaren dem Wasser, und dabei ist die Hast und das Gedränge so groß, daß man auf viertelstündige Entfernung hin den klappernden Lärm vernimmt, der durch gegenseitiges Reiben und Anstoßen der Schilder hervorgerufen wird. Der blinden Hast ungeachtet, mit der die Schildkröte sich ihrer Eier zu entledigen sucht, ist sie doch ein mißtrauisches, bedächtiges Thier, das, wenn es sich irgend belauscht glaubt oder beim ersten Zeichen fremder Annäherung sich sogleich zurück ins Wasser begiebt. Hat das Weibchen seinen Legeplatz gewählt, so höhlt es den Boden mit den Füßen aus, legt die Eier in das Nest und verscharrt dasselbe mit so viel Sand, daß eine leichte Erhöhung entsteht. Damit ist aber die letzte Sorge um seine Nachkommenschaft noch nicht abgethan. Es gilt nun noch, die Brut festzustampfen, zu welchem Zwecke sich das Thier auf seine Hinterfüße erhebt, um mit der Wucht des ganzen Körpers niederzufallen und mit dem Drucke des platten Brustschildes den Boden anzudrücken und zu ebenen, welche Procedur einige Male wiederholt wird; dann erst begiebt sich das Thier wieder ins flüssige Element zurück. Nie kommt die Mutter, so sorgsam sie sich auch benahm, an die Stätte zurück, um wieder nach ihrer Leibesfrucht oder der wachsenden Brut sich umzusehen. Dumm, wie ihr Aeußeres, so lieblos scheint sie zu sein, wohl aber wird behauptet, daß die Weibchen alljährlich dieselben Praias zum Legen besuchten. Wie viel anders, liebreicher dagegen das weibliche Krokodil, das, ein tausendäugiger Argus, doch einem gefährlichen Drachen nur zu ähnlich, die Legestätte so lange schwimmend umkreist, bis die Jungen (bekanntlich durch bloße Luftwärme ausgebrütet) ihrer Hülle entschlüpfen.

Ein Zeitraum von mehr oder weniger als 36 Tagen ist erforderlich, um die Eier in dem auf annähernd 30° R. erwärmten Boden auszubrüten. Die jungen Thierchen sollen ihre Schale am Tage durchbrechen, entschlüpfen aber dem



Pirarucu (Sudis Gigas).

Boden erst in der Nacht. Sie entwickeln sich, einmal der engen Hülle entschlüpft, äußerst schnell. Aus der verhältnißmäßig starken Größe, in der man sie häufig noch im Neste liegend antrifft, läßt sich wohl schließen, daß sie nicht in der ersten Nacht schon, sondern einer zweiten, wenn nicht spätern, die Geburtsstätte verlassen.

So sehen wir denn die junge wehrlose Schildkröte, ohne den Schutz der Mutter, auch um so mehr Gefahren ausgesetzt. Noch ehe das Thierchen seiner dunkeln Stätte sich entwindet, lauern schon Feinde ringsum auf den frühen leckern Raub. Auf benachbarten Bäumen hocken Schaaren von Aasgeiern, wie durch Instinct herbeigezogen, um nicht nur die beim Legen umhergeworfenen Eier zu erhaschen, sondern auch auf die armen Kleinen herabzustürzen, sobald diese nur das Licht der Welt erblickt haben und eben dem Wasser zueilen wollen.

Im Flusse liegt das gierige Krokodil mit furchtbar geöffnetem Rachen, um sich sofort ohne Mühe den fetten Bissen ins Maul laufen zu lassen. Das Thierchen, das noch keine Gefahren kennt, ist arglos und gutmüthig genug, dem Unersättlichen gerade in den Hals hineinzuwackeln. Sonderbar ist der Instinct des zarten, neugeborenen, sich selbst überlassenen Thierchens, der es sogleich aus dem Ei heraus spornstreichs zum Wasser laufen lehrt und, einmal darin, verschwindet's auch im Nu mit geschickten Schwimmfüßen in die Tiefe hinab. Entkommt es glücklich diesen ersten Nachstellungen, so ist auch weiter keine besondere Gefahr, außer der List des Menschen, der es früher oder später, doch meist erst im ausgewachsenen Zustande, zum Raube verfällt.

Nicht weniger erstaunlich, aber auch in gleichem Maße ungerechtfertigt, als die hier geschilderte Eierzerstörung, müßte auch der jedenfalls weit wichtigere Consum des Fleisches zu bezeichnen sein, wüßten wir nicht aus Obigem, daß die Schildkröte zur Zeit und unter den Umständen noch auf lange Jahre hinaus die Stelle des alltäglichen Rindfleisches vertritt. Bringt man nun neben diesem unausgesetzt andauernden Verbrauche noch den beträchtlichen Ausfall in Anschlag, der durch den Raub an Eiern und Jungen durch die Geier, durch die Krokodile und andere ähnliche Nachstellungen entsteht, so muß man billig staunen über die außerordentlichen Mengen, die noch heutigen Tages in den Gewässern des Amazonenstromes angetroffen werden.

Die Zahl der zum Zweck des Verspeisens eingefangenen Schildkröten läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen. Man weiß nur, daß keine Hütte, kein Haus am ganzen weiten Strom ist — in einer Ausdehnung von etwa 700 deutschen Meilen —, worin nicht diese Speise zur gewohnten Nahrung geworden. In früheren Jahren waren die Einwohner des Innern zu Ablieferung einer gewissen Anzahl als Zehnten an den Staat verpflichtet, der diesen fleischlichen Tribut zu Versorgung der Arsenale und anderer öffentlicher Anstalten beanspruchte, und deren gesammtes Quantum sich auf jährlich circa 10,000 Exemplare belief. Nicht zu gering darf auch der Verbrauch der mit großer Eßlust und zähem Magen ausgestatteten Indianer veranschlagt werden. Vermag man doch nicht einmal über die muthmaßliche Seelenzahl dieser Bewohner übereinstimmende Angaben zu erzielen.

Auch für den Handel mit der lebenden Fleischeswaare eröffnet sich dem unternehmenden Strombewohner ein lockender Gewinn, der ihn zu weitentlegenen indianischen Niederlassungen treibt, um sich im Schooße der Wildnisse die Schildkröten durch Tausch gegen Manufacturartikel zu erwerben. Je entfernter der Indianer den Sammelplätzen der Civilisation wohnt, um so gewinnreicher ist der Handel mit ihm. Setzt man sich dabei auch wohl vielen Entbehrungen und Gefahren aus, so wiegt doch der in Aussicht stehende Gewinn dem habsüchtigen nüchternen Portugiesen — und solche sind es gewöhnlich —, Zeit, Mühe und Entsagungen reichlich auf. Einige wenige Angeln, ein ordinäres Tuch, Messer, Nadeln und dergleichen gewöhnliche Gegenstände bringen ihn leicht in Besitz von oft zwei und auch wohl mehr Schildkröten. Ja, man kann sagen, daß jeder Groschen, der in dies Geschäft gesteckt wird, mit einem Thaler wieder herauskommt, vorausgesetzt nämlich, daß dem Regaton — so nennt man diese Art ambulanten Mercur — kein besonderes Unglück zustößt, und das ist ja unter der tropischen Sonne so leicht möglich, oft genug selbst unvermeidlich.

An der Barra do Rio Negro (der wichtigsten Stadt des obern Amazonasgebietes) gilt zur Zeit ein ausgewachsenes Schildkrötenweibchen 3 Milreis = 2 Thlr. 15 Sgr., in Para und der Ausmündung des Stromes zahlt man das Drei- und Vierfache, da man sich aus Grund der weiten Entfernung des kostspieligern Transportes der Dampfschiffe bedient, welche die 225 deutsche Meilen betragende Strecke in 3 bis 4 Tagen zurücklegen.

Um jederzeit frisches Fleisch zu haben, pflegt man eine Anzahl dieser Thiere in mit Wasser gefüllte und gegen die Sonne geschützte Gruben zu setzen, wo sie mit gewissen Blättern (besonders von Begonien und Inga) jahrelang am Leben zu erhalten sind, übrigens bei ihrem großen Fastungsvermögen geringe Aufsicht erfordern.

So verschieden und abweichend unter sich die Tödtungsweisen der Schildkröte sind, so muß ich doch bekennen, daß keine derselben bei der Zählebigkeit dieser Amphibien in humanem Sinne befriedigend genannt werden kann. Sie kommen alle einem langsamen Martern und Hinschlachten gleich. Gewöhnlich sucht man den Kopf zu fassen, ihn mit starker Hand hervorzuziehen und ihn mit einem Hiebe vom Rumpfe zu trennen. Der Zähigkeit des Thieres entspricht jedoch diese allerdings wirklich capital erscheinende Tödtungsweise nicht, denn noch eine lange Weile hindurch sieht man die Füße im Todesschmerze zappeln und, nachdem schon die Schilder abgetrennt worden und die ganze Fleischmasse bloßliegt, sieht man noch die Eingeweide auf- und niederzucken.

Eine andere täglich zu beobachtende Manier, die Schildkröten zu tödten und gleichzeitig zu zertheilen, besteht darin, ihnen mit scharfen Axthieben die Schilder auf- und abzutrennen, indem man sie wechselweis auf die schmalen Kanten stellt; erst wenn das Thier blutend und mit eigenem dabei sich entwickelnden Gekrach zerrissen worden, denkt man daran, den Kopf abzunehmen. Viele geben dem Kopfe, nachdem sie ihn ergriffen und hervorgezogen, einen heftigen Ruck nach hinten über die scharfe Kante des Rückenschildes, um die Wirbel auszulösen.

Am Purusflusse beobachtete ich unter den Hipurina-Indianern, die zum Theil Anthropophagen sind, eine gewisse eigenthümliche Tödtungsweise. Man stämmt die Schildkröte aufrecht, mit dem Kopfe nach oben, in die Erde ein und hält sie mit den Knien fest, zieht nun den Kopf behutsam hervor, schiebt einen langen strickstockfeinen Rohrsplitter in die Nasenlöcher hinab und reibt ihn darin auf und nieder. Die hierdurch bewirkte Erregung der Schleimhäute und inneren Respirationsorgane führt eine tödtliche Erschlaffung des freilich erst sehr gemarterten Thieres herbei, das furchtbar mit den Füßen wettert und aller Schmerzen ungeachtet nicht verenden zu können scheint. Auf solche Art hingeschlachtete Schildkröten untersuchend, überzeugte ich mich wider Erwarten, daß weder Lunge, noch Gehirn, noch sonst ein mit dem Mordapparate in Verbindung gebrachtes edles Organ verletzt war; es beruhte der Effect einzig, wie gesagt, auf der Entnervung.

Nirgend mehr als beim Schlachten und Zubereiten der Schildkröten treten die Grausamkeiten des Indianers, das rohe Lustgefühl hervor, das derselbe an Barbarei empfindet. War es mir doch allemal, als wolle der Waldmensch seinen rohen Sinn am Anblicke der Marterqualen weiden; denn nicht genug, das Fleisch mit den überall zuckenden Muskeln, dem klopfenden Herzen, zum Kochen in das siedende Wasser zu werfen, nein, sie gehen noch weiter in ihrer Grausamkeit, und mich schaudert, wenn ich nur daran denke; sie werfen das ganze Thier mit Rumpf und Schildern, bei vollem, zähem Leben, in das flackernde Feuer, um hier, dem gräßlichsten Tode preisgegeben, allmälig gebraten zu werden. Uebrigens soll das Fleisch nach so entsetzlicher Marter, zwischen den Schildern lebend gebraten, am besten schmecken. Ich kann aber das Gegentheil versichern, da ich einmal, und zwar ohne mein Wissen, in die Lage kam, derartig zubereitetes Fleisch zu genießen. Nie versöhnte ich mich in der Folge mit diesem grauenvollen Anblicke des Lebendiggebratenwerdens, so oft ich auch Zeuge desselben war, und ich entsinne mich noch recht gut, daß das erste Mal es war, als durch eine junge, hübsche Indianerin mir diese Schauerscene bereitet wurde. Ich sah sie eine mittelgroße Schildkröte, die sie auf den Händen herbeitrug, in das Feuer werfen, wo das arme Thier, mit Kopf und Füßen strampelnd, noch lange die Augen des Mädchens ergötzte. Da verlor das Mädchen, dessen ausnahmsweise Schönheit ich bis dahin bewundert hatte, denn doch allen Reiz und alle Achtung bei mir; es hatte sich für mich, der ich mit dieser Sitte noch unbekannt war, zum Barbaren umgewandelt, und keine ihrer sonstigen guten Eigenschaften hätte sie wieder Gnade vor meinen Augen finden lassen. Außer der ersten Ueberwindung dieser Greuelscenen kommt für den Gebildeten noch hinzu, daß bei solcher rein cannibalischen Zubereitungsweise wegen der geschlossenen Schilder es unmöglich ist, die Thiere zuvor auszunehmen, daß Alles also ohne Unterschied mitgesotten oder vielmehr gedämpft wird.

Eines herrlichen Leckerbissens bleibt mir noch zu gedenken, und das sind die ganz jungen, kaum dem Ei entschlüpften Schildkröten. Sie werden mit Stumpf und Stiel gegessen, denn es ist ja der kleine Panzer noch so zart, daß er, durch die Zubereitung noch mehr erweicht, mit zur Speise wird. Diese Thierchen gräbt man aus dem Sande auf und sind dem Tode geweiht, noch bevor sie das Tageslicht erblickt haben. Man verspeist sie gekocht oder gebraten; zum Zwecke letzterer Zubereitung werden sie in langer Reihe, bis zu einem Dutzend etwa, auf eine Ruthe gespießt, natürlich lebend und ohne sie vorher auszunehmen, und neben dem Feuer in die Erde gesteckt, einem Schandpfahle nur zu ähnlich, gebraten. Wieder eine Probe der Barbarei, die reizenden Thierchen so, nicht nach Dutzenden, nein, nach Hunderten und Tausenden dem schändlichsten Tode preisgegeben zu sehen. Dennoch, um eben Alles mitzumachen, vermochte ich es über mich zu bringen, die gerühmten Leckerbissen aus eigener Ueberzeugung kennen zu lernen, und ich gestehe, daß es unter Beseitigung mitleidiger Gefühle, die Einen dabei überkommen, das Köstlichste war, das ich auf allen meinen Reisen genossen! Wer hörte nicht schon einmal von Schildkröten- oder Krebssuppen als etwas Delicatem in europäischen Restaurationen, und doch, was ist dies gegen solche Delicatesse, wie



Pirarucufang am Amazonenstrome. Nach einer Skizze von Gustav Wallis.

ich sie da erprobte! Auf diese harte, aber grundsätzlich geübte Probe mich in eigener Betheiligung beschränkend, hatte ich im Stillen um so größeres Mitleidsgefühl zu bekämpfen, so oft ich ansehen mußte, daß meine Mannschaft in sinnlicher Begier ganze Fässer mit diesen armen Dingerchen anfüllte, um sie lebendig gebraten nach und nach zu vertilgen. Es erschien mir dieser Jagdfrevel um so ungerechtfertigter, als doch meine Leute bei mir in Kost und Pflege standen. So ersann ich denn ein Mittel, mich ihnen zum Kläger und Richter aufzuwerfen. Nachts, wenn die Bande festen Schlafes schnarchte, schlich ich mich in des Gewissens stillem Dienste an das Faß, in dem die Thierchen eingeschüttet lagen, und entleerte den halben Inhalt ins Wasser hinein, was mir eine leichte Mühe war, indem ich das auf dem Bugspriet des Canoe ruhende Faß nur ein wenig umzuwenden brauchte. Die Leute mochten hinterher denken, was sie wollten, was kümmerte es mich, und wenn ich dann um meine Meinung über das Verschwinden der kleinen Gefangenen befragt wurde, so schalt ich die Leute wegen ihrer Achtlosigkeit, in deren Folge wir in verflossener Nacht wahrscheinlich dem Angriffe eines Tigers, eines Krokodils und dergleichen ausgesetzt gewesen seien.

Jedes solcher jungen Thierchen bildet, wie man denken kann, nur einen einzigen Bissen, und ein Dutzend ist kaum hinreichend, auch nur mittelmäßigen Appetit zu befriedigen. Man giebt sich dem Genusse dieses Leckerbissens um so unmäßiger hin, als seine Zeit des Vorkommens nur eine sehr beschränkte ist, und auch dann nur auf Reisen, auf Streifzügen über die Sandbänke. Das zarte Nahrungsmittel, das überdies keine weiten Transporte ertragen würde, kann daher als eine Annehmlichkeit des Bivouaclebens oder als ein Privilegium desselben betrachtet werden.

Ergebnisse der Tiefseeforschungen.

Wir erwähnten vor einiger Zeit („Globus" XIX, S. 351), daß die nordamerikanische Regierung eine Expedition ausrüste, welche die Meerestiefe um das ganze amerikanische Festland herum erforschen und gegen Ende des Augustmonates in See gehen soll. Diese „Dredging Expedition" steht unter Leitung des Directors der Küstenaufnahme; Graf Pourtales und Agassiz schließen sich ihr an. Sie wird Lothungen vornehmen bei den Bermudas, bei Trinidad im südatlantischen Ocean auf der Höhe der brasilianischen Provinz San Paulo und weiter nach Süden hin; in der Magellansstraße und bei den Falklandsinseln. Weiter an den Küsten von Chile und Peru, bei Juan Fernandez, den Galapagos, und an der Küste von Mexico und bei der Revilla-Gigedo-Gruppe. Die Fahrt ist auf etwa zehn Monate berechnet; es kommt vorzugsweise darauf an, die Tiefseefauna, die Temperaturen, die chemische Zusammensetzung des Wassers etc. zu erforschen, überhaupt die physikalischen und biologischen Erscheinungen im tiefen Meere.

Bei uns in Europa hat man schon seit Jahren Tiefseeforschungen veranstaltet, und ihre Wichtigkeit ist allgemein anerkannt worden, seitdem man, zum Zweck der Anlage des transatlantischen Telegraphen, den Meeresboden des nordatlantischen Oceans näher untersucht hat. Auch Deutschland und Schweden werden derartige Expeditionen ausrüsten; von Seiten Englands sind in den letztverflossenen drei Jahren insbesondere Dr. Carpenter und Professor Wyville Thompson im nordatlantischen Ocean sehr thätig gewesen. Die Regierung hatte ihnen ein Schiff zur Verfügung gestellt, und sie werden mit ihren Untersuchungen fortfahren.

Ueber die bisherigen Resultate finden wir („Athenäum", 29. Juli 1871) eine übersichtliche Zusammenstellung.

Bisher nahm man allgemein an, daß die Temperatur des Meeres in sehr beträchtlichen Tiefen überall sich auf etwa 39° F. stelle; daß der Thermometer, wenn man ihn in den Aequatorialregionen von der wärmern Oberfläche in die Tiefe lasse, bis zu jenem Grade herabsinke und in den Polarregionen bis zu 39° F. emporsteige. Das aber trifft nicht überall zu. Dr. Carpenter fand auf seiner ersten Fahrt in dem tiefen Canal zwischen Nordschottland und den Faröern auf einer sehr beträchtlichen Fläche, in Tiefen von 600 Faden (3600 Fuß) eine Temperatur von nur 32 bis 33° F., während die Oberflächentemperatur des Meeres auf etwa 52° F. stand. In dicht daneben liegenden Regionen beobachtete er, merkwürdigerweise, in derselben Tiefe und bei derselben Oberflächentemperatur eine Temperatur in der Tiefe von 47°.

Zusammen mit diesem Temperaturunterschiede fand er auch eine Verschiedenheit der Fauna. Die lebenden Wesen in der kältern Gegend waren weniger zahlreich und hatten einen verschiedenen Typus von jenen in der wärmern Gegend. Die letzteren glichen den Formen, welche in den wärmeren gemäßigten Meeren auftreten.

Daraus und in Folge späterer Beobachtungen, welche dafür Bestätigung brachten, ist Carpenter zur Aufstellung einer Theorie über die oceanischen Strömungen gekommen, die von hohem Interesse erscheint. Bisher hat man den Oberflächenströmungen, z. B. dem Golfstrom, eine sehr große Bedeutung beigelegt. Carpenter nimmt nun in Betreff der Klimate und der Temperaturausgleichung auf dem Erdball an, daß die tiefen Flächen kalten Wassers, welche er beobachtet, Ströme abgekühlten Wassers seien, die aus den Regionen des Polareises nach dem Aequator hin fließen. Das in den Aequatorialregionen erwärmte Wasser verbreite sich nach den Polarregionen, werde dort schnell durch die angehäuften Eismassen abgekühlt und sinke vermöge seiner größern Dichtigkeit unter das kalte Wasser, welches unablässig aus den tropischen Gegenden komme. Die fortwährende Deplacirung des abgekühlten Wassers durch das warme verursache eine constante Strömung. Solchergestalt werde eine unaufhörliche Circulation bewirkt, die weit allgemeiner, umfassender und viel wichtiger sei als die begrenzten Oberflächenströmungen, welche wir bisher kannten. Die Analogie des Umlaufs in der Atmosphäre spreche völlig zu Gunsten dieser Annahme, und Versuche, welche man täglich und aller Orten anstellen kann, beweisen, daß starke Wärme und starke Kälte die Resultate hervorbringen können, welche Carpenter ihnen zuschreibt. John Herschel hat kurz vor seinem Tode sich für Carpenter's Theorie erklärt.

Ist diese Theorie richtig, dann wird man einen bisher allgemein für richtig angenommenen Satz wesentlich modificiren müssen, den nämlich, daß unser westeuropäisches Klima und die Verbesserung der Temperatur im Polarbecken von der Ausbreitung und Ausdehnung des Golfstromes abhängig sei. Sie wird auch die Eistheorie der Geologen

modificiren, indem sie die Eisverbreitung nach der einen Richtung hin beschränkt, während sie dieselbe nach einer andern Richtung hin erweitert. Ferner wird sie von Belang werden für die Erklärung des Ursprungs der Oberflächenströmungen, welche für die Schifffahrt so wichtig sind und deren Erklärung bisher auf so viele Schwierigkeiten gestoßen ist. Durch Carpenter's Theorie werden die baltische Strömung, die Gibraltar-Strömung und jene im Bosporus erklärlich. Die Untersuchungen, welche zu diesen Ergebnissen führten, werden gewiß merkwürdige Resultate bringen, sobald sie auf die Meerestiefen der großen Oceane ausgedehnt werden.

Für den Geologen hat das Vorkommen so verschiedener submariner Klimate dicht neben einander, wie dergleichen im nordatlantischen Ocean beobachtet worden sind, eine große Wichtigkeit. Angenommen, der Meeresboden wäre dort trockengelegt, dann würden wir zwei ganz verschieden sich ausnehmende Deposita finden, mit zwei Reihen von Ueberresten und Wesen, die gleichzeitig sind, aber doch eine solche Verschiedenheit der Bedingungen zeigen, daß unsere dermaligen geologischen Theorien uns zu der Annahme verleiten würden, dieselben gehörten verschiedenen successiven Perioden an, welche so weit auseinander lägen, um Aenderungen und Wechsel im Klima annehmen zu lassen. Gewiß würde es von hohem Interesse sein, zu ermitteln, ob und inwieweit eine solche Verschiedenheit auch in anderen oceanischen Betten vorhanden ist. Wir sehen, wie die verschiedenen Arten lebendiger Wesen in den verschiedenen Regionen der Erde begrenzt sind durch hohe Gebirgsketten, durch Lücken und Zwischenräume in der Oberfläche des Landes und durch Stromläufe. Die Flüsse führen nicht selten auf der ganzen Länge ihres Laufes eine eigenthümliche Fauna mit sich. Es scheint nun, als ob wir die Strömungen im tiefen Ocean als Flüsse betrachten müßten, welche durch Wasserschranken begrenzt sind. Sie verbreiten ihre specielle Fauna über einen weiten Raum und sind wegen der Temperaturunterschiede eben so unüberschreitbar wie beträchtlich hohe Bergketten. Es ist von großer Wichtigkeit in dieser Beziehung, d. h. in welcher Ausdehnung diese vertheilende Thätigkeit der Tiefenströmungen vorkommt, genaue Untersuchungen anzustellen.

Durch die Tiefseeforschungen der drei letztverflossenen Jahre wurde mit Sicherheit festgestellt, daß in enormen Tiefen ein reiches Leben vorhanden ist. Man nahm bisher an, daß in einer Tiefe von etwa 300 Faden (1800 Fuß) die Grenze liege, bis zu welcher Leben nachgewiesen werden könne. Aus einigen vereinzelten Beobachtungen konnte allerdings gefolgert werden, daß diese Ansicht nicht stichhaltig sei. Die Naturforscher blieben aber dabei, daß in Folge des Mangels an Licht und des starken Wasserdruckes in der tiefen Zone kein lebendes Wesen vorhanden sein könne. Jetzt aber wissen wir durch Draggen auf dem Meeresboden, daß Thiere in beträchtlicher Mannichfaltigkeit im Meere, in einer mindestens drei Miles betragenden Tiefe vorhanden sind, unter einem Drucke, welcher drei Tonnen auf den Quadratzoll stark ist. Wahrscheinlich ist auch Leben in den allerbeträchtlichsten Meerestiefen vorhanden*).

So beträchtliche Tiefen sind früher nicht genau erforscht worden; jetzt aber hat man schon auf dem näher untersuchten, doch sehr beschränkten Raume neue, sehr interessante Lebensformen entdeckt, namentlich schöne Schwämme, sodann Seesterne, welche ganz nahe verwandt sind mit solchen Arten, von welchen wir Reste in der Kreideformation finden. Wahrscheinlich haben wir in jenen großen Tiefen die Nachkommen einer Reihe von Formen, welche in vergangenen Perioden die seichteren Theile des Meeres inne hatten, die dann aber allmälig in jene tieferen Regionen verdrängt worden sind durch die Einwirkung anderer Bedingungen und die Einwanderung anderer Gruppen oder Faunen. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir die Bewohner dieser tiefen Meeresregionen mit den arktischen Pflanzen vergleichen, welche wir auf Hochgebirgen finden, oder mit den Repräsentanten der großen Gruppe der Ganoidenfische, von welchen noch einige vereinsamt in den großen Strömen Afrikas und Amerikas vorkommen.

Das Leben in den tieferen, wärmeren Flächen im nordatlantischen Ocean entspricht so sehr dem in der Kreideablagerung, daß Wyville Thompson behaupten kann, wir befänden uns noch jetzt in der Kreideperiode. Der Schlick, welcher sich in jenen Räumen ablagert, hat dieselbe Beschaffenheit wie die Kreide; er wird hauptsächlich aus den Ueberresten kleiner kalkhaltiger Muscheln gebildet, von Globigerinen, während die Schwämme, Echinodermen und Mollusken die engste Affinität zu Kreideformen aufweisen. Die Bedingungen, unter welchen sich die Kreidebetten ablagerten und niederschlugen, haben niemals ganz aufgehört; sie verändern allerdings die Räume, auf welchen sie wirksam sind, aber ihre Wirksamkeit auf ausgedehnten Flächen des heutigen Meeresbodens nimmt ihren Fortgang. Eine Bedingung des Land- oder Seebodens, welche ehemals vorhanden gewesen, mag jetzt ganz verschwunden sein, und damit sind dann auch die damals charakteristischen Bewohner abhanden gekommen. Sie haben sich entweder modificirt oder sind verdrängt worden durch die Einwanderung der Bewohner benachbarter Gegenden, welche für die neuen Bedingungen und Verhältnisse besser organisirt waren. Die Ablenkung von Strömungen oder eine Vermischung derselben konnte auf dem Meeresboden allmälig eine solche Veränderung hervorbringen. Andererseits können die Bedingungen des Lebens, welche auf einem gegebenen Raume wirksam waren, statt ganz verloren gegangen zu sein, nur ihre Region verändert haben, indem sie allmälig weit von derselben hinweg wanderten und dabei schwache Modificationen erlitten.

Eine Erforschung des Indischen und Großen Oceans, sodann der südlichen Meeresgegenden überhaupt würde sicherlich ungemein interessante Resultate bringen. Was für merkwürdige Organismen würden ans Tageslicht kommen, welche kostbaren Ueberbleibsel einer verlorenen Welt. Die Zoologen wie die Geologen würden einen unermeßlichen Zuwachs für ihre Wissenschaft erhalten. Die Theorien über die Bildung der Erdoberfläche und über die früheren Zustände unseres Erdballs würden eine festere Grundlage bekommen; wir würden mehr als bisher kennen lernen über die Verbindung der lebenden Formen mit den ausgestorbenen. Deshalb ist es in hohem Grade wünschenswerth, daß nach und nach die Tiefseeforschungen sich über alle Meere erstrecken.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß ein deutsches Fahrzeug, die „Pomerania", schon seit Juli die Tiefseeforschungen in der Ostsee begonnen hat.

A.

---

*) Das actual dredging ist hier mit Draggen übersetzt worden; man könnte auch aufkratzen sagen. Die Lexica sagen: dredge: Baggernetz, Schlappnetz, Austernetz; — to dredge: Draggen, mit dem Draghaken auffangen. — Die Mile hält 1760 Yards; die Yard 3 Fuß englisch; die Tonne 20 Centner.

Schilderungen aus Oberschlesien.

Spitznamen, Vorurtheile und Wirklichkeit. — Sonst und Jetzt. — Oberschlesien, das Land der Gegensätze. — Seine Bedeutung. — Die Polen und das Nationalitätsprincip. — Das Mißtrauen gegen die Deutschen und der Dorfjude. — Religion und Clerus. — Charakter des Wasserpolen. — Das Vordringen und der Segen des Deutschthums. — Zwei Dorfbilder. — Der Ackerbau und Bergbau. — Kartoffel und Steinkohle.

Wenn man die wenig schmeichelhaften Spitznamen hört, mit denen des Volkes Witz und Ironie Oberschlesien beschenkt hat, so möchte man wohl keine große Vorliebe für dieses „preußische Sibirien“, „Oberpodolien“ und die „Wasserpolackei“ bekommen. In der That sind auch die Vorurtheile, welche jeder Fremde nach Oberschlesien, dieser terra incognita Deutschlands, mitbringt, nicht gering. Obgleich das Land in der neuesten Zeit durch seine berg- und hüttenmännischen Anlagen und Anstalten sich unter den übrigen Provinzen des preußischen Staates einen bedeutenden Namen erworben hat, obgleich Männer nicht allein aus Schlesien und Deutschland, sondern auch aus anderen Ländern Europas ihre Capitalien hier angelegt haben und anlegen, obgleich viele Fremde aus allen Ländern Europas dies polnische Oberschlesien nicht bloß bereisen, sondern auch, um seine großartigen Anlagen näher kennen zu lernen, längere Zeit sich hier aufhalten, so findet man doch noch häufig falsche Urtheile über diese Provinz und ihre Bewohner.

Man darf im slavischen Oberschlesien nicht einen Deutschen suchen; der Charakter des Slaven ist ein ganz anderer als der des Deutschen, und um seinen Charakter zu beurtheilen, muß man einen besondern Maßstab anlegen. Man ist darauf gefaßt, unbebaute, wüste Gegenden, elende Hütten und eine verkommene, verdummte Bevölkerung anzutreffen, und erstaunt nicht wenig, in vielen Beziehungen gerade das Gegentheil zu finden. Statt der erwarteten Hütten trifft man prächtige Paläste, statt der Wildniß reich angebaute Strecken, und statt des „faulen, dummen Volkes“ viele geschickte und thätige Menschen. Freilich den Namen des „preußischen Sibirien“ wird Oberschlesien noch lange behalten, denn es besitzt wegen seiner östlichen Lage ein Continentalklima mit sibirischer Winterkälte und afrikanischer Sommerhitze, ein Klima, an das sich ein Westdeutscher nicht so leicht gewöhnt.

Oberschlesien ist ein Land der äußersten Gegensätze sowohl in Betreff des Klimas wie der Religion, der Nahrung, des Ackerbaues, des Bodens, des Vermögens, der Sprache und Nationalität.

Hier in dem Lande des strengen römischen Katholicismus trat Ronge mit seinem Deutschkatholicismus auf. Hier ist Pflanzennahrung vorherrschend, dort Fleischnahrung; hier wird üppiger Weizenboden, vielfach an kleine Besitzer vertheilt, mit dem Spaten bearbeitet, für die Heimath und das fernste Ausland unerschöpfbar, dort eine Stunde entfernt bietet der Flugsand nicht einmal der Kartoffel oder der genügsamen Birke Nahrung. Hier findet man den sorgfältigsten, fleißigsten Anbau, dort läßt man selbst den besten Boden unbearbeitet, weil man keine Frucht der Arbeit sieht. Neben elenden Hütten, deren Bewohner nicht ihre Blöße decken können und ohne hinreichende und gesunde Nahrung in Armuth und Noth verkommen, glänzen die blinkenden Fensterreihen von Palästen, in denen täglich Tausende verschleudert werden. Hier der überschwenglichste, schwindelerregende Reichthum, dort die entsetzlichste Armuth bis zum Hungertode. Hier blüht und entwickelt sich die reichste Industrie der Kohlen- und Eisenbezirke, dort herrscht der bloße Ackerbau; hier hat der Wald den Fabriken Platz machen müssen, welche mit ihren düsteren Qualmwolken die Atmosphäre verpesten und den Himmel verdunkeln, dort durchstreifen den einsamen, meilenweiten Wald mit unergründlichen Sümpfen und stillen Seen nur der Fuchs und der Wolf.

Mitten in eintöniger Waldeswildniß trifft man oft reich angebaute Länderstrecken und eine Industrie, die das bewundernde Erstaunen in hohem Grade beansprucht. Und nicht geringer ist der Gegensatz zwischen der Oberfläche und der Tiefe der Erde, denn der Boden, dürr und unfruchtbar wie eine Sandwüste, mit spärlichen Fichten und ärmlichen Kiefern oder mit kranken Kartoffeln bepflanzt, birgt in seiner Tiefe die größten Schätze, kolossale Kohlenlager, für Jahrtausende ausreichend, unerschöpfliche Eisenerze und Galmeigruben, selbst an Silber fehlt es nicht. — Auf der linken Oderseite gut genährtes, kräftiges, lange dienendes Vieh, auf der rechten mageres, kleines, mehr zähes als starkes, nur für schwachen Nutzertrag befähigtes. Auf der linken Oderseite fast ausschließlich Deutsche, deren Zunge keinen zusammengesetzten Zischlaut hervorbringen kann, auf der rechten Slaven, Polen, deren Sprache sich nur durch den Mangel des t von der des Königreiches unterscheidet.

Aber nicht nur eine der interessantesten, sondern auch der bedeutendsten Provinzen Preußens ist Oberschlesien, denn durch seinen Bergbau, seine Industrie, durch die Millionen Centner von Bergwerksproducten, die alljährlich ausgeführt werden, ist die rechte Oderseite eine ebenso reiche Einnahmequelle für den Staat geworden, wie die linke durch ihren Kornhandel und ihre Fruchtbarkeit. Gerade Oberschlesien ist es, wo sich der bildende Einfluß der Deutschen auf die Slaven am deutlichsten und interessantesten zeigt, und dieser Einfluß wird gelten, bis der stille Völkerkampf, der in den einzelnen Kreisen wüthet und noch durch manches Jahrzehnt hindurchgekämpft werden wird, zum Vortheil der Deutschen endet. Denn darüber kann Niemand im Zweifel sein, daß hier aufs Neue der alte Völkerkampf entbrannt ist, den die germanische Völkerwelle durch ihr Zurückströmen nach Osten zur Wiedererwerbung des alten, einst von den Slaven besetzten Gebietes unternahm. In Oberschlesien wird der Sieg der Deutschen über die Slaven noch durch den gänzlichen Mangel nationaler Literatur und Bildung bei den Polen Oberschlesiens erleichtert.

Wenn wir dieses Oberschlesien betrachten, so werden uns namentlich die oberschlesischen Polen und ihr Wohngebiet, die rechte Oderseite, anziehen, denn bei den Deutschen der linken Oderseite finden wir dieselben Sitten und Gewohnheiten, wie bei den deutschen Bauern anderer Landschaften. Auch die Städte Oberschlesiens sind größtentheils deutsch, denn, wenn schon die Slaven und Polen überhaupt kein bürgerliches Element besitzen, so haben die Wasserpolen namentlich eine Scheu vor den Städten und dem Handwerk.

Wie das Nationalitätsprincip bei seinem Auftauchen die allgemeine Aufmerksamkeit überhaupt auf alle slavischen Stämme, die mit den Deutschen in Berührung kommen, lenkte, so hat man sich seit dem Aufstande im Königreich

Polen 1863 auch etwas mehr um die Polen Oberschlesiens zu bekümmern angefangen und die Stellung beobachtet, die sie zu dem Kampfe in Polen nahmen. Es ist nicht zu leugnen, daß allen diesen Slaven ein tiefes Mißtrauen gegen die Deutschen eigen ist. Deshalb hat auch die germanische Cultur unter ihnen so geringe Fortschritte gemacht, obgleich die jüngere männliche Bevölkerung auf Schulen und im Militärdienste Deutsch verstehen und sprechen gelernt hat. Man bemüht sich, zu Haus das erlernte Deutsch schnell wieder zu vergessen und giebt sich, wenn von Deutschen angeredet, das Ansehen, als ob man diese Sprache nie verstanden hätte. Woher dieses Mißtrauen kommt, das hier doch nicht in Haß ausartet?

Dasselbe hat in dem Verkehr mit dem Juden seinen Grund. Diese nämlich sind, wie im Königreiche Polen so auch hier, die Geschäftsleute des Dorfes und meistens zugleich die Besitzer des Schanks. Sie sprechen alle deutsch, aber die meisten machen uns Deutschen keine Ehre. Man ist vielfach der Ueberzeugung, daß ihr ganzes Treiben den Ruin des polnischen Bauern herbeiführe; sie hintergehen und betrügen ihn, wo sie können, verleiten ihn zum Branntweintrinken und bringen es endlich dahin, daß er sein Besitzthum verpfänden muß, welches dann natürlich in des Juden Hände fällt. Er gilt für das Unglück des Dorfes, und das vielfach wohlbegründete Mißtrauen gegen den deutschsprechenden Juden überträgt der Bauer auf die Deutschen. Wenn aber auch der oberschlesische Pole gegen alle Deutschen mißtrauisch ist, so fand bisher doch der „Nationalitätenschwindel“ bei ihm keinen Anklang, obgleich Polen so nahe ist und das deutsche Element auf der rechten Oderseite Oberschlesiens bloß ein Viertel der Gesammtbevölkerung beträgt. Einmal kommt dies daher, daß der oberschlesische Pole außer allem Zusammenhange mit dem übrigen Polen lebt, und nicht einmal die nationale Literatur und Bildung desselben kennt, und sodann, weil er unter polnischer Adelsherrschaft lediglich unterdrückt wurde und sich noch mit Schrecken der Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft erinnert; von Polen her erlitt er nur immer Beunruhigung, und oft, noch bis vor kurzer Zeit, gaben Grenzverletzungen und Zueignung der Früchte benachbarter Grundstücke von Seiten der Polen Veranlassung zu blutigen Raufereien. Nicht mit Sympathie, sondern mit Abneigung blicken sie also nach Polen hinüber.

In früheren Zeiten wurde, wie noch jetzt im sogenannten Königreich (Congreß-Polen), der Bauer nur durch Gewalt gezwungen Soldat; er suchte sich, wo er konnte, durch die Flucht ins Ausland seinen Verpflichtungen zu entziehen; denn ihn fesselte nichts ans Vaterland, in dem er nur Sklav war. Des Nachts wurden die Dörfer mit Wachen umstellt, die Wohnung wurde mitunter gewaltsam erbrochen, der künftige Vertheidiger des Vaterlandes mit Ketten und Stricken gefesselt und in eine Festung gebracht, wo er dienen mußte. Wie ist das jetzt so ganz anders! Ohne Murren, ohne Gewalt stellt sich die junge Mannschaft, die Ausgehobenen begeben sich ohne Bedeckung an den Ort ihrer Bestimmung, und erfüllen ihre Pflichten an der Oder, wie an der Spree und am Rhein. Der oberschlesische Pole rühmt sich Soldat gewesen zu sein, und wehe dem Burschen, der, ohne gedient zu haben, es wagen würde, mit einer Militärmütze im Dorfe zu paradiren. Die ausgedienten Landwehrleute bilden im Dorfe eine besondere Gesellschaft, wählen einen Anführer und halten Feste nebst feierlichem Gottesdienst.

Nicht geringer ist der Aufschwung, den Oberschlesien in der Landwirthschaft genommen hat. Ackerbau und Viehzucht sind in Blüthe, wie dies der jährliche Ertrag von Früchten, Wolle u. s. w. am deutlichsten zeigt, die oberschlesische Wolle ist vortrefflich; in den meisten Kreisen sind Pferderennen und Viehschau eingeführt, an denen die Bauern lebhaften Antheil nehmen. Viele neue Wirthschaften mit den schönsten Gebäuden sind entstanden, an welche unter den früheren Verhältnissen gar nicht zu denken war.

Dieser Aufschwung aber ist die Folge der Aufhebung der Erbunterthänigkeit, durch deren Abschaffung der Bauer aus einem Sklaven ein freier Mann, aus einem Tagelöhner Besitzer seines Grund und Bodens wurde; wenn in einigen Kreisen die Aenderung zum Guten noch nicht vollständig eingetreten ist, so sind dies bloß die Nachwehen eines jahrhundertelangen beklagenswerthen Zustandes.

„Wie steht es aber mit der Bildung des polnischen Landvolks?“ so hört man oft fragen. „Wo nach amtlichen Berichten beinahe 20 Procent der Eingestellten die Erklärung abgeben, sie hätten keinen Unterricht genossen, da kann es mit der Bildung nicht weit her sein.“ Der Schulbesuch auf dem Dorfe ist allerdings sehr unregelmäßig, aber der Hauptgrund liegt darin, daß die Bauern, nachdem sie von ihrem 14. bis zum 20. Jahre zu Haus ohne Unterricht gelebt und dort natürlich Vieles vergessen haben, besonders in Hinsicht des Deutschen, aus Furcht, von den Deutschen ausgelacht zu werden, lieber sagen, sie hätten keinen Unterricht genossen. Kommt es doch selbst vor, daß Bauern oder Tagelöhner, wenn sie mit deutschen Beamten zu thun haben, obgleich sie schreiben und lesen können, dennoch aus falscher Scham die Erklärung abgeben, sie könnten es nicht!

Schon aus dem Vorhergehenden wird man gesehen haben, daß es in Oberschlesien nicht so schrecklich aussieht, wie Manche es sich denken, doch wird es Zeit sein, daß ich mich zur Charakteristik des polnischen Oberschlesiers wende.

Die Polen Oberschlesiens sind sämmtlich, mit Ausnahme weniger im Plesser Kreise, katholischer Religion, und dieser mit Leib und Seele zugethan. Zahlreiche Kreuze und Bilderstöcke am Wege erinnern überall an ihren Glauben, ihr Gruß ist der katholische Bundesgruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ mit der Antwort „In Ewigkeit, Amen!“ „Gott helfe Euch!“ ruft der Vorübergehende den auf dem Felde Arbeitenden zu, die ihm dafür danken. Das ganze Sonntagsvergnügen des Bauern besteht im Kirchenbesuch und einem Gange um die Felder; der Pfarrer ist des Bauern Rathgeber in jeder Noth und Gefahr, und zur Zeit der Bedrängniß verläßt man sich auf den Pfarrer und die Gutsherrschaft. Der katholische Landpfarrer ist eine oberschlesische Charakterfigur; gewöhnlich ein Deutscher, der das Polnische erst später mühsam erlernen mußte, um sich mit seinen Beichtkindern verständigen und predigen zu können. Gewöhnlich findet er sich bald so gut in den Charaktet des Volks hinein, daß der Pole schnell vergißt, sein Pfarrer sei ein Deutscher, und er nimmt dessen Wort nicht bloß in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen, z. B. in der Politik, unbedingt zur Richtschnur. Der Pfarrer, mit der Gutsherrschaft, repräsentirt die deutsche Bildung auf dem Dorfe, und durch seine deutsche Gemüthlichkeit und seine Kirchlichkeit versteht Mancher sich nicht nur die Anerkennung und Freundschaft der Gutsherrschaft, auch der protestantischen, sondern jedes Fremden zu erwerben. Das Volk aber wird sobald nicht der Liebesdienste vergessen, die der Clerus ihm zur Zeit der Hungersnoth und des Typhus und dann wieder durch Bekämpfung der Branntweinpest erwies, wodurch er sich ein Denkmal dauerhafter als Erz setzte.

Der oberschlesische Pole besitzt eine merkwürdig schnelle Auffassungsgabe und eine Geschicklichkeit, die ihn in den Hüttenwerken und Fabriken zum gesuchten Arbeiter macht, denn, so versichern alle Vorsteher von Fabriken und Hüttenwerken

einstimmig, wenn man einem polnischen **Bauer** selbst die complicirteste Maschine bloß einmal in allen ihren Theilen zeigt und **in seiner Sprache** erklärt, so versteht er ihren Mechanismus und versieht seinen Dienst mit verständigem Eingehen in den Zweck seiner Thätigkeit. Seine Klugheit und Fassungsgabe artet oft in Verschlagenheit aus, und wenn es fast Mode geworden ist, ihm Dummheit oder Unbeholfenheit vorzuwerfen, so liegt die Ursache meistentheils darin, daß man sich ihm nicht verständlich machen konnte, oder daß es **ihm** gefiel, sich so anzustellen, als verstände er nicht.

Eine andere gute Eigenschaft des oberschlesischen Polen ist seine **Gutmüthigkeit und Gefälligkeit**; Einer springt dem Andern bei und hilft ihm, so viel er kann, ein Nachbar unterstützt den andern.

Die **Genügsamkeit** der Polen ist fast sprüchwörtlich geworden, denn bei einer Schüssel voll Kartoffeln mit Kraut oder Speck und allenfalls noch etwas Branntwein ist er glückselig, und bekannt ist ja „**das schlesische Himmelreich**“, d. i. Backobst mit Schweinefleisch. Wo so geringe Ansprüche an die Küche, das Leben und die Cultur gemacht werden, kann es nicht wundern, wenn wenig gearbeitet wird. Doch muß man nicht glauben, daß der Pole „faul“ sei, denn, wo er eine Frucht sieht, da arbeitet er, früher aber hatte er kein Interesse am guten Anbau, da doch der Ueberschuß in die Casse des Herrn floß. Man zehrt noch immer an den Nachwehen jener traurigen Zeit, doch hat sich auch jetzt schon Vieles gebessert. Aber auch der wohlhabende Wasserpolack bewahrt seine Genügsamkeit, denn selbst bei den Bauern, die Wirthschaften im Werthe von 10,000 bis 20,000 Thalern besitzen, werden die Speisen mit Leinöl angemacht, kommt nur des Sonntags Fleisch auf den Tisch, und an den großen Festtagen labt man sich entweder am schlesischen Himmelreich oder an einem Hirsebrei, der recht dick mit Reibpfefferkuchen bestreut und mit Butter begossen wird. Nur an den Hochzeiten geht es hoch her, dann läßt der reiche Bauer auch einen Ochsen und ein paar Schweine schlachten, um seine Gäste eine Woche lang zu bewirthen. Der Reichthum aber ist überhaupt nur da, um das Ansehen der Stelle und der Familie zu vergrößern, nicht aber um einen bessern Lebensgenuß zu verschaffen; Culturbedürfniß fehlt. Man sucht das Vermögen zusammenzuhalten, und das mit einer Vorliebe, die nicht selten an Geiz streift, der sich überall bei den Bauern findet, wie der Hang zur Verschwendung bei den Beamten. Der älteste Sohn erbt die Stelle und die anderen Geschwister werden mit unverhältnißmäßig geringen Summen entschädigt. Oft übergeben die Eltern schon bei Lebzeiten das Gut dem Sohne und gehen auf den **Auszug**, d. h. sie setzen sich zur Ruhe, der Sohn aber verpflichtet sich, ihnen nebst freier Wohnung noch alljährlich eine gewisse Summe in Naturalien und Geld, d. i. das **Ausgedinge**, zu bezahlen.

Das **Vordringen des Deutschthums**, das von Westen und Norden langsam und gewissermaßen jeden Fuß Breite erkämpfend, aber sicher, gegen das Slaventhum vordringt, ist **der größte Vortheil für die ihm zufallenden Slaven** selbst. Wer solche Wasserpolen kennt, die mit den Deutschen in Berührung kommen, und ihre Fehler abschleifen, wird sie in mancher Beziehung schätzen; sie sind nicht anmaßend oder ungeduldig, gewöhnlich auch nüchtern, arbeitsam, unverdrossen, zuverlässig, anstellig, dienstwillig und mit **geringem Lohn** zufrieden. Deshalb hat man in den mit der deutschen Bevölkerung grenzenden Ortschaften derartige Wasserpolen gern als Arbeiter und Gesinde.

Aus demselben Grunde findet man, daß die von der deutschen Cultur berührten Wasserpolen ihren Boden fleißig und sorgfältig bearbeiten. In den polnischen Dörfern, welche an die deutschen angrenzen, bemerkt man kaum einen Unterschied von denen der deutschen, denn auch in ihnen ist Alles reinlich und nett gehalten, die massiven Häuser sind meistentheils mit Schiefer gedeckt, die Düngerstätte liegt zwar dicht vor der quergetheilten Hausthür, ist aber mit Stroh bedeckt und eingefaßt. Die Häuser sind mit den Giebeln der Straße, mit der Langseite dem Hofe zugekehrt; aus den blankgeputzten Scheiben, aus den blauangestrichenen Fensterrahmen blickt die Reinlichkeit, wie der Wohlstand sich in den mit kräftigen Pferden und fetten Schweinen gefüllten Ställen zeigt. Der Trunk ist verpönt, der Säufer ist geächtet, der Faule verachtet, man strebt nach Geld und sogar mit einer gewissen Gier. An den politischen Ereignissen nimmt man regen Antheil und läßt sich die Zeitungen vorlesen, aber Geld und Zeit will man auf die Politik nicht verschwenden, und so kommt es denn vor, daß, wenn die Bauern an einem Wochentage zur Wahl eingeladen werden, sie Einer wie der Andere antworten lassen, sie würden nicht kommen, der König möge sich selber seine Abgeordneten bestimmen, da er die, welche sie gewählt hätten, nicht haben wolle. (Es war nämlich nach den mehrmaligen Auflösungen des Abgeordnetenhauses.)

Der vom Deutschthum und der Bildung angehauchte und berührte Oberschlesier läßt, im Gegensatz zu vielen anderen Slaven, manche Fehler seiner Nation fallen, wogegen die guten Eigenschaften seines Stammes überwiegen. Die **schlechten** Eigenschäften der slavischen Bevölkerung nehmen immer mehr zu, je mehr sich diese, von der Oder und dem Deutschthum entfernend, mit dem Stamme des eigentlichen Polens mischt. Durch Annäherung und Mischung mit den deutschen und mährischen Stämmen aber nehmen die schlechten Eigenschaften der slavischen Bevölkerung ab. So wirkt das Deutschthum! Das ist die Lichtseite.

Um den polnischen Oberschlesier in seiner ganzen Erniedrigung zu sehen, müssen wir uns in den **Plesser Kreis**, jenen südöstlichsten Zipfel Schlesiens, begeben. Durch weite Wälder, nur selten vom dumpfen Schlage der Axt durchhallt, in denen sich öde, traurige Sumpfstrecken mit Moor und Schilf in geheimnißvollem Düster dahinziehen, gelangen wir endlich in ein Dorf, wenn man überhaupt diese Anhäufung von Lehm und Stroh Dorf nennen kann. Ein niedriger Haufen von Lehmsteinen mit handgroßen Oeffnungen statt der Fenster, mit Stroh gedeckt, das im Laufe der Zeiten vermodert, einen guten Boden für eine üppige Vegetation von Moosen bildet und hier und da durchlöchert dem Wasser freien Lauf in das Innere der höhlenartigen Behausung läßt, dies ist ein **echtes polnisches Bauernhaus**. Nur über die Düngergrube, die ihren kostbaren Inhalt in breiten, braunen Strömen über das Schlammthal ergießt, das den hochtrabenden Titel der Dorfstraße führt, können wir in das Innere des Hauses gelangen. Hausflur, Wohnstube, Küche, Stall und Scheune, Alles ist hier in einem Raume vereinigt; das liebe Vieh hat sich über keine Hintenansetzung in Betreff des Wohnorts zu beklagen. Wir suchen uns noch in dem dunkeln Gewirre von Menschen, Hunden, Schweinen, Kühen und Pferden zu orientiren, das nur wenig von dem Lichte erhellt wird, welches durch die papierbeklebten Fenster dringt. Nun fahren uns hier ein paar Schweine zwischen die Füße, ein schwarzer Köter kommt bellend und zähnefletschend gegen uns angesprungen, als hätte er nie einen weißen Menschen gesehen, und sogar die Kühe erheben ein ärgerliches Gebrüll über den Ankömmling. Von dem Dache fallen dicke Tropfen und bilden tiefe Kothlachen in der aufgeweichten Lehmdiele des Hauses, dessen Bewohner dem Herrn der Schöpfung nicht im Geringsten gleichen.

So sieht es noch im Herzen von Europa aus, das den

alten Culturvölkern Japans und Chinas seine Civilisation mit Feuer und Schwert aufdringen will! Und betrachten wir uns die Bewohner dieser Maulwurfshaufen! Der Körper, von der elenden Kartoffel, die 364 Tage im Jahre ausschließlich gegessen wird, kaum ernährt, ist eingesunken und mit einer Schmutzkruste bedeckt, die Haut gelblich und verwelkt, die Augen liegen in tiefen Höhlen und sind von einem Walde schwarzer Haare umbuscht. Der **Branntwein** soll der unzureichenden Nahrung aufhelfen, vermag es aber nicht, sondern verdirbt den an häufigen Branntweingenuß allmälig sich gewöhnenden Menschen zuletzt vollends und würdigt ihn zum Thiere herab. Man scheut zwar die größten Anstrengungen nicht, wohl aber regelmäßige Arbeit wegen angeborener Flüchtigkeit; nur die Nothwendigkeit setzt die menschliche Maschine in Thätigkeit, und diese tritt selten genug ein, da man wenig Bedürfnisse kennt und noch weniger Neigung zeigt, sich mehr anzueignen. Das Volk stirbt bei seiner elenden Kartoffelnahrung still und ruhig, ohne Klage, ohne Jammer, mit heroischem Muthe den langsamen Hungertod. Man strebt selten weiter, als dem Mangel abzuhelfen; ist dies geschehen, so suchen sehr Viele Genuß im starken Trunke; gelingt es aber nicht, so wird der Trost auf gleiche Weise gesucht und in wenigen Stunden das durchgebracht, wovon die darbende Familie mehrere Tage hätte leben können. Mit dem Eigenthume geht man nachlässig um oder ist wenigstens selten bemüht, dasselbe durch angestrengten Fleiß zu vermehren, weshalb man auch wenig Achtung vor fremdem Eigenthum zeigt, obwohl meist nur wirkliches Bedürfniß und Hunger zum Stehlen verleitet, der Hunger aber endet selten. Nach traditioneller Gewohnheit aus den Zeiten der Erbunterthänigkeit her verläßt man sich in der Noth auf die Behörden, anstatt vorher Mittel gegen den Eintritt des Mangels zu ergreifen.

So geht das **vom Deutschthum nicht berührte** Volk Oberschlesiens unter im Kartoffelessen, Branntweintrinken und Unthätigkeit, und das einzige Mittel, dem Volke aufzuhelfen, wäre gerade das Deutschthum. Denn dies Volk hat trotz aller Noth und Jahrhunderte langer Unterdrückung einen gewissen Keim von Kraft in seinem Innern bewahrt.

Mit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Robots erholte sich das Volk allmälig von seiner gedrückten Lage, aber der **Branntwein** drohte alles Gute wieder zu vernichten und die Leute moralisch und physisch zu Grunde zu richten. Wenn irgendwo, so waren hier Enthaltsamkeitsvereine am Platze, denn Mäßigkeitsvereine hätten hier nichts genützt, und gerade nur dadurch, daß der Clerus Enthaltsamkeitsvereine gründete und dieselben zu Brüderschaften erhebend mit der Weihe der Religion, der der Oberschlesier immer treu anhing, umgab, hat er eine große Anzahl Menschen vor der Branntweinpest geschützt, wenngleich das tief eingewurzelte Uebel nicht vollständig ausgerottet werden konnte. Wer aber Oberschlesien vor zehn Jahren sah und es jetzt betrachtet, wird sich über den merkwürdigen Aufschwung wundern, den das Volk während dieser Zeit genommen.

Der Ackerbau und der Bergbau liegen noch im Kampfe mit einander. Der Bauer, durch den hohen Arbeitslohn in den Berg- und Hüttenwerken angelockt, verläßt seinen Acker, der Arbeiter, der manchmal nur 3 Sgr. täglich trotz der angestrengtesten Arbeit verdient, läuft seinem Herrn fort und erwirbt sich als Berg-, Hüttenmann, Fabrikarbeiter oder „Vecturant" (Fuhrmann) einen Lohn, der den frühern um das Vier- bis Fünffache übersteigt. Die Aecker werden vernachlässigt, der rasch erworbene Lohn geht eben so rasch verloren, der Ackerbau und die ackerbauende Bevölkerung sinkt, Fabrikwesen und Bergbau heben sich. Zeitweilig ist jedoch in dieser Hinsicht einige Besserung oder, wenn man will, ein Rückschlag eingetreten, wenn z. B. viele Hüttenwerke und Fabriken wegen der niedrigen englischen Eisenpreise ihren Betrieb einstellen mußten.

Der Ackerbau des polnischen Oberschlesien, mit dem wir es hier immer zu thun haben, wird durch die Kartoffel, eben so wie das Hütten- und Fabrikwesen nebst dem Bergbau durch die Kohle repräsentirt und charakterisirt, wenn ich mich so ausdrücken darf, und es möchte hier vielleicht der rechte Ort sein, sich über den Einfluß beider Producte auf das oberschlesische Leben und Treiben auszusprechen. Die **Kartoffel** ist und bleibt des polnischen Landbauers Hauptnahrung, mit ihr steht und fällt die ackerbauende Bevölkerung. Das Mißrathen des Getreides hat weniger zu bedeuten, aber auf Kartoffelmißwachs folgt bald Hungersnoth oder wenigstens Theuerung, da sich dieses Erzeugniß des Ackerbaues nicht lange aufbewahren läßt. Wie theilweis im sächsischen Erzgebirge kommen hier Morgens Kartoffeln auf den Tisch, Mittags Kartoffeln und Abends erst recht Kartoffeln, nur daß der Oberschlesier dieselben nicht auf so mannichfaltige Art zu bereiten weiß, wie jene Sachsen, die ihrem Könige 30 Kartoffelgerichte vorsetzten. Die Kartoffel in Oberschlesien kann als ein recht schlagendes Beispiel von dem Einflusse einer kleinen, geringen Pflanze auf das Leben und Weben eines ganzen Volksstammes gelten, denn, obgleich noch kein Jahrhundert eingeführt, übt sie doch bereits eine solche Tyrannei auf das Volk, daß man die guten oder schlechten Kartoffeljahre in den Kirchenregistern erkennen kann. **Denn geräth die Kartoffel, so werden mehr Ehen geschlossen und mehr Kinder geboren,** während bei Mißwachs der entgegengesetzte Fall eintritt. Für den Fremden hat es freilich etwas Wunderbares und beinahe Unglaubliches, wenn er hört, **daß man z. B. das Abschließen einer Ehe im Heirathscontract von dem Eintreffen einer guten Kartoffelernte abhängig macht.** Die Kartoffel aber ist ein Verderb, denn sie ernährt, zu Dreiviertel aus Wasser und zehn Procent Stärke mit äußerst geringem Eiweißstoffgehalt bestehend, fortwährend genossen das Volk auf eine höchst unzureichende Weise und verdummt es, des ungeheuern Schadens gar nicht zu gedenken, den die „Kartoffel in flüssiger Form", d. h. als Branntwein anrichtet und dessen wir schon oben erwähnt haben, denn neben der festen Kartoffel darf die flüssige nicht fehlen.

Wie ganz anders wirkt die Steinkohle, „der schwarze Diamant", der dunkele Zauberer, der Wunder thut! Wo sie aus der Erde steigt, verwandelt sich die ganze Physiognomie der Gegend. Mitten in der Wildniß entstehen in kurzer Frist neue Anlagen, bedeutende Hüttenwerke, großartige Industriepaläste, um welche schnell eine Colonie von Arbeitern in netten Häusern sich ansiedelt. Diese ziehen den Gastwirth, den Krämer, den Handarbeiter nach sich; die Colonie wird zum Dorfe, das sich bald in eine Stadt verwandelt, in der die Wohnungen der meist gut bezahlten Beamten an Eleganz und Behäbigkeit oft den Prachthäusern und Villen der Residenz nichts nachgeben. Nach der Stadt strömen die gewonnenen unterirdischen Schätze, um von da aus auf Eisenbahnen oder Canälen weiter geschafft zu werden, Handel und Wandel nehmen Aufschwung, der Wohlstand ist im Wachsen und die Bevölkerung mehrt sich mit rastloser Schnelle, so daß die Städte hier wie in Nordamerika wie Pilze aus der Erde schießen.

F. R—r.

Aus allen Erdtheilen.

Gegenwärtige Zustände auf Uea, der Wallis-Insel.

r. d. Die „Flying Cloud", das amerikanische Schiff, an dessen Bord sich Th. Aube befand, verließ am 5. August 1869 die Rhede von Apia auf Samoa und landete nach zweitägiger, rascher Fahrt im innern Hafen von Uea, gegenüber dem Dorfe Matautu, welches jetzt jedoch von der frommen, dort regierenden „Königin" Amalie den Namen Regina Spel erhalten hat.

Die Wallis-Gruppe oder Wallis-Insel liegt westlich von den Samoa-, nördlich von den Tonga-Inseln. Entdeckt wurde sie 1767 von dem berühmten Seefahrer, dessen Namen sie trägt. Ihr einheimischer Name, der jetzt wieder zur Geltung gelangt, ist Uea oder Uvea. Sie besteht aus einer vulcanischen Centralinsel, die kreisförmig von kleinen Koralleneilanden eingeschlossen ist. Die Umrisse der Berge, die große Fruchtbarkeit des Bodens gleichen ganz jenen auf den Samoa-Inseln, und der alte, oft gebrauchte Vergleich von einem auf dem Ocean schwimmenden Blumenkorbe ist bei Uea trotz seiner Verbrauchtheit immer noch am Platze. Drei Bergketten von 200 Meter mittlerer Höhe steigen sanft an; sie sind ganz mit Vegetation bedeckt, zwischen welcher Lichtungen die cultivirten Stätten andeuten. Zwei große Seen, deren Becken muthmaßlich aus erloschenen Kratern bestehen, dienen als Reservoire der Bäche, welche sich von den Hügeln ins Meer hinab ergießen. Alle Producte der Samoa-Inseln kommen auch hier in gleicher Fülle vor; Kaffeebaum, Zuckerrohr und Baumwolle sind mit Erfolg eingeführt worden. Die Bodenfläche, nur 1,1 Quadratmeile groß, ist außerordentlich fruchtbar und genügt für die 3500 Bewohner; doch ist nur das Land rings um die Dörfer und am Meeresstrande regelmäßig bebaut. Mit Leichtigkeit könnte Uea die dreifache Bevölkerung ernähren, da auch die es umgürtenden kleinen Koralleneilande mit Cocosbäumen bewachsen sind.

Ungeachtet der fortwährenden Beziehungen zwischen Uea und den Samoa-, Tonga- und Fidschi-Inseln, auf welchen schon so viele Weiße leben, ist diese Insel bis jetzt von der europäischen Einwanderung verschont geblieben. Sie liegt abseit der Bahn, welche der Auswandererstrom einschlägt, und der einzige durch das Korallenriff nach der Binnenlagune führende Canal ist für Segelschiffe schwer zu passiren, da die Passate gerade in einer der Oeffnung entgegengesetzten Richtung wehen. Verschiedene Schiffbrüche haben aus diesem Grunde auch hier schon stattgefunden. Walfischfänger erscheinen selten und halten sich dann außerhalb des Riffs. So kommt es denn, daß gegenwärtig nur fünf Europäer auf Uea leben und diese schon seit einem Menschenalter. Alle diese Leute: zwei Engländer, ein Deutscher, ein Portugiese und ein Franzose, waren zur Zeit, als Aube sich dort aufhielt, gänzlich auf das Niveau der Eingeborenen herabgesunken und litten mehr oder minder an Elephantiasis, die bei ihnen nur Folge der Annahme der polynesischen Lebensweise ist, sofort aber wieder verschwindet, wenn sie in Nahrung u. s. w. wieder zu ihren europäischen Gewohnheiten zurückkehren.

Wie die Eingeborenen selbst waren auch jene fünf Europäer eifrige Katholiken geworden. Das Werk der Bekehrung, das auf Uea vollständig durchgeführt wurde, datirt erst aus neuerer Zeit. Monsignore d'Enos, der jetzt in Apia auf den Samoa-Inseln residirt, landete auf Uea und gewann dort einen jungen Häuptling, Tuhangahala, und die Nichte der Königin, Lavelua, für den Katholicismus. Die Nichte, welche in der Taufe den Namen Amalie erhielt, bestieg vor Kurzem den Thron Ueas, und seitdem hat das Christenthum dort festen Boden gewonnen. Wie gering aber die Macht dieser „Königin" Amalie ist, geht aus einem Briefe hervor, den sie am 4. Juli 1869 an den Capitän des französischen Kriegsschiffes „Mégère" schrieb. Sie klagt darin über den einzigen auf Uea angesiedelten Franzosen, den die vorige Königin schon wegjagen wollte: „er aber weigerte sich zu gehorchen" und blieb ruhig auf der Insel. Wenn man ihn wegtransportire, bemerkte Monsieur D..., könne er seine Waaren nicht mit fortnehmen und für diese bleibe dann die Königin verantwortlich, wogegen Ihre Majestät sich feierlich verwahrte. Ueberhaupt scheint er ein recht unruhiger Kopf gewesen zu sein; er verweigerte die landesübliche Abgabe an Cocosöl und stiftete unter Weißen wie Farbigen Unfrieden.

Eigentliche Herrscher auf Uea sind die Missionäre, die seit zwanzig Jahren dort ihren Einfluß ausüben. Aber trotzdem existiren weder geschriebene Gesetze noch Gerichtshöfe. Die inneren Angelegenheiten werden nach Gutdünken von der Königin und nach den Rathschlägen der Missionäre verwaltet, und die äußeren beziehen sich nur auf den Verkehr mit den gelegentlich ankommenden Schiffen. Aber auch für dieses stille Eiland in der Südsee wird die Stunde schlagen, in welcher die idyllische Einsamkeit ihr Ende erreicht. Wer aber stört die heilige Ruhe? Mit Schrecken gewahrt der Franzose Aube, daß es wieder Deutschland ist, welches zuerst hier eingreift. Der deutsche Consul auf den Samoa-Inseln, Weber, hat den Widerstand der Königin Amalie zu besiegen gewußt; er hat in Mua ein Handelscomptoir angelegt und errichtet Farmen nach dem Muster jener auf Upolu. Schon war ein Häuptling von Uea in Rom und Paris zum Besuche — aber welche Hülfe von dort kann der Königin Amalie jetzt kommen? Die schrecklichen Deutschen werden auch hier zugreifen.

Rechtszustände in der Schweiz.

Die Schweiz thut sich viel auf ihre „Freiheit und Einheit" zu gute. Dort ist aber lange nicht Alles Gold, was glänzt, und die Sage von den glücklichen politischen Zuständen daselbst hat in der neuesten Zeit manchen harten Stoß erhalten. Was die Verschiedenartigkeit des Rechts betrifft, so schreibt darüber ein Schweizer selbst folgendermaßen: „Wenn ein Reisender aus Frankreich kommt, wo er von einem Ende zum andern Ein Gesetzbuch, den Code Napoléon, fand, und etwa von Lyon her bei Genf die Schweiz betritt, so findet er hier ebenfalls das Gesetzbuch Napoleon's. Nach einer dreiviertelstündigen Fahrt gelangen wir in den Canton Waadt, wo das waadtländische Gesetzbuch herrscht und nur auf waadtländischem Gebiete seine Geltung hat. Bei Vaumarcus in den Canton Neuenburg eintretend, der nicht ganz 100,000 Einwohner zählt, stoßen wir wieder auf eine ganz andere Gesetzgebung. In der Richtung nach Basel betreten wir bei Neuenstadt den Canton Bern, wo wieder der Code Napoléon (mit einigen Abänderungen zwar) regiert. Bei Grenchen kommen wir auf Solothurner Gebiet, das für seine 70,000 Einwohner einen eigenen, ganz besondern Codex besitzt; dann nach einer Stunde in den alten Canton Bern, der in seinem eigenen Gebiete zwei verschiedene Gesetzbücher hat, eines für den neuen, das andere für den alten Cantonstheil, so daß wir das, was wir in Biel von dortigen Gesetzen erfahren haben, hier wieder vergessen müssen. Nach drei Viertelstunden ruft der Conducteur: „Aarburg!" Da verstummen die bernischen Satzungen und wir stehen unter den Paragraphen des aargauischen Gesetzgebers, und zwar acht Minuten lang, nämlich bis wir in das solothurnsche Olten einfahren, von wo wir nach zehn Minuten, den Hauenstein-Tunnel verlassend, auf dem Gebiete des Staates Baselland uns befinden, der, auf seine Souveränetät pochend, auch wieder eine eigene Gesetzgebung hat, welche sich unterscheidet von derjenigen der Stadt Basel, wo wir nach anderthalb Stunden ankommen. Von Morgens 10 Uhr bis Nachmittags 1 Uhr haben wir uns circa zehn Gesetzgebun-

gen zu unterwerfen gehabt, und da man die Gesetze jedes Landes kennen sollte, das man betritt, und da jedes anständige Gesetz mindestens seine 1000 Paragraphen hat, 10,000 Paragraphen zu kennen, indem wir in den Fall kommen könnten, da oder dort selbige anrufen zu müssen. — Wo auf dem ganzen Erdenrunde kommt diese Erscheinung wohl vor außer unserer Schweiz, trotz der Devise in unserer Bundesverfassung: Gleichheit vor dem Gesetze? Es kommt deshalb vor, weil es bisher immer Stimmen gab, welche die Mannichfaltigkeit der Gesetzgebung als einen Ausfluß der Freiheit ansahen. — Verlassen wir nun bei Basel die Schweiz, so betreten wir den Boden des deutschen Reiches mit seinen fünfundzwanzig Staaten und vierzig Millionen Einwohnern, und hier hat man es als eine der dringendsten Aufgaben betrachtet, sogleich in der Verfassung nach einer einheitlichen Gesetzgebung zu rufen, von der Ueberzeugung beseelt, daß kein Kitt die Völker enger zusammenhält als Einheit der Gesetzgebung, was man auch in Frankreich und Italien tief gefühlt hat.

* * *

— In der Türkei ist das metrische System eingeführt worden, aber die guten Osmanen ꝛc. wissen sich in und mit demselben nicht zurechtzufinden. Als Retter in der Noth ist nun ein Ulema, also ein Geistlicher, erschienen. Er hat auf einem Stück Pappe einen Kreis gezeichnet und in der Mitte desselben befindet sich ein eiserner Stift. Der Kreis ist in zwei Hälften getheilt; auf der einen sind die alten Gewichte verzeichnet, auf der andern die neuen, und der Stift zeigt, wenn man ihn auf die Stelle schiebt, wo das alte Maß verzeichnet ist, zugleich das neue an. Diese zweckmäßige einfache Maschine kommt in allgemeinen Gebrauch; ihr Erfinder heißt Tahsin Effendi; er war früher Director der Universität in Konstantinopel.

— Die Bierbrauer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind eine einflußreiche Classe. Sie hielten im Juni zu Neuyork einen Congreß, in welchem sie die große Bedeutung ihres Gewerbes statistisch nachwiesen. Ein Herr Schade aus Washington führte den Vorsitz. Die Lagerbierbrauer haben in den Jahren 1863 bis 1870 an Biersteuer 36,007,055 Dollars gezahlt, an Specialsteuer 1,299,744, im Ganzen 37,306,000 Dollars. Am 30. Juni waren 2862 Brauereien im Betrieb, nur allein der Staat Florida war damals „ohne eine solche segensreiche Anstalt, hat sich nun aber auch bekehrt, so daß König Gambrinus seine Herrschaft über die ganze Union ausgedehnt hat.“ Neuyork steht oben an mit 387 Brauereien; Pennsylvanien hat 353, Ohio 270, Californien 172 ꝛc.; Vermont hat deren nur 3, während Dakotah doch schon 4 hat. Aus der vor uns liegenden Uebersicht ergiebt sich, daß die Zahl der Lagerbierbrauereien dort am beträchtlichsten ist, wo die Deutschen in großer Menge leben. In dem Jahre, welches mit dem 30. Juni 1870 abschloß, wurden 6,081,520 Faß (Barrels) Bier gebraut; die Steuer wird für 1871 nicht unter 7,300,000 Dollars betragen. An einheimischer Gerste sind 1860 nur 5,825,898 Scheffel im Lande geerntet worden; dasselbe bedarf daher auch heute noch einer beträchtlichen Zufuhr von auswärts. — Die Brauer gingen auf ihrem Congresse den „Temperanzfanatikern“ stark zu Leibe. Biertrinken sei nicht im mindesten ein „Verbrechen“; sie wollen bei den Wahlen allen Einfluß aufbieten, um die „Temperanznarren“ zu bekämpfen.

— Während drei methodistische Pastoren aus Baltimore mit einem Zerknirschungstabernakel, das 4000 Zerknirschungsbedürftige fassen kann, die westlichen Staaten und das Prairieland heimsuchen, wird auch die Gegend am Großen Ocean durch „campirende Gottesdienste“ unsicher gemacht. Deutsche Blätter, z. B. die „Californische Staatszeitung“, äußern sich mit tiefer Entrüstung über den „Engros-Schacher mit Andacht“. Sie schreibt: „Wir erfreuen uns gegenwärtig eines richtigen, echten Methodisten Camp-Meetings in unserer Stadt, dessen Circuszelt an der Ecke von Stockton und O'Farell Street aufgeschlagen ist. Im Osten existirt eine aus 16 im Camp-Meeten erfahrenen Händen bestehende Gesellschaft unter dem Namen „National Camp Meeting Association“, welche, aus den Fonds der Methodist-Episcopal-Kirche unterhalten, sich die Aufgabe gestellt haben, Camp-Meetings über den ganzen Bereich der Vereinigten Staaten anzustellen, um durch derartige religiöse Dampfbäder die Infectionen des Salons aus der schändlich zur Religion geneigten amerikanischen Bevölkerung herauszutreiben. Fünf dieser Reverends, welche den Satan bereits aus Sacramento und San Jose herausgeklopft haben, und welche sich der Namen Rev. J. S. Inskip, Rev. M. McDonald, Rev. Osborn, Rev. Boole und Rev. Coleman erfreuen, sind augenblicklich im Begriff, die östliche godlosness in San Francisco zu importiren. Heiman Levi ist mein Name! — Das Circuszelt, welches an 2000 Personen fassen kann, erfreute sich bei der Eröffnung eines Zuspruchs, der noch einige Yards zur Thür hinaus reichte. Freunde des Grotesken werden auf diese kostenfreie Gelegenheit, ihrem Geschmack einen Genuß zu bereiten, hiermit aufmerksam gemacht. Ein gewisser Christus soll einstmals gesagt haben, daß man still in sein Kämmerlein gehen und beten könne, unsere Methodisten-Freunde haben indessen eine andere Auffassung dieses einfachen Spruches. Der auf Blocks weit den Ankömmling schon begrüßende Lärm führt zu der Vermuthung, daß die frommen Väter vielleicht gerade eine Auction für ausgewählte Homestead-Lots im Himmelreich abgehalten, während wir beim Eintreten in das dichtgefüllte und von zwei Erzengeln mit dem Polizeistern bewachte Zelt ausfinden, daß dem Herrgott eben die fromme Zumuthung gestellt wird, uns Alle für unsere Sünden in Grund und Boden zu schlagen und die Stadt in seiner allmächtigen Gnade zu schütteln nach dem wohlbekannten Motto: „Ich bin ein rechtes Rabenaas“ ꝛc.

Eine Anzahl von Pönitenten, bona fide oder vielleicht stool pigeons, haben sich um die am entgegengesetzten Ende des Einganges befindliche Rednerbühne aufgepflanzt und liefern den aus „Hymen“, „O Lohrd“ ꝛc. bestehenden meckernden Chorus, welcher niemals verfehlt, to bring down the house, dem die beiden Erzengel hier und da durch constitutionelles Abführen einiger vorlauten Straßenjungen, die den Spaß am besten zu genießen scheinen, zu stören versuchen. „Was kein Verstand der Verständigen sieht“ ꝛc.

Das Circuszelt ist Nachmittags und Abends zwei Wochen lang geöffnet, worauf die Künstlergesellschaft die Ehre zu haben gedenkt, sich vor Sr. Excellenz Brigham Young zu produciren. In Besprechung dieser Angelegenheit fassen wir sie einzig als eine Farce auf Religion auf. Mit derselben Consequenz, mit welcher wir stets das Princip der wahren geläuterten Religion vertreten haben, erklären wir uns gegen alle Zerrbilder derselben, und Camp-Meetings wie das oben erwähnte gehören sicher unter diese Kategorie.“ (Wir finden, daß auch englische Blätter in Neuyork sich über „ein so unwürdiges, komödiantisches Possenspiel mit Heulen und Schreien, das man für Andacht ausgiebt“, sehr bitter äußern.)

— Die Production von Anthracitkohle betrug 1870 in den Vereinigten Staaten 15,723,030 Tonnen. Man berechnet, daß die Anthracitlager, welche bereits näher bekannt sind, nicht weniger als 26,343,675,000 Tonnen enthalten. Pennsylvanien hat in seinem westlichen Theile auch bituminöse Kohle, deren Mächtigkeit „enorm“ ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Die Bedeutung Herats.

Zur Aufklärung der Wirren in Afghanistan *).

Von Hermann Vambery.

I.

Motto: Bei dem Streit um Herat handelt es sich viel weniger um Perser und Afghanen, als um das Uebergewicht Großbritanniens oder Rußlands.
Karl Andree (1856) in „Geographische Wanderungen" II, S. 197.

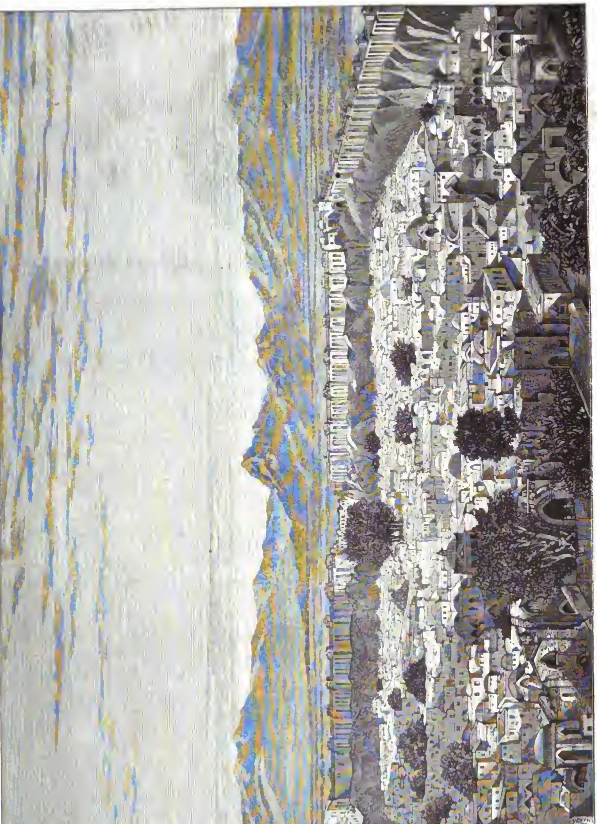
Die alte Hauptstadt Chorasans und der Erisapfel durch mehrere Jahrhunderte zwischen Afghanen, Persern und Mittelasiaten hat in der neuesten Zeit wieder ihren Herrn gewechselt und ist nach einer nahezu funfzigmaligen Belagerung wieder bezwungen worden. Bei uns Europäern hatte die Nachricht von der Einnahme dieser Veste, welche

*) Wir erhielten das Manuscript des Herrn Professor Vambery im Juni. Seitdem haben in Afghanistan überraschende Dinge sich begeben, für welche bis jetzt (18. August) die Erklärung fehlt. Jakub Chan, statt mit seinem Vater, Schir Ali, die Feindseligkeiten fortzusetzen, ist plötzlich bei demselben in der Hauptstadt Kabul am 5. Juli erschienen, und zwischen Beiden hat, scheinbar wenigstens, eine Versöhnung oder, wie man heute zu sagen pflegt, ein Ausgleich stattgefunden. Die Folge wird lehren, was daran ernst gemeint ist. Die Scene selbst können wir als echt asiatisch bezeichnen: Jakub Chan trat mit dem Koran in der Hand vor seinen Vater hin und kein Dritter war bei dieser Zusammenkunft anwesend. So berichtet ein Telegramm aus Calcutta vom 14. Juli. Ein anderes brachte hinterher die Nachricht, daß Ayub, Jakub Chan's jüngerer Bruder, zum Gouverneur von Herat ernannt worden sei, und daß Jakub Chan bei seinem Vater Schir Ali in Kabul bleiben werde. Was wohl dahinter stecken mag?

Herr Vambery hat in dem obigen Aufsatze die Bedeutung der Wirren in Afghanistan durchaus zutreffend gekennzeichnet, namentlich auch was die Auffassung der Engländer einerseits in Europa, andererseits in Indien betrifft. Den letzteren ist offenbar nicht wohl zu Muthe gegenüber der Krisis, welche nicht ausbleiben kann. Während die Russen in Centralasien stets ganz vortrefflich über alle Vorgänge unterrichtet sind, bleibt man in Calcutta in völliger Unkunde über die wichtigsten Dinge, und doch paries jam proximus ardet! Der sehr aufmerksame Correspondent der „Times" in der Hauptstadt Indiens hat sich jüngst bitter darüber ausgelassen („Times-Mail" 25. Juli, in einem Schreiben vom 24. Juni).

Herat, so schreibt er, fiel am 8. Mai, und seitdem weiß die Regierung absolut nichts über den fernern Stand der Dinge, die doch eine so ernste Wendung nehmen. Alles ist Hörensagen. Man ist allgemein der Ansicht, daß die Regierung doch mehr in Erfahrung bringen müßte, als sie weiß, und koste es, was es wolle. Man sollte nicht so viel über unsere Apathie reden dürfen, die doch nur scheinbar ist, aber doch scheinbar in einer Angelegenheit, in welcher Kraftentwickelung vom größten Belang wäre. Kein Mensch in Indien weiß etwas von oder über Abderrahman Chan. Bald heißt es, er arbeite für Rußland, und dann wieder, er stehe im Bunde mit Jakub, aber diesseits des Indus weiß kein Sterblicher, wo er sich aufhält. Und doch fehlt es in Indien nicht an Leuten, welche alles Mögliche ausspüren könnten und würden, falls man ihnen nur den Auftrag dazu geben wollte. Es hieß, der Emir (Schir Ali) habe schon längst nach Herat aufbrechen wollen, aber wir hören nicht, daß es geschehen sei. Es ist, als ob auf alle Nachrichten aus dem Nordwesten ein Embargo gelegt sei. In Bezug auf die Vorgänge in Afghanistan und Centralasien giebt es allerdings Manches, worüber man nichts verlauten lassen muß, aber dahin gehören die Bewegungen Jakub Chan's doch nicht. —

In einem frühern Schreiben, vom 3. Juni, sagt derselbe Correspondent („Mail" 4. Juli), daß man vor dem Fall Herats vernommen habe, Alles stehe vortrefflich für Schir Ali und schlecht für



Herat von der Citadelle aus gesehen.

Anfangs Juni über Calcutta zu uns gelangte, wenig oder gar kein Interesse erwecken können. Begebenheiten von weit größerer Tragweite laufen über die Bühne des europäischen Staatslebens, als daß die Händel und Zänkereien asiatischer Duodezstaaten auch nur einen Augenblick lang unsere Aufmerksamkeit hätten auf sich lenken können. Und dennoch sollte dieses so unbedeutend scheinende Factum von den Politikern nicht ignorirt werden. Es ist ein Ring an der Kette weitläufiger, politischer Pläne, der, im Stillen geschmiedet, zur Umgestaltung politischer Verhältnisse von europäischer Bedeutung vieles beitragen kann. Von diesem Standpunkte ausgehend, wollen wir des neuen Falles von Herat in Kürze gedenken.

Diese Festung, auf einer Anhöhe in jener Ebene erbaut, welche von den südlichen Abhängen des Paropamisusgebirges der persischen Ostgrenze zuläuft, und die aus strategischen Rücksichten nur durch ihre von den Engländern befestigten Mauerwerke, dann auch durch die natürliche, ziemlich hohe Akropolis einiger Beachtung werth ist, hat in Europa nur im Anfange des vierten Jahrzehnts in unserm Jahrhundert das erste Mal von sich reden machen.

Es war nämlich zur Zeit, als das armselige und total ruinirte Persien, das immer hochtrabende alexandrinische Pläne nährt, sich über die Verluste, die es durch Rußland im Westen erlitt, im Osten zu revanchiren suchte. Abas Mirza, der talentvolle Sohn Feth Ali Schah's, wollte damals auf einem Scheinangriffe gegen Chiva mit den Russen sich vereinigen und nach der Einnahme Herats den russischen Plänen gegen Indien freien Spielraum gestatten. Daß hier durch ein derartiges Uebereinkommen zwischen Teheran und St. Petersburg die Wogen der Leidenschaft auf beiden Seiten, nämlich auf russischer und englischer, thurmhoch aufgepeitscht wurden, ist selbstverständlich und bedarf keines fernern Commentars. Die Moskowiter schoben den Engländern in die Schuhe, daß es einzig und allein ihre Machinationen gewesen seien, die ihnen die damalige polnische Revolution auf den Hals brachten, und als eine Probe der damaligen Stimmenäußerungen in der Presse mögen folgende Zeilen aus der Moskauer Zeitung vom 27. December 1832 genügen. Da heißt es: „Wie wagt es das perfide Albion, den Bären, denn so nennen sie uns, aus dem Schlafe aufzuwecken, den Bären, der Napoleon sammt seiner Armee verschlungen hat und durch einen Marsch nach Paris seinen Einfall rächte? Nun muß die Reihe an uns kommen, und wir werden mit **diesem** Volke nur in Calcutta einen Frieden schließen."

Für damals blieb die Sache nur bei leeren Drohungen. Denn wenngleich 1833 eine Expedition nach Herat unternommen wurde, so hatte sie wegen des während dieser Zeit eingetretenen Todes Abbas Mirza's keine günstigen Folgen, und erst 1836 hatte Mehemed Schah, der Sohn des Letztern und Nachfolger Feth Ali Schah's, das Vorhaben Irans auf Herat zu voller Geltung zu bringen gesucht. Umsonst hatte der englische Gesandte in Teheran dem Schah Vorstellungen gemacht, und ihm von der beabsichtigten Aggressionspolitik abgeredet, doch man ließ den Briten andeuten, daß Seine Majestät der König aller Könige der Welt sehr „ausgedehnte Eroberungspläne in Beziehung auf Afghanistan hege". Die Perser marschirten von Mesched gegen den Heristrom zu und wurden auf ihrem Zuge nicht nur von russischen Ermunterungen, sondern auch vom Grafen Simonitsch, dem russischen Gesandten, in Person selber begleitet, der dem Schah, diesem guten Bruder seines Herrn an der Newa, nicht nur diplomatische, sondern auch strategische Rathschläge ertheilen sollte. Natürlich erhoben die englischen Diplomaten hierüber ein Zetergeschrei; doch Graf Nesselrode gab die vollste Versicherung, daß das russische Cabinet seinem Stellvertreter in Teheran nicht nur keine Instructionen zur Ermunterung des Schahs ertheilt, sondern vielmehr die Aufgabe gestellt habe, den Schah abzureden, und daß Graf Simonitsch ganz auf eigene Faust Politik treibe, wofür er übrigens zur Rechenschaft gezogen werden solle. Wie ein Untergebener sich erdreisten konnte, mit dem ernsten und strengen Nikolaus Spaß zu treiben, war wohl etwas schwer zu begreifen, aber die Engländer mußten es diesesmal glauben, denn glücklicherweise hatte Herat trotz des Bombastes des Perserkönigs den Kanonen seiner Artillerie als auch der magern Strategik des russischen Diplomaten widerstehen können; Schah Kamran blieb Herr in Herat, und es war auch nur nach dem Tode Yar Mohammed Chans, des Veziers des Letztern, daß die Iranier, die anarchischen Zustände in Herat benutzend, erst mit Intriguen den Boden unterminirten und dann 1856 mit Truppen sich in den Besitz der Stadt und der Umgebung setzten.

Da dies aber mit dem Ende des Krimkrieges zusammenfiel und die Westmächte mit Recht russische Machinationen vermutheten, so nahm es England über sich, dem Schah ein- für allemal eine Lection zu ertheilen und die Occupation Herats als einen offenen Casus belli seinerseits hinzunehmen. Man scheint dem guten Nazredin von St. Petersburg aus im Momente der Gefahr Hülfe versprochen zu haben, denn er, der höchstens einige zerbrochene Nachen, aber einen Großadmiral mit Orden und Titeln hat, wagte es, den Handschuh, den ihm die Königin aller Seen hinwarf, galant aufzunehmen und sich mit Großbritannien in einen offenen Krieg einzulassen. John Bull verstand natürlich keinen Spaß. Eine Truppenabtheilung setzte von Bombay aus in Benderbuschir ans Land, eroberte in einem Augenblicke den Süden des iranischen Kaiserreiches (denn Seine persische Majestät will mit aller Gewalt ein Kaiser sein und Napoleon der Dritte soll ihm auch diesen Titel intra muros verliehen haben), näherte sich mit Riesenschritten Isfahan zu und hätte gewiß Seine Majestät aus der blendenden Residenz der Herrlichkeit vertrieben, wenn diese in der Einsicht, daß moskowitische Worte nicht identisch seien mit moskowitischen Waffen, nicht den Pariser Frieden von 1857 geschlossen hätte. Die persischen Truppen mußten sich aus Herat zurückziehen; um aber den Engländern nicht ganz und gar willfahren zu müssen und den Ränken freien Spielraum zu

Jakub 2c. Dann heißt es: „**Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir in Centralasien uns auf ernste Ereignisse gefaßt zu machen haben; die indische Regierung befindet sich in der schwierigsten Lage. We are pledged to the Ameer;** and yet, to support him against the only one of his sons who has shown any capacity, and in favour of the succession of a mere boy, is considered by many **a suicidal policy.**"

In Calcutta ist man sicherlich über die neueste Wendung der Dinge in Kabul überrascht gewesen, denn nach dem Kriege, welchen der rebellische Sohn gegen den Vater geführt, konnte man einen solchen Umschwung nicht erwarten. Schir Ali hat die Subsidien lieb, welche England ihm zahlt, aber er ist ein echter Asiat, also darf man ihm nicht trauen. Wenn nun Jakub ihn umstimmt, oder, was nicht unmöglich ist, ihn beseitigt und die Herrschaft an sich reißt? Man begreift, daß in Calcutta Beklemmung herrscht.

Eine Schilderung der Stadt **Herat** gab Herr Vambery in seiner „Reise in Mittelasien", Leipzig 1865, S. 216 ff. Sie hat alte und neue Ruinen in Menge. Auch der Ark, d. h. die Citadelle, hatte durch Brand gelitten und war halb demolirt, ganze Stadtviertel standen öde und verlassen. Nur der Bazar bot ein interessantes Bild dar, ein Gemisch von Persien, Indien und Mittelasien. Die Ureinwohner sind Perser, mit türkisch-tatarischer Beimischung, und man bezeichnet im Allgemeinen die Heratis mit dem Namen **Aïmak**. Sie hegen ingrimmigen Haß gegen die Afghanen, welche ihre Eroberer und Unterdrücker sind. — Jakub Chan war im November 1863, als Vambery Audienz bei ihm hatte, 16 Jahr alt. Seitdem ist er zu einem wichtigen Factor in der asiatischen Politik geworden. A.



Reiter aus Herat.

lassen, gab Nazredin Schah Herat sammt seiner Umgebung dem Sultan Ahmed Djan, einem Neffen Dost Mahammed's, der, mit seiner Familie zerworfen, am Hofe von Teheran als politischer Flüchtling lebte, und von dem wohl zu hoffen stand, daß er den persischen Interessen auch unerschütterlich treu bleiben würde. In der That hatte sich der Schah nicht geirrt; auf der Herater Münze prangte der Name Nazredin Schah's, in der Stadt am Heri gerirten sich die Iranier wie auf heimathlichem Boden, und wenngleich nach der Thronbesteigung Sultan Ahmed Djan's, dieses neuen Vasallen des persischen Bettelstaates, eine englische Mission sich nach Herat begab, um es zu versuchen, den Mann von seinen gefährlichen Sympathien zu heilen und ihn in den eigenen Zauberkreis hineinzuziehen, so gelang es den Briten doch eben so wenig, als es später dem in ähnlicher Mission auf russisches Conto betrauten Herrn Chaniloff im Jahre 1858 gelungen war. Ahmed Djan schien von den Engländern wenig, von den Russen gar nichts wissen zu wollen; ihm war nur sein Freund, der Schah, lieb, und das Verhältniß zwischen Beiden wurde auch nur dann unterbrochen, als Dost Mahammed Chan seiner Eroberungspolitik frei die Zügel schießen ließ, der iranischen Koketterien seines Neffen überdrüssig wurde und im Jahre 1862 Herat mit einer bedeutenden Heeresmacht einschloß. Während diesem Feldzuge des „grauen afghanischen Wolfes" einerseits ein Rachezug gegen Muzafareddin, den Chan von Bochara, zugemuthet wurde, dem der Chef des Hauses Barekzi von jeher gegrollt hatte, und dessen Unabhängigkeit zu jener Zeit von Süden aus wahrlich sehr gefährdet war, hatte man andererseits auch viel Recht, in den Händeln der Afghanen an der Ostgrenze Irans einen englischen Finger zu muthmaßen; und als das Cabinet von St. James sah, daß der Zustand seiner Politik in Herat trotz der Stipulationen des Vertrages von 1857 sich nicht verbessert hatte, so konnte ihm vielleicht das drastische Mittel einer gewaltsamen Correction durch die Waffen Dost Mohammed Chan's wohl verziehen werden.

Genug von dem. Herat wurde länger als ein Jahr belagert und endlich auch im Juli 1863 eingenommen. Einige Tage vor dem Falle der Festung starb Ahmed Djan, und am Vorabend seines Einzuges in die halbzertrümmerte Stadt wurde auch Dost Mohammed Chan in seinem 92. Lebensjahre von dem Tode überrascht. Es paradirte nun nur seine aufgeputzte Leiche in den Straßen, und sein Nachfolger Schir Ali Chan übergab die Feste seinem ältesten Kinde Jakub Chan, der damals höchstens 13 Jahre hatte, und bei seiner ersten Zusammenkunft mit mir in Herat, wie sich der Leser meiner Reise in Mittelasien wohl erinnern wird, einen nicht unbedeutenden Beweis seines Scharfsinnes gab. Jakub Chan, obwohl verhältnißmäßig noch ein Kind, hatte es dennoch verstanden, die Angelegenheiten in Herat und in der Umgebung einigermaßen zu consolidiren und aus dieser Grenzfeste im Westen des afghanischen Reiches nicht nur eine Schutzmauer gegen persische Angriffe, sondern selbst eine Vorrathskammer für Waffen und Männer zur Unterdrückung der inneren Wirren zu schaffen. Dies hat sich am besten in dem langwierigen Kampfe, den sein Vater gegen seinen Neffen zu bestehen hatte, erwiesen. Schir Ali war schon aus Kabul vertrieben, er hatte Balch, Ghizni, Kandahar, ja Alles schon verloren, und nur dadurch, daß ihm Herat übrig blieb, konnte er sich in den letzten Minuten des verzweiflungsvollen Kampfes wieder anraffen und mit Hülfe seines tapfern Kindes, den mächtigen Gegner Afzal Chan Schritt vor Schritt zurückdrängend, den Thron in Kabul zurückerobern. Da während dieses Kampfes auf Tod und auf Leben, den der Nachfolger Dost Mohammed's zu bestehen hatte, die persönliche Tapferkeit und militärische Geschicklichkeit Jakub Chans fast überall den Ausschlag gab, so ist es wohl leicht zu verstehen, daß der Name dieses jungen Mannes, als Held des Tages, als afghanisches Rusdem seiner Zeit, von Mund zu Mund getragen und von aller Welt bewundert wurde. Nur sein Vater scheint sich diesen Fetirungen nicht angeschlossen zu haben, denn je beliebter sein Sohn in den Augen des afghanischen Volkes wurde, desto mehr fing er an, sich ihm gegenüber kalt zu zeigen, und gleich nach seiner zweiten Thronbesteigung in Kabul munkelte man allenthalben von den heftigen Wortwechseln, die zwischen Vater und Sohn bei verschiedenen Gelegenheiten stattgefunden hatten.

Die Afghanen sind im Allgemeinen heftige Leute, die Familie Barekzi ist noch mehr berühmt durch diese Eigenschaft, und von den Söhnen Dost Mohammed Chan's heißt es sogar, daß sie Alle rasend wären. Kein Wunder daher, wenn Jakub Chan sich hier beleidigt fühlte, weil der Vater einen seiner treuen Diener mit diesem oder jenem Posten nicht belohnte; ein anderes Mal wieder, weil er selbst statt erhoffter Dankbarkeit sich gegenüber seinen jüngeren Brüdern in Nachtheil gestellt sah, und da die Umgebung des tapfern Prinzen von dem glücklichen Ausgang einer Revolte Vieles hoffte und die Flamme der Zwietracht immer mehr und mehr nährte, so ist es ganz natürlich, daß schon im Jahre 1869 das Verhältniß zwischen Vater und Sohn gänzlich gelockert und ein Ausbruch unvermeidlich war.

Hierzu gesellte sich noch die Reise, die Schir Ali Chan nach Amballah im Frühling des genannten Jahres antrat, um mit den Briten in ein Schutz- und Trutzbündniß zu treten und durch Subsidien seine neue arg geleerte Staatscasse einigermaßen füllen zu können. Jakub Chan war nun gleich im Beginn entschieden gegen jede Liaison mit den Engländern, er wollte weder ihr Wohl, noch ihr Weh haben, und dachte, wie es sein junger, aufbrausender Kopf auch nicht anders thun konnte, nur mit der eigenen Schwertspitze das Reich aufrecht zu erhalten. Und in seiner Antipathie, in seinem Hasse gegen die Frengis hatte der junge Mann Alles, nur keine Verstellung gespielt. Ich erinnere mich genau der vom Haß durchglühten Worte, mit welchen er mir im Balachane (ersten Stock) seines provisorischen Palastes in Herat, ein Platz, den auch Major Todd bewohnte, von dem Siege der Afghanen über die Engländer, von ihrer Niederlage bei Dschelalabad und von den neuesten Metzeleien in Lahore sprach. Mit besonderer Verehrung schien er an der Person seines Oheims Akbar Chan's, den Mörder Sir William Macnaughten's, zu hängen, dessen Gazithum ihm höher schien, als das eines Mahmud des Gazneviden oder Timurs, und da eben kurze Zeit vor meiner Ankunft der Sohn Akbar Chan's auf der Rückreise von Mekka bei ihm zu Gaste war, so schien das Rachegefühl gegen Alles, was Frengi heißt, besonders frisch in seinem Angedenken zu sein, und desto lieber schwärmte er von der Möglichkeit eines nahen Zerwürfnisses mit England. Was sein Arzt, der längere Zeit in Peschaver lebte, trotzdem daß er ununterbrochen auf einen englischen Barometer blickte, dessen Construction er übrigens gar nicht verstand, mit scheinbarer Verachtung von der europäischen Arzneikunst sprach und in den leidenschaftlichen Aeußerungen des jungen Prinzen ein sichtbares Vergnügen fand, ist nur ganz natürlich; es hatte sich schon damals um den jungen Jakub Chan eine antibritische Clique geschaart, die seinen wilden Haß gegen die ungläubigen Nachbaren fortwährend schürte; ja ich möchte sogar behaupten, daß, wenn das Verhältniß zwischen Sohn und Vater damals kein solches gewesen wäre, wie es in der Wirklichkeit war, eben diese Gesinnungen des jungen Gouverneurs von Herat im Anfange selbst mir hätten sehr gefährlich werden können.

So viel ist gewiß, Jakub Chan hat, um den Engländern

fern zu bleiben, an dem Meeting von Amballah nicht theilgenommen, und als Schir Ali Chan von Lord Mayo über das Nichterscheinen seines tapfern Sohnes befragt wurde, da antwortete dieser, er hätte ihn zur Ueberwachung der unruhigen Geister Kabuls zurückgelassen, — eine Ausrede, der die Briten vollen Glauben schenkten, trotzdem nach Vorhergesagtem es wohl bald einleuchten wird, daß der sehr unruhige Geist Jakub Chan selber gewesen, und daß sein Zurückbleiben in Kabul, weit entfernt, dem königlichen Vater zu nützen, durch ungestörtes Fortspinnen der Intriguen vielmehr Schaden zufügte. Andererseits hatte auch natürlich Schir Ali Chan gar nichts versäumt, um seinen leicht verletzbaren Sohn auf jede mögliche Weise zu kränken. In den trüben Stunden seines Unglückes hieß es, daß Jakub zu seinem Thronfolger bestimmt und sein Eifer zur Sicherung des väterlichen Erbtheils keinesfalls vergeudet sei; später jedoch, als Schir Ali's Rivalen aus dem Felde geschlagen waren und er in den Vollbesitz seiner Herrschaft gelangte, da zeigte Schir Ali zu dem jüngern Bruder Jakub Chan's, einem elfjährigen Sohne, immer mehr Neigung; es hieß auch, er habe mit Umgehung seines ältern und berechtigten Sohnes diesen zu seinem Nachfolger auserwählt; und als er eben diesen Knaben mit sich nach Amballah nahm und ihn in der erwähnten Qualität auch den Engländern vorstellte, da hatte dieses nunmehr offene Geheimniß zwischen Vater und Sohn den völligen Bruch herbeigeführt, und Jakub Chan wurde ipso facto zum offenen Gegner seines Vaters.

Der Afghanenkönig kehrte vom englischen Boden, mit Geld und Waffen reichlich unterstützt, von noch mehr Versprechungen die Segel seiner Hoffnung geschwellt, nach Kabul heim, um, wie er dies den Engländern versprochen hatte, das kriegerische, fanatische Volk der Afghanen nun ein wenig auf den Pfad der westlichen Civilisation zu lenken und Afghanistan zu reformiren. Reformationen finden bei allen Völ-



Ruinen des Masella.

kern Anstoß; in Asien, besonders aber in Mittelasien, werden sie am harten Fels des islamitischen Zelothenthums noch lange nichts ausrichten können. Afghanen sowohl als Oezbegen und Mongolen sind nur für das Alterthum und die Vergangenheit begeistert; wer diese durch neueres Leben ersetzen will, wird nothwendigerweise ihr Todfeind, und Schir Ali, wenn auch von den besten Absichten beseelt, ist nun in den Augen seines Volkes ein solcher geworden. Unter diesen Umständen kam der Zwist zwischen Vater und Sohn der nationalen und bigotten Partei ganz erwünscht. Jakub Chan, hieß es, hat stets die abscheulichen Briten, die Frengis, gehaßt, er hielt an der krystallreinen Straße des Glaubens fest, er wurde nun auch als Chef dieser geheimen, aber dennoch in großer Majorität existirenden Partei ausgerufen, und begann ungefähr in derselben Rolle, welche der Ketetöre (Kronprinz) von Bochara gegenüber seinem Vater und den Russen spielt, nun auch frank und frei gegenüber Schir Ali Chan und den Engländern aufzutreten. Daß es ihm an befähigten und eifrigen Parteigängern bei einem Volke, wie den Afghanen, nicht fehlen konnte, ist sehr leicht begreiflich; die Familienmitglieder des alten Dost stehen in bitterer Feindschaft einander gegenüber, und die Revolte des leiblichen Sohnes des gegenwärtigen Herrschers war so Manchem unter ihnen ein Ereigniß, nach dem er sich schon lange sehnte. Im Norden trieb sich, wie bekannt, Abdurrahman Chan, der Neffe des Emirs, herum; Mohammed Ishak Chan, der Sohn Azim's, soll sich zu Abdurrahman gesellt haben, und Beide stehen auf dem Gebiete von Memene bereit, data occasione über Belch durch den Bamianpaß einzufallen. Hierzu kommen noch die beiden Söhne des letzten Herrschers von Herat, nämlich Schanuvaz und Iskender, welche von den Heratern vergöttert werden, und von denen der Erstere nun mit Jakub Chan gemeinschaftliche Sache machte. Noch kann man einen Haufen von Unzufriedenen und kampflustigen Abenteurern hierher rechnen, und es war in der That gar kein Wunder, wenn Jakub Chan, ob des sichern Ausganges

seines Unternehmens beruhigt, im offenen Kampfe gegen den Vater auftrat.

Zuerst hieß es, er sei vom Hofe von Kabul verschwunden und treibe sich, den Vergnügungen der Jagd nachgehend, in der Gegend von Gizni umher. Von Gizni aus kam er in das wüste Seistan, wo sein Jagdgefolge aber schon aus einigen hundert Mann bestand, und wo er auch nicht Gazellen und Löwen, sondern einzelne Truppenzüge des Emirs, ja auch bedeutende Colonnen angriff. Wohl hieß es in den anglo-indischen Zeitungen, Jakub Chan sei hier aufs Haupt geschlagen worden, dort wieder sei er von seinen Begleitern abgeschnitten worden und er habe sich zur Rettung seiner Haut nach Persien geflüchtet. Doch ob der englische Munschi (Agent, eigentlich Secretär), am Hofe zu Kabul absichtlich irregeleitet, derartige Nachrichten in Calcutta credenzte, oder ob Schir Ali Chan selber von seinen Beamten derartig hinters Licht geführt und so in den Schlaf der Sicherheit eingelullt wurde, ist für den Augenblick noch nicht zu entscheiden. Wie dem auch sei, erst im Anfange des Monates April verlautete es, daß der rebellische Sohn Ferrah umgangen habe, vor Herat plötzlich mit einer bedeutenden Kriegsmacht erschienen sei und, mit den nöthigen Werkzeugen ausgerüstet, sich allen Ernstes zur Belagerung der Festung anschicke. Schir Ali Chan wurde indeß noch immer durch die buntesten Illusionen getäuscht; es hieß, Jakub besitze gar keine Partei im Lande, werde früher oder später gefangen nach Kabul geschickt werden, während dort auf dem Felde seiner Thätigkeit einerseits Afzal Chan, der Gouverneur von Ferrah, andererseits Safder Ali Chan, der Gouverneur von Kandahar, ihn geheim unterstützten, oder ihm doch durch geflissentliche Nachlässigkeit freien Spielraum gewährten. So kam es denn nun, daß die Streitkräfte des rebellischen Prinzen im Anfange des Monates Mai schon 6000 Mann stark waren, und daß er sich am 8. des genannten Monates in den Besitz Herats brachte. Feth Mohammed, der daselbst im Namen Schir Ali's commandirte, ist nicht des Verrathes anzuklagen; er focht und starb als treuer Diener seines Herrn; doch scheinen seine Truppen, namentlich aber die Heratis selber, zum neuen Herrnwechsel sehr geneigt gewesen zu sein, denn während die Garnison zur Abwehr eines



Die Citadelle von Herat.

Scheinangriffes außerhalb der Festung war, wurden die Thore der letztern geöffnet, und Jakub Chan, begleitet von Schah Nuvaz Chan, hielt daselbst unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug.

Der Fall dieser Festung war übrigens dem Afghanenkönig ebenso unlieb, als er ihm unerwartet gekommen; nur als die Gefahr schon drohte, entschloß er sich, den General Ferramurz Chan mit Kandaharer Truppen gegen seinen Sohn zu schicken; doch Ferramurz spielte entweder aus eigenem Antriebe eine Cunctatorrolle oder es fehlte ihm an Vertrauen in seine eigenen Truppen, denn er fürchtete, daß letztere mit den Rebellen fraternisiren würden.

Als er auf halbem Wege über Ferrah hinaus war, fiel die Festung in die Hände des Belagerers, und es ist höchst wahrscheinlich, daß heute ein großer Theil seiner Leute ins Lager des Siegers übergetreten ist. Zum Unglück für Schir Ali und zum Glück für Jakub Chan tauchten gleich zu einer und derselben Zeit mehrere Schwierigkeiten im Afghanenreiche auf, die gelöst werden sollten. In der nördlichen Provinz, nämlich in Turkestan, verfinstert Abdurrahman durch seine drohende Stellung immer mehr und mehr den Horizont und macht ein bedeutendes Observationscorps zu seiner Ueberwachung nothwendig; im Süden ist es eben damals zum Ausbruch zwischen den wilden Cheiberistämmen und den Afghanen gekommen. Die Engländer wollen um jeden Preis eine freie Handelsstraße durch den Cheiberpaß haben; doch da dessen wilde Nomaden das Jahrhunderte lang gepflegte Räuberhandwerk nicht sich legen lassen wollen, so mußte Schir Ali Chan mit bewaffneter Macht eingreifen, und da hatte er nebenbei noch das Unglück, daß seine Soldaten gleich im ersten Treffen geschlagen wurden, ja daß Mirachor (Oberstallmeister), der sie commandirte, sogar gefangen ward. Bei der Nachricht von dem Falle Herats wurde letzterm angedeutet, mit den unruhigen Gebirgsbewohnern um jeden Preis Frieden zu schließen und nach Kabul zurückzukehren; doch will es mir nicht einleuchtend werden, wie Schir Ali Chan hierdurch seine kritische Lage verbessern und die drohende Gefahr des gänzlichen Umsturzes seines Thrones vermeiden könne. Daß Jakub Chan nun auf seinen Lorbeeren in Herat ausruhen und die günstige

Gelegenheit zu weiteren Eroberungen nicht ergreifen werde, ist schwer zu glauben. Er wird wahrscheinlich in Kurzem auch Kandahar an sich bringen, auch Herr von Gizni werden, und da weder Vater noch Sohn zur friedlichen Entscheidung der Dinge geneigt sind, so können wir bald des Ausbruches eines heftigen Kampfes um die Krone Afghanistans zwischen ihnen gewärtig sein. — Dieser Kampf ist es, der zwei der größten Staaten interessirt und auf die Gestaltung der Dinge in Mittelasien einen bedeutenden Einfluß ausübt, der aber, was wunderbar genug ist, von der einen Macht aus Verstellung, von der andern aus Nachlässigkeit, ignorirt wird. Als ich gegen Ende des Monates Mai im laufenden Jahre in der „Times" die Aufmerksamkeit des englischen Lesepublicums auf die Vorgänge in Herat zu lenken versuchte, da war Herat schon seinem Falle nahe, der Kampf hatte schon Wochen lang gedauert, und dennoch war ich als Fremder, von den politischen Interessen entfernt stehender, der Erste, welcher dieser Frage einige Zeilen in der englischen Presse gewidmet hatte. Nach Verlauf von einigen Tagen interpellirte Mr. Eastwick, ein bekannter Orientalist und früher Stellvertreter der Königin in Teheran, den Minister der äußeren Angelegenheiten, ob die Aussagen meines Schreibens in der „Times", betreffs Herats, auch der Regierung bekannt sind, und ob man im Allgemeinen in dem Vertrage, den Mr. Gladstone vergangenes Jahr mit Rußland bezüglich des zukünftigen, gemeinsamen Vorgehens in Centralasien geschlossen hat, auch Herat mit inbegriffen ist? Lord Eastfield antwortete, die Regierung habe keine Nachrichten erhalten, welche meine Angaben bestätigen würden, auch habe man in dem Pacte mit Rußland von Herat gar keine Erwähnung gethan. Wieder vergingen einige Tage, als die officielle Bestätigung der Einnahme Herats von der Calcuttaer Regierung aus in London anlangte, und nun erst fing die Presse an, von dem Vorfalle Notiz zu nehmen, und sprach sich mit einer Sachkenntniß bezüglich Herats, die einer Zeitung selbst in Buenos Ayres nicht zur Ehre gereichen würde, und einer zumeist gänzlichen Gleichgültigkeit aus. Daß Rußland von jeder Theilnahme an den Vorgängen in Afghanistan dem Scheine nach fern bleiben will, darf uns nicht überraschen; die Herren in St. Petersburg wissen sehr wohl, wo und wann sie ihre Flagge einziehen, oder hoch in den Lüften wehen lassen sollen. Wenngleich die Regierung an der Newa jede Vermuthung nach dieser Richtung hin entschieden abweisen würde, der Generalgouverneur braucht deshalb dennoch nicht eine ähnliche Politik zu befolgen, und ob man es in St. Petersburg haben will, oder in London glaubt, so hat man dennoch von Samarkand aus schon längst den Oxus mit politischen Machinationen überschritten.

Ob daher die interessirten europäischen Großmächte an den Vorgängen in Herat Antheil nehmen oder nicht, die Folgen werden und können nicht ausbleiben, da der Kampf um den Thron Afghanistans die eine mittelbar, die andere unmittelbar berührt und der Status quo der jetzigen Verhältnisse nicht mehr lange aufrecht erhalten werden kann.

Sehen wir, warum? Und fangen zuerst bei England an.

Ob Schir Ali Chan in den heutigen Zuständen seines Reiches gegen die drohende Gefahr einer Entthronung sich allein schützen kann und ob er im Falle der Ohnmacht von seinem Protector am Ufer des Hugli kräftigst unterstützt werden soll, ist bis heute sowohl in der Presse Indiens als auch Englands schon vielfach besprochen worden. In letzterm Lande, wo Alles nach der Baumwollpolitik riecht, will man, wie sich leicht denken läßt, von thätiger Einmischung in die inneren Angelegenheiten des indischen Nachbarlandes entschieden abrathen. Die presbyterianischen Gefühle der Manchesterclique haben sich an das Kargen mit den Pfennigen so gewöhnt, daß sie selbst den Einlaß in den Himmel verschmähen würden, falls dieser für Geld zu haben wäre, trotzdem eben diese modernen Puritaner nur von Baumwolle, Branntwein und Jesus Christus träumen. Ob der englische Einfluß in Afghanistan zu Grunde geht und ob Rußland seine Kosacken in Kabul einquartiert, darum kümmern sich diese Herren sehr wenig; man kann in Indien, Canada, Australien Alles wegnehmen, nur die Freiheit sei ihnen gelassen, mehr Psalmen singen, diese auf eine andere Weise wie jeder gute Christ lesen zu dürfen, mit wuchtigen Quäkerschuhen anstatt in der vorgeschriebenen Hoftoilette auf dem Parquette Windsors herumzutrotten und schließlich, was ihr pium desideratum ist, Zollfreiheit zwischen allen Staaten herzustellen. Mit den Organen dieser Clique daher und mit deren Meinungen über die englische Politik in Indien wäre es kaum der Mühe werth sich zu beschäftigen.

Zum Glück aber sind die Briten in Indien selber, wo sie von den Einflüssen des heimathlichen Nebels und den ewigen Kirchendisputen eben so sehr verschont blieben, wie der klare südliche Horizont, und wo durch häufigere Berührung mit fremden Elementen ihr Gesichtskreis sich erweiterte, in dieser Frage einer ganz andern Ansicht. Sie haben auch vollkommen Recht, wenn sie behaupten, es wäre geradezu thöricht, kein B sagen zu wollen, nachdem man schon A gesagt hat. Sie meinen, wenn man Schir Ali Chan bis heute continuirlich unterstützt hat und jahraus jahrein über den Cheiberpaß Waffen und Geld expedirt, so dürfte man eben, um die verwendeten Subsidien nicht ganz ins Meer geworfen zu haben, den Protegé auf dem Throne Afghanistans eben jetzt um so mehr unterstützen, da man zur Ueberzeugung gelangt ist, daß er weit mehr zugänglich ist, als alle anderen Nachkommen Dost Mohammed Chan's, weil die staatliche Organisirung seines Landes ihm wirklich am Herzen liegt und weil er eben auch durch Alter und Erfahrung am besten zum Herrscher qualificirt ist.

Zweitens wissen es die Briten in Indien sehr wohl, daß der rebellische Sohn Schir Ali Chans ein erklärter Feind der Briten und ein entschiedener Gegner ihres Einflusses in Afghanistan ist. Sollte er ans Ruder kommen, so wird das Binnenland zwischen den Besitzungen des nordischen Kolosses und Peschaver nicht so leicht neutralisirt werden können, und da eben die Nothwendigkeit dieser Neutralisirung auch von den Staatsmännern an der Themse anerkannt wurde, so dürfte die früher gutgeheißene Politik jetzt keinesfalls desavouirt werden, und England müsse, wenngleich auch mit bewaffneter Macht, den Thron Schir Ali Chan's befestigen.

So äußert sich die Mehrzahl der öffentlichen Organe in Indien. Was die Herren in Downing Street thun werden, ist uns bis jetzt noch unbekannt. Man wird wahrscheinlich in gewohnter Weise sich mit Rußland bezüglich dieser Frage verständigen wollen. Fürst Gortschakoff wird Herrn Gladstone zu Liebe auch die russische Gleichgültigkeit jenseits des Oxus mit Wort und Schwur bekräftigen wollen, und doch verhält sich die Sache ganz anders. Denn für Rußland ist der Herrscherwechsel in Kabul heute schon von bedeutendem Interesse, da es als unmittelbarer Grenznachbar dort gar Vieles zu suchen hat. Daß Jakub Chan selber für Moskowiten wenig Neigung hat, das haben wir schon gesagt; doch verhält sich die Sache ganz anders mit seinen Verbündeten, oder mit jenen Anverwandten, mit denen er später zusammen regieren muß. Unter diesen will ich in erster Reihe nur Iskender Chan's erwähnen, der seit mehreren Jahren, durch russische Subsidien gestützt, in Samarkand sich aufhält, und da nun sein jüngerer Bruder Schah

Nuvaz Chan mit Jakub Chan gemeinschaftlich für die Sache kämpft, so wird auch er wahrscheinlich an dem Kampfe sich früher oder später betheiligen und öffentlich gegen Schir Ali auftreten. Der zweite ist Abdurrahman Chan, der sich früher in der Provinz Belch umhertrieb, zuerst von seinem Schwiegervater, dem Emir von Bochara, dann von den Russen zur Erfüllung seiner Pläne Hülfe erhielt. Daß die Russen diese beiden afghanischen Prinzen aus purer Menschenliebe unterstützen, wird doch Niemand glauben wollen. Mit der russischen Protection hat es gewiß seine Bewandtniß, und sollten die Ansprüche dieser afghanischen Prinzen auf irgend eine Weise zur Geltung kommen, so werden sich die Politiker von St. Petersburg wohl vergütigen lassen.

Die höchste Wahrscheinlichkeit für den letzterwähnten Fall bietet der erfolgreiche Ausgang der Revolte Jakub Chan's. Ob er nun will oder nicht, so wird mit ihm oder durch ihn die sogenannte russisch-afghanische Partei ans Ruder gelangen, und weil sich das Interesse dieser Frage zumeist um Herat concentrirt, so können wir, den Inhalt unseres Mottos recapitulirend, sagen: In Herat kämpfen nicht nur Afghanen und Perser, sondern Russen und Engländer mit einander.

Schildkröte und Piraracu am Amazonenstrome.

Von **Gustav Wallis.**

II.

Fang und Einsalzung des Piraracu-Fisches.

Wir könnten das Wort recht gut umdrehen und sagen: „Piraracu und Schildkröte." Denn Jedes, mit einander verglichen, nimmt den gleichen Antheil civilisatorischen Einflusses für sich in Anspruch und, streng genommen, ließe sich noch nicht einmal unterscheiden, welchem dieser beiden Factoren größerer und dauernderer Antheil an der volkswirthschaftlichen Entwickelung des Amazonenstromes zuzumessen sein würde.

Die Etymologie des Wortes befragend, wonach „Pira" der Fisch, und „rucu" roth bedeutet, so finden wir, daß der „rothe Fisch" in der indischen Generalsprache des amazonischen Volkes darunter verstanden wird *). Diese Bezeichnung verdankt der Fisch (das Männchen) seinem, besonders zur Laichzeit, prächtig rothbeschuppten Kleide; jede Schuppe erscheint dann wie in Blut getaucht, mit einem schön rothen Kragen geziert. Der Fisch selbst — sein Name deutet es weiter an: Sudis Gigas der Ichthylogen — nimmt sich wie ein Riese unter den mit Schuppen und Flossen besetzten Kaltblütlern aus. Die Länge von 4 bis 5 Fuß, sein Gewicht und sein Nutzen endlich kennzeichnen ihn außerdem noch als den brasilianischen Stör, ein Prädicat, zu welchem er volle Berechtigung hat. (Siehe die Abbildung S. 70 u. 72.)

Der Piraracu, für den ganzen Amazonenstrom von großer Bedeutung, ähnlich wie die im Süden Brasiliens in großen Massen verbreitete „Carnesecca" (gedörrtes Rindfleisch), bildet ein würdiges Seitenstück zu dem nordischen Kabeliau, mit dem er im präparirten Zustande Aussehen und Geruch theilt, ja selbst im Geschmack ihm ziemlich gleichkommt. Dieses für Land und Volk so wichtige Nahrungsmittel ist in seinem Preise beständigem Steigen und Fallen unterworfen und steht so sehr in der Gunst der Consumenten, daß der Stockfisch ihn bei niedrigeren Preisen nicht zu verdrängen vermag. Die Ersparniß wird nicht beachtet, indem man den Piraracu für schmackhafter und selbst gesünder hält.

Obwohl der Fang nur einmal jährlich stattfindet, so werden doch beständig große Quantitäten auf Lager gehalten, und des starken Umsatzes ungeachtet gelangt doch der Ertrag nicht zu der Ausdehnung, um einen Exportartikel zu bilden. Die Behauptungen, daß der Vorrath hierzu nicht ausreiche, sind vielfach und mit Recht bestritten; ich selbst bin der Ansicht, daß hier, wie überall im Lande, nur der Mangel an Menschen, an arbeitenden Händen und thätigem Geschäftsgeiste größern Aufschwung verhindern.

Unsicher, wie alle statistischen Angaben Brasiliens zu sein pflegen, weiß man auch die Höhe des Betrages, der die nach Para, dem Stapelplatze des Amazonenstromes, versandten Fischtransporte repräsentirt, nicht anders zu bestimmen, als daß die Dampfer jährlich für 250,000 bis 300,000 Thaler stromab bringen. Die Zufuhr der Segelschiffe und anderer Fahrzeuge würde diese Summe beträchtlich, wenn nicht über das Doppelte hinaus, erhöhen.

Aehnlich wie bei der bereits beschriebenen Eierlese bildet, auch fast um dieselbe Zeit, nur etwas früher, der Fang des Piraracu eine Art Volksfest, dem obzuliegen man sich auf wochenlange Abwesenheit vorbereitet. Man sucht die flacheren Zuflüsse und Canäle auf, wohin die Fische sich zum Zwecke des Laichens begaben, erbaut Hütten am Ufer, und das nächste Geschäft ist, in dem ablaufenden Wasser den Rückzug des Piraracu zum Hauptstrome abzuschneiden, was mittelst pallisadenartiger Verzäunungen geschieht, an denen zugleich, wie aus der Abbildung ersichtlich, ein besonderer Verschluß angebracht wird, in welchen die Fische hineingetrieben und mit Leichtigkeit mit Harpunen erlegt werden. Da ereignet es sich wohl, daß ihrer Schlauheit ungeachtet auch Krokodile sich in den Verschlag treiben lassen, die zu fangen und ihnen den Garaus zu machen allemal zu großer Belustigung führt.

Der große, durchschnittlich 100 Pfund wiegende Fisch wird, nachdem er mit der Harpunenleine ans Land geschleift wurde, mit kräftigen Schlägen auf den Schädel getödtet und unverzüglich zum Trocknen vorbereitet. Die Zerlegung desselben geht schnell mit kunstgewandten Griffen von Statten;

*) Diese Generalsprache ist jener wichtige Motor, der aus Verschmelzung mehrerer indianischen, namentlich aber der in alter Zeit überwiegenden Tupi- und Guaranisprachen gebildet wurde. Sie ist noch heutigen Tages am Amazonenstrome in vollem Gebrauche, in ganzer Blüthe, und hat den Zweck, als gemeinsames Bindeglied ein Band um die verschiedensten Stämme zu schlingen. Ein Werk der nun längst des Landes vertriebenen Jesuiten, hat es diesen zugleich ein ehrendes versöhnliches Denkmal gesetzt.

sie ist indessen so leicht nicht, muß erst durch längere Uebung erlernt werden, und bildet eine eigene Art Schlachterei, ein besonderes Gewerbe. Flach liegt dabei der Fisch auf der Erde, und ein Mann tritt mit dem Fuße fest darauf, um mit einer Hacke die großen harten Schuppen abzutrennen, die sprühend wie Hammerschlag umherfliegen. Nach dem Abschuppen werden die grätenlosen Flanken geschickt, vom Rücken ausgehend, abgelöst, ähnlich wie die Speckseiten bei den Schweinen. Die dicken fleischigen Flanken bleiben nicht in ihrer anfänglichen Dicke und Schwere, sondern werden zum Zwecke leichtern Trocknens mit großem scharfen Messer in mehrere dünne Lagen zerlegt, und in diesem Punkte namentlich bekundet sich die ganze bewundernswürdige Gewandtheit des Fischschlachters, dem ein Fremder mit Staunen zusieht. Hierauf schreitet man zur Salzung und hängt die einzelnen Stücke, so lang und breit fast als der Fisch selbst war, an einem Stangengerüste auf, um allmälig getrocknet zu werden; drei bis vier Tage Sonnenwärme genügen, das Fleisch zur Handelswaare umzugestalten. Ist dasselbe getrocknet, so wird es in 3 und 4 Arrobas (à 25 Pfund) haltende Bündel abgewogen und fest zusammengeschnürt. Es hat mit dem Trocknen eine hellrothe Farbe, einen süßlich stechenden Geruch und strengen Geschmack angenommen und ist als Handelswaare so weit fertig, um nach Para verschifft zu werden, von wo ein großer Theil später bei zunehmendem Verbrauche wieder die Reise stromaufwärts macht, um, natürlich weit theurer, an die Consumenten verkauft zu werden.

Während der Ernst des Lebens bei Betrachtung dieses geschäftigen Treibens zu stillem Nachdenken auffordert, sehen wir auch Kinder, bei spielender Beschäftigung, nicht müßig gehen. Alles, was Hände hat, rührt sich, den Segen der Natur auszubeuten. Die Kinder, lauter Freude voll, streifen mit Säcken und Körben in die Ferne, um die in den Boden vergrabenen Eier der Tracazo, einer Landschildkröte, aufzusuchen, die neben frischem Piraracufleisch als Nahrungsmittel verwendet werden.

Die Eingeweide des Fisches, der Kopf, Wirbelsäule und andere den flotten Gang der Arbeit störenden Theile werden als Abfälle betrachtet und weggeworfen. Sie rufen eine Menge von Aasvögeln aller Art herbei, und ohne diese würden die Schlachtereien einen pestilenzialischen Geruch verbreiten und den Aufenthalt geradezu unerträglich machen.

So begreift der Leser, wie interessant, selbst belehrend diese Schlachtstätten für den Beobachter werden müssen, dem Alles vor den Augen neu und fesselnd erscheint. Eben haftet der Blick aufmerksam, in Staunen versunken und mit einigem Schrecken, an dem scharfen Messer, dem rasch und willig die todte Fleischmasse sich fügt; wie Funken sprüht es umher in weitem Umfange unter den Hacken weg, die sich thätig rühren; Frauen und Kinder sind beschäftigt, die schweren Fleischlagen aufzuhängen; und seitlich den Blick wendend — hui und pfui! — wie streitet da das Gewimmel gieriger Aasvögel um die hingeworfenen Bissen! Sie scheuen sich vor Niemand, selbst vor den Hunden nicht, die sich scheelen Neides nahen; sie scheinen recht wohl zu wissen, wie nützlich sie sich dem Menschen durch ihre Gegenwart machen.

Schweift man weiter in die Ferne, so bietet sich dem Auge ein neues Schauspiel durch unübersehbare Schaaren Wasservögel, die weiß und rosenroth gefärbt, je unter sich nach Gattungen gruppirt, die Ufer der Seen und Bäche zauberhaft umgürten; im größten Contraste mit den nach Tausenden zu zählenden Alligatoren, diesem Auswurfe alles amphibischen Lebens, die langsam an der Oberfläche des Wassers mit erhobenen Nüstern auf und nieder gleiten und mit größter Freßgier auf Raub spähen. Streichen die Winde herüber, so wiedert Einen schon das Einathmen der von ihren moschusartigen Ausdünstungen verunreinigten Luft ganz unheimlich an. Und dieses verflachte Wasser, auf das Stadium des Stagnirens gesunken, von den Tyrannen nicht allein beherrscht, nein auch aufgewühlt, getrübt, mit dem Unrathe verpestet, noch dazu auf 30 bis 32° R. (höher als die Luft) erwärmt; dieses Wasser — glaubt der Leser es? — wandert in die Töpfe der Küche, ist bestimmt, die Kehlen der Durstigen zu laben! O, ich begriff nicht, wie man nicht gutes trinkbares Wasser in Fässern mit sich führte und von Zeit zu Zeit für frische Zufuhr sorgte! Der Mensch lebt hier aber nicht, um zu leben, sondern eben nur, sein Dasein zu fristen; sorglos, wie die üppige Natur ihn beließ, regt es ihn auch nicht zu Bedürfnissen. Sich mit geringer Mühe und man kann sagen in angenehmer Weise hier schnell den Unterhalt eines Jahres zu erwerben, ist eine Lockung, welcher der müßige Bewohner dieser heißen Striche nicht leicht widersteht, und gern bringt er, wie auch Frau und Kind, das Opfer der Entsagung, ein Wort, das er indessen nur aus der Martyrologie seiner Heiligen kennt. Sie sind dabei aufgewachsen, und wie der Vater, so treibt es der Sohn, der Enkel in der gleichen alten Weise fort.

So wenig ich nun begriff, wie Menschen unter solchen Entbehrungen vegetiren, wo das Leben keinen Ersatz bietet und nicht zu bieten vermag, so mußte ich für mein Theil mich darein schicken — und was das Schlimmste! — mich wohl dabei befinden! Es waren ja nur kurze Tage, und hat man es gesehen und bewundert, ist man zu seinen gewohnten Zuständen zurückgekehrt, so liegt ja Alles wie ein Traum hinter uns! Aber ein eigner schöner Traum war es doch, belehrend und genußreich, lange in der Erinnerung nachhallend! Einmal genossen, möge er aber auch genügen für alle Zeiten.

War ich froh, mit zweitägigem Aufenthalte das Schauspiel dieses Fischfanges mit mir im Geiste hinwegzunehmen, so bedauerte ich still die Nachbleibenden, die noch wochenlang an demselben Orte weilten. Kein Wunder, wenn bei solchem Aufenthalte und Umständen so leicht Krankheiten entstehen und die Leute langanhaltende Siechheit mit nach Hause tragen! Und doch ist dies noch die bessere, gesündere Erwerbsweise in Ausbeutung der freiwilligen Naturproducte, wenn man z. B. das Einsammeln und Präpariren des Gummis, der Sarsaparilla und anderer Erzeugnisse damit in Vergleich bringt, die so viele Monate wie jene Wochen zu ihrem Betriebe erfordern, und dies obenein unter noch viel ungünstigeren Verhältnissen, indem deren Stätten in die dumpfen, feuchten Wälder, anstatt auf den sonnigen luftigen Camp verweisen, und Gefahren der Tiger, Schlangen, wie anderer Raubthiere, das Leben der Menschen in viel höherm Grade bedrohen.

Doch kommen wir auf unsern Fisch zurück. So appetitlich auch das frische Fleisch desselben im gekochten oder gebratenen Zustande aussieht — es wird in kleine Stücke zerschnitten, die speckartig, elastisch und rein weiß, oft zartroth gefärbt sind — so habe ich ihm doch nie einen Geschmack abgewinnen können. Gesalzen schmeckt es unleugbar besser, und ich schätze es mindestens gutem Kabeliau gleich. Ja, einige Male wurde mir bei dem Essen des frischen Störs trotz allen Zwanges wirklich übel, so daß ich mit der Zeit eine gänzliche Abneigung gegen diese speckigen Würfel bekam. Und wonach schmecken sie? Nach gar nichts, es ist eine kraftlose, wässerige Substanz. So fade der Genuß des frischen Piraracu, so schmackhaft und würzig muß der Fisch im gesalzenen Zustande, wenn nämlich zur Handelswaare umgewandelt, bezeichnet werden. In dieser Form hält er sich Monate und selbst ein Jahr lang gut, ohne seinen eigen-

thümlichen Wohlgeschmack zu verlieren, so lange überhaupt, bis neue Zufuhr an Stelle der erschöpften Vorräthe tritt. Der gesalzene Fisch bildet neben dem Mandioccamehl und Reis das Hauptnahrungsmittel im Lande, und auch ich war auf meinen oft monatelangen Excursionen darauf angewiesen, ihn zur Nr. 1 meines Proviants zu machen; eine gelegentliche Jagdbeute nur brachte den einzigen Wechsel in dieses alltägliche Einerlei.

Als Eigenthümlichkeit des Pirarucu mag noch erwähnt werden, daß er, wie auch der Arauana-Fisch in demselben Stromgebiete seine Jungen im weiten Maule aufnehmen und mit sich spazieren führen soll, so oft Gefahr droht. Auch zeichnet sich der Fisch noch durch sein Zungenbein aus, das, mit unzähligen spitzen Griffelchen besetzt, ganz trefflich als Reibe dient, und in diesem Sinne auch beständige Anwendung bei Civilisirten sowohl wie bei Indianern findet.

Aus der wendischen Lausitz.

Von **Richard Andree.**

I.

Die Kokula der Lausitzer Wenden und die Palitschka der Tschechen.

Es entspricht dem socialistischen Grundcharakter der Wenden und der Slaven überhaupt, daß sie auf die Gemeinde (hromada, gromada) etwas halten. Unter der Linde oder im Winter im Kretscham, der Schenke, findet die Versammlung der Grund- und Hausbesitzer statt, bei der mit großer Wichtigkeit lebhafte Debatten über alle Gemeindeangelegenheiten geführt werden. In verschiedenen Schriften fand ich noch die Angabe, daß der Schulze (Scholta) zu den Gemeindeversammlungen einlade, indem er das Krummholz (kokula) oder den hölzernen Gemeindehammer (hejka) umhersendet, an welchen die schriftliche Einladung angeheftet ist. Dieses echt slavische Instrument wandert von Haus zu Haus, der eine Nachbar schickt es dem andern, und so kommt es schnell im Dorfe herum. Selbst zu Begräbnissen wurde auf diese Weise eingeladen, nur trat dann an die Stelle der Kokula der schwarze Stab (čorny Kij).

Die Uebereinstimmung mit ähnlichen Rechtsgebräuchen bei germanischen wie anderen slavischen Völkern ließ mir diese Sitte besonders interessant erscheinen, und ich suchte daher ihr in der Ober- wie in der Niederlausitz nachzuspüren. Aber es war hier wie mit so manchen alten Gebräuchen ergangen, die in den Büchern als noch vorhanden bezeichnet werden, vor dem nivellirenden Strome der Neuzeit jedoch schon abgestorben sind: die Kokula oder Heja besteht nur noch in der Erinnerung. In den wendischen Dörfern Drehsa, Pommeritz, Hochkirch, Wuischke sagte man mir: „Seit Langem ist die Sitte abgekommen, bei uns meldet jetzt der Wächter Gemeindeversammlungen und Steuern an.“ In Krischa, in der preußischen Oberlausitz, befragte ich der Reihe nach alle alten Leute des Dorfes, und nur ein achtzigjähriger Greis vermochte mir Auskunft zu geben. Vor sechszig Jahren, so erzählte er, sei die Heja noch im Gebrauche gewesen; sie bestand aus einem zwei Ellen hohen, keulenförmigen Stabe. Wenn es hieß: heja wokoło dji, die Heja geht herum, dann wußte man, daß die Steuern wieder fällig waren, und man identificirte daher den Stab geradezu mit der Steuerpflichtigkeit. Auch in der Niederlausitz war es schwer, Nachrichten zu erhalten, obgleich allem Anschein nach die Sitte hier sich weit länger erhalten hat und theilweise bis in die letzten Decennien gedauert haben mag. Im Dorfe Müschen im Spreewalde gab es z. B. zwei Hämmer; sie waren aus Holz, mit kurzem Stiel und großem, würfelförmigem Kopfe. Auf einem derselben stand in deutscher Sprache: „Schulgeld und Classensteuer“, auf dem andern „Contribution und Kriegssteuer“. Mit diesen gmejnske klapacy (Gemeindehämmern) berief man auch zur Gromada, der Gemeindeversammlung.

In Böhmen ist der Gebrauch, die Gemeinde mit solchen Symbolen zu berufen oder ihr Nachrichten kund zu thun, im Jahre 1848 mit Aufhebung der Patrimonialgerichte eingegangen. Doch habe ich dort die Palitschka (palička, Schlägel, Keule) im Jahre 1859 in dem Dorfe Orotschin noch gesehen und gezeichnet. Sie bestand aus einem zwei Fuß langen, rund gedrechselten Holzstabe, an welchem sich oben eine aus Eisen gegossene Hand befand; unterhalb derselben wurde der Zettel mit der Bekanntmachung des Gemeindevorstandes oder Patrimonialrichters angebracht, und so wurde die Palitschka — welche man auch kurzweg právo, das Recht, nannte — von Haus zu Haus gesandt, indem ein Nachbar sie dem andern zustellte. Bei der Gemeindeversammlung lag die Palitschka als Zeichen des Präsidiums vor dem Platze des Vorstehers, der sie gebrauchte, wie der Präsident eines Parlamentes seine Glocke.



Palitschka aus dem Dorfe Otrotschin in Böhmen.

A. Schmalfuß belehrt uns, daß auch in heute ganz deutschen Gegenden Böhmens bis zum Jahre 1848 dieselbe Sitte herrschte. Wenn der „Richter“, der Gemeindevorsteher, in den Dörfern um Saaz sein Amt antrat, so wurden ihm ein hölzerner Hammer und eine aus Metall gegossene Hand als Zeichen seiner Würde übergeben. Mit dem Rufe: „Holla, der Hammer ist da!“ wanderte dieser von Haus zu Haus, um die Gemeindeglieder zum „Gerichte“, dem Wohnhause des Vorstehers, zu berufen. Wer den Hammer zuletzt erhielt, brachte ihn wieder zum Gerichtshause zurück, wo die „Richterfaust“ gleichfalls als Zeichen des Präsidiums auf dem Tische lag. War nun die Faust das Zeichen der richterlichen Gewalt, so versinnlichte der Hammer mehr die Executivgewalt.

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob in diesem Falle eine slavische Sitte zu den deutschen übergegangen ist, oder

ob ein ursprünglicher germanischer Rechtsgebrauch vorliegt. Die Gegend um Saaz wurde erst ziemlich spät germanisirt. Wie dem aber auch sein möge, die Sache selbst ist jedenfalls eben so gut germanisch als slavisch. Der Hammer war bei unseren Vorfahren, gleich wie ein herumgetragener Speer, ein Pfeil, eine Fahne, ein Feuersignal, das Leuten der Sturmglocke oder Blasen des Hornes ein Zeichen des Aufgebotes, wie es ähnlich bei den verschiedensten Völkern angewandt wird. Als im Sommer 1870 die Chinesen den Christenmord in Tientsin begingen, schickten sie vorher einen Fächer als Zeichen der Aufforderung durch das Land; ehe der große Sipahiaufstand gegen die Engländer in Indien ausbrach, wurden Tschepattis oder „heilige Kuchen" auf geheimnißvolle Weise unter dem Volke vertheilt, als Zeichen, sich bereit zu halten; sie wanderten, wie in China der Fächer, von Hand zu Hand, von Haus zu Haus. Die Grundanschauung ist in Indien wie in China, bei den Slaven wie Germanen in diesem Falle dieselbe. Bei unseren Vorfahren mußte das allgemeine Aufgebot von Dorf zu Dorf durch die Ortsvorsteher verkündigt und in jedem Dorfe von Haus zu Haus gesagt werden. Ob ein dorff das inn die egenannten Zente gehorte, ichts anginge, die sollen iren heymbergen senden zu dem nechsten dorff dabey, und derselbe das aber in demselben dorff dem heymbergen sagen, were aber sach, dass der heymberge nit gegenwertig were, szo soll er das dem nechsten aber bey ime sagen und derselbe, der die botschaft also darbrecht, der soll dann bleiben u. s. w. (Grimm, Rechtsalterthümer II. Bd. 2 bis 3. III. Bd. 554). Was den Vorgang bei der Gerichtssitzung in alter Zeit betraf, so nahm der Richter den Stab in die Hand („wann ein richter zu gericht nidersitzt und den Stab in die handt nimpt", Grimm I, 274). Auch bei Umzügen wurde der Gerichtsstab umgetragen, und auf ihn pflegte auch der Vollzug des gesprochenen Urtheils gelobt zu werden. Alle gerichtlichen Verzichte und Uebergaben von Gütern geschahen an den Gerichtsstab (und gab die für sy und all sein Erben auf an den Stab in Gerichts Hand. Monumenta Boica. IX, 292). Mit dem Stab wurden bei gerichtlichen Versteigerungen die Güter zugeschlagen.

So alt und bedeutungsvoll war einst dieser Rechtsgebrauch; der Stab, das Zeichen der richterlichen Gewalt, hatte einst eine ganz andere Rolle zu spielen. Mehr und mehr von seiner Würde und Bedeutung ging verloren; er ward zuletzt ein ungern gesehenes Steuerzeichen, und heute lebt er fast nur noch in der Erinnerung; der kommenden Generation wendischer Bauern wird er schon völlig unbekannt sein.

Die Panama-Eisenbahn im Verfall.

Von **Karl Andree.**

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Landenge von Panama allerdings, in gewisser Beziehung, ein „commercielles Centrum auf der Erdoberfläche" bildet. Der 2000 deutsche Meilen lange Continent Amerikas, welcher die Becken des Großen Oceans und des Atlantischen Weltmeeres von einander scheidet, bildet an jenem Punkte, etwa unter dem neunten Grade nördlicher Breite, einen Isthmus von kaum 10 Meilen Breite, und gerade auf dieser Landenge ist die große Cordillere unterbrochen. Der höchste Punkt des Isthmus liegt noch nicht 300 Fuß über dem Meeresspiegel.

Diese Landschranke war verhältnißmäßig am leichtesten zu überbrücken, sobald es sich darum handelte, eine raschere Verbindung zwischen dem Osten und dem Westen herzustellen. Eine solche wurde zu einem dringenden Bedürfniß, als Californien fortwährend eine gesteigerte Bedeutung gewann, als der Handel der Westküste Südamerikas einen größern Aufschwung nahm und Jahr für Jahr viele Tausend Reisende herüber- und hinüberzogen. Ueber jene Landenge ging, sobald sie für den Verkehr praktikabel gemacht wurde, auch der nächste Weg aus Europa und Nordamerika nach den Eilandfluren der Südsee.

Es begreift sich, daß man unter solchen Verhältnissen, die in jeder Beziehung einladend und vielversprechend erschienen, eine Eisenbahn bauete, welche die Reisedauer zwischen Aspinwall-Colon auf der Insel Manzanilla an der Navybai, also am Atlantischen Meere (der Caraibischen oder Antillen-See), und Panama am Großen Ocean auf drei bis vier Stunden abkürzte. Die Panamabahn wurde zu Anfang des Jahres 1855 eröffnet und zog von vornherein einen großartigen Verkehr an sich. Durch sie wurde der unbequeme und lästige Transit durch Nicaragua, welchen bis dahin viele Tausende von Menschen benutzt hatten, die nach und aus Californien zogen, lahm gelegt, und außerdem die Verbindung mit der Westküste Südamerikas erleichtert. Mit Vollendung der Bahn trat ein Umschwung im Welthandel für jene Gegend ein.

Panama wurde auch der Ausgangspunkt für eine Dampferlinie nach Australien, und man knüpfte an dieselbe große Erwartungen. Durch sie wurde, in Concurrenz mit den Dampfern der Peninsular and Oriental Compagnie, welche von Ceylon aus ihre Schiffe nach Australien laufen läßt, eine zweite Postverbindung dorthin aus und nach Europa hergestellt, und diese Linie erhielt von den Colonien Neusüdwales und Neuseeland Unterstützung durch Geldbeiträge. Die Dampfer gingen am zweiten jeden Monats von Sydney zunächst nach Wellington auf Neuseeland in 7 Fahrtagen, und von da über Oparo, der südlichsten Insel in der Gruppe der Australeilande, wo man Kohlen einnahm, in etwa 28 Tagen nach Panama. Post und Reisende wurden von hier rasch nach Colon-Aspinwall befördert; dort lag ein Dampfer bereit, welcher anfangs zunächst über St. Thomas, späterhin jedoch direct nach England befördert wurde. Die Gesellschaft besaß vortreffliche Schiffe, verrichtete den Dienst pünktlich, mußte aber trotzdem die Fahrten nach etwa anderthalb Jahren einstellen. Australien und Neuseeland lieferten nicht genug Frachten, welche die Bahn- und Umladekosten tragen konnten, und die Reisenden nach und von Europa haben zumeist den Weg über Suez vorgezogen, weil sie sich vor dem gelben Fieber fürchteten, von welchem bekanntlich der Panama-Isthmus oftmals heimgesucht wird. Die Hoffnung, Panama zum Ausgangspunkt einer Dampferlinie nach Australien zu machen, hat man völlig aufgeben müssen, und gegenwärtig, in der Mitte des Jahres 1871, sind zwischen San Francisco und Neuholland, über die Fidschi-Inseln

und Neuseeland, zwei Linien in vollem Betriebe. Man benutzt vermittelst derselben von Californien aus die Central-Pacific-Bahn durch Nordamerika und hat eine rasche Verbindung mit Europa auf diesem Wege.

Die Panamabahn leistete dem Verkehr wichtige Dienste; derselbe wuchs rasch an und sie hatte glänzende Einnahmen. Einem von der Gesellschaft veröffentlichten Berichte zufolge beförderte sie in den Jahren 1855 bis und mit 1866:

396,032 Fahrgäste.
501,278,748 Dollars Geld.
147,377,113 Dollars Silber.
5,130,010 Dollars Juwelen.
19,062,567 Dollars Papiergeld.
614,535 Tonnen Postgüter, Gepäck, Waaren, Kohlen &c.

Die höchste Ziffer der Fahrgäste, 46,976, fällt in das Jahr 1859, wogegen sie 1862 nur noch 26,420 betrug. Der Gütertransport nahm in jedem Jahre zu; während er 1856 erst 16,658 Tonnen betrug, hob sich 1866 die Ziffer auf 93,414 Tonnen. Kohlen wurden in dem letztgenannten Jahre 13,418 Tonnen befördert. Seitdem aber haben einerseits die Kohlengruben in Chile ihre Ausbeute gesteigert, andererseits bezieht Californien mehr und mehr Kohlen von der Quadra-Vancouver-Insel. Dann und wann ist auch Walfischthran auf der Bahn befördert worden; im Jahre 1867 zum Beispiel kamen zwei Walfischfahrer in Panama an und verluden dort ihren „Segen" nach Neuyork über Aspinwall, trotz der hohen Frachtsätze, weil sie nun in der Südsee bleiben konnten und nicht nöthig hatten, ihre Ladungen um das Cap Horn oder um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Hause zu bringen.

Die folgenden Ziffern können zeigen, wie der Verkehr auf der Bahn anwuchs und wie die Einnahme und der Reinertrag stiegen („Globus" XII, S. 30):

	Einnahmen.	Ausgaben.	Reinertrag.	
1856	1,360,741	530,249	830,492	Dollars.
1863	2,027,438	829,747	1,197,690	"
1866	2,424,977	1,208,364	1,216,613	"

Seitdem ist das Unternehmen zurückgegangen und in der Mitte des Jahres 1871 war die Gesellschaft in so schlimme Verhältnisse gerathen, daß sie sich veranlaßt sah, den größten Theil ihrer Beamten zu entlassen und dem Rest derselben den Gehalt zu verkürzen. Alles ist im Verfall, als Folge des Monopolgeistes, der Nachlässigkeit und Trägheit. Und gerade während der letztverflossenen Jahre wären Umsicht, Thätigkeit und Energie doppelt von Nöthen gewesen, weil die Verkehrsverhältnisse eine durchgreifende Umwandelung erfuhren. Die Panamabahn, welche so manches Jahr hindurch factisch ein Monopol besessen und dasselbe durch hohen Ansatz der Fahrpreise und Frachten gründlich ausbeutete, hätte manchen Verlust abwenden und die Concurrenz halten können, wenn sie, wie die Kaufleute sich ausdrücken, „coulant" gewesen wäre. Es wäre ihr immerhin ein bedeutender Verkehr sicher geblieben, und auf eine gute Dividende wäre nach wie vor zu rechnen gewesen, wenn sie die Frachtpreise ermäßigt und sich Mühe gegeben hätte, dem Handel, so viel in ihren Kräften stand, Erleichterung zu verschaffen. Es scheint aber, als ob man in Neuyork, wo der Sitz der Verwaltung ist, die Dinge gehen ließ, wie sie wollten, und nichts that, um Verfall und Schaden abzuwenden, obwohl drohende Anzeichen auch für blöde Augen sichtbar waren.

In allen Staaten Centralamerikas hat man sich, mit einer Art von Inbrunst möchte ich sagen, darauf geworfen, beide Oceane durch Canäle oder Eisenbahnen oder wo möglich durch beide mit einander zu verbinden. Die einen wie die anderen sind gegenwärtig noch im Stadium der Projecte, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß vor Ablauf von fünf bis zehn Jahren mindestens drei Schienenwege vollendet sein werden, und daß somit, die Panamabahn eingerechnet, die Region zwischen dem Golfe von Darien und dem Busen von Tehuantepec von vier Bahnlinien durchzogen sein wird. Europäische, nordamerikanische und einheimische Capitalien wirken zusammen, um ein solches Ergebniß herbeizuführen. Costarica denkt nun ernstlich daran, eine Bahn von der trefflichen Limonbai am atlantischen Gestade nach Punta Arenas an der Südsee zu bauen. In Honduras wird an dem Schienenwege von Puerto Cortez (Puerto Cavallos) an der atlantischen Seite bereits gearbeitet; der pacifische Endpunkt soll an der Fonsecabai liegen, welche mehrere der schönsten und sichersten Häfen bildet. Weiter nach Norden hin, im mexicanischen Gebiete, ist der Bau einer Bahn von Minatitlan, oberhalb der Mündung des Goazacoalcos in den mexicanischen Meerbusen, nach einem Endpunkte an der Bai von Ventosa nun gesichert. Die Vermessungen zu einer solchen waren schon 1852 von Barnard und Williams vollendet worden, die Ausführung ist jedoch, wegen der unablässigen Unruhen und politischen Wirren in Mexico, stets verschoben worden. Gegenwärtig, 1871, hat im Auftrage der nordamerikanischen und der mexicanischen Regierung der amerikanische Ingenieur Schufeldt die Landenge von Tehuantepec abermals erforscht zu dem doppelten Zwecke der Anlage eines Canals und einer Eisenbahn, und sein Bericht ist, namentlich was die letztere anbetrifft, günstig ausgefallen.

Die Ausführung der Bahnen ist über kurz oder lang sicher; jene der Canalprojecte dagegen wird zum größten Theil auf Hindernisse aller Art stoßen. Sollte das eine oder andere, was mehr als zweifelhaft ist, zur Verwirklichung gelangen, so wird es doch niemals dem Bedürfnisse des großen Welthandels genügen. Dieser verlangt ganz unbedingt einen großen und breiten Canal mit einer Wassertiefe von mindestens 30 und mehr Fuß, und vor allen Dingen ohne Schleusen. Ein solcher Canal ist auf keinem Punkte Centralamerikas herzustellen, weder auf dem Isthmus von Tehuantepec, wo eine Wasserscheide von 684 Fuß vermittelst 80 Schleusen zu überwinden wäre, noch in Nicaragua und eben so wenig, wie neuerdings Selfridge's Erforschung des Atrato, des Truando, Tuyra und Napipi gezeigt hat, auf der Landenge von Darien. Hier würden, von den Schleusen abgesehen, überall meilenlange Tunnels gebaut werden müssen. Seit Vollendung des Suezcanals, der alle von Lesseps aufgestellten, windigen Behauptungen und Hoffnungen nicht rechtfertigt, der kaum seine Unterhaltungs- und Betriebskosten deckt und dessen Actionäre ihr Geld eingebüßt haben, ist eine Art von Canalkrankheit in die Menschen gefahren, welche manchmal fieberhaft austritt. Es ist allerdings löblich, einem großen Ziele nachzustreben, aber hier liegen die Dinge so klar vor, daß eine Täuschung kaum möglich ist. So viel aber bleibt sicher und erfreulich genug, daß die Wissenschaft durch die Forschungsexpeditionen Gewinn hat.

Man wird sich also in Centralamerika, wenigstens auf lange Zeit hinaus, mit Eisenbahnen begnügen müssen. Sie können nur ein dürftiges Surrogat für interoceanische Canäle ohne Schleusen bilden, werden aber, wie sich bei der Panamabahn gezeigt hat, für den Verkehr von großem Belang sein. Die letztere hätte, bei verständigem Betriebe und so lange die projectirten Concurrenzwege noch nicht hergestellt waren, nach wie vor gute Geschäfte machen können, sie hat jedoch ihr Monopol selber preisgegeben. Gegenwärtig (Anfangs August 1871) liegen die Dinge folgendermaßen.

Vor etwa drei Jahren schloß die Gesellschaft einen Vertrag ab mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Columbia (d. h. Neugranadas, zu welchem der Staat Istmo

oder Panama gehört), um sich ihr Privilegium auf 99 Jahre verlängern zu lassen. Sie zahlte dafür eine Million Dollars und übernahm außerdem die Verpflichtung, jener Regierung alljährlich eine Summe von 250,000 Dollars, in vierteljährlicher Vorausbezahlung, abzugeben. Jetzt hat sie im Monate Mai erklärt, daß sie außer Stande sei, in dieser Beziehung ihrer Verpflichtung nachzukommen. Sie sucht um eine Abänderung des Vertrages nach und erbietet sich, statt jener festen Summe gewisse Procente vom Reinertrage zu verabfolgen.

Abgesehen von der schlechten Betriebsverwaltung und dem falschen System, haben zwei Umstände dazu beigetragen, den Verkehr auf der Panamabahn so sehr zu vermindern, daß derselbe schon jetzt verhältnißmäßig unbedeutend geworden ist: einmal die Herstellung einer Dampferlinie von Valparaiso in Chile durch die Magellansstraße nach Liverpool, sodann die Eröffnung der nordamerikanischen Pacificbahn. Die erstere hat zum großen Theil den Verkehr der Westküste Südamerikas an sich gezogen, die letztere jenen der Westküste Nordamerikas.

Der erstern entlang fahren von Panama bis Valparaiso die Dampfer der Pacific Steam Navigation Company, von welcher die Bahn eine große Menge Güter und Passagiere erhielt, während andererseits von Osten her der Verkehr nach dem westlichen Südamerika gleichfalls vorzugsweise über Aspinwall-Panama stattfand. Wie beträchtlich dieser Verkehr war, ergiebt sich aus nachstehenden Ziffern, welche ich in einer Correspondenz aus Panama vom 20. Juni finde.

Jene Dampfer lieferten von der Westküste Südamerikas der Bahn zur Beförderung nach Europa:

1868 am 5. März 7753 Colli und am 5. März 1870 nur 223 Colli.

1869 am 3. April 8348 Colli und am 3. April 1870 nur 187 Colli.

1869 am 20. Mai 5424 Colli und am 20. Mai 1870 nur 496 Colli.

Die Gesellschaft der Pacific Steam Navigation hatte sich alle Mühe gegeben, von der Panamagesellschaft Milderung des Monopolwesens, Erleichterungen für den Verkehr und geringere Frachtsätze zu erlangen, doch sind alle ihre Bemühungen vergeblich gewesen. Sie beschloß deshalb, ihrerseits zweckmäßige Mittel zu ergreifen, um für ihren Verkehr die Bahn lahm zu legen und überflüssig zu machen. Die eben angeführten Zahlen beweisen, wie sehr ihr das gelungen ist. Sie brachte vom 1. Mai 1868 zunächst vier Dampfer in Fahrt, welche eine monatliche Verbindung zwischen Valparaiso und Liverpool herstellten. Dieselben fahren, wie bemerkt, durch die Magellansstraße und, wie ich soeben lese, sind alle Vorkehrungen getroffen, um von 1872 an eine halbmonatliche Verbindung zu ermöglichen. Nun hat diese Linie schon den größten Theil des Handels der Westküste, von Guayaquil, dem Haupthafen Ecuadors, im Norden und der peruanischen Küste, welcher bis 1869 zumeist über Panama ging, an sich gezogen; Cacao aus Ecuador wird jetzt nach Europa durch die Magellansstraße verschifft. An der Küste Centralamerikas gestalten sich die Dinge so, daß der Kaffee aus Costarica nicht den Weg über die Bahn nimmt, weil dieselbe zu hohe Frachtpreise stellt, sondern zumeist in Segelschiffen um das Cap Horn geht. So erklärt sich, daß die jüngste halbjährliche Dividende der Bahn auf nur 3 Procent gesunken war, und daß man glauben konnte, dieselbe sei auch nur eine Scheindividende gewesen. Stand der Actien 52 Dollars!

Auch der Verkehr von und nach der Nordwestküste ist zum großen Theil für die Bahn verloren. Von Panama bis San Francisco fahren die Dampfer der Pacific mail line, welche bisher aus und nach Californien der Bahn eine Menge von Gütern und Fahrgästen zum Transit lieferten. Dieser hat großen Abbruch erlitten, seitdem die Central-Pacific-Bahn ihren Betrieb eröffnete, und von San Francisco aus, wie schon erwähnt, zwei Dampferlinien nach und von Australien in Thätigkeit sind. Nun hat die Gesellschaft jener Pacific-Bahn, welche über große Capitalien verfügt, die Absicht, sämmtliche Dampfer der Pacific mail line anzukaufen und den Betrieb derselben in ihre eigene Hand zu nehmen. Sie bezweckt damit, den gesammten Handel der Westküste von Punta Arenas in Costarica im Süden, überall in Centralamerika und Mexico nach San Francisco zu ziehen, und von dort die Güter aus und nach den verschiedenen Häfen dieser langen Gestaderegion der Pacific-Bahn zuzuführen. Sie würde also an der Nordwestküste genau so verfahren, wie die Pacific Steam Navigation, welche, wie schon gesagt, den Handel der Häfen an der Südwestküste, von Guayaquil an, der magellanischen Dampferlinie zuführt.

Aus alle dem erklärt sich leicht, daß die Panamabahn schwere Einbuße erleidet und in ihrem Verkehr zurückgeht. Ihre frühere Bedeutung ist verloren, sie kann aber, bei verständiger Leitung und wenn sie die Frachtsätze niedriger stellt, immerhin einen Theil des frühern Waarenzuges wieder an sich bringen. Gegenwärtig sind jedoch die Zustände im Staate Istmo überaus kläglich; daß die politischen Verhältnisse desselben durchaus zerrüttet sind und in jedem Jahre mindestens eine Revolution stattfindet, daß ferner die Einwohnerschaft zu nicht geringem Theil aus dem Abschaum westindischer Neger, träger, halb weißer Creolen und anderen Mischlingen, zumeist verworfenem Gesindel, besteht, weiß Jedermann. Die neueste Revolution hat vom Herbst 1870 bis in den Frühsommer 1871 gespielt. Dieser „politische Fandango" ist nun vorerst ausgetanzt worden, und die Tänzer, d. h. die Revolutionssoldaten, sind in ihre Hütten zurückgekehrt. Aber der Staat hat kein Geld, seine Zolleinnahmen sind längst verpfändet, er steckt tief in Schulden, und es ist kennzeichnend, daß er die paar Volksschullehrer, welche doch ärmlich genug besoldet sind, eben so wenig bezahlen kann, wie die Rechnungen der Gasbeleuchtungsgesellschaft, welche einige tausend Dollars betragen.

Seit Eröffnung der Bahn kam neues Leben in die bis dahin verödet liegende Stadt Panama; die Zahl auswärtiger Handlungshäuser nahm zu, die Capitalien drängten sich herbei, die Geschäfte gewannen großen Aufschwung. Gegenwärtig haben die größeren Geschäfte ihre Comptoire geschlossen und in den Waarenbuden stellen sich keine Käufer ein; Alles ist wieder Verfall. Im Anfange des Juni brachte ein großer Dampfer eine Anzahl von Einkäufern aus Buenaventura; sie waren aus verschiedenen Gegenden des südlichen Neugranada, namentlich aus dem Caucathale gekommen, um sich mit dem nöthigen Waarenbedarf zu versorgen. Aber sie fanden die Läden so dürftig assortirt, daß sie sich genöthigt sahen, ihre Aufträge nach Europa und Neuyork zu geben; noch 1869 waren alle Magazine in Panama so reichlich gefüllt, daß sie den Waarenbedarf von ganz Centralamerika bequem decken konnten, — jetzt hatte, im Mai, das letzte Ellenwaarengeschäft die Stadt verlassen. Man begreift, daß unter solchen Umständen der Werth des liegenden Eigenthums gesunken ist, im Laufe der sechs ersten Monate dieses Jahres um mindestens 33 Procent; während noch 1868 weder für Geld noch für gute Worte ein Magazin, Laden oder Haus zu bekommen war, stehen jetzt viele Wohnungen leer und die Volksmenge vermindert sich mit jeder Woche.

Der Verfall also ist da. Ich finde nun in verschiedenen

Neuyorker Blättern die Angabe, daß die Eisenbahncompagnie mit dem Plan umgehe, ihrerseits einen Canal durch die Landenge von Panama zu graben. Die Sache wird wohl auf ein luftiges Project hinauslaufen, weil dieser Isthmus für einen Wasserweg von Ocean zu Ocean nicht weniger Schwierigkeiten und einen eben so bedeutenden Kostenaufwand in Anspruch nehmen würde, wie die übrigen Punkte, welche man für die Herstellung eines interoceanischen Canals ins Auge gefaßt hat. Im besten Falle würde ein Panamacanal nicht vor Ende unsers Jahrhunderts herzustellen sein, und bis dahin sind ohne Zweifel nicht bloß die verschiedenen Bahnen in Centralamerika von Meer zu Meer längst vollendet, sondern auch Nordamerika wird, neben der centralen Pacificbahn, auch noch eine nördliche und eine südliche Pacificbahn vollendet haben. Und was den Panama-Schienenweg betrifft, so würde derselbe durch einen parallel mit ihr laufenden Canal völlig entwerthet werden.

Aus allen Erdtheilen.

Australien und die Südsee.

Der Gouverneur von Neusüdwales hat an die Londoner Regierung das Gesuch um Annexion der Fidschi-Inseln gestellt. England lehnte vor nun etwa zehn Jahren eine solche ab; jenes Gesuch ist aber lediglich eine Formalität, denn thatsächlich ist die schöne Eilandgruppe schon im Besitze der Australier. — Inzwischen sind die Eingeborenen wieder einmal in Fehde unter einander, und das Menschenfressen geht lustig im Schwange, namentlich bei dem Levani-Stamme. Dieser galt bisher für gut christlich; jetzt verzehrt er alle braunen Christen, die in seine Hände fallen; weiße Leute hat er bisher noch nicht verspeist. Der vielgenannte „König" Thakambau von Lewuka, der vor zwanzig Jahren selber noch Cannibale war, ist im Juni gegen seine Menschen fressenden Landsleute ins Feld gerückt.

Neusüdwales wurde im Mai wieder einmal von verheerenden Wasserfluthen heimgesucht. — Unter den Schafen war eine Seuche ausgebrochen, welche das Vieh zu Tausenden hinraffte. Die Krankheitsform war bis dahin unbekannt gewesen und man wußte kein Gegenmittel. — Die jüngste Zählung ergiebt für die Colonie 502,000 Seelen.

In Victoria war die Strafe des Auspeitschens abgeschafft worden. Seitdem haben sich jedoch so viele Uebelstände ergeben und die Verbrecher sind so frech geworden, daß die Regierung sich veranlaßt sah, auf Wiedereinführung derselben zu dringen.

In Südaustralien sind, im Innern, die Wasserfluthen so heftig gewesen, daß man einige Wochen lang die Arbeiten am Telegraphenbau nach Norden hin einstellen mußte.

In Neuseeland ist wieder ein heftiges Goldfieber ausgebrochen, seitdem das Caledonia Riff „eine ganz ungeheure Ausbeute" giebt.

Ueber die Einwanderung nach Australien und Neuseeland sind zu Anfang August in London amtliche Angaben veröffentlicht worden. Dieselbe hat 1870 nur 17,065 Köpfe betragen. Davon gingen nach Neusüdwales 1043, — Queensland 2593, — Victoria 9103, — Südaustralien 311, — Westaustralien 56, — Tasmanien 27, — Neuseeland 3932. — Für frühere Jahre stellen sich folgende Ziffern heraus: 1863: 36,439, — 1864: 23,877, — 1865: 20,218, — 1866: 7,032, — 1867: 2599, — 1868: 4256, — 1869: 2164. Jene Colonien haben im Laufe von acht Jahren also nur etwa 113,000 Einwanderer aus Europa erhalten, weniger als halb so viele, wie Neuyork in einem einzigen Jahre erhält.

Aus Nordamerika.

Die Baumwollenfabrikation zu Fall River im Staate Massachusetts hat einen großartigen Aufschwung genommen. Im Jahre 1860 befanden sich dort 192,620 Spindeln, die ein Capital von 2,260,000 Dollars repräsentirten und jährlich etwa 45⅓ Millionen Yards Zeug lieferten. Damals zählte die Stadt 13,200 Seelen. Jetzt hat sie 27,101 Seelen, 552,237 Spindeln, die ein Capital von 6,740,000 Dollars repräsentiren; man fabricirt 132,865,000 Yards Zeug, verbraucht 25 Millionen Pfund Baumwolle, 36,000 Tons Kohlen, 52,000 Gallonen Oel und 730,000 Pfund Stärke. Die Druckereien bedrucken etwa 75,000,000 Yards Callico. Außerdem hat die Stadt eine große Wollspinnerei und großartige Eisenwerke. — Einem Berichte des Arbeitsbureaus zufolge sind in den 80 Baumwollen- und Wollenfabriken von Massachusetts etwas mehr als 25,000 Personen beschäftigt, wovon mehr als 14,000 weiblich, 5700 „junge Personen" beiderlei Geschlechts und 1300 Kinder, also etwa zwei Drittel sind Frauen, junge Personen und Kinder!

Minnesota ist in raschem Aufblühen; gegenwärtig sind 1,878,000 Acres mit Getreide bestellt und man berechnet die Weizenernte auf 22,000,000 Buschel. Die Einwanderung ist stärker als je zuvor und die Ansiedler sind schon bis an den Ottertail-See vorgedrungen. Die Nordpacific-Bahn durchzieht das Land, in welchem nach allen Richtungen hin Zweigbahnen gebaut werden. Mit der Zunahme der Ansiedelungen und des Anbaues hat eine wesentliche Veränderung im Klima stattgefunden; die Winter sind milder, die Zeit des Wachsthums der Pflanzen ist länger geworden. Wenn diese Umwandelung, welche man seit nun vier Jahren bemerkt hat, ihren Fortgang nimmt, so wird nach einiger Zeit der Theil von Minnesota, welcher zwischen der Südgrenze des Staates und der Nordpacific-Bahn liegt, wohl ein ähnliches Klima bekommen, wie das nördliche Illinois und das südliche Wisconsin.

Der Staat Iowa, der von 1838 bis 1846 Territorium war, hatte 1860 schon 674,913 Einwohner und 1870 schon 1,190,845, unter denen mehr als ein Drittel Deutsche. Sein Wohlstand hat sich rasch gehoben. Im Jahre 1870 exportirte er 129,253 Häupter Rindvieh, 524,119 Schweine, 78,465 Schafe und Hämmel, 15,321,842 Buschel Weizen, 1866 erst 4,749,440. Neuerdings ist Iowa ein Hauptziel für die Einwanderung der Norweger geworden, die als solide, fleißige Leute sehr gern gesehen sind und einen höchst vortheilhaften Gegensatz zu den turbulenten Irländern bilden.

Chicago in Illinois gedenkt „den Theehandel zu revolutioniren". Auf dem Seewege von Yokohama nach Neuyork trägt das Pfund Thee 5¼ Cent Fracht, eher etwas mehr, wie weniger. Kaufleute in Chicago trafen nun mit der Central- und der Union-Pacific-Bahn ein Uebereinkommen, welches ihnen ermöglicht, das Pfund Thee für 4½ Cent Fracht in ihre Magazine zu legen. Der Thee kommt aus Japan nach Chicago über San Francisco und auf der großen Bahn in 40 Tagen; nach Neuyork braucht er, über Suez, 120 Tage. Die Chicagoer haben nun ihre Agenturen in Yokohama; sie bezogen in den Monaten März und April von dort 25,000 Kisten Thee, je zu 60 Pfund, während außerdem etwa 50,000 Kisten in Transit nach Neuyork und anderen Plätzen gingen. — Bei Shawneetown ist eine sehr ergiebige Bleigrube aufgefunden worden.

Vor etwa drei Jahren ließ die Stadt Chicago auf ihre

Kosten Arbeiten beginnen, um den höchsten Punkt des Illinois- und Michigan-Canales zu vertiefen. Es handelte sich darum, das Wasser des Michigan-Sees in den Illinois-Fluß zu leiten, welcher in den Mississippi fällt. Im Juli war das Werk nahezu vollendet.

Das größte Floß, welches jemals auf dem Mississippi geschwommen, kam am 20. Juni bei der Stadt La Crosse in Wisconsin vorüber. Dasselbe hielt 2,207,150 Fuß Holz in Blöcken, Balken, Latten und Schindeln. In den nordwestlichen Staaten geht die Waldverwüstung rasch vorwärts und in einzelnen Gegenden beklagt man sich bereits über Holzmangel. Eine rationelle Waldwirthschaft ist in den Vereinigten Staaten nicht vorhanden.

Die große Brücke über den Missouri bei St. Charles, etwa 20 Miles von St. Louis entfernt, ist Anfangs Juni für die Nord-Missouribahn dem Betrieb übergeben worden. Der Bau begann im August 1868 und war am 23. Mai vollendet. Die Pfeiler sind von Stein, das Uebrige ist von Eisen, die sieben Spannungen haben zwischen 306 und 321 Fuß. Die Probe der Haltbarkeit wurde damit gemacht, daß man auf jede Spannung sechs der schwersten Locomotiven mit Tendern brachte; die Senkung betrug in der Mitte etwa 4 Zoll. Der Bau hat ungefähr 2 Millionen Dollars gekostet.

Zu Cincinnati in Ohio werden die Communalschulen gegenwärtig von 19,550 Kindern besucht; von diesen erhalten 10,444 Unterricht auch in deutscher Sprache.

Texas hat unter allen Staaten der Union den beträchtlichsten Rindviehstand: 950,000 Ochsen und Bullen, etwa 1 Million Kühe, 1,900,000 Häupter Jungvieh. Diese Herden schweifen über einen weiten Raum, der mindestens 152,000,000 Acres groß ist, namentlich an den Flüssen Nueces, Rio Grande, Guadalupe, San Antonio, Colorado, Leon, Brazos, Trinity, Sabine und Red River. Texas hat für Ansiedler Land in Hülle und Fülle. Es ist jüngst nachgewiesen worden, daß mehr als 100,000,000 Acres fruchtbaren Bodens im Besitze von Leuten sich befinden, welche aus verschiedenen Gründen gern verkaufen wollen oder auch müssen. Reichlich die Hälfte alles Ackerlandes im Staate ist für 50 Cents bis 2 Dollars für den Acker käuflich.

In Alaska und auf den Aleutischen Inseln sind ergiebige Kohlenlager und zwar in der Nähe guter Häfen entdeckt worden. In San Francisco sind sofort Capitalisten zusammengetreten, um dieselben im großen Maßstabe auszubeuten.

* * *

— Capitän Hall hat seine arktische Expedition am 19. Juli von St. Johns, Neufundland, aus, wo er 10 Tage lang verweilt hatte, angetreten. Das Schiff „Polaris" war mit allem Nöthigen vortrefflich ausgerüstet.

— Georg Schweinfurth ist von seiner Reise aus Innerafrika, auf welcher er namentlich das Land der Niam Niam erforschte, glücklich zurückgekehrt. Er hatte Chartum erreicht und war zu Anfang August auf dem Wege von dort nach Kairo und Europa. — Auch Freiherr von Maltzan ist aus Südarabien zurück. Er hat unter den Stämmen im Hadramaut interessante ethnographische Beobachtungen gemacht, eine Karte von Gegenden entworfen, die bisher unbekannt waren, mehrere himjaritische Inschriften und Münzen 2c. gefunden, überhaupt Resultate erzielt, welche die Wissenschaft bereichern. Wir werden eine Uebersicht derselben mittheilen.

— Die Polen in Preußisch-Schlesien. Die „Schlesische Zeitung" macht auf die Thatsache der seit dreißig Jahren immer mehr um sich greifenden Polonisirung und Katholisirung Oberschlesiens aufmerksam. Der größte Theil der von Friedrich dem Großen in Oberschlesien angelegten deutschen Colonien sei bereits polonisirt. In größeren Gemeinden, die noch vor dreißig Jahren überwiegend deutsch waren, werde jetzt nur noch polnisch gesprochen, und zwar in dem Idiom der Wasserpolacken. Viele Dominien, welche ehemals deutsche Besitzer hatten, seien in den Händen katholischer Polen. Volksschulen, welche sonst ausschließlich von deutschen Lehrern besorgt wurden, seien nun mit polnischen Lehrern besetzt, die mit den Kindern nur polnisch verkehren, statt sie Deutsch zu lehren. Aber freilich werde es sogar amtlich für „unpädagogisch und naturwidrig" erklärt, die Kinder gleich beim Eintritte in die Schule zu veranlassen, Deutsch zu lernen. Selbst in protestantischen Kirchen werde mehr polnisch als deutsch gepredigt. In utraquistischen Seminarien werde bloß das Polnische gepflegt, und oberschlesische Studenten treten an der Universität in rein polnische Verbindungen. Der Einsender fordert die preußische Regierung auf, in Oberschlesien eben so energisch zu germanisiren wie in Posen. Man möge dabei von aller „romantisch-sentimentalen Schwärmerei" für derartige nationale Bestrebungen absehen, auch wenn gerade gegen eine Generation etwas hart verfahren werden müsse. Man führe den Sprachenzwang in den Volksschulen ein, verbiete den Lehrern, nur polnisch zu unterrichten, beurtheile ihre Tüchtigkeit nach dem Maße, wie ihre Schüler Deutsch verstehen, schaffe die polnischen Predigten ab, suche selbst durch Opfer Deutsche zum Kaufe der Dominien heranzuziehen, verpachte die Staatsdominien nur an Deutsche und betrachte überhaupt das Polnische als ein in Preußen „auf den Aussterbe-Etat gesetztes Idiom", die deutsche Sprache aber als jene, die jeder Preuße zu lernen und zu sprechen die Pflicht hat. Man möge schließlich den verderblichen Irrthum aufgeben, daß der König von Preußen auch „Polen" zu Unterthanen habe, und möge dafür sorgen, daß alle Preußen preußisch, das heißt deutsch, sprechen und denken lernen.

— Hafenbehörden sollten eigentlich etwas von Geographie verstehen. Der früher oft genannte englische Nationalökonom Senior erzählt in seinen Tagebüchern Folgendes. In Neapel mußte ein Schiff, das aus Boston kam, 21 Tage Quarantäne halten, weil ein Cholerafall in Neuorleans vorgekommen war. Als der Capitän dagegen einwandte, daß beide Städte 2000 Miles auseinander lägen, antworteten die Sanitätsbehörden des Hafens: „Auf derlei spitzfindige Unterschiede können wir uns nicht einlassen." Es blieb bei der Quarantäne.

— Eine neue Wellingtonia gigantea, die größte von allen, ist bei Visalia im südlichen Californien entdeckt worden. Ihr Stamm mißt 40 Fuß 4 Zoll im Durchmesser! Er übertrifft somit noch um sieben Fuß den Durchmesser der bisher bekannten größten Exemplare, die auf der Sierra Nevada an den Quellen des Stanislaus und San Antonio wachsen. Ein Abschnitt einer solchen Mammuthkiefer ist jetzt in Cincinnati ausgestellt: er ist nur 14 Fuß hoch, hat aber 76 Fuß Umfang. Dieser Abschnitt stammt aus dem Walde bei Mariposa; sein Transport in einzelnen Sectionen bis zur Eisenbahnstation Stockton fand auf drei Riesenwagen statt, die von 34 Ochsen gezogen wurden.

— Wir brachten von Seiten eines Correspondenten aus Ostpreußen neulich (S. 48) die Notiz, daß bei Braunsberg das Skelett eines Mammuth gefunden worden sei. Jetzt wird uns, zur Berichtigung, gemeldet, daß es sich um Bärenknochen handle. Nach Professor Müller sei der Bärenschädel, dessen Länge 17 Zoll betrage, in dem Bette des Flüßchens Walsch gefunden und mit anderen Knochen ans Ufer geworfen worden. Die meisten derselben sind an einen Händler übergegangen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Thierleben auf der Halbinsel Florida.

I.

Die Cypressensümpfe und ihr Pflanzenwuchs. — Eigenthümliche Bildung der Cypressen. — Ein Normalsumpf und dessen Insassen. — Allerlei Kämpfe um das Dasein zwischen Glanzkäfer, Kröte, Schlange, Storch und Pelikan. — Mikroskopische Schwämme. — Kongoratten und Kinkajou. — Schwimmende Wiesen im Dunn-See. — Fischfang der Pelikane.

Die Halbinsel Florida erhebt sich an keinem Punkte bis zu 300 Fuß über dem Meere. Ihre Bodengestaltung ist von eigenthümlicher Art. Vor beiden Küsten liegen Strandlagunen und im Süden und Südwesten sind dieselben von Korallenklippen und Eilanden umsäumt, den sogenannten Keys (Cayes). Der südliche Theil ist zum großen Theil mit Wasser bedeckt; die sogenannten Everglades erstrecken sich vom südlichen Theile des Okechobee-Sees etwa 90 englische Meilen nach Süden hin und sind 30 bis 50 Miles breit. Sie bilden eine Wüste süßen Wassers, das bis zu 6 Fuß Tiefe hat. Ein Theil dieser Fläche, welche etwa 8 Millionen Acres einnimmt, liegt mehrere Monate im Jahre trocken; Tausende von kleinen Inseln erheben sich allesammt nur wenige Fuß über die Wasserfläche. Die sogenannten High-Hammocks sind höher liegende Bodenstrecken, welche nicht überschwemmt werden; sie sind vielfach mit Eichen, Magnolien und Sassafras bestanden; die tiefer liegenden Hammocks (Low-Hammocks) sind der Ueberschwemmung ausgesetzt; manche derselben können entwässert und dann zum Zuckerbau benutzt werden. Den Stromufern entlang ziehen sich Savannen, Wiesengründe, welche in trockenen Jahren anbaufähig sind und Reis liefern. Einige Flüsse verschwinden plötzlich im Boden, andere dagegen dringen sofort mit großer Mächtigkeit aus dem Boden hervor, z. B. der Wakulla, welcher gleich von seiner Quelle an schiffbar ist. Kennzeichnend für manche Gegenden Floridas sind auch die sogenannten Swamps, ausgedehnte Moräste, die zumeist mit Cypressen bestanden sind. Wir wollen dem Naturforscher Poussielgue, den wir schon auf seinen Wanderungen am Strande, auf den Savannen und auf seinen Stromfahrten begleitet haben*), in einen dieser Cypressenwälder folgen. Die Abbildung eines solchen gaben wir schon Band XIX, S. 373.

Der sogenannte Große Cypressenswamp bietet einen wahrhaft überraschenden Anblick dar, und wer zum ersten Male die geradezu seltsame Vegetation in demselben sieht, ist vor Erstaunen außer sich. Er findet, daß eine weite, grüne Ebene sich auf Tausende von natürlichen Säulen stützt und durch eine unzählige Menge von Baumschirmen gebildet wird. Im Cypressenswamp ist es nicht etwa dunkel, wie in den Fichtenwäldern Floridas, denn das Blätterwerk der Cypresse ist so fein und von so zartem Grün, und entfaltet sich in einer so beträchtlichen Höhe, daß der Schatten so zu sagen einer Wolke gleicht, durch welche das Sonnenlicht gemäßigt wird. Bis zu einer Höhe von etwa 20 Fuß ist die Cypresse im Sumpf gebogen, verknorrt und verkrümmt und allemal hohl; der gewaltige Stamm wird durch Pfeiler gestützt, die ihn rundum flankiren und in ihren Zwischenräumen förm-

*) „Globus" XVI, Nr. 7 u. 8; XIX, Nr. 22, 23 u. 24.



Thiere im Cypressensumpfe.

liche Höhlen bilden. Die Wurzeln könnte man mit Riesenschlangen vergleichen; sie erstrecken sich weit hin unter dem Wasser, aus welchem sie an manchen Stellen hervortauchen. An solchen Stellen bilden sie Knorren, welche mit den Jahren einen mächtigen Umfang gewinnen. Man bezeichnet dieselben im Lande als Cypressenkniee, und die Leute verfertigen Bienenstöcke und Hühnerkäfiche aus denselben. Aus diesem halbverfaulten Holze, diesem Gewirr von Wurzeln und Knorren ragt dann eine kräftige, schöne Säule empor, ein gewaltiger Stamm von rothem, wohlriechendem Holze, kerzengerade bis zu einer Höhe von mehr als 100 Fuß, ehe ein Ast zu bemerken ist. Dann erst verzweigt er sich und bildet eine flache, horizontale Krone. Die Kronen der Bäume berühren einander und bilden dergestalt, hoch in der Luft, eine ausgedehnte grüne Decke. Der Wald steht im Wasser, für welches der Boden dieser Cypressenswamps undurchdringlich ist, und das Regenwasser bleibt das ganze Jahr hindurch stehen. Auch in der trocknen Jahreszeit kann man nur vorsichtig und unter Anleitung ortskundiger Männer in einen solchen Wald sich wagen. Viele Stellen, welche trocken zu liegen scheinen, sind verrätherisch, und wer in den mit einer leichten grünen Decke überzogenen Sumpf einsinkt, sei es Roß oder Mensch, ist verloren. Oft wird der Pfad durch mächtige Wurzeln versperrt und man hat Mühe, über dieselben hinweg zu klettern.

Hin und wieder findet man Anhäufungen von Sand, welche trockene Lagerplätze bilden. Poussielgue fand eine solche Stelle dicht neben einer Strecke, welche recht eigentlich einen Normalsumpf bildete. Ueberall stand Wasser, das zum Theil tief war; der Pflanzenwuchs zeigte nur schwärzliche Flechten und mikroskopische Schwämme (Trochiscus), welche dem Wasser eine dunkele Purpurfärbung gaben. Wenn irgend ein Kriechthier sich in demselben bewegte, dann nahm dieses unreine Naß alle Farben des Regenbogens an, und es stieg ein verpestender Phosphorgeruch aus demselben empor. Dieses Wasser ist eigentlich ein dünner Brei, der aus Zersetzung thierischer und vegetabilischer Stoffe gebildet wird. Auf dem alten Cypressenholze wächst eine Orchidee, Arpophyllum spinosum, eine traurige Schmarotzerpflanze mit dütenartigen Blättern und weißbläulichen Blüthen, die wie kleine Todtenköpfe aussehen und einen Leichengeruch verbreiten. Die Cypressen selber sehen kümmerlich und krankhaft aus; die schwarze Rinde ist wie räudig und zerbröckelt zwischen den Fingern wie Staub. Hin und wieder hängen lange, silbergraue Moose herab, welche Spinnfäden gleichen.

Beobachten wir das Thierleben in diesem Cypressenwalde; die Gelegenheit dazu war für Poussielgue in jeder Beziehung günstig. Frösche, Schildkröten und Salamander stellten den auf dem Wasser schwimmenden Larven nach; Ratten und Eichhörnchen steckten die Köpfe aus den Löchern, und die grünen Papageien thaten sich eine Güte an den Cypressenkernen. Jetzt war ein dumpfes Geräusch zu vernehmen; es rührte von braunen Pelikanen her. Diese mächtigen Vögel schweiften ein paar Minuten über dem Walde hin, schlugen sieben oder acht Mal mit ihren gewaltigen Flügeln an einander und ließen sich dann auf den Bäumen nieder; sie behalten trotz ihrer Schwimmfüße festen Sitz auf denselben. Bald nachher kamen in kleinen Schaaren Störche und Straußkraniche, sodann Schwärme von Möven und Seeraben.

Nun wurde ein eigenthümliches Drama aufgeführt. Von dem eben erwähnten Sandhügel aus hatte der Naturforscher über eine nasse Stelle hinweg vollen Einblick in das Wurzel-, Knorren- und Höhlengewirr einer alten hohlen Cypresse. Die einzelnen Geschosse oder Stockwerke derselben waren von Insassen verschiedener Art bewohnt, die eigentlich nicht dazu angethan waren, gute Nachbarschaft zu halten.

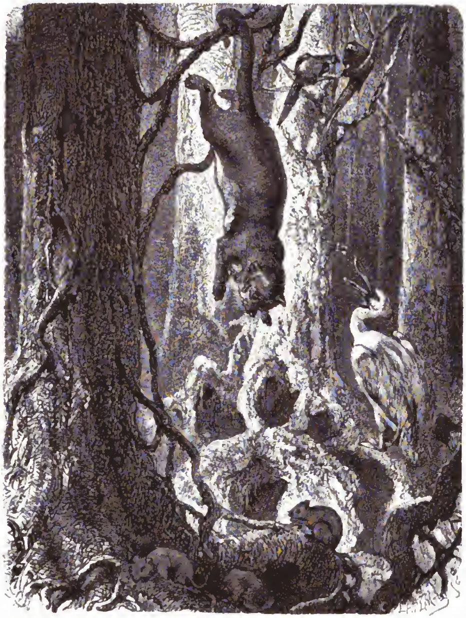
Ein Wurzelknorren bildete ein von stehendem Wasser umgebenes Eiland; über jenem Knorren befand sich eine Höhle mit zwei Gemächern, die nach beiden Seiten hin eine Oeffnung hatten. Ein Glanzkäfer (Tetracha), grau mit weißen Flecken, flog heran, setzte sich auf die Wurzel und verzehrte eine Larve, welche er sich soeben aus dem Wasser geholt hatte. Da ließ sich am Ausgange des kleinern der beiden Gemächer ein häßlicher Kopf blicken, kegelförmig und spitz; gleich nachher glitt ein kleberiger, mit Warzen bedeckter Körper hervor, eine große Aguakröte, und rückte mit geöffneter Kehle dem Käfer näher, welcher dann auch ihr zur Beute wurde. Inzwischen lag am Ausgange des größern Gemaches eine Wasserviper, ein Trigonocephalus, auf der Lauer. Jetzt sprang sie mit einem Satz auf die Kröte ein, hakte ihr die Zähne in den Leib, kroch dann in ihren Schlupfwinkel zurück und wartete ab, bis das Gift gewirkt haben würde. Die Kröte hatte den Käfer losgelassen und versuchte hinweg zu springen, aber vergeblich. Sie fing an zu zittern, streckte die Füße in die Luft, zuckte einige Mal und war dann todt. Nun kroch die Schlange wieder hervor, sperrte langsam ihren Rachen auf, faßte die Kröte beim Kopf und war daran, sie hinabzuwürgen, als plötzlich ein Storch sich über sie her machte. Sie hatte die Kröte im Rachen, konnte deshalb von ihren Giftzähnen keinen Gebrauch machen und wurde, so viel sie sich auch hin und her wand und mit dem Schwanzende um sich peitschte, von dem Vogel fast getödtet. Der Storch war Sieger geblieben, gerieth nun aber seinerseits in nicht geringe Verlegenheit. Die Schlange war viel zu schwer, als daß er sie auf irgend einen Baum hätte hinauftragen können, er durfte aber nicht daran denken, eine so leckere Beute in Ruhe zu verzehren, und mußte darauf gefaßt sein, daß Schaaren von Möven und Raben ihm dieselbe streitig machen würden. Also dachte er einige Augenblicke hin und her, was wohl zu thun sei, und versuchte dann, über den Sumpf hin und her flatternd, die Schlange an das Loch in einen Knorren zu schleppen. Dort ließ er sie fallen und begann sein Mahl; dabei schauete er jedoch mißtrauisch um sich. Auf einem Knorren in der Nähe saßen zwei Pelikane; sie hatten den Kopf unter ihre Flügel gesteckt und schliefen. Jetzt erwachten sie, wahrscheinlich in Folge des Geruches von der Schlange, und gingen sofort daran, sich einen Antheil zu sichern. Der eine Pelikan packte zu und nun gab es einen gewaltigen Streit, Schlagen mit den Flügeln, Klappern mit dem Schnabel und Geschrei. Beide Theile hatten in der Hitze des Kampfes die Schlange fahren lassen, die nun am Eingange der dunkeln Höhle lag und sich noch in dieselbe hineinschleppen konnte, so arg sie auch schon zugerichtet war. Pelikan und Storch hatten das Nachsehen, für sie war das Loch zu eng. Während sie stumpfsinnig einander betrachteten, erglänzten zwei feurige Augen wie Kohlen im Dunkel und man vernahm ein zischendes Gelächter. Es kam von einer Eule, welche sich den Kampf mit angesehen hatte.

In jener einen Cypresse, deren Wurzelwerk auch vielen Wasservögeln so zu sagen als Horst diente, waren etwa zwanzig bewohnte Gemächer vorhanden. Im Untergeschosse, Schlamm und Wasser, lagen Schildkröten und Wasserschlangen; im ersten Stock, wo Alles am geräumigsten war, hatten Eulen und Ottern es sich bequem gemacht; weiter hinauf wohnten Kongoratten und Anoli-Eidechsen; in den Zwischenräumen wimmelte es von Insecten, Nachtfaltern, großen Mygalespinnen und giftigen Scorpionen. Papageien und Eichhörnchen, als Lichtfreunde, hatten die höheren Zweige inne.

Eine Familie von Kongoratten war emsig darüber aus, einen Vorrath von Cypressenkernen, Pflanzenstielen und Wur-

zeln in die Vorrathskammer zu schaffen. Diese Ratte ist beinahe so groß wie ein Kaninchen, braun, mit schwarzer Schnauze und Schwanzspitze; ihr Fleisch gilt für wohlschmeckend. Ueber dem Rattenloch hing in etwa 30 Fuß Höhe an einem abgestorbenen Zweige ein merkwürdiges Geschöpf. Es war ein Thier, dessen Kopf jenem einer Katze glich und etwa so groß wie ein Fuchs; ein **Kinkajou**, der seinen Schwanz um den Zweig gewickelt hatte und sich nun hin und her schwenkte. Dieser Fleischfresser ist in den Vereinigten Staaten nicht häufig; merkwürdig an ihm ist sein Wickel- und Greifschwanz, den er nach Art der Affen gebraucht. Jetzt zog er seinen Körper zusammen, ließ den Schwanz los und fiel, die Pfoten voran, mit seiner ganzen Masse herab, um eine Ratte zu packen. Als er das gethan und die Beute fortschleppen wollte, schoß der Naturforscher ihn nieder.

Der Knall der Flinte brachte im Cypressensumpf einen förmlichen Aufruhr hervor, ein allgemeines Geschrei und Ge-



Kinkajou und Kongoratten.

kreisch, Schlagen mit den Flügeln; die Thiere entflohen oder verkrochen sich. Mit dem Beobachten war es nun zu Ende und der Reisende ritt fort; manchmal reichte das Wasser den Pferden bis an die Knie. Nach etwa einer Stunde kam er an eine lichte Stelle. Ein beträchtlicher Theil derselben wurde von einem großen Teiche eingenommen, an welchem etwa dreißig sogenannte Straußkraniche sehr emsig beim Fischfange waren. Dieser Vogel wird mannshoch, ist weiß und schwarz, hat fleischfarbene Seiten und sein Schweif gleicht einem Federbusch. Die Strauße fürchteten sich nicht vor Pferden und Reitern, sondern trompeteten und klapperten zornig mit den Schnäbeln.

Der Naturforscher hatte alle Ursache, mit seinen Beobachtungen und seinen zoologischen Sammlungen zufrieden zu sein, und ritt nun nach dem St. Johnsflusse zurück, zunächst nach **Pilatka**, das damals noch ein kleines Dorf war. Von dort aus setzte er seine Studien an der Küste und auf den Binnenseen fort. Auf dem **Dunn-See** bemerkte er eine

große Anzahl schwimmender Wiesen. Dieselben werden von einer einzigen Pflanzenart gebildet, die Pistia stratiotes. Sie hat ein sehr zartes Grün; bei heftigen Fluthströmungen und scharfem Winde lösen sich Theile von der Masse ab und bilden dann an den Ufern, wohin sie getrieben werden, ihrerseits Colonien. Diese beweglichen Wiesen bieten einen eigenthümlichen Anblick dar; man hält sie auf den ersten Blick für wirkliche Inseln, denn mitten aus diesen blühenden Wasserpflanzen erheben sich Gruppen von Gesträuchen; nicht selten liegen auf ihnen auch entwurzelte Baumstämme, theils noch mit grünen Zweigen, theils mit Moos bedeckt. Belebt wird eine solche Prairie von Wasservögeln und Raben in großer Menge.

Der Dunn-See ist berüchtigt wegen seiner vielen Schlangen, und auf jenen Wiesen wimmelt es von denselben, namentlich von fischfressenden Trigonocephalen, diesen allergiftigsten Reptilien Nordamerikas. Am Nordufer desselben schlug der Reisende für mehrere Tage sein Zelt auf; der Lagerplatz bestand aus weißem Sand und lag am Nordende des Sees, da wo der Hans-Creek einmündet. Von diesem Punkte übersah er zugleich den Rand des Waldes und eine weite Wasserstrecke. Der Hans zieht einer Reihenfolge bewaldeter Hügel entlang, und die Gegend ist nicht so morastig wie der große Cypressenswamp, welcher sich von hier ab im Norden ausdehnt; in ihr sind Schnepfen, Bekassinen, Enten und Krickenten in Menge vorhanden und der Ornitholog kann eine sehr reiche Ernte halten.

Der Naturforscher hatte mit seinem Negerknaben Hiob



Pelikane auf dem Fischfang.

und einer Hündin einen Ausflug den Hansbach aufwärts gemacht; um Mittag lagerte er sich an einer schattigen Stelle, um ein Stündchen zu schlummern. Bald nachdem er die Augen geschlossen, hörte er ein wirres Durcheinanderschreien von Wasservögeln, welche in der Nähe sich versammelt hatten. Vorsichtig ging er vorwärts, verbarg sich dann hinter einem dichten Busche und hielt die Hündin an. Vor ihm wurde ein Schauspiel aufgeführt, welchem er nun in aller Muße zusehen konnte.

In dem an jener Stelle breiten und untiefen Creek standen etwa funfzig weiße Pelikane in einer langen Reihe bis zum halben Leibe im Wasser, geradeauf und den Hals hoch emporgehoben. Sie harrten auf ein Zeichen von ihrem Anführer, das auch bald gegeben wurde. Der Feldherr stieß zweimal einen lauten, hohlklingenden Schrei aus: Hoeu korr, Hoeu korr! Sofort setzte der ganze Schwarm sich in Bewegung; jeder Vogel peitschte mit beiden ausgebreiteten Flügeln das Wasser und streckte den Hals weit vorwärts. Die beiden äußersten Enden des Schwarmes kamen rascher vorwärts als das Centrum, und so bildeten die Pelikane einen weiten Halbmond, welcher die Oberfläche der Bucht umspannte. Die Vögel hatten sich genau so aufgestellt, daß die Flügelenden des einen jene des andern berührten, so daß nichts durch diesen Halbkreis von drohenden Schnäbeln und peitschenden Fittigen hindurch konnte. Solchergestalt waren die Fische von den Pelikanen eingeschlossen, welche eine eigene Art von dichtem Netz bildeten, so dicht wie nur irgend ein Zugnetz der Fischer. Der Kreis verengte sich nach und nach; die Fische, welchen bald das tiefere Wasser fehlte, begannen in die Luft zu springen oder versuchten möglichst rasch hin-

weg zu schwimmen. Aber vergeblich. Fünf oder sechs der größten und stärksten Pelikane war das Amt der Fischer zugewiesen worden; sie standen am Ufer der Bucht mit den Füßen im Wasser, schnappten Fisch nach Fisch auf und brachten ihn methodisch in die große Tasche, welche unter ihrem Schnabel oder Schlunde hängt. Die übrigen fuhren inzwischen fort, mit den Flügeln ins Wasser zu schlagen, damit kein Fisch entrinnen könne.

Während das Alles geschah, war aus der ganzen Nachbarschaft das gesammte Federvieh herbeigeflogen, und erfüllte nun mit lautem Geschrei und Gekreisch die Luft. Diese Vögel kamen als Schmarotzer, welche an der Beute Theil nehmen wollten. Da waren die Raben, welche einander die Fetzen der gestohlenen Fische streitig machten; ganze Wolken von Möwen und Seeschwalben strichen über das Wasser hin und schnappten im Fluge auf, was sie irgend erhaschen konnten. Einige Silbertaucher waren so kühn, daß sie in den Kreis hineinflogen und dicht vor den Schnäbeln der Pelikane Fische herausholten. Auch Kormorane, welche auf alten, im Wasser liegenden Stämmen Rast hielten, stürzten pfeilschnell auf größere Fische. Sie schleppten dieselben nach ihrem Baum, packten sie beim Schwanze, warfen sie in die Luft, fingen sie dann so auf, daß sie den Kopf packten und verschlangen sie mit einem Mal. Gegen den Kormoran wendet der Pelikan nichts ein, denn jener ist ein starker Dieb, welchem sich nichts anhaben läßt. Sodann kamen die Reiher, die Krebsfresser und die kleinen Seereiher, welche auf den Zweigen umhertanzten und allerlei Töne vernehmen ließen.

Nach beendigtem Fange bildeten die Pelikane einen Kreis auf dem trockenen Sande; dort leerte jeder gewissenhaft seine große Tasche und legte den Inhalt vor sich hin; dabei zermalmte er den Kopf des Fisches, falls dieser sich etwa noch bewegte. Nun gab der Feldherr abermals ein Signal, und auf dasselbe hin nahm jeder Vogel einen Fisch, den er verschlang; dann wieder ein Signal und so fort, bis Alles verzehrt war. Jetzt putzten alle Pelikane sorgfältig ihr Gefieder, legten den Hals auf den Rücken und gingen dann ruhig ab, um sich dem Schlaf hinzugeben.

So nahm das Schauspiel ein Ende, und der Reisende konnte nun einen blauen Krebsfresser, auf welchen er es schon einige Zeit abgesehen hatte, vom Baume herunterschießen. Der Knall brachte das ganze befiederte Volk in Bewegung. Zuerst flogen in guter Ordnung die Pelikane fort, und ihnen folgten die Kormorane und Raben; die Möwen flatterten wild durch einander, während die Reiher so ruhig sitzen blieben, als sei gar nichts vorgefallen. Außer dem blauen Krebsfresser schoß Boussielgue auch eine Egretta leuce. Dieser Reiher ist etwa drei Fuß hoch, schön weiß und hat auf dem Rücken eine wahre Mähne langer Trodbeln, die aus seinen silberfarbigen Federn bestehen. Auch der kleinste Reiher, Ardea exilis, wurde geschossen; er ist nicht größer als eine Drossel.

Der Naturforscher hatte sich nun mit etwa vierzig Pfund zoologischer Beute, darunter das Fell des Kinkajou, beladen und war müde. Er hing Alles an die niedrigen Zweige eines Tulpenbaumes, unter welchem die Hündin Wacht halten sollte, streckte sich auf den grünen Rasen hin und schlief sofort ein. Nach einiger Zeit verspürte er, gleichsam im Traum, einen scharfen Moschusgeruch, der immer stärker wurde. Als er davon erwachte, stieß er unwillkürlich einen Schrei aus, denn höchstens sechs Schritt entfernt lag ein Kayman, welcher es auf die schlafende Hündin abgesehen hatte. Jetzt ging er rasch wieder ins Wasser, und der Reisende war froh, daß die Sache so glatt ablief.

Die Haffe, Nehrungen und Dünen an der Küste von Ostpreußen *).

Von **Dr. Diestel.**

I.

Wenn der Bewohner Mittel- oder Süddeutschlands von Ostpreußen reden hört, so denkt er bei diesem Namen wohl an endlose Fichtenwälder, in denen noch das Elch und der Auerochs sich verstecken, an langgestreckte Kartoffel- und Kornfelder, deren dürftiger Ertrag die Menschen bis zum Typhus hungern lehrt, an regelmäßige Ueberschwemmungen und perennirenden Nothstand. Dieses äußerste Stück von Nordostdeutschland streckt sich weit hinein zwischen die Wellen der Ostsee und Rußland, liegt übrigens, wie die Geographen wissen, schon auf der sarmatischen Tiefebene. J. Schumann citirt einmal (Geologische Wanderungen in Altpreußen, S. 217) aus einem 1854 erschienenen Werke „eines der bedeutendsten Geognosten Deutschlands" die Worte: „Zu wenig bekannt mit dem Lande jenseits der Weichsel, wo die Litthauer ihre kleinen Pferde züchten, die Masuren in Erdhöhlen leben, die „Krähenfresser" den sonderbaren schmalen Damm (die „Neerung") bewohnen, welcher das kurische Haff von der Ostsee scheidet; weder mit der geologischen Natur der „Wildniß um Johannisburg", noch des „Paradieses bei Fischhausen", oder des „güldenen Bodens bei Elbing" bekannt, muß ich das große, zum Theil erhöhte und von zahlreichen Seen durchschnittene Diluvialgebiet Ostpreußens unbeschrieben lassen." Nur vor der Bevölkerung dieses Landstriches pflegt der Geograph eine flüchtige Reverenz zu machen, da unzweifelhaft nicht nur Kopernikus und Kant, Hamann und Herder, Hippel, Hoffmann, Werner und allerlei andere tiefdenkende oder wenigstens krause Ingenia dort erwachsen sind oder gelebt haben, sondern durch K. Rosenkranz' Königsberger Skizzen auch manche Eigenthümlichkeiten im Leben, Denken und Reden des gemeinen Volkes bekannt geworden sind.

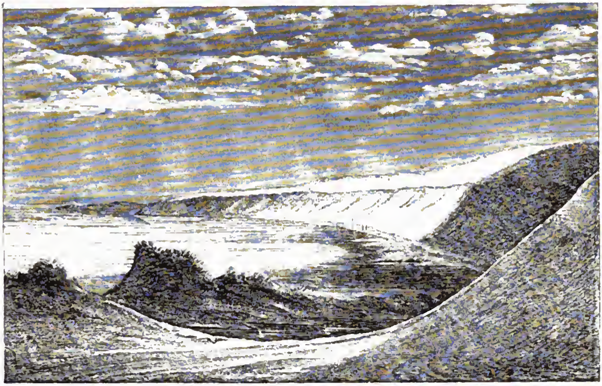
Dieses Ost- und Westpreußen enthält landschaftliche Schönheiten so eigener Art, wie man sie schwerlich irgendwo sonst wiederfinden wird. Als der Schreiber dieser Zeilen vor zwölf Jahren einen jener die Seele hinreißenden Blicke vom Rigi genoß, wenn plötzlich der Wolkenhimmel sich theilt und in vollendeter Klarheit die frisch beschneete Alpenwelt offen vor Augen legt, da sagte ein schweizer Kaufmann daneben zu seinem Gefährten: „Ich kenne nur eines, was mit gleicher Macht das Gemüth ergreift und bezaubert, das ist

*) Herr Dr. Behrendt und dessen Verleger haben Herrn Dr. Diestel freundlich gestattet, daß die Dünenzeichnungen des erstgenannten Herrn für den „Globus" nachgebildet werden. Wir sagen ihnen hiermit unsern Dank dafür. Red.

ein Sonnenuntergang in der Ostsee, angeschaut von der weit vorspringenden, steil abfallenden Küste des Samlandes bei Warnicken am Rande der dortigen Wolfsschlucht.“ Es wird Niemand gereuen, am Schluß eines Büchleins von F. Gregorovius, das den Titel „Siciliana“ führt (Leipzig 1860), zum Vergleich mit jenen weltberühmten Seegestaden Italiens eine unerwartete Schilderung des samländischen Ostseestrandes zu finden. Aber nur eine so bewährte und geschätzte Feder darf es wagen zu beschreiben, was besser zu schauen als zu lesen ist. Doch sei es gestattet, ein Wort von denjenigen Eigenthümlichkeiten jener äußersten deutschen Grenzlande zu sagen, die dem Geographen ganz besonders interessant sein müssen.

Schon 1859 citirte A. Petermann (Geographische Mittheilungen desselben Jahres, S. 169) mit der Freude eines Entdeckers einen Aufsatz von J. Schumann über die kurische Nehrung (aus den „Neuen preußischen Provinzialblättern“ Bd. 3). Jetzt liegen aus dem Nachlasse desselben Verfassers gesammelte Aufsätze für Jedermanns Lectüre bereit unter dem Titel: „Geologische Wanderungen durch Altpreußen“ (Königsberg bei Hübner u. Matz, 1869); Vaterlandsliebe und Liebe zur Wissenschaft haben sie entstehen lassen, Freundeshände sie zusammengefügt und mit einer überaus anziehenden Lebensskizze eingeführt.

Selten hat ein Wanderer zu wissenschaftlichen Zwecken jene Gegenden gründlich durchstreift, noch seltener Jemand mit so reicher Ausstattung an Kenntnissen und Gemüth zugleich wie der Verfasser. Gering ist seine wissenschaftliche Ausbeute für die Bodenbeschaffenheit des mittlern Landes, aber mit Staunen wird man doch die Beschreibung jenes Zehlaubruches lesen (S. 96 ff.), der seinen Wasserspiegel, obwohl er nach allen Seiten Abfluß hat, schon zwanzig Fuß über die Ebene erhebt und noch beständig an Höhe zunimmt, ein drei Millionen Kubikruthen großer, von Moosen gebildeter Riesenschwamm, oder wie Schumann sagt, „ein Wasserberg“. Wie in jedem guten Romane der Anfang besonders anziehend, das Ende besonders ergreifend zu sein pflegt, so ist es auch hier das Land der Quellen und der Küstensaum zumeist, der Interesse erweckt. Hier soll von letzterm die Rede sein.



Libis-Bucht südl. Schwarzort mit dem durch den Druck der circa 160 Fuß hohen Düne emporgepreßten Haffboden.

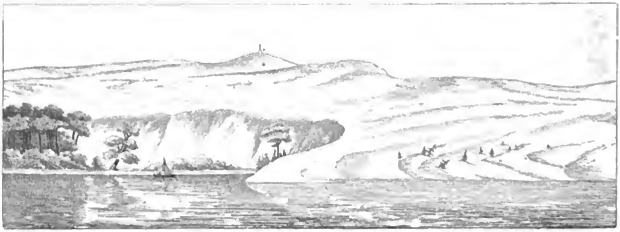
Schon Thiers betont bei einer Schilderung dieser Gegenden die Aehnlichkeit mit der Lagunenbildung von Venedig und Holland (Histoire du consulat et de l'empire. Leipzig 1847. VII, 207). Näher liegend erscheint der Vergleich mit dem Nillande. Hat man auch in diesem zuerst jener unvollkommenen Abrechnung zwischen Fluß und Meer, bei welcher ein auffallender Rest bleibt — ein positiver oder negativer — den Namen gegeben, so ist doch unzweifelhaft die großartigste Darstellung solcher Verhältnisse an den preußischen Küsten der Ostsee zu finden. Welche Mannichfaltigkeit in der Haff- und Werder-, vor Allem in der Nehrungsbildung! Drei schmale Halbinseln streckt das Land in das Wasser hinaus; die kürzeste, Hela, fast fünf Meilen lang, trennt nur einen Busen, das Putziger Wik, von der offenen See ab, die frische Nehrung von acht und die kurische von vierzehn Meilen Länge dagegen jene großen Süßwasserbecken, die Mündungsdeltas von Weichsel, Noget, Passarge, Pregel und Niemen, das frische und kurische Haff.

Sicher war ein gewisser Ranke um 1794 der erste wissenschaftlich gebildete Wanderer, der die kurische Nehrung durchreiste, trotzdem noch bis 1835 die Poststraße nach Memel darüber hinführte; ihm folgten erst im letzten Jahrzehnt Schumann, Behrendt, Passarge.

Bisher hat man mehr als eine Erklärung des eigenthümlichen Halbinselbaues versucht und die folgende, wohl verbreitetste erscheint annehmbar und glaublich. Was der Fluß alles mit jener Kraft, die Flöße, Schiffe, Mühlen-

räder bewegt und Brückenpfeiler wanken macht, zumal im Frühjahr und Herbst, von der Quelle bis zur Mündung an sich gerissen und mitgeführt von vegetabilischem und mineralischem Abgang, diese ganze Bürde wirft er in die ersten Meereswellen. Nicht jeder hat die Kraft, wie mancher amerikanische Strom, noch weit in die See hinaus bis zu tieferen Stellen jenen Ballast fortzutragen; nicht überall hilft eine gewaltige Fluth bei der Wegräumung: die Küsten Australiens wie Nordamerikas zeigen, daß eine mäßige Fluthbewegung dazu nicht ausreicht — auch dort bilden sich Nehrungen. Zumal in Binnenmeeren ohne erhebliche oder gar ohne bemerkbare Fluth, wie im Adriatischen, Schwarzen, Asowischen, Kaspischen und Baltischen Meere, verdämmt der Fluß sich selbst immer von Neuem den Ausweg und ist genöthigt, eine andere Mündung zu suchen. Jene unzähligen kleinen Bäche, die zwischen Erlengebüsch zur Ostsee laufen, versiechen entweder im dürren Sande wie Wüstenflüsse, oder bilden dicht am Rande des Meeres eine große Barre und weichen je nach der Richtung der gewöhnlichsten Sturmwellen entweder zur Rechten oder zur Linken. So entstehen an der ganzen Küste kleine Nehrungen, oft mit großen, breiten Haffbildungen oder Wasserdeltas dahinter.

Es ist unzweifelhaft, daß auf solche Art sich ungezwungen alle diejenigen Bestandtheile jener Halbinseln erklären lassen, die man sofort als Alluvialland erkennt. Wenn aber der Geognost erweist, daß diese überall auf einer festen Basis nicht nur von jüngerm, sondern auch von älterm Diluvium ruhen, so verbietet diese Erkenntniß durchaus, bei einer solchen Erklärung stehen zu bleiben; sie eröffnet vielmehr neue Schwierigkeiten und neue Einsicht. Von der Halbinsel Hela behauptet bereits Schumann, daß sie zum größern Theile, von Heisterneft bis Hela, ursprünglich eine Insel gebildet habe, die erst allmälig durch bruchiges Vorland mit dem Festlande in Verbindung getreten sei. Andererseits hat die seit sechs Jahren von Dr. Behrendt unternommene geologische Kartenaufnahme der Provinz Preußen wenigstens für die Umgebung des kurischen Haffes zweifellose Resultate zu Tage gebracht, über welche der Entdecker selbst sowohl in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg von 1868, als auch in einem besondern Werke: „Geologie des kurischen Haffes und seiner Umgebung“ (Königsberg 1869), endlich neuerdings in dem elften und zwölften Hefte der „Ergänzungsblätter“ von 1871 ausführlichen Bericht giebt. Nunmehr steht es unantastbar fest, daß auch



Haffufer bei Schwarzort.

in ältester Zeit nicht fern (etwa 25 bis 125 Ruthen westlich) von der heutigen Seeküste der Nehrung die Meereswellen brandeten, daß das kurische Haff durch Ausspülung, nicht die Nehrung durch Anspülung entstanden sein müsse. Schon die geringe Tiefe des erstern (bis etwa 18 Fuß), der schnelle Abfall des Seebodens lassen darauf schließen, die Erhebung von festen Diluvialschichten bei Rossitten und Sarkau bis über das heutige Niveau des Meeres beweisen es.

Freilich ist hiermit die Geschichte des Haffs noch nicht abgethan. Die Mächtigkeit der Alluvialschichten bis 30 Fuß zeigt an, daß der Riemen einst in einen flachen Busen bei Tilsit mündete, wie die Tiefe des Pregelbettes (bis 67 Fuß) andererseits auf eine viel bedeutendere Hebung des Landes als die heutige schließen läßt. Das mehrfache Uebereinander endlich von Moos- und dünnen Sandschichten bis 12 Fuß über dem heutigen Spiegel des Meeres gestattet einen Blick in den Wechsel von Hebung und Senkung, der bald größere Landstrecken als heute zu Tage brachte, bald den Wellen des Meeres gestattete, Tangreste, Sprockholz und Bernstein in solchen Massen im Norden des heutigen Haffes abzulagern, daß die Pacht für den letztern dem Staate jährlich 30,000 Thaler einträgt. Außer dem heutigen Memeler Tief erkennt Behrendt noch vier andere, die ehemals dem Wasser des Niemen und des Haffs den Weg in die See öffneten. Lange schon währt jedoch die Periode der Ruhe; nur 200 bis 300 Ruthen von der Ostküste des Haffs zeigt der plötzliche Abfall des Bodens von 2 oder 3 Fuß Tiefe auf 9 Fuß (die sogenannten Krantas, Ränder) eine leise Senkung; ein Schutzdamm, der vor 100 Jahren gegen die Schälung des Haffs errichtet wurde, liegt jetzt anderthalb Fuß unter dem Wasserspiegel, und Kohlenstätten in den Torfmooren deuten sogar auf menschliche Wohnungen in 8 bis 10 Fuß Tiefe. Dennoch will man in jüngster Zeit keine regelmäßige oder auffallende Veränderung bemerkt haben.

Mag nun immerhin jener interessante Kampf zwischen Wasser und Land, von dem Dr. Behrendt zuerst wissenschaftlich begründeten Aufschluß gegeben, bis zum Frieden gediehen sein, ein drittes, gleich mächtiges Element, der Sand, ist unablässig und unwiderstehlich bestrebt, die Grenzen immer von Neuem jener Landzunge, wie der Mündung des Flusses und dem Bette des Haffes eine andere Gestalt zu geben, ja Wälder, Dörfer und Menschen aus ihrer Stätte zu verdrängen.

Rußlands Feldzug gegen Chiwa.

Von **Hermann Vambery** *).

II.

Während der Regierung Iwan des Schrecklichen, nach der Einnahme Kasans, wünschten Chiwaer Gesandte freien Handel mit Rußland, und ähnliche Missionen besuchten Rußland in den Jahren 1563, 1566 und 1583. Der eigentliche diplomatische Verkehr nimmt jedoch seinen Anfang erst im siebenzehnten Jahrhundert, zu der Zeit, als turkomanische Streifzüge aus Chiwa die Südostgrenze Rußlands beunruhigten und die Uralkosacken durch einen Einfall in das Chanat sich Genugthuung verschafften, ja, wie es heißt, auch Chiwa erobert haben sollen. Den Chanen zum Hohne — Käne-Uergendsch wurde die Nothwendigkeit eines freundschaftlichen Einvernehmens mit dem weißen Czaren immer einleuchtender. Im Jahre 1700 erhielt Peter der Große eine Ergebenheitsadresse vom Chan von Chiwa **), auf welche Peter 1703 an den neuen Chan Arak Ahmed in einem Schreiben antwortete, über welches die „Moskauer Zeitung" vom April 1703 Folgendes berichtet:

„Der Chan von Chiwa hat Gesandte zu unserm hohen Herrn und König gesendet, durch welche er sich erbat, unserm erhabenen Herrn auf ewige Zeiten unterwürfig sein zu dürfen. Unser glorreicher Herrscher hat ihm dies huldvoll gestattet und schickt nun seinen Gesandten mit nach Chiwa."

Um dieselbe Zeit soll sich auch, wie es heißt, ein Turkomane, Namens Chodscha Nefes, der in Astrachan mit dem Prinzen Samonof, einem vom Islam zum Christenthum übergetretenen Ghilaner, Bekanntschaft gemacht hatte, erbötig gezeigt haben, das Chanat von Chiwa mit turkomanischen Kriegern für Rechnung des russischen Kaisers erobern zu wollen. Im Jahre 1713 waren diese Beiden durch den Fürsten Bekevitsch dem Czaren vorgestellt, von ihm sehr huldreich empfangen und zwei Jahre lang in Petersburg mit besonderer Auszeichnung behandelt worden. Möglich, aber nicht wahrscheinlich, wie der Bericht des Herrn Kühlewein lautet, drang die Nachricht von dem Goldreichthum des Oxus damals zum ersten Mal nach Rußland. Peter der Große hörte mit Neugierde von den Schätzen, welche dieser Strom verberge, dessen altes Bett, wenigstens erzählte man es ihm so, die Chiwaer absichtlich vom Kaspischen See in den Aralsee geleitet hätten, das aber der Czar mit nur wenig Kosten zu seiner frühern Mündung zurückbringen könne.

Peter der Erste hatte seinen Kopf mit Chiwa, dem Goldsande, dem alten Oxusbette, und namentlich mit dem Plane, von dem reichen Indien aus eine Handelsverbindung herzustellen, zu voll, als daß er zur nähern Orientirung die Kosten einer Gesandtschaft geschont hätte. Es war im Jahre 1716, als Fürst Bekevitsch Tscherkasky als Bevollmächtigter des Czaren nach Chiwa geschickt wurde. Er sollte in Begleitung vieler Offiziere Aufnahmen des Kaspischen Meeres und des Aralsees veranstalten, und schon hatte er die Emba überschritten, als ein eigenhändiges Schreiben des Czaren ihn beauftragte, durch Persien einen Mann nach Indien zu senden, der über dieses Land Nachrichten sammeln und über Chiwa und Bochara nach Rußland heimkehren solle. Fürst Bekevitsch wurde jedoch, wie bekannt, im Jahre 1717 mit sammt all den Seinigen in Porsu (siehe die Karte zu meiner Reise in Mittelasien) hingeschlachtet, und mit den weitgehenden Plänen hatte es für den Augenblick ein Ende.

Während der Regierung der Kaiserin Anna, 1731, wurde Graf Erdberg mit einer Mission nach Chiwa betraut; er wurde aber unterwegs ausgeplündert und mußte unverrichteter Dinge heimkehren. Neun Jahre später hatten die Chiwaer den obersten Graubart der Kirgisen der kleinen Horde, Namens Abdul Cheir, zu ihrem Fürsten erwählt, und da eben damals Nadir Schah, der letzte asiatische Eroberer, auch die Existenz der mittelasiatischen Potentaten unsicher machte, so dachte Abdul Cheir seine Krone dadurch zu retten, daß er sich Rußland unterwürfe. Man schickte von St. Petersburg zwei Offiziere, den Lieutenant Gladischef und den topographischen Ingenieur Muravin, an seinen Hof; Letzterer sollte auch den Vermittler zwischen Nadir Schah und dem Chan von Chiwa spielen; doch war dieses von keinem Erfolge begleitet, denn Chiwa wurde von dem persischen Könige dennoch genommen.

Während der Regierung der Kaiserin Elisabeth machte sich Chiwa nur durch einen Freundschaftsaustausch bemerklich, was aber nicht verhinderte, daß trotzdem ein Jahr darauf eine russische Karawane gänzlich ausgeplündert wurde. Im Jahre 1790 wurde Major Blankennagel auf besonderes Verlangen des Chans von Chiwa durch die Kaiserin Katharina die Zweite nach dem Hofe zu Oergendsch entsendet. Der gute Chan meinte natürlich, ein Russe wäre Alles zu leisten im Stande, und da der tapfere Major einem Blinden in der Familie des Chans das Augenlicht nicht wieder zu verschaffen vermochte, mußte er sein Leben auf dem Rückwege über Mangischlak und Astrachan retten!

Es war nur erst im Anfange unseres gegenwärtigen Jahrhunderts, daß Ktazar Chan die Graubärte der Kirgisen und Karakalpaks der kleinen Horde, die abwechselnd den Thron Charezms einnahmen, vertrieb und jene Dynastie begründete, welche noch heute die Zügel der Regierung in ihren Händen hält. Wie bekannt, hat Rußland von jeher seine Ansprüche auf die kleine Horde geltend machen wollen, und als nun die Graubärte jener Gegend, die Rußland seine Unterthanen nannte, durch die neue Herrscherfamilie beeinträchtigt wurden, sah sich der Hof von St. Petersburg als Quasi-Beschützer genöthigt, gegen die Chane aus dem Hause Kongrad in offene Feindseligkeit zu treten. Schon 1801 und 1804 gaben die Kaiser Paul und Alexander den Befehl zur Eroberung Chiwas, die natürlich nicht so leicht ausgeführt werden konnte. Man vermochte 1820 durch die Mission Muravieff's den Herrscher der Oezbegen eines Bessern zu belehren; doch da dies nichts half, mußte man die Politik der Wiedervergeltung anwenden. Denn als der Herrscher von Chiwa jene Russen, die an den Ufern des Kaspischen Meeres in Gefangenschaft geriethen, nicht frei-

*) Vergleiche „Globus" XX. S. 10 ff.

**) Die Russen nennen diesen Chan Schamas, was wahrscheinlich auf einem Irrthum beruht, da ein solcher Name im ganzen Islam unbekannt ist.

geben wollte, ließ Kaiser Nikolaus 1836 alle in seinem Reiche befindlichen Chiwaer einsperren und ihre Besitzungen und ihr Eigenthum in Beschlag nehmen. Diese Maßregel wurde dem damaligen Chan Alla Kuli Chan mitgetheilt; in Folge dessen erschien im darauf folgenden Jahre eine Chiwaer Gesandtschaft in Rußland, die bereit war, sich in Unterhandlungen einzulassen, wenn Rußland das Fort Novo Alexandrovsk am Kaspischen Meere zerstören würde. Diese Forderung wurde aber russischerseits als eine Unverschämtheit angesehen, und da im Jahre 1839 noch ferner 200 russische Fischer an den Gestaden des Kaspischen Meeres gefangen genommen wurden, beschloß man gleich darauf jenen Feldzug unter Anführung Perovski's, dessen trauriger Ausgang wohl bekannt ist.

Erst später, als durch Vermittelung Englands, namentlich durch die Bemühungen des Capitäns Abbot in Chiwa die Mehrzahl der Russen freigelassen wurde (denn Einige leben auch noch heute in der Umgebung von Kungrad und Uergendsch), dachte man in St. Petersburg, nun sei der Augenblick gekommen, um sich in neue friedliche Relationen einzulassen. Die Initiative hat wohl der Chan von Chiwa selbst ergriffen, und nur auf drei seiner Missionen, die, ohne Petersburg zu erreichen, an die Gestade des Oxus wieder zurückkehrten, hatte der diplomatische Agent, Oberst Danilovsky, im Jahre 1842 den ersten Vertrag zwischen Chiwa und Rußland zu Stande gebracht. Wohl klagen die Russen, daß geschriebene Versprechungen und Tractate mit einer barbarischen Regierung wie Chiwa zu keinem Zwecke führen; doch dabei vergessen die Diplomaten an der Newa, daß, während ihre Agenten mit dem Herrscher Charezms hinsichtlich des östlichen Aral- und Kaspiufers in friedliche Verbindungen sich einließen, ihre Ingenieure andererseits an der nördlichen Grenze Chiwas, nämlich am linken Ufer des Jaxartes, Forts errichteten, was die Oezbegen doch nicht mit Seelenruhe ansehen konnten. Natürlich ist auch seit jener Zeit das Verhältniß ein sehr gespanntes geworden. Man schiebt den Chiwaern immer gewisse Feindseligkeiten in die Schuhe, an die sie gar nicht denken, oder deren Vereitelung nicht in dem Bereiche ihrer Macht liegt. So wollen die Russen glauben machen, daß die Beamten der Hohen Pforte während des letzten Krimkrieges mit dem berüchtigten kirgisischen Rebellen Isched Kutibar sich in Verbindung setzten und ihn zur Feindseligkeit anspornten. In ähnlicher Weise sind auch jene Anklagen ganz grundlos, welche das Chanat von Charezm wegen der widerspenstigen russischen Unterthanen der kleinen Horde treffen.

Die Kirgisen jener Gegend, welche, wie alle ihre nomadischen Brüder, von Heimath und Regierung die verworrensten Begriffe haben, können es durchaus nicht begreifen, warum der weiße Czar an der Newa sie denn eigentlich besteuern wolle, da er erstens mit ihnen weder in irgend einer Verwandtschaft steht, noch ihre Kameele und Stuten gegen irgend ein Zauberauge schützt. Sie fliehen daher vor den russischen Zolleinnehmern mehr wie vor dem Wirbelwinde, der diesen abergläubischen Nomaden doch genug Entsetzen einflößt. In ihrer Lust, das Weite zu suchen, gehen sie nach Süden, nämlich in jenen Theil der Wüste, welcher zum Territorium Chiwas gerechnet wird, ohne dem Chan der Oezbegen gegenüber irgend eine Unterthanenpflicht erfüllen zu wollen. Daß die Sipahis von Kungrad und Görben sehr häufig zur Besteuerung der Kirgisen ausgeschickt werden, das möchte ich wohl zugeben, doch daß sie gar nichts sammeln, ja bisweilen anstatt des Tributes eine gute Tracht Schläge mit nach Hause bringen, das kann ich vollauf versichern.

Natürlich wollen die Russen dies Alles nicht glauben. Um Aufschlüsse über derartige Muthmaßungen zu erhalten, hat im Jahre 1858 General Ignatieff dem jetzigen Herrscher Seïd Mohammed Chan einen diplomatischen Besuch abgestattet. Er hat eben so wenig, wie seine Vorgänger, etwas ausrichten können. Da seine Reise, auf welcher ein gutes Corps von Geographen und militärischen Ingenieuren ihn begleitete, eher den Zweck einer Recognoscirung, als diplomatische Aufgaben verfolgte, so fand er seine Strapazen dadurch belohnt, daß er das ganze Land flußaufwärts besuchen und viele strategische Punkte aufnehmen konnte. In der Neuzeit hat Rußland wieder die Quelle einer kirgisischen Rebellion am untern Laufe des Oxus entdeckt. Der Held ist diesmal ein gewisser Sadik Chan, welcher dem nordischen Koloß von dieser Gegend her mit Verderben droht, und da man heute nicht mehr genöthigt ist, durch diplomatische Gesandtschaften sich Genugthuung zu verschaffen, so wird man den schläferigen und entnervten Seïd Mohammed Chan mit russischen Hinterladern zur Verantwortung ziehen. Die Ursache des Krieges ist nur secundär, der Krieg selber ist es, den Rußland und Chiwa um jeden Preis haben müssen.

Heute nämlich ist Chiwa nicht mehr wie ehedem ein Hinderniß für den Handel, eine Gefahr für die Fischer des Kaspischen Meeres, oder eine Barriere auf dem Wege nach Indien, sondern ein ergänzender Theil zum Besitze ganz Centralasiens, zu dessen Eroberung Rußland schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts geschritten ist, und wo es in dem letzten Jahrzehnt so bedeutende Erfolge aufzuweisen hat. Mit Chiwa will daher Rußland erstens die Besitzung Turkestan abrunden, zweitens die Hauptarterie im Innern Asiens, den Oxus nämlich, sich ganz aneignen. Im Osten der drei Chanate hat es sein Werk beinahe schon vollendet. Chokand steht schon beinahe fünf Jahre lang unter russischer Suzerainität und ist schon so mürbe geworden, daß nach dem Absterben Chudajar Chan's, der ohnehin des Czars treuester Diener ist, gewiß kein Tatar mehr auf den Thron des berühmten Baber sich setzen wird. Die industrielle, friedliebende, aber vom Grund aus feige Bevölkerung heißt jede Regierung gut, vorausgesetzt, daß diese ihre Herden gegen Raubanfälle der benachbarten Nomaden, und ihre Handelsstraßen gegen plündernde Ritter schützt. Daß der Schutzherr kein Mohammedaner ist, sondern dem schwarzen Unglauben anhängt, mag der fanatischen Bevölkerung des alten Ferganas wohl trübe Stunden verursachen, doch ist man zur Erfahrung gelangt, daß eben dieser Heide, nämlich der weiße Czar, von den Inspirationen des Gottes der Moslimen geleitet, den Rechtgläubigen nicht nur keine Unbilde zufügt, sondern sie sogar beschützt, ihnen auf eigene Kosten Moscheen und Schulen erbaut, ihre Gelehrten und Mollahs in Ansehen hält, mit einem Worte, daß er sich den rechtgläubigen Unterthanen gegenüber nicht halb so schrecklich zeigt, wie man dies früher geglaubt hatte.

Als Beispiel dieser Toleranz citirt man die Baschkiren und Nogaier, und da noch nebenbei die Civiladministration hinsichtlich der Steuer und Zollgebühr sowohl, als auch der Willkür der Beamten viel geregelter ist, als unter den einheimischen Fürsten, so wird man sich in Chokand wenig Scrupel daraus machen, zu seiner Zeit auf das Wohl des Herrschers an der Newa die Chutbe an jedem Freitage mit solcher Inbrunst zu beten, mit welcher dies unter den frömmsten mohammedanischen Fürsten geschah.

In Bochara sind natürlich die Verhältnisse noch nicht so weit gediehen. In diesem Hauptsitze des Islams der ganzen Welt kann man sich mit der Idee einer fremden, und noch dazu christlichen Herrschaft nicht so leicht befreunden; man hat eine mehrere Jahrhunderte alte politische Vergangenheit hinter sich, mit welcher man in einem großen Theile

Mittelasiens, ja bisweilen Asiens überhaupt tonangebend war. Nun so auf einmal von der gewohnten Höhe herabzufallen und plötzlich als russische Provinz behandelt zu werden, das wird wahrscheinlich Niemand sehr leicht ertragen. Doch was kann Bochara dagegen thun? Es ist zum vollen Bewußtsein seiner Ohnmacht schon im Laufe des ersten Krieges gelangt; es weiß, daß die zahlreichen Heiligen in seinem Boden durch ihren wunderwirkenden Staub dem fremden Eindringlinge eben so wenig schaden können, als der Hauch der lebenden Mollahs und die mittelalterlichen Waffen seinen in aller Eile zusammengetriebenen Heereshaufen zu nützen im Stande sind. Wohl möglich, daß es auf Anstiften der Mollahs, während Rußland gegen Chiwa zieht, entweder letzteres im Rücken anfallen oder ersterm auf irgend eine Weise beistehen wird. Wie ganz anders gegen früher die Dinge sich gestaltet haben, ergiebt sich schon aus dem friedlichen Zusammenleben der Bocharioten mit den Russen in Samarkand, Chodschend, ja sogar in der Hauptstadt selbst, wo neueren Nachrichten zufolge der russische Kaufmann im Bazar derselben Achtung und Zuvorkommenheit sich erfreut, wie jeder seiner rechtgläubigen Standesgenossen. Die Russen haben in mehreren Städten Mittelasiens schon Kirchen und Casinos gebaut; aus dem mit dem Doppelkreuze geschmückten Thurme ertönt Glockenklang, dieser fürchterliche Schreckenston in dem Ohre eines jeden Moslimen. Popen bewegen sich in ihrem Proselytengeschäfte ganz frei umher; sie werden natürlich dort gar nichts ausrichten können, denn die Bibel hat nur bei den heidnischen Nomaden Absatz; an den Satzungen Mohammed's und Buddha's prallt die gebrechliche Lehre unseres „Dreifaltigkeitsschwindels“ immer ab, trotz der Millionen Pfunde der Amerikaner und Engländer und trotz der Hunderttausende von Rubeln der russischen Kirche.

So wie Kasan und Orenburg nach mehrhundertjähriger moskowitischer Herrschaft Muselmanen blieben, so wird dies auch mit den Bocharioten der Fall sein, doch dabei werden sie sich auch als russische Unterthanen ganz ruhig benehmen, denn zur Entwickelung des Handels und der Industrie wird ihnen dadurch ein reichliches Mittel geboten. Die Färbestoffe, welche früher schwer verzollt an den Ufern des Zerafschan ankamen, um bei der bedeutenden Seidencultur und Lammfellpräparirung verwendet zu werden, kommen ihnen jetzt zollfrei zu; Baumwollfabrikate werden vielleicht um die Hälfte billiger werden; Tuch, dessen sich früher nur die Reicheren bedienten, wird nun Jedem zugänglich sein; Kupfer- und Eisengeschirre, ein unentbehrlicher Luxusartikel im Hause des Bocharioten, werden viel leichter angeschafft werden können, und dabei dürfen wir nicht vergessen, daß seine Exportwaaren, z. B. rohe Baumwolle, Schafwolle, gedörrte Früchte, Goldstaub, Lammfelle u. s. w., auf sicherer Karawane durch die Wüste transportirt, bei Orenburg nicht von russischen Zollaufsehern belästigt, in Nischni-Nowgorod, St. Petersburg und Moskau gewiß einen größern und bessern Absatz finden werden.

Bochara hat daher gar keine Ursache, dem russischen Regime besonders zu grollen; es wird ihm auch nicht böse sein, bei der gänzlichen Einverleibung in den russischen Staatskörper; es bleibt demnach nur noch Chiwa übrig, das nun die Russen auf gleiche Weise beglücken wollen.

Daß dies gelingen wird, haben wir schon gesagt; wie es gelingen wird, das ist sehr einfach.

Aus der wendischen Lausitz.

Von **Richard Andree.**

II.

Die Germanisirung der Familiennamen unter den Lausitzer Wenden.

Aufgefallen ist mir bei meiner jüngsten Wanderung in der Lausitz die Zahl der deutschen Familiennamen unter den Wenden. Die Meier, Müller, Schulze, Schmied und Schneider grassiren in den wendischen Dörfern so gut wie in den deutschen, und doch waren die Träger dieser Namen nach allem Anschein gute Wenden. Eine Erinnerung an deutsche Herkunft war bei ihnen nicht vorhanden, und in manchen Dörfern wurde mir versichert, daß an eine Einwanderung deutscher Vorfahren dieser Müller und Schulze nicht zu denken sei. War dem so, dann müßte man an eine Verdeutschung ursprünglich wendischer Eigennamen denken. Und wie ich gefunden habe, ist das in der That der Fall. Seit langer Zeit ist dieser Proceß der Verdeutschung der Namen schon im Gange, nur geschieht dieses, oder sagen wir besser es geschah, stillschweigend und nicht in so ostensibler Weise, wie z. B. in Ungarn, wo ein Slave oder Deutscher, der sich magyaronisirt, in öffentlichen Blättern anzeigt, daß er von heute an so und so auf gut magyarisch heiße. Die Verdeutschung der wendischen Eigennamen in der Lausitz fällt meistens in eine Zeit, als die Kunst des Schreibens unter den Wenden noch wenig verbreitet war; damals waren die Eigennamen noch flüssiger als heute.

Ein gut slavischer Eigenname, den der Bauer seinem deutsch redenden Prediger oder vor dem deutschen Gerichte nannte, erhielt von diesen deutsche Form, wie die Ortsnamen sie schon lange erhalten hatten, oder der Bauer glaubte sich ganz verständlich machen zu müssen, wenn er vor dem deutschen Gerichte seinen wendischen Eigennamen in der Uebertragung angab. Er übersetzte daher seinen Eigennamen oft selbst; anfangs mag dann die deutsche und wendische Form neben einander gegangen sein; die erstere erhielt später, weil sie vor Gericht gültig war, oder bei dem Wenden selbst als die „feinere“ galt, das Uebergewicht, und die wendische ward ganz vergessen. Daher stammen viele deutsche Eigennamen unter den wendischen Bauern. Parallel damit lief ein anderes Verfahren. Zwei wendische Bauern können sich über die Grenzen ihrer Besitzungen nicht einigen; sie gehen zu ihrem deutschen Richter, der entscheiden soll, was Recht ist. Der eine heißt Hawsting, Augustin, der andere Blažij. „Merkwürdige Namen,“ denkt der Richter, und er schreibt sie nieder, wie er sie etwa hört, und so wird denn aus Hawstink „Hausding“ und aus Blažij „Bläsche“. Die Namen sind dann geblieben. In der Regel aber ist der Proceß der Germanisirung des Namens unter den Bauern

selbst ausgeführt worden. — Der Beweis für diese Behauptung ist leicht herzustellen. Wir brauchen nur das Kirchenbuch einer wendischen Pfarre aufzuschlagen, und sofort springen uns Dutzende von Beispielen in die Augen. Mein Freund, Pastor Broske in Krischa, der mich auf diese Erscheinung aufmerksam machte, schlug mir das Kirchenbuch seiner Parochie auf, und fast jede Seite brachte Belege. Da stand z. B. Todtenregister 1818 Nr. 3 Johann Kurjo, sage Hünichen, oder 1819 Nr. 4 Johann Ziste (čisty = rein) genannt Reinhardt. In beiden Fällen liegt die Uebersetzung vor. Aus einem Kowar wurde Schmied, aus einem Čorny Schwarz etc. Uebrigens gehen auch heute noch in vorwiegend wendischen Parochien beide Namensformen, die deutsche und wendische, neben einander. Bei den Abkündigungen von der Kanzel wird dann immer der wendische Name gebraucht, im Kirchenbuche, das als öffentliche Urkunde deutsch geführt werden muß, ist der Name dann deutsch eingetragen. „In meiner Parochie," sagte mir Pastor Broske, „wollen die Wenden Schneider (Krabec), Schmied (Kowar) und Lehmann (Wićaz) sich nicht mehr in die ursprüngliche slavische Form übersetzt haben; sie verharren bei dem deutschen Namen."

Noch häufiger aber erscheint die allmälige Ueberleitung des slavischen Namens in eine deutsche Form, die, wenn man sie allein betrachtet, urgermanisch erscheint, in ihrer Wurzel aber doch rein slavisch ist. Dieser Proceß ist nur nach und nach vor sich gegangen; von Generation zu Generation entfernte sich der Name mehr und mehr von seiner ursprünglichen Form, das Slavische darin wurde mehr und mehr abgestreift, bis aus der Raupe ein Schmetterling geworden war. Bei Ortsnamen, wo dasselbe der Fall war, können wir diesen Proceß nicht immer so genau verfolgen, wie bei Eigennamen, aber der Vorgang war sicher der nämliche, und es ist deshalb von Wichtigkeit, ihn an einigen Beispielen darzuthun. Im Krischaer Kirchenbuch erscheint ein echt wendischer Broidky; seine Söhne treten als Brody und Brady auf, die nachfolgende Generation schon in ganz germanisirter Form als Brode und Brade. Eben so finden wir dort durch die Geschlechter hindurch von dem slavischen Honik ausgehend Hönig, Höhnich, Hönig und Hennig. Aus Symny wird Symne, Symm, Simm.

Durch dieses Wechseln und Verändern der Namen entstehen eigenthümliche Verhältnisse, die auch in rechtlicher Beziehung, namentlich bei Erbschaftsangelegenheiten, zu Verwirrungen führen, denn die nächsten Verwandten haben oft verschiedene Namen. „Mein Großvater," sagte mir Pastor Broske, „hatte zwei Brüder. Diese drei Linien schreiben sich Broske, Proske und Proska, und Vettern dieses Namens habe ich heute noch. Drüben in Maltiz wohnt die alte Čistowa, eine Urwendin, und Niemand nennt sie anders als bei ihrem richtigen wendischen Namen. Auf dem Gerichtsamt, Pfarramt, in den Gemeindelisten heißt sie aber nur die Reinhardtin und alle ihre Kinder heißen Reinhardt. Hier liegt also die Uebersetzung des Namens vor." Noch ein Beispiel: In Bautzen wohnt ein Maurermeister Busch. Wer den Namen so hört, wird schwerlich denken, daß auch hinter diesem ein echter Wende sich versteckt. Der Vater des Mannes hieß noch Pošny (Poschni der Hübsche), aber ins Kirchenbuch trug man beim Sohne schon das ähnlich lautende „Busch" ein.

Das ist ein Proceß, der fast selbständig, ohne jedes Mittel von Zwang oder gewaltsame Einwirkung von selbst unter den Wenden vorgeht. Jetzt aber, nachdem die Eigennamen feste Form angenommen haben und von der Kirche wie von dem Gericht darauf gehalten wird, daß keine willkürlichen Aenderungen daran vorgenommen werden, hat er größtentheils seinen Stillstand erreicht. Was heute noch von slavischen Eigennamen da ist, wird bleiben. Sie sind überhaupt noch in der Mehrzahl.

Ueberhaupt sind die wendischen Familiennamen, die, mehr oder weniger rein und in germanisirter Form, durch ganz Sachsen und die übrigen der Wendei benachbarten Landstriche hin sich verbreitet haben, noch sehr zahlreich. Da tritt uns Benisch und Bensch entgegen, wendisch Bjenješ, Benedikt; Bartsch, wendisch Bartuš, Bartholomäus; Gilka, wendisch Giela, Daniel; Görke, Greger, wendisch Gregor und Grogorek, Gregorius; Kubasch, Kubsch, wendische Formen für Jacobus; Hänisch, Hänsche, Jentzsch und Jänisch, wendische Formen für Johannes; Petrich, Petsch, Pietsch, Pösch, Pöschke, Peschel, wendische Formen für Peter; Schippang, wendische Form für Stephan; Domke, Domasch, Domaschke, wendische Formen für Thomas; Kretzschmar, Kretschmar von kjaremar, der Schenkwirth; Goltsch, Goltz von golc, der Junge; Robel, Röbel, Fröbel von wrobel, der Sperling; Wolschke von olša, Erle; Wenk von wěnk, Kranz; Klien von klin, Keil.

Die wissenschaftlichen Resultate der Reise des Freiherrn von Maltzan in Südarabien.

Wiesbaden, 17. August 1871.

Vor Kurzem von meiner südarabischen Reise zurückgekehrt, erlaube ich mir, Ihnen eine kleine Uebersicht über die Resultate derselben zu geben, welche sicher auch die Leser des „Globus" interessiren dürften. Diese Resultate sind, wie ich mir schmeichle, nicht ohne Wichtigkeit für unsere noch so mangelhafte Kenntniß der großen arabischen Halbinsel. Sie wissen, daß ich mich zunächst nach Dschedda wandte, in der Hoffnung, von dort vielleicht nach dem Innern reisen zu können. Aber der Krieg der Asir mit den Türken machte jedes Eindringen auf der Seite von Nord- und Mittelyemen unmöglich und für Hedschas war die Saison ungünstig, da die Pilgerfahrt bevorstand, während welcher man nur nach Mekka Reisegelegenheit findet, und von Mekka hatte ich genug.

Ich beschloß deshalb, mich nach dem Süden, nach Aden, zu wenden. Um nicht nach Suez zurückkehren zu müssen, wo man allein Dampfschiffe nach Aden findet, fuhr ich mit dem Azizié-Dampfer über Suakim nach Massauwa und mußte von dort mit Segelschiff nach Aden gehen. Mein Aufenthalt in Massauwa war zwar auch recht interessant, theils durch den Umgang mit Munzinger, der mir sogar sein Haus eingeräumt hatte, das zugleich französisches Consulat ist — komisch genug bei der damaligen Kriegszeit und unserer Animosität gegen Frankreich, die ich mit theilte — theils durch die vielfach dort einlaufenden Berichte über die jetzigen

traurigen Zustände Abyssiniens, in dem die Engländer das Chaos zurückließen, das sie des größten Mannes beraubten, den es seit Jahrhunderten gehabt, und das Alles der Missionäre wegen. Denn diese waren durch ihre ungeschickte Einmischung in Politik die erste Ursache; Consul Cameron, der „stets betrunkene", wie er sprüchwörtlich in Massauwa hieß, kam erst in zweiter Linie.

Meine Segelfahrt nach Aden dauerte über drei Wochen, lange genug für eine Entfernung von 100 Meilen, aber man hatte mir die doppelte Dauer prophezeiet. Ich bekam dadurch so recht einen Eindruck von der Wahrheit, daß das Rothe Meer nicht für Segelschifffahrt im Großen (die einheimischen Fahrzeuge sind alle ganz klein, sogenannte Gayas, oder englisch-ostindisch: Baglas, mit lateinischen Segeln) geeignet sei, denn im Winter herrscht immer ein anderer Wind in seinem Norden, als im Süden, und zwar mit großer Heftigkeit. Wir mußten, bis wir aus Bab el Mandeb heraus waren, stets von einer Küste zur andern laviren; Morgens sahen wir Arabien ganz nahe, Mittags Afrika, Abends wieder Arabien.

Je näher wir der Meerenge kamen, desto häufiger wurden die Schwankungen, zuletzt fanden sie gar jede halbe Stunde statt. Endlich im Indischen Ocean schwieg der Wind vollkommen. Wir lagen tagelang neben der arabischen Küste, dem Gebel Charaz, Râs Ka'û, und ich hatte Gelegenheit, dieselben durch Augenschein zu studiren.

Doch erst in Aden eröffnete sich mir mein eigentliches Forschungsgebiet. Ich sah sehr bald ein, daß heutzutage eine Reise à la Wrede, d. h. unter Verkleidung, nicht mehr möglich sei, wenigstens im tiefsten Südarabien, denn in der Gegend, wo vor Kurzem der Franzose Halevy, als Jude des Landes verkleidet, reiste, d. h. in Central-Yemen, mag es noch ausführbar sein. Aber in den an Aden und Hadhramaut grenzenden Ländern sind die Araber jetzt viel zu bekannt mit europäischen Dingen. Fast ein Drittel aller Einwohner ist schon einmal in Aden gewesen, das jetzt zu einem blühenden Handelscentrum und Ausgangspunkt aller Karawanen geworden ist. Der Kaffeehandel des Südens hat sich seit dem Fall von Mocha hierher gewendet, der des Nordens nach Hodeida.

Als Europäer reisend, konnte ich nicht weit ins Innere vordringen, nicht als ob dies absolut unmöglich gewesen wäre (denn man hat den Fanatismus dieser Völker sehr übertrieben geschildert), aber es gehörte dazu eine andere Expedition, als die meinige war, mit sehr großen Mitteln und zahllosen Geschenken ausgestattet; denn jede paar Stunden kommt man in das Gebiet eines andern Fürsten, eines andern Stammes, und alle diese wollen durch Geschenke, oft sehr große, gewonnen sein. Nur das Interesse kann sie bestimmen, Europäern ihr Land zu eröffnen. Ich beschränkte mich daher in meinen eigenen Reisen auf die beiden Aden zunächst gelegenen Sultanate, Bir Ahmed und Laheg (man spricht das gim hier hart, nicht dsch).

Diese Reisen waren zwar sehr interessant und führten mich selbst in einige den Europäern unbekannte Gegenden, aber das eigentliche Resultat meiner Forschungen umfaßte ein viel weiteres Gebiet. Es ist bekannt, daß man in Ermangelung eigener Anschauung oft aus sorgfältig und beharrlich gesammelten, kritisch gesonderten Erkundigungen bei den Eingeborenen sehr werthvolle Kenntnisse über eine Gegend erzielen kann. Dergleichen geschieht leider selten, wohl aus Sprachmangel der meisten Europäer. So hatte es General Daumas in Algerien gemacht zu einer Zeit, als nur ein Drittel dieses Landes von Franzosen auch nur besucht, geschweige denn erobert war, und seine nach den Berichten der Eingeborenen verfaßten Schriften über Großkabylien, den Aures, Biskra, el Aghuat und die ganze Sahara zeigten sich später, als man diese Gegenden besuchen konnte, überraschend genau. Nie war es noch Jemand in Aden, das doch schon 32 Jahre englisch ist, eingefallen, für Südarabien etwas Aehnliches zu versuchen. Ich beschloß, diesem Mangel abzuhelfen, und fand bei den englischen Autoritäten die bereitwilligste Unterstützung. Diese gaben nämlich Befehl, daß man jeden fremden, nach Aden kommenden Araber aus dem Süden und Innern zu mir bringen sollte. Ein sehr gewandter arabischer Agent wurde mir beigegeben und mußte mir die Leute, die ich ausforschen wollte, eintreiben; dergleichen konnte nur in Aden guten Erfolg haben, denn im Innern kann man die Araber nicht, wie ich es in Aden zu thun vermochte, so zu sagen zwingen, Auskunft zu geben. Daher auch das oft sehr dürftige geographische Material, welches manche Reisenden zurückbringen, denn die eigene Reiseroute ist nur eine Linie, und von dem, was rechts und links von dieser liegt, weigern sich die Araber sehr oft etwas zu sagen. Im Innern sind sie mißtrauisch und geben nur sehr schwer Auskunft, in Aden dagegen machen sie sich ein Verdienst daraus, mittheilsam zu sein, besonders wenn der Fremde, der sie ausfragt, gut mit dem Gouverneur steht, von dem Alle etwas zu sollicitiren haben.

So gelang es mir denn, während drei Monaten in Aden etwa hundert oder noch mehr Araber aus allen Nachbarländern, darunter Sultane, Scheichs, Soldaten, Kameeltreiber, sehr viele gemeine Beduinen, ausforschen zu können. Einige der interessantesten Notizen verdanke ich sogar einem Verbrecher, der später in Aden ins Gefängniß kam. Auf diese Weise habe ich ein außerordentlich reiches geographisches und ethnographisches Material sammeln können, von einer Fülle und Mannichfaltigkeit, die mich selbst in Erstaunen setzt, die Namen und ungefähre Lage von wenigstens 500 Ortschaften, die Kenntniß einiger 400 Stämme und Unterstämme und ihrer Wohnorte, die von einigen hundert kleineren oder größeren Wadis und ihres Verlaufs, und, Wichtigstes von Allem, eine richtige Orientirung über die Lage der Hochgebirge, mittleren Berge, Hügelzüge, Hochebenen und Tiefländer eines ganzen großen Ländergebiets. Anfangs schien die Masse des so gewonnenen Materials mehr oder weniger chaotisch. Ordnung konnte erst dadurch hineingebracht werden, daß ich eine Karte entwarf und diese so lange, immer dabei meine Informanten zu Rathe ziehend, prüfte, verbesserte und feilte, bis die Eingeborenen sich darin auskannten. Diese Karte, einige dreißig Itinerare mit Entfernungsangabe in Stunden (halbe deutsche Meile), und eine vollständige Beschreibung der Länder, nach Art eines geographischen Handbuches entworfen, sind die Resultate, welche ich von meiner Reise zurückbringe.

* * *

Das von mir erforschte Gebiet umfaßt die Länder zwischen der Meerenge Bab el Mandeb und 48° 30′ östlicher Länge v. Gr., also eine geographische Längenausdehnung von fünf Graden; in der Breite reicht es von der Küste bis zum 15. Grad nördlicher Breite. Diese Länder waren auf unseren Karten bis jetzt so zu sagen blank geblieben, nur einige englische hatten sich bemüht, die Lücken etwas auszufüllen, aber Alles durch einander geworfen. Kurz, das ganze Gebiet war terra incognita. Wrede hat diesen Theil nicht besucht, und nur Munzinger bereiste im Juli 1870 die allerwestlichste Gegend. Seetzen hatte einen Theil dieses Gebietes von Aden nach Mocha durchwandert, aber er giebt uns in demselben keine einzige Ortschaft, keinen Wadi und nur einen einzigen Berg an. Und dennoch ist das Land reich an dem Allen. Daß mich die Araber nicht getäuscht haben,

beweist der Umstand, daß der einzige und am wenigsten bekannte arabische Geograph, der etwas vom Süden weiß, nämlich Hamdani, vulgo Ibn el Haik genannt, dessen Manuscript ich in Aden fand, sehr viele dieser Orte nennt, und er lebte vor 800 Jahren! Also auch von historischer Seite Bestätigung! Nur wußte man nicht recht, wo man die von Hamdani genannten Orte hinthun solle und ob sie überhaupt heutzutage noch existiren.

In topographischer Hinsicht zerfällt dieses Gebiet:

1) In Hochgebirge, namentlich vier getrennte, imposante Massen, die Yafiaberge, etwas nordöstlich von Aden beginnend und sich fast bis zu 14° 30′ nördlicher Breite hinziehend; den Saru Madhig, im fernsten Nordosten gelagert, oberhalb Hattân; den mächtigen Kôn, zwischen diesen beiden Gebirgskolossen; und hoch am äußersten Ende meines Forschungsgebietes den Keru, der aber schon im Norden der Wasserscheide, welche die drei anderen Gebirge bilden, sich gegen das Binnenland, den Gof, zu abdacht. Als fünfter kommt noch der Gebel Sabr hinzu, im Westen bei Taiz gelegen, doch dieser ist schon bekannt.

2) In mittleres Bergland, welches den größten Theil des Innern begreift, namentlich den directen Norden und Nordwesten von Aden, wo bis zum Sabr keine Hochgebirge sind.

3) In Hochebenen. Die großen, hochgelegenen Bodenflächen um Marcha, Yeschbum und Nisab. Hier habe ich auch die von Hamdani erwähnten Salzbergwerke, bei einem Ort, der Chabt heißt, wiedergefunden. Hamdani nennt sie „Berge unter der Erde“, und das ist vollkommen richtig, denn es sind eigentlich Salzgruben im flachen Plateaulande, die aber im Innern sich wie Höhlen ausdehnen und deren gewellter Boden Berge oder Hügel darstellt.

4) In Tiefländer. Diese sind besonders interessant wegen der hier gepflegten Kaffeecultur. Eines derselben, das Tiefland von Yafia, erstreckt sich fast 20 deutsche Meilen weit landeinwärts und ist rechts und links vom Hochgebirge umrahmt.

Politisch zerfällt dieses Land in folgende Gruppen:

1) Die Wasidiländer, Bir Ali, Megdaha, den Wadi Maifat, Habbân, etwa unter 48° östl. L. v. Gr., vom Meer bis zum 15. Grad der Breite.

2) Die große Gruppe der Aulaqi oder Auwaliq (nicht Arladschi, wie bei Ritter), etwa unter 47° östl. L. v. Gr., vom Meer bis hoch in den Norden reichend.

3) Die Fodli, von Aden bis zu den Aulaqi, am Meer.

4) Die Audeli oder Auwadel, im Norden des östlichen Fodlilandes.

5) Yafila, das größte dieser Gebiete, im Norden des mittlern und westlichen Fodlilandes, bis zu 14° 30′ oder 14° 40′ nördl. Br. reichend.

6) Das bisher noch nie von einem Europäer genannte Land der Rezaz, im Norden von Yafila und Audeli, ein sehr großes Gebiet, das ehemals zu Yafila gehörte.

7) Der winzig kleine Staat der Agrabi oder Agareb dicht bei Aden mit dem Hauptort Bir Ahmed. Die Engländer kauften ihm sein ganzes Küstengebiet ab, so daß er nun nicht einmal Handel besitzt.

8) Das Land der Abdeli (nicht Abdali, wie Ritter sagt) oder Abadel, mit Laheg, von Aden aus etwa vier Meilen ins Innere reichend. Hier liegt die Hochebene Mehaidan, die Wellsted Maidam schreibt und einen Fluß nennt, was ganz unrichtig ist. Der Fluß heißt Tobbun.

9) Das Land der Hauschebi oder Hauwaschib, im Norden von Laheg.

10) Das Land der Amir im Norden der vorigen, ein sehr wohlgeordneter Staat, der beste von Südarabien.

11) Im Norden beginnen nun eine Menge kleiner Gebiete, Galitaba, Merrais, Haqi, Schaif, Yasidi, Sayadi, dann kommen die freien Städte Redaa, Gese, die schon an bekannte Gegenden, wie Darnar Yerim, grenzen.

Kehren wir nach Aden zurück, so haben wir im Westen:

12) Die Sobehi, von Aden bis Bab el Mandeb, ein sehr interessantes, bis jetzt ganz unbekanntes Land.

13) Eine getrennte Abtheilung dieses Stammes sind die Hakmi, deren Scheich das bekannte Schwindelgeschäft mit Frankreich machte und diesem den schlechten Hafen von Scheich Said verkaufte, in welchem im Januar 1871 alle Schiffe scheiterten.

14) Die Moqatera nördlich von den Sobehi.

15) Die Hogriya, nördlich von den Moqatera fast bis Taiz reichend. Ein ausgedehntes Gebiet, dessen Stämme theils noch frei, theils den Du Mohammed unterworfen sind.

16) Die Taiziya, lauter getrennte Gebiete oder freie Städte.

Endlich habe ich auch über die merkwürdigen Stämme der Du Mohammed und Du Hosain, deren Heimath zwar hoch im Norden von Sana ist, die aber erobernd fast bis nach Aden vordringen, interessante Notizen gesammelt.

Dies ist das Wesentliche meiner geographischen Ausbeute. In ethnographischer Beziehung habe ich manche merkwürdige Einzelheit erfahren, manchen ganz neuen Blick in südarabische Verhältnisse gewonnen und allerlei Kleinigkeiten, die aber doch interessant sind, über Sitten und Lebensweise der Stämme notirt. Um nur eine der letztern anzuführen, so werde ich gewiß jeden Europäer in Erstaunen setzen, wenn ich sage, daß der Milchkaffee, wegen dessen uns die Südländer immer verspotten, ursprünglich eine arabische Erfindung ist, und daß die Beduinen im eigentlichen Kaffeeland den Kaffee nie anders trinken, als mit Milch. Dieser Unsinn, daß die Araber nur schwarzen Kaffee trinken sollen, gehört in das Reich jener Oberflächlichkeiten, wie die, daß alle Araber rauchen, daß sie alle schöne Pferde haben (in ganz Südarabien sind keine Pferde), daß sie alle bärtig sind u. s. w.

Endlich habe ich, wie Sie wissen, hauptsächlich linguistische und epigraphische Zwecke verfolgt. In dieser Beziehung hat mir gleichfalls das Glück gelächelt. Den interessanten Dialekt von Mahra, die Hakilisprache (ich hörte nie Ehkili, wie Fresnel schreibt), gelang es mir, grammatikalisch zu fixiren. Sein Wortschatz ist jetzt wenigstens zur Hälfte arabisch, nur die Aussprache verändert die Wörter, aus a am Anfang des Wortes wird ha, aus langem â wird au, aus o, û. Seine Grammatik ist aber durchaus sui generis und hat am meisten Aehnlichkeit mit dem Aethiopischen. An Himyarischem ist mir manches Neue aufgestoßen: sechs große Inschriften, mehrere Siegel mit Namen, eine altarabische Götzenfigur, die erste, die man bis jetzt fand, ein Mann mit langem Bart und geschweift, der jedoch so entwickelte Brüste hat, daß man an eine jener hermaphroditischen Gottheiten denkt, wie die Phönicier deren hatten; ferner zwei wirklich himyarische Münzen, die ersten bis jetzt entdeckten. Beide tragen auf der einen Seite einen Königskopf, auf der andern einen Vogel, der wie ein Hahn aussieht, auf der einen ist sogar der Hahn zweiköpfig, mit zwei Paar Flügeln, vier Beinen, aber nur einem Körper. Daneben stehen kleine himyarische Inschriften. Auch fand ich zwei neue südarabisch-äthiopische Münzen, denen ähnlich, die Professor Dillmann veröffentlicht hat, aber von anderen Königen herrührend, die auf der einen Seite den äthiopischen, auf der andern den südarabischen König tragen.

Aus allen Erdtheilen.

Eisenbahn und Canal auf der Landenge von Tehuantepec.

Die Untersuchungen, welche Selfridge in Darien vorgenommen hat und welche sowohl 1870 wie im laufenden Jahre mit großartiger Ausdauer angestellt worden sind, haben ein durchaus ungünstiges Resultat herausgestellt. Vom Rio Atrato aus ist weder vermittelst des Tuyra, des Truando oder des Napipi eine auch nur leidlich günstige Route für die Anlage eines Canales aufgefunden worden. Wenn man aber auch einen Wasserweg, der ganz ungeheure Summen, etwa 100- bis 200,000,000 Dollars, in Anspruch nehmen würde, herstellen wollte, so würde derselbe eine Wasserscheide von mindestens 612 Fuß (auf der Napipi-Route, bei den übrigen eine viel beträchtlichere Höhe) zu überschreiten haben, und nicht bloß 40 bis 80 Schleusen nöthig machen, sondern auch einen 4 bis 5 Miles langen Tunnel. Er würde außerdem durch eine höchst ungesunde Gegend führen. Man hat deshalb alle Projecte zur Ausführung eines Dariencanales aufgegeben.

Die Nordamerikaner setzen nun wieder Hoffnung auf einen Nicaragua-Canal, über welchen seit dreißig Jahren so vielerlei geschrieben worden ist; man hat ein Dutzend Vermessungen vorgenommen und will jetzt abermals eine solche veranstalten; die verschiedenen Projecte, wohl ein Dutzend an der Zahl, haben sich als unausführbar gezeigt.

Ob ein Canal durch die Landenge von Tehuantepec zu Stande kommt, ist gleichfalls zweifelhaft; an der Eisenbahn über diesen Isthmus wird bereits gearbeitet. Schon vor zwanzig Jahren hatten Major Barnard und der auch jetzt wieder thätige Ingenieur Williams denselben gründlich erforscht, die Untersuchungen hatten aber damals wegen der Unruhen in Mexico keine praktische Folge. Neuerdings haben nun die Regierungen von Nordamerika und Mexico gemeinschaftlich den Isthmus erforschen lassen, und Capitän Schufeldt ist, mit Williams, sechs Monate thätig gewesen, um eine Canalroute ausfindig zu machen. Die mexicanische Regierung hat jüngst (1. Juni) einen Bericht ihrer Ingenieure veröffentlicht; sie stimmen völlig mit Schufeldt's Angaben und Ansichten überein. Der niedrigste Punkt, auf welchem man die Landenge überschreiten kann, liegt im Tarifa-Paß, 684 Fuß hoch. Man könne dort, so heißt es, aus dem Rio del Corte in jeder Secunde 2000 Cubikfuß Wasser dem höchsten Punkte des Canals zuführen, und wenn man die Sohle gehörig vertiefe, werde derselbe nur 650 Fuß hoch liegen. Die mexicanischen Ingenieure veranschlagen die Kosten auf 26,300,000 Dollars, außer jenen für — achtzig Schleusen, welche 6,500,000 Dollars erfordern würden; weiter 3,000,000 für Speisebecken, 4,500,000 für Hafenarbeiten ꝛc., im Ganzen etwa 40,000,000 Dollars. — Die Eisenbahn soll durch den Chiveta-Paß geführt werden, der eine starke deutsche Meile weit westlich von dem Tarifa-Passe liegt.

Eine Tehuantepecbahn wird den Weg zwischen Neuorleans und Californien wesentlich abkürzen; der Canal bleibt höchst wahrscheinlich ebensowohl ein Project wie jener durch Darien oder Nicaragua. Das Klima ist nur in den niedrigen Küstengegenden ungesund, das Land selbst ungemein fruchtbar. Minatitlan, welches auf der atlantischen Seite den Hafen bildet, liegt oberhalb der Mündung des Flusses Goatzacoalcos; an der pacifischen Seite ist im Frühling 1871 der Hafen von Salina Cruz für den Verkehr eröffnet worden. Dort soll die Bahn ihren westlichen Endpunkt haben, etwa zwei deutsche Meilen unterhalb der Stadt Tehuantepec, welche an dem gleichnamigen Flusse liegt und etwa 16,000 Einwohner zählt. Sie war einst Residenz der Zapoteken-Könige, deren letzter, Cocijopi, um 1530 zur päpstlichen Kirche übertrat. Sie treibt Handel mit Cochenille, Cacao und Fischen, sodann mit eigenen Fabrikaten von Leder und Seide, Matten, Hütten und Seife. Es kann nicht fehlen, daß sie durch eine Eisenbahn zu größerm Aufschwunge gelangt.

Aus Centralasien.

In der Anmerkung zu dem Aufsatze Vambery's über Herat (Nr. 6) wurde bemerkt, daß man in Indien von Allem, was jenseit des Indus sich begebe, nur ungewisse Kunde habe; die Regierung zu Calcutta sei schlecht unterrichtet. Neuerdings hat man aber dort Allerlei in Erfahrung gebracht, und wir wollen den wesentlichen Inhalt eines Berichtes aus Calcutta vom 15. Juli („Mail", 15. August) mittheilen, weil er in einiger Beziehung Herrn Vambery's Aufsatz ergänzt; einen klaren Einblick giebt aber auch er nicht. Er glaubt an eine Versöhnung zwischen Schir Ali und seinem Sohn Jakub, welcher seines Vaters Thron bis in die Grundlagen erschüttert habe. Jene Aussöhnung sei schon längst von Seiten der indischen Regierung anempfohlen worden, weil sie allein Aussicht dafür biete, daß die Regierung im Hause Schir Ali's vererbt werden könne. Es würde von Seiten der indischen Regierung eine schlechte Politik gewesen sein, sich in den Zwist zwischen dem Emir und seinem Sohn einzumischen; dann wäre Jakub sicherlich ein unversöhnlicher Feind Englands geworden und hätte dem Emir seinen tapfersten und besten Soldaten (nämlich Jakub) geraubt. „Vambery ist im Irrthum, wenn er annimmt, daß Jakub einen eingewurzelten Widerwillen gegen eine englische Allianz habe. Dieser Widerwille ist allerdings einmal vorhanden gewesen, ich glaube jedoch, daß er nun verschwunden ist." (So schreibt der Calcuttaer Correspondent; ich meine, Herr Vambery kann ruhig den weitern Fortgang der Wirren abwarten. Es trifft sich, daß in derselben Nummer der „Mail", in welcher der Correspondent die „Aussöhnung" als eine Thatsache annimmt, die Notiz steht: „Die Versöhnung zwischen dem Emir von Kabul und dessen rebellischem Sohne Jakub Chan ist noch nicht vollzogen, wird jedoch vom Generalstatthalter Indiens dringend anempfohlen.") Weiter schreibt der Calcuttaer Correspondent: „Herr Vambery irrt auch, wenn er sagt, daß Jakub nach dem Derbar zu Amballah sich geweigert habe, von Lord Mayo Geschenke anzunehmen. Dergleichen sind ihm, weshalb, ist mir unbekannt, gar nicht angeboten worden. Zu jener Zeit war allerdings Jakub uns nicht sehr günstig gesinnt, aber er ist klug genug, einzusehen, daß wir seine natürlichen Freunde sind, und es liegt auch kein Beweis vor, daß er in einem Einverständnisse der Art mit Persien stehe, wie Herr Vambery andeutet. Für ein Einverständniß mit Rußland liegt gleichfalls nicht der mindeste Nachweis vor. — Schir Ali hat seit 1868 kein Geld von der indischen Regierung erhalten und damals auch nur die Summe, welche Lord Lawrence ihm versprochen hatte. — Die Gerüchte, daß Rahman Chan von den Russen auf den Thron von Buchara gesetzt worden sei, sind falsch. Er befand sich am 16. Juni in Samarkand, und es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß Rußland mit Buchara Frieden geschlossen habe. — Herat gilt jetzt nicht mehr für so wichtig wie vor 30 Jahren, als man es für den Schlüssel zu Indien hielt. Die Straße von dort nach Kabul ist sehr beschwerlich und die nach Kandahar keineswegs gut. Wer nach Indien eindringen wollte, würde wohl den Weg durch Persien und Seistan nehmen, nicht über Kabul." —

Dieses ganze Raisonnement, man sieht es, erscheint dürftig und schwach; wir wollten es aber mittheilen, weil wir der Ansicht sind, daß Herrn Vambery's Ansichten richtiger seien und

weil offenbar die innerasiatischen Verhältnisse einer Krisis entgegentreiben. Seit Hayward aus Ostturkestan zurückgekommen, wußte man nichts Genaueres über den Stand der Dinge in jener Gegend, und auch in russischen Blättern, z. B. in der „Nordischen Presse“, fand ich nur vereinzelte Notizen. Jetzt berichtet der Calcuttaer Correspondent (15. Juli), der Schnee auf den Pässen über das Karakorumgebirge sei geschmolzen und man erwarte zu Leh in Ladakh Karawanen aus Ostturkestan, mit welchem während der Wintermonate von Süden her aller Verkehr stockt. Die letzte zuverlässige Nachricht über den im „Globus“ vielfach erwähnten dortigen Herrscher, den Atalik Ghasi, welche man in Indien hatte, lautete dahin, daß er über die Dunganen in der Dzungarei mehrere Siege erfochten und außerordentliche Fortschritte gemacht habe. Im December war die Stadt Turfan in seine Gewalt gefallen; gleich nachher hatte sich Komil (Kumul) für ihn erklärt, diese wichtige Stadt auf der großen Karawanenstraße von Ostturkestan nach China. Er legte eine Besatzung dorthin und rückte dann auf Kuldscha vor, um von dort aus mit den rebellischen Mohammedanern der Westprovinzen Chinas in Verbindung zu kommen. Sein Trachten ist darauf gerichtet, ein großes mohammedanisches Reich zwischen Rußland und China zu gründen und die mohammedanischen Westprovinzen Chinas mit demselben zu vereinigen. —

(— Die oben von mir angedeutete Krisis ist bereits da. Nachrichten aus Petersburg vom 20. August meldeten kurz: „Kuldscha ist von den russischen Truppen eingenommen und besetzt worden.“ Das Datum war nicht angegeben. Ist die Thatsache richtig, so müssen in jener Gegend am Ili die Russen mit dem Atalik Ghasi handgemein geworden sein. Mit Hinblick darauf, daß sie einen Krieg mit diesem voraussahen, erklärt sich denn auch, weshalb sie die Feindseligkeiten gegen Chiwa eingestellt oder vielmehr hinausgeschoben haben. Sie sind vollauf hier im Osten beschäftigt. —)

In die inneren Verhältnisse der mohammedanischen Gegenden Chinas gewährt das jüngst erschienene Werk T. T. Coopers, „Travels of a pioneer of commerce in pigtail and petticoats,“ London 1871, einen tiefen Einblick, und wir werden in einer unserer nächsten Nummern interessante Mittheilungen aus diesem lehrreichen Buche geben.

* * *

— Schulbücher in Oesterreich. Die k. k. Schulbücher-Verlags-Direction in Wien, welche von Maria Theresia im Jahre 1772 errichtet wurde, veröffentlicht soeben ihren Geschäftsbericht. Aus demselben ist ersichtlich, daß im Jahre 1866 1,187,567, im Jahre 1869 1,440,721 und 1870 1,605,979 Exemplare von Schulbüchern abgesetzt wurden. Mit Rücksicht auf die verschiedenen Sprachen, in denen die Bücher abgefaßt sind, stellt sich folgendes Ergebniß heraus: In italienischer Sprache wurden abgesetzt 128,671, in tschechischer 130,440, in polnischer 172,369, in croatischer 107,785, in serbischer 34,983, in rumänischer 12,463 u. s. w., in Summa in nichtdeutschen Sprachen circa 750,000, und in deutscher Sprache 855,666 Exemplare. Armenbücher wurden für den Geldwerth von 65,396 fl. abgegeben, so wie auch für den Unterricht in den k. k. Strafanstalten Gratisexemplare verabfolgt wurden. Zu bemerken ist noch, daß die Direction nicht auf Gewinn hinarbeitet.

— Geographische Kenntnisse an der englischen Kriegsakademie. Professor Brackenburg, Lehrer der Geschichte an der Kriegsakademie zu Woolwich, dringt in einem Schreiben an die „Times“ darauf, daß der bisher ganz außer Acht gelassene geographische Unterricht (!!!) an der Akademie als obligater Lehrgegenstand eingeführt werde. Er lobt die fleißigen und intelligenten Jünglinge, aber es sei kein Vergnügen, von diesen zukünftigen Vaterlandsvertheidigern zu erfahren, „daß im Jahre 1821 Marschall Marmont's Armee sich bis zu den etrurischen Gebirgen im Norden Spaniens ausdehnte; daß Mainz am Po liegt; daß 1859 die österreichische Armee, welche die böhmischen Gebirge besetzt hielt, von dem Festungsviereck geschützt war; oder daß 1866 die Preußen auf dem Wege von Königgrätz nach Brünn die arabischen Gebirge überschritten.“ Kein Wunder, daß Brackenburg daran zweifelt, den zukünftigen Offizieren Englands fruchtbringende Lehren der Kriegsgeschichte einzuprägen, wenn alle Elemente der Geographie ihnen abgehen.

— Wenn ein Engländer „meschugge“ wird, wie die Juden sich ausdrücken, dann setzt sich die Raupe im Hirn gründlich fest. Ein frommer Mann, Namens Hampden, hat Aergerniß an der gottlosen Behauptung genommen, daß die Erde rund sei; er behauptet, sie sei platt und flach wie ein Pfannkuchen. Er bot dafür dem Naturforscher Wallace eine Wette von 500 Pf. St. an, aber die Commission, welche entscheiden sollte, sprach sich für rund aus. Darob ergrimmte Hampden; er warf Herrn Wallace einen „Schwindler und Lügner“ an den Hals, wurde verklagt und mußte in der letzten Juliwoche in Folge gerichtlicher Entscheidung nicht nur die 500 Pf. St. bezahlen, sondern auch für die ausgesprochene Beleidigung eine Entschädigung von 600 Pf. St. leisten, — in Summa 1100 Pf. St., sage 7500 Thaler, weil die Erde nun doch einmal nicht platt ist!

— Der lutherische Pastor Wilhelm Werner zu Fairview in Illinois entlief mit einer Frau Tice, welche eine Sonntagsschule unter Aufsicht hatte. Ihr Mann setzte den Flüchtigen nach, holte sie ein und stand seine Frau nebst zwei Kindern an Werner ab, als dieser ihm 100 Dollars zahlte.

— Zu Warrensburg in Missouri stand ein hoffnungsreicher Knabe, der beinahe 14 Jahre alt ist, mit einer Frau Toucey in einem unsittlichen Verhältnisse. Als der beleidigte Ehemann den Jungen aus dem Hause wies, zog dieser einen Revolver und schoß ihn todt. Ein Bericht sagt: „Der Knabe ist in Anbetracht seiner Jugend nicht verhaftet worden; man nimmt an, daß die Frau ihn zu der That aufgereizt habe.“

— Zu Milwaukee in Wisconsin waren am 1. Juli 1870 nicht weniger als 603 Bierhallen und Biersalons vorhanden.

— Ein Londoner Dampfer hat die Fahrt von der Themse nach Melbourne in Victoria in 56 Tagen zurückgelegt.

— Die Tintenpflanze Neugranadas. Unsere Tintenfabrikanten würden schnell reich werden, wenn sie die Tintenpflanze (Coriaria thymifolia) bei uns cultiviren könnten. Ihr Saft dient ohne alle weitere Vorbereitung als Tinte, er ist im frischen Zustande röthlich, wird nach kurzer Zeit vollkommen schwarz und greift die Federn nicht an. Diese Eigenschaften sind schon seit längerer Zeit bekannt, und noch zur spanischen Zeit wurde ein Decret erlassen, daß alle officiellen Documente mit dem Safte dieser Pflanze geschrieben werden sollen und zwar aus folgendem Grunde. Eine Anzahl officieller Schriftstücke ging aus Neugranada nach Spanien; ein Theil derselben war mit gewöhnlicher Tinte, der andere mit dem Safte jener Pflanze beschrieben. Unterwegs wurden die Dokumente vom Seewasser durchfeuchtet; die mit Tinte beschriebenen wurden unlesbar; jene aber, die mit „Tschantschi“, dem Safte der Coriaria thymifolia, hergestellt waren, hatten ihre Schrift bewahrt. Daher jener Erlaß.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Thierleben auf der Halbinsel Florida.

II.

Plötzliche Hochfluth. — Der Ochsenfrosch. — Krickenten. — Die Champignonschlucht und die Riesenschwämme; Lycoperdaceen. — Die weißköpfige Taube. — Ein Adlerhorst. — Seeblasen und Seeregenwürmer. — Der Pumpenfisch. — Florida-Indianer Seminolen.

Es ist erzählt worden, daß der Naturforscher Poussielgue sein Zelt am Einflusse des Hans-Creek in den Dunn-See aufgeschlagen hatte. Gegen Abend kehrte er von seinem Ausfluge dorthin zurück, sehr ermüdet durch die Anstrengungen des Tages. Um Mitternacht, als er im tiefsten Schlafe lag, drang plötzlich Wasser ins Zelt; der Sandhügel war schon zu einer Insel geworden, und bald stieg die Fluth bis an die Waden. Die Lage war im höchsten Grade unangenehm und auch gefährlich. Zum Glück hörte man auf der vor Anker liegenden Goelette den Nothruf, schickte einen Kahn und holte die Bedrängten ab.

Aber woher kam so plötzlich diese Hochfluth? Der Reisende meinte anfangs, sie rühre von süßem Wasser her, überzeugte sich jedoch bald, daß das Wasser salzig sei, eine Fluthströmung, welche aus dem Ocean in den Hans-Creek eingedrungen sein mußte. An den folgenden Tagen war sie gar nicht mehr zu bemerken; sie kommt in jener Gegend auch nur selten vor, und auch nur im Frühjahr und im Herbst. Aber wie kann das Meerwasser, welches vom innern Lande durch einen Zug hoher Sanddünen abgesperrt ist, sich unterirdisch einen Weg bis in die Sümpfe des Hans-Creek bahnen? Die hydrologischen Gesetze sind noch nicht allesammt erklärt worden, und auf der Halbinsel Florida, die eigentlich einen ungeheuern Schwamm bildet, werden vermittelst der Capillarität ganz eigenthümliche Erscheinungen hervorgebracht. —

Der Reisende war nun aus seiner Noth gerettet und schlug sein Zelt an einer sichern Stelle auf, an einem mit Gesträuch bewachsenen Sandhügel. Von dort aus machte er Streifzüge in die Umgegend und schoß an einem Tage nicht weniger als drei Hirsche. Als er unter einem schattenspendenden Magnolienbaume ausruhte, hatte er abermals ein merkwürdiges Schauspiel.

Auf einem kleinen Wassertümpel, an dessen Uferrändern mächtige Nymphäen wuchsen, schnatterten Krickenten, die sich mit ihrer jungen Brut lustig umhertummelten. Plötzlich schoß, wie ein Tiger, ein gewaltiger Frosch unter den breiten Blättern der Wasserpflanzen hervor, packte eine junge Ente beim Beine und fing an, sie zu verzehren. Hier war der Beweis, daß der Ochsenfrosch, Rana mugiens, auch Vögel frißt, und es ist durch den Augenschein erwiesen, daß er auch Moschusratten verzehrt. Er wird bis zu 50 Centimeter lang (von der Schnauze bis zum Ende der Hinterbeine) und bis 3 Pfund schwer; seine Haut ist olivengrün mit Schwarz gemarmelt und weiß gefleckt. An Gestalt gleicht er unserm gewöhnlichen Frosche, hat aber einen gewaltigen „Brüllsack“ unter der Kehle und vermittelst desselben eine ungemein laute Stimme. Obwohl die Franzosen, welche ja

von Haus aus „Froschfresser“ sind, sein Fleisch vortrefflich finden, so wird er doch von den Negern verschmäht, wenngleich diese Ratten, Schlangen und Eidechsen gern verzehren. Der Ochsenfrosch wird also nicht beunruhigt, und ist deshalb in den südlichen Gewässern der Union in ungeheurer Menge vorhanden.

Einer der Begleiter des Reisenden hatte inzwischen einen gelben Fuchs gefangen und denselben an eine Kette gelegt; diese war am Ufer eines Teiches an einen in den Sand getriebenen Pfosten befestigt worden, und Meister Reinecke stand trübselig mit eingezogenem Schwanze da. Manchmal drehete er sich und zerrte an der Kette, aber das half ihm nichts, er mußte sich von hundert Enten verhöhnen lassen. Diese schnatterten gegen ihn ein; er ist ihr geschworener Feind, aber sie wußten, daß er jetzt ihnen nichts werde anhaben können. Man sah es dem Fuchs an, daß er wüthend und ingrimmig war, aber die Enten ließen sich kaum irre machen, als auf eine Entfernung von zehn oder zwölf Schritt Feuer gegeben wurde. Etwa zwanzig blieben sofort todt, andere waren nur angeschossen und flatterten fort. Unter diesen befand sich auch eine schwarze mit weißem Schopf; sie war in einer Gruppe von Amberbäumen niedergefallen und der Reisende drang mit seinen beiden Begleitern in das Gestrüpp ein, um das kostbare Exemplar für seine Sammlung zu retten. Die Ente stieg noch einmal auf und flatterte nach einer Stelle, wo der Boden eine Vertiefung bildete, eine förmliche Schlucht von beträchtlicher Länge und etwa 100 Fuß Breite. An den Abhängen standen hohe Bäume, an welchen sich Aristolochien emporrankten, und durch das Laubdach fiel nur spärliches Licht hinab. Unten war recht eigentlich classischer Boden für Schwämme, ein wahres Reich von Champignons, die dort in allen Farben und Gestalten vorkamen, auch mikroskopisch zu Milliarden auf verfaulten Stämmen, und daneben andere von riesiger Größe. Dort lag die Ente neben einem todten Baumzweig in einer Pfütze.

Als die drei Jäger in die Schlucht eindrangen, verspürten sie sofort einen mufferigen Geruch und eine Art von Leichendunst, der ihnen fast die Kehle zuschnürte. Die stehenden Pfützen und Tümpel waren mit einem ins Grüne



Der Ochsenfrosch (Rana mugiens).

schillernden Oel überzogen, das ins Violett hinüberspielte, sobald man es bewegte; selbst der Erdboden war mit weißem Schimmel überzogen, auf welchem der Fuß ausglitt. In diesem Halbdunkel, in einer Atmospäre ohne frischen Luftzug, konnte keine Pflanze gedeihen, welche Licht und Luft nöthig hat, aber für Schwämme und Moose war hier ein wahres Paradies. Ueberall lagen alte hundertjährige Baumstämme umher, an welchen die Feuchtigkeit ihre Wirkungen erprobt hatte; sie waren gleichsam Leichen, zu nichts weiter nütze, als zur Ernährung der Schwämme, welche auf diesem mulmigen Holze wuchsen. Da sah man Apiosporen, dicke, gallertartige, transparente Massen, welche sich an die Felsen gleichsam anleimen und tropfenweis eine gelbliche, übelriechende Flüssigkeit ausschwitzen; — dort waren Phylacien, welche wie Stücke zusammengehäufter Kohlen aussehen; sie sind so giftig, daß man sich hüten muß, sie auch nur mit dem Finger zu berühren. Ein Lentium ist blendend weiß und steht auf einem bläulichen Stiele; die Ustaleen haben die Gestalt eines chinesischen Hutes; sie sind dunkelorangegelb, mit Silber marmorirt; sie bilden gleichsam eine Republik am Fuße hoher Bäume. Die Familie der Lycoperdaceen bildet gleichsam die Riesen, die Kolosse der Familie. Sie erreichen die Höhe eines mehrjährigen Kindes, und ihr Hut zeigt mehr als sechs Fuß im Durchmesser. Sie sind rosenroth und sehen aus wie große Regenschirme. Dagegen haben die Pezizen die Gestalt einer Schale und Holzfarbe; das Innere gleicht einem großen Kochtopfe.

Zwischen diesen großen und kleinen Schwämmen bahnten sich die drei Wanderer einen Weg mit großer Vorsicht. Trotzdem stieß Moritz, als er an einem schlüpferigen Stamm ausglitt, auf einen der großen Champignons. Sofort erfolgte eine Explosion, als wäre ein Flintenschuß gefallen, und plötzlich war die Luft mit Sporulae erfüllt, diesem Theil der kryptogamischen Gewächse, welcher dem Samen entspricht und aus welchem sich eine neue Pflanze entwickeln kann, obwohl derselbe keinen Keim enthält. Und wie im Nu erdröhnte weithin die Schlucht von einem Knall nach dem andern; die Schwämme platzten, es war wie ein Knatterfeuer. Der rothe Staub fiel wie Regen auf die Wanderer herab, welche, immerfort niesend und hustend, so rasch als

möglich ins Freie zu kommen suchten und an die seltene Ente nicht mehr dachten.

Dem Leser wird eine Kanonade von Champignons unglaublich vorkommen, aber die Sache hat ihre vollkommene Richtigkeit. Die Schwämme, welche zur Familie der Lycoperdaceen gehören, besitzen, gleich manchen anderen Pflanzen, die Eigenschaft, mit Geräusch aufzuplatzen, sobald sie reif sind und dann berührt werden. Die Natur hat diese Einrichtung getroffen, damit sie ihre Samen oder vielmehr ihre Sporulae weithin umherstreuen können, und jene rothe Wolke bestand aus solchen. Der Knall des großen Becherschwammes, auf welchen Moritz gefallen war, veranlaßte die Detonation der übrigen.

Das Abenteuer hatte schmerzliche Folgen, denn Gesicht und Hände der Wanderer bedeckten sich mit schmerzhaften Blasen; längere Zeit fiel ihnen das Athmen schwer und das Husten wollte gar nicht nachlassen. Die Qual war noch ärger als jene, welche man fast in jeder Nacht von giftigen Insecten auszustehen hatte. Bei genauem Nachforschen ergab sich, daß der Hügel, auf welchem das Zelt stand, von unzähligen Gängen durchzogen war, welche eine Spinne, Latradectes, gegraben hatte. Ihr Biß ist gefährlich; er bringt nicht selten Schlafsucht hervor, die in Tod übergeht. Diese dunkelrothe Spinne verstopft bei Tage alle Ausgangslöcher mit kleberigem Sand, und kommt erst nach Einbruch der Dunkelheit zum Vorschein.


Columba leucocephala. (Linné.)

Viel harmloser ist ein anderes unterirdisches Thier, welches sich vorzugsweis in den Magnolienwäldern am St. Pablo aufhält, eine kleine Schlange, Ophthalmidion. Sie ist etwa einen Fuß lang, nicht dicker wie eine starke Gänsefeder, und die Schuppen sind so klein, daß das Thier mit einem einförmigen Panzer bekleidet zu sein scheint. Der Spalt des Maules ist kaum zu bemerken, weil er unter der vorstehenden Schnauze sich befindet. Das Thier kann nicht beißen, und die beiden Augen sind mit einer transparenten Hornhaut bedeckt, durch welche die Schlange sieht. Sie hält sich in unterirdischen Gängen, meist zwischen den Wurzeln großer Bäume auf und lebt von Würmern; sie ist aschgrau, schwarz geringelt und hat auf dem Hinterkopf einen scharlachrothen Fleck.

In solchen Gegenden, wo die Magnolienwälder lichter werden, treten prächtige Nußbäume (Hickory) und immergrüne Eichen auf. Solche Stellen findet man gewöhnlich auf den High Hammocks, und diese bilden gewöhnlich Inseln, die von kleinen Everglades umgeben sind. Dort findet man die weißköpfige Taube, Columba leucocephala, die auf Cuba und den Antillen häufig, in den Vereinigten Staaten dagegen nur selten vorkommt. Sie ist größer wie eine Holztaube; Kopf, Hals und Brust sind smaragdgrün, Pfoten und Schnabel karminroth.

Manche Moräste sind dicht mit Sassafras bestanden, und diese Wälder machen einen trübseligen Eindruck. Sie bilden Schlupfwinkel für Wölfe, Füchse und Waschbären. Daneben wachsen auf trocknerm Boden immergrüne Eichen, auf welchen da und dort ein Adler horstet. Unter solch einem Baume findet man allemal ein förmliches osteologisches Cabinet: Gerippe oder Knochen von Waldratten, Eichhörnchen, Damwild, Schafsköpfe, Brustbeine von Vögeln, Knochenwerk von Schlangen und Eidechsen, Muscheln von Schalthieren, Schildpat und Fischgräten. Das Nest befindet sich allemal zwischen zwei Stammästen, ist bis zu sechs Fuß hoch aufgebaut und besteht aus Zweigen, die fast kunstgerecht verflochten sind; die Zwischenräume werden mit Rasen ausgefüllt, mit Binsen und Moos. Die Gestalt ist flach. Der Adler kann ein Alter von reichlich 100 Jahren erreichen, und ein Paar hält gegenseitig die Treue das ganze Leben hindurch, es ist unzertrennlich und behält auch denselben Horst, welcher in jedem Jahre ausgebessert wird. In den floridanischen Hammocks, welche selten von Menschen besucht werden, leben diese Vögel ein ungestörtes Dasein. Merkwürdig ist, daß der Adler sich zur Vertheidigung niemals seines Schnabels bedient, sondern nur der Krallen; der Flügelschlag auch dieses Haliaetus leucocephalus ist gefährlich.

Neben und in den Fichtenwäldern findet man häufig das sogenannte Hauben- oder Kragenhuhn (s. S. 116), das zu den schönsten Feldhühnern Amerikas gehört. Es hat einen schlechten Flug, kann aber mit ungemeiner Schnelligkeit laufen.

Nachdem der Naturforscher auf dem Lande eine reiche ornithologische Ausbeute gewonnen hatte, versuchte er noch einmal den Fischfang, um vielleicht noch das eine oder andere seltene ichthyologische Specimen zu erhalten. Er befuhr zu diesem Zwecke noch einmal den San Juan mit einem Nachen. An der ersten Insel, bei welcher er anlegte, wimmelte es von Pelikanen, Enten, Seeschwalben und Möven. Der Strand war überall mit angespültem Seekraute förmlich bepanzert. Sobald man mit dem Fuße dasselbe betrat, erfolgte ein Knall wie von einem Pistolenschusse. Das Seekraut war nämlich mit aufgebauschten Blasen angefüllt, die etwa einen Fuß lang und mit comprimirter Luft angefüllt sind; sobald man auf die Blase tritt, platzt sie und daher der Knall. Es waren nicht etwa Schwimmblasen von Fischen, sondern Ueberreste von Mollusken, welche durch die Fluth auf den Strand getrieben werden. An einigen konnte man noch die blauen Tentakeln, die Saugewerkzeuge und die purpurrothen Kämme beobachten; bei anderen waren die Blasen röthlich. Es waren Physalien und Discolaben, welche zu den kopflosen Mollusken gehören; sie schwimmen in Gruppen auf dem Meere und werden von den Fischern als Seeblasen bezeichnet. Die bei jener Insel angetriebenen waren schon mehr oder weniger zersetzt und hatten ihre eigentliche Gestalt bereits verloren; sie bewahrten aber noch die Eigenschaft zu brennen, denn wenn man sie mit dem Finger berührte, erfolgte heftiger Schmerz.

Was den Fischfang betrifft, so bilden die sogenannten Seeregenwürmer einen guten Köder. Diese Mollusken

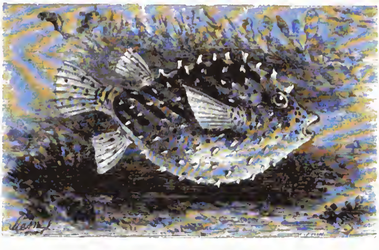
welche Lamarck Janthinen benannt hat, gleichen allerdings einem schwimmenden Regenwurme. Der walzenförmige Kopf läuft schnauzenförmig aus, zwei lange Tentakeln stehen wie Hörner hervor, der Leib ist eine fleischige Scheibe, mit einer schraubenförmigen Muschel umgeben, die schön violett gefärbt und doch durchsichtig ist. Das Thier schwimmt auf der Oberfläche vermittelst einer an seinem Leibe hängenden Blase, die so schwer ist, daß der Seeregenwurm sie nicht fortschleppen kann. Er wäre also, bei solcher Unbeweglichkeit, eine sichere Beute für Fische und Wasservögel, wenn er nicht vermittelst einer besondern Vorrichtung im Stande wäre, sich zu schützen. Sobald ihm ein Feind nahet, sondert er sofort eine bläuliche Flüssigkeit ab, die scharf riecht und ihn einige Augenblicke verbirgt; gleichzeitig schneidet er mit seiner hornigen Schnauze den Faden ab, an welchem die Blase hängt, und läßt sich nun tief ins Wasser hinabfallen.

An diesen Köder gehen die Fische sehr gern. Die Angel-



Feldhuhn in Florida.

haken waren kaum ein paar Minuten im Wasser, als auch schon ein mehrmaliges Zucken sich bemerklich machte. Was aber wurde heraufgezogen? Ein aufgeblasener, mit Stacheln besetzter Ball, ein sogenannter Pumpenfisch. „Der muß todtgeschlagen, abgehakt und wieder in die See geworfen werden; er ist zu nichts nutze, er sticht und seine Stacheln sind giftig.“ Das Alles ist richtig: der Fisch lag wie todt auf dem Meere und ließ sich treiben; als aber die Leine etwas gelockert wurde, gab er die Luft von sich und tauchte unter. Dann wurde an Bord gehißt, aber Niemand durfte ihn anrühren. Er entlud sich wieder, schnappte dann Luft ein und richtete die Stacheln auf wie ein Igel. Der Naturforscher durfte keine Zeit verlieren, wenn er ihn zeichnen wollte, denn in jenen tropischen Gegenden wirkt die Hitze



Diodon maculato striatum.

dermaßen, daß ein todter Fisch nach Verlauf weniger Stunden die Farbe verliert und sich zersetzt. Dieser Pumpenfisch, von den Amerikanern so benannt, weil er nach Belieben Luft einathmen und auslassen kann, ist Diodon maculato striatum; er hat etwa einen Fuß im Durchmesser, seine warzige Haut ist braun, gefleckt und hat schwarze Streifen; seine kurzen Stacheln sind dreispaltig und stehen auf drei divergirenden Wurzeln. Sie sollen, gleich dem Fleische, giftig sein; von der Galle weiß man es ganz bestimmt; die Neger kennen dieses furchtbare Gift sehr wohl. — Bemerkenswerth ist auch der sogenannte Schnupftabacksdosenfisch. Er gleicht täuschend einem mit Horn überzogenen Kasten, in welchen Löcher gebohrt sind; aus diesen kommen Schwanz und Schwimmflossen hervor. Der „dreieckige Koffer“ in Florida, Ostracion triqueter, ist röthlich mit goldigem Reflex und Goldflecken; seine Schwimmflossen sind gelb. Er kann sich nur vermittelst des Schwanzes fortbewegen, ist ungenießbar, weil er nur wenig und

obendrein durchaus faseriges Fleisch hat und eine mächtig große Leber, die durchaus ölig ist. —

Auf allen Wanderungen sah der Naturforscher keine Indianer mehr in ihren alten Lebensverhältnissen. Im Anfange des Jahres 1871 zählte man im ganzen Staate Florida nur noch 252 unvermischte Ureingeborene. So spärlich sind die Ueberreste derselben. Die Seminolen gehörten zur Stammgruppe der Creeks und waren um 1750 von Georgia aus nach Süden gezogen; der Name bedeutet: Flüchtlinge, Leute, die entlaufen sind. Zu Anfang unseres Jahrhunderts kam eine zweite Bande von Norden her und zwang die eingeborenen Mickasuckis, die wenig zahlreich waren, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Im Jahre 1822 belief sich die Gesammtzahl aller indianischen Krieger



Oseola, Häuptling der Seminolen.

in Florida auf nur 1594. Diese haben ein volles Jahrzehnt lang ununterbrochen den Armeen der Nordamerikaner muthigen Widerstand geleistet und alle Angriffe abgeschlagen. Zuletzt mußten sie freilich der Uebermacht erliegen, aber der Floridakrieg kostete den Vereinigten Staaten mehr als 60 Millionen Dollars Geld und viele Opfer an Menschen. Unter den Häuptlingen der Seminolen zeichnete sich insbesondere Oseola durch kriegerische Eigenschaften aus. Der größte Theil der Seminolen ist nach 1830 über den Mississippi in das sogenannte Indianergebiet, nördlich von Texas, westlich von Arkansas, geschafft worden, wo sie sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen müssen. Ihre Zahl vermindert sich und allmälig werden sie aussterben.

Die Haffe, Nehrungen und Dünen an der Küste von Ostpreußen.

Von **Dr. Diestel.**

II.

Noch entbehrt die **frische Nehrung** einer so wissenschaftlichen Untersuchung ihrer geologischen Beschaffenheit, wie sie der kurischen zu Theil geworden; die einzige Notiz, welche Schumann darüber empfing, rührte von der Anlage eines Brunnens her und lautete kurz, man sei überall auf Sand gestoßen. Doch gestatten einige Bemerkungen, die er selbst gemacht, und historisch beglaubigte Mittheilungen über die früheren Stellen der Haffmündung die Annahme, daß auch diese kürzere Halbinsel in ähnlicher Weise entstanden sei und ähnliche Schicksale durchgemacht habe wie die kurische Nehrung. Die Spuren eines ehemaligen Seeufers bei Brandenburg auf der Ostseite des Haffes lassen auf eine Zeit so tiefer Senkung zurückschließen, daß die Meereswellen, durch keine Nehrung aufgehalten, bis dorthin vordringen konnten. Jene entschiedene Behauptung der deutschen Ordenschronisten, daß es ehemals zwei Tiefe, eines etwa eine Meile vom Südende bei Vogelsang, ein zweites eben so weit nördlich von Pillau bei Lochstädt, gegeben habe, stimmt vollkommen zur Beschaffenheit des Bodens an diesen Stellen.

So war die Nehrung eine fast acht Meilen lange schmale Insel. Nach 1311 versandeten beide Haffmündungen und es bildete sich wohl gleichzeitig eine dritte in der Gegend des heutigen Alttief, über eine Meile südlich von Pillau; als aber auch diese und noch eine vierte bei Alt-Pillau einem gleichen Ende entgegengingen, riß am 16. September 1510 das fünfte schmale Tief von heute ein und bildet seitdem den einzigen Ausweg für die Wasser der „**neuen Weichsel**“ und **Nogat**, des **Elbing**, der **Passarge** und des **Pregel**,



Sturzdüne in der Gegend des verschütteten Dorfes Stangenwalde (?).

so weit er nicht durch die Deine in das kurische Haff abfließt. Beweist nun auch die ungemeine Ausdauer, mit welcher Jahre lang die Winterstürme den angefangenen Bau einer großen Hafenmole bei Pillau immer wieder zerstörten und das Tief mit Sand erfüllten, bis endlich die Kunst des Menschen siegte, daß hier beständig eine gewaltige, horizontal wirkende Kraft nach Veränderung des Bestehenden strebt, so nöthigt doch auch nichts, daran zu zweifeln, daß zu jenem frühern Wechsel des Tiefes, wie auf der kurischen Nehrung, Hebung und Senkung mitgewirkt haben.

Gewisser als die Art der Entstehung sind die Wandlungen und Verwandlungen auf der Oberfläche den Nehrungen gemeinsam. Ehemals waren beide dicht mit **Wald** bestanden, der gegen Wind und Welle, ja zum Theil gegen die gefährlichste Angriffswaffe derselben, gegen den Sand, die am Haff liegenden Dörfer beschützte; jetzt zeigt die kurische Nehrung nur noch zwei Waldungen, bei Schwarzort und bei Nidden, die frische bei Alttief hin und wieder Waldgebüsch aus jüngster Zeit, und erst auf dem südlichsten Drittel kräftigen Baumwuchs. Schumann will eine kaffeebraune Sandschicht auf beiden Nehrungen als letzten Rest eines vorhistorischen Urwaldes erkennen, und meint, die archivalische Nachricht, daß die Kosacken am 5. Mai 1734 die ganze Danziger (frische) Nehrung bis Polski abgebrannt hätten, auch auf diesen Wald beziehen zu dürfen. Jedenfalls sind submarine Stubben von Rüstern, Eichen und anderen Laubbäumen, welche auf der Seeseite beider Nehrungen den Fischfang behindern, gewissere Zeichen davon, wie von einer **allmäligen Wanderung der ganzen Halbinsel nach Osten zu**. Zweifellos aber ist in späterer Zeit die Entwaldung unablässig, bald langsamer, bald schneller vor sich gegangen. Gegen wen sich die Anklage richten solle, ist in einzelnen Fällen leicht zu sagen, im Großen und Ganzen schwer genug. Behrendt entscheidet sich dafür, als Hauptursache das Sinken des alten Alluvialbodens zu betrachten, doch habe Menschenhand geholfen. So giebt es eine alte Notiz, wenn auch wenig beglaubigt, der sonst so wirthschaftliche König Friedrich Wilhelm I. habe an einen Herrn von Korff für geringes Geld den ganzen Wald der frischen Nehrung verhandelt und dieser ihn schleunigst abgeschlagen; gewiß ist, daß schon im Anfange des 17. Jahrhunderts, wie Passarge (in einem äußerst interessanten Aufsatze über die kurische Nehrung in der „Altpreuß. Monatsschrift“ VIII, Heft 1 bis 3) nachweist, der Sarkauer Wald auf der kurischen Nehrung fast „verhauen“ war, so daß das Rothwild 1654 zum großen Theil nach Samland schwamm; daß die

Schweden in derselben Zeit zu landen pflegten, um Häringe zu fangen, Theer zu schwehlen und diesen gleich wieder in preußischen Hafenstädten zu verkaufen; daß man 1733 das letzte Rothwild nach der Warnicker Forst im Samlande hinübertreiben mußte; daß die Russen während des siebenjährigen Krieges gar übel hausgehalten und endlich noch in unserm Jahrhundert mancher Bauernwirth oder Pächter, um Ackerland, Grasland oder auch nur Bauholz zu gewinnen, ganze Strecken seines Waldes niederhieb.

Heute hat der Wald, wie jedes vegetative und animalische Leben, auf der Nehrung nur noch einen Feind, aber, wie es scheint, einen unüberwindlichen, den Sand, der langsam aus der See aufsteigt und, vom Winde getragen, tödtend nach Osten vorschreitet, um Alles in Wüste umzugestalten.

An verschiedenen Stellen hat Schumann die Bestandtheile des Sandes und die Größe der Körner gemessen. Er fand durchschnittlich 85 Procent glashellen, 12 Procent gelben durchscheinenden Quarz, 2 Procent rothen Feldspath und 1 Procent dunklen Knollensand, bisweilen 88 Procent Quarz, 8 Procent Feldspath, je 2 Procent Hornblende und Knollensand; doch erwähnt er als unterscheidendes Merkmal der frischen Nehrung, daß hier der Sand reicher an Feldspath und nicht so gleichartig geformt sei, — ein Umstand, auf den er die größere Unregelmäßigkeit der Dünenbildung zurückführt. Bei Schwarzort begann eine gewaltige Düne mit Feldspathknollen von der Größe einer weißen Erbse, die ein mächtiger Sturm selbst über den künstlichen Schutzwall getrieben hatte, und zeigte noch auf der halben Höhe solche von dem Umfange eines Stecknadelknopfes, schon gemischt mit immer kleineren Quarzkörnchen.

Von so winziger Art ist, im Einzelnen betrachtet, das Kaliber, mit welchem der Sturm gegen die Vegetation wie gegen die Wohnungen der Menschen zu Felde zieht. Schon der Flugsand tödtet mit seiner Schwere und seiner Trockenheit manches junge vegetabilische Leben, ehe es Kraft zum Widerstande gewonnen, aber unüberwindlich, einem Elemente gleich, wird seine zerstörende Macht, sobald aus der Anhäufung von Körnern eine Düne entstanden ist. In höchst anschaulicher Weise beschreibt Schumann die Entstehung einer solchen: „Auf dem Seerücken der Nehrung findet sich ein oft sehr regelmäßiges System kleiner paralleler Sandwellen, die auf der Windseite sanft aufsteigen, um auf der Leeseite ziemlich steil abzufallen. Sie sind Dünen in Miniatur. Nachdem der Wind die Sandkörner bis auf den Kamm getrieben, gleiten die schwereren Körner auf der andern, steilern Seite herab, während die leichteren den nächsten Wellenberg erreichen, um von da eine weitere Wanderung zu machen. Eine Messung ergab als Breite einer solchen Sandwelle 3 Zoll, als Steigungswinkel $7^1/_2$, als Fallwinkel 38 Grad. Häufig sendet die Hauptdüne nach der Haffseite hin Seitenzweige ab, von denen die meisten in einer scharfen Ebene wie abgeschnitten enden. Die Nehrunger nennen sie recht treffend Sturzdünen. Auch auf ihren Abfällen findet man das geschilderte System kleiner paralleler Sandwellen, die hier stets von der obern, scharfen Kante der Sturzebene gerade herab nach dem Fuße fortlaufen. Eine solche Ebene sieht aus, als wäre sie regelmäßig abgeeggt. Und zwar dies nicht nur wegen der Wellenform, sondern auch wegen der dunklen Farbe des in den herablaufenden Wellenthälern liegenden schwerern Sandes."



Der sogenannte runde Berg bei Rossitten.

Steigungs- und Fallwinkel sind natürlich nicht an allen Dünen vollkommen gleich; Schumann fand an anderen Stellen den erstern 5 bis 10, den zweiten 28, 30 bis 32 Grad. Im Allgemeinen erbauen sich die Riesengestalten der Dünen nach denselben Gesetzen wie die schnell vergänglichen Meereswellen. Am auffallendsten soll diese Aehnlichkeit in der Wüste von Beludschistan sein, wo der feinste, vom Winde angetriebene Sand auf der Höhe nicht selten einen übergebogenen Kamm bildet, den das leitende Kameel erst, indem es sich mit Gewalt niederwirft, durch die Schwere seines Körpers eindrücken muß, um für die nachfolgende Karawane einen sichern Uebergang herzustellen. Auf der Nehrung kommt es zu solcher Bildung wohl nur in seltenen Ausnahmen, aber immer beobachtet man jenes sanfte Aufsteigen der Düne von der Seeseite her, den steilern Abfall nach der Haffseite.

So erwachsen diese Dünen, welche fast 11 Meilen die kurische, fast 6 Meilen die frische Nehrung entlang ziehen, zu einer Kammhöhe von 120 bis 150 und zu Gipfeln bis zu 200 Fuß. Nirgends, wo auch die Natur ein ähnliches Spiel treibt, erreichen sie eine solche Höhe, weder an der schleswigschen und jütischen, noch an den französischen und italienischen Küsten, weder an dem Westrande der Sahara, noch an dem Ostrande des südlichen Nordamerika, nirgends auch eine so wunderbare Schönheit. Jede Form aus der Gebirgswelt findet sich hier wieder; der schräg ansteigende Grat mit den Seitenrippen, die Kuppen- und Nadelgestalt, der jähe Absturz, die wilde Schlucht wiederholt sich in dieser Sandwüste. Bald erscheint der Rücken dieser Dünen sanft gerundet in weichen behaglichen Wellenlinien, bald schroff und zackig; bald grenzt er sich blendend weiß vom blauen Himmel ab mit dem Reiz einer frisch beschneiten Alpe, bald schimmert der helle Sand zwischen dürftigem

Buschwerk oder auch nur spärlichem Graswuchs hindurch. „Man muß sie selbst gesehen und betreten haben," sagt Behrendt, „um an ihre Großartigkeit zu glauben. Maler wie Peterlit und Penner haben mit dem Pinsel, oder besser mit Kohle, Kreide und Stift, das Bild dieser wunderbaren Welt fixirt und für ihre Arbeiten stets gerechten Beifall gefunden."

So gering das vegetabilische Leben auf dem dürren und nun gar beweglichen Terrain ist, so fehlt es nicht an allerlei Gevögel, das darin nistet. Schon zu den Zeiten des deutschen Ordens fing man in der Sarkauer Gegend Falken in großer Zahl, um sie zu eigenem Gebrauch bei der Jagd zu zähmen und abzurichten oder sie an befreundete Höfe zu verschenken. Noch heute umschwärmen den Wanderer ganze Schaaren dieser kreischenden Raubvögel. Seit kaum zwanzig Jahren hat auch der Fischreiher und Seeadler einen Nebenbuhler gefunden. Der gefräßige Kormoran ist — als der moderne Normann unter den Vögeln — von den dänischen Küsten angelangt, um auf den höchsten Dünen sein Nest zu bauen und jenen den Fischfang streitig zu machen.

Hall's Polarexpedition.

Wir haben derselben schon mehrmals erwähnt; seitdem ist sie unter Segel gegangen, über St. Johns in Neufundland und von dort gerade nach Norden hin durch die Davisstraße nach der Insel Disco an der Westküste von Grönland, 70° Nord. Hier wird der Dampfer „Polaris" noch verschiedene Vorräthe einnehmen, welche ein Transportschiff dorthin gebracht hat; Hall hofft dort eine genügende Anzahl von Hunden für die von ihm beabsichtigten Schlittenreisen erhalten zu können, und will seine Mannschaft außerdem mit Pelzkleidung versorgen. Dann fährt er weiter nach Upernawik, der äußersten dänischen Niederlassung, deren Nebenstation die paar Häuser und Hütten von Teßnisack bilden.

Weiter nach Norden hin geht die Fahrt die Melvillebai aufwärts, und von ihr aus gen Westen hin durch die Nordpassage nach dem Jonessund, 76° Nord. Dieser hat Nord Lincoln im Norden und Nord Devon im Süden. Die Jonesstraße ist schon 1616 von Baffin entdeckt, aber nur selten besucht worden; deshalb will Hall sie näher erforschen, und er hofft von dort aus irgend eine Fahrbahn nach Norden finden zu können. Inglefield war 1852 im Jonessunde und kam ohne große Beschwerden bis zu 84° westlicher Länge; dort bog die Küste nach Norden und Westen hin ab, am sogenannten Ellesmerelande vom Cap Eden ab. Inglefield konnte nicht weiter nach Norden vordringen, weil trübes Wetter eintrat; auch war die Jahreszeit (1. September) schon so weit vorgerückt, daß er in Gefahr schwebte, einzufrieren. Er konnte also nicht ermitteln, ob dort eine freie Passage vorhanden sei. Er war der Ansicht, daß möglicherweise im Westen des Ellesmerelandes ein großer Fleck offenen Wassers vorhanden sei, und er kam zu derselben, weil er auf der Meereshöhe des Robert Inglis Peak 150 Fuß hohe Eisberge mit der Strömung treiben sah. Das wäre unmöglich gewesen, wenn nicht der Jonessund auf eine weite Strecke nach Norden und Westen hin offenes Wasser (— damals —) gehabt hätte.

Zwischen dem von Inglefield erreichten äußersten Punkte und den späteren Entdeckungen Belcher's liegt eine noch unerforschte Strecke von etwa 90 geographischen Miles. Wenn Hall vom Jonessund aus keine Passage nach Norden findet, dann will er umkehren und sein Glück im Smithsunde und dessen nördlicher Fortsetzung, dem Kennedycanale, versuchen. Er meint, daß keine Gefahr für die Schlittenpartien sei, mit den Eisflarden und Eisfeldern, auf welchen er nach Norden vorzudringen hoffte, nach Süden getrieben zu werden, wie das bekanntlich 1827 dem Capitän Parry begegnete; Aehnliches hat an der Küste von Ostgrönland die „Hansa" erfahren, und ich möchte auch daran erinnern, daß Mac Clintock auf seiner Fahrt zur Aufsuchung Franklin's vom December 1857 bis 1858, während er 242 Tage im Packeise lag, durch die Baffinsbai und die Davisstraße 1194 geographische oder 1385 Statute-Miles mit und in diesem Packeise nach Süden getrieben worden war. Ein derartiges Treiben im Polareise, welches besetzte Fahrzeuge nach Süden führt, begegnet auch den Walfischfahrern keineswegs selten. Die „Advance" und die „Rescue" unter Kane wurden während der ersten Grinnel-Expedition zur Aufsuchung Franklin's am Eingange des Wellingtoncanales (an der Westseite von Nord Devon) in der Mitte Septembers 1850 besetzt und trieben jenen Canal auf und ab, bis sie dann durch den Lancastersund in die Baffinsbai geführt wurden und erst am 8. Juni 1851 südlich vom Polarkreise wieder eisfrei wurden. Das englische Entdeckungsschiff „Resolute" wurde 1854 gleichfalls am Wellingtoncanal eingeschlossen und von der Mannschaft verlassen. Es trieb späterhin in die Baffinsbai, wo Capitän Buddington, ein Walfischfahrer, es fand und dann nach Neulondon brachte.

Was Parry betrifft, so wollte derselbe bekanntlich auf seiner vierten Nordfahrt wo möglich „den Pol erreichen". Er nahm zu diesem Zwecke besonders ausgerüstete Boote an Bord seines Schiffes, die er auf Schlittenkufen stellen und von Rennthieren ziehen lassen wollte. Diese jedoch ließ er an Bord zurück, als er bei Spitzbergen am 22. Juni die Boote auf das Eis brachte. Er fand dasselbe auf einer Fahrt von 40 Stunden so glatt wie einen Spiegel; weiterhin aber bildete es keine zusammenhängende Masse mehr; häufig fiel Regen und die Schollen geriethen in Bewegung. Parry hatte diese beschwerliche Schlittenreise unter 81°13′ Nord begonnen; er überzeugte sich bald, daß eine Erreichung des Poles außer aller Frage stehe, wollte jedoch das Mögliche aufbieten, um wenigstens bis 83° Nord vorzudringen. Am 22. Juli befand er sich auf 82°43′5″ Nord; dann aber trieb der Wind die Eismassen nach Süden zurück. Die Reisenden hatten 580 Miles zurückgelegt und waren doch nicht vorwärts gekommen. Sie kehrten am 27. Juli um und waren am 11. August wieder auf Spitzbergen; der höchste Punkt, welchen sie erreicht hatten, war 82°45′ Nord. Parry fand in jenen Gegenden das Meer sehr tief, nirgend sah er Land, und er meinte deshalb, daß wohl ein „offenes Polarmeer" vorhanden sein könne. Dieses hat seitdem bekanntlich von sich reden gemacht und wird bis auf den heutigen Tag vergeblich gesucht.

Ich erwähne das hier, weil auch Hall seine Hoffnung zur Erreichung des Poles, denn nichts Geringeres ist sein Streben, auf eine Schlittenfahrt setzt, die unter allen Umständen gefährlich und problematisch erscheint. Hall nimmt an, daß er im Smithsunde nicht auf derartige Hin-

dernisse stoßen werde. Die Passage zwischen den Caps Alexander und Isabella ist nicht einmal 32 geographische Miles breit und das Hauptpackeis nördlich von diesen beiden Punkten dermaßen eingeklemmt, daß es nur in kleinen Massen mit der Strömung forttreiben kann. Hall meint nun, daß dieser Umstand nicht etwa ein Hinderniß für die Schlittenfahrt sei, sondern im Gegentheil eine solche begünstige. Die Erfahrung wird lehren, ob er sich darin irrt oder nicht. Das sogenannte Melvillebai-Packeis, welches für so viele Walfischfahrer verhängnißvoll geworden ist, kommt nicht aus dem Smithsunde, und eben so wenig ist das mit dem sogenannten Mitteleife in der Baffinsbai der Fall. Das eine wie das andere entsteht an und in den Baien, Sunden, Föhrden und Gletschern zu beiden Seiten der Baffinsbai.

Das Packeis im Kennedycanale (dieser Fortsetzung des Smithsundes, nördlich von dem sogenannten Kane Basin) bricht nie völlig auf; verschwände es aber einmal ganz, dann — so meint man in Nordamerika — würde es leicht sein, zu Wasser weiter nach Norden hin zu kommen, als man bisher zu Lande vorgedrungen ist. Der Eingang zum Canal ist, wie gesagt, nur 32 Miles breit, er selber aber hat eine wechselnde Breite, bei Cap Constitution, seinem nordöstlichen Grenzpunkte, vielleicht von 80 bis 100 Miles. Aber die Mitte des Canals ist mit solidem Packeis gefüllt und durch das Land so gut geschützt, daß Wind und See nur auf den nördlichen und auf den südlichen Rand Einfluß üben können. Hier brechen sie im Sommer große Flarden ab, welche durch die Winterfröste wieder erneuert werden. Dieses Packeis steigt und sinkt mit den Gezeiten und wird an den Seiten durch Zusammentreffen mit dem Gestein stark abgerieben; deshalb ist zwischen ihm und dem festen Lande immer loses Eis. Im Hochsommer schmilzt dieses lose Eis entweder hinweg oder es zerstückelt, so daß an der Küste eine Fahrbahn entsteht, welche von einem nicht tiefgehenden Schiffe benutzt werden kann, aber nicht weit an der grönländischen Seite, weil die Küstenlinie nach Osten hin abbiegt und eine Art von Sackgasse bildet, in welche die Hauptmasse des Packeises durch eine immerwährende Strömung aus Süden hineingezwängt wird. Dadurch aber wird bewirkt, daß auf der Westseite, den Küsten des Grinnel-Landes entlang eine breitere Passage vorhanden ist, und hier wäre demnach der Weg weiter nach Norden hin zu suchen und zu nehmen.

Auch darüber wird lediglich die praktische Erfahrung entscheiden müssen. Richtig ist übrigens, daß Dr. Kane, welcher an der Ostküste hinfuhr, unter 78° 37′ N., 70° 40′ W. völlig besetzt, d. h. vom Eis eingeschlossen wurde. Kane hat in seiner Reisebeschreibung ergreifend geschildert, wie sein Fahrzeug, die „Advance“, im Smithsunde gegen Wind, Strömung und Eis zu kämpfen hatte, wie sie von Polarorkanen umhergeschleudert wurde und jeden Augenblick in Gefahr schwebte, zwischen treibenden Eisbergen zermalmt zu werden. Einmal wurde sie von mächtigen Schollen auf die Höhe eines Eishügels emporgeworfen, glitt aber auf der andern Seite hinab und lief so in die Advancebucht ein. Kurz vorher hatte ein gewaltiger Eisstoß den glühenden Ofen umgeworfen und in der Cajüte brach Feuer aus. Dasselbe griff um sich bis in die Nähe der Stelle, an welcher man den Pulvervorrath geborgen hatte. Am 10. September konnte Kane nicht weiter; er legte die „Advance“ in den Eishafen an der Rensselaërbucht, und dort liegt sie heute noch eingefroren. Die Bemannung rettete sich in offenen Booten nach den dänischen Niederlassungen in Grönland.

Kane's Forschungspartien zogen in allen Richtungen über das Packeis des Kennedycanals; eine derselben unter Dr. Hayes ging nach Westen hinüber bis an das Grinnel-Land; eine andere, unter Morton, welche jetzt sich dem Capitän Hall angeschlossen hat, erreichte Cap Constitution (80° 40′ oder nach einer andern Angabe 81° 22′ N.) „am offenen Polarmeere“; das er freilich nur vermuthet und nicht befahren hat. Hayes zog 1861 abermals über das Packeis bis zum Grinnel-Lande und von dort bis 81° 35′ N., wo er offenes Wasser fand, während das Land weiter nach Norden bis zu einer noch unbekannten Grenze reichte. Einige Wochen später sah er vom Cap Isabella aus einen Strich offenen Wassers, der sich etwa zehn deutsche Meilen lang an der Küste des Grinnel-Landes hinzog, und der vielleicht zu einem größern Raum offenen Wassers führen konnte. Hayes selber konnte, weil sein Schiff bereits vom Eise zu hart mitgenommen worden war, darüber keine Nachforschungen anstellen; es handelt sich also auch hier lediglich um eine Muthmaßung. —

Die Nordamerikaner legen nicht viel Werth auf die Theorie in Betreff der sogenannten thermometrischen Zugänge oder Polarpforten, der zufolge man die warmen Strömungen benutzen müsse, um in die höchsten Breiten und eventuell bis zum Pole zu gelangen. Diese Zugänge, sagen sie, sind seit drittehalbhundert Jahren und stets ohne irgend ein Resultat erprobt worden, nur allein Parry hat 1827 eine so hohe Breite erreicht, wie die amerikanischen Nordfahrer. Diese ihrerseits sind direct nach Norden den Strömungen gerade entgegengefahren und dabei bis über 80° N. gekommen, und zwar ohne Dampf. Nun sei Hall vortrefflich ausgerüstet und es sei „kein Grund zu der Annahme, daß er — den Nordpol nicht erreichen und die vielbestrittene Frage über ein offenes Polarmeer definitiv beantworten werde.“

Gewiß wird der kühne und erprobte Mann Alles aufbieten, um seinen Zweck zu erreichen, aber nur die Zeit kann lehren, ob und wie weit er zum Ziele kommt. Bisher ist noch jeder Polarfahrer mit der Hoffnung und in dem festen Glauben ausgesegelt, daß ihm gelingen werde, wonach seine Vorgänger vergeblich getrachtet. Das ist auch mit Hall nicht anders. Ich finde, daß ihm von einigen Seiten der Vorwurf gemacht worden ist, er habe seine Fahrt zu spät angetreten und werde also im laufenden Jahre nicht viel ausrichten können. Er hat jedoch seine guten Gründe gehabt, nicht früher als im Sommer in See zu gehen. Der Augustmonat ist die beste Zeit für die Fahrt in der Melvillebai und nach Westen zum Jonessund; früher hätte er vielleicht nicht mit Sicherheit durch und um das Eis fahren können. Die Walfischfahrer gehen allerdings schon im März oder spätestens April nach der Baffinsbai und sehen zu, ob sie im Mai oder Juni durch die Mittel- oder Nordpassage bis zu den Fangplätzen dringen können. Das bleibt aber allemal ein Wagniß, und sehr häufig werden sie im Packeise der Melvillebai oder auch im Mitteleise besetzt bis in den August, und manche kommen auch dann nicht los. Viele sind zwischen dem Eise wie Nußschalen zerquetscht worden, namentlich im Maimonate, oder in die Davisstraße hinabgetrieben, ohne auch nur einen Fisch gesehen zu haben.

Im August also ist die am wenigsten ungünstige Jahreszeit. Inglefield verließ 1852 am 4. Juli England und war vor Ende August auf 78° 35′ N. Kane segelte auf seiner zweiten Expedition am 31. Mai 1853 von Neuyork aus und kam nach einer sehr gefährlichen Fahrt am 7. August aus Cap Alexander, also bis an die Einfahrt zum Smithsunde. Hayes fuhr 1860 erst am 10. Juli von Boston ab, erreichte nach 24 Tagen Proven an der grönländischen Küste, lag dort acht Tage und kam in 52 Stunden durch die Melvillebai; das sonst mit Recht vielgefürchtete Packeis traf er erst, als er sich dem Cap York (an der Nordseite der

Bai, nahe dem Ausgange derselben) bis auf etwa 15 Miles genähert hatte; er kam ohne Beschwerde oder Gefahr hindurch und war schon am 1. September bei Cap Alexander, dem mehrerwähnten Punkt am Eingange zum Smithsunde, etwas nördlich von 78° Nord. Auf seiner Rückfahrt im August 1861 machte er die Fahrt durch die Melvillebai in einer um fünf Stunden kürzern Zeit, weil das Eis ungemein mürbe war und sein Schiff bequem durch dasselbe segeln konnte. Es wird also voraussichtlich Hall sich einen ihm zusagenden Ueberwinterungshafen aussuchen können. Hayes fror erst im Anfang Octobers im Foulkehafen ein, 78° 18′ Nord.

Ob Hall ein offenes Polarmeer findet und den Pol erreicht, ist ungewiß. Er ist darauf vorbereitet, möglicherweise erst nach Ablauf von vier Jahren heimzukommen. Gelingt es der „Polaris", aus dem arktischen Labyrinth glücklich sich herauszuwinden, dann dürfen wir mit voller Bestimmtheit für die Wissenschaft auf reiche Ausbeute rechnen.

A.

Rußlands Feldzug gegen Chiwa.

Von **Hermann Vambery.**

III.

Was die Streitmacht Chiwas anbelangt, so ist sie, wenngleich nicht zahlreicher, doch jedenfalls kriegerischer und tapferer im centralasiatischen Sinne des Wortes, das heißt, sie kann mehrere Nächte durchwachen, um einen Ueberfall, für den der Tagesanbruch der geeignete Moment ist, auszuführen; sie kann der Hitze und Kälte, dem Hunger und Durst mehr widerstehen, als die Soldaten Bocharas und Chokands. Ursache dieser Ueberlegenheit ist die fortwährende Beschäftigung der Chiwaer Kriegerclasse, da das kleine Chanat im Norden, im Osten und im Süden von solchen Elementen umgeben ist, welche ihnen die Waffen zu häufig in die Hände drücken, und weil der Charezmer im Allgemeinen durch die verweichlichenden Cultureinflüsse des ansässigen Lebens weniger berührt worden ist. Von moralischem Standpunkt aus beurtheilt, mag daher Chiwa nicht so ganz brevi manu behandelt werden. Doch was können diese im höchsten Falle 30,000 Reiter mit schlechten oder gar keinen Schußwaffen, was die höchstens 800 Infanteristen, welche den Namen Serbas führen und mit unterschlagenen Beinen auf der Erde sitzend ihre Gewehre hantiren, was die höchstens 14 Stück Kanonen, von denen nur einige auf Laffeten, die übrigen aber auf zweiräderigen Karren mit Stricken angebunden liegen, gegen ein wohlorganisirtes, mit den Vortheilen der europäischen Kriegskunst und den neuesten europäischen Waffen ausgerüstetes russisches Armeecorps ausrichten? Die Antwort auf dies Alles hat uns der letzte bocharisch-russische Krieg schon gegeben, wo wir zur sichern Ueberzeugung gelangt sind, daß in compacter Schlachtordnung ein Russe oft 100 ja 200 Tataren auf sich nimmt. Ich bitte, dies nicht als eine Uebertreibung hinzunehmen, das Verhältniß hat sich factisch bewährt, und zwar aus folgendem einfachen Grunde. Die Tapferkeit des Orientalen, besonders aber die des Mittelasiaten, erstreckt sich auf einen wohlausgerechneten Ueberfall, auf eine Wuth im Handgemenge und auf vereinzelte Zweikämpfe; in Reihe und Glied geschlossen, den Schüssen eines gegenüberstehenden Feindes festen Stand zu halten und solchem mit gleichem Feuer zu antworten, das hält er nicht nur mit seinem Begriffe von der Tapferkeit, sondern auch mit dem gesunden Menschenverstande für unvereinbar. Die Streitmacht Chiwas wird daher wohl etwas langsamer in mehreren Gefechten (— denn in eine offene Schlacht, wie z. B. die bei Irdscha, wird sie sich nicht einlassen —), am Ende aber dennoch unterliegen, und das Chanat wird dem Eroberer als Beute zufallen.

Nicht unerwähnt dürfen in diesem Kampfe jene Hindernisse bleiben, welche klimatische und Terrainzustände der angreifenden Macht entgegenstellen. Was erstere betrifft, so ist es allgemein bekannt, daß Chiwa oft einen sehr heißen, ja tropischen Sommer, und einen eben so strengen Winter hat. Im Juni und Juli ist die Luft, von Hezaresp angefangen bis ungefähr zur kleinen Festung Kipdscha, beinahe unerträglich, und je weiter man sich vom Oxusflusse, namentlich vom linken Ufer in das Innere des Landes entfernt, desto unausstehlicher wird diese Plage. Die heiße Luft, bisweilen begleitet von sengenden Winden, trocknet die Schleimgefäße im Innern des Körpers aus, und hierbei ist das Wasser letztgenannten Flusses so lauwarm, daß es der lechzenden Kehle nicht die mindeste Labung verschafft. Am Abend wird es wohl kühler, doch dann wird die Atmosphäre von Schwärmen gefährlicher Insecten, z. B. Mücken, Gelsen, so überfüllt, daß selbst Kameele und Pferde, geschweige die Menschen, wegen der quälenden, mitunter auch giftigen Stiche sich nicht der Ruhe hingeben können. Der Chiwaer, wenn auch noch so arm, pflegt zu dieser Zeit des Jahres des Nachts sich in ein Gelsenhaus zu verstecken oder, nach altem Brauche, Hemd und Oberrock über den Kopf ziehend, in hermetisch verschlossenem Raume zu schlafen. Daß die Russen dies nicht so leicht werden befolgen können, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen. Was die Strenge des Winters betrifft, so ist sie in der Nähe der Städte wohl zu ertragen, auf der freien Steppe hingegen um so gefährlicher, wie dies das Expeditionscorps unter Perowski zur Genüge erfahren hat. Selbst geistige Getränke, welche die Russen damals mit sich führten, froren ein, und der eisige Nordwind machte ihre Glieder dermaßen erstarren, daß an eine Handhabung der Waffen gar nicht zu denken war. Als özbegische Reiter einzelne russische Abtheilungen angriffen, fanden sie dieselben vor Kälte erstarrt schon in den Armen des Todes.

Hinsichtlich der Bodenverhältnisse ist es wohl bekannt, daß eine russische Armee auf ihrem Marsche von dem westlichen Ufer des Aralsees der unzähligen Sümpfe halber bedeutende Umwege zu machen gezwungen ist, wenn sie nicht über Köhne-Uergendsch gehen will, wo man den Ueberfällen der zahlreichen Tschaudor- und Jomut-Turkomanen gewärtig sein kann. Aehnliche, vielleicht noch größere Hindernisse bietet der Marsch am östlichen Ufer des Aralsees, wo erstens die gefährlichen Sandstürme der Wüste Kisilkum, zweitens

das von Karakalpaken bewohnte sumpfige, mit dichten Urwäldern besetzte Oxusufer hemmend im Wege stehen.

Es wäre unter solchen Umständen das Eindringen in das Land vom Aralsee aus auf bewaffneten Fahrzeugen durch die Mündungen des Oxus vielleicht am zweckmäßigsten, nur ist dieses Communicationsmittel noch weniger anwendbar, wie die beiden vorher erwähnten. Der Oxus hat, wie seine Schwester, die Donau, die Unart, beim Endziele seiner Laufbahn in Theile zu zerfallen; unter solchen Umständen ist natürlich das Hauptbett am schwersten zu unterscheiden, und unter den besten Verhältnissen ist die Höhe des Wassers nie mehr wie 2½ oder 3 Fuß. Wenn daher Schiffe, die nur 2 Fuß tief gehen, auch einige Meilen weit im Lande vordringen würden, so ist doch ihr Weg bei den zahlreichen Sandbänken, die der Fluß bildet, noch immer ein gefährlicher. Ueber die Unzugänglichkeit der Oxusmündungen habe ich schon früher meine Ansicht kundgegeben, und wenngleich die Engländer auf Grundlage einer Aussage von Alexander Burnes sich derselben nicht anschlossen, so sind die neueren russischen Forschungen, namentlich die des Generals Butakof, derselben ganz zur Seite gestanden.

Es bleibt daher nichts Anderes übrig, als den Weg von Südwest, nämlich den von der Krasnowodsker Bucht, oder von Bochara aus einzuschlagen. Im erstern Falle würden die Russen, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise auf derselben Straße sich bewegen, auf welcher ich mit meiner Karawane 1863 nach Chiwa gelangte. Diese ist, mit Ausnahme der vier Sommermonate Juni, Juli, August und September, das ganze Jahr hindurch offen, bedarf natürlich einer vorhergehenden Planirung und anderer Vorbereitungen, die russischerseits wahrscheinlich schon ausgeführt worden sind, da, wie bekannt, ein ansehnliches Corps von Ingenieuren mehr als ein Jahr lang sich in dieser Gegend schon aufhält und die Zeit gewiß nicht müßig zugebracht hat. Die Russen werden den sogenannten Kasak Jolu (Kirgisenweg) gebrauchen und können, vorausgesetzt, daß eine größere Heeresabtheilung gegen die stets ihnen auflauernden, wohlberittenen Nomaden genug auf der Hut sein wird, wie ein Deus ex machina in der Umgegend von Persu und Jilali aus der Steppe hervortauchen und dann auf einem mit Gehöften besäeten Terrain ihren Kampf ganz gemüthlich ausfechten.

Im zweiten Falle — sollte nämlich General Kaufmann von der Grenzlinie Kermine aufbrechend, folglich durch Bochara entweder bei Eltschik zu Wasser oder an den Ufern des Oxus selbst den Weg nach Chiwa nehmen — wird er auf die kleinsten Terrainhindernisse stoßen nud den mindesten Strapazen sich aussetzen. Zu diesem Wege ist, wie Viele glauben wollen, das gute Einverständniß mit Bochara in erster Reihe nothwendig. Russische Zeitungen haben in neuester Zeit sogar schon die Nachricht ausgesprengt, daß dieses Einverständniß noch keine vollendete Thatsache sei, ja daß die Bocharioten, im Fall dieser Weg gewählt würde, mit der Idee eines Ueberfalles im Rücken umgehen; meinerseits halte ich dieses Schreckbild für rein erdichtet. Dumm genug ist Bochara, um einen solchen Streich zu wagen, doch ist es derartig ins Eisen gezwängt worden, daß es bei der frömmsten Absicht nichts zu thun vermag, denn Rußland hat heute schon über 10,000 Mann in Turkestan stehen, und die zurückgelassene Garnison, wenn auch noch so klein, ist dennoch stark genug, um die aller Waffen baren feigen Bocharioten in Schach zu halten. Also von dieser Seite her ist keine Gefahr vorhanden; Rußland kann sowohl den erstern als den letztern Weg ganz bequem gebrauchen, wird ihn auch gebrauchen und so dem Chanat von Chiwa in kürzester Zeit den Garaus machen.

Ob mit dem Falle Seid Mohammed Chan's die Dynastie Kungrat auf ein- für allemal vom weißen Filze der Charezmer Herrschaft gestoßen wird, oder ob man auch hier ceteris paribus mit gelobter Vasallentreue für den Augenblick befriedigt sein wird, das ist eine Frage, die für den eigentlichen Lauf der Dinge von keiner oder doch nur secundärer Wichtigkeit erscheint, da das russische Regime in Chiwa, was den friedlichen Kaufmann oder Ackermann betrifft, auf viel weniger Hindernisse stößt, wie in den östlichen zwei Chanaten, und weil die etwaige Pacificirung durch folgende Umstände auch schon erleichtert ist.

Erstens ist das alte Charezm durch seine traditionellen Verhältnisse zur goldenen Horde und hierdurch zum südlichen Theile des ehemaligen Großfürstenthums von Moskau mit Rußland von jeher häufiger in Beziehung gestanden, als die übrigen Theile Turkestans. Ferner hat man selbst in den letzten zwei Jahrhunderten durch ununterbrochene commercielle Verbindungen sich mit dem Namen Urus mehr vertraut gemacht, und unter den Einwohnern der Städte Köhne-Uergendsch, Jengi-Uergendsch, Kungrad, Görlen und der Hauptstadt Chiwa selbst giebt es viele Kaufleute, die mit der russischen Sprache, mit russischen Einrichtungen und russischer Lebensweise genau bekannt sind. Wohl mag es ihnen nicht gleichgültig sein, das einheimische Regiment mit einem fremden zu vertauschen, doch im Momente der Gefahr werden sie sich wohl zu trösten wissen und sich als nützliche Organe zwischen Unterdrücker und Unterdrückten bewähren.

Zweitens wird es für Rußland von nicht unbedeutender Hülfe sein, daß Chiwa nahezu an 40,000 persische Sklaven beherbergt, die zur Zeit der Anarchie oder des Krieges, wie sie dies in den letzten Jahrzehnten oft gethan, sofort Reißaus nehmen, oder was noch schlimmer wäre, mit dem eindringenden Feind gegen die Charezmer sich vereinigen werden. Von diesen Sklaven sind wohl Viele, welche die alte Heimath jenseits der Wüste schon längst vergessen haben nnd durch Sitte und Gewohnheit an das Adoptivland am untern Oxus gebunden sind. Da sie den intelligenten und regen Theil der Bevölkerung bilden und nicht nur im Hause mancher schlichten Kaufleute, sondern in den Familien aus den höchsten Kreisen einen bedeutenden Einfluß haben, so wäre ihr Anschluß an die Sache Chiwas von großem Belang; doch ist es das schreckliche Wort „Kul" (Sklave), welches selbst noch der dritten Generation eines Persers als bitterster Hohn in den Ohren klingt, für jeden Iranier genug Beweggrund zur wildesten Rache, und für die Russen, welche die Sklaven sofort emancipiren werden, mag der Dienst dieser Freigelassenen unschätzbar sein.

Wir wiederholen also, daß es sich so ziemlich gleich bleibt, ob auf den Zinnen des Chiwaer Schlosses die rothe Fahne der Oezbegen oder der russische Doppeladler weht. Der Hof von St. Petersburg wird in jedem Falle seiner Eroberung sicher sein, nur vielleicht mit dem Unterschiede, daß die Chiwaer Garnison in der ersten Zeit wegen der zu großen Anzahl der Steppenbewohner in der nächsten Nähe eine stärkere sein muß, als die in den übrigen Chanaten. Die Nomaden nämlich werden sich nicht erwehren können, hier und da an einer Handelskarawane oder an einem Militärtransport ihre altgewohnte Freibeuterkunst zu versuchen; sie werden sich aber in der Zukunft, nachdem einige Feldkanonen und russische Hinterlader die Justizbegriffe des neuen Herrschers den Chiwaern beigebracht haben, wahrscheinlich ruhiger verhalten.

Nachdem wir in den bisherigen Mittheilungen auf alle möglichen Eventualitäten, auf alle Wechselfälle für und wider eines russischen Feldzuges gegen Chiwa bedacht waren, wird sich wohl dem Leser die Frage aufdrängen, was denn eigentlich Rußlands Nutzen von einem solchen Feld-

zuge wäre und warum das Haus Romanoff sich nach dem letzten Diamant im Diademe Dschudschi's, des Sohnes Dschengiz', so sehr sehnt. Die Antwort hierauf wollen wir nicht schuldig bleiben.

Das Haus Romanoff completirt hierdurch erstens die Hinterlassenschaft des ehemaligen tatarischen Reiches am untern Laufe der Wolga, da es, wie gesagt, den letzten Brocken aus dem Reiche der Chane von Serai, dem es selbst Jahrhunderte lang unterwürfig gewesen, an sich zieht. Das ist jedoch nur von historischem Standpunkte aus werthvoll, der eigentliche reelle Nutzen besteht darin, daß mit der Besitznahme Chiwas die russischen Besitzungen in Turkestan ein fortlaufendes Ganzes bilden und durch keine Lücke unterbrochen werden. Vom östlichen Isik Köl und Tangri Devan bis zum Aralsee und dem Kaspischen Meere hin wird sich der russische Cordon an den sterilen Bergen Bedachschans und an dem Gestade des Oxus stützen, ja, auch das jenseitige Ufer des letztgenannten Flusses in sich aufnehmen; bekanntlich hat Bochara seit Jahrhunderten schon als südliche Grenze seines Landes den Hindukusch und den Murgab, nicht aber nur den Oxus allein bezeichnet. So haben ihrerseits die Herren von Charezm von jeher die historische Grenze im Süden des Chanates nicht am Nordsaume der hyrkanischen Steppe, sondern um Merv und an dem Flusse Etrek gesucht. Wenn daher der Hof von St. Petersburg durch die Completirung des turkestanischen Rayons jeder fremden Diplomatie für die Zukunft den Spielraum für politische Unterhandlungen verrammt, d. h. wenn es England nicht mehr gestattet sein wird, einen Conolly, Shakespeare, Abbot und Thomson an den Hof von Charezm zu schicken, dann wird er andererseits wieder einen solchen Rechtsboden herstellen, auf welchem er sich in politischen Umtrieben, die er ganz allein ausbeutet, ganz frei und ungehindert bewegen kann. Rußland braucht nur die von Chiwa und Bochara ererbten Ansprüche auf das jenseitige Oxusgestade geltend zu machen. Es kann und wird das auch wahrscheinlich thun, und ich wüßte nicht, wer in solchem Falle ihm den Besitz auch Belchs, Antchoïs, Mervs und der Weideplätze am Etrek streitig machen könnte.. Heute natürlich sind die Herren an der Newa, was diesen Punkt betrifft, noch lammsfromm und geduldig, denn Fürst Gortschakoff hat dem Vicekönig von Indien mehrere Male sagen lassen, die Engländer mögen sich in Afghanistan ganz zu Hause finden, wie es die Russen in Turkestan thun werden; doch besitzt diese Aussage nicht Aufrichtigkeit genug und kann für die Zukunft noch weniger verbürgt werden. Ich wiederhole daher, die Completirung der drei Chanate wird Rußland nolens volens einen Beweggrund zur Einmischung in die Angelegenheiten Afghanistans darbieten.

Zweitens gewinnt Rußland durch die Besitznahme des untern Oxuslaufes, selbst wenn wir die weitläufigen politischen Combinationen aus dem Spiele lassen, einen materiellen Nutzen von nicht geringer Bedeutung. Der Oxus ist heute nicht die Hauptader für den Handel und Wandel in Mittelasien; das habe ich oft gesagt, doch hiermit will ich nicht die Behauptung aufstellen, daß er es für die Zukunft nicht werden könne, wenn eine europäische Regierung zur Regulirung seiner Ufer schreiten sollte. Dieser Fluß leidet an vielen Sandbänken, seine Fluthen wälzen sich zumeist auf sandigem Boden dahin und sind, selbst bei ruhigem Zustande, dichter wie bei anderen Flüssen. Sein Bett dehnt sich in exemplarischer Unregelmäßigkeit oft in unglaublicher Weite aus; doch sind diese Unarten bei weitem nicht Ursachen seiner Naturanlagen, sie müssen vielmehr dem primitiven Zustande jener Einwohner zugeschrieben werden, die an seinen Ufern wohnen. Von Termes und Kilif angefangen bis zur Mündung in den Aralsee giebt es nur wenige Strecken, wo er nicht, entweder durch Rinnen, die er sich selber bricht, oder durch Canäle, die der Ackermann zur Bewässerung gräbt, auf jede mögliche Weise abgezapft wird. Diese Canäle, welche von seinen Ufern, die zumeist höher gelegen sind, als das übrige Land, ausgehen, führen das kostbare Naß auf höchstens drei bis fünf Meilen weit in das Innere des Landes und verlieren sich, mit wenigen Ausnahmen, fast durchgängig im Sande. Meine Erfahrungen in der Wasserbaukunst sind wohl so gering, wie nur möglich; doch frage ich, wie wäre es denn, wenn man diese mehrere Hundert Canäle, welche vom Oxus ausmünden, regeln, ordnen und beaufsichtigen würde? Könnte dieser majestätische Strom, der sich von den Gletschern des Hindukusch und der Pamirer Hochsteppe nährt, nicht genug Kraft besitzen, um sein Bett auszutiefen, und in seinem majestätischen Laufe zum Meere befruchtend und nutzend hinzuziehen? Ich glaube, ja. Der gegenwärtige Herrscher Rußlands brauchte keine Pläne seines macedonischen Namensgenossen in Anspruch zu nehmen, um dies auszuführen; nach der Besitznahme Chiwas wird dies in erster Reihe der russischen Aufmerksamkeit sich aufdrängen, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit und mit geringen Kosten kann der Oxus in der That die Hochstraße für das innere Asien werden.

Nebenbei wollen wir die Möglichkeit, diesen Fluß in sein altes Bett, nämlich durch das Plateau Ustjord, dem Kaspischen Meere zuzulenken, nicht ausschließen. Wie die Volkssage in Charezm erzählt, waren es die Chiwaer selber, welche diesen Fluß den Gestaden des Aralsees zuführten; eine alte, wenn nicht die älteste geographische Handschrift über jene Theile Asiens in der Hofbibliothek zu Wien erzählt, daß zur Zeit der Samaniden, und bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, der Aralsee mit dem Kaspischen Meere durch einen Wasserweg verbunden gewesen sei. Nebst anderen Belegen für diese Annahme ist die Existenz des alten Flußbettes selber, welches über Altürgendsch durch das erwähnte Plateau in südwestlicher Richtung dem Meere zuzieht, am einleuchtendsten von allen anderen. Und warum sollte europäische Hydraulik und Mechanik nicht wieder das herstellen können, was rohe tatarische Kraft einst zerstört?

Ahlquist über die Culturwörter in den westfinnischen Sprachen.

Professor August Ahlquist hat in seinem vor einigen Monaten zu Helsingfors in schwedischer Sprache erschienenen Werke: „Die Culturwörter der westfinnischen Sprachen. Ein linguistischer Beitrag zur ältern Culturgeschichte der Finnen," den Versuch gemacht, die bei den baltischen Finnen, d. h. bei den Lappen, den Finnen in engerm Sinne, den Ehsten, den Liven, sowie bei den Nord- und Süd-Tschuden (den Wepsen und Woten) vorkommenden Fremdwörter auf ihre Quelle zurückzuführen und deren germanischen, slavischen oder lithauischen Ursprung nachzu-

weisen. Durch diese Untersuchung ist es ihm gelungen, darzuthun, welche Begriffe den Finnen ursprünglich fremd gewesen und erst durch Berührung mit anderen Völkern zugekommen sind. Den reichen Stoff behandelt der Verfasser in sechs größeren Abschnitten: 1) Viehzucht, 2) Ackerbau, 3) Handwerke und Gewerbe, 4) Wohnungen, Hausgeräthe und Kleidung, 5) Seefahrt und Handel, 6) Familie, Staat und Kirche, und läßt zum Schluß einen Rückblick auf sämmtliche Abschnitte folgen, indem er den Zustand der Finnen vor deren Einwanderung in die baltischen Länder zu schildern versucht.

„Sie nährten sich," heißt es, „vornehmlich von dem Ertrage der Jagd und der Fischerei. Ihr vorzüglichstes Hausthier war der Hund, aber auch das Pferd und die Kuh waren ihnen nicht unbekannt, obwohl sie aus der Milch der letztern weder Butter noch Käse zu bereiten verstanden. Das Schaf, die Ziege und das Schwein lernten sie erst an der Ostsee kennen. Der Ackerbau scheint ihnen nicht völlig unbekannt gewesen zu sein, allein sie trieben nur den nomadischen Ackerbau, d. h. das Schwenden (Roden), und von den Getreidearten kannten sie nur die Gerste, sowie von den Wurzelfrüchten nur die Rübe. Von den Nachbarvölkern in den baltischen Ländern lernten sie den Ackerbau, sowie auch den Gebrauch vollkommnerer Ackerbaugeräthschaften und den Anbau von Weizen, Roggen, Hafer und Hülsenfrüchten kennen.

Die Wohnung einer Familie war eine Hütte (Kota), welche aus kleineren, gegen einen Baumstamm oder gegen einander kegelförmig zusammengebogenen Bäumen oder Stangen bestand, die zum Winter mit Fellen überzogen wurden; eine andere Art von Wohnung war sauna, eine in die Erde gegrabene Höhlung mit einem Dach über der Erde. Die innere Einrichtung einer solchen Wohnung war höchst einfach; sie hatte eine Thüröffnung, einen Rauchfang, oben eine aus einigen losen Steinen bestehende Feuerstelle mitten im Gemach, allein keinen Estrich, auch keine Fenster, denn das Licht fiel entweder durch die geöffnete Thür oder auch durch den Rauchfang. Gezimmerte Wohnungen mit Dach und Dielen, mit Luftlöchern und (später) Fenstern in den Wänden, mit Bänken und anderen Sitzen, sowie gemauerte Feuerstellen lernte man erst kennen, als man hierher gekommen war. Das einfache Hausgeräth bestand aus einigen Kisten, Borkkörbchen und Holzgefäßen. Die übrige fahrende Habe bestand aus Fischerei- und Jagdgeräthschaften, Schneeschuhen, kleinen Schlitten und Booten. Reisen aus dem Wohnsitz wurden im Winter auf Schneeschuhen oder mit Renthieren, im Sommer zu Fuß oder auf Reitpferden, auch zu Boot unternommen. Wege und Räderfuhrwerk gab es nicht.

Die Kleidung bestand ausschließlich aus Fellen, die Kleider wurden von der Hausmutter mit Knochennadeln genäht. Die Männer verfertigten Boote, sowie Jagd- und Fischereigeräthschaften. Von den übrigen Gewerben und Handwerken scheint nur das Schmiedehandwerk von Alters her heimisch gewesen zu sein, obwohl es zweifelhaft sein kann, inwiefern sie die Schmiedekunst aus der Urheimath mitgebracht haben. Von den Metallen scheinen ihnen nur das Kupfer und das Silber bekannt gewesen zu sein. Von den Geräthschaften zu Holzarbeiten haben sie nur das Messer gekannt; die Steinaxt ist den alten Finnen aller Wahrscheinlichkeit nach bekannt gewesen, allein der Name dieses Werkzeugs ist verloren gegangen, wogegen sie die eiserne Axt erst hier an der Ostsee kennen gelernt haben. Was die Verfertigung von Zeugen anbetrifft, so scheinen sie keine andere Art gekannt zu haben, als vielleicht die Filzbereitung, jedoch konnten sie auch mit der Spindel Fäden aus den Fibern einer Nesselart spinnen. Das Schaf wurde ihnen erst hier bekannt, sowie die Kunst, aus dessen Wolle Garn und Zeuge zu bereiten. Dagegen verstanden sie es, Felle zu gerben, sowie die Nesselfäden und die gegerbten Felle als Sommerkleider mit einigen einfachen Farben zu färben. — Das Meer und die Seefahrt lernten die alten Finnen erst an der Ostsee und am Weißen Meere kennen. Vor der Ankunft in die baltischen Länder bestanden ihre Fahrzeuge aus kleinen und einfachen Booten für die Fluß- und Binnenseefahrt; ihre Fahrzeuge wurden nicht zum Segeln benutzt und wurden auch nicht auf die jetzt gewöhnliche Art gerudert, sondern vermittelst des Schaufelns mit einem oder mehreren Rudern der Art, welche in den finnischen Sprachen mela heißen, vorwärts getrieben.

Städte gab es nicht. Der Handel bestand in Tauschhandel. Geld als Werthmesser war den alten Finnen unbekannt. Das Tauschmittel bestand aus Pelzwaaren, besonders Eichhornfellen, wogegen man von südlicher wohnenden Völkern sich das Wenige, was von ausländischen Waaren nothwendig war, eintauschte. Mit Ausnahme einiger Längenmaße lernte man den Gebrauch von Maß und Gewicht bei den Nachbarvölkern an der Ostsee kennen. — Das Familienleben scheint ziemlich ausgebildet gewesen zu sein. Die zahlreichen Benennungen auf diesem Gebiete sind zum größten Theil genuin und zum großen Theil den verschiedenen finnischen Sprachen gemeinsam, ein Beweis dafür, daß die damit bezeichneten Begriffe schon bei der Trennung im Osten sich vorfanden. Die Heirath und die dabei üblichen Gebräuche scheinen jedoch schon in der heidnischen Zeit einige Veränderungen nach der Bekanntschaft mit den lithauischen Völkern erlitten zu haben. Sklaven gab es keine, aber wohl gemiethete freie Knechte oder Arbeiter.

Eine Art Gemeinde mit dem Namen pitäjä scheint es wenigstens bei einem Theil der Jämen gegeben zu haben, sowie auch ein gewähltes Gemeinde- oder Kriegsoberhaupt, welches vielleicht auch nach Billigkeit und altem Herkommen die Zwiste der Einzelnen schlichtete. Geschriebene Gesetze und eigentliche Richter gab es nicht, auch nicht erbliche Fürsten oder irgendwelche Staatenbildung. Ueberhaupt scheinen die alten Finnen, wie alle nomadischen und Jagdvölker, einen größern Werth auf eine unbegrenzte individuelle Freiheit gelegt zu haben, als auf die Sicherheit, welche in einem Staatenleben auf Kosten eines Theils einer solchen Freiheit gewonnen wird. Aus diesem Widerwillen gegen das Zusammenleben, welches noch jetzt theilweise im Charakter der finnischen Völker angetroffen wird, ist es erklärlich, daß die angrenzenden Völker von slavischer oder germanischer Herkunft, welche schon lange in geordneten Staaten lebten, so leicht die Stämme der baltischen Finnen unterjochen konnten.

Die Religion war die schamanische, welche bei den ural-altaischen Völkern allgemein war, bevor der Buddhismus, der Islam und das Christenthum bei ihnen Eingang fanden. Was die baltischen Finnen betrifft, so scheinen sie jedoch schon in der heidnischen Zeit verschiedene dem Schamanismus fremde religiöse Vorstellungen von den lithauischen Nachbarvölkern entlehnt zu haben. Das Christenthum scheint zu allererst von russischer Seite gepredigt worden zu sein, eigentlich wurde diese Lehre bei ihnen aber erst durch die Bemühungen der schwedischen und deutschen Missionäre verbreitet und befestigt."

Nachdem der Verfasser dieses Bild von den Vorfahren der Finnen entworfen hat, weist er nach, wie es noch jetzt im fernen Osten Völker finnischen Stammes giebt, welche sich in solchen ursprünglichen Lebensverhältnissen befinden,

nämlich die Ostjaken und die Wogulen, welche ersteren sowohl Castrén als auch Ahlquist besucht hat, der im Jahre 1858 über die Wogulen als Jägervolk ein höchst anziehendes, im Bulletin der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften abgedrucktes Bild entworfen hat. Dieses führt er in vorliegendem Werke seinen schwedischen Lesern vor und schließt dann mit folgenden Worten:

„Diese Schilderung der Lebensweise und des Culturzustandes der jetzigen Wogulen stimmt, mutatis mutandis, auf das Genaueste mit dem oben gezeichneten Bilde der Lebensweise und der Culturverhältnisse der alten Finnen überein. Dieses Bild ist aber nach den Culturwörtern entworfen, und da es durch das wirkliche Verhalten bei einem der finnischen Völker bestätigt wird, kann es unmöglich falsch sein. Es ergiebt sich, daß die entlehnten Culturwörter nicht unnöthigerweise in die Sprache gerathen sind oder in Folge eines Gelüstes, mit ausländischem Schmuck zu prunken. Wäre die Ursache zur Aufnahme der Fremdwörter keine tiefere gewesen, nämlich die Entlehnung der Culturgegenstände selbst, welche mit diesen Wörtern bezeichnet werden und bis dahin unbekannt waren, so hätte es unmöglich geschehen können, daß verschiedene Zweige des finnischen Stammes zu verschiedenen Zeiten und in weiter Entfernung von einander von den Nachbaren ein jeder für sich die Benennungen gerade für dieselben Gegenstände entlehnt hätten. Vergleichen wir z. B. die im Finnischen und Ungarischen vorkommenden entlehnten Culturwörter, so finden wir, daß die Finnen am Baltischen Meere und die Finnen auf Pannoniens Gefilden die Nachbarsprachen durchaus in denselben oder ähnlichen Fällen ausgebeutet, d. h. Namen für dieselben Begriffe entlehnt haben. Solche entlehnte Namen für dieselben Sachen sind in diesen Sprachen z. B. folgende:

Finnisch juusto, Käse, ungarisch túró; finn. sika, Schwein, ung. disznó; finn. kukko, Hahn, ung. kakas; finn. pello, Feld, ung. föld; finn. kirves, Axt, ung. bárd, topor; finn. aatra, Pflug, ung. eke; finn. äjes, Egge, ung. borona; finn. seula, Sieb, ung. szita; finn. mylly, Mühle, ung. malom; finn. mallas, Malz, ung. maláta, szalad; finn. lukko, Schloß, ung. lakat; finn. akkuna, Fenster, ung. ablak; finn. tiili, Ziegel, ung. tégla; finn. kartano, Hof, ung. udvar; finn. saani, Korbschlitten, ung. szan; finn. lautsa, Bank, ung. lócza; finn. pöytä, Tisch, ung. asztal; finn. kattila, Kessel, ung. katlan; finn. laiva, Fahrzeug, ung. hajó; finn. purje, Segel, ung. vitorla; finn. nuora, nyöri, Seil, Schnur, ung. zsinór; finn. tyyru, Steuer, ung. kormany; finn. terva, Theer, ung. kátrány, deget; finn. turku, tori, Markt, ung. vásár; finn. porvari, Bürger, Handelsmann, ung. kalmár; finn. määrä, Maaß, ung. mér; finn. punta, Pfund, ung. font; finn. naapuri, kranni, Nachbar, ung. szomszéd; finn. raja, Grenze, ung. határ; finn. vapaa, frei, ung. szabad; finn. pantti, Pfand, ung. zálog; finn. kuningas, König, ung. kiraly; finn. risti, Kreuz, ung. kereszt; finn. kummi, Gevatter, ung. kuma u. v. a.

Dieselbe Gleichheit und Uebereinstimmung in der Beschaffenheit der entlehnten Wörter zeigt sich zwischen dem Finnischen und den ostfinnischen Sprachen, dem Finnischen und dem Lappischen, dem Finnischen und dem Ehstnischen. Sogar innerhalb des Finnischen selbst erweist es sich, daß während ein Culturwort in dem westlich belegenen jämischen Dialekt aus den skandinavischen Sprachen gekommen ist, der Name für den Begriff, der mit einem solchen Worte bezeichnet wird, in den östlichen karelischen Dialekt aus dem Russischen oder Deutschen oder aus den lithauischen Sprachen entlehnt ist.

Hieraus können wir den Schluß ziehen, daß diese Wortentlehnungen keineswegs zufällig und ohne Ursache stattgefunden haben, und daß die Entlehnenden, als sie ein jeder für sich zuerst mit europäischen Culturvölkern in Berührung kamen, keine Kenntniß von den Gegenständen hatten, deren Namen sie entlehnten *).“

*) Wir sagen für Uebersendung von Nr. 148 der „Revalschen Zeitung“ unsern freundlichen Dank. A.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Südamerika.

Die fürchterliche Localpest in Buenos Ayres, welche man nicht als das eigentliche gelbe Fieber bezeichnen darf, war in der ersten Hälfte des Juni gänzlich verschwunden, und die Leute, welche während derselben zu vielen Tausenden sich auf das platte Land hinausgeflüchtet hatten, waren zumeist wieder nach der Stadt zurückgekommen. Sofort lebten auch die Geschäfte wieder auf und bis zum 15. Juni waren schon 3,010,000 Arrobas Wolle auf den Markt von Buenos Ayres gekommen.

Die Regierung hat eine Sammlung statistischer Angaben über den Aufschwung des Handels im Hafen von Buenos Ayres veröffentlicht, welche deutlich zeigen, wie gedeihlich die materiellen Zustände in Argentinien sich gestalten.

Die Ausfuhr von gesalzenen Häuten hat sich seit 1853 verdoppelt; in diesem Jahre betrug sie 400,831 Stück, im Geldwerthe von 246,511 Pf. St.; 1870 dagegen 774,806 Stück, im Werthe von 871,656 Pf. St.

Von trockenen Ochsen- und Kuhhäuten stieg die Ausfuhr von 604,868 Stück auf 1,824,895, letztere zu einem declarirten Geldwerthe von 1,552,985 Pf. St.

Die Ausfuhr von Talg betrug in den Jahren von 1853 bis 1864 im Durchschnitt 15,000 Pipen, 1865 schon 33,421 Pipen, 1869 schon 116,809 Pipen, im Werthe von 2,131,784 Pf. St. — Von Roßhaar sind 1870 ausgeführt worden 3496 Ballen, Geldwerth 174,800 Pf. St.

Den Hauptartikel bildet bekanntlich die Wolle. Aus den nachstehenden Ziffern ergiebt sich, in wie kolossalem Maßstabe Production und Ausfuhr gestiegen sind. Wir wollen hier bemerken, daß das Handelsjahr in Buenos Ayres vom 1. November bis 31. October reicht. Es kamen zur Ausfuhr im Hafen von Buenos Ayres:

1853	. .	20,514	Ballen zu	246,168	Pf. St.
1856	. .	32,624	„ „	489,360	„
1859	. .	48,737	„ „	877,266	„
1863	. .	88,780	„ „	1,598,040	„
1866	. .	150,454	„ „	2,557,718	„
1868	. .	178,988	„ „	2,684,820	„
1870	. .	160,369	„ „	2,245,166	„

Der Export von Schaffellen stellte sich 1854 auf nur 1771 Pf. St., 1870 auf 807,528 Pf. St.

Vor 17 Jahren betrug der declarirte Werth sämmtlicher Ausfuhren 1,398,155 Pf. St., 1870 dagegen 8,183,736 Pf. St.

Die Einwanderung der Italiener nach Argentinien ist fortwährend sehr beträchtlich.

In Peru geht es bekanntlich mit dem Guano auf den

Chincha-Inseln stark auf die Neige und schon jetzt müssen die Lager auf den Guanape-Eilanden aushelfen. Im Jahre 1869 stellte sich die Ausfuhr des peruanischen Guano auf 512,557 Tonnen, im Geldwerthe von 20,195,146 Dollars an Ort und Stelle (Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 600); während des Kriegsjahres 1870 war der Export nach Europa schwächer. Nun melden Nachrichten aus Lima vom 14. Juni, daß „neuerdings reichhaltige Ablagerungen bester Qualität in der Independencebai entdeckt worden seien und daß ein Gleiches in der Bai von Pisco der Fall gewesen. Im nördlichen Theile der Republik kennt man noch sieben ausgedehnte Lager, von jenen auf den Guanape-Inseln abgesehen. Peru darf also für eine Reihe von Jahren noch auf beträchtliche Einnahmen von Guano hoffen."

Diese Angaben sind keineswegs neu. Ich habe in dem eben angeführten Buche die verschiedenen Huaneras, d. h. Lagerstellen des Guano, angeführt. Zu den reichhaltigsten gehören in der Richtung von Süden nach Norden, der Küste entlang jene von Chipana, Huanillos, Punta de Lobos, Pabellon de Pica, Puerto ingles, Islas Patillos, Punta grande, Isla de Iquique, Pisagua Ilo, Jesus y cocotea und die Inseln in der Bucht von Islay. Zwischen diesem letztern Punkte und der Bucht von Pisco lagert kein Vogelguano. Diese Strecke wird vorzugsweise von Seehunden, Seewölfen (Lobos) und Meerschweinen besucht, und der dort befindliche Guano besteht aus Excrementen von Seethieren. Von Pisco nach Norden hin findet man vereinzelte Guanolager, die jedoch schwer zugänglich und nicht reichhaltig sind. In dieser Zone, in der Bucht von Pisco, liegen die Chincha-Inseln.

Von 1841 bis 1860 waren aus Peru schon 4,026,174 Tonnen Guano verschifft worden, im Geldwerthe von mehr als 200,000,000 Dollars. Für das seitdem verflossene Jahrzehnt kann man durchschnittlich für das Jahr eine Verschiffung von 400,000 Tonnen annehmen; demnach sind bereits 8 Millionen Tonnen in den Handel gelangt. Die Einnahmen, welche der Staat Peru aus dieser ergiebigen Quelle bezogen hat, sind zumeist unproductiv vergeudet worden.

Chiles Staatseinnahmen, welche 1861 nur erst 5,850,821 Dollars betrugen, sind im Jahre 1870 auf 11,501,607 Dollars gestiegen. — An dem Telegraphen, welcher als ein transandinischer über die Cordillere geführt und mit dem argentinischen Drahte verbunden werden soll, schreiten die Arbeiten rüstig vorwärts. Gleichzeitig sind die Ingenieure mit Aufnahmen und Vermessungen am Planchon-Passe beschäftigt, der als geeigneter Uebergangspunkt für die Buenos-Ayres- und Valparaiso-Bahn in Aussicht genommen worden ist. Außerdem werden einige für Ochsenkarren fahrbare Wege über das Hochgebirge hergerichtet, und zu Anfang des Juli ist auch die Bahnstrecke zwischen San Felipe und Llaillai dem Betriebe übergeben worden; dieselbe soll bis Los Andes weiter geführt werden. Der Schienenweg zwischen Talcahuano und Malvoa wird vor Ablauf des Jahres vollendet sein. Die Republik Chile hat bereits viele Millionen im Eisenbahnbau angelegt und dadurch dem materiellen Aufschwunge großen Vorschub geleistet. Die Bahn zwischen der Hafenstadt Valparaiso und der Hauptstadt Santiago hat 1870 einen Ertrag von 605,000 Dollars gegeben. — Bittere Klagen werden erhoben gegen die ungebührlichen Anmaßungen der Geistlichkeit, welche sich zudringlich in alle möglichen Lebensverhältnisse einmischt und namentlich auch politische Agitationen treibt. Aehnliches wird aus Peru gemeldet. Man schreibt von dort: „Der Clerus ist die ärgste Landplage, allem Fortschritt feindlich, ein Verdummer der großen Volksmenge und gemeinschädlich; namentlich durch den Einfluß auf die Frauen, welchen er vielfach mißbraucht, richtet er viel Unheil an. So lange er Macht behält, wird ein intellectueller Fortschritt nur mit großer Mühe und in beschränktem Kreise möglich sein. Die gebildeten Classen wenden sich mehr und mehr von der Kirche ab und wollen von derselben nichts mehr wissen."

In Brasilien ist man sehr mißvergnügt über die Londoner Antislavery Society, welche von den realen Verhältnissen im Lande nichts weiß und in ihrer Bornirtheit (— durch welche sie sich allzeit sehr unvortheilhaft ausgezeichnet hat —) eine sofortige und unbedingte Emancipation der Sklaven verlangt. Sie zieht in ihrem Fanatismus die schwierige Lage weder der Regierung noch der Landbesitzer in Betracht. Den großen Pflanzern in den Provinzen Rio, Minas, Bahia rc. geht der Emancipationsplan der Regierung schon zu weit; derselbe wird jedoch durchgesetzt werden, weil die öffentliche Meinung ihm günstig ist; und das Schicksal der Sklaverei ist besiegelt. — Der Ackerbauminister Pereira da Silva hat einen ausführlichen Bericht veröffentlicht, in welchem er die Verhältnisse des großen Grundbesitzes und die Frage der Arbeitsbeschaffung erörtert. Es wird nicht länger aufzuschieben sein, daß der erstere seine Ländereien vermindert, einen Theil derselben der freien Ansiedelung überläßt und auch für die Flächen, welche er wild und unbenutzt liegen läßt, zu einer Grundsteuer herangezogen wird. Was die Ansiedelung von Europäern betrifft, so ist der Minister in einem schweren Irrthume befangen, der für Brasilien schon so verhängnißvoll geworden ist. Er will, da auf die freien Neger doch nicht ausgiebig zu rechnen ist, europäische Einwanderer heranziehen und die Uebersiedelung dadurch erleichtern, daß er ihnen einen Theil des Ueberfahrtgeldes ersetzt. Sie sollen dann sogenannte Colonien bilden, hauptsächlich aber den großen Plantagenbesitzern Arbeitskräfte liefern. Ich warne ganz entschieden vor jeder Auswanderung nach Brasilien, welche nicht die drei Südprovinzen: Santa Catharina, Rio grande und Parana ins Auge faßt und dem Ansiedler durchaus freie Hand läßt. Nördlich von Santa Catharina sagt das Klima dem deutschen Feldarbeiter nicht mehr zu. Er begeht allemal einen schweren Fehler, wenn er in irgend welche Abhängigkeit von einem Pflanzer sich begiebt, habe dieselbe Namen welchen sie wolle; man wird ihn auch im besten Falle nur als Ersatzarbeiter für den verlorenen Sklaven betrachten. Die brasilianische Regierung tastet im Finstern, so lange sie nicht die nordamerikanische Methode des Verkaufs von Staatsländereien einführt und ihren Wahn, durch reglementirte Colonien die Production zu fördern, aufgiebt. Sie zeigt kein richtiges Verständniß der Dinge, wenn sie Nordeuropäer zwischen dem südlichen Wendekreise und dem Amazonenstrome ansiedeln will. In dieser Region kann allein der Chinese nützen. Der Minister da Silva verräth eine kurzsichtige Auffassung, wenn er „die asiatische Race als zu verderbt und degradirt schildert; man dürfe sich in Betracht derselben keiner Hoffnung hingeben und dieselbe nur als Auskunftsmittel betrachten, bis die europäische Einwanderung in Masse herbeiziehe." Sehr unverständig das! Will Herr da Silva den Neger etwa auf gleiche intellectuelle Linie stellen mit dem Chinesen? Weiß er nicht, wie Herr J. J. v. Tschudi die brasilianischen Schwarzen geschildert hat? Und ist er so unwissend, daß er glaubt, europäische Ansiedler oder Plantagenarbeiter in dem heißen Klima der Nordprovinzen auf die Dauer nutzbar machen und am Leben erhalten zu können? So wird auch diesmal wieder die Bahn des Unverstandes in einer so wichtigen Lebensfrage beschritten.

Auch aus Brasilien bittere Klagen über die Geistlichkeit, aber in anderer Weise als jene aus Chile und Peru. „Sie ist ganz vom Staate abhängig, kärglich besoldet, wird zu Wahlagitationen von Seiten der Beamten benutzt und ist im höchsten Grade unwissend. Nicht einmal ein Priesterseminar ist im ganzen Reiche vorhanden; religiöser Unterricht wird dem Volke nicht ertheilt; man belustigt aber dasselbe mit Ausstellung bunt bemalter und aufgeputzter Heiligenpuppen, mit denen lange Züge von Mönchen, Priestern und Volk durch die Straßen paradiren. Abends werden dann Feuerwerke abgeknallt und der Zuckerbranntwein fließt in Strömen." Das sind christlich-religiöse Erbauungen.

Australien.

In Neusüdwales hat die im Mai 1871 veranstaltete Volkszählung 498,380 (respective 501,611) Seelen ergeben. Davon sind 225,478 weiblich; das frühere Mißverhältniß in der Zahl zwischen beiden Geschlechtern gleicht sich also mehr und mehr aus. In der Hauptstadt Sydney überwiegt sogar das weibliche Geschlecht um mehr als anderthalbtausend Köpfe; 30,256 gegen 28,555 männlich. Auf die eigentliche Stadt Sydney entfallen 58,811 Seelen und auf die Umgegend 75,945, ohne die Eingeborenen. Die Einwohnerzahl von Sydney hat sich binnen zehn Jahren um 19,105 Seelen vermehrt. Es herrscht allgemeiner Wohlstand, und in einem Bericht über die Einwanderung wird der vortheilhafte Gegensatz hervorgehoben, welchen die Colonie gegen das Mutterland bildet. Jede Arbeit wird gut bezahlt; das beste Ochsenfleisch kostet das Pfund 2 bis 3 Pence, in England dagegen 1 Schilling. Das Klima ist gesund. In den drei Sommermonaten, d. h. Januar bis März, pflegt die Sterblichkeit am beträchtlichsten zu sein; nun sind während derselben 1871 in Sydney und dessen acht Vorstädten 1356 geboren worden und 514 gestorben. Seit 1857 war die Durchschnittssterblichkeit 24,2 auf 1000. — Die australische Dampfschifffahrtscompagnie, welche die regelmäßige Verbindung mit Californien besorgt, erhält von Seiten der Regierung eine Geldunterstützung; sie macht in jedem Monat eine Fahrt, und die Colonie hat nun alle vierzehn Tage Verbindung mit Europa, da ein Dampfer der Peninsular-Compagnie von Suez kommt. Er bringt die Nachrichten gewöhnlich am 49. Tage von London.

Queensland hat 1870 nur 2854 Tonnen Zucker geliefert; 4908 Acres waren mit Rohr bepflanzt. Auf den Plantagen verwendet man immer noch Eingeborene von den Südseeinseln, die in schmachvoller Weise aus ihrer Heimath gestohlen und dann als Sklaven behandelt werden. Wir erörtern demnächst den Menschenraub in der Südsee ausführlich.

In Victoria geben viele Goldfelder größern Ertrag als je zuvor, und auch die erst vor Kurzem entdeckten im Gippslande sind ungemein ergiebig. Bei Sandhurst (Bendigo) hat ein Deutscher, Ballerstedt, seit 18 Jahren einen sehr ergiebigen „Claim“ auf seiner Farm bearbeitet. Im Mai verkaufte er denselben für 30,000 Pf. St., sage 200,000 Thaler baar, und ist nun nach Deutschland zurückgekehrt.

* * *

— Die Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrome hat aufwärts ihren Endpunkt bei Loreto in Peru. Die Zahl der Schiffe soll beträchtlich vermehrt werden und das Privilegium der brasilianischen Gesellschaft geht in die Hände einer Anzahl englischer Capitalisten über. Der Stand des Geschäfts war auch für 1870 ungemein günstig; die Einnahmen betrugen 1,685,421 Milreis (zu 20 Silbergroschen, also einen deutschen Gulden) und die Antheilhaber bekamen eine Dividende von 12 Procent. Seit Beginn der Dampfschifffahrt hat Para, an der Mündung des großen Stromes, sich beträchtlich gehoben; seine Einwohnerzahl ist von 17,000 auf mehr als 40,000 Seelen angewachsen. Den Hauptausfuhrartikel bildet Kautschuk.

— Die mexicanische Eisenbahn zwischen der Hauptstadt Mexico und der Hafenstadt Veracruz, an welcher jetzt rüstig gearbeitet wird, soll zu Ende des Jahres 1872 vollendet sein. Die erste Abtheilung, von Mexico bis Puebla de los Angeles und Apizaco, 116 Miles lang, ist im Betrieb und macht sehr gute Einnahmen. Die zweite, von Apizaco bis Veracruz, ist 180 Miles lang und auf einer Strecke von 53 Miles dem Betrieb übergeben.

— Der Walfischfang der Nordamerikaner in der Südsee wird von Jahr zu Jahr unbedeutender. Neu-Bedford in Massachusetts war früher ein Haupthafen für die Ausrüstung von Schiffen auf den Fang, welchen man jetzt nicht mehr für vortheilhaft erachtet. Die ehemaligen Rheder haben jetzt eine große Baumwollenspinnerei angelegt.

— Auf der Grenze zwischen Peru und Bolivia hat man ein Kohlenlager aufgefunden.

— Die Silbergruben von Batopitas in Chihuahua ergeben seit einiger Zeit „fabelhafte Resultate“. Man fördert sehr oft mächtige Klumpen gediegenen Silbers zu Tage und eine Mine wirft Woche für Woche etwa 50,000 Dollars Reinertrag ab.

— Das Einströmen der Japaner nach Nordamerika und Europa nimmt seinen ununterbrochenen Fortgang. Mit dem Dampfer, welcher am 12. Juli aus Yokohama in San Francisco eintraf, kamen (abgesehen von 1040 chinesischen Fahrgästen) aus Japan: 2 Beamte des kaiserlichen Finanzministeriums, 8 Bankiers und 7 Studenten, — alle um sich längere Zeit im Abendlande aufzuhalten und theoretische wie praktische Kenntnisse zu erwerben. Drei der Studenten reisten sofort auf der Pacificbahn ab, um nach Deutschland zu gehen, wo sie einige unserer Universitäten besuchen wollen. Die Anzahl der Japaner, welche in Yokohama der deutschen Sprache mächtig sind, nimmt zu.

— Die Deutschen in Cincinnati haben ihre liebe Noth mit ihrem Yankee-Bürgermeister. Derselbe ist ein geschworner Feind des Lagerbiers und der Sonntagsconcerte, und er hat das Biertrinken in Concertgärten am Sonntage streng verboten. Das nennt man „republikanische Freiheit“. Von harmlosen Sonntagsfreuden hat freilich ein Yankee keinen Begriff. — Als in Dresden ein Yankeefräulein an einem schönen Sonntage zu einer Spazierfahrt nach dem schattigen Tharandt eingeladen wurde, entgegnete sie sehr spitzig: „einer solchen Verletzung des Sabbaths und der göttlichen Gebote werde sie sich nicht schuldig machen.“

— Die statistische Gesellschaft in Moskau hat eine Karte veröffentlicht, durch welche sie die Verbreitung des Raskol im Gouvernement Moskau anschaulich macht. Sie hat den Hauptsecten verschiedene Farben gegeben, und man sieht, wie weit verbreitet diese Ketzer sind, welche mit der orthodoxen Kirche nichts zu schaffen haben wollen. Nach der Zählung von 1869 hatte das Moskauer Gouvernement 1,748,588 Einwohner, davon waren 84,971 „Sectirer“ (männlich 39,947, weiblich 45,024), 8313 gehörten den Secten an, welche alle Popen verwerfen, 76,658 zu solchen, welche Popen anerkennen. Sie sind verbreitet über 821 Ortschaften, und im ganzen Gouvernement sind nur etwa 50 Dörfer ohne Sectirer; viele andere sind ausschließlich in ihrem Besitze.

— Die indischen Kulis auf Jamaica haben die religiösen Gebräuche ihrer Heimath nach Westindien verpflanzt, ähnlich wie die Neger ihren Schlangen- und Fetischdienst. Die Hindus feierten anfangs Juni sowohl auf Jamaica wie auf Trinidad ein Fest mit allen Ceremonien. Eine derselben bestand darin, daß Büßer durch das Feuer über brennende Kohlen hin- und hergingen. — Die Neger in den nordamerikanischen Südstaaten haben eine große Anzahl von Vereinen und Gesellschaften zu sehr verschiedenen Zwecken und zum Theil mit wunderlichen Benennungen, z. B. „die unabhängige Kirschbohnengesellschaft“, oder „der ringende Jakob-Fortschrittsverein“ und dergleichen mehr.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1871.**

Aus Shepherd's Reise in Island.

Von Professor **Dr. Meinicke.**

Trostloser Frühling. — Schneestürme. — Die nordwestliche Halbinsel und ihre Schneeberge. — Der Isafjördr. — Isländische Scenerie. — Die Stadt Isafjördr. — Eidergänse. — Braunkohlen; Surturbrand. — Die Stadt Akreyri an der Nordküste. — Der Myvatn-See. — Schwefelberge und Schlammvulcane. — Obsidianberg. — Lebensweise der Isländer.

Vor einigen Jahren ist ein Werk erschienen *), in welchem der Engländer Shepherd eine Reise schildert, die er nach dem nördlichen Island unternommen hat, theils um die Vögel der Insel genauer zu studiren, theils um den bisher am seltensten besuchten Theil des Landes, die nordwestliche Halbinsel nördlich von Breidefjördr, welche seit den Zeiten Henderson's die Aufmerksamkeit keines Reisenden auf sich gezogen zu haben scheint, kennen zu lernen. Wir wollen ihn auf dieser Reise begleiten.

Er erreichte die Insel früh im Jahre, schon in den letzten Tagen des April 1862, also für eine Reise in Island zu früh; in das Innere einzudringen, war er daher vor dem 30. Mai nicht im Stande. Wir haben das nicht zu bedauern; es verschafft uns das Gelegenheit, mit der ganzen Trostlosigkeit eines isländischen Frühlings bekannt zu werden. Bei der Ankunft in Reikyavik am 27. April trieb ein eisiger Nordoststurm dem Reisenden Schnee und Regen ins Gesicht, das ganze Land war mit Schnee bedeckt, zu Zeiten der Sturm so heftig, der Schneefall so stark, daß man sich kaum in der nächsten Umgebung der Stadt zurechtfinden konnte. Die Pferde, ohne welche eine Reise in das Innere nicht unternommen werden kann, und für die der Isländer in seinem langen Winter so gut wie gar keine Sorge trägt, waren im höchsten Grade erschöpft und zu langen Reisen nicht zu gebrauchen; grünes frisches Gras, das ihnen allein die nöthigen Kräfte geben konnte, fehlte durchaus. Es war eben so schwer, Pferde zu kaufen, als die gekauften auf der Reise zu erhalten, denn auch Heu verschaffte man sich nicht leicht, und es mit sich zu führen, war auch aus anderen Gründen nicht thunlich. Da nun in Reikyavik keine Aussicht war, die nöthigen Pferde aufzutreiben, so begab sich Shepherd nach Reykholt im Thale der Hvitaa, und hier gelang es, im Laufe des Mai allmälig auf den umliegenden Bauernhöfen so viele anzukaufen, als für die beabsichtigte Unternehmung nöthig waren. Das Wetter schien sich besser zu gestalten, und schon war der Termin für die Abreise festgesetzt, als plötzlich nach einem schönen hellen Tage einer jener entsetzlichen Schneestürme aus Nordosten losbrach, die in den Polargegenden für den Frühling so charakteristisch zu sein scheinen. Der Reisende, der bisher aus gerechter Furcht vor dem Innern eines isländischen Hauses unter einem Zelte gewohnt hatte, sah sich durch die Heftigkeit des Sturmes genöthigt, in ein Bauernhaus zu flüchten, um dort Schutz zu suchen; jeden Morgen bedeckte hoher Schnee die Gegend, der sich bis zum Abend in Wasser und den Boden des Thals in einen Sumpf verwandelte, und dieses Unwetter dauerte nicht weniger als zehn Tage ohne Unterbrechung fort.

Der Frühling ist in der That die übelste Zeit des Jahres, und bei den Bewohnern des Landes namentlich die letzte Hälfte des Mai der Nordoststürme halber in hohem Grade gefürchtet. Als endlich in den letzten Tagen des Mai besse-

*) The Northwest peninsula of Island by C. W. Shepherd. London 1867.

res Wetter eintrat und die Reise begonnen werden konnte, zeigte sich bald ein anderes Hinderniß; alles Gras, das man antraf, war braun oder schwarz, dürr, trocken und ohne Geschmack, kaum tauglich für die Ernährung der Pferde, die doch allein darauf angewiesen waren, und erst im Laufe des Juni erschien das neue frische Gras, das den Thieren besseres Futter darbot.

Wir sagten schon, daß Shepherd die nordwestliche Halbinsel Islands zu besuchen im Sinne hatte. Diese ist mit dem Hauptheile der Insel durch einen schmalen Isthmus verbunden und in der Mitte wieder durch den tief einschneidenden Isafjördr in zwei Theile getheilt, in denen sich Massen hoher Schneeberge, der Drangajökul im Norden und der Glanenjökul im Süden jenes Fjords, erheben; es war Shepherd's Absicht, die beiden Berge kennen zu lernen, allein es gelang ihm nur die Ersteigung des ersten. Nicht ohne vielfache Beschwerden hatte er in der Mitte des Juni endlich die Kirche des Kirchspiels Stadr am Grunde des Steingrimsfjördr erreicht an der östlichen Seite der Halbinsel, von der ein Weg über die Berghöhe Steingrimsfjördrheidi hinüber zum Ufer des Isafjördr führt, den die Bewohner von Stadr als sehr schlecht schilderten, auch war der Paß in diesem Jahre erst zweimal überschritten worden. Das Thal, in welchem die Kirche von Stadr liegt, ist nicht großartig gebildet, breit und von einförmigen, uninteressanten Höhen begrenzt; ein breiter, viele Inseln und Sandbänke bildender Strom durchfließt sie. Von der Kirche ging der Weg das Thal aufwärts; dieses wurde später schmaler und wilder; ein tobender Bergstrom durchschneidet den sumpfigen Boden, den auf beiden Seiten steil aufsteigende felsige Wände einschließen. Zuletzt beendet ein ähnlicher Bergwall das Thal, dessen Hintergrund er bildet; über diesen führt ein gewundener Weg steil den 900 Fuß hohen Abhang hinauf, den Shepherd unter unaufhörlichem Regen und Schneegestöber erstieg. Oben breitete sich ein wellenförmiges Land aus, eintönig, steinig, furchtbar öde, wie so viele Theile des Innern von Island, bis auf einzelne Felsen durchaus mit tiefem Schnee bedeckt. Vier Stunden führte der sanft ansteigende Weg durch diese schreckliche Einöde, bis der höchste Punkt der Bergebene erreicht wurde, von dem aus man eine Reihe Schneeberge vor sich sah, die von Süden nach Norden zogen, und deren ebene, breite Gipfel ganz mit Schnee bedeckt waren, während sich an den Abhängen nur einzelne schwarze Felsen aus dem Schnee erhoben. Der höchste dieser Berge am nördlichen Ende der Kette war der Glamujökul. Von da führte ein Abhang von gleicher Steilheit wie der vorher erstiegene hinab in das wilde Thal eines Bergstromes, und längs seines Bettes erreichte Shepherd das Ufer des Isafjördr, der einen Anblick von außerordentlicher Großartigkeit darbot; denn in einer Breite von mindestens einer halben deutschen Meile zog er sich einem großen Strome ähnlich weit gegen Nordwesten hin, von allen Seiten von steilen Bergen und mit Schnee bedeckten Spitzen begrenzt, die über einander aufstiegen. Mächtige herabgestürzte Felsmassen lagen am Fuße dieser steilen Abhänge, und die vielen in der Brandung schwimmenden todten Seevögel wie die gebleichten Knochen von Walfischen und Pferden auf dem Strande gaben ein Zeugniß für die Strenge und Heftigkeit des verflossenen Winters.

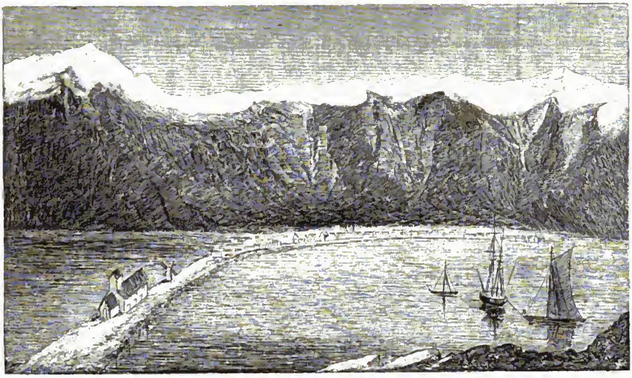
Dem Wunsche, die beiden erwähnten Berge zu ersteigen, traten hier unerwartete Hindernisse in den Weg. Die Besitzer der Bauernhöfe umher kannten wohl die ungefähre Lage derselben, allein keine zu ihnen führende Wege; sie erklärten es selbst für unmöglich, zu ihnen zu gelangen. Endlich hörte Shepherd, der Besitzer des Gutes Armuli kenne einen auf den Dranga führenden Weg; als er dahin kam, erfuhr er, daß der Bauer mit allen seinen Leuten auf den Fischfang gezogen sei, überdies sei der ihm bekannte Weg der aus den großen Gletschern des westlichen Abhanges des Berges abfließenden und jetzt stark geschwollenen Ströme halber ungangbar. Man verwies hier unsern Reisenden an den Besitzer eines Gutes im obersten Theil der Skjaldfannardalr, der den Dranga schon einmal als der Führer zweier Dänen bestiegen habe, und dieser erklärte sich auch bereit, die englischen Reisenden dahin zu geleiten. Von seinem einsam im obersten Theile des Thales eines Bergstromes liegenden Hause ging der Weg noch zwei Stunden zu Pferde im Thal aufwärts, das ein Bild von isländischer Scenerie liefert, wie kaum ein anderer Theil der Insel. Es war ein tief eingeschnittener Graben zwischen Bergwällen, der mit Steinen und Gras bedeckte Boden von zahlreichen Armen eines Bergstromes durchschnitten, dessen weißlich gefärbtes Wasser auf den ersten Blick den Gletscherursprung verrieth. An den Bergabhängen, wo sie nicht zu steil waren, zogen sich lange Schneestreifen herab, und große Massen von Felsen und Erde lagen am Fuße der Abhänge umher, durch das Schmelzen des Schnees und die heftigen Stürme von oben herabgestürzt. Der Fluß wurde je höher immer wasserreicher und brauste durch das Thal herab, eine ununterbrochene Reihe kleiner Fälle bildend; das Thal verwandelte sich in eine tiefe, von Schneewänden eingeschlossene Schlucht, durch welche der Strom in einer Tiefe von 200 bis 300 Fuß dahin stürmte. Hier werden endlich die Pferde verlassen, der Weg zu Fuß fortgesetzt.

Er ging zuerst gegen Osten über einen steilen Wall von Schnee hinauf, der den steinigen Boden bedeckte, dann von der Höhe nur eine kleine Strecke hinab wieder zum Thal des eben verlassenen Stromes, der einen großen Bogen gemacht hatte, und nach Verlauf einer Stunde erreichte man einen kleinen Gletscher von nur einigen hundert Fuß Breite, aus dem der Strom abfließt; er war so mit Schnee bedeckt, daß man nur zufällig dadurch, daß der Führer in eine der wenigen Spalten fiel, das Eis erblickte und so den Gletscher als solchen erkannte. Vom Rande desselben aus ging nun der Weg nach Nordwesten wieder bergan, nicht zu steil, doch des losen Schnees halber sehr beschwerlich, und nach zwei Stunden war der Gipfel erreicht, der, wie es bei so vielen isländischen Bergen der Fall ist, so weit sie nicht vulcanische Piks sind, eine breite und ausgedehnte Fläche bildet. Schon ehe die Reisenden die Pferde verlassen, hatten sich Nebel auf die Berge gelegt, und die ganze Ersteigung geschah gegen den Rath des Führers, der von der Unternehmung abrieth, im dichtesten Nebel; auch war oben nicht das Mindeste zu sehen. Sie warteten geduldig eine lange Zeit und hatten schon, da alle Hoffnung auf eine Aussicht verschwunden schien, den Plan gefaßt, zurückzukehren, als ihre Ausdauer belohnt wurde und heftige Windstöße die Nebelwolken zerrissen. Der Anblick, der sich ihren Blicken jetzt darbot, war vorherrschend wild, ja schreckenerregend. Gegen Norden übersah man die Küste, an der noch der Nebel an einigen Bergspitzen hing, dahinter die dunkeln Wogen des Polarmeeres, hier und da mit einzelnen kleinen weißen Segeln, die wohl französischen Fischerfahrzeugen angehörten. Im Süden zeigte sich der ganze Isafjördr und dahinter weite, mit Schnee bedeckte Ebenen, über die sich die schneeigen Abhänge der domartigen Gipfel des Glamugebirges erhoben, während finstere Wolken am Himmel das Zurückschreckende einer Aussicht vollendeten, der es doch an einer gewissen Großartigkeit durchaus nicht fehlte.

Vom Fuße des Dranga begab sich Shepherd nach der sogenannten Stadt Isafjördr, indem er den ganzen Sund, der eigentlich Isafjardardiup heißt (denn der Name Isafjördr kommt nur dem innersten Grunde desselben zu), gegen

Nordwesten herabfuhr. Der große Sund nimmt mehrere andere kleine und flußähnliche Fjords auf, vor allem an der Südseite, und an dem westlichsten derselben, dem Skutilsfjördr, liegt der Ort Isafjördr. Ursprünglich besaß Island keine andere Stadt, als die Hauptstadt Reykjavik, den Sitz der Verwaltungsbehörden; erst die Maßregel der dänischen Regierung, welche gewisse Punkte der Insel für den Handel und die Ausfuhr der Producte festsetzte, hat an diesen Punkten die Gründung kleiner Häusergruppen zur Folge gehabt, wie sie der Verkehr nöthig machte, die jedoch nur zum geringsten Theil von eigentlichen Isländern bewohnt werden, und so sind die sogenannten Städte in Island entstanden, von denen Isafjördr und Akreyri, beide an der Nordküste des Landes, die bedeutendsten sind. Die Fahrt durch den Sund war trotz der Kälte (das Thermometer stand oft unter dem Gefrierpunkt) überaus interessant. Nebel hatten sich um die Gipfel aller Berge gelagert, während das von zahllosen Seevögeln belebte Wasser des Meerbusens, von keinem Windhauch bewegt, einem Spiegel glich; kein Laut ließ sich hören, bis auf das dumpfe Getöse, welches das Herabstürzen einzelner Felsblöcke und der Eismassen, die sich von dem großen, am Westabhange des Dranga liegenden und bis an das Meer reichenden Kalbalongletschers lösten, hervorgebracht wurde.

Die Lage der Stadt Isafjördr ist höchst eigenthümlich. Der Skutilsfjördr ist ein Busen von sehr geringer Ausdehnung, nur fünf bis sechs englische Meilen lang und eine Meile breit, auf beiden Seiten von steilen Bergen eingeschlossen. In seinem Grunde geht von der Nordküste eine flache, sandige Landzunge halbmondsförmig fast über den ganzen Busen, im Süden von der Küste nur durch eine schmale Straße getrennt, und auf ihr liegen die Häuser des Ortes, die aus Holz gebaut und reinlich gehalten sind; einzig der unerträgliche Gestank, den die faulenden Haifischlebern, aus



Die Stadt Isafjördr.

denen man den Leberthran gewinnt, allenthalben verbreiten, macht den Aufenthalt unangenehm. Auf dem schmalsten Theile der Landzunge liegt, von den Häusern entfernt, die Kirche. Alles das hat der Verkehr ins Leben gerufen; es besteht sogar ein Gasthof zur Aufnahme der fremden Seeleute, die der Handel hierher führt, der vor Allem in der Ausfuhr der Wolle und der Erträge der Fischereien besteht. Noch immer wird darüber geklagt, daß die dänischen Händler nur zu oft die Isländer zwingen, für ihre Erzeugnisse statt Geld Waaren, natürlich zu ihrem Schaden, anzunehmen.

Von Isafjördr aus besuchte Shepherd noch einige Punkte der Umgegend, zunächst die kleine Insel Vigr im Isafjardardiup, die eigentlich kaum mehr als ein Fels von höchstens dreiviertel englischen Meilen Durchmesser, aber mit dem üppigsten Grase bedeckt ist; sie ist deshalb interessant, weil sie (bis auf eine andere Insel im Sunde Oedey) der einzige Punkt im Nordwesttheil des Landes ist, an dem sich die Eidergänse in so außerordentlicher Menge und in einem Zustande finden, den man fast mit dem Worte Gezähmtheit bezeichnen kann. Dies ist vorzugsweise die Folge davon, daß das isländische Gesetz die Vögel schützt; es ist streng verboten, in der Nähe der Orte, wo sich das Thier in solcher Menge anfindet, zu schießen; so verlassen sie die einmal gefundene Heimath nie, sind allmälig ganz zahm geworden und in Vigr in unabsehbaren Schwärmen zu finden. Ein steiler, felsiger und steiniger Strand umgiebt die ganze Insel; hier liegen fast allein die Nester und in solcher Menge, daß man Mühe hat, beim Gehen zu vermeiden, auf die Nester oder die brütenden Thiere zu treten; außerdem hat der Besitzer der Insel noch an vielen Stellen durch Zusammenlegen von Steinen und im Grase durch Herausheben von kleinen Stücken des Rasens Plätze zu Nestern hergestellt, welche die Thiere benutzen, selbst sein Haus und alle Fensteröffnungen desselben sind mit ihren Nestern besetzt. Man nimmt ihnen die Federn der Nester zugleich mit den als Nahrungsmittel sehr geschätzten Eiern, bis auf eins oder zwei, die man ihnen zum

Brüten läßt, und sie gestatten solche Beraubung, ohne auch nur den Platz zu verlassen. Der ganze Ertrag der Insel beträgt im Ganzen jährlich gegen 100 Pfund Federn, die einen Werth von 60 bis 75 Pf. St. haben, und aus denen man etwa 70 Kissen herstellt.

Die Umgegend von Isafjördr ist einer der Theile Islands, in denen sich die in dem vulcanischen Gestein der Insel abgelagerten Braunkohlen, welche die Isländer Surturbrand nennen, vorzugsweise finden. Einen der Hauptfundorte desselben, den Berg Stigahlid, zu erreichen, gelang Shepherd nicht; dagegen besuchte er eine andere dieser Kohlengruben im Thale von Os. Die Lage dieses Thales ist überaus anziehend durch den Contrast zwischen den üppigen Grasfluren längs der Ufer des in den Isafjardardiup mündenden Flusses von Os mit den steilen Bergen umher, die überhaupt an dem westlichen Ende des Sundes viel grotesker und großartiger sind, als in seinen oberen Theilen; vor Allem zeichnet sich ein steiler Felsthurm aus, der kühn über einen mindestens 1000 Fuß hohen Steilabhang sich erhebt und den Namen der Schildwache von Isafjördr führt. Im Thale des Flusses ritt Shepherd vier bis fünf englische Meilen aufwärts bis an einen kleinen See, und erstieg dann auf sehr beschwerlichem Pfade den steilen nördlichen Abhang der das Thal umschließenden Bergmasse, dem Bette eines tobenden Bergstromes bis zu einem Wasserfall folgend, an dessen Seite eine kleine, von den Isländern zur Gewinnung des Surturbrands ausgearbeitete Höhle sich findet; das Gestein ist rings umher der basaltische Fels, der sich auf der Insel allenthalben findet.

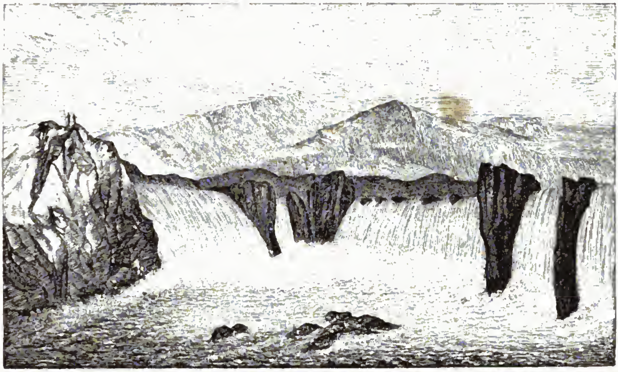
Weitere Ausflüge in diesen so selten von Reisenden besuchten Theilen der Insel zu machen, hinderte die schleunige Abfahrt des Handelsschiffes, auf dem der Reisende allein nach der Nordküste Islands gelangen konnte; die Pferde hatte er bereits auf dem Landwege nach dem Skagafjördr vorausgeschickt. Als er nach einer Fahrt von wenigen Tagen Hofsos an diesem Sunde erreichte, fand er sie noch nicht vor; sie kamen aber wenige Tage später an. Von Hofsos ging er dann auf dem bekannten Wege über Holar und den Gebirgspaß am Fuße des Unadalsjökul, welcher über den den Skagafjördr von dem Eyafjördr (Inselbusen) scheidenden Bergzug führt, zum Ufer des letzten Sundes und an diesem hin nach Akreyri, die jetzt die zweite Stadt Islands mit 600 Einwohnern und zugleich die angenehmste und durch den starken Verkehr lebhafteste von allen ist. Ein Gasthof fand sich aber nicht; man mußte eine Zuflucht in einem verlassenen Hause suchen, im ganzen Orte konnte man um 11 Uhr Abends nichts zu essen erhalten. Die Stadt besteht aus einer langen Reihe von Häusern, die sich dem Sunde parallel hinziehen, von ihm durch eine Straße und einen schmalen Strand getrennt, während hinter den Häusern die Berge unmittelbar und fast senkrecht aufsteigen; die auf der gegenüberliegenden Seite des hier noch eine englische Meile breiten Sundes sind eben so steil und noch höher. Eine Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, die von allen Isländern hoch bewundert wird, sind zwei Bäume am nördlichen Ende, wirkliche Bäume, denn es sind 25 Fuß hohe Ebereschen von bedeutender Stärke.

Von Akreyri aus wurde nun ein Besuch des bekannten Sees beschlossen, den die Isländer Myvatn nennen, und dessen Wasser durch die heißen, auf seinem Boden entspringenden Quellen erwärmt wird, was sicher der Grund nicht bloß für die Schönheit und Schmackhaftigkeit der in ihm lebenden Forellen, wie der Menge der quälenden Mücken, welche dem See seinen Namen verschafft haben (denn Myvatn heißt Mückensee), und über deren Lebensweise wie über ihr auf gewisse Localitäten von geringer Ausdehnung beschränktes Vorkommen Shepherd interessante Bemerkungen macht, sondern auch die Veranlassung bildet, daß so große Schwärme von Wasservögeln auf den zahlreichen Lavainseln, die sich über den See erheben, sich vorfinden. Der Weg, den Shepherd von Akreyri dahin nahm, war der gewöhnliche. Er ging oberhalb Akreyri an der Mündung des in den Eyafjördr fallenden Flusses über diesen und überstieg dann auf einem vielfach gewundenen Wege den steilen Abhang des Berges, der den Namen Wadleheidi führt, folgte dann dem Thale der Fujoskaa durch den oft erwähnten großen Birkenwald, wenn anders eine Masse von Unterholz bildenden Birkensträuchern, unter denen sich einzelne bis 15 Fuß hoch erheben, auf den Namen eines Waldes Anspruch machen kann, aufwärts bis zu dem Ljosavatn (klaren See) und ging über einen niedrigen Sattel in das Thal des Skjalfandafljot, das er in der Nähe des Wasserfalles Godafoß erreichte. Diesen fand er freilich zu einer Zeit, wo der Fluß stark geschwollen war, sehr bedeutend und großartig; das Wasser fällt senkrecht gegen 50 Fuß hoch in ein tiefes Becken, und zwar in einer Art Halbkreis, den ein hoher Felsen in zwei ungleiche Hälften theilt, also ganz ähnlich dem großen Niagarafalle. Bisher galt er für die großartigste Cascade in ganz Island, allein ganz kürzlich hat ein Engländer einen viel höhern und bedeutendern in dem sehr abgelegenen Dettifoß entdeckt, den der Fluß Jökulsaa im Axarfjördr bildet. Hierauf wurde eine unbedeutende Höhe überstiegen, die einen interessanten Ueberblick über den See, der das Ziel der Reise war, und seine Umgebungen gewährte. Man übersah das Thal des aus ihm abfließenden Laxaa (Lachsflusses), dann die ausgedehnten nackten, furchtbar öden Lavaströme, die vor 150 Jahren in so außerordentlicher Menge dem Vulcan Krafla entströmt sind und noch jetzt in fast ursprünglicher Frische daliegen; zwischen ihnen grüne Flecke mit schönem Grase, Oasen in der Wüste ähnlich, auf denen die Bauerngüter zerstreut liegen, die vielen Arme, Buchten und Theile des Sees, dessen sehr unregelmäßige Ufer durch viele tiefe Baien zerschnitten sind, mit seinen zahlreichen Inseln, in solcher Menge, daß es fast schien, als habe man ein überschwemmtes Land vor sich; dahinter einzelne Hügel und Berge, seltsam durch ihre Form wie durch ihre Farben. Das ist ein Bild einer Gegend, in der die vulcanischen Kräfte der Insel vorzugsweise thätig gewesen sind.

Von dem Bauerngute Reykjahlid am Nordostende des Sees besuchte Shepherd zunächst einige der Inseln desselben, die alle aus schwarzer Lava und mit Gras bedeckt sind, in welchem zahllose Wasservögel, besonders viele Entenarten, nisten. Diese Vögel geben den Inseln solchen Werth, daß zu jedem Bauerngute eine oder mehrere gehören, die von den Besitzern der Güter so benutzt werden, daß sie den Vögeln die Eier bis auf vier oder fünf fortnehmen, um sie für den Winter aufzubewahren. Aus diesem Grunde darf auch auf und um den See so wenig als möglich geschossen werden. Auffallend war es, daß auf vielen dieser Inseln gewöhnlich zwei verschiedene Vögelarten in merkwürdiger Geselligkeit neben einander lebten. Ein anderer Ausflug wurde nach den Bergen im Osten des Sees unternommen, welche die Isländer die Schwefelberge (isländisch Namafjall) nennen, und auf denen man auf eine sehr rohe Art Schwefel zur Ausfuhr gewinnt. Der Anblick dieser Hügel ist durch ihre lebhaften rothen und gelben Farben schon aus der Ferne in hohem Grade auffallend; an vielen Stellen entsteigen ihren Abhängen hohe Dampfwolken, und allenthalben erblickt man zwischen den Spalten Lagen von glänzend gelbem Schwefel. An der Ostseite liegen am Fuß der Hügel die Schlammvulcane, Kessel, die mit blauem, oft sehr zähem Schlamm gefüllt sind, der in beständigem Kochen begriffen ist und an

vielen Stellen hoch in die Luft geworfen wird, die Ueberreste kleiner zerstörter Kegel, welche durch die vulcanische Kraft selbst gebildet sind. Diese Vulcane ändern ihre Form beständig; der Boden umher ist verrätherisch, denn den siedend heißen Schlamm bedeckt eine höchstens einen Zoll dicke Lage Schwefel, und wo man diese durchsticht, steigen sogleich schwefelige Dämpfe in Menge in die Luft. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie trostlos öde und zurückstoßend diese Gegend dem Reisenden erscheint. Ein Versuch, den bekannten Vulcan Krafla, der nur einige englische Meilen nördlicher liegt, zu ersteigen, scheiterte an einem plötzlich ausbrechenden Schneesturm; dagegen besuchte Shepherd noch den in der Nähe liegenden Hrafntinnuhryggr (was Rabensteinberg bedeutet) oder den Obsidianberg, einen langen, mit dem Vulcan zusammenhängenden Rücken von geringer Höhe, dessen Abhang statt wie sonst mit größeren oder kleineren Lavablöcken mit Stücken von Obsidian von jeder Größe und Form bedeckt ist, ganz als wäre es ein großer Haufe zerbrochener Weinflaschen. Am östlichen Fuße lagen einzelne große Blöcke dieses Gesteins, von denen Shepherd ein 42 Pfund schweres Stück mit sich nahm.

Der Rückweg nach Reykjavik war ursprünglich auf dem nächsten Wege von Myvatn durch die Stein- und Felswüste, welche die Isländer Sprengisandr nennen, festgesetzt worden; dieses Vorhaben erschien um so anziehender, da sich das Gerücht verbreitet hatte, der Skjaldbreid oder irgend ein anderer der Vulcane des Innern habe kürzlich einen Ausbruch gehabt. Allein es erwies sich dies als ganz unausführbar. Das kalte, schnee- und regenreiche Wetter hatte im Innern den Graswuchs erstaunlich zurückgehalten, und an den Stellen, welche in der Einöde den Reisenden dieses für ihre Lastthiere unentbehrliche Futter liefern, fand sich dessen so wenig, daß das Durchschneiden des Sprengisandr nur mit der möglichsten Schnelligkeit, wie sie die Reisenden



Der Godafoß.

ihren Pferden nicht zumuthen können, möglich war. Selbst Bewohner der Südseite der Insel, die Güter an der Nordküste besaßen, waren bis Mitte Juli noch nicht im Stande gewesen, sie auf diesem Wege zu besuchen; so lange der hohe Berg Blafjall im Innern noch Schnee trüge, werde das, glaubt man, auch nicht möglich sein. Es blieb Shepherd daher nichts übrig, als nach Akreyri und von da über die Atnarvatusheidi auf dem gewöhnlichen, so oft geschilderten Wege nach Reykjavik zurückzukehren.

Kein Reisender, der Island besucht hat, schildert seine Erlebnisse, ohne Rücksicht auf die interessanten Bewohner des Landes zu nehmen. Das thut auch Shepherd an vielen Stellen, ohne daß wir jedoch viel Neues von ihm erführen. Die Isländer sind ja auch überwiegend conservativ und im Festhalten an den alten Sitten und Gebräuchen sehr hartnäckig. Die Schilderung eines Bauernhauses im Thal der Hoctaa zeigt, daß ihre Häuser noch nicht anders geworden sind, als sie früher waren, daß es ihnen noch immer sehr an Reinlichkeit, Bequemlichkeit, Helligkeit und Gesundheit fehlt; an einem andern Hause rühmt unser Reisender, es besitze Fenster, und zwar solche, die nicht bloß Oeffnungen in der Wand seien, sondern wirkliche Fenster, die sich öffnen lassen, was in der Regel nicht der Fall ist. Eben so fand Shepherd noch die Nahrung des Volkes unverändert so wie früher beschrieben, aus getrockneten Fischen, dann Roggenbrot und saure Milch; Hammelfleisch wird eingesalzen und für den Winter aufbewahrt, Rindfleisch überaus selten gegessen. Aus Schafmilch bereiten sie Butter, welche sie den Winter über in Schläuchen von Fellen bewahren, die aber im Anfang des Frühjahrs erschrecklich ranzig schmeckt. Auch in geistiger Beziehung steht es noch immer so wie früher. Der Besitzer des Bauerngutes Vogar am Myvatn, Jon Jonson, hatte aus einem oder zwei Büchern, die er besaß, Englisch gelernt ohne irgend welche Hülfe, und es so weit gebracht, daß er mit Shepherd sich unterhalten konnte, freilich ohne eine Vorstellung von der Aussprache der englischen Buch-

staben zu haben, die er ganz nach isländischer Weise aussprach; er hatte auch in englischer Sprache eine Schilderung des Myvatn und der umliegenden Berge in einem etwas eigenthümlichen Stile entworfen, die er Shepherd nach England zur Correctur mitgab, leider ging sie diesem schon in Island verloren. Derselbe Isländer besaß eine Violine, die einzige, die Shepherd je in Island sah; er verstand auch das Instrument zu spielen, allein er konnte es nicht mehr, da die Saiten zerrissen waren und die Ersetzung derselben auf der Insel nicht möglich war.

Greytown und seine Umgebung.

Der Hafenort Greytown oder San Juan de Nicaragua an der Mündung des San-Juan-Flusses in das Karaibische Meer war bis vor Kurzem Station der westindischen Dampfer und spielt, trotz seiner Versandung, in den Canalprojecten zur Durchstechung Mittelamerikas eine hervorragende Rolle. Kürzlich ist der Hafen und seine Umgebung von dem Naturforscher S. P. Oliver besucht und näher geschildert worden. Wir theilen hier das Wichtigste aus seinen Aufzeichnungen mit.

Der Platz selbst ist, wie ein Blick auf die Abbildung ergiebt, sehr unbedeutend; trotzdem hat er als einziger, wenn auch schlechter Hafen Nicaraguas an der atlantischen Küste immer noch einige Wichtigkeit. Das Klima ist ungemein feucht, und entlang an der ganzen niedrigen und sumpfigen Küste herrscht eine tropische Hitze. Doch wird im Allgemeinen wegen der herrschenden Passatwinde diese Hitze nicht zu drückend; nur während der Windstillen ist sie höchst empfindlich. Vorherrschende Krankheit ist ein Wechselfieber, über das man sich nicht wundern darf, wenn man bedenkt, daß Greytown auf einem Sumpfe erbaut wurde. Juni, Juli und August werden als ungesunde Monate betrachtet; Januar, Februar, März gelten als die vergleichsweise gesundesten. Das Thermometer steigt selten über 82° F. (28° C.) und sinkt nie unter 71° F. ($21^1/_2$ Grad Celsius) im Schatten. Das Jahr wird eingetheilt in eine regnige und eine trockene Zeit. Regenmonate sind Juni, Juli, zwei Drittel des August und das erste Drittel des October, November und December. Dann veranlaßt der Regen völlige Ueberschwemmungen, starke Gewitter mit Blitz und Donner herrschen. „Trocken" sind der Januar, Februar, März, April, ein Drittel des August und zwei Drittel des October. Zuweilen fällt in dieser Zeit in Greytown kein Tropfen Regen, doch ist diese sogenannte trockene Saison fast stets mit kleinen Schauern verknüpft. Im Innern dagegen, wo der Waldwuchs niedergehauen ist, grenzen sich die beiden Zeiten genau ab und die trockene Saison ist in der That trocken. Zuweilen brausen über Greytown gewaltige Orkane oder „Northers" hin. Dann stirbt der Passat allmälig ab, eine Windstille geht dem Orkan voran, das Barometer fällt schnell und eine Wolkenbank steigt am Horizont auf. Nach diesen warnenden Vorzeichen kommt dann der Sturm ohne weiteres Vorspiel herangerast, und in einem Augenblick erhebt sich das Meer zu hohen Wogen, während die Brandung wüthend gegen die Küste peitscht. Ein Norther dauert gewöhnlich drei Tage.

Die ganze „civilisirte" Bevölkerung Nicaraguas und der benachbarten Republiken hat sich der pacifischen Seite zugewandt, während die karaibischen Küsten fast unbewohnt sind, mit Ausnahme der schwachen am Ufer und den Flüssen wohnenden unabhängigen Indianerstämme. Die allmälig untergehenden Hauptstämme der Indianer sind: die Valiente, Rama-Kukwra, Wulwa-Tonga und Poya. An der Punta d'Arenas, der sandigen Spitze am Eingange des Hafens von Greytown, haben gewöhnlich einige Glieder dieser Stämme ein Lager aufgeschlagen, wo sie Schildkröten fangen, die sie in der Stadt verkaufen. Bell hat diese verschwindenden Stämme im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft (1862. S. 242) und Collinson in den Memoiren der englischen anthropologischen Gesellschaft genügend geschildert. So viel kurz von der Ethnographie.

Das Thal und die Niederungen des San Juan, wie die Umgebungen des Nicaragua- und Managua-Sees bieten Geologen, Botanikern und Zoologen noch immer reiche Ausbeute dar; sie sind eine zoologische Grenzprovinz, eine Region, eingeschoben zwischen Huxley's austro-columbisches und arktogäisches Wirbelthierreich; denn, so nimmt man an, an dieser Stelle war Amerika zur Zeit der Miocenepoche durch einen von Osten kommenden großen Oceanstrom getrennt.

Als die Linie der amerikanischen Cordilleren emporgehoben wurde, näherten die beiden Continente sich mehr und mehr einander und ein Archipel von hinausgeschobenen vulcanischen Gipfeln zeichnete den zukünftigen Isthmus vor (worüber bekanntlich Moritz Wagner nähere Forschungen angestellt hat). Immer mehr verengerte sich die Straße zwischen den beiden Continentalhälften, bis diese zusammenschossen. Der Nicaragua- und Managua-See mit der Spalte des San-Juan-Flusses ist die letzte Andeutung der alten Meeresstraße. Was geologisch erwiesen, wird auch durch ornithologische Beobachtungen unterstützt, wie die Untersuchungen von O. Salvin über die Ornis nördlich und südlich von den Nicaragua-Seen darthun. Die Hebungen, welche die Verbindungen beider Continenthälften Amerikas bewirkten, haben auch heute noch nicht aufgehört, und der Managua- wie Nicaragua-See, bis zu welchem einst im San-Juan-Flusse spanische Galleonen vordrangen, liegen nun 156 resp. 128 englische Fuß über dem Meeresspiegel. Nur 18 Zoll tief gehende Schraubendampfer gelangen mit Schwierigkeiten zu ihnen und müssen an den Stromschnellen ihre Ladung löschen. Von Jahr zu Jahr wird die Schifffahrt weniger möglich. Als Ursache giebt Collinson das fortwährende Steigen der pacifischen Küste an. Von hohem Werthe für die Wissenschaft würde es sein, wenn eine Reihe von Jahren hindurch in dieser Beziehung und in Verbindung mit den Erdbeben genaue Beobachtungen angestellt würden.

Greytown, der einzige bedeutendere Ort an der karaibischen Küste, verdankte früher seine Bedeutung der Transitroute nach Californien. Die Panamabahn und das allmälige Versanden des Hafens drängten es in den Hintergrund, doch hat es immer noch eine sehr hervorragende Bedeutung für den Kautschukhandel; es ist der wichtigste Punkt für diesen Artikel an der Küste. Europäische Händler geben den Indianern oder Mischlingen die nöthigen Vorschüsse an Geld, Kleidern, Nahrungsmitteln und Geräthen, wofür diese ihnen dann die ganze Ernte an Kautschuk abliefern. Die Kautschuksammler nennt man Uleros, von dem Creolenausdruck Ule, Kautschuk. In Canoes dringen sie die zahlreichen Flüsse,

die in den Karaibischen Golf münden, aufwärts, suchen sich einen Lagerplatz aus und beginnen dann ihre Operationen.

Der Kautschukbaum (Castilloa elastica) hat in der Regel einen Stamm von 4 Fuß Durchmesser und erreicht eine Höhe von 20 bis 30 Fuß bis zu dem Punkte, wo der erste Ast abzweigt. Von allen Bäumen des fast undurchdringlichen Dickichts hängen zahlreiche parasitische Pflanzen, Reben und Lianen herab, aus denen, namentlich den zähen Schlingreben, der Ulero sich eine Leiter macht, an welcher er am Stamme der Castilloa emporklettert. Dieser wird nun mittelst einer Machete mit diagonalen Schnitten eingekerbt, welche in der Mitte in einen Centralcanal zusammenstoßen, der wieder in eine unten eingetriebene eiserne Rinne leitet; vor letzterer stehen hölzerne Eimer. Sind diese Eimer mit dem weißen Milchsaft gefüllt, so leert man sie in größere Zinnpfannen aus. Die Kautschukmilch wird nun durch ein Sieb geseihet und dann durch Zusatz des Saftes der Bejucarebe (Apocyna?) zum Gerinnen gebracht. Die geronnene Masse wird mit der Hand durchgeknetet und mit einem Rollholz zu Tortillas oder Kuchen von 2 Fuß Durchmesser und $^1/_4$ Zoll Stärke ausgewalzt. Dann trocknet man die Kuchen auf den neben dem Rancho des Ulero aufgestellten Gerüsten. Nach vierzehn Tagen sind sie zum Verpacken geeignet.

Während die Kuchen trocknen, ziehen die Uleros auf die Jagd; sie verfolgen die Tapire oder Dantas, von denen mehrere Arten vorkommen, oder harpuniren vom Canoe aus den Manati, der nicht lange unter Wasser bleiben kann. Die Spitze sitzt nur lose an der Harpune an und ist mit einer Leine und einem Schwimmrohr versehen, das beim Untertauchen des harpunirten Thieres dessen Aufenthalt anzeigt. Das Wildschwein oder Javali (verwildertes Hausschwein?) und das Wari oder Peccary, dann der Hirsch, werden gleichfalls erlegt und liefern Wildpret in Menge. Erstaunlich ist der Fischreichthum in den zahlreichen Flüssen. Die Indianer, ausgezeichnete Fischer, schießen die Fische mit Pfeil und Bogen oder erschlagen sie, auflauernd, mit der Machete. Verschiedene große Hühnerarten (Crax alector und Crax fasciolata) liefern Geflügel auf die Tafel des


Greytown.

Ulero; Schildkröten- und Leguaneier geben den Mahlzeiten noch mehr Abwechselung. Doch ist das Waldleben des Ulero keineswegs immer sehr rosenfarbig zu nennen. Nachts treiben sich Jaguar und Puma (Felis onca, Felis melas und Felis concolor) um seinen Rancho herum. In den Flüssen sind die Alligatoren häufig; gefährlich sind sie aber nur, wenn der Hunger sie quält, sonst sind sie feige. Einer der Uleros, mit denen Oliver sich im Walde befand, schoß einen Tapir, der im Ramaflusse niedersank. Ein Indianer tauchte nach dem Thier, um eine Leine an demselben zu befestigen. Er war dabei umschwärmt von Alligatoren, die durch den Blutgeruch angelockt waren, doch biß keiner zu. Gefährliche Giftschlangen sind nicht selten; die schlimmste darunter ist die kleine Tamagusu, gegen deren Biß eine Aristolochia helfen soll. (Auch in Venezuela wendet man eine Aristolochiawurzel gegen Schlangenbiß an. „Globus" V, 149. Es ist die Aristolochia apurensis. Lindley [Vegetable Kingdom] führt die nordamerikanische Aristolochia serpentaria als Antidot an.) Schlimmer als alles dieses quälen aber die Moskiten und Zecken (Ixodes) den Ulero; dazu gesellt sich der Sandfloh oder Chigoe, der sich unter die Fußnägel eingräbt und dem man fälschlich nachsagt, er komme nur da vor, wo Hausschweine seien. Damit sind die Qualen noch nicht erschöpft. Selbst die stärksten Indianer beginnen zu heulen, wenn sie von der schwarzen Riesenameise gebissen werden, die namentlich gern an den Stämmen der Dipterix oleifera vorkommt. Eine kleine rothe, fast eben so schlimme Art, hält sich auf Akazien auf. Dazu gesellt sich das Heulen der Affen, welche den Ulero Nachts nicht schlafen lassen. Das Landleben bei Greytown ist keineswegs amüsant zu nennen.

Die Abbildung Greytowns ist von der Landungsstelle der Transitcompagnie aufgenommen. Die eigentliche Stadt liegt hinter dem Walde. Rechts liegt eins der flachgehenden Dampfboote, die zur Befahrung des San Juan dienen. Aus dem Wasser taucht eine Haifischfinne auf. Diese Thiere sind besonders häufig im Hafen von Greytown.

Die Haffe, Nehrungen und Dünen an der Küste von Ostpreußen.

Von Dr. Diestel.

III.

Die außerordentliche Schwere der Dünen führt bisweilen zu dem merkwürdigen Resultate, daß der weiche Haffboden, emporgedrückt, in einiger Entfernung vom Strande bis zu Manneshöhe über das Wasser hervorragt. So fand ihn Behrendt an der kurischen Nehrung in der Libisbucht, südlich von Schwarzort, vor einer 160 Fuß hohen Sturzdüne, so Schumann auf der frischen dreiviertel Meilen vom Dorfe Polski. Auch der flach liegende, langsam aufgewehte Sand erzeugt sowohl am Ufer wie weiter in das Land hinein eine wunderbare Erscheinung, die für Pferde und Wagen ebenso wie für den Fußwanderer gefährlich wird, den Triebsand. Ueber verborgenen Gewässern, kleinen Lachen am Strande oder größeren Teichen auf dem Lande selbst wird der feuchte Sand so comprimirt, daß er eine schwer durchlassende Schicht bildet und eine trockene Ueberlage duldet. Nahe dem Ufer fand Behrendt ihn nicht tiefer als zwei Fuß, aber weiter landeinwärts gab das aufrechtstehende Skelett eines Pferdes mit dem Reiter darauf, kopfübergebogen und die Hände vor dem Gesichte, den deutlichen Beweis von einem schrecklichen Vorkommen. Bei dem Versuche, eine übertrocknete Tiefsandstelle zu befahren, bog sich der Boden in fußhoher Wellenbewegung und stürzten plötzlich die Pferde bis an die Brust in die Tiefe, während die Menschen und der leichtgebaute Wagen noch nicht versanken. Nur mühsam bewahrte man durch Stricke und vorsichtiges Ausgraben die Pferde vor dem Umfallen und vor Beinbruch. In der Zeit vor 1833, als noch die Poststraße nach Memel auf der Nehrung hinführte, erzählte man sich wohl, daß bisweilen Wagen, Pferde und Menschen spurlos verschwunden seien.

Bedenklicher aber als diese vereinzelten Erscheinungen wird für die Existenz alles Lebenden auf der Nehrung die beständige Wanderung der Dünen. Denn mit der Unerbittlichkeit eines Elementes, langsamer als Feuer oder Wasser, schneller und plötzlicher als die Kraft der Verwitterung und Verwesung, rücken jene Sandberge von Westen nach Osten, um, wenn alle Wälder und Wohnstätten der Menschen begraben sind, endlich in das Haff zu stürzen und dem mächtigen Memelstrome eine andere südlichere Mündung aufzuzwingen. Schon haben sie zwei Drittel ihres Weges vollendet und lassen an mehreren Stellen auf ihrem Westrande bereits die Trümmer hervortreten von Wald und Dorf, die ehemals an ihrer Stelle lagen. Schon im 17. Jahrhundert fand man nördlich vom Seebade Kranz einen alten Kirchhof auf, über den die Düne hinweggegangen war, und aus derselben Zeit datirt Passarge überhaupt zum spätesten den Beginn des Sandfluges; ein Berg, der die Filiale Sarkau vom Kirchdorfe Rossitten trennte und mühsam von dem Pfarrer überstiegen werden mußte, ist seitdem in dem Haff verschwunden. Dagegen decken noch gewaltige Dünen die Stätten der Dörfer Lattenwalde und Kuntzen. Wenn die vergrößernde Sage bisher von Neu- und Alt-Lattenwalde, daneben von Stangenwalde sprach, die hier begraben seien, so hat Passarge nachgewiesen, daß nur ein einziges Lattenwalde historisch sei, und im siebenjährigen Kriege durch Plünderung, russische Einquartierung, ansteckende Krankheiten und Brand derartig verödet war, daß der Sand nur eine Trümmerstätte überschüttete. Schumann berechnete ihre Stelle nur aus der gewohnten Schnelligkeit seines Schrittes nach der Uhr, „dem einzigen in solchen Gegenden brauchbaren Meilenzeiger“. Auch das Dorf Kuntzen mit seiner Kirche und 17 Haushaltungen wurde im Laufe des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in derselben Weise zu Grunde gerichtet, und heute hat bereits die weiter wandernde Düne auf der Westseite die zum Theil grüngefärbten Schädel und Skelette aus dem ehemaligen Kirchhofe wieder zu Tage treten lassen, Kirche und Pfarrwohnung aber befinden sich seit 1809 in dem nördlichern Rossitten, wo sie schon vor 1552 standen. Ebenso mußte in Schwarzort eine Kirche erbaut werden, als drei Meilen südlich das ehemals von dichtem Walde umgebene Kirchdorf Karwaiten vollkommen zu Grunde ging — Kanzel und Pfarrwohnung übertrug man von dem einen zum andern Orte. Jetzt erhebt sich über der Stätte des erstern eine 186 Fuß hohe Düne. Der Bau der neuen Kirche war 1795 vollendet, und doch datirt die erste Erwähnung von dem Ueberhandnehmen des Sandes in Karwaiten aus dem Jahre 1786. So zählt man mit Sicherheit bereits sechs Dörfer, die vollkommen verschüttet sind, indem der Sturm von Westen und Norden sie begrub.

Von der wunderbarsten Laune des Schicksals giebt der Ort Pillkoppen Zeugniß. Nothgedrungen verlassen ihn die Einwohner in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und erbauen eine halbe Meile davon Neu-Pillkoppen; da schreitet die Düne in unerwarteter Richtung weiter und giebt jenes wieder frei; eine einzige Weide bezeichnet die Stätte des neuen Ortes, und abermals entsteht seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein Fischerdorf Alt-Pillkoppen. Aber schon liegt auch hier wieder der Sand fußhoch im Kartoffelgarten des neuen Schulhauses. So schreitet das Verhängniß fort, und auch die letzten Ortschaften der kurischen Nehrung, zu einem Theile von Deutschen, zum andern von Letten bewohnt, wie dies auch die Namen anzeigen, gehen ihrem Ende entgegen; nur Sarkau, das von keiner Düne bedroht wird und in allmäliger Steigerung seines Wohlstandes begriffen ist, hat Aussicht, sich dauernd zu erhalten. Am schmerzlichsten erscheint nach den Schilderungen von Schumann und Passarge die Vernichtung des herrlichen Waldes von Schwarzort, den eine Düne, nach Südosten rückend, wie planmäßig zerstört und schon auf der Seeseite in schreckhafter Auferstehung wieder zu Tage treten läßt. Im Jahre 1800 war er noch zwei drittel Meilen lang, jetzt kaum eine fünftel, bestehend aus uralten Eichen, Linden und Kiefern. Schumann fand in hohlen Stämmen bis 644 Jahresringe. „Wie der Baum,“ so schildert er den Vorgang der Zerstörung, „auf der Südseite in die wandernde Düne eintritt, so tritt er nach etwa zehn Jahren auf der Nordseite wieder heraus. Aber sofort werden die in der Zwischenzeit ausgedorrten Aeste, sobald nur der Sand von ihnen abgeweht ist, zerbrochen, zerrieben und atomweise davongeführt. Dasselbe geschieht später mit dem verrotteten Stamme. Die meisten solcher Bäume kommen nie dazu, auch nur einen Zoll über die Sandfläche hervorzutreten. Nur festere Stämme halten Stand und erheben sich 5 bis

10 bis 15 Fuß über die geneigte Düne. Den meisten indeß fehlt bis auf die Oberfläche der Düne herab der Splint, allen die Rinde, die aber unter dieser Grenze stets vorhanden ist. Ja, manchmal bleibt die Rinde fast allein übrig, eine äußerst lockere Holzmasse, wenigen herabfallenden Sand umschließend. Diese Bäume markiren sich nur durch einen kaum bemerkbaren Rindenring, und der sorglose Wanderer ist in Gefahr, in einen solchen Baumstamm hineinzufallen, ich möchte fast sagen, in dem Baumstamme zu ertrinken. Man warnte mich, und doch wurde ich erst vorsichtig, nachdem ich mich, nicht weit von Nidden, einer solchen Situation noch zeitig genug entzogen hatte. Das sind fabelhafte Dinge, aber sie sind einmal so." Auch Passarge erzählt: „Alles, was die Nehrung noch jetzt dem erstaunten Wanderer darbietet, selbst die aufgewehten Gräben Karwaitens, können nicht entfernt einen Vergleich aushalten mit dem wüsten Durcheinander des auferstandenen Waldes, dem die Düne gleichsam das Mark ausgesogen hatte. Ich entsinne mich namentlich einer einsamen, auf einer Höhe stehenden, vom Wipfel bis zur Wurzel nackten Kiefer, welche offenbar nicht begraben, sondern dem Sandfluge langsam erlegen war." Man kann mit einer annähernden Sicherheit berechnen, wann die Düne den Wald vernichtet haben und Schwarzort selbst bedrohen wird. Schumann schätzt ihr Fortschreiten auf jährlich 36 Fuß und giebt dem letzten Baume noch 80 Jahre Zeit. Bei Rossitten fand er ein Vorrücken von 10 bis 20 Fuß im Jahre, und Behrendt berechnet im Durchschnitt die jährliche Wanderung der Dünen auf 17 bis 18 Fuß. So hat sich, nach Passarge, die Nordspitze der kurischen Nehrung seit 1726 um eine Viertelmeile verlängert, und die Fischer erklären jeden sogenannten „Haken", d. h. einen dreieckigen oder halbkreisförmigen Vorsprung in das Haff, für einen hineingewehten Berg. Schumann vermuthet wohl nicht mit Unrecht, daß alle jene aufgewehten Grabstätten — er fand auch drei Viertelmeilen südlich von Schwarzort altpreußische Gräber und nicht fern davon einen Kirchhof von neuerm Datum — ursprünglich dem Ufer des Haffes näher lagen, da jede menschliche Wohnstätte an das Vorhandensein von Trinkwasser gebunden ist, daß die ganze Nehrung sich nach Osten hin fortsetzte. Wahrscheinlich in 200, spätestens in 550 Jahren wird nach Behrendt's Berechnung die ganze Masse des wandernden Sandes im Haffbecken versunken sein; dann muß zum mindesten der ganze Norden des kurischen Haffes bis zum „Windenburger Eck" sich in Land verwandelt haben, und es fragt sich, ob der Memelfluß noch die Kraft besitzen werde, sich dazwischen bis zum Meere hindurchzuschlängeln, ob er nicht genöthigt werden wird, weiter südlich durch die schmale Nehrung zwischen Kranz und Sarkau hindurchzubrechen, wo ohnedies alljährlich die See um 6 bis 7 Fuß weiter vordringt und in nicht zu langer Frist die auch vom Haff oft überspülten Alluvialbildungen erreicht haben wird.

Neu wäre solch ein Vorgang nicht. Hat sich doch der Hauptstrom der Weichsel noch 1840 in der Nacht des 1. Februar einen neuen Ausweg bei Neufähr gebahnt, und hat man doch neuerdings ganz ernstlich den Vorschlag gemacht, ihr noch eine neue Mündung bei Nickelswalde (östlich davon) zu öffnen, da ihr Eisgang thatsächlich aller Deichbauten spottet. Doch wäre die erwähnte Veränderung der Memelmündung allerdings gegen die gewöhnliche Ordnung, da Homman und Girard nachgewiesen, daß die großen Flüsse Deutschlands alle mit der Zeit nach rechts abgewichen seien, daß die Elbe einst bei Bremerhafen, die Oder bei Cuxhafen, die Weichsel bei Swinemünde sich ins Meer ergoß, und der Memelfluß selbst würde demnach nur in jene alte Richtung zurückkehren, die er nach Behrendt's Berechnung ursprünglich einschlug und die noch heute der 40 Fuß tiefe Küstenfluß Nemonin anzeigt.

Für die frische Nehrung fehlt noch durchaus so genaue Auskunft, daß man etwa ähnliche Veränderungen mit Gewißheit voraussagen könnte. Doch fand Schumann westlich von Vogelsang an dem Seeufer Reste von menschlichen Bauwerken mit allerlei Hausgeräth darin, hörte von einem Kirchhof, der jetzt 25 bis 30 Schritte in See liege, und schloß aus der Nothwendigkeit des Trinkwassers, daß auch diese Wohnstätten einst in der Nähe des Haffes lagen, daß auch die frische Nehrung etwa 4500 Schritte nach Osten vorgegangen sei. Weiter nördlich auf der Hälfte der Nehrung bei Neukrug meinte er in einer 2 Zoll starken Humusschicht, die von 8 Zoll mächtigem grauem Dünensande gedrückt wurde, den Boden eines Waldes zu finden, der noch vor 1853 daselbst gestanden. Eine halbe Meile davon zeigte sich die Stätte des ehemaligen Dorfes Polski, dessen Verschüttung erst 1824 begann. Der dortige Dünenaufseher erzählte, als das Dach der Kirche durch den darüber gelagerten Sand eingedrückt worden, habe man sie einige Zeit wiedersehen können; jetzt sei sie abermals verschwunden. Auch sprach er von dem schönen Schulgebäude und dem Obstgarten, der da vergraben liege. Von einem der Berge behauptete man in den letzten drei Jahren ein Fortrücken von gerade 240 Fuß bemerkt zu haben.

Wenn nach allem bisher Erwähnten feststeht, daß auf der kurischen Nehrung unzweifelhaft und gesetzmäßig, auf der frischen Nehrung höchst wahrscheinlich ebenfalls der Dünensand mehr und mehr alle noch vorhandenen Culturstätten zu vernichten und in Wüste zu verwandeln drohe, so fragt sich, ob der Mensch die Erlaubniß habe, bewundernd und — müßig davor zu stehen. Wohl ist es in den Landes zwischen Adour und Gironde geglückt, hier und da den Dünen durch Anpflanzung von Fichten und Ginster Halt zu geben, wohl konnte der Geologe Marcel de Perres empfehlen, den Südrand der Provence durch Tamarisken am Strande und durch Mischung mit Erde für den Weinbau fähig zu machen (Petermann's „Geogr. Mittheilungen" 1859, S. 197 ff.), wo die mächtige Sonne des südlichen Frankreich zur Zeitigung alles vegetabilischen Lebens mitwirkt. Im äußersten Norden Deutschlands ist die Hülfe schwieriger. Als die Oberrechnungskammer im Anfange dieses Jahrhunderts mahnte, man solle auf der kurischen Nehrung wieder anbauen, damit der Zins einkäme, lautete die spöttische Antwort des Beamten, „daß unter dem Dünensande noch nicht weder Weizen noch Ananas wieder erbaubar seien." Dennoch beweist das Unternehmen eines Privatmannes, der ungefähr zwei Meilen vom Südende der frischen Nehrung in Kahlberg durch zu Schiffe hinübergeführte Erde und sorgsame Anpflanzung eine parkähnliche Anlage geschaffen, in deren Mitte sich Wohngebäude für zahlreiche Badegäste befinden, daß genügendem Capital und energischer Ausdauer auch hier der Sieg gewiß sei. Schon hat die Memeler Kaufmannschaft, um ihren Hafen zu schützen, einen Theil der Nehrungsspitze festgelegt, und die Regierung ist seit den Tagen der französischen Invasion thätig, die Dünen zu befestigen. Man beginnt mit Aufschüttung einer künstlichen Vordüne am Strande des Meeres, in deren Schutz man Weiden, Kreuzdorn und selbst Schwarzerle pflanzt. Die Oberfläche der höheren Dünen sucht man durch Sandgräser und dann durch Kiefernballensamen zu fesseln. Aber erst, wo jene Baumpflanzung die Kammhöhe erreicht, hat der schnell veränderliche Boden dauernden Halt gewonnen, und dieses Resultat ist nur an einem einzigen Punkte erreicht worden. Zum Schutze des stark gefährdeten Seebades Kranz empfiehlt Behrendt, wie in Doberan, recht-

winkelig zur Küste Pfahlreihen in die See hineinzubauen, welche die westöstliche Seeströmung brechen und durch Ablagerung von Sinkstoffen zur Bildung eines Vorlandes führen könnten.

So viel ist gewiß, alle Defensivmaßregeln sind umsonst, langsame Hülfe ist keine, die Summe von 3000 Thalern, welche das Budget alljährlich für die Cultur der Nehrung aussetzte, reicht kaum zur Erhaltung der bestehenden Pflanzungen. Nur eine entschiedene Offensive, gestützt auf bedeutendes Capital und auf alle Erfahrungen, welche die Wissenschaft und die Praxis darbieten, hat Aussicht auf Erfolg. Verspricht auch das zu erobernde Land geringen Ersatz für den Aufwand von Capital und Arbeit, so erscheint doch unberechenbar der Schaden, welchen die zu erwartende Versandung des Haffes dem reichen Handel der Stadt Memel androht.

Ueber die peruanischen Quipos.

Von **A. Ernst** in Caracas.

Wenn auch an vielen Stellen Amerikas Steinblöcke oder Felsenwände gefunden werden, in welchen Figuren eingegraben sind, die jedenfalls einen hieroglyphischen Charakter haben, so hat doch kein vor-columbisches Volk der Neuen Welt den Gebrauch wirklicher Schriftzeichen gekannt; denn die sogenannten Bilderhandschriften der Azteken und die Quipos der Peruaner gehören immer noch in das Bereich symbolischer Darstellungsweise.

Ueber die letzteren ist bis jetzt sehr wenig Genaues ermittelt worden, obgleich seit Garcilaso de la Vega der Gegenstand oft genug behandelt wurde. Man weiß selbst nichts über den etymologischen Ursprung des Wortes Quipos; denn die Träumereien des Franzosen Figuier (Le Monde primitif, I, 534) verdienen keine weitere Beachtung.

Quipos sind Gruppen oder Bündel von Schnüren von verschiedener Dicke und Farbe, die an einer stärkern Schnur festgebunden sind und an denen sich einfachere oder künstlichere Knoten befinden. Daß diese Knotenschnüre gewisse Bedeutungen hatten, ist längst erwiesen. Sie scheinen vorzugsweise numerische Angaben zu enthalten, was auch aus dem von dem Worte Quipos abgeleiteten Verbum quipuni hervorgeht, welches neben dem Sinne lesen auch den des Zählens hat. Da die Deutung der Quipos nicht ohne Schwierigkeit war, gab es im alten Incareiche sogenannte quipucamayocs, gesetzlich bestallte Entzifferer der Quipos, die jedoch immer nur eine bestimmte Art derselben zu lesen im Stande waren. Man hat in den peruanischen Gräbern oder Huacas oft Quipos gefunden, und es sind daher heute in den meisten ethnographischen Museen dergleichen zu sehen.

Es wird ihnen von vielen Forschern ein tiefer, geheimnißvoller Sinn untergelegt, den sie wahrscheinlich niemals hatten. Sie waren sicherlich meistens Rechnungsbemerkungen, numerische Verzeichnisse, Steuerlisten oder dergleichen.



Peruanische Quipos.

Doch mag es deren auch mit geschichtlichem Inhalte geben, und können die Knoten in diesem Falle Regierungsjahre der Fürsten, Anzahl besiegter Feinde oder gegründeter Städte ꝛc. bedeuten. Dagegen bin ich sehr mißtrauisch gegen ihre Auffassung als Documente uralter Schöpfungssagen oder theosophischer Philosophie, Dinge, mit denen bekanntlich immer noch viel Spielerei in der ethnographischen Wissenschaft getrieben wird.

Die Schnüre sind, wie bereits bemerkt, von verschiedener Farbe; roth bezieht sich auf Krieg, gelb auf Silber (man denke an die seit alten Zeiten bekannten Silberminen von Cerro de Pasco), grün auf Mais ꝛc. Ein einfacher Knoten bedeutet 10, zwei einfache neben einander bezeichnen 20, ein Doppelknoten heißt 100, ein dreifacher 1000.

Noch heute finden sich Personen, welche die Quipos lesen können; doch machen sie meist ein Geheimniß aus ihrer Kunst, wahrscheinlich aus den bekannten Gründen, auf denen alle alte und moderne Geheimnißkrämerei beruht: Inhaltslosigkeit und Unwissenheit einerseits und egoistische Speculation mit menschlicher Dummheit andererseits.

Die Hirten im peruanischen Hochlande, den sogenannten Punas, bedienen sich noch jetzt der Quipos, um ihre Rechnung über die Zahl der ihnen anvertrauten Thiere, deren Zuwachs und Abgang ꝛc. zu führen. In einigen Ortschaften werden sie auch zu statistischen Zwecken benutzt; die Schnüre sind an einem Brett befestigt und zeigen die Anzahl der Bewohner eines Ortes nach Geschlecht und Altersstufe an, oder beziehen sich auf die Abwesenheit der Indianer bei den von Missionären veranstalteten kirchlichen Unterweisungen, vertreten also eigentlich Schulbesuchslisten.

Die beigegebene Zeichnung entnehme ich aus Rivero, Colleccion de Memorias cientificas (Brüssel, 1857) II, 77. Sie stellt einen in Lurin nicht weit von den Ruinen des Pachacamac-Tempels gefundenen Quipo dar. Einige

Schnüre waren zwei bis drei Fuß lang und das Ganze wog über zehn Pfund.

In dem citirten Werke findet sich auf Seite 80 bis 83 der Prospect einer Entzifferungskunst von sieben Quipos, die 1827 bei J. Phaer in London gedruckt erschien. Die ganze Sache trägt den Charakter einer Mystification an sich, etwa wie des Abbé Domenech berühmtes Livre des Sauvages. Wer Gefallen an dergleichen Dingen findet, möge an der bezeichneten Stelle selbst nachlesen. Ich verweise schließlich noch auf das, was Waitz in seiner trefflichen Anthropologie der Naturvölker (IV, 470. 471) über den hier besprochenen Gegenstand sagt.

Ueber die in Holstein und anderwärts gefundenen Moorleichen.

Von J. Mestorf.

Wir berichteten in „Globus" Band XIX, Nr. 22 über eine in Holstein gefundene Moorleiche, nähere Mittheilungen über diesen interessanten Fund uns vorbehaltend. Dieselben sind jetzt unumgänglich geworden, da, sowohl hinsichtlich der körperlichen Beschaffenheit des Individuums als seiner Bekleidung, etliche Berichtigungen erforderlich sind. Wir geben dieselben nach einem von Herrn Professor Dr. Handelmann seitdem veröffentlichten Berichte.

Zuvor sei erwähnt, daß das sogenannte „Große Moor" (Gut Bothkamp, Kirchspiel Bornhöved) ein Haidemoor von langsamem Wachsthum ist, „das noch bei Menschengedenken ganz schlammig und unzugänglich war und erst in Folge der allmäligen Entwässerung sich mehr zusammengedrückt hat." Die Tiefe desselben betrug an dem Orte, wo die Leiche gefunden wurde, 6 Fuß 4 Zoll. Der Oberkörper lag 3 Fuß unter der Oberfläche, das Gesicht nach unten, in etwas geneigter Lage, der Kopf nach Südosten. Die kreuzweis über einander geschlagenen Beine lagen nach Nordwesten, 1½ Fuß tief, Arme und Hände längs des Körpers gerade ausgestreckt. Der Körper war vortrefflich erhalten, die Augenlider waren geschlossen, alle 32 Zähne vorhanden; das Kopfhaar, losgegangen und büschelweise an der Kopfhaut klebend, war 2 Zoll lang und vielleicht durch chemische Einwirkung der Moorsubstanzen von brauner Farbe. „Die Größe ist eine mittlere; der ganze Körperbau erscheint eher gracil (schlank und zart) als robust zu sein. Da der Kopf zur Zeit nur aus einigen zum Theil erweichten Lappen Haut*) und einer Reihe sehr mürber und zerfallener Knochenstücke bestand, zwischen denen das gänzlich zerflossene Gehirn lag. Da ferner (als die Kieler Herren zur Stelle kamen) bereits die meisten Zähne verschwunden waren, so ließ sich vorläufig über Alter und Abstammung nicht viel sagen. Der Schädel wurde jedoch mit dem (abgesehen von einem frischen Bruch) gut erhaltenen Unterkiefer mit vieler Mühe wieder zusammengesetzt und konnte jetzt manche Frage beantworten.

„Die Form des Schädels im Profil ist fast kugelförmig, von oben gesehen ziemlich lang im Verhältniß zur Breite. Der Gesichtstheil ist relativ klein, und die einzelnen Knochen, namentlich der Unterkiefer, sind wenig hervortretend. Durch alle diese Eigenschaften scheint sich derselbe von den Schädeln der jetzigen Bevölkerung einigermaßen zu unterscheiden. Bestimmtere Aussagen dürften mindestens sehr verfrüht sein, um so mehr, da die Schädelform durch den Druck des darüberliegenden Moores wohl ziemlich verändert sein kann. Bemerkenswerth war außerdem nur, daß die Nasenknochen zerschmettert, aber bereits wieder vollständig geheilt waren.

„Eigenthümlich erscheint ferner, daß die Leiche beim Auffinden ganz trocken war, und danach in Folge des Zutrittes der Luft mehr und mehr schmierig und triefend naß wurde, wie solches bereits bei anderen Moorleichen beobachtet ist. Doch gelang es den angewandten Mitteln, sie vor dem Zerfall zu retten und zu einer von Gewicht sehr leichten Mumie einzutrocknen."

Die Kleidung bestand in einem circa 4½ Fuß langen und 3½ Fuß breiten Plaid von geköpertem Wollenstoff mit gewebtem Saum, an einigen Stellen mit Wolle durchnäht (gestopft); ferner in einem mantelartigen Gewande von behaartem Leder, mit Armlöchern, doch ohne Aermel und ungefähr bis ans Knie reichend. Leibgurt und Knöpfe waren nicht vorhanden, der Kittel mag durch einen geflochtenen Riemen (ein solcher hat vorgelegen) zusammengehalten und durch ein schurzförmiges Stück Leder geschlossen gewesen sein. Die Nähte des Gewandes sind durch Riemen von verschiedener Breite oberflächlich und ungeschickt zusammengenäht, wenngleich einzelne mit feineren Riemen ausgeführte Nähte auf eine größere Fertigkeit schließen lassen. An verschiedenen Stellen sind Flicken aufgesetzt. Das Leder ist theils lang-, theils kurzhaarig und wollig. Herr Professor Handelmann denkt dabei an den Auerochsen (Wisent), „bei dem das Haar gleichwie bei dem amerikanischen Büffel (Bison) nach den Jahreszeiten veränderlich ist." Eine Untersuchung des Felles bleibt vorbehalten. Kopfbedeckung und Schuhe sind nicht gefunden worden. Das irrthümlich als Sandale bezeichnete Stück Leder besteht in einer 18½ C. langen und 6½ C. breiten Knöchelbinde, welche, das Haar nach innen, um den Knöchel des linken Fußes lag und vorn mit einem 12 Millimeter breiten Riemen von behaartem Leder kreuzweise zusammengeschnürt war.

Als die Leiche zu Tage kam, war die gesammte Bekleidung um den Kopf gehüllt, richtiger gesagt: über den Kopf gestreift. Die Herren Handelmann und Pansch fanden nur einen ungeordneten Haufen von Zeug- und Lederfragmenten vor. Die Nachrichten über Façon und Art der Bekleidung schulden wir den genauen Beobachtungen des Gutsförsters Herrn Möller, dem wir es nächst den vorbenannten Gelehrten allein zu danken haben, daß dieser interessante Fund der Wissenschaft gerettet ist.

Die Lage der Leiche im Moor, Stoff und Schnitt der Bekleidung lassen auf ein hohes Alter schließen, und genügt schon dieser Umstand, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, so ist dies in noch weit höherm Maße der Fall, wenn wir

*) Die wissenschaftliche Untersuchung des Körpers ist durch die von den Aerzten unternommene Section sehr erschwert, gewissermaßen unmöglich geworden. Dem Physikatsgutachten zufolge bemerkte man an der Stirn eine dreieckige scharfrandige Wunde, welche den Knochen durchbohrte, und außerdem noch eine Zerschmetterung des Hinterhauptbeines und rechten Scheitelbeines: Wunden, die jede für sich allein genügt haben würde, den Tod des Mannes herbeizuführen.

diesen Fund mit anderen unter ähnlichen Umständen gefundenen Moorleichen vergleichen. Wir kennen deren jetzt nicht weniger als zwölf, die wir hier in chronologischer Reihenfolge kurz vorführen wollen*).

1) Im Jahre 1780 wurde in einem Moor am Fuße des Berges Drumkesagh in Downshire (Irland) eine kleine weibliche Leiche gefunden. Sie lag 11 Fuß tief; der Kopf nach Osten, die Füße nach Westen. Die Kleidung war eigenthümlich, mantelartig und von verschiedenen zum Theil aus Haar**) sehr schön gewebten Stoffen. In das Kopfhaar war ein seltsamer Schmuck eingeflochten.

2) Im Jahre 1797 fand man beim Torfgraben unweit Undelev, Kreis Apenrade (Schleswig), einen unversehrten menschlichen Leichnam von kleinem, doch starkem und breitem Bau, wahrscheinlich männlichen Geschlechtes. Der Kopf lag 4 Fuß, die Beine 6 Fuß tief. Der Kopf war unbedeckt; auf dem Schädel bemerkte man einige rothe Haarlocken. Die Kleidung bestand in einem Mantel von zwei unbereiteten Kuhhäuten. An der Außenseite waren die Haare auswärts gekehrt, an der Innenseite nach innen und von feinerer Beschaffenheit. Das Gewand hatte keine besondere Form, doch bemerkte man mehrere Schlitze oder Schnürlöcher zum Zusammenbinden. An dem einen Fuße saß ein Schuh. Derselbe bestand aus einem Stück behaarter Kuhhaut, welches, die rauhe Seite nach innen, hinten an der Ferse mit schmalen Lederstreifen zusammengenäht und mit Löchern versehen war, so daß der Schuh mittelst Riemen um den Fuß gebunden werden konnte. Neben der Leiche lagen drei Haselstöcke.

3) Im Jahre 1817 wurde bei dem Dorfe Mara, Kirchspiel Etzel, Amt Friedeburg (Ostfriesland), beim Torfgraben, 6 Fuß tief, auf dem Sande des Urbodens, eine jugendliche (weibliche?) Leiche gefunden, welche durch zwei quer über dem Körper liegende starke Eichenpfähle gewaltsam niedergehalten ward. Die Knochen, welche zum Theil lose in den Kleidern hingen, waren so weich, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben konnte; an dem Schädel sah man Spuren von röthlichem Haar. Bekleidet war die Leiche mit einem Obergewande von wollenem Köperstoff und einem Beinkleide von losem rippsartigem Gewebe; auch trug sie an beiden Füßen Schuhe von zierlicher Arbeit und alterthümlicher Form (siehe Lindenschmit: Die Alterth. d. heidn. Vorz. II, S. 7). Das mantelartige Obergewand war $1^{6}/_{8}$ Ellen lang, oben und unten gesäumt, und 3 Ellen weit, der Länge nach zusammengenäht, so daß es doppelt liegend oben $1^{1}/_{4}$, unten $1^{1}/_{2}$ Ellen breit war. Das Beinkleid hatte ein Futter von gröberm Stoff und war durch mit hellerm Garn aufgenähte Zeuglappen ausgebessert***).

4) Im Jahre 1818 wurde beim Torfgraben in Roersdam unweit Odensee (Fünen) eine etwa 20 Jahre alte weibliche Leiche gefunden. Sie war in ein Schafsfell gehüllt, das an einigen Stellen mit Darmstreifen und Sehnen zusammengenäht war.

5) Im Jahre 1835 fand man in dem Moore bei Haraldskjaer, westlich von Veile (Jütland), eine weibliche Leiche. Sie lag, den Kopf nach Osten, die Füße nach Westen, 3 Fuß unter der Oberfläche und war nicht nur durch mehrere Pfähle, sondern auch noch durch über die Ellbogen und Kniegelenke fassende Holzhaken gewaltsam niedergehalten. Der Körper war scheinbar so wohl conservirt, daß man in den Gesichtszügen den Ausdruck der Verzweiflung las. Es war das zwischen der gegerbten Haut und den Knochen befindliche Moorwasser, welches den Formen die Rundung verlieh. Das lange, mit einer gedrehten Schnur umwickelte Haar hatte sich vom Kopfe abgelöst. Bekleidet war die Leiche mit einem sauber genähten und mit Leder gekanteten Mantel (mit Kapuze) von behaartem Thierfell und mit einem Gewande (Plaid?) von geköpertem Wollstoff, an den Rändern theils mit Franzen, theils mit genähtem Saum versehen. — Diese Leiche ist lange mit dem Namen „Königin Gunhild" beehrt worden. Der Fundort, Haraldskjaer (Sumpf), in der Nähe des alten Königssitzes Jollinge, verleitete einen dänischen Historiker, die im Moor gefundene Leiche mit einer alten Tradition in Verbindung zu bringen, laut welcher die Königin Gunhild, die Wittwe Erich's Blutaxt von Norwegen, unter Vorspiegelung eines Eheversprechens durch Harald Blauzahn nach Dänemark gelockt und dort, statt an den Königshof, nach einem faulen Sumpf geführt und in demselben versenkt sein soll. Etatsrath Worsaae hat schon vor langer Zeit dargethan, daß der Versuch, die ohnehin wenig glaubwürdige Sage von dem schimpflichen Tode der Gunhild mit der Moorleiche von Haraldskjaer in Beziehung zu setzen, unzulässig sei, da die von der Geschichte als boshaftes, zauberkundiges Weib geschilderte Königin viel zu klug war, um in eine von dem Erzfeinde ihrer Familie so ungeschickt gelegte Schlinge zu gehen, zumal da sie in einem Alter von über siebenzig Jahren der Brautwerbung des Dänenkönigs keinen Glauben geschenkt haben würde. — Trotzdem ist dem im Sumpf gewaltsam versenkten unglücklichen Weibe der Name „die sogenannte Königin Gunhild" geblieben.

6) Im Jahre 1841 fand man in dem Moore bei Eistrup, Kirchspiel Bröndum (Jütland), eine Leiche, deren Geschlecht nicht mehr zu erkennen war. Sie war in eine Thierhaut gehüllt, die behaarte Seite nach innen.

7) Im Jahre 1842 wurde in einem Moore bei dem Dorfe Fjäer, südlich von Aalborg (Jütland), eine ausgewachsene weibliche Leiche gefunden. Sie lag 4 Fuß tief, das Gesicht nach unten. Die Bekleidung bestand aus geköpertem Wollstoff, der mit wollenen Fäden gesäumt war. An dem einen Fuße saß ein Schuh, welcher aus einem Stück behaarten Leders geschnitten und an der Ferse und an den Seiten zusammengenäht war.

8) Auch bei Klausholm, nördlich von Aarhuus (Jütland), wurde eine weibliche Leiche gefunden, die in wollenes Zeug gehüllt und mit Reisern bedeckt war.

9) Im Jahre 1843 fand man in einem Moor unweit des Schlosses Corselitze auf Falster eine weibliche Leiche, welche mit einem ringsum gesäumten, $2^{1}/_{2}$ Ellen langen und 2 Ellen breiten Plaid von geköpertem Wollstoff bekleidet war; ferner war ein $3^{1}/_{2}$ Ellen langer, $9^{1}/_{2}$ Zoll breiter Zeugstreifen von anderm Gewebe mit geflochtenen Bändern und runden Schnüren um den Körper befestigt. Am Halse lagen eine kleine Bronzefibula und sieben Perlen, zwei runde von grünem Glasfluß, eine flache von bläulichem Glase, eine runde von gelbem Glasfluß und drei kreuzförmige (kreuzförmig eingeschnürte?) von gelb und brauner Mosaik. Das lange helle Haupthaar war großentheils erhalten.

10) Auch auf der Insel Langeland ist eine weibliche Leiche im Moor gefunden.

11) Den elften Fund bildet die oben beschriebene männliche Leiche aus dem Moor bei Rendswühren, und

12) wurde am 16. Juli d. J. bei Fahrenkrug im Amte Segeberg (Holstein) abermals beim Torfgraben eine

*) Vergl. Annalen für nord. Oldkyndighed 1836 bis 1837. Antiquarisk Tidskrift 1843 bis 1845. — Eugène Beauvois: Une pénalité des lois Gombettes. Châlons sur Saône. 1868.

**) Auch von den unten beschriebenen Friedeburgerstoffen heißt es in einem Berichte, es sei „grob härenes gewalktes Tuch".

***) Vergl. Kohli, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung' des Herzogthums Oldenburg x. Bremen 1828.

männliche Leiche gefunden, die indessen wahrscheinlich bei einer vor 30 Jahren stattgefundenen Abgrabung des Moores beschädigt worden und deshalb nur zum Theil erhalten ist. Vielleicht wurden damals auch die etwaigen Kleidungsstücke achtlos fortgeworfen, von welchen jetzt keine Spur mehr vorhanden war, wenn man nicht etwa die in dem Torfe haftenden Kuh- und Pferdehaare als solche betrachten will. Beachtenswerth bleibt indessen, daß auch diese Leiche mit dem Kopfe nach Osten lag, was auch Herr Professor Handelmann, welcher die Ausgrabung vollendete, besonders betont.

Diese zwölf in räumlich weit getrennten Mooren gefundenen Menschenleichen bieten bei aller Verschiedenheit auch wiederum so viel Gleichartiges, daß man unwillkürlich zu der Frage gedrängt wird, ob sie sämmtlich einer Zeitperiode angehören und ob sie zufällig in dem Sumpf versunken und umgekommen oder absichtlich und gewaltthätig darin versenkt sind.

Von Nr. 3, 5, 8 ist bewiesen, daß sie durch Pfähle, Haken und Reiser gewaltsam niedergehalten wurden, und bei Nr. 5 trug das Antlitz noch den Ausdruck der Verzweiflung (?). — Professor Handelmann legt Gewicht darauf, daß Nr. 1, 5, 11, 12 mit dem Kopfe nach Osten lagen, was bei regelrechter Bestattungsweise, selbst derjenigen muthmaßlicher Sklaven, sonst niemals vorkommt. Von den übrigen acht ist die Lage nicht mehr zu ermitteln. Sieben dieser Individuen waren mit wollenen Gewändern bekleidet, von denen fünf speciell als von Köperstoff genannt sind; drei waren nur in Mäntel von Thierhäuten gehüllt, Nr. 5 und 11 trugen wollene Zeuge und Thierfelle. Die gestopften und geflickten Kleider von Nr. 3 und 11 einerseits, andererseits der sauber genähte Fellmantel und der befranzte Plaid von Nr. 5 und die Bronzefibula und der Perlenschmuck von Nr. 9 könnten allenfalls auf mehr oder minder günstige äußere Lebensverhältnisse hindeuten; jedenfalls verrathen der Fellmantel ohne Knöpfe, das shawlartige Gewand und der sandalenartige Schuh den Charakter einer sehr alterthümlichen Kleidertracht.

Den Ausspruch, daß im Norden Köperzeuge in den Gräbern der ältesten Bronzezeit gefunden sind, müssen wir freilich einstweilen zurücknehmen, weil die Zeugprobe aus einem dänischen Bronzegrabe, auf welcher derselbe hauptsächlich beruhte, sich jetzt in einem so verwitterten Zustande befindet, daß die Art des Gewebes nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln ist. Im Kopenhagener Museum befindet sich kein Köperstoff aus der Bronzezeit. Die Gewänder aus den Baumsärgen sind von einfachem Gewebe, d. h. mit Ausnahme eines plüschartigen Mantels und eines krimmerartigen Käppchens, beide von so kunstvoller Arbeit, daß sie schwerlich hier zu Lande angefertigt sein werden. Der Schnitt der Kleider aus dem Eichensarge des Treenhöi (Amt Ripen): Mantel, Plaid mit Franzen und ein shawlförmiges Gewand, das mit Schnüren um den Körper gebunden war, erinnert dahingegen stark an die oben beschriebene Bekleidung der Moorleichen. Das älteste Köperzeug, welches auf der cimbrischen Halbinsel gefunden worden ist, stammt aus den berühmten Moorfunden in Angeln, etwa aus dem dritten Jahrhundert nach Christus. In dieselbe Zeit (die sogenannte ältere Eisenzeit) fallen die Perlen aus Glasfluß oder Glaspaste, welche häufig mit Bronzespangen zusammen gefunden werden. Leider ist die Form der Fibula von Corselitze nicht näher bezeichnet, doch irren wir schwerlich, wenn wir hier die bekannte bügelförmige Bronzefibula vermuthen, welche in dem Länderbezirk, wo die Moorleichen bisher gefunden sind, so häufig in den Urnen- und Todtenfeldern aus der ersten Eisenzeit vorkommen. Mit Ausnahme des Friedeburger Gewandes sind die Zeuge der Moorleichen sämmtlich von gröberer Art, als die Kleidungsstücke aus dem Moorfunde in Angeln. Darf dies als ein Zeichen höhern Alters gelten, so ließe sich die Lebzeit der Moorindividuen mindestens bis auf den Beginn der christlichen Zeitrechnung zurückführen.

Die Frage, ob die in den Torfmooren gefundenen Menschenleichen durch einen unglücklichen Zufall im Sumpf oder See umkamen, oder zur Sühne einer begangenen Missethat lebendig im Sumpf versenkt wurden, ward schon nach der Auffindung der Leiche in Ostfriesland mehrfach angeregt und erörtert, und zugleich darauf hingewiesen, daß schon Tacitus wußte (Germania XII), daß es bei den Germanen Sitte war, die Feigen im Sumpf zu versenken und mit Dorngeflecht zu bedecken. Grimm, Rechtsalterthümer S. 694 bis 695, führt mehrere Belege an, und neuerdings hat Beauvois in seiner oben citirten Schrift, der wir die Vollzähligkeit der dänischen Moorleichenfunde verdanken, die Frage aufs Neue erörtert. Er legt Gewicht darauf, daß die Mehrzahl der ihm bekannten Moorleichen weiblichen Geschlechts sind, und sieht in ihnen die Opfer gesetzlichen Strafverfahrens. Nach burgundischem Gesetz soll nämlich eine Ehefrau, die ihren Mann böswillig verläßt, im Sumpf versenkt werden*). Der Verfasser zählt die ihm bekannten Moorleichen auf, um zu zeigen, daß das angezogene burgundische Gesetz nordgermanischen Ursprungs sei und die Ausführung desselben sich bis nach Norwegen hinauf verfolgen lasse, wo nach seiner Hypothese die Urheimath der Burgunder zu suchen ist. Nicht nur alle Chroniken und Rechtsquellen, auch Märchen, Sagen und Lieder wissen davon zu erzählen, daß Untreue und Verrath geahndet werden durch „Versenken im faulen Sumpf".

Trotzdem bleibt es fraglich, ob die oben beschriebenen zwölf Moorleichen sämmtlich als gerichtete Missethäter und Missethäterinnen zu betrachten sind. Die Kopfwunden des Individuums von Rendswühren, der Umstand, daß die Kleider über den Kopf gestreift waren, und daß der Kopf tiefer unter der Oberfläche lag, als die Beine, rechtfertigt vielmehr die gleich nach der Auffindung der Leiche geäußerte Vermuthung, daß der Mann erschlagen, von dem Mörder bis ans Wasser geschleift und hineingeworfen und darauf der Kopf, der sich der Umhüllung halber oben gehalten, gewaltsam hinabgedrückt worden sei. Aber die Wissenschaft begnügt sich nicht mit Vermuthungen, und deshalb bleibt zu erwarten, ob in Zukunft eine Vermehrung dieser Funde zu sicherern Schlüssen führen wird.

Es sei zum Schluß hier noch eines Fundes gedacht, welcher zwar weder in die Kategorie der Moorleichen, noch der Baumsärge der Bronzezeit gehört, aber trotzdem bekannt gemacht zu werden verdient. Vor etwa achtzehn Jahren stieß ein Arbeiter auf einen zu dem Gehöfte Altekoppel bei Bornhöved (Holstein) gehörenden Torfgrunde in der Tiefe von 5 Fuß auf einen ausgehöhlten Baumstamm, welcher an beiden Seiten abgekürzt und offen war; nach Art eines hölzernen Siebes, das mit der hohlen Seite nach oben liegt. Bei genauerer Untersuchung fand sich darin das vollständige Gerippe eines Menschen. Die Knochen waren von geringem Gewicht und sehr mürbe. Nachdem der Finder alle Knochen und den wohl erhaltenen Schädel an den Rand der Grube gelegt hatte, machte er dem derzeitigen Besitzer von Altekoppel Anzeige, und als dieser die mittlerweile ganz schwarz gewordenen Knochen besichtigt hatte, wurden sie wieder in die Torfgrube geworfen. Außer den

*) Si qua mulier maritum suum, cui legitime juncta est, dimiserit, necetur in luto. Lex Burgundionum.

Knochen wurde in dem Baumstamme nichts gefunden. — Herr Professor Handelmann, dem wir diese Fundnotiz verdanken, macht darauf aufmerksam, daß Geheimer Archivrath Lisch in den Mecklenburgischen Jahrbüchern Bd. XXVII, S. 183 darauf hinweist, daß die in Süddeutschland beobachtete Sitte, die Todten in ausgehöhlten Baumstämmen zu begraben, weit verbreitet gewesen und die Kunde davon sich lange erhalten zu haben scheint, indem 1151 ein Graf von Buchau erklärte, er wolle nach Väter Art in einem Eichenstamm „verpflockt" und also begraben werden. In Andr. Hoppenrod's „Stammbuch aller namhaften Fürsten", 1570, S. 56 heißt es wörtlich:

„Anno 1151 starb der letzte Graff von Buchaw (Burkhart geheißen) vnd befahl für sein ende in wie seine voreltern in einem ausgehöhlten eychenbaum zu verpflocken vnd also zu begraben."

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem Hinterlande der Negerrepublik Liberia.

Im Jahre 1818 sandte eine nordamerikanische Colonisationsgesellschaft freie Neger nach der Pfefferküste in Guinea und erwarb am Cap Mesurado eine Strecke Landes. Dort wurde die Ortschaft Monrovia, 6° 20′ N., gegründet. Im August 1847 erklärte die Negeransiedelung sich für eine selbständige Republik, mit welcher 1857 sich eine andere, die Republik Maryland, am Cap Palmas, 4° 22′ N., vereinigte. Beide bilden nun den Staat Liberia, der etwa 450 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern enthält. Die Phantasie Karl Ritter's, welcher in derselben erblickte „einen herabträufelnden Thau von Zion und Hermon zur Erquickung von 150 Millionen Menschen, dem der Segen des HErrn nicht ausbleiben wird für alle Zukunft," ist eine Phantasie geblieben. Die in Liberia vorhandene Halbcultur wird durch die etwa 16,000 Mulatten und Schwarzen repräsentirt, welche aus Nordamerika herübergekommen sind; den Rest bilden eingeborene Afrikaner, welche urwüchsig bei alter Weise verharren. Liberia selber producirt wenig, und verkauft Landesproducte, welche aus dem Innern kommen.

Ueber dieses Hinterland ist uns bis jetzt nur wenig bekannt geworden; wir wissen jedoch, daß in demselben die Mandingos den wichtigsten Volksstamm bilden, und zwischen den einzelnen kleinen Staaten, falls man den Ausdruck auf die Gemeinwesen der Neger anwenden darf, Kriege häufig sind und die gegenseitige Handelseifersucht nie ruht. Jetzt erfahren wir Einiges über die dortigen Zustände durch einen intelligenten jungen Neger, Benjamin Anderson, der eine recht gute Vorbildung für seine Reise hatte. Diese ging von Monrovia an der Küste nach Musardu im Mandingoland in nordöstlicher Richtung; die Gegend war schon früher von Seymore und Ash besucht, aber nicht näher erforscht worden. Die Mittel zur Reise gaben zwei Neuyorker her, die Herren Schiefflin und Caleb Swan.

Anderson schiffte im Februar 1860 nach Virginia und ging dann nach dem Dorfe Vannsweh, wo er mit einem Mandingokaufmanne, Kaifal, Vorkehrungen zur Reise traf, aber mehrere Wochen lang aufgehalten wurde, und am Ende doch keinen „civilisirten" Gefährten finden konnte; Niemand wollte sich den Gefahren im Innern aussetzen. Es gehört ohnehin zur Politik der einzelnen Stämme, den Liberianern den Verkehr nach dem Innern zu erschweren. Anderson konnte mit 18 Trägern erst am 6. März die Wanderung fortsetzen, und ging über die „Städte" Vyrmore, Sne, Moah, Weta, Bambu nach Manneenah. Diese Ortschaften gehörten einst dem Stamme der Deys, welcher jetzt zerstreut in Dörfern lebt, nachdem er durch Sklavenhandel und Krieg in völlige Auflösung gerathen ist. In jener Gegend sind Leoparden sehr häufig; wenn ein solches Raubthier erlegt wird, bringt man es im Triumph ins Dorf, „kämpft um den besten Antheil, und das Rückenstück fällt dem Stärksten zu." Also wird wahrscheinlich Leopardenfleisch gegessen.

Durch Bergwaldungen, die gut bewässert sind, gelangt man nach Bessa's Stadt, 9° 3′ 19″ N., 480 Fuß über dem Meere; sie hat eine aus Pfählen bestehende Befestigung und etwa 350 Lehmhütten, die unregelmäßig umherstehen; sehr unreinlich. Bessa, der „König", stammt aus dem Mandingolande; er wollte anfangs den Reisenden nicht weiter ziehen lassen und tadelte die Geschenke, welche Anderson ihm gab. Dieser sah bei ihm einige abscheulich tättowirte Busies (Boozies), „deren Vorderzähne, scharf und spitzig gefeilt, auf Menschenfraß deuteten." Sie führten große Bogen mit vergifteten Pfeilen, breite Messer und krumme Eisenhaken als Waffen. Ihre Kriegstrommel war mit Menschenhaut überspannt und mit menschlichen Kinnbackenknochen behängt.

„Bessa ist ein arger Säufer; er liegt fast den ganzen Tag über, von seinen Königinnen umgeben, auf seinem Bette, das über und über mit Pistolen behangen ist; im Fußboden stecken Dolche. Seine Unterthanen erscheinen kriechend vor ihm, die Frauen auf allen Vieren." Er ist auch Sklavenhändler, und preßte dem Reisenden, außer den Geschenken, noch 130 Dollars ab. Dieser gelangte nach Boporu, der Hauptstadt des Congolandes. Dort residirt gewöhnlich König Momoru, welcher sich damals in der benachbarten Stadt Totoquella aufhielt, wo Anderson freundlich von ihm empfangen wurde. Er benahm sich einsichtsvoll und erklärte, daß er sich die größte Mühe gebe, unter den Stämmen Frieden zu stiften, der Krieg sei ein Uebel und störe den Verkehr. Am 10. Mai verließ Momoru die Stadt unter großem Gepränge, begleitet von seinem Hofgesinde, Kriegern, Frauen, Dienern, Hornbläsern, Trommelschlägern und Sängern, welche das Lob des Königs verkündeten. Vor dem Thore erschien ein mohammedanischer Mandingopriester und gab ihm den Segen. In Boporu wurde er von einer Anzahl Mandingopriester empfangen, die weiß und roth gekleidet waren; das Volk benahm sich anständig, und der Tag wurde mit Sang, Schmaus und kriegerischen Uebungen beschlossen. Anderson machte dem Könige allerlei Geschenke, ohne welche es beim Besuche eines Negerpotentaten nicht abgehen kann, und erfreute ihn durch Aufstellung von Stereoskopen. Am Hofe wurde er mit einem Verwandten des Herrschers bekannt, der längere Zeit in Monrovia gelebt und das Englische gelernt hatte; auch redete er verschiedene Landessprachen; er trug stets eine alte, unbrauchbare Reiterpistole. Momoru benahm sich gut; er hielt eine Rede. Es ist Sitte, daß der Redende während seines Vortrages mit dem Speer in der Hand vor der Versammlung auf- und abgeht.

Boporu liegt unter 7° 45′ 8″ N., 560 Fuß über dem Meere; vier Wegstunden nach Südosten hin bildet der St.-Paulsstrom Wasserfälle und Stromschnellen, die nicht zu befahren sind. Die Einwohnerschaft ist gemischt, man hört verschiedene Sprachen; die Veysprache dient als Verkehrsmittel. Die eigentliche Stadt hat nur etwa 3000, mit den umliegenden Ortschaften etwa 10,000 Seelen. Die Mandingos haben den größten Einfluß; ihre Aecker lassen sie von Sklaven bebauen. Sie unternehmen nichts ohne ihre Priester, welche beten und Segen sprechen. Sehr richtig bemerkt der Neger Anderson: „Sie sind Mohammedaner. Aber da die roheren Stämme sich

in die Auffassung der intelligenteren nicht hineindenken können, so mußte der Islam den örtlichen Bedürfnissen angepaßt, d. h. mit dem Fetischdienst verquickt werden. Die Moschee zu Boporu wird von den anderen Stämmen (d. h. den Nicht-Mandingos) nicht besucht. Diese ziehen es vor, nach Bedarf Amulete, Halsbänder und Gürtel mit eingenäheten Koranzetteln zu kaufen und diese als Schutz gegen Kriegsgefahr, Krankheit und Unglück im Handel am Leibe zu tragen." Die Mandingos nehmen es mit dem äußern Gottesdienst sehr genau. Sie besitzen viele Sklaven, deren Anzahl gegenüber den Freien sich wie drei zu eins verhält; viele sind Kriegsgefangene. Ihre Hauptarbeit besteht im Lasttragen, namentlich von Salz, auf dem Handelswege zwischen Boporu und Vannsweh. Sklavenaufstände kommen dann und wann vor, nehmen aber allemal einen unglücklichen Ausgang. Die Strafen sind dann sehr barbarisch. „Man führt die eingefangenen Rebellen nackt, in einzelnen Reihen, die Hände auf den Rücken gebunden, zur Hinrichtung. Als der erste auf dem Platze ankam, ergriff der Henker ein breites Messer und verstümmelte ihn mit ausgesuchter Grausamkeit. Nachdem er eine Zeit lang blutend und wimmernd dagelegen, hing man ihn mit einem Fuß an einen Baum, schlug ihm den Kopf ab, warf diesen in eine nahe Pfütze und warf den zuckenden Rumpf den Fischen zur Beute hin. Der Anstifter des Aufstandes wurde lebendig begraben, die Füße nach oben, den Kopf nach unten; dann wurde er mit einem spitzigen Pfahle durchbohrt und auf diese Stätte setzte man einen Baum. Die Schädel der Hingerichteten bildeten einen schauerlichen Schmuck des östlichen Stadtthores."

Der Handel auf dem Markte von Boporu wird lediglich durch Frauen besorgt. Gegenstände des Tauschhandels sind: Palmöl, Reis, Kaffee, Tabak, Fleisch, irdenes Geschirr, Baumwollenzeug. Jede Familie hat einen Webstuhl. Der König hat ein gezimmertes Haus, und Betten, Tische, Stühle, Spiegel; er liebt wohlriechende Seife und kölnisches Wasser; kann gut lesen und auch ein wenig rechnen. „Gern labt er sich mit einem Glase Wachholderbranntwein. Dann wird scherzend durch die Stadt gewandert, hier und dort eingesprochen; gewöhnlich erfreut man ihn dabei mit kleinen Geschenken. Unterwegs läßt er sich auch wohl, wenn die Stimmung darnach ist, auf einen Tanz ein oder giebt eine kriegerische Evolution zum Besten."

Als Anderson von Boporu aus weiter reisen wollte, mußte zuvor ein Sanddoctor befragt werden, „der durch Bewegungen der Finger an einer kleinen Sandsäule die Zukunft erforscht. Der Prophet hielt die Sandsäule in seiner rechten Hand und rief den Dämon an, der glücklicherweise meinem Dämon geneigt war." Die Mandingos gaben sich alle Mühe, die Reise zu vereiteln, weil sie den Ruin ihres Handels besorgten. Als Anderson jedoch das Geld nicht sparte, riefen sie den Segen Mohammeds auf sein Haupt und das Sandorakel sprach sich noch einmal günstig aus. Aber insgeheim spannen die Mandingos doch Ränke, um ihn nicht nach Musardu gelangen zu lassen. Wir werden ihn gelegentlich dorthin begleiten. (Narrative of a journey to Musardu, the capital of the Western Mandingoes; by Benjamin Anderson. Newyork 1870. Vergleiche „Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien" 1871, Nr. 8. S. 353 bis 367.)

San Francisco als Welthandelsstadt.

„Nimmt man eine Karte, auf welcher Amerika in der Mitte verzeichnet ist, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Verbindung zwischen dem Westen und dem Osten der alten Welt auf dem kürzesten und bequemsten Wege nur zu erreichen ist, wenn die Weltheerstraßen durch den westlichen Continent führen. Die Nordamerikaner verkennen keinen Augenblick, von welcher Wichtigkeit für ihren großen Staatenbund es sein muß, die neuerworbene und so schnell zur Bedeutung gelangte Westküste — Californien und Oregon — mit dem Stromgebiete des Mississippi in Verbindung zu setzen. Eine Eisenbahn von diesem Vater der Gewässer bis an die Gestade des großen Weltmeeres wird ein Riesenunternehmen sein und eine unermeßliche Summe von Schwierigkeiten bieten, aber sie wird aus politischen wie aus commerciellen Rücksichten hergestellt werden müssen. Sie wird den einzigen und alleinigen specifisch-nordamerikanischen Verkehrsweg zwischen beiden Oceanen bilden, und soll der Handel mit der pacifischen Inselwelt, mit China und Hinterindien in nordamerikanische Verkehrsbahnen gelenkt werden, so ist die Durchführung einer solchen Mammuthbahn eine unbedingte Nothwendigkeit. Die Herstellung einer solchen Ostwestbahn wird eine der ruhmreichsten, nützlichsten und zugleich folgenreichsten Unternehmungen aller Zeiten sein. Sie giebt künftig dem Welthandel und der ganzen Culturströmung eine neue Richtung, und es erfordert nur geringen Scharfblick, um mit Sicherheit vorauszusehen, daß einst im Herzen Nordamerikas Einwanderer aus Europa und dem übervölkerten China friedlich neben einander hausen werden. Die Uranfänge der menschlichen Gesittung liegen im alten Morgenlande; dieser Orient wird nun von Westen her neue Bildungskeime empfangen, und neben denselben zugleich Manufacturwaaren und Brot über Californien und Oregon. Auf der Ostwestbahn wird ein Austausch asiatischer und amerikanischer Erzeugnisse sich vermitteln, und die großen Handelsstädte an der atlantischen Küste werden künftig von der Westküste nur durch eine Zeit von 8 bis 10, von China durch eine solche von 35 oder 40 Tagen getrennt sein." (Karl Andree, Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen. Braunschweig 1851. Erste Auflage. S. 636 ff.)

Ich schrieb diese Zeilen vor nun gerade zwanzig Jahren, als Californien angefangen hatte, große Massen von Gold zu liefern, als Oregon kaum noch weiße Ansiedler hatte, vier Jahre vorher die Mormonen an den Großen Salzsee gekommen waren und Missouri noch „im weiten Westen" lag. Seitdem ist das ganze große Gebiet vom Mississippi gen Abend hin, auf beiden Seiten der Rocky Mountains und der Sierra Nevada besiedelt und in Staaten oder Territorien organisirt worden. Die Mammuthbahn ist seit zwei Jahren im Betrieb, und San Francisco ist eine Weltstadt geworden, die sich dort erhebt, wo 1848 die spärlichen Hütten des mexicanischen Dorfes Yerba buena standen.

Mir fiel wieder ein, was ich in jener Zeit gesagt, als ich in der deutschen „California Staatszeitung" vom 27. Juli 1871 eine Anzahl von Notizen über die Handelsbewegung von San Francisco fand. Alles oben Aufgestellte findet heute dadurch volle Bestätigung. Damals konnte von dem noch verschlossenen Japan keine Rede sein; kein Dampfer fuhr über den Stillen Ocean, der Verkehr wurde auf Segelschiffen um das Cap Horn vermittelt, die Einwanderer zogen in langen Karawanen über die Prairien und die Pässe des Hochgebirges. Heute zählt San Francisco 150,000 Einwohner und ist die wichtigste Stadt der gesammten Westküste Amerikas.

Die Waareneinfuhr ist in den ersten sechs Monaten 1871 doppelt so beträchtlich gewesen wie im Vorjahre. Seitdem der Betrieb der Panamabahn im Verfall ist, geht ein Theil der Kaffeeausfuhr Centralamerikas nach San Francisco, das auf der Pacificbahn schon mehrere 1000 Sack nach St. Louis versandt hat. San Francisco erhielt in dem bezeichneten Halbjahre mehr als 6,000,000 Pfund Kaffee, nicht allein aus Costarica, sondern auch von den Inseln der Südsee und selbst von Manila auf den Philippinen. Auch die Einfuhr des Zuckers steigert sich. Er betrug 31,732,531 Pfund gegen 20,655,333 in 1870; hier zeigt sich, wie die neuen Verbindungen mit China einwirken. Im ersten Halbjahr (— dies ist bei allen diesen Zahlenangaben gemeint —) 1870 wurden von dort nur 549,356 Pfund importirt, 1871 schon 1,523,621 Pfund; von den Sandwichs-Inseln kamen 10,113,785 Pfund gegen 6,751,744 Pfund; Manila lieferte mehr als 4,000,000 Pfund, doppelt so viel als im Vorjahre. Beträchtlich ist auch die Zu-

nahme des Reisimportes; es kamen an 19,204,391 Pfund; von Thee wurden mehr als 2,000,000 Pfund importirt.

Ueberhaupt ist der Verkehr mit China und Japan in großartigem Aufschwunge. Trotzdem die Chinadampfer für den stärksten Verkehr eingerichtet sind, konnte dennoch das größte hölzerne Schiff, welches überhaupt auf dem Wasser schwimmt, die „America", eine Gütermenge im Werthe von 2 Millionen Dollars aufnehmen und in San Francisco landen. Das Segelschiff „Aurelia", welches am 31. Mai von Hong kong abgefahren war, hatte an Bord: 28,900 Sack Reis, 12,000 Kisten Thee, 370 Sack Bohnen, 250 Rollen Teppiche, 4500 Kisten verschiedene chinesische Waaren, sodann Zucker, Oel, Cassia; ein anderes Schiff brachte 2000 Kisten — Opium!

Diese Einfuhren kommen zu nicht geringem Theile der Pacificbahn zugute. Auf dieser sind in jenen sechs Monaten von San Francisco nach dem Osten versandt worden 22,971,755 Pfund Güter; davon californische Wolle 11,194,077 Pfund, Thee 2,637,582 und Wein 1,185,556 Pfund; auch japanische Seide geht in großen Quantitäten nach dem Osten; sodann von californischen Producten Leder, Häute, Hopfen und Schindeln. — Californien producirt gegenwärtig bereits so viel Seide, daß die Spinnerei in San Francisco aus San Sacramento in einer Sendung viertehalb Centner Cocons erhielt.

* * *

— In dem polyglotten Kaiserreich Oesterreich-Ungarn, wo die verschiedenen Nationalitäten mit einander in so scharfem Hader liegen, hat die neueste Zählung folgende Ziffern ergeben. Von etwa 36 Millionen Seelen sind in runder Zahl:

Deutsche	9,150,000
Tschechen, Mährer und Slowaken	6,400,000
Magyaren und Szekler	5,550,000
Polacken	2,460,000
Ruthenen	3,060,000
Croaten und Serben	3,010,000
Rumänen	2,460,000

Die Winden oder Slowenen in Krain ꝛc. werden wohl bei den Croaten mit eingerechnet sein. Wir haben hier sieben Nationalitätsgruppen, und der Dichter Ramler hatte schon vor hundert Jahren ganz recht, wenn er Maria Theresia als eine Kaiserin bezeichnet, „deren Gnade in sieben Sprachen erfleht wird." In der obigen Tabelle fehlen aber noch die Juden und die Zigeuner; die ersteren bilden in Oesterreich, d. h. dem Gebiete diesseits der Leitha, mehr als 4 Procent. Hier stellt sich in Procenten Folgendes heraus: Deutsche 36,2; Tschechen ꝛc. 22,5; Slowenen und Serben 8,3; Polen und Ruthenen je 12,5; Italiener 2,9; der Rest entfällt auf andere Nationalitäten. — In den Ländern der Stephanskrone: Magyaren 35,6; Rumänen 17,3; Croaten und Serben 15,9; Slowaken 11,7; Deutsche 11,4 Procent. Man sieht, daß die Deutschen in jenem Kaiserstaate zahlreicher sind als jede andere Nationalität, aber als Gesammtgruppe überwiegen die Slaven. Bisher ist das deutsche Culturelement gleichsam der bindende Kitt gewesen, welcher diese bunte Völkermosaik zusammengehalten hat. Jetzt zerbröckelt die letztere in vereinzelte Theile und die von den übrigen „Landsassen" gehaßten Magyaren werden einen schlimmen Stand bekommen; es sind vorzugsweise die Slaven, welche sich gegen das „herrschende Volk" aufbäumen. Die Zeit wird lehren, ob es gelingt, den Mechanismus dieses Kaiserreichs auch fernerhin nothdürftig zusammenzuhalten.

— Die Geschichte der Quäker ist in den letzten Jahren mehrfach behandelt worden; jetzt hat ein Herr Ferguson Skizzen über diese „Freunde" in Cumberland und Westmoreland veröffentlicht. Es geht aus denselben hervor, daß sie im siebenzehnten Jahrhundert eben so unduldsam waren wie andere Secten und Kirchen. Ihnen zufolge hatte der Teufel drei Kirchen: jene der Presbyterianer, der Anglicaner und des Papstes. Dagegen erklärte ein Aeltester der Presbyterianer, Quäker müsse man nicht begraben, sondern an der Stelle, wo sie ihre ungläubige Seele aushauchen, verbrennen. — Ein Quäker veröffentlichte ein Buch: „Die Trompete des Herrn", in welchem er den Gebrauch von Kutschen für Teufelswerk erklärte. Ein reicher Quäker half sich damit, daß er seinen Kutschwagen nicht als solchen bezeichnete, sondern als ein ledernes Beförderungswerkzeug. — Zur Zeit der Republik in England drangen ihre Prediger oftmals in die Kirchen anderer Secten, drängten sich auf die Kanzel, wenn der Pfarrer seine Predigt beendigt hatte, und legten dann ihrerseits los, um den Vorredner zu widerlegen. Ein gewisser Halhead hatte manchmal Visionen; in einer derselben wurde ihm offenbart, daß er in Kendale in das „Gebäude mit dem Thurme", d. h. die Kirche, gehen solle; er that es und apostrophirte den Pastor, welcher eben auf der Kanzel stand, als einen „übertünchten Hypokriten". Er wurde vom Kanzler des Bischofs von Chester excommunicirt, machte sich aber daraus nichts. Die Quäker erklärten, sie allein hätten Gottes Wort und die Wahrheit, sie allein seien vollkommen, die ganze übrige Welt stecke in den Banden der Sünde', im Troge der Unfläthigkeit und in faustdicker Finsterniß. — Heut zu Tage sind die „Freunde" zwar sehr langweilig, aber doch bescheiden und friedlich.

— Die schwarzen Republikaner auf Haiti machen Riesenfortschritte in der Cultur. Daß viele Tausende von ihnen wieder dem urafrikanischen Fetischdienste sich zugewandt haben und die grüne Congoschlange als ihren Gott verehren, ist weltbekannt. Daß alljährlich einige Menschenfresser ermittelt werden, ist gleichfalls kein Geheimniß, wir erfahren aber nun, daß die Anthropophagie in sehr bedenklicher Weise um sich greift. In der Mitte des Juli sind „neunzehn schwarze Bürger von Petionville verhaftet und ins Gefängniß gesperrt worden, weil sie das Menschenfressen gewohnheitsmäßig betrieben haben."

— Der König von Birma ist, wie wir schon aus Adolf Bastian's Schilderungen wußten und wie neuerdings Wheeler bestätigt hat, ein gar wunderlicher Kauz und unberechenbar. Vor einiger Zeit meldeten die Manchesterleute in England, Seine Majestät sei ein eifriger Freihändler geworden, und sie priesen ihn darob sehr. Jetzt melden Berichte aus Ranguhn, wie der Monarch den Freihandel versteht. Er hat sämmtliche Stückgüter, welche in den Städten seines Landes vorhanden waren, aufgekauft und ist nun der einzige Handelsmann für diese Waaren geworden; die Unterthanen müssen sie von ihm kaufen. Im Mai hat er eine lange Rede gehalten, um darzuthun, wie abscheulich Monopole seien; nun ist er selber Monopolist. Als ein Europäer ihm bemerkte, daß hier ein Gegensatz vorliege, entgegnete er sehr lakonisch: „Die Europäer verstehen mich nicht!"

— Der Census von 1870 in den Vereinigten Staaten ist nun schon zum vierten Male „revidirt" worden. Nach der neuesten Feststellung stellt sich die Seelenzahl auf 38,549,978; davon sind Weiße 33,581,680, Farbige 4,870,323, Indianer 25,733, Japaner 55, Chinesen 63,196. Binnen zehn Jahren hat die Bevölkerung um 7,104,907 Seelen zugenommen; sie betrug 31,445,080 im Jahre 1860.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Aus dem Leben und Treiben des Kaffervolkes in Südost-Afrika.

I.

Feine Etikette. — Namengebung; Igama und Isibonga. — Allerlei seltsame Bräuche. — Intelligenz der Kaffern. — Charakterzüge; Lust zum Scherz; Gastfreiheit. — Feuererzeugung. — Industrielle Anlagen. — Zubereitung der Thierfelle. — Nadel und Zwirn. — Geschicklichkeit im Nähen. — Eine Kinderwiege. — Allerlei Schmuck.

Wir gaben im vorigen Bande („Globus" XIX, Nr. 4 bis 7) eine Reihe von Schilderungen über die in ethnographischer Beziehung in hohem Grade merkwürdige und interessante Menschengruppe der Kaffern. Wir sprachen über die geographische Verbreitung derselben, über ihre Viehzucht, ihr häusliches Leben, über die Familienverhältnisse, Brautbewerbungen, Hochzeiten und die Stellung der Frauen. Das Alles trägt ein ganz eigenartiges Gepräge. Wir wollen hier den Faden unserer Darstellung wieder aufnehmen und sofort bemerken, daß bei diesen afrikanischen Halbnomaden sich eine fein ausgesonnene Etikette entwickelt hat, an welche jene an den europäischen Höfen und im Umgangsverkehr der weißen Menschen bei weitem nicht hinanreicht. Die Kaffern machen sich das Tagesleben merkwürdig sauer durch eine Menge seltsamer Schranken, die sie sich selber ziehen und auf welche der allergrößte Werth gelegt wird.

Es ist früher gesagt worden, daß ein Mann seiner Schwiegermutter nicht ins Angesicht blicken und niemals vertraulich mit ihr sprechen darf. Noch mehr; es ist ihm auch streng verboten, den Namen derselben über seine Lippen zu bringen; wenn er von ihr spricht, muß er sich einer Umschreibung bedienen. Jenes Verbot ist offenbar sehr lästig, weil jeder Name irgend eine geistige oder körperliche Eigenschaft bezeichnet oder irgend einem Gegenstande entlehnt ist, welcher dieselbe verkörpert. Angenommen, der Name eines Mannes bedeutet ein Haus und jener seiner Schwiegermutter ist Kuh. Wie wollen sie nun, da der Name nicht ausgesprochen werden darf, einander bezeichnen? Sie bedienen sich der Umschreibung, sie sagen statt Kuh, die, welche Hörner hat; statt Haus sagen sie: Wohnung, Heim. Nun hat aber durchschnittlich jeder Mann mehrere Frauen, und König Panda ist glücklicher Besitzer von sogar mindestens eintausend; er hat also reichlich eintausend Schwiegermütter. Ein europäischer Verstand begreift nicht, wie er es anfangen mag, sich in einem solchen Labyrinthe zurecht zu finden.

Die Frau darf den Namen ihres eigenen Mannes oder den seiner Brüder nicht aussprechen; sie kommt aber dabei ganz leidlich zurecht, weil jeder Kaffer mehr als einen Namen hat; er führt deren um so mehr, je höher sein Rang ist. Bald nach der Geburt erhält das Kind einen Namen, der auf irgend eine Eigenschaft Bezug hat, welche man ihm wünscht, oder auf einen Vorfall, der sich ereignete, während das Kind zur Welt kam. Es wird zum Beispiel nach dem Tage der Geburt benannt, etwa so wie Robinson Crusoë seinen Freitag benannte. Ein Löwe hat gebrüllt oder ein Schakal geheult; man nimmt das als ein Omen und benennt das Kind nach dem Thier oder bezeichnet es

mit einem Worte, welches das Gebrüll oder Geschrei andeutet. War das Thier eine Hyäne, welche in der Kaffersprache Impisi heißt, so nennt man das Kind Umpisi, oder, nach dem lachenden Schrei der Hyäne, Uhuhu. Ein Mann besitzt mehrere Pferde, welche einst sein Sohn erben wird; er nennt ihn deshalb Uso mahasche, Vater von Pferden.

Das Verbot bezieht sich lediglich auf den Geburtsnamen, den Igama. Der Name des Zulukönigs Panda ist eigentlich Umpande, was abgeleitet ist von impande, welches eine Art von Wurzel bedeutet. Der Kaffer spricht diesen Namen des Königs nicht aus, und selbst wenn von der Impandewurzel die Rede sein sollte, bedient er sich für dieselbe eines andern Ausdrucks und sagt ingxabo. Er hört es nur höchst ungern, daß ein Fremder überhaupt seinen Igama ausspricht, denn das könnte ja möglicherweise geschehen, um in geheimnißvoller Weise ihm irgend etwas Böses zuzufügen. Er führt neben seinem Igama noch andere Namen, die allemal eine Handlung bezeichnen, welcher er sich rühmt, und es gehört zur guten Sitte, ihn damit anzureden, ihn mit diesem Isibonga zu bezeichnen. Das Wort ist abgeleitet von uku bonga, loben, preisen, rühmen, und wird dem Individuum auch wohl von einem Andern beigelegt, zum Beispiel vom Vater, wenn dessen Sohn unter die mannbaren Jünglinge aufgenommen wird. Sobald Jemand sich in einem Gefecht ausgezeichnet hat, geben seine Gefährten ihm einen Isibonga, und mit diesem wird er benannt, bis er gelegentlich einen andern erhält. Bei feierlichen Gelegenheiten giebt man ihm alle Isibongas, welche er überhaupt erhalten hat.



Alter Rathmann mit seinen Frauen.



Erzeugung des Feuers.

Ein König führt eine unbegrenzte Menge solcher Isibongas, und es gehört schon ein gutes Gedächtniß dazu, sie allesammt zu lernen und zu behalten, doch reichen zwei oder drei für den gewöhnlichen Gebrauch aus, die übrigen verkündet bei geeigneten Gelegenheiten der Herold. König Panda wird insgemein als Elephant bezeichnet. Damit soll gesagt werden, er sei der größte unter den Menschen, wie der Elephant das größte unter den Thieren.

Ein Mann darf die Hütte nicht betreten, in welcher Frauen seines Sohnes sich befinden; will er

es, so muß er ein Zeichen geben, damit sie hinausgehen können. Wenn hingegen er in der Hütte ist, dürfen sie nicht hinein, so lange er dort verweilt. Die Kaffern haben aber auch ihre Indulgenzen, durch welche mancher Brauch weniger lästig gemacht werden kann. Der Schwiegervater schenkt der Schwiegertochter einen Ochsen, und dann kann er ungehindert und zu jeder beliebigen Zeit in die Hütte eintreten. Uebrigens hat die Frau bei den Kaffern überhaupt eine sehr untergeordnete Stellung; der Mann betrachtet sie nicht als seinesgleichen, und da er sie gekauft hat, kann er sie auch verkaufen. Wenn es sich darum handelt, irgend eine Arbeit zu verrichten, dann geht er seinen Weg und sie schlägt eine andere Richtung ein; wenn er Holz gehauen hat, muß sie dasselbe nach der Hütte schleppen, und er wird ihr überhaupt niemals hülfreiche Hand leisten. Beide Geschlechter scheinen, oberflächlich angesehen, wegen ihrer so sehr von einander verschiedenen Lebensweise einer ganz verschiedenen Race anzugehören. Die Männer sind durchgängig kräftig und schön gebaut, schlank, muskelstark, elastisch; ihr Gang ist frei und edel, wie es sich für tapfere Krieger geziemt. In allen diesen Beziehungen können sie mit jedem Europäer den Vergleich aushalten. Dagegen sind die Frauen untersetzt, gehen gebeugt einher, weil sie so viele schwere Lasten zu tragen haben; sie verlieren bald die prächtigen, symmetrischen Formen, durch welche sie sich in der Blüthe ihrer Jugend auszeichnen. Während eine alte Kafferfrau sich fast affenartig ausnimmt, bleibt der Mann stramm und kräftig bis ins Greisenalter.

Wir geben die Abbildung eines Mannes, der im Alter von sechszig Jahren sich die volle Manneskraft bewahrt hat und als ein Typus seiner Race betrachtet werden kann. Er ist Rathgeber, so zu sagen Minister des berühmten Häuptlings Goza. Seine mächtige Stirn ist von Falten durchfurcht, offenbar hat er viel gedacht; aus seinen tiefliegenden schwarzen Augen spricht Intelligenz. Mehr als ein Europäer hat sich überzeugt, daß dieser halbnackte „Wilde“ ihm geistig ganz und gar ebenbürtig war, wenn es sich um Erörterungen über politische oder religiöse Dinge handelte. Unter den Maoris auf Neuseeland fehlt es bekanntlich auch nicht an feinen Köpfen, die im Disputiren Ausgezeichnetes leisten, aber mit den Kaffern würden sie es doch nicht aufnehmen können.

Der Kaffer ist nicht rachsüchtig und vor allen Dingen auch nicht empfindlich, weil er von seiner eigenen Würde durchdrungen und überzeugt ist; er fühlt sich in sich sicher, und die Engländer haben nicht Unrecht, wenn sie sagen, daß mancher von diesen Wilden den Eindruck eines Gentleman mache. Er versteht auch Spaß und scherzt gern; er nimmt Dinge gut und lächelnd auf, wegen welcher ein Malaye den Dolch ziehen würde. Hier einige Beispiele. Ein junger Kaffer, der im Dienste eines Engländers stand, erzählte seinen Landsleuten, daß jeder, welcher seinem Herrn einen Besuch mache, der Etikette gemäß niederzuknien und den Boden zu küssen habe, sobald er sich dem Hause auf etwa zehn Schritte genähert habe. Das geschah denn auch von Seiten mehrerer Männer, während der Bursch abseit stand und sich über den gelungenen Spaß sehr freuete. Als die Sache sich aufklärte, wurde er von den Betheiligten für den guten Witz gelobt. — Eine Frau brachte eine große Melone vom Felde und trug, nach Landesart, dieselbe auf dem Kopfe. Da lief ein Junge zu ihr hinan, heuchelte Schrecken und rief: Was hast Du da auf Deinem Kopfe? Die Frau erschrak, meinte, daß sie eine Schlange im Haar habe, schüttelte den Kopf, die Melone fiel zur Erde, der Junge nahm sie auf und lief damit fort. Er wurde gelobt, weil er einen guten Kopf habe.



Nadel und lederne Nadelbüchse.



Verzierungen der Nadelbüchse.

Gastfrei ist der Kaffer in hohem Grade. Der Wanderer darf in jedem Kraal vorsprechen und ist sicher, nach Rang und Stand mit Unterkommen und Nahrung bedacht zu werden. Weiße Leute werden allerwärts als Häuptlinge behandelt, weil sie so vielerlei wissen und können. Früher wurden sie, abgesehen von manchen anderen Dingen, welche den südafrikanischen Halbnomaden wunderbar vorkommen mußten, sehr gepriesen, weil sie mit Stahl, Stein und Zunder Feuer ins Dasein zaubern; das Flintenschloß erregte allgemeine Bewunderung und steigerte den Respect vor den Weißen mächtig. Heute gehen deutsche Streichzündhölzer bis weit ins Innere von Afrika. Es trifft sich aber, daß ein Wanderer weder Stahl und Stein, noch Zündhölzchen hat, er weiß sich aber in solchem Falle leicht zu helfen. Er nimmt ein Stäbchen von weichem Holz und ein zweites von hartem Holz, am liebsten von einer Akazie; es versteht sich von selbst, daß beide ganz trocken sein müssen. Mit der Spitze des harten Holzes bohrt er durch Drehen desselben zwischen den flachen Händen ein kleines Loch in die Mitte des weichen, kauert nieder, wie unsere Abbildung es darstellt, und bewegt das harte Holz so rasch als möglich hin und her. Das Loch wird dadurch größer; es fällt sehr feiner Staub hinein, welcher durch die Reibung erzeugt und der allmälig dunkler und zuletzt schwarz wird. Nun fängt das

Holz schon zu rauchen an und der Mann verdoppelt seine Anstrengung, er bläst in den Rauch hinein, und nach wenigen Secunden schlägt dann die Flamme empor. Die ganze Arbeit ist nicht leicht, und deshalb theilen sich gewöhnlich zwei Mann in derselben; sobald der eine bemerkt, daß die Kraft seiner Hände nachläßt, greift der andere zu und vollendet das Werk. Diese primitive Art, Feuer zu erzeugen, ist bekanntlich weit verbreitet. —

Es mangelt den Kaffern keineswegs an industriellen Anlagen, und sie zeigen ihre Befähigung insbesondere bei der Zubereitung ihrer Kleider. Für diese liefert ihnen fast ausschließlich das Thierreich die erforderlichen Stoffe. Antilopen, Zebras, Raubthiere, Affen und Rindvieh sind in Menge vorhanden, und man versteht es, die Haut derselben vielfach zu benutzen. Kein Kürschner und kein Gerber in Europa kann sich mit denselben messen. Der Kaffer will aus einer Kuhhaut einen Ueberwurf, sagen wir einen Mantel verfertigen. Ein paar Freunde helfen ihm bei der Arbeit. Alle kauern nieder und kratzen die Haut ab, bis auch nicht die geringste Spur von Fett mehr auf derselben sich befindet. Sie ist nun schon dünner geworden und wird nach allen Richtungen hin aus einander gezogen und zwar über die Knie hinweg, so daß keine Stelle unbearbeitet bleibt. Dabei wird geschwatzt, gesungen, geraucht und namentlich auch viel geschnupft, denn diese Arbeit ist eine Lieblingsbeschäftigung der Männer, welche dieselbe, falls sie das nicht wäre, sicherlich den Frauen zuweisen würden. Alsdann nehmen sie acht bis zehn säbelartig geformte Nadeln, welche in ein Bündel vereinigt werden; jeder einzelne Mann erhält ein solches und quirlt dasselbe auf der Haut hin und her, um alle Fasern abzutrennen, das Ganze biegsamer zu machen und eine Art von flockenartigem Filz zu erzeugen, der bei manchen Mänteln dem Plüsch gleicht. Statt der Nadeln bedient man sich im Nothfall auch der Dornen von Akazien, die sehr scharf und hart sind und überhaupt zu mannichfachem Behufe dienen.



Schmuck der Kleidung.



Schurz aus Affenfell.

Die Haut ist nun bis zum Gerben hergestellt, und dieses geschieht vermittelst des sehr adstringirenden Saftes der Akazie, deren Rinde außerdem in Südafrika unsere Eichenborke völlig ersetzt; doch bedient sich der Kaffer der Rinde nicht, weil er ohne dieselbe viel rascher zum Ziele kommt. Man fällt einen Akazienbaum, läßt Wurzeln und Stuken stehen, und diese verfaulen, in Folge klimatischer Einwirkungen, sehr bald. Man kann sie dann zwischen den Fingern zerreiben und gewinnt dadurch einen feinen rothen Staub, der ungemein abstringirend wirkt und sorgfältig in die Haut eingerieben wird, nachdem man ihn mit einigem Fett versetzt hat. Ein großer Mantel, Karoß, wird so getragen, daß das Haar inwendig ist. Er ist nicht selten aus mehreren Fellen zusammengesetzt, z. B. aus solchen vom Leoparden und vom Schakal; in diesem Falle bleiben die Köpfe am Mantel und bilden einen beneidenswerthen Schmuck. Manche Karoß sind aus zwanzig, dreißig und mehr Fellen zusammengesetzt, die in geradezu bewundernswürdiger Weise an einander genäht wurden.

Nadel und Zwirn sind von ganz anderer Art als jene, deren wir Europäer uns bedienen. Die Nadel der Kaffern hat kein Oehr und ist, wie unsere Abbildung (S. 147) zeigt, anders gestaltet, etwa so wie der Stylus, dessen man sich im Alterthume zum Schreiben bediente. Die Länge beträgt etwa vier Zoll; nach unten hin verjüngt sich die Nadel allmälig bis zur Spitze; das Kopfende hat mehrere Riefen, damit man es gut zwischen den Fingern halten und der Nadel die drehende Bewegung geben könne, vermittelst welcher die Haut durchbohrt wird. Der Kaffer führt gewöhnlich eine Nadel bei sich in einer ledernen Nadelbüchse, welche einen Gegenstand des Schmuckes bildet. Jene, von welcher wir eine Abbildung beifügen, gleicht der Spitze eines Speers und ist aus Haut zusammengenäht worden; sie hat einen Handgriff, und die Kordeln, welche als Gehänge dienen, sind aus Hautstreifen sehr sauber und hübsch zusammengeflochten und sinnreich verknotet worden. Eine andere Nadelbüchse, von der wir gleichfalls eine Illustration geben, ist sehr geschmackvoll mit einem Gehänge von Glasperlen verziert; dasselbe wird als Schmuck um den Hals gelegt. Die hellen Punkte bezeichnen weiße Glasperlen, die einen scharlachrothen Ring haben, die dunkeln sind blau mit weißen Flecken. Der Büffelkopf ist in wahrhaft künstlerischer Weise aus einem Rhinoceroshorne geschnitzt worden. Neben dieser Nadelbüchse ist eine andere abgebildet, die aus einer hölzernen Röhre besteht und an beiden Enden mit Lederstreifen umwickelt ist.



Puppenmodelle.

Der Zwirn wird aus Sehnen verschiedener Thiere bereitet, der beste aus jenen vom Halse der Giraffe. Der rohe Zwirn bildet steife, eckige, elastische Bündel; sobald man ihn gebrauchen will, wird er in heißes Wasser gelegt, bis er weich ist, und dann zwischen zwei Steinen noch weicher geklopft. Dadurch zertrennt er sich in Fasern, deren man von allen Arten zu gewinnen versteht, dick, mitteldick und sehr fein; sie bilden den stärksten und dauerbarsten Zwirn, welchen man sich nur denken kann; er trocknet in und mit der naß bearbeiteten Haut nach und nach ein, so daß man von den Stichen kaum noch eine schwache Spur bemerkt.

Der Kaffer hält im Allgemeinen das Bekleiden des Körpers, wenigstens so lange er noch nicht mannbar ist, für überflüssig; Glasperlen und allerlei anderer Schmuck gelten

für ausreichend. Als Mann aber trägt er einen Schurz, an welchem wo möglich Thierschwänze hängen. Dieser Schurz ist in einem sehr ausgedehnten Theile von Afrika im Gebrauch und hat sicherlich dazu beigetragen, die Fabel vom geschwänzten Menschen landläufig zu machen. Der Schurz, welchen die Männer tragen, heißt Isinene. Man nimmt an, obwohl nur conventionell, daß er aus den Schwänzen von Leoparden, Löwen und Büffeln bestehe, welche der Inhaber selbst erlegt habe; das ist aber nur ausnahmsweise der Fall. Der auf unserer Illustration (S. 148) mit 1 bezeichnete besteht aus vierzehn Streifen vom Affenfell, die etwa anderthalb Zoll breit sind. Oben hat man einige Messingknöpfe befestigt, die sehr beliebt sind und eine Hauptzierde des Schmuckes bilden. Gewöhnliche Isinene bestehen aus einem einfachen Stück, das man aus einer Thierhaut herausschneidet. Wie sich ein solcher Anzug ausnimmt, ersieht man aus den beiden abgebildeten Puppen, welche ein Kaffer als Modelle verfertigt hat. Vielfach tragen die Männer auch auf der Rückseite einen Schurz, welcher dem vordern entspricht; er wird als Umucha bezeichnet, ist aber nicht allgemein im Gebrauch. Im Kraal und in der Hütte betrachtet sich der Kaffer als hinreichend bekleidet, wenn er — ein Halsband und eine Schnupftabacksdose trägt!

Der Kaffer bringt, wo es irgend angeht, allerlei Schmuck an. Betrachten wir eine Kinderwiege. Nach der Geburt wird ein Medicinmann geholt, der sich übrigens um die Mutter so gut wie gar nicht kümmert, sondern um das Kind, welches von ihm arg gepeinigt wird. Zunächst versetzt er demselben einige Stiche, in der Art, wie bei uns die Blattern eingeimpft werden, aber von ihm nicht zu demselben Zwecke. In die feinen Einschnitte, welche er an verschiedenen Theilen des Körpers anbringt, reibt er „Medicin" ein und geht dann fort. Am andern Tage vertieft er die Einschnitte und reibt noch mehr Medicin hinein. Hinterher wird das dergestalt gemarterte kleine Geschöpf abgewaschen und getrocknet. Wie getrocknet? Indem man es in dem Rauche über einem Holzfeuer längere Zeit hin und her zieht! Das Kind übersteht solcherlei Qualen und wird dann über und über mit rother Farbe beschmiert. Dieses Bemalen wird mehrere Monate hindurch fortgesetzt.

Die Mutter geht drei oder vier Tage nach der Geburt wieder an ihre schwere Arbeit; sie hackt die Erde locker, reibt Getreide zwischen zwei Steinen, holt Holz und was dergleichen mehr ist. Dabei trägt sie ihr Kind auf dem Rücken in einem Behälter, das durchaus praktisch hergerichtet ist und in welchem der Säugling sich recht wohl befindet. Die Wiege, aus welcher das Köpfchen herausguckt, ist reichlich eine Elle lang, hinlänglich breit und aus Antilopenhaut verfertigt; sie kann oben zusammengezogen werden, damit das Kleine nicht herausfalle. Die Haarseite ist inwendig, das Ganze ungemein nett und sorgfältig zusammengenäht. Vermittelst der vier langen Lederstreifen befestigt die Mutter das Gehäuse auf ihrem Rücken. Was nun den Schmuck anbelangt, so ist der ganze Vordertheil mit Glasperlen völlig bedeckt, und diese sind in regelmäßigen Reihen aufgenäht worden. An der von uns abgebildeten Wiege befinden sich nur schwarze und weiße. Mit solch einem Schmucke paradirt die Kafferfrau, wenn sie aufs Feld geht.

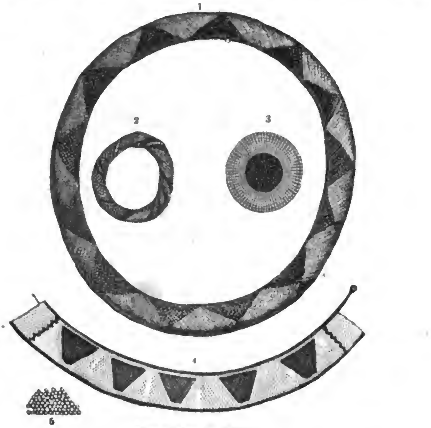


Wiege der Kaffern.

Der Schmuck der Männer besteht, abgesehen von den Waffen, lediglich in Glasperlen, Knöpfen und Schnüren aus Leder, und sie verstehen sich darauf, diese Stoffe sehr mannichfaltig zu verwenden. Die Glasperlen, welche einen sehr ansehnlichen Handelsartikel bilden, kommen alle aus Europa und sind bei den Kaffern so ziemlich das, was bei uns die Juwelen. Weiße und rothe, die sich am hübschesten von der braunschwarzen Haut abheben, werden am liebsten genommen, dann auch hellblaue; dunkelblaue werden nicht geachtet. Uebrigens wechselt die Mode sehr oft. — Unsere Illustration a. S. 150 stellt allerlei Schmucksachen dar. Nr. 3, die runde Figur mit dem schwarzen Mittelpunkte, gleicht einem hohlen Kegel; sie ist aus nassem Leder verfertigt, das über eine Form gespannt wurde, bis es trocken geworden war. Das ganze Innere ist so dicht mit Glasperlen besetzt, daß man vom Leder gar nichts mehr sieht; die in der Mitte sind roth, die übrigen weiß. Dieser seltsame Schmuck wird auf der Brust getragen und muß doch sehr lästig sein, weil die äußere Spitze des Kegels, welcher einem Zuckerhute gleicht, auf das Fleisch drückt. Nr. 4 ist ein halbes Halsband von jener Art, welche bei den Kaffern sehr in Gunst steht. An jeder Seite ist eine lederne Schnur befestigt, die hinten am Halse zugebunden wird; so hängt der ganze Perlenbesatz über der Brust. Das Grundwerk ist weiß, die dunkeleren Punkte und Striche deuten verschiedene andere Farben an; manche sind roth und gelb umrändert; der untere Besatz besteht aus scharlachrothen Glasperlen. — Nr. 2 ist ein Armband;

die Perlen sind auf einen Strang gezogen und so geflochten, daß sie eine laufende Schlinge bilden; die einzelnen Perlen sind sehr geschmackvoll in der Nebeneinanderstellung der Farben. Nr. 5 zeigt eine Anzahl kreideweißer Perlen, die zumeist etwas länglich sind; besondern Werth haben sie nicht, werden aber gern verwandt, weil sie sich auf der dunkeln Haut recht gut ausnehmen.

Glasperlen kosten Geld und sind auch ein Umlaufsmittel. Wer keine Perlen bezahlen kann und sich doch putzen will, behilft sich mit Nüssen, welche man durchbohrt und oft bis zu einhundert an der Zahl aufreiht. Aermere junge Leute verfertigen sich Armringe, Beinringe und Halsschmuck aus Thierhäuten. Sie zerschneiden dieselben in lange Streifen, welche spiralförmig derart geflochten werden, daß sich das Haar auf der Außenseite befindet. Solch ein Schmuck, der allerdings für uns etwas Barbarisches hat, nimmt sich recht



Schmucksachen der Männer.

gut aus, wenn er aus Fellen von hübscher Färbung zusammengesetzt ist. Da nichts hindert, dieselben in allen möglichen Längen anzufertigen, und da er ohnehin nichts kostet, so behängen sich manche Stutzer über und über mit solchen Pelzstricken, die dann am ganzen Leibe von oben bis unten herumbammeln.

Auch der Ochsenschwanz spielt im Putz eine wichtige Rolle, und ein angesehener Mann trägt eine möglichst große Anzahl davon. Einige werden so zusammengenäht, daß sie einen Vorderschurz bilden, andere werden über die Schultern und an die Arme gehängt, sodann unter die Knie, damit sie das Schienbein bedecken. Noch andere werden der Länge nach aus einander geschnitten und bilden dann einen Gürtel. Damit macht der Mann Staat, denn Jedermann kann sich überzeugen, daß er die Schwänze der von ihm selbst geschlachteten Ochsen trägt. Der Ochsenschwanz steht hoch im Preise, und wer außer diesem Zierrath noch Straußen- und Adlerfedern im Haare trägt, kann sich überall sehen lassen.

Die Zustände an der deutsch-russischen Grenze.

I.

G. Das Nachstehende ist eine geographisch-ethnographische Schilderung des Grenzgebietes, welches sich von dem Städtchen Neidenburg, im Süden Ostpreußens gelegen, im nordöstlich gekrümmten Bogen bis Memel und darüber hinaus bis zur Nordspitze der preußischen Monarchie, bis zum Dorfe Nimmersatt, erstreckt.

Die Grenze zeigt, wenige unbedeutende Hügel abgerechnet, fast überall ebenes Land; nur in der Mitte der oben bezeichneten Linie ziehen sich aus dem angrenzenden russischen Littauen größere Erhebungen hinein, die in den „Goldapper Bergen“ — von der Grenze etwa drei Meilen entfernt — zu 600 Fuß aufsteigen. Sie können als Fortsetzung des

uralisch-baltischen Höhenzuges betrachtet werden, der von der Waldaiplatte aus, den mittlern Lauf der Flüsse Düna und Niemen durchbrechend, fast parallel mit der Küste nach Ostpreußen zieht. Die Goldapper Berge durchsetzen die große masurische Seegruppe *) (Angerburger-Löwentin-Spirdingsee) mit ihrem nördlichen Abflusse, der reißenden Angerap, und verbinden sich mit dem ostpreußischen Höhenzuge, der parallel mit der Grenze vom Pregelthale aus im südöstlich gekrümmten Bogen hart an jenen Seen vorbeizieht und, sich später nach Nordwesten wendend, nach dem frischen Haff und der Gegend von Elbing streicht.

Auf diesen Höhenzügen entspringen mehrere Flüsse, welche, die Grenze durchschneidend, theils aus Preußen nach Süden, nach Polen, fließen, theils aus den russischen Provinzen kommend, in Preußen münden. Nach Süden fließen bei Neidenburg die Neide, später Wkra genannt, und weiter nach Osten der Omuleff, die Rossoga, der Pissek, der südliche Abfluß der großen Seegruppe, und der Lyckfluß, der das Wasser aus mehreren im Südostwinkel gelegenen Seen ableitet. Alle diese Flüsse gehen in die Neben- und Zuflüsse der Weichsel, den Bug, Narew und Bober. Aus dem russischen Littauen fließen nach Preußen hinein die Pissa aus dem an der Grenze gelegenen Wystittensee, einer der Quellflüsse des Pregel, und die Memel oder der Niemen mit ihren von Norden kommenden Nebenflüssen Schwente, Wischwill, Jura, Jäge, Weistschuk, Sziesze (spr. Schiesche), zu denen sich links von Süden kommend die Scheschuppe gesellt. Der nördlichste Fluß Preußens, die Dange (spr. Danje), mündet bei Memel in die Nordspitze des kurischen Haffes und bildet bei dieser Stadt den Hafen. Alle diese von Norden her die Grenze durchschneidenden Flüsse kommen aus der russischen Landschaft Szamaiten.

Der südlichste Theil der Grenzlandschaft, etwa der Strich von Neidenburg über Willenberg hinaus bis in die Nähe von Johannisburg, ist öde und unfruchtbar und gewährt einen trostlosen Anblick. Der nördlich davon hinstreichende Höhenzug verliert sich nach Süden hin ziemlich schnell in weite Ebenen, die sich tief nach Polen hineinziehen. Auf ihnen haben sich beim Zurücktreten des Meeres, das einst die ganze nordeuropäische Tiefebene bedeckte, jene mächtigen Schichten Flugsand niedergeschlagen, die noch jetzt nach Jahrtausenden der Natur und dem Fleiße der Menschen Trotz bieten. Die Winde wirbeln große Sandwolken auf, welche kleine Wachholdergebüsche verschütten, Gräben ausfüllen und die Spuren der Wagengleise verwehen; ja an einzelnen Stellen zeigt sich im Kleinen die Erscheinung des wandernden Sandes, wie im Großen bei den Dünen auf der frischen und kurischen Nehrung. Auch hier wie dort am Strande kämpft der Sand mit dem Walde; und wenngleich es ihm nicht wie dort gelingt, die alten kräftigen Stämme zu ertödten und zu begraben, so arbeitet er doch ununterbrochen an den Vorposten, den Wachholdergebüschen und kleinen verkrüppelten Fichten und hindert deren weitere Verbreitung. Dörfer, die man spärlich zerstreut in dieser Sandwüste findet, liegen stets am Waldrande oder in Flußthälern: natürliche Stützpunkte, von denen aus sie den Kampf mit dem Sande beginnen können. Die bebauten Felder zeigen kärglichen Buchweizen, Kartoffeln und ein niedriges, kaum zwei Fuß hohes Korn, zwischen dessen spärlichen Halmen man in weiter Entfernung wilde Tauben und Krähen unterscheiden kann. An den Seiten der breiten Fahrstraßen ist keine Spur von Gras, Kraut oder Blumen zu finden, die in fruchtbaren Gegenden den Wanderer erfreuen, nur Sand und trostlose Oede.

*) Daher kommt es, daß diese Seen so hoch liegen. Der Löwentinsee liegt 429 Fuß über dem Meeresspiegel.

Die Gegend ändert sich, sobald man sich dem Städtchen Johannisburg nähert. Schon zwei Meilen vorher treten wir in die große „Johannisburger Heide“, in deren Schatten wir fast ununterbrochen bis nach Lyck wandern können. Der Raum dicht an der Grenze ist zwar an den meisten Punkten, namentlich in der Nähe von Dörfern, gelichtet worden; aber an vielen Stellen, wo der Mangel an passend gelegenen Orten und die Entfernung von gewerbtreibenden Städten den Schmuggelhandel von selbst verbieten, zieht sich die mächtige Heide ununterbrochen bis nach Polen hinein, wo sie sich noch viele Meilen weit bis zu den Ufern des Bug und Narew erstreckt. Die Lichtungen zeigen auch in diesem Grenzstriche leichten Sandboden; aber es ist nicht mehr der ganz unfruchtbare Flugsand, es ist der gröbere Kiessand, wie er sich durchweg in den höher gelegenen Theilen Masurens befindet. An einzelnen Stellen ist die Heide sumpfig und zeigt mächtige Schichten Raseneisenstein (Sumpferz), der in dem dicht an der Grenze gelegenen Eisenhüttenwerk Wondolleck zu Gußeisenwaaren verarbeitet wird.

Je mehr wir uns Lyck, dem Endpunkte der neu gebauten Südbahn, nähern, desto mehr steigt der Boden auf. Von hier aus ziehen sich Hügelketten in nördlicher und westlicher Richtung nach den Goldapper Bergen und der großen Seegruppe, und umschließen mit ihren herrlichen Laub- und Nadelholzwaldungen liebliche Thäler und eine große Menge jener klaren, tiefblauen Seen, die Masuren einen so hohen Grad landschaftlicher Schönheit verleihen.

In der Nähe von Goldapp endigen diese Hügelketten und mit ihnen zugleich der zu Masuren gehörige Grenzstrich. Dort beginnt die littauische Ebene, welche sich bis zum kurischen Haff und darüber hinaus bis zur Nordspitze Preußens erstreckt. Die Ufer des Niemen erheben sich zwar in der Nähe von Tilsit im Rombinus (dem heiligen Berge der alten Littauer) zu 150 Fuß Höhe, verflachen sich aber sehr bald wieder in die Niederung.

So bietet die Grenze von Goldapp bis Nimmersatt den Anblick einer fruchtbaren, wohl bebauten Getreideebene, die reich mit Dörfern und Landsitzen geziert ist. Nur gegen Norden hin wird sie weniger fruchtbar und zeigt weite Palwen, d. h. unbebaute mit kurzem Grase und Wachholdergebüsch bedeckte Landstriche. Das Volksleben der Masuren habe ich schon in einem frühern Aufsatze beschrieben („Globus“ Bd. XV, S. 22), so daß ich den Leser darauf hinweise und mich hier damit begnüge, nur die Eigenthümlichkeiten des Grenzlebens hervorzuheben. Die sechs Städte, welche in dem zu Masuren gehörigen Grenzstriche liegen, zeigen vorherrschend deutsches Element. Es giebt dort keinen Einwohner, der nicht fließend Hochdeutsch spräche; die meisten sind des Deutschen und Polnischen mächtig. Die Einwohner treiben Ackerbau und bürgerliche Gewerbe und einen Handel, der den kleineren Städten des Inlandes gegenüber blühend genannt werden muß. Namentlich zeichnet sich dadurch Neidenburg aus, welches hart an der Grenze liegt und mit Warschau in Verbindung steht. Es giebt dort Kaufleute, welche aus Elbing und Königsberg Wagenladungen von Thee beziehen, und auch andere Colonialwaaren, namentlich Kaffee, Zucker, Cigarren, Chocolade 2c., Wein und Spirituosen in bedeutenden Mengen absetzen. Da bekanntlich Rußland auf solche Waaren einen sehr hohen Eingangszoll legt, wird der Leser leicht errathen, daß nicht alle diese Artikel auf gesetzlichem Wege über die Grenze gelangen, sondern geschmuggelt werden. Da der Schmuggelhandel und das damit verbundene Leben und Treiben zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Grenzstriches gehört, soll er hier näher beleuchtet werden.

Der Eingangszoll nach Rußland ist so hoch, daß alle ausländischen Erzeugnisse von Kunst und Gewerbefleiß in dem Nachbarreiche fast doppelt so viel als hier bei uns in Preußen kosten. Die Regierung verfolgt einerseits dabei den Zweck, die inländischen Fabriken zu heben, andererseits — und dies ist vielleicht die Hauptabsicht — will sie durch die hermetische Grenzsperre den freien Verkehr mit dem gebildetern Auslande und dessen freisinnigen Ideen verhindern. Das letztere ist ihr bisher im Ganzen gelungen, das erstere nicht, da der Aufschwung der Gewerb- und Fabrikthätigkeit eines Landes auf der Bildung und schöpferischen Kraft des Volkes beruht, die durch solche Mittel wahrlich nicht erzielt werden können. Statt dessen hat sie den ausgebreiteten Schmuggelhandel mit allen seinen verderblichen Folgen ins Leben gerufen.

Derselbe zerfällt in den kleinern Grenzschmuggel und den größern Schmuggelhandel, der sich über das ganze russische Reich erstreckt*).

Die russischen Unterthanen, welche die kleinen Dörfer, Städte und Güter in der Nähe der Grenze bewohnen, sind durch die dort herrschenden Verhältnisse darauf angewiesen, Alles, was zum Comfort des Lebens gehört, aus Preußen zu beziehen. Durch die mangelhaften Verkehrswege, die Entfernung von größeren, handel- und gewerbetreibenden Städten und die durch die Handelssperre erzeugte Vertheuerung aller Handelsartikel werden sie dazu genöthigt, und durch die billigeren Preise und die Nähe der Grenze leicht verführt, dabei den Zoll zu umgehen. Die Gutsbesitzer beziehen ihre Weine, Cigarren, Thee, Kaffee, Zucker, Gewürze, die Tapeten und Schmucksachen zur Verschönerung ihrer Stuben nur aus unserm Lande, die kleineren Krämer in den Grenzstädtchen von uns ihre sämmtlichen Waaren; die Schuhmacher ihr Leder, die Schneider ihre Kleiderstoffe; die Bauern ihre bunten Tücher und den herrlichen, hochgepriesenen Schnaps. Einzelne Sachen können ohne Mühe, sogar mit einem Schein des Rechts über die Grenze gebracht werden. Man fährt nach Preußen, kleidet sich von Kopf zu Fuß neu ein und darf so ohne aufgehalten zu werden nach Rußland zurückkehren. Auch macht es keine erheblichen Schwierigkeiten, kleinere Sachen in den Taschen oder unter fest zugeknöpften Röcken zu verbergen. Der anständige Reisende, namentlich der in der Gegend bekannte Gutsbesitzer oder Kaufmann, dessen Trinkgelder den Grenzbeamten noch wohl in der Erinnerung schweben, wird nicht zu genau besichtigt. Die Frauen sind in dieser Art höchst erfinderisch, und namentlich hat die unvergleichliche Erfindung der Crinoline gar manches feine Plänchen begünstigt.

Bedenklicher ist es, im Wagen Contrebande zu führen. Zwar hat man sich durch doppelte Böden und geheime Schubfächer aller Art auch dafür eingerichtet; aber die Beamten haben doch zu feine Nasen, und namentlich ist es auf diese Weise nicht möglich, die verschiedenen Bedürfnisse in genügender Quantität nach Hause zu bringen. Zu diesem Zwecke bedient man sich der Schmuggler von Profession.

Um die Handelssperre aufrecht zu erhalten, hat Rußland die Grenze der ganzen Länge nach durch eine dreifache Postenkette besetzt. An allen Hauptstraßen, die aus Preußen in das Nachbarland führen, sind Zollämter angelegt, theils Haupt-, theils Nebenzollämter, in denen dem Reisenden von den dort ansässigen Beamten die Pässe und Habseligkeiten besichtigt und gestempelt, die steuerbaren Waaren verzollt werden. Diese Zollämter sind durch eine Reihe kleiner Wachthäuschen verbunden, die dicht am Grenzstriche stehen. Hier halten sich die Grenzsoldaten auf, von denen je zwei, scharf bewaffnet, Tag und Nacht eine bestimmte Linie bewachen, um zu verhindern, daß auch nicht einmal eine Katze ungesehen und unangehalten die Grenze passiren darf. An wenig besuchten Punkten werden diese Wächter sorglos; aber man darf deswegen nicht die Vorsicht außer Acht lassen. Wer arglos die Grenze überschreitet, sieht sie oft plötzlich hinter Gebüschen oder aus Verstecken hervortreten und muß, wenn ihm der Rückzug nicht mehr gelingt, seine Unbesonnenheit empfindlich büßen. Er wird, falls der Soldat sich nicht bestechen läßt, nach dem nächsten Zollamte gebracht, muß hier vielleicht in einem von Ungeziefer starrenden Raume einen Tag gefangen bleiben und schließlich 11 Rubel Strafe zahlen. Zuweilen kann solch ein Spaß sogar sehr üble Folgen haben. Zur Zeit des Krimkrieges wurde in der Nähe von Memel eine Gesellschaft harmloser Spaziergänger gefangen genommen und nach Petersburg transportirt. Da sie sich zufällig in englischer Sprache unterhalten hatten, waren sie für englische Spione angesehen worden.

Die zweite und dritte Postenkette sind je eine Meile von einander entfernt nach dem Innern zu aufgestellt.

Man sieht, daß es unter diesen Umständen großer List und Kühnheit bedarf, um die Wachsamkeit der Grenzbeamten und ihrer Häscher zu täuschen. Um zum Ziele zu gelangen, sucht sich der Schmuggler genau mit allen Personen, mit allen Einrichtungen und mit den besten Schleichwegen bekannt zu machen. Dies gelingt ihnen in der That so, daß man bei einigen eine bewunderswürdige Menschenkenntniß, Combinationsgabe und Spürkraft findet.

Gegen Abend machen sich die Schmuggler in dem Laden des preußischen Grenzkaufmannes reisefertig. Gewöhnlich wird eine Rolle wie ein Gürtel um den Leib geschnallt, und eine andere wie ein gerollter Soldatenmantel über die Schulter gelegt. Außerdem werden noch alle Taschen gefüllt, jedoch so, daß sie den Mann beim Laufen nicht belästigen. So ausgestattet, eilen sie den Schleichwegen zu und entwickeln, drüben angelangt, eine Vorsicht, die einem kriegführenden Indianer Ehre machen würde. Jeder Baum, jedes Gebüsch, jede Bodensenkung wird zur Deckung benutzt. Im Winter graben sie sich nicht selten in den Schnee ein, oder machen, rückwärts gehend, falsche Fährten. Unter den ärmeren russischen Grenzbewohnern haben sie ihre Freunde und Helfershelfer, die ihnen eine herannahende Gefahr signalisiren, oder sie im Nothfalle vor den Verfolgern verbergen.

Wenn der Schmuggler auf seinen Fahrten recht gewandt geworden ist, sucht er sich ein Pferd zu verschaffen, um zum berittenen Schmuggler zu avanciren. Unternehmungen zu Pferde sind nur scheinbar gefahrvoller, als die anderen. Der Reiter kann zwar leichter gesehen und gehört werden, kann aber die entlegeneren Schleichwege aufsuchen, größere Mengen von Waaren bergen und den berittenen Grenzsoldaten besser entgehen. Wenn das Geschäft des Schmugglers zu Fuß lohnend sein soll, muß er es in der gefahrvollen Nähe der Städte und Marktflecken betreiben, die drüben besonders scharf beobachtet werden. Die Gastwirthe in den kleinen Grenzdörfern haben nur schlechte Waaren und nehmen einen zu großen Profit, der den Gewinn des Schmugglers um die Hälfte verringert.

Aber es ist leicht denkbar, daß sich nicht jedes Pferd zu Schmuggelfahrten eignet, denn es gilt, große Schwierigkeiten zu überwinden und die windschnellen und ausdauernden Renner der Kosacken zu überflügeln. Deshalb sind in Masuren die berittenen Schmuggler von Profession nicht zu finden, da die kleinen Pferdchen, welche der Landstrich erzeugt, zu diesem Geschäfte unbrauchbar sind. Das Gebiet dieser

*) Mittheilungen darüber sowie über die rasche Entstehung eines deutschen Grenzortes habe ich in der Zeitschrift „Europa" gegeben. Jahrgang 1869, Nr. 2 und 3.

Männer ist Littauen, dessen Pferdezucht so berühmt ist, wo man sich in jedem Dorfe von der an Leidenschaft grenzenden Vorliebe für diese Thiere überzeugen kann. Dort finden sie die fein gebauten, kräftigen Renner, welche mit der Sicherheit und Schnelligkeit der Gazelle über Stock und Stein setzen und selbst bei meilenweitem Rennen nicht ermüden. Im Vertrauen auf diese Vorzüge bestehen die Reiter oft unglaublich scheinende Wagnisse und entwickeln einen Muth, der einer bessern Sache würdig wäre. Zur Zeit des österreichisch-preußischen Krieges im Jahre 1866 wurde sehr viel russisches Silbergeld nach Preußen geschmuggelt. Obgleich Rußland als Strafe darauf Deportation nach Sibirien gesetzt und die Grenzsoldaten angewiesen hatte, auf jeden Schmuggler zu schießen, sah man gar oft bei hellem Tage die Reiter auf ihren schäumenden Rossen dem schützenden Grenzflüßchen zueilen, während die nachgesandten Kugeln ihnen um die Köpfe sausten. Mehrere wurden verwundet, einer sogar noch auf preußischem Gebiete; aber dies schreckte Niemand ab, was man am klarsten aus den vielen Tönnchen Silbergeld erkennen konnte, die jeden Tag auf der Bahn nach Berlin befördert wurden. Ich sprach damals mit einem Manne, der, ein früherer Schmuggler, später als Grenzspediteur drüben Unterschriften gefälscht hatte, und die Grenze nicht mehr überschreiten durfte, da die Häscher auf ihn lauerten. Er lachte, als ich von den Gefahren sprach, denen die Reiter sich aussetzten. „Geben Sie mir," sagte er, „das Pferd, welches ich früher als Schmuggler ritt, so will ich bei hellem Tage hier auf der Chaussee mitten durch den von Soldaten und Beamten bewohnten Ort nach dem nächsten Städtchen reiten, dort ruhig ein Seidel Bier trinken und trotz aller Verfolgung wohlbehalten zurückkehren."

Gewöhnlich unternehmen die berittenen Schmuggler sowie die zu Fuß ihre Fahrten bei hereinbrechender Nacht. In den größeren Grenzorten findet man Handelshäuser, in denen sie mit Waaren versorgt werden und zugleich die nöthigen Räume und Hülfsmittel finden, um sich zum Ritt zurecht zu machen. Insgemein führen sie zu beiden Seiten des Sattelbogens eine große viereckige Kiste, welche leichtere und kostbare Stoffe, namentlich künstliche Blumen enthält, und um den Leib die oben beschriebenen Rollen. Ein kleineres Päckchen, in dem sich Gegenstände von geringerm Werthe befinden, wird für den Nothfall bereit gehalten. Bei scharfer Verfolgung werfen sie zunächst dies und zuletzt einen Theil der bessern Waare den nachsetzenden Kosacken in den Weg, um diese aufzuhalten. Diese List pflegt selten ihr Ziel zu verfehlen; denn der Soldat fahndet lieber auf die Waare, von der er seinen Beuteantheil erhält, als auf den Schmuggler, dessen Fang ihm nur Unannehmlichkeiten bereitet.

Alle diese Unternehmungen, welche ich bis jetzt geschildert habe, gehören nur zu dem kleinern Grenzschmuggel und werden selbst von den russischen Zollbeamten für unerheblich angesehen. Die Personen der Schmuggler sind ihnen zur Genüge bekannt, ja die höher gestellten wissen sehr gut, daß ihre eigenen Frauen die Dienste dieser Leute in Anspruch nehmen, und daß die Weine, Cigarren und Delicatessen, die ihnen zu Hause oder bei Collegen so sehr munden, das russische Zollamt nie gesehen haben. Sie selbst machen sich ja durchaus kein Gewissen, bei Besuchen in Preußen steuerbare Gegenstände in den Taschen oder in geheimen Schubfächern am Wagen über die Grenze zu schaffen*). Der Begriff „Pflichttreue" ist bei ihnen zu jenem Scheinwesen geworden, das für Rußland in so vielseitiger Beziehung eine charakterisirende Krankheitserscheinung ist. Frank und frei bewegt sich der Schmuggler mitten unter den Leuten, die ihm des Abends auflauern, und hat auf diese Weise die beste Gelegenheit, diejenigen Beobachtungen zu machen, welche seinen Unternehmungen förderlich sein können. Dazu gehört namentlich die Kenntniß, wie viel jeder Soldat werth ist, d. h. unter welchen Umständen und wie viel Geld man zahlen muß, um ihn zum Helfershelfer zu machen. Außer Geld spielt bei dem gemeinen Soldaten der Schnaps eine Hauptrolle, doch bringe man ja recht viel und von gehöriger Stärke. Ich selbst habe gesehen, daß der Posten eine Champagnerflasche voll Branntwein, den wir zur Hälfte mit Rum versetzt hatten, in drei langen Zügen heruntergoß und schmunzelnd fragte, ob wir nicht mehr hätten. In dem letzten polnischen Aufstande wollte eine Frau ein Fäßchen Pulver, das sie für Branntwein ausgab, herüberschmuggeln und hatte zwei Flaschen voll Schnaps für den Posten mitgenommen. Unglücklicherweise hatte sich ein zweiter Soldat eingefunden. Die zwei Flaschen machten den Appetit der Beiden so rege, daß sie das Fäßchen anzapfen wollten und dabei den Inhalt entdeckten.

Dieser kleinere Grenzschmuggel vermittelt trotz der strengen Absperrung zwischen den beiden Nationen einen recht regen Verkehr, der namentlich unserm Vaterlande zu Gute kommt. Die kleineren Kaufleute und Gastwirthe in den der Grenze nahe gelegenen Orten machen sämmtlich gute Geschäfte, und auch unsere Handwerker gehen nicht leer aus. Dieser Verkehr ist vorzugsweise in Masuren ein durchaus freundschaftlicher, was namentlich in den Zeiten polnischer Aufstände lebhaft hervorgetreten ist. Der russische Grenzsoldat ist unseren Masuren nicht minder verhaßt, wie den Polen, und wird, wenn es irgend angeht, von beiden Seiten betrogen und verfolgt, wogegen man die Insurgenten auf das Bereitwilligste mit Lebensmitteln, Waffen und Warnungen zu unterstützen sucht. Höher hinauf, wo Deutsche und Littauer die Grenze bewohnen, empfängt man die Russen freundschaftlicher, weil dort die alte Abneigung der Deutschen gegen die Polen schroffer hervortritt. Dazu gesellt sich der Umstand, daß die russische Regierung nach der Südgrenze hin den elendesten Theil des Heeres sendet, während höher nach Norden hinauf die Beamtenstellen größtentheils mit Kurländern besetzt werden, die noch in jeder Hinsicht ihre deutsche Abkunft zeigen und die wenigen Stockrussen geistig beherrschen. Aber man glaube ja nicht, daß dieser kleine Grenzschmuggel so ganz unbedeutend sei, wie er auf den ersten Anblick erscheint. Er repräsentirt im Gegentheil ganz bedeutende Summen. Da der Schmuggler, namentlich der berittene, bei jedem Zuge Waaren mitnimmt, in denen ein Werth von mehreren hundert Thalern steckt, braucht er nicht selten einen größern Credit. So finden sich denn überall in den größeren Grenzorten Kaufleute, die, angelockt von dem reichen Gewinn, ihm diesen Credit gewähren. Das Geschäft ist immer ein großes Wagniß; denn der Gläubiger hat keine Macht in den Händen, den Schuldner zur Zahlung zu zwingen. Aber der Gewinn, den einige glückliche Unternehmungen abwerfen, ist so bedeutend, daß Verluste dadurch aufgewogen werden, und der Schmuggler ist durch seinen eigenen Vortheil genöthigt, wieder zu seinem Gläubiger zurückzukehren. Gewöhnlich bleibt er ihm so lange treu, bis er seine Unternehmungen in einer entferntern Gegend auszuführen gedenkt, und sucht ihn zuletzt noch einmal tüchtig zu betrügen. Davor ist kein Kaufmann sicher; aber dieser ist durch Erfahrung auch klug geworden und kennt genau alle Verhältnisse hüben und drüben und die Leute, mit denen er zu thun hat. Oft müssen List und Gewalt ihm zu seinem

*) Desgleichen schmuggeln alle Bahnbeamten, sowie die Postbeamten, welche bis Petersburg fahren. Sie kaufen in Preußen oft ganze Stücke werthvoller Zeuge und kostbare Shawls, mehrere hundert Thaler an Werth, und verkaufen dieselben mit großem Gewinn an Petersburger Kaufleute oder Privatpersonen.

Gelde verhelfen. Vor mehreren Jahren war ein Kaufmann in dem Grenzstädtchen St. von einem polnischen Juden um 1000 Rubel geprellt worden. Der Schuldner spazierte ruhig jenseits des Grenzflüßchens umher, wechselte nicht einmal seine Wohnung, die in der Nähe lag, und hielt sich für ganz sicher. In einer Nacht wird er plötzlich von mehreren Männern überfallen — es waren bestochene russische Soldaten —, wird trotz seines Sträubens in einen Sack gesteckt und über den nahen Grenzfluß geschleift. Auf preußischer Seite stand der Kaufmann mit dem Verhaftsbefehl und ließ ihn durch den ihn begleitenden Gendarmen ins Gefängniß führen. Am andern Tage erschien die Frau und bezahlte die Schuld bei Heller und Pfennig. Dergleichen Dinge sind bei den in Rußland an der Grenze herrschenden Zuständen, die ich später noch schildern werde, gar leicht auszuführen.

Der Telegraph zwischen Adelaide und Port Darwin.

A. Wir haben im „Globus" mehrfach erwähnt, daß von Adelaide aus, dieser Hauptstadt der Colonie Süd-Australien, eine Telegraphenlinie in gerader Richtung nach Norden bis an den Vandiemens-Golf gebaut werden soll, zu welchem, von Westen her, die Clarence-Straße den Eingang bildet. Zur Colonie Süd-Australien gehört der ganze mittlere Landstrich des Continentes, das sogenannte Alexandra-Land, das Territorium North-Australia eingeschlossen. Diese Region bildet einen Theil des Arnhems-Landes der älteren Karten, wird im Westen von der Timor-See bespült, hat im Norden das Harafura-Meer und im Osten den Carpentaria-Golf. Vor der Küste liegen viele Inseln, unter denen Melville die größte ist; zwischen ihr und der Halbinsel Coburg dehnt sich der Vandiemens-Golf aus; im westlichen Theile mündet der Victoria-Strom.

Bei dem immer großartiger sich entwickelnden Verkehr in jenen östlichen Meeren erscheint es unbedingt nothwendig, an der Nordküste Australiens einige Häfen zu eröffnen, in welchen die Schiffe eine Zuflucht, Lebensmittel und Wasser finden und wo die Dampfer, welche durch die Torresstraße fahren, sich mit Kohlen versorgen können. Lange bevor Australien seine gegenwärtige Bedeutung gewann, machten die Engländer einige Versuche, Niederlassungen zu gründen. Schon 1825 legten sie auf der Insel Melville das Fort Dundas an, gleich nachher Fort Wellington, $11\frac{1}{2}$° S. in der Rafflesbai; beide Punkte waren jedoch ungünstig ausgewählt worden und man gab sie schon 1829 wieder auf.

Dann erfolgte ein dritter Mißgriff. Eine Hafenstation war nöthig, darüber konnte kein Zweifel sein. Um 1820 hatte ein Capitän King einen guten Hafen an der Nordseite der Halbinsel Coburg entdeckt, deren westliche Küste vom Vandiemens-Golf bespült wird. Die Lage desselben war an und für sich günstig, den Molukken nahe und bequem für die Schiffe, welche den Cours nach Neusüdwales durch die Torresstraße einschlagen. Die englische Admiralität ließ dann im Jahre 1824 die nordaustralische Küste zwischen 129 und 135° O. in Besitz nehmen und Capitän Gordon Bremer legte das eben erwähnte Fort Dundas an. Die französische Regierung, welche zur Zeit des Königs Ludwig Philipp eifrig darnach trachtete, sich in den östlichen Gewässern und in der Südsee größere Seegeltung zu erwerben, hatte Absichten auf Nordaustralien; diese wurden durch jene Besitznahme Gordon Bremer's vereitelt. Derselbe gründete 1837 einen Militärposten am Port Essington, welchen er — ein Engländer kann kaum anders — zum Verdruß aller verständigen Menschen — Victoria nannte. Seine Wahl war eine ganz verfehlte; der Seemann hatte einen Hauptpunkt vergessen, der sich überall in den tropischen Gegenden als eine wahre Lebensfrage herausstellt. Er gründete die Niederlassung an einem Hafen, der an sich vortrefflich, aber von Land umschlossen ist.

Nun ist aber längst bekannt und die Niederländer haben darüber Erfahrungen in Menge gemacht, daß in den Gewässern des indischen Archipelagus und im tropischen Theile von Australien die gesündesten Punkte an offenen Häfen liegen, oder am Ufer schiffbarer Ströme oberhalb des Salzwassers. Ich habe schon in einem frühern Bande unserer Zeitschrift darauf hingewiesen, daß landumschlossene Häfen gleichsam Niederlagen für Alles sind, was die Gesundheit schädigen kann. Windsor Earl hat in seinem trefflichen Buche über das tropische Australien schon vor dreißig Jahren diese Thatsache scharf hervorgehoben und manche Beweise beigebracht. So mußten die Holländer mehrmals den Plan aufgeben, im innern, landumschlossenen Hafen ihrer Gewürzinsel Amboina ein Arsenal zu bauen. Lombock hat einen trefflichen Hafen, aber die Schiffe ankern auf der Außenrhede. Die Engländer mußten auf den Andamanen Port Chatham und Port Cornwallis aufgeben, und ein Gleiches geschah von den Holländern auf Neuguinea mit ihrer Ansiedelung an der Torres-Bai.

Seit einer Reihe von Jahren sind von Südaustralien aus die Schafzüchter immer weiter und weiter nach Norden hin vorgedrungen, um neue, ausgedehnte Weidegründe zu suchen. Zu diesem Zwecke wurden von Seiten mancher unternehmender Männer Forschungsexpeditionen unternommen; die Ergebnisse derselben lauteten verschieden, aber die Südaustralier waren entschlossen, eine Kette von Niederlassungen von Süden nach Norden durch das Festland bis an den Vandiemens-Golf anzulegen, hauptsächlich Viehstationen, denn von anderen kann wegen der Beschaffenheit von Boden und Klima und Wassermangel kaum die Rede sein. Sie hatten ferner die Absicht, an jener Bai, die an und für sich keineswegs ungesund ist, eine Hafenstadt zu gründen, welche als Erfrischungsstation dienen kann und durch ihre Lage mit Leichtigkeit den Verkehr nach den Inseln des hinterindischen Archipelagus vermittelt. Sie gründeten Port Darwin an der Clarence-Straße, und so weit wir bis jetzt urtheilen können, ist die Wahl des Platzes eine zweckmäßige. Bereits haben sich einige hundert Ansiedler dort niedergelassen.

Die australischen Colonien der Ostseite haben längst ein ausgedehntes Telegraphennetz unter einander, das bis in das nördliche Queensland hinaufreicht. Es liegt ihnen aber daran, eine Verbindung mit Europa zu haben. Die Drähte reichen im Archipelagus vom Westen her bis an das Ostende von Java; dort beginnt die Lücke. Es handelt sich nun darum, dieselbe auszufüllen, und Port Darwin soll der Punkt sein, wo der Telegraph, welcher von Java aus nach Osten

fortgesetzt werden wird, seinen Anschluß für Australien findet. Die Südaustralier gingen eifrig ans Werk, um die Linie von Port Adelaide nach Port Darwin zu bauen, und eben jetzt (11. September) lesen wir, daß dieselbe zu Ende des Jahres 1871 dem Verkehr übergeben werden könne.

Gewiß ist die Herstellung dieser Linie durch die inneraustralischen Einöden eine schwierige Aufgabe gewesen, aber das Problem glücklich gelöst worden.

Den Antrieb zu diesem großartigen Unternehmen scheint F. S. Dutton gegeben zu haben, derselbe, welcher durch die Entdeckung der Kupfergruben von Kapunda, 1843, die Handelsblüthe Südaustraliens wesentlich gefördert hat. (Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 473.) Er lebt jetzt als Generalagent jener Colonie in London. Dutton erhielt dort von Pointe de Galle auf Ceylon ein Telegramm, das nur drei Stunden und neunundzwanzig Minuten unterwegs gewesen ist. Es übermittelte ihm Nachrichten aus Adelaide vom 14. August (die bis Pointe de Galle mit dem Dampfer gekommen waren, am 3. September 1 Uhr 7 Minuten Nachmittags, in London eingetroffen 4 Uhr 36 Minuten). Sie besagen: „Alle Abtheilungen des Telegraphen schreiten rasch vorwärts; der Forscher Roß hat Port Darwin am 7. Juni erreicht; Wasser und Holz in Fülle, das Land gut. Der Dampfer „Omeo" wird am 20. August in Port Darwin eintreffen, und ihm folgen unmittelbar noch vier andere Schiffe."

Dutton knüpft („Mail", 5. September) an diese kurze Nachricht einige Erläuterungen. Der eben erwähnte Herr Roß ist Oberverwalter der Schafstationen, welche weit im Innern liegen und einem Herrn Thomas Elder gehören. Mit dessen Erlaubniß hat er, ein erprobter „Buschmann", das Amt eines Pioniers übernommen, und für die verschiedenen Wagen- und Kameelabtheilungen die besten Routen ausfindig gemacht. Die Verkehrsstraße durch den Continent von Norden nach Süden ist nun festgestellt, und fortan werden Entdecker und Forschungsreisende von derselben nach Westen und Osten hin vordringen können, ohne besorgen zu müssen, daß sie sich verlieren; sie werden an jeder Telegraphenstation einen Rückhalt finden. Dutton ruft, etwas sanguinisch, aus: „Läuft es auf eine Wahnhoffnung hinaus, daß in dem unbekannten Innern Flüsse oder Wasserbecken entdeckt werden, welche es möglich machen, daß große civilisirte Gemeinwesen dort sich bewurzeln und den Boden bebauen, — oder daß, wie im südlichen und östlichen Australien, reiche Mineralschätze ans Licht gebracht werden? Dann wird das eiserne Roß den schwerfälligen, von Ochsen gezogenen Karren ersetzen." Die Zeit wird es lehren. —

Es möge hier hinzugefügt werden, daß die Holländer jetzt eifrig darüber aus sind, ihre Häfen im Archipelagus mit jenen Australiens in rasche und regelmäßige Verbindung zu bringen. In der Mitte des Juli lag der niederländische Kriegsdampfer „Curaçao" in der Hobsonsbai bei Melbourne. Er war von Batavia gekommen, um Einleitungen zu einer regelmäßigen Postverbindung zwischen beiden Theilen zu treffen. Von Melbourne wollte er nach Sydney und dann nach Brisbane in Queensland gehen und nachher Neu-Guinea besuchen. Ich will hervorheben, daß die Holländer diese Insel, welche sie seit längerer Zeit nicht nach Gebühr berücksichtigten, jetzt wieder ins Auge fassen, seitdem sich die Nachricht verbreitet hat, daß Rußland die Absicht habe, dort einige maritime Stationen anzulegen. Neu-Guinea, über welches Otto Finsch in Bremen ein gutes Buch veröffentlicht hat, verdiente auch von Seiten Deutschlands einige Beachtung. Es wird nach und nach wichtiger und das Innere ist, weil noch völlig unbekannt, ganz geeignet, Entdecker und Forscher, namentlich naturwissenschaftliche, zu reizen.

Wir erfahren, daß der Dampfer „Curaçao" Vorbereitungen zur Gründung einiger Niederlassungen treffen und die Souverainetät Hollands über und auf Neu-Guinea abermals ausdrücklich feststellen soll. Er will der von Rußland ausgerüsteten Expedition zuvorkommen.

Auf der „Curaçao" befand sich ein Herr Fraser, um Abschlüsse für die Herstellung einer Dampferlinie zwischen Batavia und Australien zu vermitteln. Von Java soll in jedem Monat ein Dampfer abgehen und zunächst Port Darwin berühren, wo das unterseeische Kabel vom Archipelagus her mit den australischen Telegraphen verbunden wird; es geht dann in einem Monate um ganz Australien herum, einmal der West- und Südküste entlang, mit Berührung von Adelaide, Melbourne, Sydney, Brisbane und durch die Torresstraße, und im nächsten Monat umgekehrt.

So gewinnt dieser ferne Osten eine gesteigerte Bedeutung für den Weltverkehr, und es gewährt ein hohes Interesse, diese Bewegungen zu verfolgen. Reicht doch nun der russische Telegraph schon ohne Unterbrechung bis ins Mündungsland des Amur; der Draht im südlichen Ostasien nach Norden hin über Hongkong, Schanghai und Japan schließt an.

Es gereicht mir zur wahren Freude anzuzeigen, daß die Weltkarte von Hermann Berghaus (Chart of the World, Gotha bei Justus Perthes) in einer neuen verbesserten Auflage erschienen ist. Das ist eine meisterhafte Arbeit, ausgezeichnet durch wissenschaftliche Genauigkeit, geschmackvolle Ausführung und Takt in der Auswahl dessen, was sie giebt; sie hat den großen Vorzug, nicht überladen zu sein, und deshalb erleichtert sie, was von großem Belang ist, die Uebersicht. Sie bildet zugleich einen Schmuck für jedes Zimmer und sollte in keiner gebildeten Familie zu vermissen sein.

Daß in der Kartographie Deutschland allen anderen Ländern weit voraus ist, und daß weder Engländer noch Franzosen auch nur annähernd in dieser Beziehung sich messen können, dafür liefert auch die neue Auflage von Heinrich Kiepert's Atlas (Berlin bei Dietrich Reimer) ebensowohl den vollgültigen Beweis, wie die neue Ausgabe von A. Stieler's Handatlas in 90 Karten, Gotha, Justus Perthes 1871. Wir wollen vorläufig erwähnen, daß diese neue Bearbeitung ein Werk der Herren A. Petermann, H. Berghaus und C. Vogel ist. Bisher sind zwei Lieferungen erschienen, und es gewährt einen wahren Hochgenuß, sich in die Betrachtung dieser herrlichen Karten zu versenken. Auf der Weltkarte zur Uebersicht der Meeresströmungen und des Schnellverkehrs (Karte 7) ist (wie auch schon auf der „Chart of the World") Port Darwin bereits eingetragen worden, eben so die Telegraphenlinie durch die russische Mandschurei und jene von Singapore nach Norden hin. Das Blatt ist in jeder Beziehung musterhaft.

Sittenschilderungen aus Südarabien.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

I.

Ein Besuch beim Sultan der Agareb.

Während meines Aufenthaltes in Aden zu Anfang 1871 lernte ich einen englischen Arzt kennen, der als türkischer Sanitätsagent dort angestellt war. Was er eigentlich zu thun hatte, das wußte Niemand, er selbst am wenigsten, und der hohen Pforte, die ihn in irgend einer seltsamen officiellen Laune dort ausgesetzt hatte, war es wahrscheinlich auch ein Räthsel. Er wohnte nicht in der Stadt, sondern zwei Stunden von Aden, dicht an der Towayibucht, dem Hafen, dem die Engländer den schönen Namen Steamer Point (Dampfschiffspitze) gegeben haben, was die Araber Staripak oder Stirapak oder auf sonst eine unbegreifliche Art aussprechen. Die viele freie Zeit, die ihm blieb, benutzte mein Bekannter zu Jagdausflügen, und zwar hauptsächlich auf der gegenüberliegenden Küste der Bucht, wo der kleine Staat der Agareb beginnt. Da er dessen Hauptstadt schon oft besucht hatte, so war er mir ein willkommener Begleiter auf einem Ausflinge dahin. Um jedoch eines guten Empfanges gewiß zu sein, so hatte ich mir von der englischen Behörde einen Brief für den Sultan geben lassen, so zu sagen einen Befehl, mich gut zu empfangen, denn diese kleinen Fürsten der Nachbarschaft sind, wenn auch nicht von Rechtswegen, so doch factisch Vasallen Englands.

Es war eine herrliche Fahrt über die schöne breite Towayibucht, eingerahmt von den majestätischen vulcanischen Felsmassen des Gebel Schamscham und Hasan. Sie dauerte fast zwei Stunden, denn der heftige Wind gestattete nicht ein Segel aufzuspannen, und unsere sechs Somalischiffer mußten uns hinüberrudern.

Ein merkwürdiges Völkchen, diese Somali, die zu Tausenden von ihrer nahen afrikanischen Heimath hierher kommen und jedem Gewerbe, das sie ergreifen, so viel Gewinn abzulocken wissen, um später in Berbera oder Zaila als reiche Leute zu erscheinen. Sie sind schwarz wie die Neger, haben aber fast europäische und meist sehr schöne Züge und Gliedmaßen. Das Haar ist ihr einziger Schmuck; dies wird röthlichblond gefärbt, hängt in dichten Büscheln um Hals und Nacken und giebt ihnen wirklich manchmal ein keineswegs unvortheilhaftes Aussehen. Wie alle afrikanischen Racen, sind sie keinen Augenblick still. Stets wird geplaudert oder gesungen, und sowie sie über ihre Glieder frei verfügen können, mit wahnsinniger Lebhaftigkeit getanzt. Letzteres lieben sie so leidenschaftlich, daß sogar einer mit mir auf dem Rücken versuchte, einige Sprünge zu machen. Wir mußten nämlich ans Land getragen werden, da das Ufer zu seicht war, um selbst unserm kleinen Boote die Annäherung zu gestatten.

Auf dem Lande hatten wir noch eine halbe Stunde durch Sand zu waten, ehe wir an das kleine Fort Hissuwa kamen, wo wir die Kameele zum Weiterritt finden sollten. Dieses sowie der ganze westliche Küstentheil ist bereits auch englisch, seit der Sultan den Agareb und den Gebel Hasan für 50,000 Thaler verkauft hat. Sein kleiner Staat ist jetzt ganz vom Innern abgeschlossen. Hissuwa ist ein sogenanntes Hossn, d. h. eine Burg mit drei Stockwerken, einem Thurme, Zinnen, Terrassen, Schießscharten, kurz, eine arabische Festung. Da sie aber aus Luftziegeln gebaut ist, so würde sie natürlich einer Kanone auch keine Stunde widerstehen. Die Burg war bewohnt von zwei arabischen Soldaten im englischen Dienst, schwarzen, halbnackten Kerlen, die sich nur darin von den Soldaten des Sultans unterschieden, daß sie bezahlt waren. Ich war erstaunt, auch einen Gefangenen hier zu finden, und zwar seltsamerweise einen Sohn des Reichs der Mitte, der, durch Zufall nach Aden verirrt, dort für gut gefunden hatte, Jemanden todtzuschlagen. Dafür war er nun nach Hissuwa verbannt, wo er sich übrigens sehr wohl befand, 30 Thaler monatlich für seinen Unterhalt bekam, sich einen Harem aus den weiblichen Anverwandten seiner Wächter, der beiden Soldaten, zusammengesetzt und dadurch diese zu Freunden gewonnen hatte, so daß sie ihn machen ließen, was er wollte. Er hätte längst entfliehen können, aber er hatte es zu gut. Englischer Gefangener, das ist eine zu schöne Anstellung für einen armen Chinesen, um sie leichtsinnig aufzugeben. Er zitterte bei dem Gedanken, daß er die Freiheit erhalten, aber Harem und Pension verlieren könne.

Hissuwa ist übrigens gar kein häßlicher Ort. In Arabien ist überall aus dem Lande etwas zu machen, so wie man sich nur Wasser verschaffen kann. Dies hatte man hier gethan durch Grabung eines trefflichen Brunnens, der eine ansehnliche Gartenfläche bewässerte, und eine schöne kleine Baumwollpflegung war die Folge davon. Hissuwa hat übrigens eine Menge Bewohner. Ich staunte über die Zahl der Leute, die zum Vorschein kam, während wir am Brunnen auf die Kameele warteten, und doch hatten wir, außer der Burg, gar keine Wohnungen gesehen.

Diese Wohnorte sind in der That manchmal schwer zu finden, und deshalb hat auch wohl noch kein Reisender etwas von wahren Behausungen des südarabischen Volkes gesagt. Selbst bei Wrede vermissen wir eine Notiz darüber. Er läßt uns glauben, die Leute wohnten auf freiem Felde. Denn daß sie nicht alle in den Hossn wohnen können, leuchtet ein. Das Geheimniß ist folgendes. Alle diese Leute wohnen in Hütten, aus Stroh oder Reisern gebaut, die aber an Farbe so sehr dem Erdboden gleichen, daß man sie oft kaum sieht. Das sind die wahren Behausungen der Bauern und Beduinen. Das Zeltleben ist hier gänzlich unbekannt. Gemauerte Häuser giebt es wohl in gewisser Anzahl überall, aber diese sind eigentlich mehr zu Festungs- als zu Wohnungszwecken errichtet, und wenn Jemand darin wohnt, so sind es die Häuptlinge und ihr Harem. Das Volk kommt nie hinein.

Endlich waren zwei Kameele gefunden, und der eine Soldat begleitete uns auf einem dritten. Was sage ich, auf einem dritten? Sein Kameel war von den unserigen so verschieden, wie ein englisches Racepferd von einem Karrengaul. Unsere Kameele waren eben ganz gemeine Thiere, das seinige ein edles Reitkameel, hier Rokub, sonst Hegin genannt, keine eigene Art, sondern eine verfeinerte Zucht

des einhöckerigen Kameels. Auf einem gewöhnlichen Kameel wird man geschüttelt und gestoßen, bekommt die Seekrankheit, und das Alles, um mit wahrem Schneckengang vorwärts zu kommen. Auf einem Rokub dagegen sitzt man so sanft wie auf Federn, und fliegt mit Windesschnelle. Ein Trinkgeld hatte bald den Soldaten dahin gebracht, daß er für den Ritt mit mir tauschte und ich nun trefflich zu sitzen kam, wenn auch meine träge Begleitung verhinderte, von der Schnelligkeit des Rokub Gebrauch zu machen.

Die Gegend, die wir durchritten, war unangebaut, und bei dem Wassermangel wohl auch kaum eines Anbaues fähig. Ueberall in den Küstenländern herrscht überhaupt Einöde, und wenn ein paar Felder da sind, so tragen sie doch nur ausnahmsweise eine ergiebige Ernte, denn die Küste ist auf die oft ausbleibenden Winterregen angewiesen, nicht wie das Innere, das den tropischen Sommerregen eine große Fruchtbarkeit verdankt. Eine Ausnahme findet nur da statt, wo ein Fluß das Wasser der tropischen Regen, das er im Norden empfängt, hinabführt. Auch hier war ein solcher Fluß, aber leider lag sein oberes Bett im Gebiete eines sehr industriösen Völkchens, der Abadel von Laheg, die sein sämmtliches Naß in Canälen ableiten und für die Bewässerung ihrer Felder verbrauchen, so daß zu den Agareb nur äußerst selten ein verlorener Tropfen gelangt. Trotzdem war die Landschaft nicht ohne Gewächse, sondern voll Strauchwerks, wie Mimosen, Nebek, Ricinus, Arakbäume, letztere freilich hier sehr klein, und Oschropflanzen, ein sehr schönes Gewächs mit großen, prachtvollen Blüthen, jedoch ein tödtliches Gift. Indeß auf dieser ganzen Strecke bis nach Bir Ahmed war kein Haus, keine Wohnung zu sehen. Die paar dürren Felder, von denen die Agareb ihr Leben fristen, lagen nicht auf dieser Seite.

Wir erreichten Bir Ahmed nach anderthalb Stunden. Der kleine Ort war malerisch. Er besteht aus einigen zwölf festungsartigen Gebäuden, ganz dem Hossn von Hissuwa ähnlich, nur war das des Sultans größer, hatte vier Thürme und eben so viel Stockwerke. Die Fenster waren alle ganz klein, mit etwas Holzgeschnitz verziert, und begannen erst in beträchtlicher Höhe vom Boden. Außer diesen Burgen gab es noch etwa zwanzig mittlere Häuser oder Schuppen. Auf allen Seiten waren jedoch Hütten errichtet, die auf einer sogar ein wahres Dorf bildeten. Unsere Ankunft wurde in üblicher Weise angekündigt, nämlich durch einen Schuß, den unser Soldat dicht beim Schlosse des Sultans, wo sich einstweilen noch keine Seele blicken ließ, abfeuerte. Dies Manöver ging sehr langsam von Statten. Da die Südaraber von Bab el Mandeb bis Oman (wo es Feuersteinschlösser geben soll) als Schießgewehr nur die Luntenflinte gebrauchen, so hatte auch unser Soldat, obgleich in englischem Dienst, eine solche. Diese loszuschießen, mußte er erst Feuer schlagen, seinen Zündfaden anstecken und dann die Pfanne mit Pulver bestreichen. Sein Schuß lockte einige schwarze Kerle hervor, die uns gleich in die Mitte nahmen und in den nur ein paar Schritte entfernten Empfangsraum des Sultans führten.

Dieser Raum war ein ganz gewöhnlicher Schuppen, ziemlich niedrig, natürlich ohne alle Möbel, nur der Boden mit einer Strohmatte bedeckt. Ich fragte, ob uns der Sultan nicht in seinem Schloß empfangen oder uns dasselbe wenigstens zeigen werde, erfuhr aber, daß der Harem darin sei, und wo der ist, da kann man aller Neugierde gute Nacht sagen. Der Schuppen war voll Menschen, die dicht an der Wand am Boden hockten, Alle nackt bis auf das Lendentuch, das vom Mittelkörper bis in die Gegend des Knies hinabreichte, und aus dem die riesige Gembye (Dolchmesser) hervorstach. Diese ist an und für sich nicht so groß, scheint aber so wegen der enormen Scheide, welche hufeisenförmig ist und auf der dem Griff entgegengesetzten Seite einen großen metallenen Köcher hat, der aber lediglich zum Zierrath dient. Die Waffen sind der einzige Luxus dieser Leute. Ihre Geräthe, die zwei Pulverhörner, ein großes, Edda genannt, von Schneckenform, ein kleines, Meghae (für die Pfanne), mehr sichelförmig, die Kugeltasche, der Beschlag des Bandeliers, die Scheide und Amud (der Köcher) der Gembiye, alle diese Gegenstände sind bei sehr vielen von massivem Silber und oft hübsch verziert. Manche haben außerdem noch ein gerades, breites Schwert, Nemescha genannt, dessen Griff und Scheide nicht selten auch von Silber sind. Der Südaraber verwendet alles ihm erschwingliche bare Geld auf den Waffenschmuck. Jeder andere Luxus ist ihm gleichgültig, ja er verachtet ihn. Vom dreizehnten Jahre an trägt er die Gembiye, dann wird er für einen Mann erklärt und darf im Kreise der Männer Platz nehmen. Auch in dem Kreise, in welchen wir nun geführt wurden, befanden sich halbe Kinder, die schon großmächtige Gembiyes in ihrem Gürteltuch stecken hatten.

Der Sultan erschien bald. Er war so schwarz, wie seine Unterthanen, etwa funfzigjährig, mit spärlichem Bart, mager, mittelgroß, trotz der dunkeln Haut durchaus nicht negerartig, sondern von sehr edelgeformten Zügen. Diese Beschreibung kann im Allgemeinen für die aller Araber vom tiefsten Süden gelten. Dies ist die Race der Himyaren, eines Volkes, das sehr den Abyssiniern von Tigre (nicht den Amharen) gleicht, und sich eigentlich nur durch etwas schlichteres Haar von diesen unterscheidet. Daß das Klima nichts mit der Schwärze der Haut zu thun haben kann, beweist, daß die Yafi', die ein kühles Bergland bewohnen, eben so schwarz sind, wie die Beduinen im heißen Tieflande, während die Scherife, Nachkommen des Propheten, obgleich ihre Familien schon seit Jahrhunderten hier wohnen, in deren Adern aber centralarabisches Blut rollt, sich durch eine viel hellfarbigere Haut unterscheiden.

Der Sultan war eben so wenig mit Kleidungsstücken überladen, wie seine Unterthanen. Sein Lendentuch, sein Kopfbund waren nicht von besseren Stoffen. Auch seine Waffen zeichneten sich nicht durch Reichthum aus, denn etwas Werthvolleres, als Silber, darf ein guter Moslem gar nicht zur Schau tragen. Dies ist das allgemeine Costüm in ganz Südarabien, natürlich die Seestädte ausgenommen. Aber im Innern kleidet sich kein Mann anders. Nur der Sultan von Laheg hat, seit er in Bombay war, eine Art von phantastischem Theatercostüm angenommen, weswegen ihn die Beduinen weidlich verspotten und verachten. Denn, wie gesagt, Kleider gelten hier durchaus nichts. Luxus im Costüm gilt sogar für unmännlich und nebenbei auch eines frommen Moslems für unwürdig.

Der Sultan wurde von Allen auf eine sehr herzliche, durchaus nicht kriechende Weise begrüßt. Nachdem er Platz genommen, ging Einer nach dem Andern auf ihn zu, faßte seine Hände, um sie zu küssen, was er geschehen ließ, aber gleich die Hand des Andern festhielt und zu seinen eigenen Lippen führte; also ein gegenseitiges Händeküssen, sehr verschieden von der Hofsitte in Laheg, wo Sultan und Prinzen sich ganz ruhig das Knie küssen lassen und keine Miene eines Gegengrußes machen. Der Sultan der Agareb blieb auch nicht steif sitzen, sondern erhob sich immer zu halb stehender Stellung, wenn ihm Jemand zum Gruße nahte.

Man reichte jetzt den unvermeidlichen Gischr herum, den Absud der Kaffeehülsen, der im Tieflande ausschließlich getrunken wird, da der eigentliche Kaffee für zu erhitzend gilt. Er schmeckt nicht unangenehm, ist leicht und man kann von ihm so viel trinken, wie man Lust hat,

ohne die geringste Erhitzung zu spüren. In der That trinken die Leute ihn hier so massenhaft, daß Einer oft 30 Tassen täglich genießen soll. Der Gischrtopf steht immer bereit, und jedem der Anwesenden wird Gischr angeboten. Ich mußte drei Tassen trinken.

Im Zimmer standen drei große Wasserpfeifen, hier Buri genannt, aus denen man den Tambeki raucht, die einzige im Lande bekannte Tabacksart. Die Buri sind hier riesengroß, von Mannshöhe, mit einer enormen Cocosnuß in der Mitte, durch die der Dampf geleitet wird. Das elastische lange Rohr macht die Runde. Jeder thut ein paar Züge und reicht dann das Rohr seinem Nachbar.

Der Sultan las natürlich das officielle Schreiben und wurde sehr freundlich. Wir mußten durchaus so lange bleiben, um mit Essen tractirt zu werden. Man schlachtete ein Schaf und bereitete den Heris, die Lieblingsspeise und das Nationalgericht aller Südaraber. Der Heris ist eine Art von Polenta, aus Durramehl, mit Sesamöl oder Butter, und aufgelegten Fleischstückchen. Das Leibgericht der Vornehmen ist die Assida, aus Weizenmehl, Butter und Honig bereitet. Dabei ißt man das Fleisch gesondert, stets nur halb gebraten, oft auf der einen Seite roh, auf der andern verbrannt. Indeß die Agareb sind arm und die luxuriöse Assida konnte man hier nicht verlangen. Brot wird auf dem Lande wenig gegessen. Der Heris ersetzt es auch, da Mehl sein Hauptbestandtheil ist.

Das Gespräch wollte lange nicht in Fluß kommen. Verstand ich auch den Dialekt der Agareb, so war dies Verständniß doch nicht gegenseitig. Nachdem ich eine lange Rede in der mir gewohnten dem Centralarabischen näher stehenden Sprache gehalten, schaute mich der Sultan verwundert an und fragte nach einiger Zeit: „Was hast Du gesagt?" Mein Begleiter, der gar nichts gesprochen und nur von Zeit zu Zeit schlau gelächelt hatte, kam besser weg. Ihm machte der Sultan das Compliment, er sage zwar nichts, man sähe es aber seinem Geberdenspiel an, daß er gut Arabisch könne. So gilt hier immer die alte Regel: „Schweigen ist Gold."

Alle waren sehr neugierig, zu wissen, weswegen wir denn eigentlich gekommen seien. Denn der Südaraber ist viel zu mißtrauisch, um sich denken zu können, man käme in sein Heimathsdorf, bloß um es anzusehen. Wir mußten durchaus etwas Politisches im Schilde führen. Das Wahrscheinlichste schien, daß wir gekommen wären, um den Sultan noch um den letzten Rest seines kleinen Staates, der ihm seit dem Verkauf der Küste und des Gebel Hasan geblieben, zu bringen. Er hielt es deshalb für angezeigt, uns eine recht klägliche Schilderung seines Landes und Volkes zu machen, um uns abzuschrecken, so werthlose politische Objecte in Besitz zu nehmen.

Diese Leute waren so wenig von der Scholle weggekommen, daß sie von nichts einen Begriff hatten, was nicht zu dem sehr engen Kreise ihrer alltäglichen Beobachtungen und Erfahrungen gehörte. Als ich eine Cigarre anzündete, wunderte sich Alles über diese Neuigkeit. Mit dem gewohnten arabischen Mißtrauen wurde gleich etwas Verbotenes darin gewittert, nämlich der Haschisch, vor dem diese Völker einen großen Abscheu haben, bis einer der Brüder des Sultans, der in Mekka gewesen war, der Versammlung erklärte, was das Wunderding sei, und daß es sogar in Mekka vorkäme. In der Politik herrschte natürlich dieselbe Unwissenheit. Da jedoch jeder Araber gern von Kriegen hört und keine Gelegenheit, darüber etwas zu erfahren, verabsäumt, so war die Nachricht vom deutsch-französischen ihnen nicht entgangen und bildete natürlich auch heute den Gesprächsgegenstand. Nun kennen alle Südaraber nur zwei europäische Völker, Engländer und Franzosen. Wer die Nation sei, die mit letzteren Krieg führte, darüber zerbrachen sie sich nicht die Köpfe. Als ich versuchte, ihnen dieses und zugleich meine eigene Nationalität zu erklären, schienen sie zwar hinzuhorchen, aber gleich darauf hatten sie das wieder vergessen und nur so viel behalten, daß ich kein Engländer sei. Folglich, meinten sie, müsse ich ein Franzose sein, und machten mir nun (komisch genug) allerlei Complimente über die „grande nation".

Diesen Gesprächen zu entgehen, machte ich einen Gang durchs Dorf oder die Stadt, wie die Agareb stolz sagen. Damit war ich bald fertig. Die unbetretbaren Schlösser, die paar Häuser, eine Moschee, die wie ein Schuppen aussah, und etwa zehn kleine Läden waren Alles, was zu sehen war. Letztere stehen im Innern Südarabiens niemals offen, wie sonst in arabischen Ländern, sondern die Thür ist angelehnt, und der Fremde würde gar nichts vom Laden merken, sagten es ihm die Eingeborenen nicht, die eben daran jeden Laden erkennen, denn die Thür eines Wohnhauses läßt man in diesem Lande des Mißtrauens nie auch nur halboffen.

Die Sitte ist in der That hier eisern streng, wie bei vielen solchen sogenannten Naturvölkern, bei denen man ungezwungenes Wesen zu treffen vermeint, und oft viel lästigern Zwang findet als in unserm „übertünchten" Europa. Davon gab mir mein Besuch des Hüttendorfes einen Beleg. Kaum wollte ich in eine Gasse desselben einlenken, als mir einige Beduinen in den Weg rannten und mit ihrem ewigen „Tesdur" (Verbot) betheuerten, das sei ein Harem und ich dürfe um keinen Preis hinein. Also das ganze Hüttendorf nur Harem? Nun ja, in einem gewissen Sinne war es so. Man konnte nämlich da nicht, wie in den gemauerten Häusern, die Frauen unter Schloß und Riegel halten, und so gingen diese Schönen in den Gassen frei umher, was sie in der Stadt nicht gedurft hätten. Die Frauen sind nämlich durch das Einsperrungssystem dahin gelangt, daß sie, wie Kinder, Alles für erlaubt halten, woran sie nicht durch Gewalt verhindert werden. Von ehelicher Treue ist im Princip keine Rede. Die Frau wird eben nur so lange der Treue für fähig gehalten, als sie keine Gelegenheit zum Gegentheil findet. Bietet sich eine solche Gelegenheit und widersteht sie selbst der Versuchung, so glaubt es doch kein Mensch. Der Ehemann ist ebenso entehrt, wenn seine Frau das unschuldigste Gespräch mit einem fremden Manne geführt hat, als wie wenn sie Jahre lang im Ehebruch gelebt hätte. Die Frau wird eben für willenlos angesehen, und an eine moralische Würde derselben glaubt Niemand. Bei dem freien Beduinen des Innern steht die Frau höher.

In der That habe ich in der Stadt kein einziges weibliches Wesen erblickt. Im Hüttendorf aber hatte ich Zeit gehabt, einige zu sehen. Sie waren klein, mager, schwarz, aber dabei von sehr regelmäßigen und angenehmen Zügen. Diese Schönen trugen indigogefärbte Hosen, ziemlich eng und unten zusammengebunden; der Oberleib war nackt und man sah die feinen, langen, aber keineswegs welken Brüste deutlich, bekanntlich eine große Schönheit nach arabischen Begriffen, nach denen das Wort „Ziegenbrust" für eine schmeichelhafte Bezeichnung gilt. Diese Reize zu verbergen wird selbst dann nicht für nöthig erachtet, wenn das Gesicht verschleiert werden muß. Letzteres geschieht hier in derselben Weise wie in Aden, d. h. ein buntes Musselintuch wird, glatt angespannt, über dem ganzen Gesicht getragen. Löcher für die Augen sind nicht vorhanden; da indeß das Tuch dünn ist, so sieht die Schöne ihren Weg; ihr Gesicht wird aber nicht gesehen, wie z. B. bei der durchsichtigen Tülle, welche bekanntlich die Türkinnen tragen.

Mein Gefährte, der englische Arzt, hatte das „Tesdur" der Beduinen nicht rechtzeitig vernommen und war ganz un-

befangen in das Hüttendorf hineingegangen. Dort gab es indessen bald Skandal. Er sah sich nämlich sogleich von einem Schwarme junger Weiber umgeben, die ihn um Bakschisch (Trinkgeld) anschrien. Die Frauen haben nämlich selbst kaum eine Ahnung davon, wie sie sich im gegebenen Falle einem fremden Manne gegenüber zu benehmen hätten. Kommt ein solcher Fall vor, so sind sie ohne alle Erfahrung und geben sich, wie Kinder, den Eindrücken des Augenblickes hin. So war es natürlich, daß sie meinen Begleiter, statt vor ihm zu fliehen, umringten, da seine Gegenwart ihnen Zerstreuung und möglicherweise Geschenke versprach. Während er ihnen einige Pais (ostindische Münze, 1¼ Pfennig werth) spendete und seine Augen dabei auf den verbotenen Reizen ruhen ließ, sprangen plötzlich mehrere Beduinen mit Gembiye und Nemescha hervor, um ihn mit Waffengewalt aus dem „Harem" hinauszutreiben. Er zog sich jedoch mit aller Würde zurück; dies ging aber den Beduinen nicht schnell genug, und Einer war gleich bereit, seine Luntenflinte auf ihn anzulegen. Indeß die Lunte fing nicht so schnell Feuer, wie er, und bis die Pfanne bestrichen, der gelbe Faden angezündet war, verging so viel Zeit, daß der türkische Agent dem Schuß ausweichen konnte. An seiner Stelle wurde ein werthvolles Reitkameel getödtet, und dies gab zu unendlichen Streitigkeiten Anlaß, die sich nun vor dem Sultan abspielten. Letzterer, obgleich officielle Freundschaft für uns heuchelnd, konnte denn doch nicht umhin, den Doctor für seine allzugroße Neugierde zu tadeln. „Aib!" (Schande), „Aib Kebir!" (große Schande), so rief er jeden Augenblick aus, so oft von der Escapade in das unnahbare Hüttendorf die Rede war. In Allem, was einen „Harem" betrifft, können eben die Araber sich nie auf den europäischen Standpunkt stellen.

Die Männer, die das Hüttendorf bewohnen, müssen sich, wenn sie nach Hause gehen, sehr vorsichtig benehmen, wenn sie den Frauen Anderer begegnen, stets ausweichen und auf den Boden sehen. Doch an diese Heuchelei ist der Araber schon gewöhnt. Die Stadtbewohner sind auch einer Anzahl lästiger Sittenregeln unterworfen. Die Terrassen bleiben den Frauen vorbehalten; deshalb soll ein Mann nicht einmal die seines eigenen Hauses betreten, weil er die Nachbarinnen sehen könnte. Ebensowenig soll er aus dem Fenster sehen, da es möglich wäre, daß sich am gegenüberliegenden eine Nachbarsfrau befände. Auch darf der durch die Straße Gehende nicht etwa zu den geöffneten Fenstern der Häuser aufschauen, weil oft Frauen aus denselben blicken. Man vergittert nämlich die Fenster nicht, wie in Nordafrika und der Türkei. Die Frauen selbst brauchen sich keinen Zwang im Umherblicken aufzuerlegen. Am Manne ist es, sie nicht zu sehen oder zu thun, als sähe er sie nicht. Auch in Aden herrscht im arabischen Viertel ganz dieselbe Sittenstrenge. Ich rief einmal einen förmlichen Aufruhr hervor, als ich die Terrasse des von mir bewohnten Hauses bestieg, und man nahm es sehr übel, wenn ich meine Fensterläden öffnete, weil Araberinnen mir gegenüber wohnten.

Daß ein Mann in seinem Hause Niemand empfangen kann, versteht sich von selbst, deshalb sind auch die Männer fast immer draußen. Der Schuppen des Sultans ist der allgemeine Versammlungsplatz.

Aus allen Erdtheilen.

Die Tiefseeforschungen des Dampfers „Pomerania" in der Ostsee.

Wir erwähnten neulich, daß auch die deutsche Marine an den Tiefseeforschungen sich betheilige, und daß die „Pomerania" seit Juli beschäftigt sei, das baltische Meeresbecken zu erforschen. Wir lesen jetzt, daß sie am 24. August von ihrer erfolgreichen Fahrt nach dem Kieler Hafen zurückgekommen ist. Sie hat den tiefsten Theil der Ostsee nach drei verschiedenen Richtungen hin befahren. Während dieser Fahrten wurde gelothet, die Temperatur und der Salzgehalt der oberflächlichen und tiefsten Wasserschichten gemessen, die Richtung der Strömungen an der Oberfläche und in der Tiefe bestimmt, und mit Schleppnetzen die Bodenbestandtheile sammt Pflanzen und Thieren vom Meeresgrunde heraufgeholt. Die tiefsten Stellen des Ostseebeckens zwischen Gotland und Windau wurden 720 Fuß gefunden, nicht 1100 Fuß, wie sie nach älteren Angaben sein sollten. Auf diesem 600 bis 720 Fuß tiefen Meeresboden war das Wasser eisig kalt. Die hinuntergelassenen Thermometer zeigten eine Temperatur von ½ bis 2 Grad R. an (Ende Juli!). Lebende Pflanzen waren daselbst nicht; von Thieren wurden nur zwei Arten Würmer in einigen Exemplaren in dem emporgeholten Thon und Mud gefunden. Die in dieser Tiefe herrschende Kälte wird alle Süßwasserthiere ausschließen, und der sehr schwache Salzgehalt die allermeisten von denjenigen Seethieren, welche in gleichmäßig kaltem Wasser leben können. Von 300 Fuß Tiefe aufwärts bis zum flachen Strande leben Thiere, Pflanzen wachsen meistens an flacheren Stellen und gehen gewöhnlich nicht über 60 Fuß tief. Theile abgestorbener Pflanzen gleiten jedoch bis in die größten Tiefen hinunter und nähren dort noch einige Würmer. Die Ostsee erhält fortdauernd salziges Wasser aus dem Kattegat. Es strömt in der Tiefe in die Ostsee ein, während schwach brakisches Wasser, welches leichter ist, an der Oberfläche in die Nordsee fließt. Im westlichen Ostseebecken, westlich von Rügen, ist der Unterschied zwischen dem schwachsalzigen Oberflächenwasser und dem starksalzigen Grundwasser viel größer als im ganzen östlichen Theile, wo der Salzgehalt überhaupt sehr gering ist. Daher treten auch westlich von Rügen mit einemmal eine Menge Seepflanzen und Seethiere auf, die dem östlichen Becken gänzlich fehlen. Sehr reich an Pflanzen und Thieren wurde die Ostsee vor der mecklenburgischen Küste, in der Lübecker Bucht und vor der holsteinischen und schleswigischen Küste gefunden. Alles, was während der Expedition beobachtet und gesammelt worden ist, soll demnächst wissenschaftlich bearbeitet und dann auch veröffentlicht werden.

Steinkreise und Steinberge in Ostpreußen.

g. Dr. M. Töppen hat sorgfältige Untersuchungen über die aus der alten Preußenzeit stammenden Steinkreise und Steinberge angestellt, welche in Masuren, in der Gegend von Hohenstein, vorkommen. Unter den dort befindlichen Steinkreisen hat einer gegen 56 Schritt Umfang, 18 Schritt Durchmesser und besteht aus 21 etwa 3 bis 6 Fuß von einander entfernten Steinen von 2 bis 3 Fuß Mächtigkeit, die etwa zur Hälfte ihrer Dicke im Sande stecken. Dieser dürfte der größte sein und liegt auch ziemlich in der Mitte. Andere Kreise, ebenso gebildet, haben eine annähernde Größe. Die Zahl derselben beträgt dort 15 bis 20. Sie liegen nahe bei einander und sind durch Zwischenräume von 3 bis 11 Schritten von einander getrennt. Die Stelle liegt rechts ab von der alten Straße, die von Hohenstein nach Neidenburg führt, in der Nähe des Dorfes

Kunchengut, und heißt bei den Bewohnern Kameniza, d. h. Steinfeld, Kirchhof. Das Innere der Kreise besteht aus Sand, hier und da ist das Centrum noch durch einen Stein bezeichnet. Die Bewohner behaupten, unter jedem Steine der Peripherie befinde sich ein Aschenkrug, und dergleichen Töpfe seien oft ausgegraben worden; jedoch hat Dr. Töppen trotz sorgfältiger Ausgrabungen nichts gefunden, außer Bruchstücken von Knochen, die wohl im Feuer gelegen haben mögen, und große Thierzähne.

Aehnliche Steinkreise sind in derselben Gegend bei dem Dorfe Wilken, ferner in der Nähe von Danzig, wie auch im Kreise Lauenburg, im Kreise Angermünde in der Mark Brandenburg und in Kurland gefunden worden. An einzelnen Stellen hat man in der Mitte tiefe Aschenhaufen und auch hier und da Urnen gefunden.

Nach dem Berichte des polnischen Geschichtsschreibers Dlugosz hatte bei den alten Lithauern und Szamaiten jedes Haus und jede Familie eines Dorfes ihre abgesonderte Brand- und Feuerstätte im Walde. Da die ganze Einwohnerschaft gemeinschaftlich am 1. October bei denselben Feste feierte, so hatte man sie neben einander angelegt. Wahrscheinlich, so schließt Dr. Töppen, ist dies auch bei den Preußen der Fall gewesen, denn die Lage und die Zahl der Kreise entspricht einem solchen Zwecke vollkommen. Hier wurden die Leichname der Familie verbrannt, hier Trank und Speise für die Todten aufgestellt und die Familie mag wohl auf den Steinen Platz genommen haben.

In der Nähe des oben genannten Dorfes fand Dr. Töppen auch einen Steinkreis. Derselbe hat am Grunde 50 Fuß Durchmesser und erhebt sich etwa 5 Fuß hoch. In der Basis sind in einer Entfernung von 5 bis 6 Fuß Parallelkreise von runden, 2 bis 3 Fuß dicken Steinen gelegt, die Zwischenräume und die Kuppe sind aus kleineren Steinen gebildet, die man regelmäßig aufgebaut hat. Sorgfältige Nachgrabungen haben aber weder Urnen noch Knochen, noch andere Funde herausgefördert. Der Bau, zu dem etwa 300 Fuder Steine gehören, setzt entweder „einen sehr regen Gemeinsinn, oder einen sehr harten Frohndienst voraus."

* * *

— Das Bett des Tiberstroms soll endlich einer genauen Durchforschung unterworfen werden. Unter dem Sande, welcher sich seit zweitausend Jahren angehäuft hat, wird man sicherlich eine große Ausbeute archäologischer Schätze finden. Mißliebige Kaiser sind vom Volke in die Tiber gestürzt worden mitsammt ihren Diademen und Rüstungen. Stets wenn Rom in die Gewalt der „Barbaren" fiel, der Gothen, Vandalen, Normannen und Deutschen, sind manche Schätze dem Sande des Stromes anvertraut worden und in demselben liegen geblieben. Nun hat sich ein Verein von Alterthumsforschern und Künstlern gebildet, der zu wissenschaftlichen Zwecken sorgfältige Untersuchungen anstellen will; an der Spitze steht Alessandro Castellari, ein sehr tüchtiger Mann. Endlich hat in Rom sich auch eine Gesellschaft gebildet, welche die ewige Stadt gegen die periodischen Ueberschwemmungen schützen will, von denen sie so oft zu leiden hat. Die päpstliche Regierung war die schlechteste auf dem ganzen Erdball, und that nichts, um die Verheerung durch Wasserfluthen abzuwenden.

— Spuren der Eiszeit in Marokko. Der englische Botaniker Hooker hat auf seinen marokkanischen Reisen in den oberen Theilen des Atlas — die Localität finden wir nicht näher bezeichnet — unzweifelhafte Spuren einer alten Eiszeit und Gletscherthätigkeit gefunden. Er entdeckte in einer Höhe von über 6000 Fuß eine großartige, völlig unverkennbare Moräne. Auffallend war jedoch die Abwesenheit aller und jeder polirter, geritzter oder geschliffener Steinflächen in dem Thale oberhalb wie unterhalb der Moräne. Heute existirt bekanntlich kein Gletscher oder sogenannter ewiger Schnee im Atlas mehr. Die Vegetation Marokkos fand Hooker, wie zu erwarten war, mit jener Spaniens wesentlich übereinstimmend.

— „Nun kaufen wir das Papier umsonst!" rufen die Lazzaroni in Neapel, und John Bull ist bei ihnen sehr populär geworden. In der „Times Mail" erzählt ein Correspondent Folgendes: „Ich war Zeuge eines interessanten Schauspiels. Die Fußwege an der Riviera und die Blumenbeete fand ich über und über mit Papier bedeckt, und da war ein Mann, der dasselbe mit dem Besen zusammenfegte. Diese Scene beobachtete ich Tag für Tag; trotz des Besens und des Fegens lag an jedem Tage wieder Alles voll Papier. Endlich nahm ich mehrere Blätter auf, betrachtete mir dieselben und fand, daß sie einem Neuen Testament angehörten. Nun forschte ich weiter nach. In der Umgegend der Villa fand ich zwei Buden; in der einen wurden Bibeln zum Verkauf ausgeboten, in der andern Neue Testamente umsonst vertheilt. Hier hatte sich eine Schaar Leute eingefunden, die alle Papier verlangten und so viel bekamen, wie sie nur wollten. Ein Landsmann, der sorgfältig beobachtet hatte, erzählte mir, daß an einem einzigen Tage, dem Montage, nicht weniger als siebentausend Tractate solcher Gestalt vertheilt worden seien und daß das im Durchschnitt täglich mit zweitausend Stück geschehe! Verkauft dagegen waren in vier Tagen genau zwanzig Exemplare von Bibeln. Nun verkaufen die Lazzaroni den Tractat für 1 Soldo als altes Papier; dasselbe geschieht mit dem Neuen Testamente. Man hört ausrufen: Hier fliegen St. Lucas und St. Marcus durch die Lüfte! Die Exemplare werden dann zerrissen." Daß sie zu keinem heiligen Gebrauche verwandt werden, versteht sich von selber. Die Engländer sind wunderliche Leute; sie geben Geld weg, um den neapolitanischen Lazzaroni Maculatur zu verschaffen!

— Die Stadt Neuyork hat die buntscheckigste Bevölkerung, welche man sich nur denken kann. Sie zählt etwa eine Million Seelen; davon entfällt die eine Hälfte auf eingeborene Nordamerikaner, die andere ist aus fremdgeborenen Menschen zusammengesetzt, welche nicht weniger als vierzig verschiedenen Nationalitäten angehören. Etwa 500,000 Menschen wohnen in 20,000 Häusern. Die Zählung hat ungefähr 300 Schulen mit 105,000 Schülern ergeben; 430 Kirchen, Capellen und Missionen; an 7000 Spirituosenschänken und Läden. Täglich werden 40,000 Kegs (Tönnchen) Lagerbier vertilgt, im Jahre zwischen 14- und 15,000,000; 4,000,000 Barrels Mehl; für 30,000,000 Dollars Fleisch; für 68,000,000 Dollars Spirituosen, Wein und Bier mit eingerechnet. In Fabriken und Manufacturen ist ein Capital von 65,000,000 Dollars angelegt worden; man zählt 71 Banken mit 90,000,000 Dollars Capital. Im Laufe des Jahres 1870 sind 66,880 Leute wegen Trunkenheit und ungebührlichen Betragens verhaftet worden. Neuyork zahlt $2\frac{1}{2}$ Millionen Dollars für Eis, 7 Millionen für Theater und andere derartige Lustbarkeiten, $1\frac{1}{2}$ Millionen für Blumensträuße und Blumenverzierungen. Die städtischen Eisenbahnen werden von mindestens 1 Million Fahrgästen benutzt; 92,272 Personen sind unter Obhut der Armenpflege.

— In Neuyork practisiren gegenwärtig an 200 homöopathische Aerzte, 6 homöopathische Heilanstalten, und 2 höhere Lehranstalten sind für die Ausbildung homöopathischer Aerzte thätig. Seit Anfang dieses Jahres ist auch ein „Hahnemann Hospital" eröffnet worden, das zwischen 150 bis 200 Kranke aufnehmen kann.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

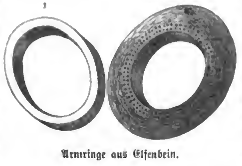
September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Aus dem Leben und Treiben des Kaffervolkes in Südost-Afrika.

II.

Putz und Zierrath. — Halsschmuck von Thierzähnen. — Mannbarkeitserklärung; Abscheeren des Kopfhaares; Issikolo. — Die Waffen: Assagaye und Keule. — Der Schild. — Anordnung bei einem Gefechte. — Feierlichkeiten bei Eröffnung eines Feldzuges. — Regimenter und Uniformen. — Die große Heerschau nach dem Kampfe. — Loblieder auf den König. — Belohnung der Tapferen.

Unsere Illustrationen zeigen, mit wie vielerlei Putz und Zierrath sich insbesondere auch die **Krieger** behängen; überhaupt sucht jeder Kaffer so viel Staat als irgend möglich zu machen und in seiner Weise recht schmuck zu sein. Junge, stutzerhafte Offiziere binden Stränge, die mit recht großen, weißen Glasperlen verziert sind, dicht oberhalb der Augenbrauen um den Kopf, dergestalt, daß einige Perlen auf die Nase herabhängen, andere zu beiden Seiten der Augen. Unsere Abbildung auf S. 162 (Nr. 1) stellt einen solchen Kopfschmuck dar, welcher übrigens nicht ganz aus Perlen besteht; diese sind in die Stränge eingeflochten; jene an den Enden sind weiß, die übrigen scharlach, grün und rosenroth. Dieser Kopfgürtel, wenn der Ausdruck erlaubt ist, hat eine Länge von vier Ellen. Die übrigen, neben demselben abgebildeten Ornamente sind Weiberschmuck, ein schmaler Gürtel und allerlei Behang.

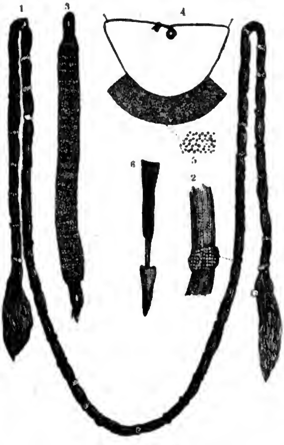


Armringe aus Elfenbein.

In Bezug auf den **Halsschmuck** überläßt sich der Kaffer den merkwürdigsten Phantasien. Unsere Illustration auf S. 163 stellt zwei Halsbänder dar; das eine (Nr. 1) besteht ganz aus Glaskorallen und Thierzähnen, das andere (Nr. 2) ist eine Art von Nachahmung desselben in Metall. Bei dem erstern hat der Verfertiger sechs oder sieben sehr feine Lederstreifen genommen, auf dieselben kleine, schwarze Perlen gereiht und dann auf jeden Strang in Zwischenräumen noch größere Perlen befestigt, die weiß und mit Hellblau besprenkelt sind. Die **Zähne** von Leoparden und anderen Katzenthieren wechseln zwischen drei und fünf Stück. Der Schmuck gehörte einem Jäger, welcher durch denselben aller Welt kund gab, daß er wilde Bestien erlegt habe. Ein anderer Mann nahm sich dieses Halsband zum Muster und ahmte es in **Metall** nach (Nr. 2), nur der eine Zahn, welcher am untern Theile der längste ist, besteht aus einem zahnartig zugespitzten Knochen. Nicht geringern Werth legt der Stutzer auf **Ringe**, die aus **Elfenbein** verfertigt werden; sie deuten an, daß er ein wohlhabender Mann sei und einen Elephantenzahn nicht etwa verkauft, sondern lediglich verwandt habe, um für seine Person einen Zierrath daraus zu verfertigen.

Ein Kaffer, der sich nach altem Landesbrauch aufputzt, gewährt uns Europäern einen barbarischen aber malerischen Anblick. Sobald er sich theilweise oder ganz wie ein „civilisirter“ Mensch kleidet, erscheint dagegen der chocoladenbraune Mann wie ein Zerrbild, und je besser sein civilisirter Anzug ist, um so häßlicher sieht der Kaffer aus; er bewegt sich in demselben linkisch und unbeholfen, und sein Gang wie seine ganze Haltung verliert das Stolze und Imponirende, das Würdevolle, welches den urwüchsigen Kaffer kennzeichnet. Da, wo die Leute in den Grenzgebieten vielfach mit den Weißen in Berührung kommen, sind schon die wollenen Decken an die Stelle des viel zweckmäßigern Karoß getreten; dieser Fellmantel wird aber von den älteren Kriegern immer noch getragen und nach Gebühr in Ehren gehalten. —

Ein Knabe, der mannbar geworden ist, wendet sich an den Häuptling, um unter die Männer aufgenommen zu werden. Bis dahin hat er sein Haar wachsen lassen, nun aber wird dasselbe abgeschoren. Ein guter Freund nimmt das Blatt einer Assagayenspitze, Gummi, Thiersehnen, gepulverte Holzkohle und Oel. Zunächst verfertigt er aus den Sehnen einen ovalen Ring von ungefähr einem halben Zoll Dicke und sieht zu, daß derselbe auf den Kopf passe. Sobald das der Fall ist, flicht er die Haare recht fest um den Ring und knetet Oel und Kohle ein, so daß das Ganze gleichsam eine einzige Masse bildet. Dann wird recht viel Fett aufgeschmiert, bis der Reif aussieht wie ein glänzend lackirter Stiefel. Zum Schlusse rasirt der Freund mit dem Blatte der Assagaye alles Haar innerhalb und außerhalb des Ringes ab. Dieser wird als Issikoko bezeichnet und dient zu mancherlei Behuf. Man kann Straußen-, Papageien- und Fasanenfedern hineinstecken, und das thut der Krieger allemal, wenn ein Fest begangen wird oder wenn er in den Kampf zieht. Der Issikoko ist auch gut dazu, daß man in ihm dem Löffel eine Stelle giebt, vermittelst dessen der Kaffer den Schnupftabacк zur Nase führt. Er respectirt diesen Kopfring etwa so, wie der Orientale seinen Bart. Das Wort Issikoko kann ein Europäer nicht mit den Lippen hervorbringen, und nur sehr mühsam und dürftig mit dem Gaumen, denn vor jedem k geht ein Schnalzlaut vorher. Die Kaffern haben drei solcher Schnalzlaute, also weniger als die Hottentoten.



Allerlei Schmuck.

Wenn nun auch ein tüchtig herausgeputzter Krieger sich sehr malerisch ausnimmt, so ist es doch einem Europäer keineswegs angenehm, in seine Nähe zu kommen; denn dieser halbwilde Stutzer beschmiert sich von oben bis unten mit allerlei Fett, das in dem afrikanischen Klima sehr schnell ranzig wird und einen überaus widerwärtigen Geruch verbreitet. An und für sich ist jedoch der Kaffer kein unreinlicher Mensch, und von jenem Fettüberzug abgesehen, hält er auf Sauberkeit. In unserm europäischen Klima würde ein Einreiben mit Fett schon unserer Art und Weise der Bekleidung wegen nicht anzurathen sein, und obendrein wäre es nicht bloß überflüssig, sondern auch schädlich. Im südafrikanischen Klima dagegen, wo der Eingeborene unter dem zumeist wolkenlosen Himmel dem heißen Sonnenstrahl ausgesetzt ist, erscheint es als eine Nothwendigkeit, und manche Engländer, welche sich diesen Brauch aneigneten, haben sich vortrefflich wohl dabei befunden.

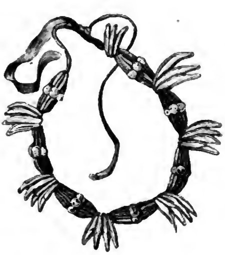
Der Kaffer zeigt insbesondere bei kriegerischen Uebungen, welche Muskelstärke und Gewandtheit er besitzt, und er thut sich etwas darauf zu gute, sie insbesondere bei Scheingefechten zur Schau zu stellen. Bei solchen ist die Spitze der Wurflanze nicht von Eisen, sondern von Holz und abgestumpft. Unsere Illustration auf S. 164 zeigt im Hintergrunde eine Anzahl von Kriegern, die als Matabele, d. h. als Leute, welche verschwinden, hinter ihren Schilden stehen. Der Mann im Vordergrunde, welcher die Assagaye schleudert, trägt die Uniform (den Kopfputz) seines Regimentes. Zwei andere Soldaten nehmen die von ihren Gegnern geworfenen Lanzen von der Erde auf. Der gleichmäßige Kopfputz deutet an, daß alle hier dargestellten Krieger demselben Regiment angehören. Jeder Kaffer ist von früher Jugend an von der Assagaye unzertrennlich, und er weiß sich dieser Waffe mit einer geradezu bewundernswürdigen Geschicklichkeit zu bedienen. Der blutdürstige Zulukönig Tschaka, dessen wir in unseren früheren Mittheilungen erwähnt haben, führte die kurze Assagaye ein, welche sich zum Werfen nicht eignet und nur für das Handgemenge paßt. Dadurch wurde die bis dahin übliche Art den Krieg zu führen völlig umgestaltet. Der Soldat bekam nicht mehr fünf oder sechs Wurflanzen, sondern nur eine kurze Assagaye zu seinem sehr großen Schilde. Die Krieger rückten dicht geschaart vor, fingen die erste Salve der Wurflanzen in gedeckter Stellung auf und stürmten dann mit ihrer kurzen Waffe in die Reihen der Gegner. Wer floh, wurde sofort vom Häuptlinge niedergemacht, und die Todesstrafe wurde auch über Alle verhängt, welche Speer und Schild eingebüßt hatten.

Tschaka der Grausame wurde von seinen beiden Brüdern, Dingan und Umlangane, verrätherisch ermordet. Diese Mörder stritten mit einander um die Herrschaft, welche an Dingan fiel, nachdem er seinen Nebenbuhler aus dem Wege geräumt hatte. Ihm folgte ein anderer Bruder, Panda, welcher noch jetzt als König der Zulus schaltet und waltet. Gegen die Reiterei und die Schießwaffen der holländischen Bauern und der Engländer war aber mit der kurzen Assagaye nichts auszurichten, und deshalb ist der frühere langstielige Wurfspeer wieder in Gebrauch gekommen. Der Kaffer kann ohne dieses Instrument gar nicht

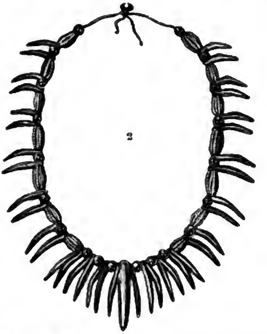
sein, und ohne eine Waffe in der Hand läßt er sich nur selten blicken. Sie ist sein Jagdgewehr, mit ihr zerlegt er das Thier und zieht das Fell ab. Im Zertheilen eines geschlachteten Ochsen ist er so erfahren und gewandt, wie der beste Fleischer in Europa. Er gebraucht die Assagaye, wo wir uns eines Messers bedienen; er schnitzt mit ihr Lanzenstiele, Keulen, Löffel, Schüsseln, überhaupt Alles, dessen er im täglichen Leben bedarf.

Der echte Kaffer bedient sich nie des Bogens und der Pfeile, obwohl die Völker, welche die umliegenden Länder inne haben, sich dieser Angriffswaffe bedienen, und die vergifteten Pfeile der Buschmänner weithin tragen. Der Kafferkrieger hält den Bogen für eine seiner unwürdige Waffe; außer der Assagaye hat er nur die Keule, welcher er nicht minder geschickt sich zu bedienen weiß. Sie ist an Größe und Gestalt sehr verschieden; einige haben eine Länge bis zu 6 Fuß, andere nur bis zu 15 Zoll, aber alle sind ganz oder nahezu gerade. Auf der Tafel (S. 165), welche die verschiedenen Arten von Wurflanzen veranschaulicht, sind unter Nr. 10 auch drei Keulen abgebildet. Nur jene zur Rechten wird als Waffe benutzt, auch zum Werfen; ein geschickter Krieger weiß ihr dabei eine solche Richtung zu geben, daß sie ricochetirt und den Feind von unten trifft. Die beiden anderen sind so zu sagen friedliche Waffen. Ein Mann, welcher die Hütte eines Höhergestellten betritt, darf, der Etikette wegen, keine Assagaye in der Hand halten, und trägt statt derselben eine unschuldige Keule (Kerrie), welche als Stellvertreterin des Speers betrachtet wird. — Die mit Nr. 14 bezeichnete Keule ist häufig im Gebrauch, nur etwa 20 Zoll lang und kann im Gürtel getragen werden. Sie ist insbesondere ein Jagdgewehr, mit welchem der Kaffer, der sie mit großer Sicherheit zu werfen versteht, nicht nur vierfüßige Thiere, insbesondere das sogenannte Felsenkaninchen (Hyrax), erlegt, sondern auch Vögel. Allemal gehen zwei Männer auf die Jagd und tragen die Keule auf der rechten Schulter. Sobald ein Vogel auffliegt, schleudern sie beide ihre Keulen und zwar so, daß der eine nach unten, der andere nach oben zielt. Das Thier möge nun höher oder

1



2



Halsbänder mit Zähnen und Glasperlen.

niedriger fliegen, getroffen wird es in der Regel. Uebrigens scheint es, als ob die Kaffern die Keule von den Hottentoten und Buschmännern entlehnt haben *).

Der Zulukaffer hat keine andere Vertheidigungswaffe als den Schild, welcher bei ihm eine große Rolle spielt; jeden andern Schutz des Leibes verachtet er, als unter seiner Würde, und er geht barhaupt in den Krieg. Der Schild wird aus Ochsenhaut verfertigt, und die Farbe bezeichnet die Stellung des Kriegers. Wer den Issikoko, den Kopfring, und geschorenes Haupt hat, darf einen weißen Schild tragen, die „Jungen" müssen sich mit einem schwarzen behelfen; auf dem einen wie auf dem andern werden auch braune oder rothe Flecke angebracht, welche dann das betreffende Regiment des Kriegers bezeichnen. So ist der Schild gleichsam ein Stück Uniform. Die Handhabe ist an einem Stabe be-

*) Das eiserne Blatt der Assagaye wird von den Schmieden hergestellt und zwar so vortrefflich, daß die Schneide als Rasirmesser benutzt werden kann; der Schaft wird aus dem sogenannten Assagayholze bereitet, der Curtisia Jaginea, welche Aehnlichkeit mit dem Mahagony hat. Er ist gewöhnlich fünf Fuß lang und nicht dicker als der kleine Finger eines Mannes; nach oben hin läuft er spitz zu. Die eingelassene Spitze wird vermittelst Streifen von roher Haut befestigt, die sich beim Trocknen zusammenzieht und mindestens eben so gut festhält, wie ein eiserner Reif.

Assagaye ist kein kafferisches Wort, sondern gleich den Ausdrücken Karoß, Kraal und manchen anderen durch die Europäer in Gebrauch gekommen. Der Zulu nennt seinen Wurfspeer Umkonto. Die gewöhnliche Form wird durch Figur 5 anschaulich gemacht; dieser Speer ist 5 Fuß 7 Zoll lang und das Blatt, vom Schaft an, 1 Fuß lang. Manchmal ist es aber auch, wie Fig. 4 zeigt, viel länger und breiter. Fig. 7 ist sehr elegant, hat, was selten vorkommt, eine bärtige, ausgezackte Spitze, und statt der Lederstreifen zum Befestigen des Blattes im Schafte hat der Verfertiger die abgezogene Haut eines Kälberschwanzes benutzt. Fig. 8 stellt zwei Assagayen dar, mit welchen die Knaben sich im Werfen üben; die Spitzen sind von Holz. Fig. 1 stellt eine der kurzen, von Tschaka eingeführten Stoßlanzen dar; das Blatt ist breit, das obere Ende mit dem Busch eines Kuhschwanzes verziert. Auf Fig. 3 hat der Verfertiger viel Sorgfalt verwandt; Fig. 6 hat eine andere Spitze als die übrigen; Fig. 9 wird bei der Elephantenjagd benutzt. Fig. 13 ist eine jener Schmuckwaffen, welche der Mann bei Gelegenheiten trägt, wo die Etikette eine wirkliche Waffe verbietet. Fig. 15 ist der Durchschnitt eines Speeres.

festigt, welcher der ganzen Länge nach in der Mitte von oben nach unten reicht und an beiden Enden etwas hervorsteht; er giebt der Haut Festigkeit und hält den Schild steif. Das untere hervorstehende Ende dient dazu, ihn festzustellen, wenn der Krieger sich ausruhen will; das obere Ende ist mit der Haarhaut von irgend einem Thiere geschmückt. Der Häuptling theilt die Schilde an die Krieger aus, und sie sind so wenig Privateigenthum des Mannes, wie in unseren europäischen Heeren die Uniformen.

Beim Anordnen eines Gefechtes werden die „Jungen" in die vordersten Reihen gestellt; sie bekommen den gefährlichen Ehrenposten und können sich durch Tapferkeit auszeichnen. Danach sehnen sie sich, weil sie dann bald zu der Auszeichnung gelangen, den schwarzen Schild mit dem weißen zu verwechseln. Hinter ihnen nehmen die „Männer" Stellung; sie haben nicht nöthig, Beweise von Tapferkeit zu geben, denn sie sind längst erprobt, und bilden die Reserve für den Fall, daß die Jungen zurückgedrängt würden. Alsdann rücken sie sogleich vor, nehmen ihrerseits das Gefecht auf, und die mit den schwarzen Schilden gewinnen Zeit, sich wieder zu sammeln und zu ordnen. Diese letzteren wissen, daß sie überwacht werden von tapferen Männern, welche auf Alles achten, und daß von ihnen Jeder getödtet wird, der feig ausreißt. Das kommt aber selten vor. Der Junge kennt keinen höhern Ehrgeiz, als den Issikolo und den weißen Schild zu tragen. Außerdem steht ihm eine große Belohnung in Aussicht. Bevor die Jungen ins Feld rücken, werden alle mannbaren jungen Mädchen in Parade an ihnen vorbeigeführt, und dabei wird ihnen verkündet, daß Jeder, der sich besonders auszeichne, eine dieser Damen zum Geschenk bekommen solle. Also hat er Aussicht, eine Frau zu gewinnen, ohne daß er sie zu kaufen braucht.



Ein Scheingefecht der Krieger.

Im Haushalte der Krieger, welche den weißen Schild tragen, herrscht ein eigenthümlicher Brauch. Sobald der Mann in den Krieg zieht, hängt die Frau seine Schlafmatte, sein Kopfkissen und seinen Eßlöffel in der Hütte auf, und sieht an jedem Morgen in der Frühe nach, ob diese Gegenstände Schatten werfen. So lange das der Fall ist, wird angenommen, er sei noch am Leben, sobald der Schatten fehlt, gilt er für todt und wird als ein Verstorbener beklagt.

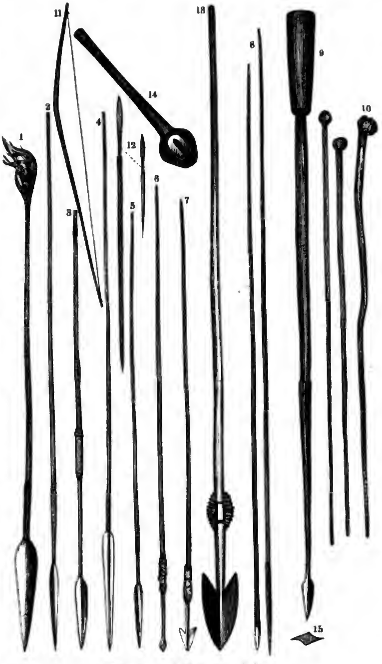
Bei den Zulus sind die Gefechte oftmals sehr mörderisch ausgefallen. Tschaka hat manchmal ein ganzes Regiment niederspeeren lassen. Er meinte einmal, die Weißschilder hätten ihre Schuldigkeit nicht gethan; sofort tödtete er viele von ihnen eigenhändig und befahl den Schwarzschilden, sogleich die weißen Schilde zu tragen und den Kopfring anzunehmen. Der Sieger stürmt nach der Schlacht zum Kraal des flüchtigen Feindes, macht dort wohl auch Frauen und Kinder nieder und treibt alles Vieh mit sich fort. Der Raub der Herden ist bei einem Kaffernkriege allemal die Hauptsache.

Vor Anbeginn des Feldzuges finden allerlei Feierlichkeiten statt, welche der König eröffnet. Dieser hat sich große Mühe gegeben, irgend einen Gegenstand, welcher dem feindlichen Häuptlinge gehörte, in seinen Besitz zu bringen, z. B. einen Fetzen von dessen Tracht, den Schaft einer Assagaye, eine Schnupftabacksdose oder irgend etwas Anderes. Ein Theil davon wird abgeschabt und mit irgend einer Substanz gemischt, welche der Medicinmann, dieser Zauberdoctor, bereitet hat. Der König trinkt dann diese Medicin oder schneidet sich kleine Wunden in die Haut, um den Zauber in dieselben hineinzureiben. Dadurch erhält er Gewalt über den Feind, welcher nun gewiß im nächsten Kampfe „aufgegessen" werden wird. Man begreift, daß unter solchen Umständen jeder Häuptling Vorkehrungen trifft, damit nichts von seinen Sachen in die Hände des Gegners gelange. Wenn er aus einer Hütte in eine andere zieht, wird selbst der Fuß-

boden auf das Sorgfältigste rein gekehrt, und Dingan ließ einmal einen ganzen Kraal niederbrennen, damit ja nichts da bleibe, dessen er sich bedient hatte.

Bei den Feierlichkeiten wird allemal einem lebendigen Ochsen ein Bein abgehauen; das gilt als unbedingt nöthig, wenn ein guter Erfolg gewonnen werden soll. Es ist vorgekommen, daß auf Geheiß des Zauberdoctors die Krieger das rohe Fleisch mit den Zähnen vom Knochen hinwegreißen und niederschlucken mußten. Sobald der Ochs todt ist, zerschneidet man ihn mit Assagayen in kleine Stücke, und auf jedes derselben wird etwas Zauberpulver gestreut. Die Knochen werden den Kriegern vorgeworfen und ein Theil des Fleisches wandert in den Kochkessel. In diesem wird es durch Feuer gereinigt, und zwar in der Art, daß der Zauberdoctor über demselben einen Feuerbrand schwingt, so daß Funken in denselben hineinfallen. Am folgenden Tage muß jeder Krieger ein Brechmittel einnehmen und hinterher erfolgt eine Reinigung durch Wasser, indem der Häuptling jeden einzelnen Mann mit Wasser besprengt. Diese barbarischen Ceremonien haben offenbar großen Einfluß auf die Krieger, welche alle der Ansicht sind, daß sie unter dem Schutze ihrer Vorfahren stehen; um andere Gottheiten kümmern sie sich eben nicht viel.

Auf die Verpflegung des Heeres wird zuweilen Bedacht genommen, und dann werden Getreide und eine Anzahl Ochsen nachgeführt; im Allgemeinen sind aber die Soldaten auf die Beute angewiesen, welche sie in Feindes Lande machen. Die Truppen bestehen lediglich aus dem, was wir als leichte Infanterie bezeichnen können; sie bewegen sich mit größter Raschheit, da sie nichts als ihren Schild und ihre Wurflanzen zu tragen haben, nicht einmal einen Tornister oder Querfack; selbst Decke oder Karoß dürfen sie nicht bei sich führen, sondern müssen, völlig unbekleidet wie sie sind, auf der nackten Erde schlafen. Von



Assagayen und Keulen der Kaffern.

regelmäßigem Sold ist keine Rede; wer sich bedeutend auszeichnet, erhält vom Häuptling Glasperlen und eine wollene Decke zum Geschenk.

Die Mannszucht ist streng, und insbesondere wird auch darauf gehalten, daß die Uniform sich stets in bester Ordnung befinde; auch in dieser Beziehung wird die Etikette genau beobachtet, und der Häuptling ist nicht minder an dieselbe gebunden, wie der gemeine Krieger. Unsere Illustration (S. 166) zeigt, daß der große Zuluhäuptling Goza sich malerisch genug ausnimmt, wenn er in seiner kriegerischen Paradeuniform auftritt. Am linken Arm hat er seinen weißen Schild; die hohe Feder auf dem Kopfring ist von einem südafrikanischen Kranich und gilt als Symbol des Krieges. Dieses trägt er allein; er trägt aber, gleich den Generälen, welche hinter ihm stehen, noch andere Federn und vielerlei barbarischen Aufputz am Leibe bis zu den nackten Füßen herab. Sein Schurz besteht aus Leopardenschwänzen, Knie und Fußknöchel sind mit Büscheln von den langen Haaren der Angoraziege behängt. Um Hals und Brust hängen Streifen vom Felle seltener Pelzthiere, in der rechten Hand hält er eine Keule. Wir bemerken, daß unsere Illustration einer Photographie nachgebildet und ganz getreu ist. Die hinter dem Häuptling stehenden Generäle oder Räthe haben sich gleichfalls nach Vorschrift herausgeputzt; der Kopfschmuck zeigt an, welchem Regimente sie zugetheilt sind.

Jede der beiden Abtheilungen, in welche das Heer zerfällt, besteht aus einer Anzahl von Regimentern, deren jedes von 600 bis zu 1000 Mann zählt. Jedes Regiment hat einen Militärkraal, wie wir sagen würden eine Garnisonstadt, inne und wird von dem Obmanne des Kraals befehligt. Die einzelnen Compagnien stehen unter einem Offizier geringern Grades, und die ganze Eintheilung ist derart, daß europäische Offiziere nicht wenig erstaunt waren, bei den

Kaffern eine Organisation zu finden, welche vielfach der unserigen entspricht.

Das Regiment wird nach dem Namen eines Thieres benannt. So werden z. B. in das Elephantenregiment die größten und stärksten Männer eingestellt, und dasselbe kann mit unseren Grenadieren verglichen werden. Im Löwenregimente dienen nur Leute, welche sich durch ausgezeichnet kühne Thaten einen Namen gemacht haben. Das Springbock- (Antilopen-) Regiment zählt nur solche Krieger, die sich durch große Beweglichkeit und Ausdauer im Schnelllaufen hervorthun; man kann dasselbe als Ersatz für unsere leichte Reiterei betrachten. Die Zulnarmee besteht aus 26 Regimentern, welche der Kundige sogleich an ihrer Uniform erkennt. Das 26. bildet die Leibwache des Königs (Gardes du Corps) und liefert auch die Hüter des Harems. Nichts kann einfacher sein als ihre Uniform; sie besteht darin, daß keiner auch nur die mindeste Bekleidung trägt; sie gehen Tag und Nacht so, wie Gott sie erschaffen hat, und diese völlige Nacktheit gilt für eine so rühmliche Auszeichnung, wie ein hoher Militärorden in Europa.

Das erste Regiment besteht aus Omoba pankue, d. h. Leopardentödtern. Zu Tschaka's Zeit wurde ein Mann aus dem Gefolge des Königs von einem Leoparden überfallen und zerrissen. Sofort sandte Tschaka eine Abtheilung



Der Zuluhäuptling Goza in Paradeuniform.

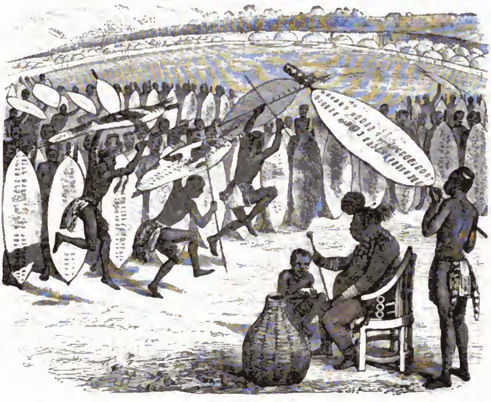
des ersten Regimentes aus, um das Raubthier zu erlegen; die tapfern Leute aber fingen den Leoparden lebendig ein und brachten ihn vor den Herrscher, der dann dem Regimente den neuen Namen gab, welchen es noch heute führt. Jedes Regiment hat drei höhere Offiziere: einen Obersten, Indoona enkelu, d. h. großer Offizier; einen Hauptmann, N'genana, und einen Lieutenant, N'gena obzana. Der Vorsteher oder Befehlshaber eines Kraals wird als Indoona bezeichnet und ist ein Mann von Einfluß.

Es wurde schon gesagt, daß man die verschiedenen Regimenter an ihrem Kopfschmuck erkennt; dieser ist sehr mannichfaltig und, wie unsere Illustrationen zeigen, allemal phantastisch. Jeder Häuptling hat seine Leibgarde; die Angehörigen einer solchen haben jedoch einen niedrigern Rang, als die Gardes du Corps des Königs, welche manchmal aus lauter Idoonas bestehen.

Nach dem Kampfe hält der König große Heerschau, welche für viele Krieger verhängnißvoll werden kann. Niemand weiß, ob er in der nächsten Stunde ausgezeichnet und mit einem höhern Range begnadigt wird oder sterben muß. Die Schwarzschilder namentlich sind in gespannter Erwartung, ob der weiße Schild für sie kommt oder nicht. Die Truppen stellen sich im großen Ringe der Garnisonsstadt auf und bilden, was sich bei Kaffern von selber versteht, einen Kreis; sie sind platterdings unfähig, sich in geraden Reihen aufzustellen, und bei allen ihren Evolutionen machen sie

krumme Linien. Die weißen und die schwarzen Schilde bilden in jedem Regiment eine besondere Abtheilung, aber Alle stehen unbeweglich wie Säulen, und erwarten mit lautloser Stille die Ankunft des Königs. Dieser erscheint in Begleitung seiner Räthe und Generäle; hinter ihm gehen der Stuhlträger, ein Page, einige Diener und ein Schildträger. Dieser hat einen ehrenvollen und gefährlichen Dienst; er muß den Schild so zu halten wissen, daß auch nicht ein einziger Sonnenstrahl auf die Person des Königs fällt. Die kleinste Unachtsamkeit bringt ihm sicherlich schwere Strafe und kostet ihm vielleicht das Leben.

Der Stuhl erhält seinen Platz in der Mitte des Kreises; neben dem Sitze steht ein großes, mit Bier gefülltes Gefäß, und der Page hält die Schnupftabacksdose bereit. Der überaus wohlbeleibte König Panda nimmt Platz; in der rechten Hand hält er die Keule. Mit derselben bezeichnet er unter den Ochsen, welche in Parade an ihm vorbeigetrieben werden, so und so viele, welche geschlachtet werden sollen. Allemal springt dann ein Krieger hervor und durchbohrt dem Thiere mit einem einzigen Stoße das Herz. Dann erhebt sich der König, welchem der Stuhl nachgetragen wird, und schreitet mühsam an dem Kreise der Soldaten hin. Nach einiger Zeit setzt er sich, und nun statten die Generäle ihre Meldung ab. Der Herrscher nennt laut den Namen eines Kriegers, der sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hat. Sofort wiederholt das ganze Regiment denselben mit lautem Geschrei und Alle zeigen auf den solchergestalt ausgezeichneten Mann, der nun vor der Front erscheint. Er läuft aus allen Kräften, hüpft, springt, so hoch er nur kann, macht lebhafte Bewegungen mit seinem Schilde und versucht sich in allerlei Manövern; er schwenkt seine Assagaye, stößt mit derselben umher und eilt nach einiger Zeit wieder an



Eine Heerschau vor König Panda.

seinen Platz. Manchmal wird eine solche Scene von drei, sechs oder mehr belobten Kriegern aufgeführt, und dann will das Jubelgeschrei kein Ende nehmen; dasselbe steigert sich noch, wenn die schwarzen Schilde befördert, die Jungen für Vollkrieger mit weißen Schilden erklärt werden.

Aber wehe denen, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan haben! Man reißt sie aus Reihe und Glied, nimmt ihnen Wurfspeer und Schild ab, sticht sie auf des Königs Wink todt und wirft ihre Leiber in den Busch. Mancher wird mit Keulen erschlagen, Anderen drehet man den Hals ab. Dann aber erscheinen die Hoffänger, die Minstrels, welche in einer Art von Recitativ, aber ohne jegliche Pause, mit Stentorstimme das Lob des Königs verkünden und alle möglichen Bezeichnungen des Lobes und Ruhmes herausschreien. So wird Panda der Dicke angesungen als Vater der Männer, d. h. der verheiratheten Krieger; — als der, welcher für immer lebt, weil er den Nachstellungen seines Bruders Dingan entging; — als der, der so hoch ist wie die Berge, — so hoch wie der Himmel, — Elephantenkalb; — der große Schwarze; — der Vogel, welcher andere Vögel frißt; — der Sohn einer Kuh; — der edle Elephant. Dazu kommen aber noch mindestens hundert ähnliche Bezeichnungen, vor welchen der Kaffer großen Respect hat.

Zuletzt marschiren alle Regimenter am Stuhle des Königs vorüber, und jeder Krieger senkt Schild und Assagaye, indem er sich selber tief vor dem Herrscher verneigt; es bedeutet das so viel, als bei uns das Senken der Fahne. Damit ist die Heerschau beendigt.

Die Zustände an der deutsch-russischen Grenze.

II.

Wir kommen nun zur Schilderung des größern Schmuggelhandels. Dieser wird theils von Schmugglerbanden ausgeführt, theils von Kaufleuten mit Hülfe russischer Beamten. — Man kann sich denken, daß es unter den früher geschilderten Verhältnissen ein gefahrvolles Unternehmen ist, mit mehreren schwer beladenen Wagen die dreifache Postenkette zu passiren. Da die Bestechung sich nicht auf alle Soldaten und Beamte ausdehnen kann, muß man sich im Nothfalle darauf gefaßt machen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und selbst den Mord nicht scheuen. Daher gehen die Schmuggler, welche solche Züge begleiten, immer bis an die Zähne bewaffnet, und sind durch lange Uebung so kühn und wild geworden, daß sie auch vor der Uebermacht nicht leicht zurückweichen. Man findet diese Banden namentlich in dem Striche nördlich des Niemen, von Schmaleuingken, wo dieser Fluß ins Preußische tritt, bis Nimmersatt, wo hauptsächlich hüben wie drüben Niederlittauer, die Szamaiten, wohnen. Die dunkeln Wälder, welche sich in Russisch-Littauen, in dem schwach bevölkerten Lande bis nach Kowno (Kauen) und Wilna hinziehen, begünstigen diese Unternehmungen, zu denen namentlich die beiden größeren Städte Tilsit und Memel die nöthigen Waaren liefern. Auch südlich des Niemen und auch in Masuren bringt man bei günstiger Gelegenheit Wagenladungen über die Grenze; aber man vertheidigt sie nicht mit offener Gewalt, weil dort nicht jene Banden existiren, die in solchen Zügen ihre ganze Existenz suchen und finden. Diese Menschen sind vollständig verwildert, so daß sie vor keiner That zurückbeben. Das wilde Leben voller Gefahren und Kämpfe übt einen solchen Reiz auf sie aus, daß sie selbst nach harten Strafen immer wieder zu dem alten Gewerbe zurückkehren. Dabei haben sie es wahrlich nicht leicht. Die dunkeln, stürmischen und regnerischen Herbstabende und die Winternächte mit den feinen Hagelschauern und dichten Schneetreiben sind die Zeiten, in denen sie vorzugsweise ihre gefahrvolle Reise antreten. Ausgesandte Spione setzen sie unterwegs beständig von der Annäherung jeder Gefahr in Kenntniß. Oft müssen sie stundenlang im Dickicht halten, um die Feinde vorüberziehen zu lassen; oft ist der bestochene Offizier verhindert worden, die Wachen von der gefährlichsten Stelle zurückzuziehen, und man muß einen meilenweiten Umweg durch Schluchten und Abgründe machen, um zum Ziele zu gelangen. Zuweilen wird das Unternehmen aus Rache oder Habsucht von einem Kameraden verrathen, und der Zug sieht sich im Hohlwege oder am gefährlichen Flußübergange plötzlich von feindlicher Uebermacht angegriffen. Dann greift man zu Büchse und Messer; dann erhebt sich ein wildes Handgemenge; anfangs in der Absicht, um sich Bahn zu brechen und die Ladung trotz der Feinde in Sicherheit zu bringen; später, um nur das nackte Leben zu retten. Wer verwundet hinsinkt, ist verloren. Man bindet ihn aufs Pferd, und nachdem die Wunden in schmutzigen Gefängnissen schlecht geheilt sind, wartet des Gefangenen die Knute und Sibirien. Aber diese abgehärteten, stahlfesten Körper sind nicht so leicht zu brechen. Nach jahrelanger Gefangenschaft in den sibirischen Bergwerken zurückgekehrt, suchen sie sofort ihre alten Gefährten wieder auf. Geht es doch nicht immer schlecht, und wenn der Zug gelingt, so giebt es reichen Gewinn und die wilden Gelage in den wohlbekannten Dorfschenken.

Zu allen Zeiten hat es unter diesen Banden Häuptlinge gegeben, die sich durch hervorragende List und Kühnheit und ein angeborenes Herrschertalent auszeichneten. So der aus dem Roman von Temme wohlbekannte Rodaunas Krutinnis (Rothbrust, ein Beiname, den ihm das Volk gab, weil er beständig eine rothe Weste trug). Seine Thaten leben noch im Volksmunde. Er wurde zuletzt von rachsüchtigen Feinden an die Russen verrathen, und in dem nächsten Grenzorte auf offenem Markte zu Tode geknutet.

Ein anderer Schmugglerhäuptling hatte sich vor einem Jahrzehnt in der Tilsiter Gegend einen großen Namen erworben. Alle Grenzbewohner waren ihm zugethan, da er seinen Gewinn oft in großmüthiger Weise an die Hülfsbedürftigen vertheilte und jeden Armen und Bedrückten in seinen Schutz nahm. Er hatte sich durch seine kühnen und wilden Thaten den Feinden so furchtbar gemacht, daß die Kosacken ihn wie den Teufel fürchteten und für unverwundbar hielten. Da er bereits viele Menschen getödtet hatte, war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, aber Niemand wagte, ihn zu verdienen, denn er war stets bewaffnet und schickte gar oft preußische Gendarmen, die ihn fassen wollten, lachend mit vorgehaltener Pistole nach Hause. Bei seinen Zügen führte er stets eine doppelläufige Büchse und zwei doppelläufige Pistolen, die nie ihr Ziel verfehlten und mit deren Hülfe er bei seiner erstaunlichen Gewandtheit, Schnelligkeit und Kühnheit allen Verfolgungen entging. Zuletzt wurde er durch einen rachsüchtigen Nebenbuhler, dem er bei einem Mädchen den Rang abgelaufen, an die Russen verrathen. Als er sich umzingelt sieht, greift er lachend nach seiner Büchse; aber das nie fehlende Rohr versagt: der Verräther, sein bisheriger Busenfreund, hatte heimlich die Ladungen naß gemacht. Bestürzt greift er zu seinen Pistolen. Als auch diese versagen, läßt er die Feinde ruhig herankommen, zieht ein kleines Pistol, das er nie einem Menschen gezeigt hatte, aus einer verborgenen Tasche und schießt sich kaltblütig die Kugel durch den Kopf *).

Diese Schmuggler beginnen gewöhnlich mit einem wüsten Lungerleben in den Kneipen, sind Pferdediebe, Waldfrevler und Wildschützen, und zeigen früh eine tiefe Abneigung vor dem geregelten, arbeitsamen Leben, das Ackerbau und Handwerk fordern. Der reiche Gewinn, der ihnen gar oft zufließt, und das lustige Leben, dem sie sich nach glücklichen Zügen ergeben, lockt gar Viele, sich der Bande anzuschließen, so daß der ganze Grenzstrich an den Folgen dieser Verwilderung krankt. Nirgends findet man so viel Säufer, nirgends so viel Aberglauben und thierische Rohheit, nirgends werden so viele Mordthaten begangen, als in dem Striche zwischen Tilsit und der Nordspitze der Monarchie. Die religiösen Anschauungen dieser Leute erinnern lebhaft an die der wilden Völkerstämme Afrikas und der Nomadenvölker Asiens, obschon sie sich äußerlich zur evangelischen und theilweise zur römisch-katholischen Religion bekennen.

Den verbreitetsten und großartigsten Schmuggelhandel hat die Eröffnung der Eisenbahnen hervorgerufen, die sich an preußische anschließen. Derselbe wird, wie ich

*) Ich habe diese Mittheilung durch den schon oben erwähnten Mann erhalten, der früher in jener Gegend als berittener Schmuggler gelebt und, wie es bei diesen Leuten nicht selten geschieht, zuweilen auch an solchen Zügen Theil genommen hatte.

schon oben erwähnte, von Kaufleuten im Verein mit den russischen Zollbeamten ausgeführt. Alle Waaren, welche nach Rußland eingeführt werden, müssen an der Grenze durch den Spediteur oder, wenn sie transito durchgehen, durch den Absender nach Maßgabe des russischen Zolltarifs genau declarirt werden. In diesem Tarif, der durch Verordnungen und Bestimmungen fast jedes Jahr verändert wird, sind alle Waarensorten und Erzeugnisse des Auslandes rubricirt und mit Zollsätzen bezeichnet. In der Declaration, die der Absender oder sein Spediteur zu unterschreiben hat, muß der Inhalt jeder Kiste, jedes Ballens tarifmäßig stückweise bezeichnet sein. Dieser Begleitschein wird entweder an der Grenze oder am Bestimmungsorte im Innern des Landes durch die Zollbeamten einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Das Gesetz verlangt eine sehr genaue Inspection; denn jedes einzelne Stück soll zum Zeichen, daß es regelrecht versteuert ist, mit einer kleinen gestempelten Bleiplatte, einer sogenannten Plombe, versehen werden. Auf falsche Angaben sind je nach der Schwere des Versehens bestimmte Strafen gesetzt. Ist dasselbe so groß, daß es den Charakter des Betruges annimmt, so wird die Waare confiscirt und der Absender muß den dreifachen Werth als Strafe bezahlen. Bei einzelnen Artikeln, deren Werth der Spediteur angiebt, steht es den Beamten frei, sie gegen Erstattung der angegebenen Summe zu übernehmen und dann in öffentlicher Auction zu versteigern. Man will den Absender dadurch bewegen, den Werth nicht zu gering anzugeben.

Die Mängel dieser ganzen Einrichtung sind leicht zu erkennen. Der Spediteur resp. Absender ist ganz in die Hände des Beamten gegeben. Bei den verwickelten und oft unklaren Bestimmungen des Tarifs ist es diesem sehr leicht, die Declaration, welche nach bestem Wissen abgefaßt sein mag, als eine falsche zu bezeichnen, indem er vorgiebt, daß die Waare zu einer andern Rubrik mit höherm Zollsatz gehöre. Dem Kaufmann steht freilich der Weg offen, an die Entscheidung einer höhern Instanz zu appelliren, aber da die russische Regierung den Handel mit dem Auslande grundsätzlich erschweren will und die Spediteure von vornherein mit mißtrauischen Augen ansieht, wird es ihm, wie auch die Erfahrung zur Genüge lehrt, nur in seltenen Fällen gelingen, sein Recht zu behaupten. Derselben Willkür ist er in allen anderen Fällen ausgesetzt. Als Beweis nur ein Beispiel. Im vergangenen Frühjahr hatte ein Spediteur verschiedene Pariser Modellhüte nach Petersburg zu spediren. Die Frau Director verlangt, er solle ihr den schönsten verkaufen. Leider erhält der Spediteur, welcher, um der Gnädigen zu gefallen, auf eigene Kosten in Petersburg durch den Telegraph die Erlaubniß dazu nachsucht, eine abschlägige Antwort. Augenblicklich wurden sämmtliche Hüte zu dem angegebenen Preise ihm abgenommen, und die Frau Director kaufte den Gegenstand ihrer Wünsche auf der Auction. Wenn der Staat dadurch auch Schaden erleidet, ist der Beamte doch durch seinen „Pflichteifer" gerechtfertigt. Es bleiben ihm nun zwei Wege offen: entweder er muß durch lange Uebung, verbunden mit mancherlei empfindlichen Verlusten, die Ansichten der revidirenden Grenzbeamten kennen zu lernen suchen, geduldig Alles ertragen und gläubig auf die Zukunft hoffen, oder er muß sich bemühen, die allmächtigen Herren durch Mittel aller Art sich geneigt zu machen, um, wie man zu sagen pflegt, eine coulante Behandlung zu erzielen.

Der erst genannte Weg ist mühevoll und bei den russischen Zuständen wenig lohnend, ja meistentheils mit Verlusten verbunden. Also ist erklärlich, daß man meistentheils den zweiten Weg einschlägt. Es ist ganz gäng und gäbe, den russischen Zollbeamten reiche Weihnachtsgeschenke zu machen, sie bei allen Gelegenheiten — namentlich bei Geburtstagen, Kindtaufen, Trauungen — mit kostbaren „Liebesgaben" zu versehen und sich ihren Launen und Bestrebungen gegenüber recht gefügig zu erweisen *).

Es ist leicht denkbar, daß die russischen Beamten durch solche reiche Geschenke nach größerm Gewinn lecker gemacht werden, und daß wiederum die Spediteure leicht verführt werden müssen, die Gefügigkeit derselben zu unrechtmäßigen Diensten zu benutzen. Die Versuchung liegt zu nahe. Wenn der Beamte eine absichtlich gefälschte Declaration gelten läßt, wenn er den Ballen Seidenzeug, der als Baumwolle angegeben ist, passiren läßt, so wirft der Unterschied an Zoll einen Gewinn von 3000 bis 4000 Rubel ab **), der, auch unter mehrere Theilnehmer repartirt, immerhin Jedem einen ganz erheblichen Beutetheil gewährt.

Als die preußische Ostbahn, an die sich die Bahn nach Petersburg anschließt, eröffnet wurde, entstand an der Grenze ein so lebhafter Handel, daß die dadurch hervorgerufene Verwirrung und Ueberhäufung in unglaublicher Weise ausgebeutet wurde. Man declarirte Seidenzeug als Baumwolle, Wagenladungen von Zucker als Gyps, und gab nur die Hälfte des Gewichtes der Ballen an. Der Zolldirector war treu und unbestechlich, aber er war der Sache nicht gewachsen und seine Unterbeamten wurden durch den ungeheuern Gewinn, der ihnen herrliche Tage und außerdem in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen sicherte, zu sehr verlockt. Zuweilen sandte man von Petersburg Commissionsräthe, um die Grenzbeamten zu inspiciren; aber diese wurden wiederum durch so bedeutende Summen bestochen, daß sie schwiegen. Man versetzte einige Beamte, sie kauften sich später große Rittergüter oder zogen nach Paris, um dort von ihrem Gelde zu leben. Diejenigen, welche in ihre Stelle traten, trieben es gar bald in ähnlicher Weise. Wie arg das Treiben am Zoll war, kann man aus der einzigen Thatsache schließen, daß ein Handelshaus durch Circulare sich erbot, nicht nur auf die üblichen Spesen für die Spedition zu verzichten, sondern sogar noch 40 Procent des Zolls zu bezahlen, wenn man ihm nur Waaren zum Spediren übergeben wolle ***).

In ähnlicher Weise, wie an der Grenze, treibt man es in allen größeren Handelsplätzen. Ueberall wird bald in größerm, bald in geringerm Maße der Staat an Zoll betrogen. Man hat sich in Petersburg von jeher bemüht, den Speditionshandel ganz nach dem Innern zu ziehen und darum die Grenzspediteure auf jede mögliche Weise gedrückt und beeinträchtigt; aber der Handel hält sich an der Grenze nach wie vor, und sicherlich wird, wenn er auch hier ganz verschwinden sollte, das Uebel dadurch nicht beseitigt, sondern nur gänzlich nach dem Innern gezogen werden. Dafür bürgt die Zerfahrenheit der inneren Zustände und die durchgehende Corruption der russischen Büreaukratie.

In dem ganzen Grenzstriche, den ich kennen gelernt habe, fällt es Niemandem ein, auf sein gutes Recht zu trotzen, und wenn dies sonnenklar wäre. Man vermeidet ängstlich,

*) Als in Wirballen, dem Eydtkuhnen gegenüberliegenden russischen Grenzorte, eine russische Kirche gebaut werden sollte, errichtete der russische Zolldirector eigenmächtig eine Strafcasse, in die jeder preußische Spediteur für das kleinste Versehen 3 Rubel zum Kirchenbau zahlen mußte. Die Herren haben auf diese Weise außer den bedeutenden Summen, die sie zeichneten, noch Tausende von Rubeln beigesteuert.

**) Einfaches Seidenzeug kostet 4 Rubel pr. Pfund an Zoll, geblümtes oder Atlas 8 bis 12 Rubel.

***) Diesem Treiben wurde dadurch ein Damm gesetzt, daß die russische Regierung auf Antrieb der preußischen in Gemeinschaft mit dieser die Spedition selbst in die Hand nahm. Diese Einrichtung heißt der „directe Güterverkehr".

mit den Gerichten etwas zu schaffen zu haben, und ordnet selbst den Verkauf von Grundstücken und Vermächtnissen auf privatem Wege. Der Gutsbesitzer übergiebt das Geld vor dem Tode seinen besten Freunden, damit diese es seinen Erben einhändigen. Wenn das Gericht die Sache ordnet, schleppt sich die Angelegenheit Jahre lang hin, und die Angehörigen erhalten das stark verringerte Vermögen spät oder gar nicht, namentlich wenn sie im Auslande wohnen. Wer einen Schuldner verklagt, um dadurch zu seinem Eigenthum zu gelangen, wird für einen Thoren gehalten. In der That kann er nur mit Hülfe mächtiger Freunde und Gönner zu seinem Rechte gelangen. Nur die Furcht vor überlegener Macht und großem Einfluß nach oben hin und niedriger Eigennutz sind für die meisten Richter und Polizeibeamten die Triebfedern, welche sie bei ihren Handlungen leiten. In allen Büreaus sieht man sie schamlos die Hände ausstrecken, und muß auf rohe, übermüthige Behandlung und Chicanen aller Art gefaßt sein, wenn man ihr Verlangen nicht erfüllt. Gewöhnlich naht man ihnen mit einer bereits conventionell gewordenen Summe. Den roheren und untergeordneteren Beamten steckt man die Rubel ohne Weiteres in die Hand, den gebildeteren legt man sie zwischen die Blätter eines Buches, oder in die Tabacksdose. Bei Klagen erntet der Richter gewöhnlich von beiden Seiten und giebt dem Recht, der am besten zahlt. „Der Himmel ist hoch und der Kaiser wohnt weit," und die Gesetze haben gar viele Hinterthüren! In der Nähe von Tauroggen existirte vor einigen Jahren ein Richter, der den Clienten stets in seinem Arbeitszimmer empfing, wo er, mit dem Rücken der Thür zugekehrt, vor einem großen Spiegel arbeitete. Man bezeichnete durch aufgehobene Finger die Anzahl der Rubel, die man ihm in der betreffenden Angelegenheit zu geben beabsichtigte. Er rührte sich nicht eher von der Stelle, bis die mit Hülfe des Spiegels gezählte Summe ihn befriedigte.

Ein mir bekannter Kaufmann versuchte vor nicht langer Zeit, ob er nicht ohne Bestechung zum Ziele käme, und weigerte sich, dem Grenzbeamten in der Nähe von Neidenburg die ihm wohl bekannte Summe zu geben. Dieser legte sofort Beschlag auf seine wohlgefüllte Brieftasche, erklärte, das Papiergeld sei falsch und schickte es nach Petersburg zur Untersuchung. Durch den Aufschub und die damit verbundenen Chicanen und Unkosten wurde der Kaufmann über russische Rechtszustände aufgeklärt. Ein entsetzlicher Fall ereignete sich vor mehreren Jahren in Kowno. Eine junge Dame aus Königsberg wurde dort angehalten, weil ihr Paß nicht in Ordnung sei. Der Richter wird durch ihren Anblick zu sündiger Lust gereizt und sucht sie zu verführen. Als sie entrüstet ihn von sich weist, läßt er das unglückliche Mädchen unter dem Vorwande, sie sei krank, in das Lazareth zu syphilitischen Weibern einsperren, so daß sie nur mit Mühe der entsetzlichen Ansteckung entging, und erst nach mehreren Tagen auf Verwendung sehr einflußreicher Kaufleute gerettet werden konnte.

Reiche und mächtige Personen **können** in vielen Fällen helfen, aber sie **thun es nur sehr ungern**. Da in Rußland **keine öffentliche Meinung** existirt, wissen sie sehr gut, daß sie sich durch ein solches Auftreten in einen sehr gefährlichen Kampf einlassen, in dem nur derjenige Vortheile erringen kann, der ganz unabhängig dasteht, so daß er die Dienste dieser Leute nicht mehr braucht, und zugleich mächtig genug ist, daß ihm die Rache derselben nichts anhaben kann. Daher zieht man sich in den meisten Fällen achselzuckend zurück und denkt **nur an sich selbst**. Wer dies ohne Mühe zu thun vermag und in den Mitteln zu seinen Zwecken nicht wählerisch ist; wer sich dabei um politische Angelegenheiten gar nicht, um religiöse nur da kümmert, wo es gilt, der Kirche Geschenke zu machen, kann in Rußland ein fein ruhiges und stilles Leben führen, und der Kluge hat auch wohl gute Gelegenheit, den Beutel zu füllen. Dies sind die Gründe, welche eingewanderte Deutsche sowie Ausländer überhaupt hier und da bewegen, Rußland und seine Zustände lobend zu erheben. In der That sind dieselben aber so, wie ich sie geschildert habe.

Die **Bestechlichkeit** ist so allgemein, daß sie schon bis in die **Schulen** gedrungen ist. In Wilna müssen Schüler, die versetzt werden wollen, den Lehrern, die dabei zu entscheiden haben, eine bestimmte Geldsumme zahlen, so daß Manchem die Versetzung 30 bis 50 Rubel und mehr kostet. Desgleichen fordert der Custos jeder Classe seinen Tribut, und erhält in den unteren Classen Kupfer-, in den oberen Silbermünzen. Die Herren Directoren verschaffen sich auf mannichfache Weise glänzende Nebeneinnahmen. Namentlich verhilft ihnen dazu die Verordnung, daß jedes Examen in russischer Sprache abgehalten und von jedem Examinanden eine eingehende Kenntniß des Russischen verlangt werden soll.

Es läßt sich denken, daß in solchen Schulen von einer Erziehung zu Freiheit und Männerwürde nicht die Rede sein kann, daß vielmehr eine feile sklavische Gesinnnng fast systematisch schon unter der Jugend verbreitet wird. Kein Wunder, daß man unter solchen Umständen ohne Bestechung fast nichts, durch Bestechung oft Unglaubliches erlangen und bewerkstelligen kann. Im Jahre 1866 wurde an der Grenze ein junger deutscher Kaufmann in Folge einer leichtsinnigen That von der russischen Polizei gefangen genommen, und es stand zu erwarten, daß man ihn zu schwerer Kerkerhaft, vielleicht zur Deportation nach Sibirien verurtheilen werde. Die Kaufleute auf preußischer Seite beschlossen, ihn zu retten, und führten den Entschluß schon im Laufe des nächsten Tages aus. Auf dem Wege nach der Kreisstadt wurden die bestochenen Soldaten, welche ihn transportirten, von einer Anzahl Vermummter überfallen, zum Schein theils gebunden und theils in die Flucht geschlagen. Während die letzteren mit lautem Geschrei nach der Station zurückeilten, um Hülfe zu holen, setzte man den Gefangenen in eine bereit stehende Kutsche und brachte ihn glücklich über die Grenze. Mit Hülfe einiger hundert Rubel war das Unternehmen, so plump man es auch angelegt hatte, glücklich ausgeführt worden, und erregte so wenig Aufsehen, daß der Betheiligte den preußischen Grenzort gar nicht verließ, sondern nach wie vor mit den russischen Beamten verkehrte, über seine Gefangenschaft witzelte und sich nur hütete, die Grenze zu überschreiten.

Ich könnte noch eine Menge ähnlicher Fälle anführen, aber ich muß mich beschränken. Auch werden die angeführten schon genügen, um den Leser zu überzeugen, daß Jeder, der mit russischen Behörden und Beamten zu thun hat, nicht darauf rechnen darf, auf geradem Wege zu seinem Recht zu kommen, daß dagegen für Menschen mit weitem Gewissen die Gelegenheit sehr günstig ist, ihre Pläne zu verwirklichen.

Die Alpenbahnen, insbesondere das St.-Gotthard-Project.

I.

Gebirgsketten, von jeher ein Hinderniß des Verkehrs, **sind** besonders in unserer Zeit, in welcher die Eisenstraße **das** Hauptverkehrsmittel zu Lande bildet, von großem Nachtheil für den Güteraustausch geworden. Das neue Verkehrsmittel, welches mehr und mehr an die Stelle der alten Straßen tritt, verliert einen großen Theil seiner Vorzüge bei Ueberwindung großer Gebirge, weil einmal die Anlage des Bahnkörpers selbst ungemein schwierig und kostspielig ist, zweitens der Betrieb durch die unvermeidlichen Steigungen, Senkungen und Krümmungen wesentlich vertheuert wird, und außerdem auch die Leistungsfähigkeit eine weit geringere ist.

Die erste eigentliche Gebirgsbahn in Europa ist die Semmeringbahn. Nachdem der Bahnkörper vollendet war, erwiesen sich die damals gebräuchlichen Locomotiven zu schwach für Ueberwindung der starken Steigung; erst in Folge eines von der österreichischen Regierung ausgeschriebenen Preises wurde eine zum Befahren der neuen Bahn geeignete Locomotive construirt. Lange Zeit blieb die Semmeringbahn die einzige die Alpen durchschneidende Linie. Die Fortschritte sowohl auf dem Gebiete des Bahnbaues als auch des Locomotivbaues ermöglichten, den Brennerpaß, den niedrigsten Alpenübergang nächst dem Semmering, zu überschienen. Die Brennerbahn, die höchstgelegene Eisenbahn Europas, wurde von den auf wirthschaftlichem Gebiete unermüdlichen, rastlos fortschreitenden Amerikanern bald übertroffen. Sie bauten durch die Prairien und die Felsenwüsten des fernen Westens jene große Welteisenstraße, die Pacificbahn. Dieselbe überschreitet das Felsengebirge in einer Paßhöhe von 8242, die Sierra Nevada in einer Höhe von 1042 Fuß, während die europäischen Gebirgsübergänge, der Semmering und der Brenner, nur in einer Höhe von 2500 respective 4500 Fuß liegen.

Das Bedürfniß, die den Verkehr hindernden Bergmassen zu überschreiten, veranlaßte den nimmer rastenden Menschen, auf neue Mittel zu sinnen, da es sich zeigte, daß die gewöhnlichen beim Bahnbau und Bahnbetriebe üblichen nicht ausreichten. Es machten zwei Bestrebungen sich geltend; erstens die Schienen respective das rollende Material derartig zu construiren, daß es zur Ueberwindung einer größern als der bis dahin üblichen Steigung geeignet wäre, und zweitens, unter Beibehaltung des bisher üblichen Materials, durch großartige Tunnelbauten einen Durchstich der Gebirgsmassen in nicht zu großer Höhe zu bewirken. Das erstere System wurde besonders durch den Engländer Fell vertreten. Seine Eisenbahn von Susa bis St. Michel, die bis zur Vollendung des Tunnels durch den Mont Cenis über diesen Bergpaß unter theilweiser Benutzung der von Napoleon dem Ersten gebauten Heerstraße führt, unterscheidet sich von gewöhnlichen Bahnen dadurch, daß zwischen den eigentlichen Tragschienen bei starken Steigungen noch eine Mittelschiene liegt, gegen welche horizontale, an der Locomotive angebrachte Räder gepreßt werden. Eben solche horizontal liegende Räder befinden sich auch an den Wagen, um dadurch ein Entgleisen bei den starken Krümmungen zu verhindern. Durch dieses Verfahren wird die nöthige Adhäsion erzeugt, um eine Maximalsteigung von 1 : 12 zu überwinden, während die Steigung bei gewöhnlichen Bahnen 1 : 50 nur ausnahmsweise überschreitet, und dann gewöhnlich stärkere Locomotiven zur Verwendung kommen.

Durch dieses System des Ingenieurs Fell wäre nun insofern allerdings ein großes Resultat erzielt, als mit Hülfe desselben eine Ueberschienung ohne große Kosten sämmtlicher mit einer Fahrstraße versehenen Pässe möglich erschiene; die Leistungsfähigkeit dieser Bahn ist jedoch eine zu geringe, um den Anforderungen eines bedeutenden Waarentransportes genügen zu können.

Die Fell'sche Bahn über den Mont Cenis hat seit ihrer Eröffnung im Juni 1868 durch elementare Einflüsse viel zu leiden gehabt; theilweise wurde der Verkehr im Winter durch starken Schneefall vollständig unterbrochen, so daß die Direction sich veranlaßt sah, für die Zeit vom 15. October 1870 bis 15. April 1871 jede Garantie sowohl für Innehalten der Fahrzeiten als auch für die ihr zur Beförderung übergebenen Güter abzulehnen. Die Fahrgeschwindigkeit ist eine geringe, indem der Zug von Susa nach St. Michel 4 Stunden 25 Minuten gebraucht, während der Eilwagen für dieselbe Strecke nur 10 Stunden verwendet. Auch das Gewicht der mit einem Zuge zu befördernden Güter ist ein sehr beschränktes, da es 300 Centner nicht gut übersteigen kann. Es eignet sich also dieses an sich gute System nur für eine Bahn mit sehr geringem Verkehr.

Betrachten wir nun das zweite System, das Tunnelsystem. Die Nachtheile dieses Systems sind große Kostspieligkeit und lange Bauzeit, weil die Arbeit nur an zwei Punkten betrieben werden kann. Die Vortheile dagegen sind überwiegend. Zunächst wird eine Eisenbahn von den gewöhnlichen nicht abweichend hergestellt, nur daß die Zugangsbahnen zu den Tunneleingängen starke, aber nicht für die übliche Betriebsweise zu starke Steigungen haben. Eine derartige Bahn ist also, bei sonst gleichen Verkehrsbedingungen, einer jeden andern Bahn gegenüber, concurrenzfähig. Außerdem dadurch, daß die Bahn nicht zu einer zu großen Höhe emporsteigt, wird sie auch mehr gegen die schädlichen Einflüsse der Elemente gesichert. Auf den unwirthlichen kahlen Höhen der Alpen vermag der Mensch den Schneestürmen nicht zu widerstehen, wohl aber im Thal, wo ihre Gewalt eine geringere ist. Der größte Tunnel, derjenige durch den Mont Cenis, ist nach zehnjähriger Arbeit vollendet worden. Schon braust die Locomotive hindurch. Die Vollendung dieses gigantischen Unternehmens hat deutlich bewiesen, daß mit Hülfe der großen Fortschritte der Technik selbst die größten Naturhindernisse der Hand des Menschen weichen müssen. Zugleich hat man auch die Gewißheit erlangt, daß die Berechnungen der Ingenieure, die anfangs von vielen Seiten ungläubig belächelt wurden, vollständig richtig sind, und es ist hierdurch eine sichere, bewährte Unterlage für weitere derartige Bauten gewonnen.

Es war daher natürlich, daß, als es sich um Herstellung einer Schienenverbindung der Schweiz mit Italien handelte, die Ingenieure sich einstimmig für eine Tunnelbahn erklärten, selbst vor Vollendung des Mont-Cenis-Tunnels, indem das Fell'sche System sich als vollständig unzureichend erwiesen hatte. Weniger übereinstimmend waren die Ansichten über den Punkt, an welchem der neue Schienenweg die Alpen durchbrechen sollte.

Die Linie der Alpen, diese Grenzscheide von Alters her zwischen Germanen und Romanen, bietet ungefähr funfzig Uebergänge in ihrer ganzen Ausdehnung. Die östlichen, im Gebiete der österreichischen Monarchie, sind die niedrigsten; deshalb waren auch sie die ersten, die das Joch der Schienen trugen. Nach Vollendung der Bahn über den Semmering regte sich der Unternehmungsgeist der durch die Alpen geschiedenen Völker, der Schweizer, Italiener und Franzosen; auch sie wollten im Interesse ihres Handels und Verkehrs sich durch das neue eiserne Band verbinden. Die Pläne und Projecte scheiterten aber alle an den großen Naturhindernissen und den zu ihrer Ueberwindung erforderlichen Kosten. Erst nachdem Frankreich und Italien einen Bund geschlossen, nachdem sie denselben durch die politische und militärische Niederlage der Oesterreicher in Italien besiegelt hatten, verwirklichte sich das Project der beiden Nationen, die trennende Scheidewand der westlichen Alpen zu durchbohren. Im Jahre 1860 begannen die Arbeiten zur Durchbohrung des Mont Cenis.

Der Krieg des Jahres 1859 hatte der österreichischen Regierung zu deutlich die große Wichtigkeit einer Schienenverbindung über den Brenner gezeigt; nach dem Frieden wurden die Arbeiten zur Verbindung der beiden Eisenbahnendpunkte Innsbruck und Botzen begonnen, und die Bahn über den Brenner im Jahre 1867 eröffnet. Dieser Schienenweg ist für den internationalen Verkehr von größerer Wichtigkeit als die Semmeringbahn, weil sie das deutsche Bahnnetz in directe Verbindung mit dem italienischen setzt, und der große Umweg über Wien-Nabresina vermieden wird. Nach Eröffnung dieser neuen Bahn verließen viele Güter, die bis dahin auf dem Wege durch die Schweiz nach Italien befördert worden waren, die alte Straße mit ihren alten Verkehrsmitteln und wendeten sich dem neuen Schienenwege zu.

Die Schweiz, schon seit lange bedacht, eine Bahn auf ihrem Gebiete über die Alpen zu besitzen, wurde durch diese Veränderung der Verkehrsströmung aufs Neue dringend gemahnt, das alte Project mit aller Energie anzugreifen, um so mehr, als auch im Westen der Schienenweg durch den Mont Cenis sich seiner Vollendung näherte. Die Kosten einer Alpenbahn erwiesen sich jedoch nach den Erfahrungen, welche bei den schon vollendeten oder im Bau begriffenen gemacht waren, als so bedeutend, daß die Regierung der Schweiz sich an das Königreich Italien, als das zunächst betheiligte Land, wandte, um von diesem eine Unterstützung des Unternehmens zu erlangen. Die italienische Regierung, in richtiger Würdigung der ungemeinen Bedeutung einer Bahn durch die Schweiz für den Handel Italiens, zögerte nicht, ihre Unterstützung zuzusagen. Es handelte sich nunmehr nur darum, sich über die Wahl eines Passes zu verständigen.

Bei Erbauung einer Alpenbahn durch die Schweiz muß Italien hauptsächlich zwei Ziele im Auge haben, einmal die Entwickelung seines eigenen Handels und Verkehrs mit den nördlichen Grenzstaaten der Schweiz, und dann die Förderung des Durchgangsverkehrs. Die Erreichung des ersten Zieles wird am meisten durch eine Bahn gefördert, die den wichtigsten norditalienischen Seehandelsplatz Genua und das nicht minder wichtige Mailand in directeste Verbindung mit dem deutschen Bahnnetz setzt. Eine derartige Bahn bringt die italienischen Producte direct auf eine große Anzahl wichtiger Märkte, die sie bis dahin nur auf den Umwegen über den Brenner oder von jetzt ab über den Mont Cenis erreichen konnten. Diese Producte werden dadurch billiger, also auch concurrenzfähiger. Betreffs des Transitverkehrs wird ebenfalls diejenige Bahn die vortheilhafteste sein, welche den Seeplatz Genua möglichst direct mit dem Bodensee in Verbindung setzt, jenem Wasserbecken, an dessen Ufer so viele wichtige Bahnen convergiren. Die Bahn muß für Entwickelung des italienischen Transitverkehrs derartig gelegen sein, daß sie mit Vortheil die Concurrenz der Linien nach dem Golf du Lion und dem Adriatischen Meere bekämpfen kann, zur Zeit die wichtigsten Verkehrsadern Deutschlands und Frankreichs mit dem Mittelmeere.

Wenn für die italienische Regierung das durch die neue Alpenbahn anzustrebende Ziel klar vorgezeichnet war, so ist dies nicht der Fall für die Schweiz. Die einzelnen selbständigen Cantone der Schweiz haben bei einer Alpenbahn wichtige Localinteressen zu wahren, die einander meistens entgegenstehen, und es war daher auch eine Einigung weit schwieriger. Die Westcantone der Schweiz forderten eine Bahn über den Simplon zur Verbindung des Thales der Rhone mit dem Lago maggiore. Dieses Project wurde fast von allen Seiten verworfen, erstens weil die neue Linie zu nahe dem Mont Cenis liegt, dann weil die vor allen Dingen wichtige Verbindung mit dem deutschen Bahnnetze nur auf einem großen Umwege zu erreichen ist, und endlich weil durch dieselbe der Canton Tessin umgangen würde, was vom politischen Standpunkt der Schweiz nicht zulässig ist. Man entschied sich daher für einen Uebergang im Mittelpunkte der Schweizer Alpen. Hier kamen drei Pässe in Betracht: der St. Gotthard als Verbindung des Reußthales mit dem des Tessin, der Lukmanier als Verbindung des Vorderrheinthals mit dem Tessinthal und endlich der Splügen als Verbindung des Hinter-Rheinthals mit dem Como-See über Chiavenna.

Die Ansichten über die Vorzüge und Nachtheile dieser drei Linien waren sehr getheilt. Auf Grund vorläufiger Untersuchungen hielt man im Allgemeinen das Project der Durchstechung des Lukmanier für das vortheilhafteste, das Gotthardproject für das unvortheilhafteste.

Eine Entscheidung wurde erst durch die gründliche Prüfung der drei Projecte Seitens der von der italienischen Regierung ernannten Commission herbeigeführt. Diese Commission, zusammengesetzt aus den vorzüglichsten Ingenieuren, die sich bei dem Mont-Cenis-Tunnelbau bewährt hatten, und anderen für Prüfung der nationalökonomischen Seite des Unternehmens geeigneten Persönlichkeiten, entschied mit 11 Stimmen für den St. Gotthard, während nur 3 Stimmen für den Splügen waren. Diese Prüfungscommission kam zu der Ueberzeugung, daß die Linie durch den St. Gotthard sowohl für den Transit- als auch für den internationalen Verkehr Italiens die vortheilhafteste sei. In Folge dessen erklärte sich die italienische Regierung bereit, eine Unterstützung von 45 Millionen Franken für Herstellung eines Tunnels durch den St. Gotthard zu leisten. Die finanziellen Kräfte der Schweiz sind nicht ausreichend, um eine ebenso große Summe, die noch zur Durchführung des Unternehmens erforderlich ist, aufzubringen, und die Regierung dieses Landes wandte sich daher nach Deutschland, als dem zunächst betheiligten Land, um dort Unterstützung zu suchen.

Die Regierung des Norddeutschen Bundes erkannte die große Wichtigkeit einer Eisenbahnverbindung mit Italien durch die Schweiz vom commerciellen und politischen Standpunkte, und war daher von Anfang an geneigt, das Unternehmen, welches erwiesenermaßen ohne Staatssubvention nicht ausführbar ist, nach Kräften zu unterstützen.

Deutschland, obgleich damals noch nicht politisch geeinigt, wie es jetzt ist, war doch, vom commerciellen Standpunkte aus betrachtet, ein Ganzes. Es hat das größte Interesse, seiner Industrie neue Verkehrswege zu öffnen, und da der westliche Theil weit mehr Gewerbefleiß besitzt, als der östliche, so sind neue internationale Bahnverbindungen für diesen

Theil auch von hervorragender Bedeutung. Direct allerdings hat der Ackerbauer der norddeutschen Ebene keinen Vortheil davon, wenn der Industrielle Westphalens oder des Rheinlandes seine Producte billiger nach dem Mittelmeere versenden kann und dadurch einen größern Verdienst erzielt, aber indirect insofern, als der Nationalwohlstand sich hebt, die Steuerkraft größer wird und das Gemeinwesen erstarkt. Das größte Kohlenbecken Deutschlands, das Ruhrbecken, liegt in gerader Linie nördlich vom St. Gotthard, ferner liegt das ebenfalls sehr bedeutende Becken der Saar derartig, daß eine Versendung der Kohlen nach Italien über den St. Gotthard am bequemsten ist. Italien hat eine bis jetzt sehr wenig entwickelte Industrie, weil es gezwungen ist, die Kohlen zum größten Theil aus England zu beziehen, auch fehlt das Eisen, der andere Hauptmotor der modernen Industrie. Beides producirt das westliche Deutschland im Ueberfluß, es handelt sich nur darum, diese Artikel auf einem billigen Wege nach Italien zu schaffen. Ebenso verhält es sich mit anderen Erzeugnissen der deutschen Industrie; dieselben werden erfolgreich die Concurrenz mit den ausländischen Producten auf den italienischen Märkten bestehen, wenn sie billig dorthin geschafft werden können. Vom politischen Standpunkte aus betrachtet muß hervorgehoben werden, daß die östlichen Schienenübergänge der Alpen in den Händen Oesterreichs, der nunmehr vollendete westliche in den Händen Frankreichs ist; für Deutschland ist daher ein Alpenübergang in der neutralen Schweiz doppelt wichtig.

Noch wichtiger wie für Norddeutschland ist für Baden ein Schienenweg durch die Schweiz, und die Schweizer Regierung fand daher dort ebenfalls die erforderliche Bereitwilligkeit für das große internationale Werk.

Auf Vorschlag der betheiligten Regierungen trat im September 1869 eine internationale Conferenz in Bern zusammen, an welcher sich Vertreter Italiens, der Schweiz, Badens und des Norddeutschen Bundes betheiligten. Durch diese internationale Conferenz, deren Schlußprotocoll vom 13. October 1869 datirt ist, wurde das Gotthardproject genau festgestellt und die Grundlage seiner Ausführbarkeit präcisirt. Das Anlagecapital wird danach auf 187 Millionen Franken veranschlagt. Von dieser Summe sollen 85 Millionen von den Regierungen Italiens, der Schweiz und Deutschlands aufgebracht und mit diesem Gelde hauptsächlich der große Tunnel hergestellt werden. Ferner wird eine Actiengesellschaft gebildet, welche die Verbindungsbahnen mit dem schweizer und italienischen Bahnnetze herstellt. Derselben wird der Tunnel übergeben ohne Entschädigung oder ohne Verzinsung des darauf verwendeten Capitals. Von den erforderlichen 85 Millionen Unterstützung hat Italien 45 Millionen, die Schweiz und Deutschland haben je 20 Millionen zu beschaffen.

Auf Grund dieser provisorischen Vereinbarung wandten sich die betreffenden Regierungen an ihre Landesvertretungen, um von denselben die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel zu erlangen. Seitens des Bundespräsidiums des Norddeutschen Bundes wurde in Folge dessen dem Reichstage ein Gesetzentwurf vorgelegt, wonach jenes ermächtigt wird, zur Herstellung der Gotthardbahn eine Subvention von 10 Millionen Franken, einschließlich 2 Millionen Zuschüsse preußischer Eisenbahngesellschaften, zuzusichern. Dieser Gesetzentwurf wurde nach erfolgter dritter Lesung am 25. Mai 1870 von dem Norddeutschen Reichstage angenommen. Die Eisenbahnen, auf deren Beihülfe zur Aufbringung der 2 Millionen gerechnet wurde, sind: die Rheinische, die Köln-Mindener und die Bergisch-Märkische. Die Generalversammlung der Köln-Mindener Eisenbahn-Actionäre im Juli vorigen Jahres hat die geforderte Million Franken bewilligt, ebenso den gleichen Betrag die Generalversammlungen der Actionäre der Bergisch-Märkischen und der Rheinischen Eisenbahn im Mai dieses Jahres. Es sind gerade die am Rhein gelegenen Eisenbahn-Gesellschaften, von welchen man eine Subvention beansprucht hat, weil sie, als in der directen nördlichen Verlängerung der Gotthardbahn gelegen, den größten Vortheil aus dieser Alpenbahn ziehen werden. Da die Bahnen 3 Millionen bewilligt haben, so wird sich der Zuschuß aus den Mitteln des Norddeutschen Bundes um eine Million ermäßigen. Ferner hat der preußische Staat, als Besitzer der großen Kohlenwerke an der Saar, einen Beitrag von 1½ Millionen Franken in Aussicht gestellt, da vorauszusehen ist, daß die Saarkohle über den Gotthard nach dem nördlichen Italien, dem Sitze der italienischen Gewerbsthätigkeit, gehen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten von Hall's Polarexpedition.

Wir sprachen jüngst („Globus“ Nr. 8, S. 120 ff.) ausführlich über das Unternehmen des nordamerikanischen Seemannes und dessen Pläne. Es war seine Absicht, zunächst nach der Insel Disco, vor der Westküste Grönlands, 70° N., zu steuern und dort das Schiff „Congreß“, welches Vorräthe aller Art bringen sollte, abzuwarten. Dasselbe ist schon am 28. August auf der Rückreise wieder zu St. Johns in Neufundland eingetroffen. Es hatte die 2500 Miles zwischen den beiden genannten Häfen in sehr kurzer Zeit zurückgelegt. Es war am 3. August von St. Johns abgefahren und schon am 12. bei Disco; unterwegs hatte es kein Packeis, wohl aber eine unzählige Menge von Eisbergen angetroffen; dabei ein Klima wie zu Neuyork im Mai; viele Nordlichter. Der Berichterstatter des „Newyork Herald“, welcher die Fahrt auf dem „Congreß“ mitgemacht hat, schreibt von St. Johns unterm 18. August Folgendes:

Die „Polaris“ (Hall's Expeditionsschiff) war sechs Tage vor uns in Disco angelangt. Capitän Hall fuhr uns mit acht Eskimos eine Meile weit entgegen und war sehr erfreut über unsere rasche Fahrt. Er war, gleich seinen Leuten, guten Muthes. Zwischen ihm und den Männern der Wissenschaft war ein Zwist über den speciellen Gegenstand der Expedition ausgebrochen (— also wahrscheinlich über die Richtung, welche einzuschlagen sei —), und derselbe drohte ernsthaft zu werden; indeß ist er durch die Vermittelung des Capitän Davenport (welcher den „Congreß“ befehligt) ausgeglichen worden. Dieser betonte, daß es sich vor Allem darum handle, den Nordpol zu erreichen.

Die „Polaris“ ging am 17. August Nachmittags von Disco aus weiter in See. Hall hat es aufgegeben, in den Jonessund einzufahren (— was ursprünglich seine Absicht war, s. S. 120 —) und will gleich nach der Westseite des Smithsundes steuern, um das im Südwesten treibende Eis zu vermeiden, durch welches seiner Zeit Kane am Weiterkommen ver-

hindert wurde. Da wir aber ein offenes Jahr haben, so hofft er durchzukommen.

Der „Congreß" blieb acht Tage in Grönland und fand dort einen regelrechten Sommer; Blumen in Menge, rinnende Bäche, Vogelgesang; die Kinder spielten auf dem grünen Rasen, und das Ersteigen des Gletschers kostete manchen Schweißtropfen. Der dänische Generalinspector in Disco zeigte sich durchaus bereitwillig, die Expedition nach Kräften zu unterstützen, und hat die Vorräthe unter seine Obhut genommen. Die Eskimos fühlten sich ganz behaglich; sie kleiden sich in Seehundsfelle; einige Frauen sind recht hübsch, die Männer fleißig; die Kinder besuchen die Schule. Am Sonntag gingen der Inspector mit Frau, Hall und seine Begleiter und Leute nebst etwa einhundert Eskimos an Bord des „Congreß", um eine Predigt des Dr. Newman anzuhören. —

Von Hall werden wir nun erst, günstigen Falls, im Spätjahr 1872 wieder etwas vernehmen.

Eine Expedition nach dem russischen Polarmeere.

Eine solche wird auf Antrieb der Petersburger geographischen Gesellschaft unternommen werden. Diese fordert nun die ganze gebildete Welt Rußlands auf, derselben rege Theilnahme zuzuwenden und die Sache, wie es in Deutschland mit der Polarfahrt der Fall gewesen, als eine nationale Angelegenheit zu betrachten. Ein von der Gesellschaft ernannter Ausschuß hat ein Programm verfaßt, welches die St. Petersburger Blätter vom 13. September veröffentlichen.

Es wird in demselben von vornherein hervorgehoben, daß „die Expedition sich nicht etwa das fruchtlose Bestreben, bis zum Nordpol vorzudringen, zur Aufgabe gestellt hat, sondern nur die Wahl einer solchen Route, welche in umfassender Weise das Studium der im Norden unserer europäischen und sibirischen Küste belegenen Meerestheile ermöglicht." Der weitere Inhalt ist folgender:

Unsere nördlichen Ufer werden in einer Erstreckung von 170 Längegraden durch das ausgedehnte Eismeer bespült, das an bisher fast unbekannten Inseln reich ist; die im Norden dieser Inselgruppe belegenen polaren Regionen sind noch völlig unerforscht. Die nördlichen Küstengebiete des europäischen Rußlands und Sibiriens sind bereits seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts durch eine ganze Reihe russischer gelehrter Expeditionen beschrieben worden, und auch im laufenden Jahrhundert fanden deren viele statt; so unternahm Capitän Graf Lütke (jetzt Admiral) seine merkwürdigen vier Reisen nach Nowaja-Semlja und zur Murmanenküste. Die Anforderungen der Gegenwart gehen aber über eine allgemeine geographische Länderkenntniß hinaus: es bedarf der speciellen Durchforschung aus den Gesichtspunkten der Wissenschaft und der Industrie.

Als die in erster Linie ins Auge gefaßten wissenschaftlichen Aufgaben der Expedition zählt der Bericht folgende auf: Beobachtungen über die Pendelschwingungen in den Polargegenden zur genauern Feststellung der Form des Erdballes, d. h. der polaren Abplattung des Erdsphäroids. Beobachtungen über den Erdmagnetismus und das gesammte damit zusammenhängende Erscheinungsgebiet. Ebbe und Fluth der Nordmeere. Erforschung der Tiefenverhältnisse der Nordmeere, vorzugsweise im Nordosten von Nowaja-Semlja. Eine Hauptaufgabe der Expedition wird bilden die Erforschung der Meeresströmungen; der Golfstrom in seiner Erstreckung bis zu den nordwestlichen Ufern Norwegens, Spitzbergens, längs der Murmanenküste und des westlichen Ufers von Nowaja-Semlja; die das Karische Meer erreichende Abzweigung dieser Strömung. Beschiffung des vollkommen eisfreien Karischen Meeres und Erforschung der Bedingungen der Schifffahrt zu den Mündungen des Ob, mit Rücksicht auf die Wichtigkeit dieses Wasserweges für den Absatz der Producte Sibiriens. Abzweigung des Golfstromes in das Weiße Meer. Die übrigen (kalten) Meeresströmungen. Die Fragen der Klimatologie, die Windrichtungen, der Punkt der größten Kälte, die Eisbildung. Die Fragen der Geologie, die tertiäre Flora und Fauna, Steinkohle.

Vorzugsweise industriellen Zwecken werden dienen die Vervollständigung der hydrographischen Aufnahmen der Ufer im Osten von Kanin und die speciellere Aufnahme von Nowaja-Semlja, sowie die naturgeschichtlichen Untersuchungen mit specieller Rücksicht auf die industrielle Ausbeute. Natürlich kommen hier die Fische und Robben der Nordmeere in erster Linie in Betracht. Der Schraubendampfer der Expedition, der natürlich mit sorgfältiger Rücksicht auf seinen Zweck gebaut werden muß, kann, selbst wenn der Bau sofort in Angriff genommen würde, doch erst im nachnächsten Jahre fertig werden. Die Commission dringt in ihrem Berichte nachdrücklich auf die vorherige Absendung einer gleichsam mit der vorläufigen Recognoscirung des Terrains beauftragten Expedition, die speciell folgende Aufgaben zu lösen hätte:

a) Im Westen von Nowaja-Semlja:

1) Sich bekannt zu machen mit den kalten und warmen Strömungen zwischen der Murmanenküste und Nowaja-Semlja.

2) Die Sommergrenze des Eises zu erforschen, und die Tiefenmessungen anzustellen.

3) Die Ausdehnung des Golfstromes zu erforschen, sowie das Schicksal desselben bei Begegnung mit dem Polareise.

4) Die Ausbreitung des Golfstromes längs der Küste von Nowaja-Semlja speciell zu bestimmen.

5) Genauer die Belegenheit gewisser Theile des nördlichen und nordwestlichen Nowaja-Semlja festzustellen.

b) Im Osten und Nord-Osten von Nowaja-Semlja:

1) Erforschung des Karischen Meeres und der zunächst an dasselbe östlich angrenzenden Meerestheile.

2) Nordöstlich vorzudringen bis an die Grenze des constanten Polareises.

3) Den Versuch zu machen, möglichst weit nach Osten vorzudringen und das Mündungsgebiet der sibirischen Flüsse zu beschiffen.

4) Beobachtungen über die Feuer (?) anzustellen.

5) Genaue Ortsbestimmungen an den bisher noch weniger bekannten sibirischen Küsten zu machen.

6) Studien zu machen über den Thierfang der Norweger und Russen auf Nowaja-Semlja.

Diese Recognoscirungsexpedition soll mit zwei Segelfahrzeugen ausgerüstet werden; jedes dieser Schiffe hätten zu begleiten ein Seeoffizier, ein Specialist für physische Geographie und ein Zoolog, möglichst aus dem für die nachfolgende große Expedition bestimmten Personal. —

Wir wollen hier erwähnen, daß auf der vortrefflichen Weltkarte von Hermann Berghaus die Küsten des europäischen und asiatischen Rußlands und die Eisverhältnisse im Nordmeere sehr anschaulich dargestellt worden sind. Die Karte giebt einen ungemein klaren Gesammtüberblick.

Das gesteigerte Nervenleben der Anglo-Amerikaner.

Wir finden darüber in dem zu St. Louis in Missouri erscheinenden „Anzeiger des Westens" einige Betrachtungen, welche auch bei uns in Deutschland Berücksichtigung verdienen. Auch bei uns geht ein verderblicher und beklagenswerther Unfug im Schwange, und mit Recht haben verständige Aerzte gegen denselben geeifert. Wir meinen das Vielerleinebeneinandertreiben in den Schulen. Es ist keine Frage, daß die Kinder um die Hälfte zu viel gequält werden; sie werden von der Schule und durch das Lernen zu Hause um die schönste Zeit der Jugend betrogen, ohne am Ende mehr zu wissen, als wenn man ihnen nur die Hälfte der Lehrstunden gegeben hätte. Man darf nur die Abrichterei ansehen, die in vielen „Pensionsanstalten für Mädchen" an der Tagesordnung ist und in manchen Privatlehranstalten für Knaben. Wer würde dem Magen eines zwölfjährigen Kindes zumuthen, täglich 8 bis 10 Gerichte durcheinander zu essen? Aber mit dem Neben- und Durcheinandertreiben von zehnerlei verschie-

denen Disciplinen wird auf Hirn und Nerven eingestürmt, und während man den Magen schont, wird der Kopf mißhandelt. Es ist ein verhängnißvoller Mißgriff, daß manche sogenannte Pädagogen zu viel des Guten thun wollen und daß die Lehrerei sich oftmals ins raffinirt Gesteigerte verliert. Und sieht man näher zu, so findet man namentlich bei den Mädchen, daß sie mit einer Menge des unnützesten Ballastes gequält worden sind, und daß sie zwar Vielerlei haben treiben müssen, daß sie aber trotzdem nicht viel wissen. Weniger lernen und nicht so Vielerlei durcheinander, das aber, was sie lernen, tüchtig wissen, wäre hundertmal besser. Doch lassen wir das deutsch-amerikanische Blatt reden.

„Statistische Untersuchungen, die mit großer Umsicht geführt wurden — wir erwähnen hier nur die von Dr. Allen in Massachusetts und von Dr. S. W. Mitchell in Pennsylvanien — lassen darüber keinen Zweifel, daß in Folge von Ueberreizung des Gehirns und allzu großer geistiger Anstrengung zwei Drittheile aller eingeborenen Frauen unfähig sind, ohne Gefahr für sich selbst ihre Kinder zu säugen, und daß aus denselben Gründen die Sterblichkeit an nervösen Krankheiten bei beiden Geschlechtern in erschreckendem Maße zugenommen hat.

Unter die Ursachen von Ueberreizung des Gehirns zählen diese Aerzte nicht nur allzu anstrengenden Schulunterricht, besonders der Mädchen, aber auch der Knaben in den Entwickelungsjahren, sondern überhaupt die oft Wochen, Monate, ja Jahre lang nicht durch Leibesübungen, Erholung und gänzliches Vergessen der Berufsgeschäfte unterbrochene Gehirnanstrengung in Studien, in mercantilen und industriellen Berufen, in politischen Bestrebungen und selbst in der Sorge für den häuslichen Herd.

Was das Ueberarbeiten der Kinder in den Schulen angeht, so sind darüber die Ansichten sehr verschieden. Dr. Mitchell ist der Ansicht, daß in unserm Klima vier Schulstunden das Aeußerste sind, was namentlich Mädchen in den Entwickelungsjahren zugemuthet werden sollte. Sie erreichen aber in Neu-England, wo das Schulsystem in dieser Hinsicht für beide Geschlechter „den höchsten Grad der Verderbniß erreicht hat, sechs Schulstunden, nebst der Nothwendigkeit von vier bis sieben Stunden häuslicher Vorbereitung auf die Schule.“ In der Normalschule in Philadelphia — es ist dasselbe fast in allen Normalschulen des Landes der Fall — haben sechzehn- bis achtzehnjährige Mädchen, die nahezu unvorbereitet in diese Schule kommen, in jeder Woche 22 — sage zweiundzwanzig — Gegenstände zu studiren, die wir der Merkwürdigkeit wegen hier namentlich aufführen: Politische Geographie, physikalische Geographie, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Algebra, Verfassung der Vereinigten Staaten, Declamation, Etymologie, alte Geschichte, neue Geschichte, Schönschreiben, Zeichnen, Meßkunst, Geometrie, Physik, Chemie, Theorie und Praxis im Lehrfache. Ein deutscher Student hört im höchsten Falle fünf bis sechs Collegia in einem Semester, und hier sind junge Mädchen, die zweiundzwanzig verschiedene Gegenstände in fünf Tagen jede Woche bewältigen müssen! Daß sie nur kränkeln und nicht auch verrückt werden, ist ein Wunder. Auch berichtete eine Untersuchungscommission im Jahre 1869, daß aus einer Classe von 85 Schülern nur 54 sich eines gesunden Schlafes erfreuten, 59 beständig an Kopfweh und Abspannung litten und nur funfzehn von allen vollkommen gesund geblieben seien.

Dr. Mitchell behauptet, daß geistige Arbeit in diesem Lande bei Weitem anstrengender und der Gesundheit gefährlicher ist als in Europa, und daß Amerikaner unter der Last von geistigen Arbeiten viel häufiger und schneller niederbrechen, als Engländer und Deutsche. Und dieses ist hier viel weniger der Fall bei Leuten, die sich rein wissenschaftlichen Berufen ergeben, wie Gelehrte, Advocaten und besonders Aerzte, die daher ihre Geschäfte viel leichter zu nehmen scheinen als Geschäftsleute — sondern hauptsächlich bei den großen Kategorien unserer Handelsleute und Industriellen, Eisenbahnbeamten und Bankiers. Die häufigsten und schlimmsten Fälle von geistiger Erschöpfung, sagt Dr. Mitchell, seien aber die von übermäßig geschulten Knaben und Mädchen, die sich selbständig etabliren und die in zahllosen Fällen den Lasten der Verantwortlichkeit und ihres Nachdenkens erliegen.

Hier stehen wir vor einem großen ungelösten Problem. Wir haben ein Land vor uns, das zu seiner Cultur der höchsten Anstrengung aller intellectuellen Kräfte bedarf; ein Land, das durch politische Verhältnisse alle paar Jahre in Lagen gestürzt wird, aus denen sich die gesammte Bevölkerung, ohne schiffbrüchig zu werden, nur durch die allergrößten geistigen Anstrengungen erheben kann; ein Land, das trotz unmäßig hoch gesteigerter Ansprüche doch in sehr vielen Hinsichten hinter anderen Ländern zurücksteht, denen es nur durch ununterbrochenes Dichten, Sinnen und Trachten nachkommen kann — und daneben die Behauptung ehrlicher Forscher, daß das amerikanische Klima den Menschen diese Art von Anstrengungen nicht erlaubt, daß die Bevölkerung in Folge davon schon jetzt zu großem Schaden gekommen ist, daß sich gerade die besten Männer durch Ueberarbeiten zu Grunde richten, und daß unser Stolz auf ein allgemein ausgebreitetes Schulsystem mit zahllosen Krankheiten des Nervensystems viel zu theuer erkauft sei.“

Neu-Schweden am Delaware. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde von schwedischen Auswanderern an den Ufern des Delaware eine Colonie gegründet, welche unter dem Namen Neu-Schweden eine geraume Zeit florirte, dann aber von den Holländern zerstört wurde. Noch jetzt leben in Philadelphia, Wilmington, Kristina und anderen Städten Nachkommen dieser Colonisten, angesehene Familien, welche zwar die Sprache ihrer Väter, nicht aber die Erinnerung an ihre schwedische Herkunft vergessen haben, und manche Tradition, betreffend die Heimath und die Auswanderung ihrer Vorfahren, bewahren. Dem historischen Vereine im Staate Delaware, welcher seit lange den Wunsch hegte, über die Gründung und Geschichte der alten schwedischen Colonie genaue Nachrichten einzuziehen, ist es jetzt gelungen, einen amerikanischen Gelehrten, Herrn Jos. Mickley, für die Sache zu interessiren. Genannter Herr hat sich zu dem Zwecke nach Europa begeben, und befindet sich bereits seit dem Sommer in Schweden, um in den Landesarchiven und Bibliotheken nach Documenten und Schriften, die auf die Abstammung, Auswanderung und Schicksale der Gründer der Colonie Neu-Schwedens Bezug haben, zu suchen, und dem Anscheine nach dürften seine Bemühungen nicht fruchtlos bleiben.

Ein vulcanischer Ausbruch im Indischen Archipelagus.

Die hinterindische Eilandflur ist bekanntlich zum großen Theile vulcanisch. Von Sumatra im Westen zieht sich im weiten Bogen nach Osten bis Banda und Buru und von da ab gen Norden bis nördlich von den Philippinen eine Reihenfolge von Feuerbergen, und fast ununterbrochen ist der eine oder andere derselben in stärkerer oder geringerer Thätigkeit. Alfred Russel Wallace hat in seinem vortrefflichen Werke über den „Malayischen Archipelagus“ diesen weiten Gürtel von Vulcanen auf einer besondern Karte verzeichnet; sie ist in der bei G. Westermann in Braunschweig erschienenen, sehr empfehlenswerthen Uebersetzung bei Band I, S. 12 eingefügt. Dieser Vulcangürtel berührt auf der schönen Insel Celebes nur die äußerste Spitze der nordöstlichen Halbinsel (Gorontalo) und zieht dann gerade nach Norden gegen Mindanao. Auf der Strecke zwischen beiden liegen viele kleinere vulcanische Eilande und unter diesen auch Togolanda. Dasselbe ist auf der Vulcanenkarte nicht verzeichnet, wohl aber auf der schönen Karte vom südlichen Theile des Archipelagus, welche sowohl dem englischen Texte und, in weit besserer Ausführung, der eben erwähnten deutschen Uebersetzung beigegeben ist.

Diese kleine Insel Togolanda, die etwas östlich vom 125. Grade östlicher Länge steil aus dem Meere sich emporhebt, und etwa 12 deutsche Meilen nördlich von Celebes, ist nun jüngst

in einer fast beispiellosen Weise heimgesucht worden. Ihr Feuerberg, der Ruwang, war viele Jahre lang unthätig geblieben. Nun aber (wie es scheint im Mai aber Anfangs Juni, denn in dem vorliegenden Berichte finde ich kein Dalum angegeben) trat plötzlich ein heftiges Erdbeben ein, welches alle Hütten über und durch einander warf, und dann brach gleich nachher der Vulcan mit einer unbeschreiblich heftigen Gewalt aus. An seinen Abhängen öffneten sich gleichzeitig mehrere Krater mit einem Getöse, das man auf Siao und anderen entferuten Inseln vernahm. Gleichzeitig erfolgte ein heftiges Seebeben; eine mehr als achtzig Fuß hohe Wellenmasse erhob sich plötzlich und rannte wie mit Windeseile über das ganze Gestade, Alles überschüttend und zu Grunde richtend. Kein lebendiges Geschöpf blieb verschont. Fortwährend zuckten Blitze aus allen Kratern durch die dicken Massen Qualm; auf ungeheuern Entfernungen hin wurden glühende Steine, Felsmasse und Schlamm umhergeschleudert, und rings um den Vulcan war der Erdbaden von unzähligen tiefen Spalten aufgerissen. Das ganze Eiland ist mit vulcanischem Auswurfe überdeckt, und an manchen Punlten ist derselbe ein paar hundert Fuß hoch angehäuft. Aus der See stieg eine Insel empor. Vierhundert und sechszehn Menschen sind umgekommen, und nur Wenige übrig geblieben, welche Kunde van diesem furchtbaren Naturereignisse geben konnten.

* * *

— Die Anzahl van Japanern aus den höheren Ständen, welche ins Abendland kammen, um mit den Einrichtungen und den Wissenschaften desselben sich bekannt zu machen, wird immer belrächtlicher. In der zweiten Hälfte des Juli brachte der Dampfer von Yakahama nicht weniger als neunundzwanzig junge Fürsten nach San Francisco. Sie fuhren von dort auf der Pacificbahn nach Neuyarl und die meisten sind dann weiter nach Europa gegangen. Sie wollen mehrere Jahre lang auf deutschen Universitäten studiren, namentlich in Berlin, das heute im Inselreiche des Sonnenaufgangs einen großen Namen hat. Deutschland gilt jetzt den Japanern für das europäische Musterland. Man weiß in Yeddo, daß wir nur friedliche Absichten haben, daß unsere Gesandtschaft sich mit graßem Tacte benimmt und daß unseren Landsleuten nichts sa fern liegt, als die Japaner zu brüskiren. Die jungen Männer, welche sich schan seit längerer Zeit in Deutschland aufhallen, haben den japanischen Zeitungen enthusiastische Berichte über dasselbe geschrieben, während sie sich über Frankreich und die Franzosen sehr ungünstig und wegwerfend äußern. Unser Gesandter, Herr v. Brandt, ist nun auf Urlaub in Berlin; er steht mit der japanischen Regierung auf dem besten Fuße und wird dafür sorgen, daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern sich immer inniger gestalten. Etwa 30,000 Mann der japanischen Armee sind bereits ganz auf deutschen Fuß eingerichtet; die japanische Regierung wünscht Aerzte, Natursarscher und Lehrer aus Deutschland, aber ja keine Missionäre, weil überall, wo in Ostasien diese Leute sich festsetzen, Unruhen und Kriege zu beklagen waren: Annam, China, Korea. Japan erinnert sich noch der blutigen Jahre der von den Jesuiten angezettelten Revolutionen. Gegenwärtig sind etwa 40 deutsche Handelshäuser in Japan. Unsere Marine in den ostasiatischen Gewässern wird demnächst durch zwei schnellfahrende Kriegsdampfer vermehrt werden, welche insbesondere auch den chinesischen Seeräubern das Handwerk legen sollen.

— Japan hat, nach der neuesten Zählung, eine Bevölkerung van 34,785,321 Seelen. Die Zahl der Gelehrten und der Leute im Militärdienste wird auf 1,872,959 angegeben; 31,954,821 sind Landbauer, Handwerker und Kaufleute. Leider hat auch Japan eine entsetzliche Menge von Geistlichen, die freilich keiner staatsgefährlichen und culturfeindlichen Hierarchie angehören. Die Zahl der buddhistischen Priester und Mönche wird auf 244,869 angegeben; jene der Sintu-Priester auf 163,140, die der Nonnen auf 6714.

— Die Regierung in Japan hat bekannt gemacht, daß sie ein neues Münzsystem einführen werde, welches mit jenem der Vereinigten Staaten von Nardamerika übereinstimmt.

— Die Deutschen in Canada rühren sich wacker. Das „Canadische Volksblatt" meldet, daß ein Preßverein sich gebildet habe; von den in der Colanie erscheinenden deutschen Zeilungen sind demselben safart sechs beigetreten. Die zu Waterton erscheinende „Glacke" hebl hervar, daß in der Pravinz Ontario eine allgemeine Vereinigung unserer Landsleute „zur Hebung des Deutschthums in Canada" stattfinde. In der genannten Provinz leben etwa 25,000 in Europa geborene Deutsche; wenn man jedoch ihre Kinder und die aus Pennsylvanien Eingewanderten hinzurechne, könne man dreist 150,000 Deulschredende annehmen. „Wir sind vallkommen berechtigt, unsere Sprache und edle deutsche Sitte zu pflegen und fartzupflanzen, unsere Kinder Alles zu lehren, was wir aus dem alten Vaterlande Gutes mitgebracht haben. Durch Anfechtungen dürfen wir uns nicht irre machen lassen und müssen um so fester zusammenhalten, je feindseliger uns einige unwissende Nativisten entgegentreten."

— In Sonora hat die mexicanische Regierung Prämien im Belaufe von 50,000 Dallars ausgesetzt. Wofür? Für Skalpe, alsa Kapfhäute mit den Haaren, welche man den Apatsches-Indianern abnimmt. In der That human. Was Wunder, wenn die Indianer keinen weißen Eindringling verschanen? Ein Bericht aus Minneapalis in Minnesota sagt: „Wir wallen sagen, in welcher Weise die Fehden mit den Indianern gewöhnlich anfangen. Ein Beispiel erläutert die Sache. Eine Partie friedlicher und befreundeter Odschibwä-Indianer wurde van den weißen Ansiedlern beschuldigt, gestohlen zu haben, und zwei dieser Indianer wurden ohne Weiteres niedergemacht. Die Mörder sollen, nominell, allerdings zur Verantwortung gezogen werden, aber davon kann gar keine Rede sein, weil in jener Gegend Alle, die als Geschworene fungiren, in jedem Indianer lediglich Ungezieser (vermin) sehen."

— „Die Orthodoxen sind überall unbarmherzig. Da haben wir," so schreibl ein Blatt in Illinois, „hier in Chicaga den Rabbi Elkan Herzmann, einen guten Mann, an welchem sich nichts aussetzen läßt. Er war sehr in seinem Amte beschäftigt an einem der heißesten Tage; bei der Hitze wurde ihm unwahl, und abwahl ein jüdischer Fasttag war, aß er, um nicht umzusinken, etwas Eis. Diese abscheuliche Gattlosigkeit nahmen ihm seine Juden sehr übel und erklärten ihn des Amtes verlustig. Ein anderer Rabbiner wurde eingesetzt und verrichtete am nächsten Sabbath die üblichen Ceremonien, sprach auch das Gebet. Als Rabbi Herzmann sich im Tempel blicken ließ, enlstand ein Aufruhr; ein eifriger Orthodoxer packte ihn, riß ihm den Talar vom Leibe und schab ihn aus der Thür mit der Bemerkung, daß er mit Fußtritten herausgestoßen werden salle, falls er sich in Jehavas Hause wieder blicken lassen werde."

— Ein Methodist fragte einen Neger, bei welchem er Zeichen van „Erweckung" wahrnehmen wollte: „Sag, hast Du den HErrn gefunden?" Der schwarze Mann entgegnete: „Ist denn Dein Herr verloren gegangen?"

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

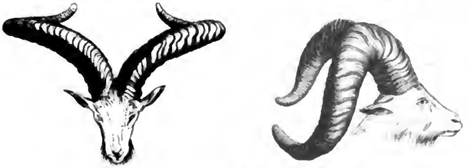
Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Gustav Radde's Reisen unter den Swanen im Kaukasus.

Vor uns liegt ein in deutscher Sprache zu Tiflis in der Buchdruckerei der Civilhauptverwaltung 1866 gedrucktes Werk in groß Quart, welches jedoch erst im verflossenen Jahre in den Buchhandel gelangte und unsern fleißigen Landsmann Gustav Radde aus Danzig zum Verfasser hat, der, nachdem er die Amurländer erforscht, sich jetzt den Kaukasus als Gebiet seiner umfassenden ethnographischen und naturwissenschaftlichen Studien erwählt hat. Das mit drei Karten und neun Thondrucktafeln versehene Werk führt den Titel: „Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern. Erster Jahrgang: Reisen im mingrelischen Hochgebirge und in seinen drei Längenhochthälern."

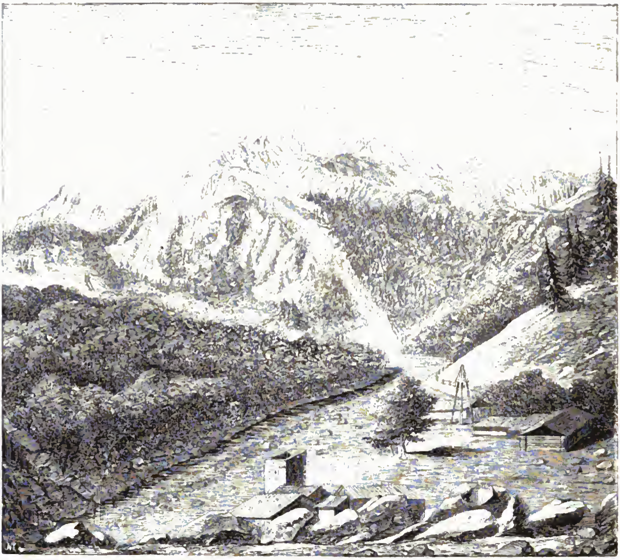
Jene drei Längenhochthäler, die der Verfasser bereiste und



Capra caucasica.

eingehend schildert, sind die des Rion, des Tskenis-Tsqali und Ingur. Alle drei verlaufen von der Haupterhebung des Kaukasus, in ihrem obern Theile parallel ziehend, von Nordost nach Südwest dem Schwarzen Meere zu. Die granitische Hauptkette des Kaukasus, von der diese Thäler ausgehen, mit dem Elbrus, mit ihren zahlreichen und großen Gletschern und dem nur an wenigen Stellen und schwer passirbaren Kamm, bedingt hier, wo sie ihre bedeutendste Höhenentwickelung erreicht, die klimatische Schutzmauer für das kolchische Tiefland und für diese Hochthäler, die vor dem Einbrechen des rauhen Nordost geschützt werden; ihr ist jene feuchte und warme Atmosphäre zu verdanken, die dem Pflanzenwuchse Mingreliens und Imeretiens seine eigenthümliche Kraft und Fülle verleiht. Aus dem schmalen Culturstreifen am Gestade des Schwarzen Meeres, wo die Citronen und der Reis gedeihen, wo Magnolien und Lagerströ-

mien dem Lande einen südlichen Charakter aufdrücken, tritt man, bergansteigend, in die wichtige Region der Mais- und Weinstockcultur, die bis 3800 Fuß über dem Meere reicht. Bis zu 2000 Fuß Höhe ist in dieser Region auch die Cultur der Baumwollstaude möglich, während die Wallnuß bis über 5000 Fuß ansteigt und fast den Fuß der Gletscher in Swanien erreicht. Der sehr beschränkte, ackerbaufähige Boden im obern Laufe der Thäler sichert aber nur der Cultur unseres nordischen Getreides einigen Erfolg. Zwischen 3400 und 7200 Fuß schwinden nach und nach der Weizen und der Roggen und überlassen der Gerste die Herrschaft, die, in jener Höhe von 7200 Fuß bei Jibiani, doch noch unreif von den Feldern heimgeführt werden muß. Wo die Gerste aufhört, beginnt auch die Weißbirke zu fehlen, und nun treten üppige Alpenmatten auf mit der kaukasischen Alpenrose (Rhododendron caucasicum), mit winzigen Umbelliferen, Enzianen, Glockenblümchen, Steinbrech, Primeln, Veilchen, Ranunkeln. Im Verein mit Moosen und Flechten legen sie sich als erstes mattgrünes Band um die untere Grenze des Schnees. In ihrem tiefern Theile sind die Al-



Der Tschonissuris-Mta in der Schodalette vom Dorfe Glola aus. Nach Gustav Radde.

penmatten der Segen für die Herden der Hochgebirgsbewohner, im höhern das erwünschte Weidegebiet der Gemse und des kaukasischen Steinbocks.

Der Vegetationswechsel der drei Thäler des Rion, Tsenis-Tsqali und Ingur ist sich völlig gleich. Von der Quelle zum Meeresgestade hinabsteigend gelangen wir mit der Baumgrenze bald in die mingrelische Waldregion, welche meist den nördlichen Theil der Thäler bedeckt. An der obern Grenze treten Weißbirke, Zitterpappel und zwei Coniferen (Abies orientalis und Abies Nordmanniana) auf; bei 5000 Fuß Höhe gesellen sich ihnen Ahorn und herrliche Rothbuchen zu, noch tiefer Rüstern, dann treten die echten Kastanien buschartig auf. Wieder tiefer erglänzen die immergrünen Blätter des Ilex und die Laurocerasusgebüsche, denen die pontische Alpenrose sich beigesellt. Diese obere Waldregion Mingreliens blieb bisher jeder Benutzung fremd, sie ist auch der Schauplatz eines wenig gestörten Thierlebens. In der tiefern Region, an Häufigkeit nach der kolchischen Ebene zunehmend, herrscht der Edelhirsch und das Reh, an der Grenze der Wälder, wo die Maisfelder stehen, wird man häufig die breite Sohlenspur des Bären gewahr, während hoch oben Steinbock und Gemse über die steilen Felsen, die Firn- und Eisfelder eilen.

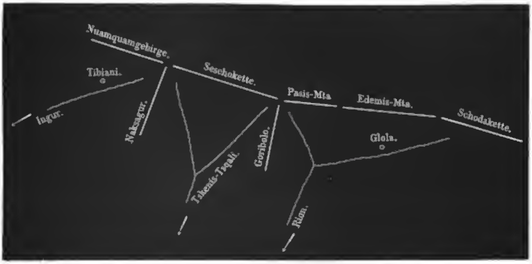
Dem kaukasischen Steinbocke hat Radde eine beson-

dere Aufmerksamkeit zugewandt, da die „Steinbockfrage“ noch nicht entschieden ist, nämlich inwiefern wir eine besondere Art oder nur eine Spielart des Alpensteinbockes vor uns haben. Seine schraubenförmig gewundenen Hörner kennzeichnen den kaukasischen Steinbock (Capra caucasica); er stellt die abweichendste und kräftigste Form von allen dar. Die Swanen jagen den Steinbock im Winter, wenn recht hoher Schnee liegt, auf Schneeschuhen. Vierzig bis funfzig Männer umstellen einen Gletscher, treiben die Thiere zusammen und erlegen oft an einem Tage über dreißig Stück. Die Hörner, eben so jene der Gemsen, werden von den Swanen aus religiösem Aberglauben in den Kirchen aufbewahrt. In der Kirche zu Jibiani fand Radde Tausende dieser Hörner, darunter Exemplare von enormer Größe, aufgestapelt. Aber die starken „Turböcke“ werden auch hier immer seltener, da man den Thieren zu viel nachstellt.

Auf die Waldzone folgt abwärts jene des Mais und Weinstocks. Letzterer schlingt sich in ungemeiner Ueppigkeit um die ihrer Kronen beraubten Diospyrosbäume und giebt der Landschaft ein eigenthümliches Ansehen. Nach der Tiefebene zu endlich tritt die dem Kaukasus eigenthümliche schöne Zelkowa crenata auf, ein wahrer Riesenbaum, der nur bis 400 Fuß Meereshöhe ansteigt. Ohne Zweifel bietet das kolchische Tiefland bei einer mittlern Jahrestemperatur von 11,6° R. die Möglichkeit einer vielseitigen Benutzung zu Culturzwecken; aber es ist wenig angebaut. Welschkorn wird viel nach Poti geführt; Versuche mit Indigo mißlangen; den Oelbaum trifft man selten; Feigen und Granaten gedeihen gut.

So viel über Vegetation und Culturpflanzen. Von Hausthieren kommt der Büffel nur im Tieflande vor; im Gebirge gedeiht er nicht. Während das Rind im Tieflande in Folge schlechter Behandlung entartet, besitzt der freie Swane in seinen Gebirgsthälern das herrlichste Vieh der Welt. Zwei Racen, eine kleine, muntere und starke, dann eine prächtige große, durch Fleischfülle ausgezeichnete, leben dort neben einander. Fell und Farbe der letzteren erinnern an den Tiger. Im Gebirge wird das Pferd sehr selten, doch steigt es als Packthier bis zu 9000 Fuß. Von Ziegen werden gleichfalls zwei Arten im Gebirge gezüchtet; das Hausschwein, klein, mit spitzigem Kopfe, weidet noch auf den Alpenmatten; das Gebirgsschaf ist klein und meist schwarz.

Radde hatte alle drei Längenthäler bis zu ihrem äußersten Punkte am Hochgebirge verfolgt, wo die Quellbäche



Schematische Uebersicht der Quellgebiete des Ingur, Tskenis Tsqali und Rion.

trübe den Gletschern entrinnen. Einen vortrefflichen Ueberblick über das ganze System hatte er vom Gorібологebirge aus, einem schmalen von Norden nach Süden verlaufenden Grat von 9598 englische Fuß Höhe (= 2925 Meter), der gegen Westen die Tskenis-Tsqali- von den gegen Osten befindlichen Rion-Quellen trennt. Im Norden vom Goribologebirge liegt der Pasis-Mta oder Paß-Mta, ein wichtiger Gebirgsknoten, nur durch seine Lage, nicht seine Höhe ausgezeichnet, denn das östlich von ihm verlaufende Gebirge Edenis-Mta ist bedeutend höher. Von seinen Gletschern werden hauptsächlich die Rionquellen gespeist. Noch weiter nach Osten an Edenis-Mta schließt sich die hohe Schodakette an. Von einem ihrer Gipfel, dem Tschonisuris-Mta, geben wir, nach Radde, hier eine Abbildung. Er zeichnete ihn von dem 4644 englische Fuß (= 1416 Meter) hoch gelegenen Dorfe Glola aus, an dem der Dschandschachi-Tsqali, ein Quellbach des Rion, vorüberschäumt. Die Gebäude Glolas stehen auf den Terrassen des schroffen Ufers; das Gestell an dem Gebäude im Hintergrunde ist der „Glockenthurm“, da massive Thürme bei den Dorfkirchen Mingreliens nicht vorkommen. Der Tschonisuris-Mta schließt das Rionthal gegen Westen; seine unteren, schieferigen Partien sind noch mit Nadelholz bewachsen; einige Schneeschrammen lassen sich auf seinen Gipfeln erkennen. — Wieder zum Knotenpunkt des Gebirges, dem Pasis-Mta, zurückkehrend, bemerken wir nach Osten zu den gletscherreichen Lapuri, und daran anschließend die Seschokette. Ihnen entströmen die Quellbäche des Tskenis-Tsqali. Er wird im Osten vom Gebiet des Ingur durch den 8831 englische Fuß (= 2692 Meter) hohen Naksagar getrennt. Von diesem und dem Nuamquam strömen die Quellen des Ingur herab. Eine Anschauung des ganzen Quellsystems der drei Ströme gewährt die schematische Uebersicht.

Werfen wir nun, nach dieser kurzen allgemeinen Uebersicht, einen Blick auf die Geschichte des Landes. In das Gewand lieblicher Poesie gehüllt, tritt zuerst das alte Kolchis mit den Heldengestalten der griechischen Sage vor uns auf, als ein Land reicher Cultur und feiner Sitte, im Gegensatze zu der Rohheit der am Nordgestade des Pontus wohnenden Kimmerier. Der goldenen Zeit des Glückes und Friedens, die in jener Periode der Sage herrschte, hat sich das Land nicht zu rühmen gehabt, sobald die Geschichte ein helles Licht auf dasselbe zu werfen beginnt. Es ging aus einer fremden Hand in die andere über. Bald entschied das Kriegsglück

der Perser, bald das der Griechen über sein Schicksal. Die Herrschaft der pontischen und bosphorischen Könige dehnte sich auch über diesen Landstrich aus. Als mit dem endlichen Falle des Mithridates das Waffenglück der Römer im Osten siegte (erstes Jahrhundert v. Chr.), gelangten die kolchischen Länder in deren Besitz. Um die Zeit der Geburt Christi trat auch für sie eine neue Epoche ein. Die Entwickelung des durch die Apostel Andreas und Simon in das Land gebrachten Christenthums füllt die Lücke in der Geschichte des alten Kolchis aus, welche in den ersten fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung besteht. Im fünften und sechsten Jahrhundert kämpften Römer und Perser um das Land, das damals Lazien hieß. Im zehnten Jahrhundert wurde es von der Dynastie der Bagratiden mit ihrem Königreich Georgien vereinigt, an dessen Blüthe im zwölften Jahrhundert, unter der Königin Thamara, es Theil nahm. Nach dieser glorreichen Zeit, die noch in den Gesängen der freien Swanen wiederklingt, zeigt seine fernere Geschichte eine lange Reihe von Verheerungen, Niedermetzelungen, Revolutionen. Im funfzehnten Jahrhundert bildeten die kolchischen Provinzen das unglückliche Königreich Imeretien, dessen Geschichte eine vierhundertjährige Reihe erschütternder Ereignisse darstellt. Im Verlauf dieser Zeit folgten sich dreißig Könige, die einer den andern verdrängten. Sieben kamen gewaltsamen Todes um, drei wurden geblendet, zweiundzwanzig entthront. Der geblendete Bagrat wurde achtmal als Herrscher anerkannt und wieder entthront. Mit dem Jahre 1810 gelangten die Russen zur Herrschaft und bessere Aussichten eröffneten sich für das Land. Mit der endgiltigen Unterwerfung sämmtlicher Bewohner des Kaukasus und dem Schwinden der langjährigen Kriege traten Land und Volk in eine neue Entwickelungsphase. Rußlands



Swane aus Laschketi. Nach G. Radde.



Gegi Bedschidsche, Swane aus Tibiani. Nach G. Radde.

Aufgabe im Kaukasus ist eine andere geworden: die Segnungen des Friedens müssen nun den durch jahrelanges Blutvergießen unterworfenen Völkern dargebracht werden.

* * *

Unter allen diesen Völkern, deren heldenmüthige Kämpfe selbst im Westen Europas Aufsehen erregten, nimmt keines so sehr unser Interesse in Anspruch, als jenes der Swanen, in den oberen Thälern des Ingur und Tsenis-Tsqali. Radde's Besuch bei ihnen fällt in das Jahr 1864; kurze Nachrichten darüber verlauteten bereits früher; aber die ausführliche Schilderung erhalten wir erst in der angezeigten Schrift.

Von Kutais am Rion war Radde 1864 nach Muri in Letschum gewandert. Von diesem Dorfe aus wollte er, dem Laufe des Tskenis-Tsqali folgend, in das südliche oder Dadianische Swanien eindringen; dieses ist Eigenthum der fürstlichen Familie Dadian, während das nördlich davon gelegene Swanien im Ingurthale als das „freie" bezeichnet wird. Durch das enge Flußthal nach Norden vordringend erreichte Radde bei Tscholuli die Grenze zwischen Letschum und dem Dadianischen Swanien. Das Erste, was ihm hier auffiel, war die große Anzahl von Leuten mit Kröpfen. Denn wenn auch in den übrigen Längenthälern des Kaukasus Kröpfige und Cretinen, wie in den Alpen, vorkommen, so erreichen sie doch im Tskenis-Tsqali-Thale das Maximum ihrer Verbreitung, obwohl man kaum zugeben darf, daß die chemische Beschaffenheit des Wassers in den Hochthälern eine wesentlich verschiedene sei. Ob indeß überhaupt das Vorkommen des Kropfes dem Wasser allein zugeschrieben werden muß, ist noch eine offene Frage. Die Swanen haben für die Benennung des Kropfes das grusinische (georgische) Wort Kikwi.

Radde passirte ein Nebenflüßchen des Tskenis-Tsqali, Chelebula genannt, das durch das Vorkommen des Bibers interessant ist. Die Swanen bezeichnen das Thier als Tachni und kennen den Werth des Bibergails sehr gut. Auch an einigen Bächen, die in den Ingur münden, kommt dieses immer seltener werdende Thier vor. Die Biberfelle, die man in Tiflis zum Kauf angeboten erhält, stammen indessen aus Persien.

Bald darauf erreichte Radde das 4100 Fuß (= 1250 Meter) über dem Meere gelegene Dorf Laschketi, den Hauptort des Dadianischen Swaniens, wo noch die Rebe angepflanzt wird, aber selten zur Reife gelangt, so daß man dem sauern Most Honig zusetzt, um eine Art Wein zu erhalten. Hier konnte der Reisende gegenüber den in Letschum herrschenden Holzbauten zum ersten Male die Steinarchitektur der Swanen genau studiren. Ihr Haus (Kör) ist eine kleine Festung, ein zweistöckiges Gebäude mit Thurm und Ringmauer; als Material zur Erbauung dienten die platten Thonschiefer. Diese Bauart und die Schießscharten in den Thürmen deuten schon auf die Zustände hin, welche in Swanien herrschen oder herrschten. Im Dadianischen Swanien ist jedoch gegenwärtig Ruhe eingetreten und der Bau dieser befestigten Häuser unterbleibt daher; anders ist es jedoch im freien Swanien, wie wir weiter unten sehen werden. Von hier machte Radde Ausflüge in die Umgebung; er bestieg den 9420 Fuß (= 2866 Meter) hohen Dabiasch und fand an ihm das merkwürdige kaukasische Felsenhuhn (Megaloperdix caucasica), eine Riesenform unseres Rebhuhnes. An den Alpenmatten um die Tskenis-Tsqali-Quellen herum begegnete er Gemsrudeln von 30 und mehr Stück, und nicht fern von ihnen zog eine mit Mehl beladene Ochsenkarawane ihres Weges. Das Mehl wird in große Schachteln aus Birkenrinde verpackt und mit Laub zugedeckt; als Transportmittel dient der von Ochsen gezogene Schlitten.

Die vom Nakfagar herabströmende Scena ist der höchste Nebenfluß des Tskenis-Tsqali; ihm entlang strebte Radde nach dem freien Swanien zu. Dort hatte sich bereits die Nachricht von seiner Reise verbreitet und zwei freie Swanen kamen ihm als Führer entgegen. Der eine derselben war Gegi Bedschidsche, dessen Porträt wir mittheilen. Im Nordosten des Reisenden lag der pittoreske Körüldü-Gletscher, dessen mit zahllosen Felstrümmern bedeckter Fuß in das Thal hinabreicht. Der 8831 Fuß (= 2692 Meter) hohe



Sultman Dschapadrise, Swane aus Latali. Nach G. Radde.



Ulu Tschanturia, Swane aus Pari. Nach G. Radde.

Nakfagar-Paß wurde überstiegen, und bald war Jibiani, das erste freie Swanendorf, erreicht.

Hier empfing der Reisende sogleich einen Begriff von dem im freien Swanenlande herrschenden Zustande. Aus einer alten Thurmburg, Lenqueri genannt, fielen fortwährend Schüsse, bald auf Menschen, bald auf das weidende Rindvieh. Sie war besetzt von Einwohnern des Nachbardorfes Mukumerin, das mit Jibiani Streit hatte. „Mit Gewehr und Kindschal bewaffnete Männer, die aus abgenutzten Steinbockfellen ein Wams ohne Aermel trugen; Weiber, deren ärmlicher Anzug den Schnitt des mingrelischen Costüms besaß, endlich halb nackte Kinder umgaben mich. Sie waren nicht blöde, man mußte sich Alles von ihnen gefallen lassen; aber einige Geschenke machten sie zutraulich.“ So war der Empfang des Reisenden, der über die Freundlichkeit der Swanen nur Gutes zu berichten weiß. Wir haben oben erzählt, wie er in der Kirche zu Jibiani die riesigen Steinbockhörner vorfand, von denen er einige zu erhandeln suchte. Das gelang aber erst dann, als sämmtliche Bewohner des Dorfes darüber abgestimmt und ihre Einwilligung gegeben hatten. Der Einzelne hat bei den Swanen nichts zu entscheiden. Es gilt bei ihnen weder die Autorität einer Person, noch ein unumstößliches Gesetz. Innere, geordnete staatliche Verhältnisse sind gar nicht vorhanden, und man irrt sehr, wenn man die kleinen Genossenschaften im freien Swanien sich als kleine Republiken vorstellt. Anarchische Zustände sind die Folgen dieser Gesetzlosigkeit. Die Opposition, welche dem allgemeinen Beschlusse sich nicht unterwerfen will, zettelt Zank, Streit, Krieg an. Mit dem ersten Blutstropfen, der vergossen wird, entwickelt sich dann die furchtbare Gewalt der Blutrache. Land und Leute erschweren selbst die ersten Grundlagen eines Fortschrittes ungemein. Eingeengt in das schmale, durch hohe Gletscher und Gebirge verriegelte Ingurthal blieben die Swanen bisher so gut wie isolirt und entzogen sich jedem äußern Einflusse. Die Unruhen, von welchen Imeretien, zu denen ihr Land gehörte, heimgesucht wurde, begünstigten den Unabhängigkeitstrieb; zeitweilig waren die Swanen frei, zeitweilig den imeretischen Fürsten unterworfen. Jene an den Tskenis-Tsqali-Quellen geriethen unter die Botmäßigkeit der Fürsten Dadischkilian, während die Swanen am obern Ingur bis heute frei blieben. Rußland herrscht hier nur nominell.

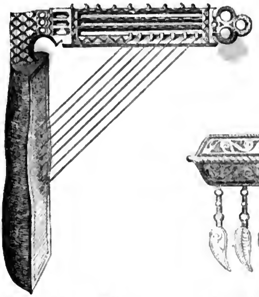
Geschichtliche Nachweise über die Herkunft des Volkes fehlen. Sie schließen sich indessen, wie aus Sprache und Typus zu erkennen, dem grusinischen Volksstamme an, ge-

hören also zu den Kaukasiern im engern Sinne. Wie die Mingrelier sind sie ein Mischvolk, und weder im Kopfbau, noch in der Physiognomie, noch im Wuchse ist ein durchgreifender Typus zu erkennen. Wie verschieden sind nicht die von Radde gezeichneten und von uns mitgetheilten Typen! Hinsichtlich der Kopfbildung lassen sich zwei vorwaltende Formen unterscheiden. Die eine mit breiter, hoher Stirn und spitzem Kinn, mit blondem Haar und blauen Augen; die zweite mit kurzer Stirn und breitem Gesicht, die Augen dunkel, das Haar straff und schwarz. Der letztere Typus überwiegt. Man sieht selten intelligente Gesichter bei den Swanen; es sind zumeist Trotz und Rohheit, welche sich bemerkbar machen.

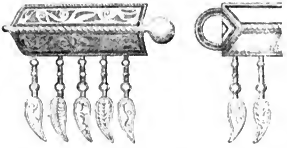
Ganz neu ist Radde's Beobachtung, daß im tiefstgelegenen Dorfe Swaniens, in Lachamuli, Juden vorkommen, die von den Swanen verabscheut werden und denen sie den geringen Handel mit Mingrelien überlassen. Haben diese Lachamulen auch alle Sitten und Gebräuche der Swanen von Alters her angenommen, so erkannte Radde doch in manchem Bewohner dieses Dorfes „den Juden bis zur Evidenz“. Schade, daß keine näheren Untersuchungen über diesen Splitter des zerstreuten Volkes angestellt wurden.

Radde hat ein kleines, aber werthvolles Vocabularium der Sprache der freien Swanen gesammelt. Nur um einen Begriff vom Klange dieser Sprache zu geben, theilen wir hier die Zahlwörter mit, die sich am leichtesten mit jenen anderer Sprachen vergleichen lassen.

1. öschu	9. tschachra
2. jori	10. iächt
3. semi	11. iäschtöschu
4. oschtu	12. iäschtjori
5. oschustu	13. iäschtsemi
6. usqua	14. iäschtoschtu
7. ischquit	20. jerwescht
8. arra	30. jerweschtiäscht.



Tschangi, siebensaitige Harfe der Swanen. Nach G. Radde.



Tschabastra, Silberspange zum Schließen des Kleides auf der Brust.

Auch Volkslieder hat Radde gesammelt, die ebensowohl im Chor, wie auch einzeln, mit und ohne Begleitung gesungen werden. Zur letztern wählt man entweder die dreisaitige Balalaika oder die siebensaitige kleine Harfe. Diese letztere, von der wir eine Abbildung beifügen, wird Tschangi genannt; sie ist aus Tannen- oder Kiefernholz geschnitzt und besitzt einen hohlen Resonanzboden. Die Saiten sind aus Roßhaaren gedreht. Einzelne Personen haben im freien Swanien als Sänger besondern Ruf, sowohl Männer als auch Frauen. Letztere verbinden sich beim Singen den Mund! Sie besingen nicht allein die Königin Thamara von Georgien, welche im zwölften Jahrhundert herrschte, sondern auch die Thaten verwegener Jäger und des Berggeistes. Radde theilt neun Volkslieder mit, deren poetischer Gehalt, wie aus der Uebersetzung hervorgeht, nicht groß ist.

So isolirt das Land auch ist, verliert sich doch auch dort manche alte Sitte. Eben so geht es mit der Kleidung. Im Dorfe Pari zeichnete Radde noch eine bejahrte Swanin in ihrem alten Costüm, das auf grusinischen Ursprung hinweist. Ueber das lange rothe Unterkleid war ein blauer Ueberwurf geworfen, der reich mit Silberlitzen auf der Brust besetzt war. Sie stehen reihenweise unter einander, wie an den polnischen Schnürenröcken, und werden Tschabrasta genannt.

Von Jibiani weiter am Ingur abwärts liegt in 4655 Fuß (= 1419 Meter) Höhe das Dorf Pari. Hier hat die russische Regierung einen Pristav oder Kreishauptmann eingesetzt, dem die Verwaltung des freien Swaniens anvertraut ist. Nur zehn Kosacken machen seine vollziehende Gewalt aus, denn die russische Regierung sucht durch Milde und Duldung auf die Swanen zu wirken, da Gewaltmaßregeln nicht am Platze sind. Jederzeit stellt das freie Swanien einige tausend bewaffneter Männer, und diesen gegenüber muß Rußland sich wohl mit Geduld waffnen. Man erwartet die Zähmung des wilden Volkes von der Zeit.

Die Alpenbahnen, insbesondere das St.-Gotthard-Project.

II.

Der für das Zustandekommen der Gotthardbahn so wichtige Beschluß des Norddeutschen Reichstages vom 25. Mai 1870 hatte leider insofern augenblicklich wenig Einfluß, als bereits nach zwei Monaten jener gewaltige Krieg entbrannte, der alle Kräfte unserer Nation vollständig in Anspruch nahm und das Interesse für jenes Project vollständig in den Hintergrund drängte. Der Berner Vertrag vom Jahre 1869 würde übrigens schon vollständig hinfällig geworden sein, wenn nicht die contrahirenden Regierungen denselben mehrfach verlängert hätten. Durch den Nachtrag zu diesem Vertrage vom 27. Januar dieses Jahres wurde bestimmt, daß die Stipulationen desselben die contrahirenden Theile bis Ende October 1871 verpflichten sollten, bis zu welchem Termine die definitive Zusage erfolgen müsse.

Auf Grund des Berner Vertrages von 1869, sowie dessen verlängerter Gültigkeit und der Bewilligung von 10 Millionen Franken Subvention von Seiten des norddeutschen Bundes, brachte das italienische Ministerium einen Gesetzentwurf in der Deputirtenkammer ein, wodurch die Regierung autorisirt wird, die Summe von 45 Millionen als Subvention zur Gotthardbahn zu zahlen. Nach langer und gründlicher Debatte wurde das Gesetz in der Sitzung vom 15. Juni dieses Jahres angenommen und dadurch das Project seiner Verwirklichung wesentlich näher gerückt.

Die auf die Schweiz entfallende Summe von 20 Millionen ist durch die von den einzelnen Cantonen zugesagten Beiträge beinahe gedeckt, der geringe fehlende Betrag wird keine Hindernisse mehr bereiten. Ebenso hat die badische Regierung eine Subvention von 3 Millionen zugesagt, die würtembergische hat sich zur Zeit noch nicht erklärt.

Der Stand der Subventionsfrage ist demnach augenblicklich (September 1871) folgender. Italien hat 45 Millionen, die Schweiz 20, Baden 3 und der Norddeutsche Bund 10 Millionen fest zugesagt, so daß nur noch die Summe von 7 Millionen an den ursprünglich festgesetzten 85 Millionen fehlt. Es ist hiermit der wichtigste Theil der Geldbeschaffungsfrage erledigt, die noch fehlenden 7 Millionen werden keine nennenswerthen Schwierigkeiten mehr bereiten. Zur Bildung der Actiengesellschaft zum Bau der Zugangsbahnen zum Gotthardtunnel ist man bis jetzt noch nicht geschritten, es dürfte jedoch nicht schwer fallen, das hierzu erforderliche Capital zu beschaffen. Das Capital der Actiengesellschaft müßte 102 Millionen Franken betragen, indem von den im Ganzen erforderlichen 187 Millionen 85 Millionen als Subvention von den betheiligten Regierungen gezahlt werden. Nach den von der italienischen Commission aufgestellten Berechnungen würde ein jährlicher Nettoertrag der Bahn von 6,312,000 Franken sich ergeben, ein Betrag, der genügt, um die erforderlichen 102 Millionen mit etwas über 6 Proc. zu verzinsen. An der Richtigkeit dieser Berechnung darf wohl nicht gezweifelt werden, da es sich in diesem Falle nicht um ein Actienunternehmen handelt, bei dem vorweg eine Anzahl Gründer ein gutes Geschäft machen wollen, sondern eine dem Unternehmen fernstehende Commission erprobter Fachmänner ist zu diesem Resultate gelangt. Bei dem großen Interesse, welches die Schweiz für das Zustandekommen der Bahn hat, bei dem großen Capitalreichthum dieses Landes wird die Beschaffung eines großen Theils der erforderlichen Summe voraussichtlich dort erfolgen, und zwar um so eher, als durch die starke Betheiligung der Regierungen eine Garantie geboten ist, die, wenngleich sie auch nicht dem Anlagecapital einen festen Zinsfuß sichert, doch demselben als sichere Basis dient.

Nach den vorliegenden Entwürfen wird die Gotthardbahn aus folgenden Linien bestehen. Der Ausgangspunkt derselben in der Schweiz, der unmittelbar südlich vom Zuger See am Fuße des Rigi gelegene Ort Goldau wird mit Luzern über Küßnach und mit Zug verbunden, so daß dadurch zwei Anschlußlinien an die schweizer Bahnen hergestellt werden. Beide Linien sind nicht bedeutend und ohne schwierige Kunstbauten. Die erste Linie ist 23,4 Kilometer, die zweite 15,5 Kilometer lang. Von Goldau wird die Bahn über Brunnen, Flüelen, dann das Thal der Reuß aufwärts über Altdorf, Amsteg, Wasen nach dem Dorfe Geschönen gehen; hier beginnt der Tunnel, dessen südlicher Ausgang bei dem im Canton Tessin gelegenen Dorfe Air ist. Von Airolo wird die Bahn im Thale des Tessin hinabsteigen über Faido, Biasca nach Bellinzona. Dort theilt sie sich, die Hauptlinie wird über Lugano, den Luganer See überschreitend, Mendrisio nach dem italienischen Grenzort Chiasso gehen, wo sie sich an die italienischen Bahnen über Camerlata anschließt. Eine Nebenlinie führt von Bellinzona, dem Thal des Tessin weiter folgend, nach Locarno am Lago Maggiore. Die Länge sämmtlicher Linien beträgt 236,3 Kilometer, die des Tunnels 14,9 Kilometer. Der Tunnel wird in seinem höchsten Punkt 1137 Meter über dem Meeresspiegel liegen, während der Culminationspunkt der Brennerbahn in der Höhe von 1367 Meter, der der Semmeringbahn von 907 Meter und der der Mont-Cenis-Bahn 1338 Meter ist. Die zur Bauausführung erforderliche Zeit ist auf 9½ Jahre angenommen, und zwar sollen die Linien von Luzern und Zug nach Brunnen, abgesehen von dem Tunnel bei Goldau, sowie die Linie Biasca-Bellinzona Locarno in 2½ Jahren, die übrigen Linien, also Brunnen-Geschönen, der Tunnelbau bei Goldau, ferner auf der südlichen Airolo-Biasca und Bellinzona-Lugano in 4½ Jahren, endlich der große Gotthardtunnel in 9½ Jahren hergestellt werden. Durch diese lange Dauer des Baues wird derselbe insofern wesentlich vertheuert, als die verwendeten Capitalien während der Bauzeit keine Zinsen tragen, die Darleiher aber dieselben beanspruchen. Man beabsichtigt daher, sobald die Zugangsbahnen hergestellt sind, entweder eine Bahn nach dem System Fell auf der jetzigen Fahrstraße über den Gotthardpaß zu legen oder wenigstens die Wagenverbindung wesentlich zu erweitern, um dadurch soviel als möglich den Verkehr zu heben. Die Steigungsverhältnisse der projectirten Gotthardbahn sind für eine Gebirgsbahn recht günstig zu nennen, insofern als die Maximalsteigung nicht 2½ Proc. oder 1 : 40 übersteigen wird. Um an den Baukosten zu sparen, hatte man eine etwas stärkere Steigung für einige Strecken als zulässig erklärt, man ist jedoch von dieser ursprünglichen Idee abgegangen, um den Betrieb möglichst wohlfeil zu machen.

Wie bedeutend die durch die projectirte Gotthardbahn bewirkte Abkürzung der Entfernungen zwischen den wichtigsten Handelsstädten Deutschlands und Ober-Italiens ist, geht aus folgender kleinen Zusammenstellung hervor. Die Entfernungen werden abgekürzt: zwischen Berlin und Genua um

67 Kilometer, zwischen Leipzig und Genua um 70 Kilometer, zwischen Hamburg und Genua um 213 Kilometer, zwischen Bremen und Genua um 252 Kilometer, zwischen Köln und Genua um 284 Kilometer, zwischen Amsterdam und Genua um 315 Kilometer. Die durch diese Abkürzung des Weges bedingte Frachtermäßigung ist für Güter bei denen die Concurrenzfähigkeit auf fremden Märkten weniger vom Werth an sich, als von der Fracht abhängt, z. B. bei der Kohle und dem Eisen, sehr wesentlich. Nehmen wir einen Frachtsatz von 1½ Pfennige pr. Centner und Meile an, so würde der Centner von Köln nach Genua auf der Gotthardbahn, bei einer Verkürzung des Weges von 38 Meilen, ungefähr um 4 Sgr. 9 Pf. billiger sich stellen, als über den Brenner. Der Centner guter Mittelkohle kostet an den Zechen im Ruhrbecken bei den gegenwärtigen Preisen ungefähr 5 Sgr., es würde also somit an der Fracht von Köln nach Genua über den Gotthard so viel erspart als die Waare überhaupt Werth am Productionsplatze hat.

Die Menge der Kohlen, welche voraussichtlich die projectirte Bahn passiren wird, ist von der Commission auf 100,000 Tonnen zunächst abgeschätzt, wobei erwähnt werden muß, daß dieses Quantum nur für die erste Zeit zutreffend ist, da sich durch die Ueberlenkung des Verkehrs in die neue billigere Bahn dasselbe bald verdoppeln wird. Das Gewicht der anderen Güter, welche die neue Bahn durchlaufen werden, ist von derselben Commission auf 170,000 Tonnen fürs Erste abgeschätzt, wobei aber auch eine starke Vermehrung im Laufe einiger Jahre als bestimmt zu erwarten angenommen ist.

Die Anzahl der Reisenden, welche die ganze Strecke durchlaufen werden, ist unter Zugrundelegung der Angaben des Schweizer Bundes-Postdepartements auf 200,000 angenommen, von denen durchschnittlich 8 Centimes Fahrgeld pr. Kilometer erhoben werden soll.

Nach dem gegenwärtigen Stande des Projects der Eisenbahn durch den Gotthard, nachdem die Regierungen und Volksvertretungen sich bereit erklärt haben, die erforderliche Subvention bis auf einen zur ganzen Summe verhältnißmäßig geringen Betrag zu zahlen, darf wohl nicht mehr an dem Zustandekommen des Unternehmens gezweifelt werden. Deutschland, durch die gewaltigen Ereignisse dieses Jahres und des Vorjahres politisch geeinigt, hat seine Wiedervereinigung durch die Wiedergewinnung der in den Zeiten tiefer nationaler Schmach verloren gegangenen Provinzen Elsaß und Lothringen besiegelt. Es ist seine Pflicht, nach Kräften für das Wohlergehen dieser Länder zu sorgen, die eine blühende Industrie besitzen, deren Weiterentwickelung aber durch die Lostrennung von ihrem Absatzgebiete für den Augenblick beeinträchtigt zu sein scheint. Kein Land in Deutschland liegt günstiger für die neu zu eröffnende internationale Verkehrsader als Elsaß, es wird ihm das vortheilhafteste Thor nach Italien eröffnet. Bei der wenig entwickelten Industrie dieses Landes thut sich ein Absatzgebiet auf, welches allerdings erst erobert werden muß, das aber reiche Ernten verspricht. Als die Subventionsfrage der Gotthardbahn im Norddeutschen Reichstage zur Sprache kam, konnte Niemand erwarten, daß Elsaß in so kurzer Zeit wieder deutsch werden würde; es ist jetzt Sache des deutschen Reichstages, in welchem zur Zeit die wiedergewonnenen Länder allerdings noch nicht vertreten sind, das schleunige Zustandekommen der Gotthardbahn nach Kräften zu fördern, um so mehr, als die italienische Volksvertretung durch ihren Beschluß vom 15. Juni dieses Jahres mit gutem Beispiel vorangegangen ist.

Paul Barnewitz.

Die Zustände an der deutsch-russischen Grenze.

III.

Die bisher geschilderten Zustände machen ihren Einfluß auch auf das Grenzleben in Preußen geltend. Sie ermöglichen das wunderbar schnelle Emporblühen einzelner Grenzorte, die aus kleinen, armseligen Dörfchen in Zeit von wenigen Jahren zu handels- und gewerbthätigen Städtchen mit 1000 bis 3000 Einwohnern angewachsen sind. Einzelne Orte, wie Schmaleningken, Tauroggen, Schirwindt, haben ihre Blüthezeit bereits hinter sich und sind mit dem abnehmenden Handel gesunken; anderen steht eine neue Blüthezeit bevor, so namentlich dem Städtchen Lyck im Südosten Masurens, am Endpunkte der Südbahn. Wenn der Anschluß dieser Bahn an die Warschauer ausgeführt werden sollte, wird dort an der Grenze sicherlich ein neuer Handelsort sich bilden, der in seinem Entstehen dieselben Erscheinungen zeigen wird, welche ich an anderen beobachtet habe. Davon nachstehende kurze Schilderung, die zwar vorzugsweise Eydtkuhnen im Auge hat, aber zugleich charakteristisch für alle übrigen ist.

Als die preußische Ostbahn nach der Grenze geleitet wurde, um sich mit der von Petersburg dorthin geleiteten zu verbinden, fand man dort das kleine Grenzdörfchen Eydtkuhnen, welches aus drei Bauerhöfen mit den dazu gehörigen Stallungen und Arbeiterhäusern, einer Schmiede und einem Gasthause bestand und etwa 60 bis 80 Einwohner zählte. Bevor die Erdarbeiten ganz vollendet waren, hatten sich hüben und drüben schon Kaufleute angesiedelt, um die Spedition der Waaren, welche der neue Verkehrsweg in großer Menge bringen mußte, schon zur Zeit der Eröffnung zu übernehmen, weil da der größte Gewinn zu erwarten war.

So entstanden gleichzeitig hüben und drüben zwei Grenzorte, die bei denselben Lebensbedingungen die charakteristischen Eigenthümlichkeiten beider Völker und beider Staaten repräsentiren mußten. Gar bald zeigte sich, auf welcher Seite die größere Kraft zu finden ist. In Eydtkuhnen siedelten sich schnell Handwerker, Krämer, Gastwirthe und Arbeiter an, um für die verschiedenen Bedürfnisse der zusammenströmenden Menge zu sorgen. Drüben stellten sie sich so spärlich ein, und lieferten so schlechte Sachen, daß man von Anfang an seinen Bedarf aus Preußen holen mußte, so daß selbst die große Menge der Arbeiter, welche bei den Bauten beschäftigt wurden, durch Budiker, welche täglich aus Preußen hinkamen, versorgt wurden. In Eydtkuhnen entstanden sogleich eine Reihe schöner, zum Theil eleganter Gebäude mit hübschen Gartenanlagen umgeben, die von den einzelnen Besitzern in regem Wetteifer gepflegt und nach der Chaussee, der Hauptstraße, hin durch zierliche Stacketenzäune, ohne einen Befehl oder Verabredung symmetrisch begrenzt wurden. Die Bahngebäude, die mächtigen dreistöckigen Woh-

nungen der vielen Arbeiter und Beamten, die Güterschuppen und das definitive Empfangsgebäude, dessen Prachtbau das einfache provisorische schon im zweiten Jahre ergänzte, schossen mit überraschender Schnelligkeit wie Pilze aus der Erde.

Drüben entstanden langsam die schlichten Holzhäuser der Beamten, das schlechte hölzerne provisorische Empfangsgebäude und einzelne andere öffentliche Bauten; dagegen von comfortabelen Privathäusern nur ein einziges, das, zu großartig angelegt, gar nicht bezogen wurde, und hier und da ein paar elende Kathen mit Schindeln gedeckt. Das definitive Empfangsgebäude wurde erst acht Jahre später vollendet und war schon im ersten Herbste darauf der Reparatur bedürftig. Jahrelang sah man alle diese Gebäude von Schutthaufen umgeben, auf denen zwischen halb verrotteten Brettern, Pfählen und Ziegelstücken die Schweine wühlten, während in Eydtkuhnen der Schutt mit dem Gerüste weggeräumt und jedes Gebäude mit den reizenden Gartenanlagen verziert wurde, durch deren Pflege die preußische Bahnverwaltung sich rühmlich auszeichnet.

Noch deutlicher zeigte sich die höhere Kraft des deutschen Volkslebens in der Selbstverwaltung, in der innern Pflege ihres neuen Gemeinwesens. Schon im zweiten Jahre bildete sich ein Schulverein — Eydtkuhnen besaß als Dorf keine eigene Schule —, der selbständig einen Lehrer berief und Jedem, selbst dem Arbeiter, gestattete, sein Kind in der neuen Anstalt unterrichten zu lassen, sobald er das Schulgeld pünktlich bezahlen wolle. Schon nach zwei Jahren stellte man einen zweiten Lehrer an, so daß die Privatschule im Jahre darauf mit drei Classen und 180 Schülern zur Communalanstalt gemacht werden konnte.

Drüben ist erst in den letzten Jahren eine schlechte einclassige Elementarschule entstanden, zu deren Leitung ein verlaufener preußischer Seminarist engagirt wurde. Freilich steht drüben schon eine russische Kirche, während Eydtkuhnen nur einen Betsaal besitzt; aber sie ist theils vom Staat, theils auf Antrieb der höheren Beamten in der Absicht gebaut, um die Russificirung der Grenze besser bewerkstelligen zu können. Ich habe bereits mitgetheilt, in welcher Weise man die Gelder dazu zusammenbrachte.

Für unsere Zeit, in der die Gebildeten aller Nationen immer mehr sich bestreben, die Religion in das innerste Gemüthsleben zu verlegen und das Aeußere derselben als das Nebensächliche zu behandeln, ist es außerdem wahrlich kein gutes Zeichen, wenn an einem neuen Orte eine Kirche gebaut wird, während man noch keine Schule und kein gesundes Communalleben hat. Dieses fehlt in dem russischen Grenzorte ganz; denn man findet dort, wie überhaupt in ganz Rußland, außer den Beamten nur Reiche und Arme: es fehlt der kräftige, arbeitsfreudige, gesunde Mittelstand, in dem vorzugsweise die „starken Wurzeln der Volkskraft" zu suchen sind.

In Eydtkuhnen zeigte sich dieses gesunde Leben in seiner ganzen Fülle und Eigenthümlichkeit. In kurzer Zeit entstanden ein Turnverein, Gesangverein, Schützenverein, ja sogar ein Theaterverein, der auf schnell errichteter Bühne Jung und Alt durch hübsche Darstellungen ergötzte. Das Schützenfest, das Schulfest, Fischzüge im nahen See und ähnliche Feierlichkeiten nahmen durch große Theilnahme den Charakter von Volksfesten an, und im Winter sorgte man durch Bälle und ähnliche Vergnügungen für die Zerstreuung der feinern Welt. Was man auch unternehmen, was für Vereine man auch bilden mochte: überall und zu jeder Zeit fanden sich Männer, die der Sache gewachsen waren, unter deren mit Vorliebe und Eifer geführten Leitung das Unternehmen wacker gefördert wurde. Man konnte sich hier überzeugen, welchen Reichthum an Kräften das gesunde Volksleben in sich birgt, und begreifen lernen, wie es möglich wird, daß bei solcher Gesundheit jede große Zeit ihre großen Männer schnell oft wie mit Zauberei hervorbringt.

Drüben war von Vereinen nichts zu finden. Es existirte in der letzten Zeit ein Spielclub, in dem die Wüstlinge des Ortes ihre Orgien feierten. Die Gebildeteren pflegen an den Vergnügungen in Preußen Antheil zu nehmen; die arme Bevölkerung lebt still in den elenden Holzhäusern, und begnügt sich damit, bei den Festtagen, oder wenn einmal der Kaiser den Ort passirt, zusammenzulaufen, um die Neugierde zu befriedigen und sich gelegentlich zu berauschen. Bei Festen, die in Eydtkuhnen in der Nähe des Grenzflusses gefeiert werden, stehen sie drüben am Ufer und starren stumpf und gleichgültig auf das fröhliche und bewegte Leben ihrer Nachbaren.

Hüben und drüben hat der Staat gleich dem Zeidler einen Bienenkorb mit Waben aufgestellt; aber nur auf deutscher Seite hat sich ein gesunder Schwarm festgesetzt, der andere ist krank, künstlich „abgetrommelt" aus einem kranken Mutterstocke. Kein Wunder, daß er leicht eine Beute der Raubbienen wird, die sich auf seine Kosten pflegen und seine Mühe ausnutzen.

Wer, wie ich, Zeuge des Entstehens von Eydtkuhnen gewesen ist, kann als Deutscher in der That darauf stolz sein, daß das Gemeindeleben, so frisch und kräftig, wie ich es geschildert habe, sich unter den damals obwaltenden Umständen bildete und erhielt. Schien es doch anfangs, als ob Alles unter einem lüderlichen, wilden und wüsten Treiben zu Grunde gehen werde. Der Gewinn, den der Speditionshandel brachte, war so bedeutend und wurde durch Viele in der früher geschilderten Weise so erstaunlich erhöht, daß sich der ganzen Bevölkerung ein Rausch, ja ein wahrer Freudentaumel bemächtigte. Die wildesten Bacchanalien wurden gefeiert, in denen man in der übermüthigsten Weise praßte und schlemmte, und im Rausch gar arge Ausschweifungen und tolle Streiche ausführte. Jedes Spiel wurde hazardmäßig betrieben, jede Wette nur zu bedeutenden Einsätzen eingegangen. In den Gasthäusern fand man auf jeder Tischplatte die 13 Felder zum Pharaospiel aufgezeichnet. Die Spieler pointirten so hoch, daß oft Hunderte, ja Tausende von Thalern auf einer Karte standen. Schenkerinnen und feile Dirnen, namentlich solche, die sich den unzüchtigen Launen Einzelner oder berauschter Gesellschaften fügten, wurden fürstlich beschenkt und hielten nie gesehene Ernten. Wie die Kaufleute, so trieben es in ähnlicher Weise die Handwerker, ja selbst die Arbeiter. Der reiche Verdienst, den ihnen die Arbeit gewährte, und die ansehnlichen Trinkgelder und andere Einnahmen, die ihnen unvermuthet zufielen, verringerten die Kraft und Freude an ernster, tüchtiger Arbeit und beförderten die Lust zu lüderlichem Leben und zu Ausschweifungen aller Art. Sie tranken, spielten, wetteten und praßten wie die Reicheren, und begingen wie sie in den Kneipen tolle Streiche, die sich nur durch größere Rohheit, zuweilen aber auch in vortheilhafter Weise durch drastischen Witz und volksthümlichen Humor auszeichneten.

Aber dies wilde Treiben glich nur dem Schäumen des Meeres auf der Oberfläche: der Kern des Lebens blieb im Ganzen gesund, wurde immer fester. Wenn auch Einzelne in dem Strudel zu Grunde gingen, so that dies der Gemeinschaft keinen Abbruch. Es bildete sich eine öffentliche Meinung, die sich durch gesunde Frische und Freisinnigkeit vortheilhaft auszeichnete. Sie war scharf und offen und verurtheilte rücksichtslos jede Halbheit, und namentlich jedes Scheinwesen; aber Wahrheit und Tüchtigkeit und das unverfälschte Gute in jeder Gestalt wurden geachtet und hoch

gehalten. Wer mit Anmaßung nach Eydtkuhnen kam, wer, vielleicht verwöhnt durch das in Formen erstarrte Leben anderer Orte, auf Vorurtheile des Ranges oder Standes trotzen wollte, wurde mit unerbittlichem Spott und Hohn aufgenommen und mußte sich entweder ändern, oder zum Einsiedler werden. Dagegen hatte jede tüchtige Kraft, die an anderen Orten durch althergebrachte Vorurtheile zurückgestoßen worden wäre, hier gar bald Gelegenheit, sich zur Geltung zu bringen und die Freiheit der Bewegung zu erkämpfen. Von der Philisterei und Engherzigkeit kleiner Städte war dort nichts zu finden. Die öffentliche Meinung und alle gemeinsamen Unternehmungen hatten den Reiz jugendlicher Frische und Schönheit. Zum Helfen war man gern und schnell bereit. Hunderte haben dies erfahren, denn fast in jeder Woche wurden Sammlungen veranstaltet, um Wittwen zu trösten, verarmten deutschen Familien, die aus Rußland ausgewiesen waren, Reisegeld zu geben, Kranken die Mittel zum Besuch berühmter Aerzte zu gewähren, Beamte zu unterstützen, Unglücklichen aller Art zu Hülfe zu kommen.

Als der Handel in Folge der Einrichtung des „directen Güterverkehrs“ beschränkt und durch Bedrückungen aller Art immer mehr gehemmt wurde, begann der frische Aufschwung und mit ihm das frische Leben zu ermatten. Es traten manche Schattenseiten hervor, die früher in den Hintergrund gedrängt worden waren. Das gesellige Leben, welches früher Alle vereinte, zerfiel in einzelne Kreise, und das engherzige Treiben kleiner Städte begann Platz zu greifen. Dessenungeachtet wird dieser Ort nicht so schnell sinken, wie andere unter ähnlichen Verhältnissen entstandene Grenzstädtchen, weil die Eisenbahn ihm das Leben sichert. Tauroggen, an einer früher sehr besuchten Handelsstraße gelegen, ist jetzt fast menschenleer. Die prächtigen Wohngebäude, die man zur Blüthezeit dort erbaute, stehen leer und sind für einen Spottpreis zu verkaufen.

Solch eine Neubildung, solch ein Emporblühen von Grenzorten ist nur auf deutscher Seite, auf russischer nirgends zu finden. Dort liegen auf dem ganzen oben geschilderten Grenzstrich außer elenden Dörfern nur Grenzorte, wie das Eydtkuhnen gegenüber liegende Wirballen, und weiter nach dem Innern armselige Städtchen, in denen man fast nur polnische Juden findet. Da diese Leute in dem russischen Grenzstrich den größten Theil der Bevölkerung bilden und dem Grenzleben in vieler Beziehung seine eigenthümliche Färbung geben, will ich ihr Leben und Treiben noch einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Im Ganzen zeigen die polnischen Juden alle Eigenthümlichkeiten, durch welche dieser Volksstamm in allen Ländern, unter allen Himmelsstrichen von den Eingeborenen sich unterscheidet, jedoch sind einige durch die in Polen und Rußland herrschenden Zustände besonders scharf ausgebildet und modificirt worden. Der rege Familiensinn, eine ihrer schönsten Eigenschaften, die sich zugleich überall in gemeinnütziger Unterstützung ihrer Stammesgenossen äußert, ist in Folge des großen Druckes, der dort bis zur Stunde auf ihnen lastet, zur rücksichtslosen Hehlerei ausgeartet. Was für Verbrechen Einer ihres Gleichen auch begangen haben möge: er wird geschützt, gewarnt, verborgen und auf jede Weise gegen die Verfolger unterstützt. Wer an der Grenze durch einen Juden betrogen wird, mag die Verfolgung des Verbrechers ruhig aufgeben, sobald derselbe sich zu seinen Freunden in das Innere gerettet hat. List und Schlauheit, die bei diesem reich begabten Stamme, namentlich in Bezug auf den Handel, überall groß sind, zeigen sich bei den polnischen Juden in überraschender Weise. Dazu gesellt sich eine erstaunliche Zähigkeit im Ertragen von Entbehrungen aller Art, und in Bezug auf Handel und Wandel das weiteste Gewissen, das man sich denken kann. Der Begriff „Betrug“ existirt für den polnischen Juden gar nicht. Er weiß sehr gut, daß dieser Begriff durch das Gesetz festgestellt ist und Betrügereien streng geahndet werden; aber dies ermahnt ihn nur zur Vorsicht und Klugheit. Er wird von Jugend auf gestoßen, verachtet, umhergehetzt, sieht die rechtlosen Zustände, die Jedem seines Stammes die Betretung des Rechtsweges geradezu unmöglich machen: wie sollte ein anderer Gedanke in ihm entstehen, als der naheliegende, daß jede That erlaubt, daß der sogenannte Betrug nur dann zum Unrecht wird, wenn er nicht schlau genug angelegt wurde, so daß das Unternehmen fehlschlägt, oder zur Entdeckung und Bestrafung führt. Es ist daher begreiflich, daß sie sich so gewinnreicher Unternehmungen, wie der Schmuggel sie bietet, vorzugsweise befleißigen. In der That wird der kleinere Grenzschmuggel in Masuren fast ausnahmsweise durch Juden betrieben. Man sieht sie dort, wie überhaupt die ganze Grenze entlang, in ihren langen schwarzen Kaftanen, den gekräuselten, jetzt von der russischen Regierung geächteten Locken, die sich unter dem schwarzen Käppchen zu beiden Seiten des Gesichts hervorringeln, und den langen Bärten hüben und drüben umherschleichen. Juden bilden auch den größten Theil der berittenen Schmuggler. Es sind verwegene Kerle mit wild blitzenden Augen. Sie scheuen im Allgemeinen nicht den Kampf, ziehen es aber doch vor, durch List und Bestechung zum Ziel zu gelangen, und betheiligen sich deshalb nur selten an den großen Wagenzügen der Szamaiten. Wenn sie Wagenladungen über die Grenze bringen, geschieht es nur da, wo sie es ohne Kampf zu thun vermögen. Ja, wenn sie dabei, was drüben nicht selten geschieht, von Gutsbesitzern oder Inspectoren mit bewaffneter Hand überfallen und eines Theils ihrer Waaren beraubt werden, hört man nie, daß sie Gegenwehr geleistet hätten. Sie winseln und jammern, daß es einen Stein erbarmen könnte, aber sie bleiben ihrer alten Gewohnheit treu, weil sie im Allgemeinen durch Unterwürfigkeit und zähe Ausdauer im Leiden eher und besser zu ihren Zielen und Zwecken gelangen. In dem nördlichern Grenzstrich geschehen diese großen Schmugglerzüge unter ihrer Leitung. Juden in Memel oder Tilsit liefern die Waaren und vermitteln mit Hülfe der Bandenführer den Transport nach Kowno oder anderen Städten, wo ihre Handelsfreunde die Ladungen in Empfang nehmen.

Nicht minder sind Juden bei den großartigen Speditionsgeschäften und den oft damit verbundenen Betrügereien betheiligt. In Eydtkuhnen lebten mehrere jüdische Spediteure, die nur wenige Jahre vorher mit dem Bündel auf dem Rücken als Hausirer im Lande umhergezogen waren. Unter ihren Commis waren einige sehr „zweifelhafte“ Ehrenmänner und selbst solche, die sich früher als Schmuggler ausgezeichnet hatten. Sie verstanden die Sache besser, wie die christlichen Herren, die sich auch dazu hergaben, weil sie rücksichtsloser zu Werke gingen und den Gewinn mehr zusammenhielten. Sie sammelten in wenigen Jahren ein Vermögen von mehreren hunderttausend Rubeln. Wenn sie beschlagen wurden, wälzte man die Schuld auf die Commis, welche gegen eine gute Entschädigung sich dazu hergaben, oder eröffnete das Geschäft unter neuer Firma. Einst hatte man, um einen bedeutenden Transport durchzubringen, dreizehn Unterschriften in der Declaration gefälscht und wurde „beschlagen“. Da stand die Sache schief; aber der preußische Polizeirath verschaffte den Herren so wunderbar schnell die Aufnahme in den preußischen Unterthanenverband, daß sie noch gerettet wurden. Selbstverständlich haben solche Leute die Locken und Bärte abgeschnitten und den Kaftan ausgezogen, bewegen sich in guter Gesellschaft und trinken, wenn es sein muß, guten Champagner; aber in ihrem Wesen und namentlich

in ihrer Gesinnung bleiben sie ihr Lebelang die alten polnischen Juden.

Der russische Staat weiß sehr gut, daß diese Leute ihm an der Grenze so viel Abbruch thun, und es existirt in der That ein altes Gesetz, das jedem Juden verbietet, sich bis auf 50 Werst (7 Meilen) der Grenze zu nähern, aber die Verhältnisse sind mächtiger, als solche Gesetze. Es wird nur dann und wann von Böswilligen erneuert, um diesem oder jenem Juden zu schaden, und ist eine stets drohende Waffe, an die man sich schließlich gewöhnt hat. Welchen Unterdrückungen und Erpressungen die Juden im Allgemeinen ausgesetzt sind, sollte man kaum glauben. Jeder Beamte schilt und schlägt auf sie los und behandelt sie wie Hunde, da er weiß, daß sie fast rechtlose Menschen sind und sich nicht wehren. Bekannt ist es, daß die russische Regierung sie gar oft wie Citronen in die Presse nimmt und Verordnungen erläßt, die eigentlich nur Zwangsanleihen sind*). Die höheren Beamten machen sich dies gern zu Nutze und pressen ihrerseits so viel sie können. Oft behandelt man selbst die besseren mit Hohn und Spott. In Wirballen ließ der Zolldirector die anständigsten der dort wohnenden Kastanträger zur Theilnahme an einem großen Ball auffordern. Verlockt durch die Ehre**), gegen die Alle ohne Ausnahme, selbst die Aermsten und Gedrücktesten, sehr empfänglich sind, und theilweise durch die Aufforderung halb gezwungen, zeichneten sie und begingen die Thorheit, auf dem Ball zu erscheinen. Als sie versammelt waren, erschien der Director, beklagte sich über Knoblauchsgeruch und ließ sie ohne Weiteres zur Thür hinausweisen! Für solche rechtlose Behandlung rächt sich der Jude dadurch, daß er jeden Vortheil benutzt und den Reichthum des Landes an sich reißt. Die polnischen Gutsbesitzer, die durch Leichtsinn und Genußsucht in Schulden gerathen, die russischen Kaufleute, die höheren Beamten, die ohne sybaritische Schwelgerei nicht leben wollen, sie werden zuletzt Alle die Beute des Juden. Seine feine Spürnase wittert jede Verlegenheit, sein scharfes Auge sieht jede Schwäche, kennt alle Verhältnisse und weiß sie nach langem, geduldigem Harren im rechten Augenblicke zu benutzen. Wenn dieser Augenblick da ist, so kennt er, um zu seinem Ziele zu gelangen, eben so wenig Rücksicht, Erbarmen, Mitleid und milde Regungen, wie seine Unterdrücker ihm und seinen Genossen gegenüber an den Tag legen. Da die Juden so genau mit allen Verhältnissen vertraut sind, können sie oft Unglaubliches durchsetzen, so daß der Fremde gut thut, sich in schwierigen Fällen nur an sie zu wenden. Sie entwickeln einen Einfluß, der lebhaft an den manches allmächtigen Kammerdieners über despotische Herren erinnert. Einer mir bekannten Dame, der Frau eines polnischen Pastors, war 20 Jahre hindurch das ihr rechtmäßig zustehende Wittwengehalt vorenthalten worden, und trotz aller Bitten und Vorstellungen bei den Consistorialräthen in Warschau, trotz aller Vorstellungen in Petersburg war es ihr nicht gelungen, zu ihrem Rechte zu gelangen. Endlich gab man ihr vor vier Jahren den Rath, sich an einen Juden in Warschau zu wenden. Gegen eine bestimmte Entschädigung verschaffte ihr derselbe kurze Zeit darauf nicht nur die Pension, sondern auch noch alle Kindergelder, die sie in der verflossenen Zeit hätte erhalten sollen.

*) Dahin gehört auch die neueste in Bezug auf ihre Kleidertracht.

**) Unter Ehre ist hier nur äußerliche Beachtung, Auszeichnung durch vornehme, reiche oder hochgestellte Personen zu verstehen.

Im Innern des Familienlebens zeigen diese polnischen Juden oft schöne Seelenregungen, die man an diesen beim Handel so rücksichtslosen Menschen nicht vermuthen möchte. Ich weiß viele Beispiele uneigennütziger Hülfe gegen unglückliche Fremde zu erzählen. Kunst und Wissenschaft werden hochgeehrt, der gute Lehrer steht bei ihnen in hoher Achtung. In Bezug auf äußere Religionsgebräuche sind sie sehr streng, ja fanatisch. Gebote, Fasten und die Vorschriften in Bezug auf Sonn- und Festtage und das Essen werden sehr sorgfältig selbst unter erschwerenden Umständen beobachtet. Im Ertragen von Leiden, Hunger und Noth sind sie sehr stark, oft bewundernswerth. Da sie dabei ihr Ziel, zu Hab und Gut zu gelangen, nie aus dem Auge verlieren und auch durch unvorhergesehene Glücksfälle nicht leicht unbesonnen und übermüthig werden, sondern das Erworbene weise zu Rathe halten und sorgfältig verbergen, werden Einzelne oft in Zeit von wenigen Jahren wohlhabend, ja reich. Dann suchen sie ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben, um deren Glück zu sichern; sie selbst pflegen ihren alten Gewohnheiten treu zu bleiben.

Man findet unter den polnischen Juden auch viele tüchtige Handwerker und Beamte, von denen sich Einzelne durch hervorragende Talente zu hohen Ehrenstellen aufschwingen. Sie repräsentiren im Verein mit den Deutschen einen beträchtlichen Theil der höhern Intelligenz. An der Grenze wird man an jedem Orte von den Aermeren, die auf irgend eine Weise etwas verdienen wollen oder betteln, auf die unangenehmste Weise belästigt. Die Wohnungen dieser Leute sind entsetzliche, schmutzige, düstere Löcher, in denen es von Ungeziefer aller Art wimmelt. Namentlich beherbergen sie Schaaren von Läusen. Diese Thiere findet man selbst in den Häusern und auf den Kleidern der Wohlhabenderen, denen man solche Gäste nicht zutrauen möchte. In Folge dieser Wohnungen und der darin herrschenden Unreinlichkeit haben so viele dieser Leute rothe, triefende Augen und sind sehr kurzsichtig.

Die Polen, welche den Grenzstrich bewohnen, sind entweder arme Bauern und Tagelöhner, oder Bettler, die schaarenweise umherziehen und in theuern Jahren oft in Gesellschaften, die aus 6 bis 10 Familien bestehen, in Preußen einfallen, um hier die Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Die größeren Güter im nördlichen Theile des Grenzstriches, und theilweise auch die im Süden sind in den Händen von Deutschen, die zu Arbeitern ihre fleißigeren und umsichtigeren Landsleute zu gewinnen suchen.

Das Dach der Welt.

Von **Hermann Vambery.**

Unter diesem Namen gedenken wir nicht das sternbesäete Firmament, sondern vielmehr jene Hochebene zu beschreiben, welche die Mittelasiaten auch schon deshalb zum „Dach der Welt“ gemacht haben, weil man von derselben, wie von der Terrasse orientalischer Häuser, weit und breit umhersehen kann. Und in der That ist dieses Plateau, welches unsere

Geographie die Pamirer Hochebene nennt, ein äußerst interessanter Punkt unseres Erdbodens, der bis zur neuesten Zeit für terra incognita angesehen, nun durch die Reise eines Orientalen, den die Briten mit einer politischen Mission nach Yarkend betraut hatten, uns einigermaßen näher gerückt worden ist.

Dort wo in 73° östlicher Länge und 39 bis 37° nördlicher Breite drei der gigantischen Bergketten, nämlich: der Hindukusch von Südwesten, der Künlün von Osten und der Tien-Schan von Norden, sich begegnen, befindet sich jenes merkwürdige Plateau, das mehr als 15,000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, der Länge nach auf mehrere Tagereisen sich erstreckt und nur an seinen Rändern von Schafherden, Kameelen und Yaks besucht wird.

In solcher Höhe besteht die Vegetation natürlich nur aus Gras im Sommer; Bäume, selbst krüppelhafte Gesträuche, fehlen sowohl als die gefiederten Bewohner der Lüfte, da die Luft so verdünnt ist, daß Menschen und Thiere auf dem Marsche durch dieselbe an Erbrechen, die ersteren überdies noch an Kopfweh leiden. Je größer die Kälte, desto merklicher empfindet man diese Unannehmlichkeiten, und würde der Reisende während des nächtlichen Schlafes seinen Kopf nicht 2 Fuß höher als seinen übrigen Körper ruhen lassen, so könnte ihn plötzlich der Tod befallen. Der orientalische Reisende, der jüngst die Hochsteppe Pamir durchschnitten hat, behauptet, im 34. Lebensjahre zu sein, und dennoch schlug auf einer Anhöhe in derselben sein Puls so stark, daß er 89 in einer Minute zählen konnte, während sein Diener unter einem Fieberanfalle 99 zählte. Steinigen Boden fand unser Reisende nur selten, hingegen waren desto häufiger die mit Salpeter bedeckten Stellen, und zwar ist die Oberfläche mancherorten so glänzend, daß das Augenlicht der Reisenden oft stundenlang geblendet wird.

Die beste Zeit, um diese Steppe zu durchziehen, ist der Monat August; dann giebt es Gras in Ueberfluß; auch sind dann die Bäche und Ströme, welche durch das Thauwetter im April und Mai allzu sehr anschwellen und die Communication hindern, wieder in ihr natürliches Bett zurückgetreten. Das Gras wird an manchen Stellen dicht und hoch, es soll sehr nahrhaft sein und von den Thieren sehr gern genossen werden; im September welkt es jedoch schon und im October tritt Kälte ein. Der Winter ist, wie sich denken läßt, hier so streng, daß menschliche Wesen während desselben die Pamirer Hochebene fast gar nicht besuchen können.

Zu den Völkerschaften, die mit der Pamirer Steppe etwas näher bekannt sind, gehören die Bachanis, ein uraltes Volk arischer Abkunft, die im gebirgigen Bedachschan hausen und mit ihren Herden die Streifereien bis weit in die Hochsteppe ausdehnen. Ferner die Kirgisen, eigentlich schwarzen Kirgisen, welche zwischen Ostturkestan und Chokand sich umhertreiben *). Sie wurden von dem englischen Reisenden und Entdecker der Oxusquellen Wood berührt, sind nun aber durch den Bericht unseres Reisenden etwas ausführlicher bekannt geworden. Es giebt außer diesen noch einige Hezarestämme, die von dem gebirgigen Afghanistan aus das Plateau besuchen: alle drei natürlich nur während der Sommerzeit, um ihre Herden auf den reichen Triften daselbst weiden zu lassen.

Noch einer zoologischen Merkwürdigkeit erwähnt der orientalische Reisende, indem er uns von einem wilden Schaf, das er irrthümlich Kotschkar (= Widder auf tatarisch) nennt, berichtet, das, nur selten gesehen, zumeist auf den Berggipfeln, welche das Plateau umgeben, sich aufhält. Dieses Thier soll auch so große Hörner haben, daß der Zwischenraum derselben weiter als die beiden ausgestreckten Arme eines Mannes ist; dabei seien sie so dick, daß ein Fuchs in der untern Höhle des Hornes gemächlich schlafen könne. Die Bachanis erzählen von einem Platze, Chaki Tuba genannt, wo dergleichen abgefallene Hörner in besonders großer Menge sich vorfinden sollen. Im Winter pflegen viele dieser Thiere aus Mangel an Nahrung dem Hungertode zu erliegen, und ein Soldat des Fürsten von Bachan, der unsern Reisenden begleitete, erzählte, daß im Jahre 1869 unter denselben eine Pest ausgebrochen wäre, die viele von ihnen hinweggraffte. In der That sah Feiz Bachsch, so hieß unser Reisende, viele Skelette und Hörner dieser Thiere auf dem Wege umhergestreut liegen.

Wir wollen es nun versuchen, den Reisenden, der auf Befehl des Herrn T. D. Forsyth, des bekannten diplomatischen Reisenden, nach Yarkend seinen Weg vom Pendschab aus durch die Pamirer Steppe genommen hat, zu begleiten, und den Leser mit der Stationsbenennung der Marschroute langweilen, so wie sie der unternehmende Mollah berichtet; denn trotzdem seine Orthographie eine äußerst fehlerhafte ist, und seine etymologischen Bemerkungen mitunter amüsant sind, so kann man doch dem guten Manne nicht das Verdienst absprechen, der Erste gewesen zu sein, der dem europäischen Leser etwas über diesen wenig bekannten Theil Asiens mitgetheilt hat.

Unser Mollah verließ im Mai 1870 Peschaver, um über Dschelalabad, Kabul, Belch und Bedachschan die gebirgige Heimath der Bachanis zu erreichen, und um von da aus in südöstlicher Richtung, die Pamirer Steppe durchschreitend, nach Yengi Hisar, das auf dem Territorium Ostturkestans liegt, zu gelangen. Seinem Wege bis Taschkurgan, das bekanntlich zum heutigen Turkestan der Afghanen gehört, wollen wir keine besonders ausführliche Erwähnung widmen, da derselbe von verschiedenen europäischen Reisenden, namentlich von Moorcroft und Burnes, besprochen worden ist *).

Der Weg ging immer, wie ich schon bemerkt habe, in südöstlicher Richtung, am nördlichen Ufer des Köktschehstromes über Firgan und Chanka, welch letzterm gegenüber die Gebirgspässe Isphangao und Schaik sich befinden. Nach Feizabad sind die Stationen Babatrik, Tergeran und Zeibek; von hier giebt es noch vier Stationen, bis man nach Pendscheh, der Hauptstadt Bachans, gelangt, welch Ländchen, nach Aussage unsers Gewährsmannes, in vier Theile getheilt ist: 1) Aschtarak, 2) Chandud, 3) Isžpentsch, 4) Saritschupan und Pamir. Vorzugsweise von Pendscheh brechen Reisegesellschaften zur Durchschreitung des Pamir auf; sie ziehen bis nach Dschengelik, ungefähr sechs Stunden Weges in nordöstlicher Richtung. Vom letztgenannten Orte hat man noch 24 volle Stunden, bis man nach Aktasch, und von da noch andere 12 Stunden, bis man nach Sarikül, zur eigent-

*) Interessant ist die Aufzählung der 32 Stämme, zu welchen eben die schwarzen Kirgisen von der Pamirer Steppe als gehörend sich bezeichnen. Die Zahl 32 ist bekanntlich auch bei der Stammesbezeichnung der Oesbegen und Karakalpaks gebraucht, nur daß die fraglichen Nomaden in der Nomenclatur eine Verschiedenheit kundgeben. Wie Mollah Feiz Bachsch erzählt, nennen die Kirgisen jener Gegend folgende 32 Stämme: 1) Kiptschak, 2) Fait, 3) Bostan, 4) Karabagisch, 5) Dschan-Bagisch, 6) Tscheirez, 7) Bagun, 8) Kurban Ghotscha, 9) Katagan, 10) Moinak, 11) Bülük Baj, 12) Paigil-Ajak, 13) Maschka, 14) Naiman, 15) Oyol, 16) Kelteil, 17) Tört Aigir, 18) Sajak, 19) Garbagisch, 20) Jaseh-Siz, 21) Kul Tschigisch, 22) Birigtschi, 23) Salata, 24) Karajaltschi, 25) Karasadula, 26) Turkman, 27) Semis, 28) Salka, 29) Dürmen, 30) Ankar, 31) Tschakkal, 32) Jamgal.

*) Station 1) von Taschkurgan nach Yengi Arik, die in 3 Stunden 50 Minuten zurückgelegt wurde; 2) Akserai in 9 St. 50 Min.; 3) Kunduz in 3 St. 48 Min.; 4) Talkan in 8 St. 48 Min.; 5) Meschhed in 10 St. 50 Min.; 6) Dergan in 4 St. 18 Min.; 7) Argu in 6 St. 8 Min.; 8) Feizabad, die Hauptstadt Bedachschans, in 3 St. 50 Min.

lichen Oxusquelle, gelangt. Daß letztgenannter Strom im Nordwesten der Pamirsteppe entspringt, wird zur Genüge bekannt sein. Wir hören nun zuerst von fünf verschiedenen Strömen, vielleicht richtiger gesagt, Bergbächen, denen er seinen Ursprung verdankt. Diese wären: 1) der Iskenderstrom, der in südlicher Richtung gegen Pendschale seinen Lauf nimmt; 2) der Serchan; 3) Bagisch oder Bachast; 4) Kafir Niheng; 5) Toslang. Außer diesen nimmt der Strom noch andere kleinere Flüsse auf, als: den Köktscheh, den eigentlichen Strom Bedachschans, der bei Chodschezar in den Oxus mündet; den Kemert und andere Hezareströme, die vom Kuhi Baba und Hudukusch herabstürzen, und nur bei Kabadian wird der Oxus zu einem großen Strome.

Doch um auf die Marschroute zurückzukommen, müssen wir bemerken, daß von Sarikül nach Yarkend zwei verschiedene Straßen führen. Die eine in südöstlicher Richtung hat neun Stationen, mitunter auch manche äußerst schwierige Passage über hohe Berge, wird aber dennoch, zumeist zur Sommerzeit, wegen Wasserreichthums häufig benutzt, und die Bachanis sowohl als die Kirgisen geben zur Transportirung der Lasten gern ihre Yaks und Pferde her. Die zweite Straße geht in nordöstlicher Richtung in zehn Stationen nach Yarkend und ist bedeutend leichter als die erste, so daß ein Reiter ohne Last dieselbe in fünf bis sechs Tagen zurücklegen kann. Dies wären die Wege, um von Bedachschan aus durch die Pamirsteppe nach Yarkend zu gelangen. Doch auch nach Kaschgar giebt es eine besondere Straße, die von Sarikül aus in nördlicher Richtung über die Ebene von Tschitscheklik über den hohen Berg Tagarma geht und bei Yengi Scheher ins Gebiet der „Sechs Städte" mündet.

Im Ganzen genommen ist daher die Straße durch die Pamirsteppe durch Ostturkestan eine praktikabele zu nennen. Von Bedachschan aus können Lastthiere nicht gemiethet, sondern bloß gekauft werden; auch hört von Lengerkasch, einer Station hinter Pendscheh, jede Spur von Cultur auf, und außer Gras für Thiere und Holz zum Kochen der Speisen muß der Reisende alle übrigen Provisionen mit sich führen, lauter Unannehmlichkeiten, die einen europäischen Reisenden keinesfalls abschrecken würden, den interessanten Weg zurückzulegen. Seit dem unglücklichen Ende Hayward's, der von Süden aus diese Hochebene durchschreiten wollte, und in Yassin, wie schon in diesen Blättern erwähnt wurde, der Habsucht eines rauhen Asiaten zum Opfer fiel, wird von Indien nicht so leicht Jemand auf die Spuren folgen. Desto leichter wäre heute der Versuch vom nördlich-russischen Territorium aus zu machen; denn da der Generalgouverneur von Turkestan mit den Bedachschanern auf sehr gutem Fuße zu stehen scheint, so würde es keine besonders große Mühe kosten, den Fürsten der letzteren dahin zu bewegen, daß er einen russischen oder russischerseits empfohlenen Forschungsreisenden ungehindert durch sein Gebiet wandern ließe.

Julin oder Wineta und Professor Virchow's Ausgrabungen.

r. d. Im verflossenen Sommer hat Professor Virchow auf der Insel Wollin an der Odermündung Ausgrabungen unternommen, die von Erfolg begleitet waren, und ohne Bedenken mit dem alten untergegangenen Wineta oder Julin, der merkwürdigen sagenhaften Stadt des Nordens, in Zusammenhang gebracht werden dürfen. Die Geschichte dieser Stadt ist ungemein verwirrt, und erst von Paul Joseph Schafarik in seinen kleinen historischen Aufsätzen (vergl. die Sebrané Spisy dieses Autors, Prag 1863) richtig gestellt worden. Ehe wir Professor Virchow's Ausgrabungen berühren, geben wir kurz das Geschichtliche über diese Stadt.

Wineta oder Julin, das heutige Wollin, entfaltete seine reichste Blüthe im zehnten Jahrhundert. Wie weit damals die Handelsbeziehungen der Stadt reichten, davon zeugen die vielen altarabischen Münzen und Schmucksachen, die man in Wollin und dessen Weichbild seit dem siebenzehnten Jahrhundert ausgegraben, worüber Leopold v. Ledebur „Ueber die in den baltischen Ländern in der Erde gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient" (Berlin 1840) nachzulesen. Jene Münzen rühren aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhundert her, also aus dem Zeitalter der Abassiden (in Bagdad) und der Samaniden (in Samarkand).

Das elfte Jahrhundert bezeichnete für Winetas Glück und Macht einen Wendepunkt: es begannen die bösen Tage der dänischen Invasionen und Verheerungen in der slavischen Stadt. Die erste erfolgte von Seiten des Dänenkönigs Magnus im Jahre 1043. Winetas Handel, Reichthum und Bedeutung erlitten dadurch einen um so empfindlichern Stoß, als gleichzeitig auch im fernen Osten das Khalifat von Bagdad zerfiel. Die chronologische Reihe der in Wollin aufgefundenen arabischen Münzen geht daher auch nicht über die erste Hälfte des elften Jahrhunderts hinaus. Indessen erholte sich Wineta im Laufe zweier Jahrzehnte wieder und brachte es zu einer schönen Nachblüthe; denn Adam von Bremen erzählt als Zeitgenosse (er schrieb 1072 bis 1076) wörtlich von ihr in seiner hamburgischen Kirchengeschichte (II, 19):

„An den Ufern der Oder, da, wo sie die skythischen Gewässer (das Baltische Meer) berührt, bietet die sehr angesehene Stadt Jumne (Wineta) den Barbaren und Griechen, die ringsum wohnen, einen vielbesuchten Standort dar. Weil nun zum Preise dieser Stadt große und fast unglaubliche Dinge vorgebracht werden, so halte ich es für anziehend, hier Einiges, das Erwähnung verdient, einzuschalten. Es ist wirklich die größte von allen Städten, die Europa einschließt. In ihr wohnen Slaven und andere Nationen, Griechen und Barbaren. Denn auch den dort ankommenden Sachsen ist unter gleichem Rechte mit den Uebrigen zusammen zu wohnen gestattet, freilich nur, wenn sie, so lange sie sich daselbst aufhalten, ihr Christenthum nicht öffentlich kundgeben. Denn Alle sind noch im Irrwahne heidnischer Abgötterei befangen. Uebrigens wird, was Sitte und Gastlichkeit anlangt, kein Volk zu finden sein, das sich ehrenwerther und dienstlicher erwiese. Jene Stadt, welche reich ist durch die Waaren aller Nationen des Nordens, besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Dort findet sich der Vulcanstopf, den die Eingeborenen das griechische Feuer nennen, dessen auch Solinus gedenkt. Dort zeigt sich Neptun in dreifacher Art, denn von drei Meeren wird jene Insel bespült, deren eines von ganz grünem Aussehen sein soll, das zweite aber von weißlichem. Das dritte ist durch ununterbrochene Stürme beständig in wuthvoll brausender Bewegung. Von Jumne aus rudert man in kurzer Fahrt nach der Stadt Dymine

(Demmin) hinüber, die an der Mündung des Flusses Peanis (Peene) gelegen ist."

Adam schildert wohl als Zeitgenosse, aber nicht als Augenzeuge. Die ganze für die Handelsgeschichte des Nordens wichtige Stelle ist offenbar übertrieben, denn **höchstens** für ihn, für seinen topographischen Horizont mochte Wineta „die größte aller Städte" gewesen sein. Es gab damals noch Rom und Konstantinopel, wie denn auch Krantz in seiner Vandalia (II, 33), der Helmold nachschreibt, einschiebt „ausgenommen Konstantinopel". Was den „Vulcanstopf" betrifft, den Adam erwähnt, so scheint dieses eine Waare zu bedeuten, sonst nennt Gregor der Große den Vesuv so, nämlich Olla Vulcani.

Die Nachblüthe Winetas war nur von kurzer Dauer. Schon im Jahre 1095 und 1116 wiederholten sich die Einfälle der Dänen und schlugen dem Verkehre Winetas die tiefsten Wunden. Als der Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1124 nach dieser Stadt gekommen war, um dort das Evangelium zu predigen, fand er sie bereits ziemlich gesunken und von Stettin überholt. Am furchtbarsten litt aber Wineta durch den vierten und letzten Angriff der Dänen unter dem König Waldemar im Jahre 1172. Der ohnehin schon geringe Ueberrest ihrer vormaligen Bedeutung und Herrlichkeit wurde für immer vernichtet. Zur Ohnmacht und Verschollenheit verurtheilt, ragte sie fortan wie ihr eigener Schatten aus dem herumliegenden Getrümmer, um welches die Sage rasch ihre üppigen Ranken flocht. Der Sage der Fischer und Schiffer nach war sie auf dem Grunde des Meeres versunken, wie Stavorn, eine Anschauung, der Geibel in einem schönen Gedichte Worte verlieh.

In unseren Geschichtswerken herrscht über Wineta eine gründliche Verwirrung. Man verhängte über diese gefallene Größe mancherlei Schicksale, welche sie nie erlebt hat, und stritt sogar darüber, ob es nur ein Wineta gegeben oder ob man nicht mehrere baltische Städte mit Wineta verwechsele und zu Gunsten der letztern die Existenz der ersteren geradezu confiscire. Diese Verwirrung ist, wie Schafarik mit Recht hervorhebt, erst durch spätere Geschichtsschreiber verschuldet worden. Krantz ging mit dem schlimmen Beispiel der Unkritik voran; ihm folgten auf dem Wege der Mißverständnisse außer vielen Anderen noch Barthold (Geschichte von Rügen und Pommern 1839) und Giesebrecht (Wendische Geschichten 1843). Anders verhält es sich mit den alten Quellen: diese lassen weder eine Doppelgängerin Winetas, noch anderweitige Hypothesen aufkommen. Sie beginnen mit einer Urkunde Kaiser Otto's des Ersten; dann folgt Adam von Bremen, Helmold, Saxo Grammaticus. Den Schluß bildet die skandinavische Jomsvikingasaga (um 1200).

Schafarik legt an das gesammte Quellenmaterial die kritische Sonde, stellt die Zeugnisse über die große Handelsstadt an der Odermündung zusammen und führt den Nachweis, daß Alles, was die Quellen von Wolin, Julin, Jumin, Jumne, Jomsburg und Hynnisburg erzählen, sich auf **eine und dieselbe Stadt** Vineta beziehe. Wolin ist der älteste, weil einheimische, Name und hat sich bis heute behauptet. Die übrigen Namen führte Wolin auswärts bei den Deutschen und Skandinaviern. Der Name Wineta kommt verhältnißmäßig spät, nämlich erst bei Helmold vor, und bedeutet Wendenstadt. Die slavische Form Wolin haben sich die Deutschen durch die Umbildung zu Julin, Jumin, Jumne mundgerecht gemacht. Das Jomsburg der skandinavischen Sagen ist etymologisch nichts Anderes als Juminsburg, da Jumin oder Jumne in der skandinavischen Zusammensetzung sich zu Jum oder Jom' verkürzt. Das Hynnisburg des Chronisten Sweno Aggeson (1186) besagt so viel als Hunnenburg, da ihm Slaven und Hunnen als dasselbe Volk erschienen.

Ganz ungeschichtlich ist die Erzählung, daß Wineta um das Jahr 1183 bei einem furchtbaren Erdbeben und einem unabwehrbaren Andrang rasender Sturmfluthen vom Meere verschlungen worden sei. Zwar wollte man seit dem sechszehnten Jahrhundert zu wiederholten Malen bald auf der Insel Usedom, bald an anderen Punkten der baltischen Küste in den Tiefen des Meeres die Ruinen eines unterseeischen Pompeji erschaut haben: allein die vermeintlichen Mauertrümmer erwiesen sich bei näherer Untersuchung als ganz natürliche Klippen- und Steingebilde. Keine der ursprünglichen Quellen hat auch nur eine leise Ahnung von dem Wellengrabe Winetas. Erst die Phantasie neuerer Schriftsteller, angeregt durch Fischersagen von einer ins Meer versunkenen Stadt, hat den tragisch-schönen Untergang der einst so großen und reichen Handelsmetropole erdichtet und mit lebendigen Farben wirkungsvoll ausgemalt. Wineta ist weder durch die Dänen noch durch elementare Katastrophen vom Erdboden verschwunden, wohl aber durch die habgierigen, nach fremden Schätzen lüsternen Eroberer von seiner Höhe herabgestürzt worden. (Vergl. den Auszug aus Schafarik in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. III, Beilage 69 f.)

Wenn auch ohne Glanz und Anspruch besteht Wineta doch heute noch fort unter dem alten Namen **Wolin**. Hier, in Wollin, lebten denn auch lange die Erinnerungen an die große Vergangenheit der Stadt, und die sichtbaren Spuren ihres ehedem gewaltigen Umfanges erfüllten noch im Jahre 1564 den Treptower Rathsherrn Johannes Lubechius mit Bewunderung. Er nahm, wie er selbst erzählt, im October jenes Jahres in Begleitung mehrerer Archäologen, dann der Woliner Ortsgeistlichen und Rathsherren eine genaue Besichtigung aller damals noch übrigen Reste des alten Julin vor, um dessen Umfangslinie sicherzustellen und dadurch gleichsam den Rahmen für das topographische Bild dieser Großstadt zu gewinnen. Das Ergebniß der Untersuchung lautete: Das alte Julin habe eine über dreißigmal größere Area eingenommen als das Wolin des sechszehnten Jahrhunderts. Der Bericht des Lubechius steht in: M. Rango, Origines Pomeranicae (Colberg 1684. 4.).

Seitdem vernahm man nichts wieder von Julin. Jetzt hat Professor **Virchow** Nachgrabungen angestellt, die vom Erfolg begleitet gewesen sind. Was bisher darüber verlautet, ist das Nachstehende. Es ergab sich, daß sowohl oberhalb der jetzigen Stadt Wollin bis an das Haff, als auch unterhalb derselben längs der Divenow alte Ansiedelungen nachweisbar sind, welche sich beiderseits bis an die Stadt erstreckt haben. Ein Theil der alten Ansiedelungen, nämlich der auf dem Silberberg und der auf dem Galgenberg, stimmt mit den Bergansiedelungen überein, welche Virchow kürzlich bei Labbin, gleichfalls auf der Insel Wollin, untersucht hat. Was jedoch die Ausgrabungen bei der Stadt Wollin wichtig macht, ist der Umstand, daß zwischen dem Silberberg und der Stadt ein breiter Moorgrund liegt, auf dem die Vorstadt „Gärten" erbaut und der allem Anschein nach eine zusammenhängende **Pfahlstadt** getragen hat. Die sogenannte Culturschicht, welche zahllose Thierknochen und Hausgeräthe enthält, hat hier eine Höhe von mehr als drei Fuß und ist noch von einer torfigen Wiesenschicht von einem halben Fuß Dicke überzogen. Es ist daher kaum zu bezweifeln, daß die alte Handelsstadt Julin, deren Größe Adam von Bremen mit Bewunderung erfüllte, sich weit über die Grenzen des heutigen Wollin erstreckte.

Hoffentlich erfahren wir bald Näheres durch den verdienten Forscher, der auf dem Gebiete der Anthropologie, Alterthumskunde und Politik gleich thätig ist.

Aus allen Erdtheilen.

Lebenslauf eines mexicanischen Indianerhäuptlings.

„Aus Mazatlan wird gemeldet, daß Manuel Lozada, der Tiger von Alicre, mit Tode abgegangen ist." Wir lasen diese Notiz in einem Blatte von San Francisco vom 1. Juli; sie ist unscheinbar, der Name Lozada sicherlich nur wenigen Lesern des „Globus" jemals vorgekommen, und doch war dieser Häuptling eine Charakterfigur, wie sie eben nur in einem so wild und durch und durch anarchisch zerrütteten Lande wie Mexico sich entwickeln und eine Rolle spielen kann.

Hier ist Romantik in Hülle und Fülle. Lozada war der Sohn armer indianischer Bauersleute und stammte aus einem kleinen Dorfe im Staate Xalisco. Als er den Knabenjahren entwachsen war, ging er unter die Maulthiertreiber; nach einiger Zeit aber fand er es angemessener, nach höheren Dingen zu streben. Er wurde Straßenräuber, zeichnete sich bald durch große Kühnheit aus, und sammelte eine zahlreiche Bande, welche weit und breit gefürchtet war. Den Hauptschauplatz seiner Thaten bildete der Staat Xalisco, in welchem Gold, Silber und Kupfer gewonnen wird. Dort plünderte Lozada dann und wann eine Conducta; nach Art unserer mittelalterlichen Ritter vom Stegreif lauerte er den Kaufleuten auf, welche die berühmte Messe von San Juan de los Lagos bezogen, und sein Ruf verbreitete sich immer mehr.

Im Staate Xalisco liegt die Stadt Tepic in der Mitte einer gut angebauten Hochebene, welche durch eine etwa 6000 Fuß hohe Bergkette von der Küste des Großen Oceans getrennt ist; diese bietet eine Menge von Thälern und Schluchten dar. Hier hatte der Freibeuter sein Hauptquartier. Tepic, eine Handelsstadt von etwa 10,000 Einwohnern, vermittelt den Verkehr zwischen dem Innern und dem Hafenplatze Mazatlan. Dort rivalisirten zwei europäische Häuser, deren jedes den Handel für sich zu monopolisiren trachtete. Eines derselben nahm der Biedermann Lozada in seinen Sold, das andere schloß einen Vertrag mit dessen Nebenbuhler, dem Straßenräuber Rojas, der für noch weit wilder und grausamer galt als jener. Die beiden einander feindlichen Banden verwüsteten ganze Districte; jeder wollte seinem Brotherrn dienen und den Handel seines Rivalen stören. Das Landvolk mußte Partei nehmen; Rojas schlachtete zuweilen die Bewohner eines ganzes Dorfes ab, Lozada aber ließ den Gefangenen, welche er den Rojas abgenommen hatte, die Haut von den Fußsohlen abziehen, und dann mußten sie auf einem Kohlenfeuer hin und her gehen.

Dieser Banditenkrieg währte Jahre lang. Zuletzt blieb Lozada Sieger, Rojas wurde verfolgt und in Sayula, unweit von der Grenze des Gebietes Colima, „wie ein toller Hund todtgeschlagen."

Von da an war Lozada unbestritten Herr einer ausgedehnten Landschaft und trat als Politiker und, wie sich von selber versteht, als Patriot auf. Alle Räuber in Mexico, ohne Ausnahme, sind gute „Patrioten"; Gott und Freiheit ist ihr Wahlspruch. Lozada nannte sich „Oberhaupt des neutralen Bezirkes von Tepic", und war nach einigen Jahren im Stande, ein Heer von reichlich zehntausend Indianern ins Feld zu stellen, die gut bewaffnet und ihm unbedingt ergeben waren. Er war klug genug, sich nicht für unabhängig von der Bundesregierung zu erklären, und begnügte sich damit, daß er thatsächlich Herr war, der sich von Niemand etwas befehlen ließ. Sein Gebot galt im nordwestlichen Theile von Xalisco, der an Sinaloa grenzt, und in dem Seehafen von San Blas suchten die Kaufleute sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen. Decrete der Bundesregierung cassirte er ohne Weiteres, Verfügungen ihrer Beamten erklärte er für ungültig; er erhob die Steuern und verfügte über das Geld nach seinem Gutdünken. Wenn ein an seine „Freunde" consignirtes Schiff im Hafen von San Blas einlief, schrieb er dem dortigen Zollhause vor, wie viel oder wie wenig an Eingangsabgaben erhoben werden solle; sein Wille mußte geschehen, sonst jagte er die Beamten fort und belegte Eigenthum der Bundesregierung mit Beschlag. Diese konnte ihm nichts anhaben, denn von Durango her hätte sie Truppen über das Gebirge schicken müssen, dessen Pässe Lozada bewachen ließ, und von der Seeseite war ihm gleichfalls nicht beizukommen. Es blieb nichts übrig, als ihn gewähren zu lassen.

Tepic befand sich unter der Dictatur des Straßenräubers ganz wohl; die Waaren kamen fast zollfrei in diese Handelsstadt, und Lozada hielt streng auf Recht und Ordnung; „ich liebe das Gesetz und jeden Dieb und Mörder soll die ganze Strenge desselben treffen!" So verkündete er. Manches Jahr hindurch war in ganz Mexico keine so ruhige und zufriedene Gegend zu finden als der neutrale Bezirk von Tepic.

Als Kaiser Maximilian ins Land kam, lag ihm viel daran, diesen einflußreichen Indianer für seine Sache zu gewinnen. Er bot dem ehemaligen Banditen die Würde eines Grafen und hohe Titel und Stellungen an. Das schmeichelte allerdings dem braunen Manne, der aber doch klug genug war, seine unabhängige Stellung nicht aufzugeben. Aber er trat nun für den Kaiser auf und marschirte mit seinem Heere nach Sinaloa hinein, um dort den Franzosen, welche Mazatlan belagerten, Luft zu machen. Dabei erlitt er eine Schlappe. Die Franzosen hatten ihm Lebensmittel für seine Soldaten und eine beträchtliche Summe baren Geldes versprochen; beides blieb aus, und Lozada nahm in der Gegend von Mazatlan Stellung, um die Sendung abzuwarten. In derselben wurde er von den republikanischen Generälen Corona und Angel Martinez angegriffen und geschlagen; sie verhinderten auch eine Vereinigung seiner Armee mit jener der Franzosen, die ebenfalls eine empfindliche Niederlage erlitten.

Lozada zog sich dann eilig nach Tepic zurück und verkündete wiederholt, daß sein District fortan unbedingt neutral sei; weder ein kaiserlicher noch ein republikanischer Soldat dürfe denselben betreten. Nach der Ermordung Maximilian's und dem schmachvollen Abzuge der Franzosen unter Bazaine traf die republikanische Regierung einige Mal Anstalten, um ihn gleichzeitig von drei Seiten, von Guadalaxara, Durango und Mazatlan her, angreifen zu lassen, aber jedesmal mußten die Truppen abgerufen werden, um in verschiedenen Staaten Rebellionen niederzuschlagen. So hat er sich denn in seiner Stellung bis in die Mitte des Jahres 1871 behauptet. Die Berichte sagen, er sei an dem Wiederaufbrechen einer alten Wunde gestorben, welche sein Nebenbuhler Rojas ihm einst beigebracht. Er war volle zwanzig Jahre lang Dictator. Nun fragt sich', wer sein Nachfolger sein wird. Ein Mestize, Placido de la Vega, soll nicht abgeneigt sein; aber die braunen Leute wollen einen Vollblutindianer haben und mögen von einem Mischling nichts wissen. —

N. S. San-Francisco-Zeitungen vom 17. August schreiben: „General Lozada, der alte Revolutionär und Haudegen, den man schon oftmals todt gesagt, lebt noch. Von Placido de la Vega will man nichts wissen; er hat keine Aussichten."

Der russisch-asiatische Telegraph. Das norwegische „Morgenblatt" berichtet über das Fortschreiten der großen russischen Telegraphenanlage durch Sibirien, welche diesen Sommer bis Nikolajewsk und bis Wladiwostock vollendet worden ist. Von Petersburg aus folgt sie den übrigen Leitungen längs der Eisenbahnen über Moskau nach Nischnei-Nowgorod. Von dort, wo die Schienenwege aufhören, zieht die Hauptlinie über Kasan, Perm und Jekatarinenburg an die sibirische Grenze, wo sie bei

Tiumen einen Nebendraht nach Tobolsk sendet und, den Irtysch, Ob und Jenissei überschreitend, über Omsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk an den Baikalsee und weiter längs dessen südlichem Ufer nach Werchne-Udinsk geht. Weiter dem Laufe des Amur folgend, erreicht sie, Chabarowka berührend, bei Alexandrowsk die Küste des Stillen Oceans. Für den Norden hat diese Anlage ein besonderes Interesse, weil sie über Chabarowka mit den von der nordischen Telegraphengesellschaft zwischen Hongkong, Schanghai und Nangasaki gelegten Kabeln in Verbindung gesetzt wurde. Dadurch ist dieser Linie ein erhöhter Gewinn gesichert, indem ein einfaches Telegramm von einer norwegischen Station nach Hongkong, welches bis jetzt „via Indien" mit 31 Speciesthalern bezahlt wurde, von jetzt an „via Amur" nur 19 Species kosten wird. Von der von West nach Ost ziehenden Hauptanlage zweigen sich verschiedene süd- und nordwärts laufende Nebenlinien ab, von denen die eine längs der russischen Militärstraße nach Bokhara bereits bis Charim fertig ist, eine andere bekanntlich nach Petropaulowsk und von dort nach dem amerikanischen Continent in Kamtschatka hin übergehen und sich mit der von Californien nordwärts laufenden Linie vereinigen wird.

Der ausgetrocknete See von Brüx in Böhmen. Ueber diesen hielt am 26. Juni Dr. Ludwig Schlesinger einen Vortrag in der zehnten Jahresversammlung des „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen". Dieser See, der seit dem Jahre 1835 vollständig ausgetrocknet ist, war ursprünglich das größte stehende Gewässer Böhmens und dehnte sich zwischen dem Erzgebirge und Mittelgebirge in dem östlichen Theile der Dux-Komotauer Ebene aus, mehr als eine Quadratmeile Flächeninhalt einnehmend. Der Vortragende wies nach, wie ursprünglich der See eine strategische Bedeutung hatte, und bei den Invasionen der deutschen Kaiser im elften und zwölften Jahrhunderte die wichtige Grenzburg von Brüx deckte. Das über einen Busen des Sees gelegte Brückensystem gab der Stadt Brüx den Namen. In den ältesten Zeiten war der See Eigenthum der Krone, im dreizehnten Jahrhundert gelangte ein Theil desselben ans Kloster Osseg. Später kam das Gewässer an die Stadt Brüx und endlich an die Fürsten Lobkowitz. Eingehend wurden vom Vortragenden die Rechtsverhältnisse der Fischer am See, die Streitigkeiten der Uferbewohner wegen der stets schwankenden Grenzen besprochen. Die Fischer von Kummern und Seestadtl bildeten eigene Corporationen, „Seegemeinden", für sich und hatten „Seeschöppen und Seerichter" an der Spitze. Ihre Vereinbarungen mit der Obrigkeit nannte man „Seeruhen", die in der „Seelade" aufbewahrt wurden.

Werth der Faserpflanzen für die Papierfabrikation. Der britische Generalconsul in Havana lenkt in seinem jüngsten amtlichen Berichte die Aufmerksamkeit der englischen Papierfabrikanten auf den Reichthum an Faserpflanzen auf der Insel Cuba. Von dortigen Fabrikanten angestellte Versuche mit den Fasern des Bambus und mehrerer Schlingpflanzen haben die befriedigendsten Resultate geliefert, und auf Jamaika sind bereits viele Hände mit dem Absondern der Bambusfasern beschäftigt, um der Nachfrage nordamerikanischer Papiermühlen Genüge zu leisten. Die Bambusfaser ist nicht nur ein sehr billiges Material, sie soll alle anderen von den englischen Fabrikanten bisher benutzten Fasergräser an Güte übertreffen, und läßt sich auch mit Lumpen oder anderen zur Papierfabrikation verwandten Stoffen zusammen verarbeiten.

Die Chinabaumpflanzungen im Sikkim-Himalaya gedeihen keineswegs so gut wie gewöhnlich angegeben wird. Der Director der Pflanzungen, W. G. M'Ivory, veröffentlichte kürzlich über dieselben eine Denkschrift, in der es heißt: Die Planlagen liegen im Thale von Rungbee, dreizehn englische Meilen von Dardschiling, in einer Gegend, die wie gemacht für das Gedeihen der Cinchona erscheint. Das Klima ist sehr feucht und selten frei von Regen. Nichtsdestoweniger ist der Stand der Pflanzungen wenig zufriedenstellend; die Bäumchen zeigen keineswegs das üppige Laub, welches jene in den Nilgheries, im südlichen Indien, kennzeichnet. Drei bis vier Jahre lang gedeihen sie gut — dann kränkeln sie. Die Cinchonen von Dardschiling sind auch schwächer und haben dünnere Rinde als jene im südlichen Indien.

* * *

— Ueber die allmälige Versandung des Uralflusses (des Jaik unserer Karten) und überhaupt des nordöstlichen Theiles des Kaspischen Meeres in Folge der Bodenerhebung und des zunehmenden Verflechens der Zuflüsse, das seinen Grund im Ausrotten der Wälder am Obern Ural hat, schreibt die „Ural. Ztg." Folgendes: In den letzten 10 Jahren ist der Wasserspiegel des Ural um 1 Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll gesunken, viele Buchten der Nordostküste des Kaspischen Meeres sind vollständig verschwunden. Vor hundert Jahren bestand das Uraldelta aus 19 Armen, welche auf einer Strecke von 100 Werst in den See mündeten; jetzt sind nur noch 5 Arme übrig geblieben und die Breite des Deltas beträgt nur noch 7 Werst. Die meisten Arme haben gegenwärtig nur noch eine Tiefe von 2 Fuß, viele Inseln sind mit dem Festlande verwachsen und vor der Mündung des Flusses hat sich eine Menge kleiner Inseln und Sandbänke gebildet, welche in Kurzem die Einfahrt in den Fluß zu verstopfen drohen. Die Stadt Gurjew liegt jetzt schon 6 Werst vom Meere entfernt.

— An der Eisenbahn zwischen Yokohama und Jeddo wird eifrig gebaut; dieselbe soll zu Anfang des nächsten Jahres vollendet sein. Die Japaner sind ganz erpicht auf Verbesserungen; die Canäle werden vertieft und erweitert, man errichtet große Waarenspeicher, baut neue Straßen rc. Das Kabel, welches zwischen Nagasaki und dem russischen Hafen Wladiwostock an der mandschurischen Küste gelegt werden soll, war Ende Juni von Ceylon abgegangen und sollte im September gelegt werden. Damit wäre dann der große Telegraphenring in der alten Welt geschlossen. Wer von der Westküste Nordamerikas z. B. nach Japan telegraphirt, muß die Linie durch die Vereinigten Staaten, die unterseeischen atlantischen Drähte, und jene durch Europa, entweder nach Indien und weiter benutzen, oder demnächst den sibirischen Telegraphen. In Amerika aber gedenkt man, den Plan für eine Linie von Alaska nach dem gegenüberliegenden Ostasien wieder aufzunehmen. Nach Ausführung derselben wird dann der Welttelegraph hergestellt sein.

— Die stärkste Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten war jene von 1859; sie betrug 4,675,770 Ballen. Das „Baumwollenjahr" schließt mit dem 1. September; für das laufende Jahr schätzt man die Ernte auf 4,430,000 Ballen. Davon rechnet man auf die Verschiffungshäfen etwa 4,320,000, welche im Inlandverkehr direct in die nördlichen Spinnereien geschafft worden sind, und etwa 100,000 auf die südlichen Spinnereien; etwa 10,000 sind verbrannt oder sonst zu Grunde gegangen. Die Ballen haben jetzt im Allgemeinen ein schwereres Gewicht als 1859.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Am Hofe des Guikowar zu Baroda in Indien.

I.

Bei uns in Europa sind Pracht und Pomp, auf welche man in früheren Jahrhunderten so großen Werth legte, mehr und mehr in Abgang gekommen; das ganze äußere Leben ist farbloser geworden, hat das Bunte und Malerische verloren; der Hofhalt wird eingeschränkt, die Galauniformen der Bediensteten, vom Lakai bis zum Hofmarschall hinauf, sind trotz aller Stickereien trostlos einförmig, und die Soldaten sind zumeist nach einerlei Schnitt und Farbe bekleidet. Die Fürsten tragen ein Soldatenkleid oder den schwarzen Frack. In dieser Gleichmäßigkeit verschwindet der Einzelne, er geht auf in der Masse.

Ganz anders in Ostindien. Bei einzelnen Herrschern in dem weiten Lande, das sich im Süden des Himalaya hindehnt und vom Indus, Ganges und Bramaputra durchzogen wird, welche Prunk an ihren Höfen lieben, findet man sich ins volle Mittelalter zurückversetzt. Dort ist für einen Europäer Alles farbig, original, reich und auffallend, das ganze Leben hat einen andern, weit mannichfaltigern Charakter; Himmel und Luft, Thier- und Pflanzenwelt, Bauart und Menschen sind nicht wie bei uns und gewähren einen fremdartigen, in hohem Grade interessanten Anblick; man erhält von ihnen ganz neue Eindrücke.

Freilich ist auch in Indien Vieles von dem Glanze früherer Zeiten verschwunden. Die meisten Staaten sind den Engländern unterworfen, andere von ihnen mehr oder weniger abhängig. Die Fürsten haben Einbuße an Land und Einkünften erlitten und sind in ihren Finanzen beschränkt. Aber einige wenige sind doch in der Lage geblieben, ihren Hofhalt in altindischer Weise fortzuführen. Zu ihnen gehört einer der Maharattenfürsten, der Guikowar, dessen Thron in Baroda steht.

Bekanntlich sind einst die Maharatten im nordwestlichen Indien sehr mächtig gewesen, und es hat den Engländern viel Geld und Blut gekostet, dieses tapfern und kriegerischen Volkes Herr zu werden. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lockerten sich nach und nach die straffen Bande, welche bis dahin das Reich des Großmogul zusammengehalten hatten, und es gelang einem unternehmenden Manne, Siwadschi, sich zum Gebieter der verschiedenen Maharattenstämme empor zu schwingen. Er wurde unabhängig vom Großmogul Aureng seb, der 1708 starb, und nach dessen Tode das einst so mächtige Reich mehr und mehr der Zerstückelung anheimfiel. Siwadschi's Nachfolger traten als Eroberer auf; als Dynastie der Ram Radschas hatten sie ihren Königssitz zu Sattara. Ihnen blieb das Schicksal nicht erspart, welches so manche alte und neue Dynastien betroffen hat. Wie die fränkischen Hausmeier dem Herrscherstamme der Merowinger ein Ende machten, so that es mit den Ram Radscha ihr erster Minister, welcher zugleich Anführer der Reiterei war. Als „Peischwa" gründete er einen eigenen Staat mit der Hauptstadt Punah, die unweit von Bombay in südöstlicher Richtung liegt; gleichzeitig nahm ein anderer Rebell Berar für sich in Besitz. Die Ram Radschas, sehr verkleinert an Macht, starben 1777 aus; nach

einigen Jahrzehnten bekriegten sich dann die verschiedenen Maharattenfürsten, welche einzelne Landestheile an sich gerissen hatten, unter einander, namentlich auch der Maharadscha Scindiah von Gwalior und der Holkar von Indore; die Engländer wurden herbeigerufen und in diese Kämpfe verwickelt. Das Ende war, daß seit 1817 sämmtliche Maharatten als „verbündete Staaten“ mediatisirt und von da an durch englische Residenten an ihren Höfen überwacht wurden, auch sind sie verpflichtet, Hülfstruppen zu stellen.

Zu diesen „verbündeten“ Herrschern gehört auch der König von **Baroda** in Guzerat. Sein Staat umfaßt nicht viel mehr als 200 deutsche Quadratmeilen, nördlich von Bombay, zwischen dem Hochlande von Malwa und dem Golfe von Cambay, zählt nur etwa 350,000 Bewohner, aber der Herrscher hat mehr als drei Millionen Thaler Einkünfte. Seine Hauptstadt Baroda liegt unter 22° 16′ nördlicher Breite, am Flusse Wiswamitra, hat zumeist hölzerne Häuser mit mehreren Stockwerken und zählt etwa 150,000 Einwohner.

Dort entfaltet der **Guikowar** seine Prachtaufzüge, hält Thierkämpfe und veranstaltet in der Umgegend große Jagden. Die Familie ist sehr stolz auf diesen Namen, der in der Maharattasprache Thierhüter oder Thierwärter bedeutet. Sie stammt von Bauern ab, welche nach Aureng seb's Tode unter die Fahnen des Peischwa traten und gegen den Großmogul kämpften. **Pilladschi Guikowar**, der vormals ein Diener gewesen, wurde Gründer der Dynastie; er hatte sich zum General emporgeschwungen, und bemächtigte sich 1724 der beiden Königreiche Guzerat und Kattywar.

Der gegenwärtige Herrscher, **Chanderao**, liebt die Pracht und verkehrt gern mit Europäern. Als 1864 der Forschungsreisende **L. Rousselet** ihm vorgestellt wurde, benahm er sich äußerst freundlich. Er trug europäische Kleidung von weißer Leinwand und Lackstiefeln; nicht der mindeste Schmuck, nicht einmal ein Ring war an ihm zu sehen. Er war ein kräftig gebauter Mann von etwa 45 Jahren, mit etwas gewölbten Schultern; das an sich hellfarbige Gesicht war von der Sonne gebräunt, und hatte einen eigenthümlichen Ausdruck. In seinem Charakter findet sich kein Zusammenhang; im gewöhnlichen Lebensverkehr ist er die Güte selbst, bei anderen Gelegenheiten dagegen wild und grausam. Seinen dünnen, kurzen Bart trägt er, nach maharattischem Brauch, nach aufwärts gekämmt, der Kopf ist kahl geschoren und nur am Hinterkopf ein kleiner Büschel stehen geblieben. Seine höflichen Manieren haben einen etwas bürgerlichen Anstrich; er ist nicht unzugänglich, wie die meisten indischen Radschas, sondern hält seine Thüren offen und läßt Jeden vor, der ein Ansuchen an ihn stellen will *).

Dieser Guikowar ist, wie gesagt, der einzige Fürst Indiens, welcher in althergebrachter Weise Hof hält, mit demselben Pomp und der glänzenden Pracht, wie die reichsten Radschas in früheren Zeiten. Im Junimonat erfährt die Regenzeit einige Unterbrechung, und diese Zeit wird zu allerlei Jagden und Festlichkeiten benutzt; die Thierkämpfe spielen dabei eine so wichtige Rolle, wie im christlichen Spanien, sind aber viel pikanter und für den Europäer weit merkwürdiger. Der jüngst (im Sommer 1871) verstorbene Herrscher verwandte große Summen auf diese barbarischen Spiele. Er war hitzigen Temperamentes, sah gern Blut und ergötzte sich weidlich, wenn in der Arena Menschen und Thiere in Lebensgefahr schwebten. Auch ließ er es sich nicht nehmen, die großen Festlichkeiten in eigener Person anzuordnen.

In seinen Parks hielt er eine große Anzahl von Elephanten, welche zum Kampf abgerichtet waren. Sie sind an und für sich gutmüthig, können aber in einen Zustand wüthender Aufregung versetzt werden, welchen man als Mescht bezeichnet. Man füttert sie etwa ein Vierteljahr lang vorzugsweise mit Zucker und Butter; dann werden sie so wild und grimmig, daß weder Mensch noch Thier vor ihnen sicher ist.

An einem heitern Junitage sollte ein Elephantengefecht stattfinden. Der Guikowar ließ es sich nicht nehmen, den bei Hof vorgestellten Europäern vorher die beiden Kämpfer zu zeigen, auf welche schon im Voraus viele Wetten abgeschlossen worden waren. Die gewaltigen Thiere hatte man an sehr schweren Ketten in einer festen Umfriedigung fest gemacht, und eine Menge von Liebhabern unterhielt sich über die Vorzüge des einen oder andern Elephanten. Der Herrscher ging unter den Leuten umher wie ein gewöhnlicher Privatmann, gesticulirte, rief und schrie und ging Wetten ein.

Um die zum Thiergefecht bestimmte Stunde holte der Oberjägermeister Harybabada die Europäer mit einem Wagen ab, um sie in die Elephantenarena, den **Hagher**, zu bringen. Derselbe befindet sich in dem alten Palaste der Nawabs von Guzerat. Das Gebäude stammt aus alter Zeit; ein schöner Säulengang führt in einen geräumigen Hof, der von Backsteingebäuden umgeben ist und in welchem Steinsculpturen nicht fehlen. Die Loge des Königs war schon mit Hofleuten angefüllt, die auf Polstern Platz genommen hatten; für die Europäer hielt man Stühle bereit, und sie konnten bequem den ganzen Platz übersehen, der ein längliches Viereck von etwa 200 Fuß Breite und 900 Fuß Länge bildet. Er ist von dicken Mauern eingefaßt, welche eine große Anzahl enger Pforten haben, durch welche ein Mensch bequem aus- und eingehen kann, aber ein Elephant nicht. Oben auf der Mauer befinden sich Gerüste für die schaulustige Menge; auch auf den Dächern und in den Bäumen sieht man zahlreiche Gaffer.

Auf einem Erdhügel stehen mehrere weibliche Elephanten, welche an dem Schauspiele, das bald beginnt, lebhaften Antheil nehmen. Nun bringt man die beiden Kämpen, die noch ihre schweren Ketten tragen, und befestigt diese so, daß die Thiere einander gegenüber stehen. Sie trompeten gewaltig mit dem Rüssel und hauen ihre Zähne in den Sand. Merkwürdigerweise gehorcht der Elephant auch in der wildesten Aufregung seinem **Mahut** oder **Kornack** (Führer), der ihm nahe kommen darf. Junge, nur spärlich bekleidete Stutzer gehen gruppenweis in der Arena umher; diese **Satmirivallas** spielen in Baroda dieselbe Rolle, wie die **Toreadores** bei den spanischen Stiergefechten; man kann sie Elephantadores nennen. Sie tragen einen farbigen Turban und kurze, eng anliegende Beinkleider, welche der Elephant mit seinem Rüssel nicht packen kann. Die Flinksten haben nur einen Ochsenziemer, und einen rothseidenen Schleier; andere tragen lange Lanzen, und noch andere einen Brander an einem Stabe nebst einer brennenden Lunte. Die Letzteren haben die gefährlichste Aufgabe, denn sie müssen stets in Bewegung sein, um solchen Elephantadoren, die in Gefahr sind, Rettung zu bringen. In einem solchen Falle treten sie vor das wüthende Thier und setzen den Brander in Feuer; dann erschrickt der Elephant und man kann den Verwundeten fortschaffen. Der Brander darf jedoch nur im äußersten Noth-

*) Ich lese soeben in der „Times-Mail“ vom 22. September in einer Correspondenz aus Calcutta vom 19. August, daß Chanderao vor Kurzem **gestorben** ist. Zu Anfang August war der neue Guikowar mit großen Feierlichkeiten und ungemeiner Prachtentfaltung installirt worden. Die Wittwe des Verstorbenen hatte versucht, ein Kind zum Nachfolger zu ernennen, es wurde aber ermittelt, daß sie anstatt einer Tochter einen Knaben unterschieben wollte, um unter dessen Namen zu herrschen. Sie mußte den Hof meiden. A.



Elephantenkampf in Baroda.

fall angewandt werden; andererseits steht aber Strafe darauf, wenn ein Mann nicht gerettet wird.

Auf ein Zeichen, welches der Guikowar gab, räumten Alle die Arena, die sofort für den Kusti, d. h. Kampf, hergerichtet wurde. Die Mahuts steigen auf den Hals der Elephanten, welchen man nun die Ketten abnimmt, und so stehen denn die Feinde einander gegenüber. Eine kleine Weile betrachten sie sich, machen einige Schritte vorwärts, heben den Rüssel in die Höhe und brüllen in einer Art von tiefem Trompetenton. Etwa in der Mitte der Arena prallen sie in raschem Laufe zusammen und rennen mit der Stirn so gewaltig auf einander, daß es kracht und die Beine nahezu das Gleichgewicht verlieren. Der eine sucht den Mahut des andern vom Halse herabzureißen, die Rüssel umschlingen sich, als wären sie Arme, und die Kornacks müssen manchmal zur Abwehr ihre Lanzen gebrauchen. So dauert der Kampf, bis der eine Elephant sich überzeugt, daß er unterliegen müsse; aber das ist ein kritischer Augenblick. Er weiß sehr wohl, daß er während der Flucht seinem Gegner die Seiten preisgiebt und in Gefahr schwebt, gewaltige Stöße in die Flanke zu bekommen oder niedergeworfen zu werden. Deshalb rafft er sich noch einmal zu einem gewaltigen Stoße zusammen, um den Feind zu verblüffen und zurückzudrängen; dann macht er in aller Eile Kehrt. Das Gefecht ist entschieden, das Publicum jubelt, schreiet und lärmt, und Viele kümmern sich nun mehr um die Wetten, als um die Elephanten.

Jetzt soll der Besiegte abgeführt werden, und in die Arena treten Männer, welche lange eiserne Zangen halten. Diese sind ausgezackt und haben einen sehr langen Stiel mit einer Druckfeder. Sie werfen mit großer Gewandtheit eine dieser Zangen um ein Hinterbein; vermittelst der Feder klemmt sie sich um dasselbe fest, die langen Stiele gerathen zwischen die übrigen Beine, und bei jedem Schritte dringen die Zacken tiefer in die Haut ein. Der Elephant bleibt stehen, wird umzingelt, mit Ketten gebunden und dann aus der Arena abgeführt. Diese gehört nun allein dem Triumphator, sein Mahut steigt ab und nun beginnt das Satmari, der Kampf zwischen dem Elephanten und den Menschen.

Von allen Seiten kommen aus den engen Thüren der Mauerumfassung Elephantadoren und Lunteträger hervorgestürmt und erheben ein lautes Geschrei. Das Thier bleibt einen Augenblick bestürzt und unentschieden auf seinem Platze stehen, aber man läßt ihm keine Ruhe. Man versetzt ihm Schläge mit der Karbatsche auf den Rüssel, und rennt ihm Lanzen in die Haut. Es wird wüthend und stürmt gegen einen der Angreifer los, aber ein anderer schwenkt den rothen Schleier vor ihm hin und her, und nun wendet sich der Elephant gegen diesen Mann; da er aber von allen Seiten gepeinigt wird und Alle verfolgen möchte, so ändert er vielfach seinen Lauf und kann deshalb Niemand packen. Ein Hauptstück ist, daß nun einer der kecksten Elephantadoren gegen ihn einstürzt, ihm einen kräftigen Karbatschenhieb auf den Rüssel giebt, und während dieser ihn erfassen will, rasch zur Seite springt. Aber nun hat es der Elephant ein- für allemal auf diesen Peiniger abgesehen und kümmert sich nicht mehr um die anderen; jener kann von Glück sagen, wenn er durch eine der engen Mauerpforten entschlüpft. Der nun über alle Maßen grimmige Elephant rennt dann wie toll und blind mit dem Kopfe gegen die Wand und stampft den Boden, daß es dröhnt. Wehe aber dem Manne, wenn er gepackt wird. Dann schleudert das Thier ihn in die Luft, und wenn er am Boden liegt, zerstampft es ihm den Schädel; dann kommen allerdings die Lunteträger mit den Brandern und überschütten den Koloß mit Feuer, aber zu spät.

Die Trompeten schmettern und die Elephantadore entschlüpfen alle zumal durch die Pforten. Der Elephant begreift offenbar nicht, was diese Flucht bedeuten soll, und steht, neuer Angriffe gewärtig, voll Erwartung ruhig auf einer Stelle. Bald sprengt ein berittener Maharatte in die Arena; sein stattliches Roß hat einen ganz kurzen Schweif; einen lang herabhängenden würde der Rüssel zu leicht packen können. Der Elephant hat eine große Abneigung gegen Pferde, er hegt gegen dieselben einen tief eingewurzelten Widerwillen, den er auch in ruhigem Zustande äußert.

Jetzt hebt er den Rüssel, um den Gaul zu zermalmen; das Roß aber ist vortrefflich abgerichtet und gehorcht dem Reiter. Es bleibt stehen, bis der Feind es fast berührt; dann springt es zur Seite, während der Reiter dem Elephanten überall Lanzenstiche versetzt und seinen Grimm auf das Allerhöchste steigert. Trotzdem zeigt er seine Intelligenz; er stellt sich, als ginge der Reiter ihn gar nichts an und läßt denselben von hinten ganz nahe kommen. Dann aber drehet er sich so rasch wie ein Kreisel, und das Pferd kann sich nur durch den kecksten Sprung retten. Nun ist der Kampf zu Ende, der Reiter galopirt hinweg und das Publicum erhebt ein gewaltiges Geschrei, während die Zangenträger an ihr Werk gehen, das jetzt die größte Schwierigkeit und Gefahr bietet, aber doch ohne Unfall zu Ende geführt wird. Der Guikowar läßt die Lunteträger, welche einem Satmarivalla das Leben gerettet haben, vor sich kommen und schenkt ihnen, nebst 500 Rupien, noch ein seidenes Gewand.

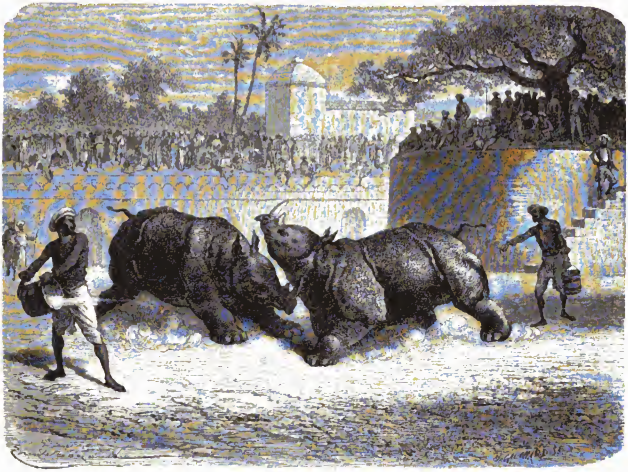
Wilder sind die Kämpfe, in welchen zwei Rhinoceronten gegen einander rennen. Beide werden an verschiedenen Enden der Arena festgekettet; das eine ist schwarz, das andere roth bemalt, damit man sie stets unterscheiden könne. Sobald man sie losläßt, traben sie plump umher und stoßen ein unangenehmes Gebrüll aus. Es scheint, als ob ihr Auge nicht scharf sei, denn sie rennen mehrmals an einander vorüber, ohne sich um einander zu bekümmern; aber am Ende greifen sie sich doch an, Horn gegen Horn. Es ist merkwürdig, zu beobachten, welche Fechterkünste sie zum Besten geben, Quarten, Terzen und Finten, als ob sie mit einem Säbel hantierten. Das nimmt seinen Fortgang bis ein Rhinoceros dem andern sein Horn in den Hals, unterhalb des Kopfes, rennt, denn dort ist der verwundbare Punkt. Das getroffene Thier wendet dann den Kopf derart, daß das Horn ihm nicht in die Kehle bohrt, sondern den untern Kinnbacken, also auf den Knochen trifft. Dann stehen beide ein paar Minuten lang unbeweglich, bis sie wieder auseinander kommen; das eine rennt hinweg, rennt jedoch bald wieder heran und nimmt den Kampf mit gesteigerter Wuth auf. Das dauert wohl eine gute Stunde lang fort; die Hörner prallen wieder und immer wieder gegen einander, die mächtigen Lippen sind mit Schaum bedeckt, von der Stirn rinnt Blut herab. Dann und wann kommen Wärter und überschütten sie mit Wasser; dadurch erfrischen sie sich und sind im Stande, den Kampf weiter fortzusetzen. Wenn der Guikowar demselben ein Ende zu machen befiehlt, wirft man einige Brander zwischen beide, legt ihnen die Ketten wieder an, wäscht sie ab und führt sie weg.

Ein gewaltiges Thier im Kampfe ist der Büffel; seine mächtigen Hörner bilden eine furchtbare Waffe, vor welcher selbst der Tiger sich fürchtet, und der Büffel ist wegen seiner Gewandtheit noch gefährlicher als der Elephant. Komisch nimmt es sich aus, wenn ein Esel mit einer Hyäne kämpfen muß; dabei bleibt allemal der erstere Sieger. Sobald er des Raubthieres ansichtig wird, geht er gleich zum Angriff über, nicht bloß mit den Hufen, sondern auch mit den Zähnen. Als Triumphator wird er mit Blumenkränzen behängt und unter dem Jubel der Menge abgeführt.

Die Thierkämpfe allein genügen dem Guikowar nicht;

er unterhält auch eine Schaar von Athleten, welche weit und breit in Indien berühmt sind. Er rühmt sich selber, ein Pelwahn, Ringer, zu sein, und stellt täglich Uebungen an. Nachdem er Morgens seine Abwaschungen nach den Vorschriften seiner Religion vorgenommen hat, begiebt er sich auf die Terrasse seines Palastes, um dort mit einem seiner Pelwahns zu ringen. Dieser darf nicht etwa ihn schonen, sondern muß sich aus allen Kräften anstrengen, um den Guikowar unter zu bekommen; am Ende läßt er aber doch seinem Könige den Sieg. Diese Athleten werden aus allen Theilen Indiens recrutirt; die stärksten kommen aus dem Pendschab und aus Travankor. Man richtet sie von früher Jugend ab, und sie gewinnen nach und nach eine gewaltige Muskelstärke. In Baroda überwacht der Guikowar sehr genau ihre Lebensweise, schreibt die Nahrung vor und widmet diesen Menschen eben so große Sorgfalt, wie seinen Büffeln und Elephanten.

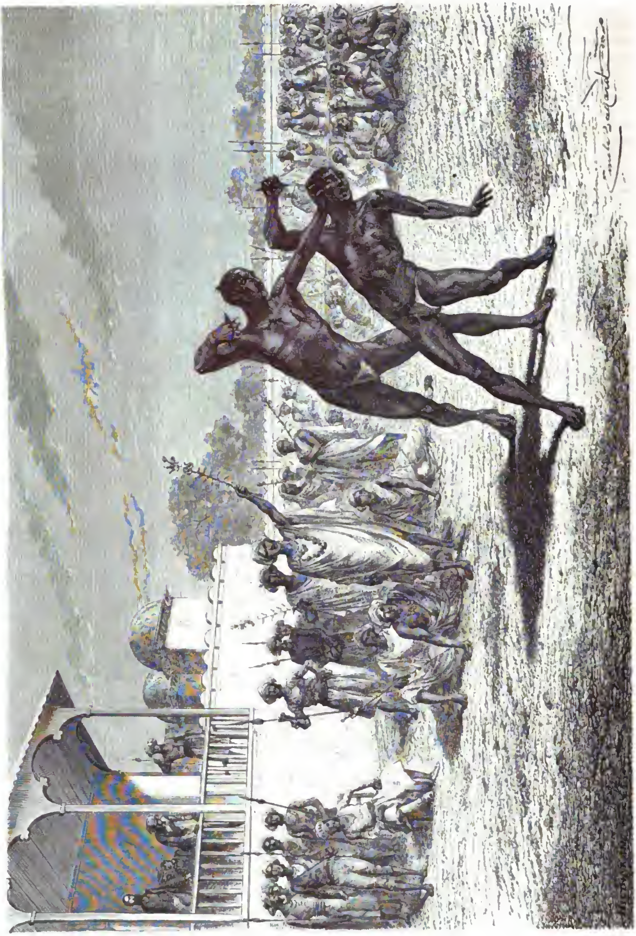
Für den 19. Juli 1865 war ein Menschenkampf angesagt worden; die Europäer hatten eine besondere Einladung und ließen nicht auf sich warten. Diesmal saß der Guikowar auf einem Stuhle in der Arena selbst, hinter ihm standen die Hofleute. Bald erschienen zwei herkulisch gebauete Männer und begrüßten den König; dann stellten sie sich in einiger Entfernung von demselben auf und umarmten einander brüderlich. Es ist Brauch, daß ein Kämpfer seinen Gegner so niederwirft, daß er auf den Rücken zu liegen kommt, oder daß derselbe sich für überwunden erklärt. Wenn einer den andern unter hat, ihn aber nicht völlig umwerfen



Kampf zweier Rhinoceronten in Baroda.

kann, dann dreht er ihn am Handgelenk herum und bemüht sich, dasselbe abzubrechen. Insgemein bittet Jener dann um Gnade, es ist aber auch vorgekommen, daß er den Schmerz erträgt und sich nicht für besiegt erklärt.

Nur allein in Baroda und in keinem andern Lande Indiens mehr kommt noch das Nacki-kakusti vor, der Ringkampf mit Krallen (s. die Illustration auf S. 198). Die Athleten sind bis auf einen Lendenschurz völlig unbekleidet und zerreißen einander Haut und Muskeln mit einer Kralle, die früher von Stahl war; dabei mußte allemal einer auf dem Platze bleiben. Jetzt hat man dafür Krallen von Horn, welche vermittelst eines Riemens an der Faust befestigt werden. Die Kämpfer nehmen, um sich in eine gesteigerte Aufregung zu versetzen, flüssiges Opium, das mit Bang, d. h. hier einem Hanfextract, versetzt wird; sie stürzen, beide singend, gegen einander los. Bald trieft Blut vom Kopfe und Gesichte herab, und dann kennt ihre Wuth keine Grenzen mehr. Der Guikowar verwendet keinen Blick von ihnen; seine Adern schwellen und er geräth in eine so leidenschaftliche Hitze, daß er seinerseits die Bewegungen der beiden Kämpfer mit seinen Armen und Fäusten nachahmt. Manchmal wird einer derselben schon halbtodt fortgetragen, während dem Sieger die Haut in Fetzen herabhängt. So tritt er vor den Guikowar hin, wirft sich nieder und wird nicht nur mit einem kostbaren Gewande, sondern auch einer Schnur feiner Perlen beschenkt. Einst wollte solch ein Kämpfer, der nicht genugsam von Bang und Opium aufgeregt war, entfliehen, als er die ersten Krallenhiebe bekommen hatte. Sein Gegner rannte hinter ihm her, warf ihn um und beide wälzten sich im Staube.



Nacki-lakuſti, der Ringkampf mit Krallen.

Der Besiegte bat um Gnade; der Sieger wandte sich an den Guikowar und fragte, ob er ihn aufstehen lassen solle, aber der König rief in seiner wilden Aufregung: Maro, maro! (haue zu, haue zu!), und der Unglückliche wurde buchstäblich zerfleischt. An jenem Tage vertheilte der Guikowar an die verschiedenen Sieger reiche Spenden; sie beliefen sich auf mehr als zwanzigtausend Rupien.

In einem folgenden Aufsatze werden wir „Lustbarkeiten" anderer Art schildern.

Menschenköpfe als Trophäen bei wilden Völkern.

Die Muras und Mundurucus am Tapajoz in Brasilien.

Bei den Jivaros-Indianern, einem wilden Stamme, welcher in Ecuador zwischen den Flüssen Pastassa und Chinchipe umherzieht, wird ein Menschenkopf, welchen man einem Feinde abgeschnitten hat, als eine Art von Idol verehrt. Wir haben vor einiger Zeit („Globus" XIX, S. 317) geschildert, in welcher Weise solch ein Götzenkopf zubereitet wird und welche Festlichkeiten bei Einweihung desselben stattfinden.

Das Kopfabschneiden spielt überhaupt bei mehr als einem sogenannten „Naturvolk" eine große Rolle, vor Allem bei den Dayacks auf Borneo. Es geht auch im Schwange bei den Mundurucus, welche im Gebiete des Amazonenstroms zwischen dem Tapajoz und dem Madeira das mächtigste Indianervolk bilden. Sie werden von ihren Nachbaren als Paiguizé, d. h. Kopfabschneider, bezeichnet.

Jüngst erhielten wir eine Zuschrift von Herrn O. Plöger in Hannover folgenden Inhalts:

„Gewiß wird es für Sie von Interesse sein, daß ich bei meinen Reisen im Gebiete des Amazonenstromes so glücklich war, einen Indianerkopf vom Stamme der Parintintins in meinen Besitz zu bekommen. Derselbe ist gut erhalten, eine Trophäe der Mundurucus. Diese sind zahlreich und kriegerisch. Ihre Dörfer beschützen sie vermittelst großer, festgebaueter Lehmhütten, in welchen sie sich, falls man sie angreift, vertheidigen. Sie ihrerseits führen den Krieg derart, daß sie ihre Feinde überrumpeln und diese Ueberfälle sehr schlau ausführen. Den Erschlagenen schneiden sie die Köpfe ab, welche sie dann als Siegeszeichen aufbewahren; wer die meisten Köpfe aufzuweisen hat, wird Häuptling.

„Man präparirt diese Köpfe in folgender Weise. Zuerst wird das Gehirn durch ein in den Hinterkopf geschlagenes Loch und durch die Augen herausgenommen und dann der Kopf völlig mit einer Thonlage überdeckt. Nachher hängt man ihn über ein Feuer, in welches die Blätter verschiedener Pflanzen geworfen werden; so wird er langsam geräuchert. Sobald er fertig ist, schmückt man ihn mit bunten Federn, füllt die Augenlöcher mit Baumharz aus und drückt in der Mitte Klauen vom Faulthier ein. Solch ein Siegerzeichen trägt der Krieger am Gürtel vermittelst einer Schnur, welche zwischen die Zähne des Kopfes geklemmt ist" *).

Wir wollen einige ethnographische Bemerkungen hinzufügen. Die Parintintins sind ein Stamm am untern Madeira und an den Quellen des Canuma. Bates bemerkt (The naturalist on the river Amazonas, p. 186. London 1864), daß er über dieses Volk wenig habe erfahren können; über die Mundurucus dagegen ist er ausführlich. Schon von Martius (Reise III, S. 1235) hat Einzelnes über dieses in mancher Beziehung interessante Volk mitgetheilt. Sie leben in steter Feindschaft mit den Muras, einem sehr tief stehenden Volke, dessen einzelne Horden als Fischernomaden umherstreifen; an den Stellen, wo diese eine Zeitlang verweilen, schlagen sie leichte Hütten auf, welche sie beim Steigen des Wassers weiter landeinwärts rücken. Ihre Kähne bestehen aus Baumrinde, sie besitzen aber auch Monterias, Boote, welche sie den weißen Ansiedlern oder Mischlingen gestohlen haben. Sie schwimmen vortrefflich und sind so ausgezeichnete Taucher, daß sie Schildkröten im Wasser bei den Beinen fangen. Fische werden von ihnen mit Pfeilen geschossen und dann geröstet.

Bates sah einen Mann, der beide Lippen durchlöchert hatte. In diese Oeffnungen steckten sie früher, wenn sie Fremden oder Feinden entgegen gingen, Zähne vom wilden Schwein. Der Mann war von gedrungenem Wuchse, das Kopfhaar hing wirr herab und er sah wild genug aus. Matari, das Dorf, in welchem eine Murahorde wohnte, war armselig. Die Wilden waren einige Jahre früher aus einer Mission entflohen, und ein brasilianischer Director, welcher sie beaufsichtigen und zusammenhalten sollte, wußte nichts mit ihnen anzufangen; sie verstanden sich nicht dazu, irgend welche Frucht anzupflanzen, und waren so gut wie völlig ohne Hausgeräthe. Auf Cau im, d. h. Zuckerbranntwein, sind sie sehr erpicht. Weit und breit stehen sie im schlechtesten Rufe, sie werden auch von den halbcivilisirten Stämmen als diebisch, faul, verrätherisch und grausam bezeichnet, und ihr Widerwillen gegen ein ansässiges Leben und gegen Alles, was nur an Civilisation streift, ist platterdings unbesiegbar.

Im siebenzehnten Jahrhundert, als sie noch zahlreich waren, machten sie weit und breit die Schifffahrt auf dem Amazonas unsicher, plünderten die Niederlassungen und leisteten tapfere Gegenwehr. Dann wurden sie durch die Blattern decimirt und zerstreuten sich, und jetzt schweifen ihre armseligen Horden über eine Strecke von reichlich 200 deutschen Meilen Ausdehnung. Paul Marcoy („Globus" XIII, S. 230) fand am Cudajaz-See eine Murahorde, welche eben Fische trocknete, und schreibt: „Diese Wilden, deren Vorfahren so kriegerisch und unbändig sich zeigten, brüten jetzt in dumpfer Apathie dahin; was sie recht eigentlich kenn-

*) Herr O. Plöger bemerkt in seiner Zuschrift, daß er geneigt sei, dieses seltene Stück irgend einem deutschen Museum gegen eine Vergütung zu überlassen; er habe viel Mühe und Kosten aufgewandt und große Strapazen erdulden müssen. In England habe man ihm schon gute Anerbietungen gemacht, er möchte jedoch gern den Kopf einer deutschen Anstalt zuwenden. — Wir würden ihm rathen, denselben von vorn und von den Seiten photographiren zu lassen und die Photographien etwa an die Geographische Gesellschaft in Leipzig einzusenden, welche sich für die ehemals Gustav Klemm gehörende ethnographische Sammlung, welche für Leipzig erworben worden ist, lebhaft interessirt.

zeichnet, das ist eine ingrimmige Melancholie. Bei keinem andern Indianerstamme findet man eine so tief eingewurzelte Abneigung gegen die weißen Leute, ein Gemisch von Haß, Wuth und Schrecken. Der Mura vermeidet, wo er irgend kann, die Berührung, aber nicht etwa aus Furcht."

Ihre größten Feinde sind die Mundurucus, welche 1788 viele Krieger erschlugen und die übrigen weithin verjagten. Aber auf ihren Raubzügen richteten sie noch 1835 und 1836 am Amazonas, auf der ganzen Strecke zwischen Santarem und dem Rio Negro auf den Ansiedelungen große Verheerungen an, bis die Mundurucus wieder über sie herfielen und eine beträchtliche Anzahl niedermachten. Diese sind Freunde der Weißen, das zahlreichste und tapferste Volk im ganzen großen Stromgebiete und seit 1803 standhafte Freunde der Brasilianer, welche sich auf sie verlassen können.

Bates fand ein Dorf der Mundurucus unweit der Mündung des Cupari, welcher zwischen 3 und 4° S., etwas westlich von 55° W. in den Tapajoz mündet. Die Hütten, etwa 30 an der Zahl, lagen dem Flusse entlang auf einer Strecke von anderthalb deutschen Meilen zerstreut, alle in malerischer Gegend, am Fuße bewaldeter Höhen, an kleinen Buchten. Die meisten sind kegelförmig; die Wände bestehen aus Flechtwerk mit Lehm, die Dächer durchweg aus Palmblättern. Einige Wohnungen waren viereckig gebaut. Der Tuschaua, d. h. der Häuptling, hatte seine Würde geerbt. Sein Großvater befehligte noch etwa 300 „Bogen und Pfeile", jetzt betrug die Zahl der Krieger dieser Cuparihorde kaum 50. (— Ich glaube, daß die Angabe Markham's, die Zahl der Mundurucus betrage bis zu 40,000 Köpfen, zu hoch gegriffen ist. Tribes in the Valley of the Amazonas, in Transactions of the Ethnological Society of London 1865, III, p. 175. —) Die streitbaren Männer waren eben auf einem Kreuzzuge gegen die Pararauate begriffen. Diese Wilden, welche ohne feste Wohnsitze sind, hatten die



Mura-Indianer.

Felder der Mundurucus geplündert. Diese haben das Uferland des Tapajoz inne von 3 bis 7° Süd, und reichen landeinwärts, wie schon gesagt, bis an den Madeira. Am erstern Flusse können sie etwa 2000 Krieger auf die Beine bringen, und ihre Gesammtzahl beträgt bis zu 20,000 Köpfen.

Ein Weißer, der zu ihnen kommt, wird stets daran gemahnt, daß er unter Freunden sei. Sie gelten für die am meisten ansässigen und betriebsamsten Indianer, und das sind sie in jener Gegend allerdings. Sie verkaufen viel Maniok, den sie in beträchtlicher Ausdehnung bauen, sammeln auch für den Handelsverkehr Sassaparille, Tonkabohnen und Kautschuk; dafür bekommen sie grobe Baumwollenzeuge, Beile, Messer und allerlei andere Waaren. Einer ihrer Tuschauas ist zum brasilianischen Offizier ernannt worden. „Die Mundurucus sind keine Wilden; sie führen ein geordnetes Leben, treiben Ackerbau, sind ihren Häuptlingen folgsam, halten abgeschlossene Verträge und haben ein sanftes Betragen. Aber für civilisirtes Leben in Städten haben sie keine Begabung und sind, gleich den übrigen Indianern in Brasilien, unfähig zu einem weitern Fortschritt in der Civilisation."

Was nun die weiter oben erwähnten Trophäen betrifft, so sagt Bates (S. 274): „In früheren Zeiten herrschte bei ihnen der diabolische Brauch, daß sie ihren erschlagenen Feinden die Köpfe abschnitten und dieselben als Trophäen an ihren Hütten aufbewahrten. Ich glaube, daß sie denselben in solchen Gegenden, wo sie mit den Brasilianern in Berührung kommen, aufgegeben haben, denn ich konnte von solchen präservirten Köpfen nichts sehen oder hören. Sie schnitten den Kopf mit einem breiten Messer ab, das aus Bambus bestand, weichten ihn in einem bittern vegetabilischen Oel ein (Andiroba) und trockneten ihn einige Tage lang im Rauch oder in der Sonne." —

Jede Horde hat ihren Paje oder Medicinmann, der zu-

gleich Priester und Arzt ist. Er bestimmt die günstige Zeit für den Angriff des Feindes, verbannt böse Geister und giebt vor, Kranke zu heilen. Die meisten Krankheiten entstehen, seiner Behauptung zufolge, durch einen — Wurm, welchen er angeblich entfernt, indem er die leidende Stelle mit Tabacksrauch dampft und sie dann saugt. Nachher zieht er einen „Wurm" aus dem Munde, der aber nichts anders ist, als die weiße Luftwurzel einer Pflanze. Als Geistlicher und Arzt thut er natürlich nichts umsonst. Wir wollen hinzufügen, daß kein anderes Indianervolk so ausgezeichneten Federschmuck verfertigt, wie die Mundurucus. —

Der Amerikaner Herndon (Explorations of the Valley of the Amazon, p. 311. Washington 1854), erhielt am Tapajoz von einem Herrn Maugin de Lincourt, der längere Zeit unter den Mundurucus gelebt hatte, schriftliche Mittheilungen über Sitten und Gebräuche dieser Indianer. Es wird hervorgehoben, daß sie tödtlichen Haß gegen die Neger zeigen. Die obige Angabe des Herrn Plöger über die Lehmhütten, welche zur Vertheidigung des Dorfes (Malocca) dienen, findet Bestätigung. In denselben halten die Krieger von Anbeginn der Dunkelheit Wache, bei Tage sind sie in ihren Hütten. Die Kinder werden schon in frühester Jugend tättowirt; die Männer bemalen sich den ganzen Körper obendrein schwarz und roth und tragen Federschmuck, welcher den Frauen nicht gestattet wird; sie müssen sich mit Glasperlen, Muscheln und Zähnen wilder Thiere begnügen.

In zweierlei Angaben weicht Lincourt von den Behauptungen der anderen Reisenden ab. Er sagt: „Sie tödten niemals ihre Gefangenen, sondern behandeln sie gut, tättowiren sie und betrachten sie als ihre Kinder." Wir wissen mit Bestimmtheit, daß das Gegentheil der Fall ist.

„Sie glauben nicht, daß eine Krankheit ihnen etwas anhaben könne; wer sich unwohl fühlt, ist der Meinung, daß ein Feind einen Zauber auf ihn geworfen habe. Wenn die Angehörigen eines Sterbenden den Zauberdoctor des Dorfes fragen, wer Schuld sei, nennt er irgend Jemand, und der so bezeichnete wird dann ums Leben gebracht." Auch das trifft nicht zu; dagegen hat Bates das Richtige gesagt.

A.

Cunningham's alte Geographie Indiens.

r. d. Trotz vieler tüchtiger Arbeiten ist die alte Geographie Indiens uns nur sehr lückenhaft bekannt geworden. Jetzt bezeichnet aber ein Werk des englischen Generalmajors Alexander Cunningham einen bedeutenden Fortschritt auf diesem Gebiete. Es führt den Titel: The ancient Geography of India. I. The Buddhist Period, including the campaigns of Alexander and the Travels of Hiuen-Thsang (with 13 maps. London. Trübner and Comp. 1871). Es wird von unserm Landsmanne Max Müller in einer englischen Zeitschrift folgendermaßen besprochen.

Die hauptsächliche Schwierigkeit beim Studium der indischen Alterthumskunde bestand in der Abwesenheit eines chronologischen Gerippes. Die Inder selbst haben keinen Begriff von dem, was wir Geschichte nennen. Sie hatten eine vage Anschauung des Alterthums, allein eines nach Millionen Jahren zählenden Alterthums, während ein Versuch, zu ergründen, ob ein Ereigniß funfzig oder hundert Jahre früher oder später stattgefunden hat, in ihren Augen nicht das geringste Interesse besaß. Die Folge davon ist gewesen, daß selbst jetzt, nachdem fast schon hundert Jahre lang Sanskritstudien getrieben worden sind, wir uns in Bezug auf die Chronologie der altindischen Geschichte noch im Dunkeln befinden. Hier und da besitzen wir freilich ein Datum, z. B. das Datum Buddhas, des großen Reformators, oder des Panini, des großen Grammatikers; doch selbst dies sind Daten, die auf einer Annahme der Sanskritisten beruhen und schwerlich gegen die Angriffe der Skeptiker sich vertheidigen lassen. Auch nimmt man an, die Gesetze des Manu stammten aus dem achten Jahrhundert vor Christus, während andere dieselben keineswegs in die Zeit vor Christus setzen, wenigstens nicht in der gegenwärtigen Compilationsform. Die Entstehungszeit der Mahabharata und Ramayana, der beiden großen epischen Gedichte und die Daten der sechs Systeme der Hinduphilosophie sind gleichfalls ungewiß, und die Puranas, welche einst für gleich alt mit den ältesten literarischen Denkmalen der Welt überhaupt gehalten wurden, werden jetzt eher in die Zeit Karl's des Großen als des Moses gesetzt.

Daraus läßt sich schon leicht schließen, wie dankbar die Sanskritisten jede Art von authentischer Belehrung annehmen, die es ihnen möglich macht, irgendwo einen Punkt zu fixiren und für gewisse Werke der Literatur ein unzweifelhaftes Datum festzustellen. Die Berührung zwischen Indien und Alexander dem Großen (327 vor Chr.) ermöglichte es den Gelehrten, das Datum des Königs Kandragupta als eines Zeitgenossen Alexander's festzustellen und dadurch wieder die Zeit eines zweiten Königs, des Asoka, welcher den Buddhismus zur Staatsreligion seines Reiches erhob und der einige wichtige Inschriften hinterließ, die in einer Sprache geschrieben sind, welche schon nicht mehr Sanskrit ist. Unglücklicherweise sind die griechischen Berichte über Indien so mager, daß sie wenig Anhalt bieten, um den literarischen Zustand Indiens zu erkennen, und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß kein einheimischer Schriftsteller je den Namen Alexander's als eines Eindringlings in Indien erwähnt.

Die nächste Berührung zwischen Indien und der Außenwelt wurde durch den Buddhismus herbeigeführt. Der Buddhismus war eine proselytenmachende Religion, und schon vor dem Beginn der christlichen Aera hatten buddhistische Missionäre Tibet und China erreicht, um dort die Lehren des Buddha zu predigen. So geschah es, daß, nachdem der Buddhismus in China festen Fuß gefaßt, Pilger aus diesem Lande nach Indien, dem heiligen Lande ihrer Religion, wanderten und hier jahrelang mit Sammeln von Reliquien und Manuscripten sich befaßten; auch erlernten sie die Sprache, in welcher die heiligen Bücher des Buddhismus geschrieben waren. (Vergl. „Buddhistische Pilger" in Max Müller's Chips from a german workshop. Vol. I.) Einige derselben beschrieben ihre Reisen in Indien, und die zwei bedeutendsten unter ihnen, die Reisen des Fa-hian und Hiuen-thsang, sind uns aufbewahrt geblieben. Es ist richtig, daß Fa-hian in den Anfang des fünften Jahrhunderts gehört, während Hiuen-thsang von 629 bis 645 durch Indien reiste. Doch selbst so späte Zeugen dürfen nicht verschmäht werden, und es ist bekannt genug, daß die Veröffentlichung von

Hiuen-thsang's Reisen durch Stanislas Julien eine völlig neue Epoche in dem Studium des Sanskrits bezeichnet. Hier war für alle Fälle der feste Boden vorhanden, auf der die Geschichtsschreiber ihren Standpunkt nehmen konnten, um vor- wie rückwärts zu schauen. Städte, welche er besucht, Gebäude, die er beschrieben, Könige, die er gesehen, Bücher, welche er gelesen, standen nun wie Landmarken in der Wüste der indischen Geschichte, und obgleich ihr Datum später als weit vor der Zeit des Hiuen-thsang oder Fa-hian fixirt werden mochte, so war doch schon viel dadurch gewonnen, daß sie bereits zur Zeit dieser späten chinesischen Reisenden bekannt waren.

Mit Bezug auf die Geschichte der Sanskritliteratur war der Gewinn ein geringerer als man erwarten durfte, denn obgleich sowohl Fa-hian als Hiuen-thsang Sanskrit erlernten, so erlernten sie es doch nur zu Zwecken der buddhistischen Religion und kümmerten sich wenig um die Literatur der alten Brahmanen. Doch hier und da findet man ein werthvolles Korn. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Zeit, in welcher die ganze Sanskritliteratur als eine Fälschung und die alte Sprache Indiens als Phantasiestück betrachtet wurde, nicht so fern hinter uns liegt; und daß die Thatsache, daß ein chinesischer Reisender des siebenten Jahrhunderts ein Paradigma des Sanskritverbums bhu, sein, gab, allein genügt haben würde, um Dugald Steward's Zweifelsucht zu besänftigen. Es ist gleichfalls von Interesse, daß der chinesische Pilger wenigstens eine archaistische Form als der Grammatik der Veda eigenthümlich erwähnt, nämlich bhavâmasi, wir sind, an Stelle des gewöhnlichen bhavâmas. Die Erwähnung einiger technischen grammatischen Bezeichnungen, wie tinanta, Verbum, subanta, Nomen, u. s. w., ist gleichfalls merkwürdig, weil daraus hervorgeht, daß Hiuen-thsang Sanskrit noch nach dem Systeme des Panini erlernte und nicht nach dem späterer Grammatiker.

Die wichtigsten Thatsachen jedoch, die aus den Werken dieser chinesischen Pilger gewonnen werden konnten, waren die geographischen. Vivien de Saint-Martin in Frankreich und Lassen in Deutschland haben sich das auch in ihren Werken über die Geographie und Alterthümer Indiens völlig zu Nutze gemacht, und Cunningham's neues Werk über die alte Geographie Indiens ist in der That ein fortlaufender Commentar zu den Reisen dieser chinesischen Priester. Cunningham's Name ist in England vortheilhaft bekannt *) als der eines unermüdlichen Erforschers indischer Alterthümer, und er besitzt zur Lösung seiner Aufgabe Eigenschaften, in der wenige Gelehrte ihn übertreffen dürften. Das geht aus seinen eigenen Worten hervor:

„Meine eigenen Reisen," sagt der General in der Vorrede, „haben sich weit durch die Länge und Breite Nordindiens erstreckt, von Peschawer und Multan, nahe dem Indus, nach Rangun und Prome am Irawaddi, und von Kaschmir und Ladak zur Mündung des Indus und den Ufern der Nerbada. Von Südindien habe ich nichts gesehen und von Westindien nur Bombay und die berühmten Höhlen von Elephanta und Kanhari. Doch während einer langen Dienstzeit von mehr als dreißig Jahren in Indien haben seine früheste Geschichte und Geographie das Hauptstudium meiner Mußestunden gebildet, während in den letzten vier Jahren meines dortigen Aufenthalts diese Gegenstände meine einzige Beschäftigung ausmachten; ich ward damals von der indischen Regierung als archäologischer Surveyor benutzt, um die Alterthümer des Landes zu untersuchen und darüber zu berichten."

General Cunningham hat die Geographie Indiens nach demselben Systeme eingetheilt, das allgemein auch für die Geschichte des Landes angenommen ist, nämlich in die brahmanische, buddhistische und mohammedanische Periode, und er hat die zweite oder buddhistische Periode sich als den Hauptgegenstand seines ersten Bandes auserlesen. Die erste oder brahmanische Periode zeigt uns die allmälige Ausdehnung der arischen Race über Nordindien, und umfaßt jenen frühen Abschnitt der Geschichte, während dessen die Religion der Wedas der vorwaltende Glauben des Landes war. Die Geographie dieser Periode, insofern sie aus den vedischen Schriften abgeleitet werden kann, ist von Vivien de St. Martin und von Lassen in seiner „Indischen Alterthumskunde" bearbeitet worden.

Die zweite oder buddhistische Periode umfaßt das Entstehen, die Ausbreitung und den Verfall des buddhistischen Glaubens, von der Zeit an, als der Buddhismus indische Staatsreligion wurde bis zu den Eroberungen des Mahmud von Ghazni. Da der Beginn des politischen Einflusses der Buddhalehre mit der Zeit der Invasion Indiens durch Alexander und der nachfolgenden Errichtung griechischer Dynastien an der indischen Grenze zusammenfällt, so hat der Geschichtsschreiber dieser Periode im Anfange den Vortheil der griechischen Berichte, während späterhin, von 400 bis 700, er einzig von den Erzählungen der chinesischen Pilger abhängig ist. Diese Periode ist gleichfalls sehr tüchtig von Vivien de Saint Martin in verschiedenen Abhandlungen und von Lassen in der indischen Alterthumskunde behandelt worden. Doch war Raum genug für neue Forschungen, und die Ergebnisse derselben sind von Cunningham in dem vorliegenden Bande veröffentlicht worden.

Die dritte oder mohammedanische Periode ist noch nicht im Zusammenhange geschildert worden, obgleich tüchtige Vorarbeiten von Reinaud, Elliot, Erskine und Anderen vorhanden sind.

Das Hauptverdienst Cunningham's besteht in der Beschreibung jener Orte, von denen er als Augenzeuge reden kann. Hier hat seine Kenntniß der gegenwärtigen Localitäten ihn befähigt, die Identificationen seiner Vorgänger zu bestätigen oder durch correctere Darstellung die wahre Lage der von Griechen oder chinesischen Geographen beschriebenen Plätze festzustellen. Am Ende seiner Vorrede stellt er eine Liste der wichtigsten seiner eigenen Identificationen zusammen. Wo diese auf örtliche Eigenthümlichkeiten begründet sind, erscheinen seine Argumente als überzeugend. Wo er aber seine Ansichten auf bloße Namen gründet, da fühlt man — sagt Max Müller — gelegentlich sich veranlaßt, die Zustimmung zu versagen. Die Wechsel der Ortsnamen sind ohne Zweifel höchst capriciös und scheinen allen Regeln zu spotten. Da ist Alles möglich; doch gerade aus diesem Grunde sollte nichts angenommen werden, was nicht durch geschichtliche Thatsachen beglaubigt zu werden vermag. Hiuen-thsang nennt Ceylon Seng-kialo, das ist die chinesische Schreibart des Sanskritnamens Sinhala. Der volle Sanskritname lautet Sinhala-dvipa. Dieser geht durch eine Kette von Abänderungen, die alle geschichtlich nachweisbar sind, von Singal-dib zu Sirindib, zu Zilan und Ceylon!

Das Weitere in der Besprechung von Cunningham's Werk ist rein philologischer Natur, und wir müssen uns, als unseren Zwecken zu fern liegend, versagen, es hier wiederzugeben.

*) Auch in Deutschland. Wir haben z. B. im „Globus" vielfach der vortrefflichen Arbeit Cunningham's über Ladakh, bei Erörterung der innerasiatischen Verhältnisse erwähnt. Das Buch erschien 1854; es ist das erste, welches uns die Bedeutung jenes für den Handel mit Centralasien so wichtigen Passagelandes und seiner Hauptstadt Leh schildert. A.

Ein Ausflug nach dem Napathale und den californischen Geysers.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Meine Ausrüstung zur Reise. — Auf dem Dampfer „Capitol" nach Vallejo. — Die Napa-Zweigbahn und die California-Pacific-Eisenbahn. — Klimatischer Wechsel. — Geschäft contra Vergnügen. — Das Napathal. — Weizenbau und Weinberge. — Statistische Notizen über die Weinproduction in Californien. — Spanish Grants. — Napa City und St. Helena. — Der Badeort Calistoga. — Mount St. Helena. — Der versteinerte Wald. — Ein berühmter Kutscher.

Um den staubigen Straßen, den fröstelnden Winden und Nebeln von San Francisco, welche Einem während der Sommermonate den Aufenthalt in dieser Stadt ganz verleiden, auf einige Tage zu entgehen, beschloß ich, einen Ausflug nach dem reizenden Napathale und den berühmten Geysers zu machen und wieder einmal nach Herzenslust in der freien Natur zu schwärmen. Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen. Meine ganze Bagage bestand aus einem Ueberzieher. In Californien ist man damit und zum Ueberfluß mit einigen extra Papierhemdkragen und etlichen Dutzend Cigarren zu einer kleinen Spritztour von 100 oder 200 Meilen vollständig reisefertig ausgerüstet.

Am Nachmittage des 2. Juni 1871 begab ich mich, so ausgerüstet, zunächst an Bord des stattlichen Dampfers „Capitol", der mich über die große Bai nach dem 23 englische Meilen entfernten Hafenorte Vallejo (sprich „Valliècho", die Amerikaner sagen meistens „Vallèo"), dem Ausgangspunkte der „California-Pacific-Eisenbahn", bringen sollte. Diese Fahrt ist bereits in einem frühern Aufsatze von mir*) ausführlich geschildert worden, und will ich deshalb und um Wiederholungen zu vermeiden, diesmal bei der Stadt Vallejo mit meinen Reiseaufzeichnungen beginnen.

Um 6 Uhr Abends stieg ich in den auf die Ankunft des Dampfers bei Vallejo wartenden Bahnzug der California-Pacific-Eisenbahn, und zwar in einen der Waggons von der „Napazweigbahn" (California Pacific Railroad, Napa Branch), um nach dem 42 englische Meilen entfernten Badeorte Calistoga zu fahren, von wo aus ich am nächsten Morgen im Stellwagen nach den Geysers weiter zu reisen gedachte. Die California-Pacific-Eisenbahngesellschaft, welche ursprünglich die directe kurze Route von Vallejo nach der Stadt Sacramento baute, um der auf großem Umwege über Stockton nach San Francisco laufenden Central-Pacific-Eisenbahn Concurrenz zu machen, besitzt jetzt Zweigbahnen durch das Sonomathal (Petaluma und Healdsburg), das Napathal (nach Calistoga) und nach dem obern Thale des Sacramentoflusses, um ihrer Hauptlinie mehr Verkehr aus dem Innern des Landes zuzuführen. Die Eisenbahn, welche nach Healdsburg fertig ist, soll bis nach der Stadt Eureka an der Humboldtbucht weitergeführt werden; die Nordbahn (California- und Oregon-Eisenbahn) führt nach Marysville und wird über Chico in der Richtung nach Shasta rasch nach der Grenze des Staates Oregon weitergebaut. Eine von der Stadt Portland in Oregon südwärts im Bau begriffene Eisenbahn wird die letztgenannte Bahn an der nördlichen Staatsgrenze von Californien treffen. Es sind aber jetzt so viele neue Bahnlinien in Californien im Bau begriffen und werden alle Augenblick mehr projectirt, daß es fast unmöglich ist, dieselben genau zu verfolgen. Was heute mitgetheilt wird, ist in einigen Monaten schon ungenau und müßte neu compilirt werden.

Die Fahrt durch das idyllische Napathal war im höchsten Grade anmuthig. Wie durch Zauber von den unangenehmen, fröstelnden Winden, welche den Sand und Staub zu dieser Jahreszeit durch die Straßen San Franciscos treiben, binnen wenigen Stunden in eine liebliche Sommerlandschaft versetzt zu sein, statt nackter Sandberge plötzlich grüne Hügel und Haine, reichbestellte Aecker, Weinberge und Blumengärten, mit dazwischen liegenden schmucken Landhäusern und Landstädten, zu schauen und den frischen Duft der Wälder und Felder zu athmen, belohnt allein schon hundertfältig die Mühe einer solchen Reise. Und doch, wie Wenige von den Bewohnern San Franciscos besuchen diese nahe gelegenen reizenden Thäler! Es giebt hier Tausende von wohlhabenden Bürgern, welche kaum eine Ahnung von jenen Naturschönheiten haben, und es ist ordentlich lächerlich zu hören, wie wenige selbst reiche Californier die weltberühmten Naturwunder und Schönheiten ihres eigenen Landes kennen. Hunderte und Tausende von Touristen aus den östlichen Staaten der Union und selbst von Europa kommen jährlich hierher, um das Yosemitethal, die Geysers, die Mammuthsbäume, die Pracht der Sierra &c. in Augenschein zu nehmen. Aber die Bewohner von San Francisco sind die Allerletzten, welche nach jenen Orten hinreisen, obgleich dieselben ihnen so zu sagen vor der Thür liegen. Man befürchtet, die kostbare Zeit zu verlieren! Das Geschäft könnte ja dadurch leiden! — Das ist die Hauptursache dieser Nachlässigkeit. Von einem Jahre zum andern wird der Besuch aufgeschoben, und reift das oft gefaßte Reiseproject endlich zur That, so werden im besten Falle bei der Ausführung statt Wochen höchstens ein paar Tage geopfert.

Das Napathal, welches ich im Dampfzuge durcheilte, ist eines der gesegnetsten Thäler Californiens. Es hat eine Länge von über 40 englischen Meilen und wird vom Napafluß (Napa Creek) durchströmt, der bis nach Napa City, 16 Meilen von seiner Mündung, für kleinere Fahrzeuge schiffbar ist. Bewaldete Höhenzüge, welche sich mitunter zu ansehnlichen Bergen erheben, bald näher an einander herantretend, bald meilenweit getrennt, schließen das Thal zu beiden Seiten ein. Die eingehegten Felder sowie das unbebaute Land sind oft mit einzeln wachsenden, nicht sehr hohen und breitgeästeten Lebenseichen bestanden, welche diesen Theilen des Thales das Ansehen eines Parkes geben. Die Fernsichten sind mitunter reizend. Die warmen Tinten des landschaftlichen Bildes verlaufen sich in bläuliche Ferne, wo die mit dichtem Wald bewachsenen Höhenzüge scharf gegen den Himmel abstechen. Diese Schärfe der Bergcontouren ist eine Eigenthümlichkeit jeder californischen Landschaft. Weinberge und Weizenfelder, Akazienhaine, Farmhäuser, von schimmernden Blumengärten umrahmt, wechseln ab mit noch unbebauten Landstrecken, wo der als Weidegrund sehr nahrhafte

*) „Globus" XVII, Nr. 12. (April 1870): „Eine Reise auf der Vallejo-Route von San Francisco nach Sacramento."

hellgrüne „wilde Hafer" (wild oads) die Hügel bedeckt und hier und da kleinere Waldungen und dunkeles Gebüsch (chapparal) inselngleich in der Thalebene zerstreut daliegen.

Weizen und Wein sind die Hauptproducte des Thales. Ersterer erzielt oft einen Ertrag von 40 Scheffeln pro Acker. Die Weinstöcke tragen Trauben von je 8 bis 10 Pfund, mitunter das Dreifache davon. Hier wie überall in Californien haben die Deutschen den Weinbau zum bei weitem größten Theile in Händen und befassen sich andere Nationalitäten nur wenig damit. Die Amerikaner vermögen ohne deutsche Hülfe nur ausnahmsweise einen trinkbaren Wein herzustellen. Im Allgemeinen zeigen die californischen Weine jetzt eine weit bessere Blume, als in früheren Jahren. Ihr Hauptfehler ist immer noch ein zu großer Alkoholgehalt. Durch Verschickung über See gewinnen sie an Qualität. In den Districten des Napathales, wo sich viele Deutsche angesiedelt haben, geben die zahlreichen neuen Anpflanzungen von Rebstöcken den augenscheinlichen Beweis, daß der Anbau des Weins die daran gewendete Mühe gut belohnt, wie es denn auch eine bekannte Thatsache ist, daß der Weinbau nächst dem Weizenbau das Hauptproduct des Bodens von Californien geworden ist. In der Nähe des Ortes Helena, neun englische Meilen südlich von Calistoga, liegen nicht weniger als 33 Weinberge. Auch ein vorzüglicher Brandy wird bereits in bedeutenden Quantitäten im Napathale aus Weintrauben gemacht *).

Was das Aufblühen des Napathales wie aller Landdistricte von Californien sehr gehindert hat, ist die Unsicherheit der Kaufstitel des Grund und Bodens. Darin sowie in dem Umstande, daß ungeheure Strecken des fruchtbarsten Bodens sich in den Händen Einzelner befinden, die unbedeutende Abgaben zahlen und entweder gar nicht oder nur für unverschämt hohe Preise ihr Land verkaufen wollen, ist auch eine der Hauptursachen von der schwachen Bevölkerungszunahme zu suchen. Die ursprünglichen Besitztitel des Grund und Bodens bestehen meist aus den oft viele Leguas großen sogenannten „Spanish Grants", die sich aus der Zeit der mexicanischen Landesoberhoheit herschreiben. Oft haben dieselben eine ungeheure Ausdehnung; dem ehemaligen mexicanischen General Vallejo z. B. gehörte die Hälfte des Sonoma- und die Hälfte des Petalumathales. Eben so leicht wie die alten mexicanischen Ansiedler die Landschenkungen von ihrer Regierung erhalten konnten, entäußerten sie sich ihres Besitzthums. Für ein Gespann Pferde oder ein Paar Joch Ochsen konnte man dazumal eine Strecke Land so groß wie ein kleines deutsches Fürstenthum in Californien kaufen. Der General Vallejo hat fast nichts von seinem ungeheuern ehemaligen Landbesitze übrig behalten.

Als Californien von Mexico an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, erkannten jene nicht nur die alten Landtitel an, sondern sogar solche, welche noch nicht in der Hauptstadt Mexico zu Protocoll genommen waren und noch ausgestellt werden sollten. Dies ward die Ursache von unzähligen verwickelten Rechtsstreitigkeiten. Die mexicanischen Alcalden und Staatsgouverneure beeilten sich, ihren Freunden und Verwandten eine Menge von beliebigen Land-Grants auszustellen, und eine große Anzahl derselben ward gefälscht und in Umlauf gesetzt. Immer noch werden Landkäufer in Californien gelegentlich mit falschen Landcertificaten, die den äußern Schein der Rechtsgültigkeit tragen, beschwindelt. Bescheinigungen aus Mexico, daß genannte Certificate richtig ausgestellt und in den Archiven der Hauptstadt protocollirt seien, sind selbstverständlich leicht zu erhalten, denn mit Geld läßt sich in Mexico Alles machen. Außerdem kommen oft Fälle vor, daß Jemand ein Stück Land verkauft, welches er bereits einem Minderjährigen verschrieben hat und das dieser später dem zeitweiligen Besitzer mit der größten Gemüthsruhe wieder abjagt; oder es meldet sich Jemand, der zur Familie des ersten Besitzers gehört, als rechtmäßiger Erbe und beansprucht, mit Beweisdocumenten aus Mexico ausgerüstet, das Land als sein Eigenthum. Ist der gegenwärtige Besitzer so glücklich, den Proceß zu gewinnen, so hat er zum Mindesten fünfhundert, wenn nicht Tausende von Dollars an Advocaten, als Gerichtsgebühren rc. zu bezahlen. Für die Advocaten sind jene Spanish Grants in Californien eine wahre Goldgrube gewesen!

Trotz dieser großen Nachtheile, welche aus der Ungewißheit der Besitztitel entstehen, hat das bessere Land im Napathale mit den darauf befindlichen Gebäulichkeiten einen Marktpreis von 50 bis 100 Dollars pro Acker. Besitzthümer, auf denen Weinberge und kostspielige Gebäude stehen, haben einen nominellen Werth von 200 bis selbst 1000 Dollars pro Acker. Mißernten in Folge von Dürre, wie sie in anderen Landdistricten Californiens, namentlich in den südlichen Theilen und im St.-Joaquinthale, mitunter vorkommen — das gegenwärtige Jahr (1871) war ein solches trockenes Jahr —, gab es im Napathale noch nie.

Der Hauptort im Thale und zugleich der Sitz des Countygerichts ist Napa City, ein freundlicher Ort von etwa 3500 Einwohnern, der wegen seines herrlichen milden Klimas als Curort oft von Brustkranken benutzt wird. Das schmucke Städtchen mit den vielen Blumengärten, dem frischen Grün der Akazien und den von rothen Früchten strotzenden Kirschbäumen macht einen lieblichen Eindruck. Fünf englische Meilen nordöstlich von Napa City liegen die wegen ihres trefflichen Mineralwassers in Californien bekannten „Soda Springs". Das Wasser dieser Quellen wird mit einem Beisatze von comprimirter Luft in Flaschen gefüllt, und moussirt beim Oeffnen der Flaschen wie Sodawasser. In San Francisco ist es als ein erfrischender Trank sehr beliebt. Das gegen 600 Einwohner zählende Städtchen St. Helena (sprich „Heliena") ist der zweite Hauptort im Thale. Von dort führt eine vortreffliche Straße nach dem Badeorte White Sulphur Springs, welchen reizenden Platz ich auf meiner Rückreise besuchte.

Nach einer angenehmen Fahrt auf dem gut angelegten Schienenwege, wobei sich die idyllischen Reize des gesegneten Napathales in wechselnden Landschaftsbildern vor meinen Augen entrollt hatten, erreichte ich bei Dunkelwerden das Ziel meiner heutigen Reise, den 42 englische Meilen von Vallejo entfernten fashionabeln Badeort Calistoga — „the Saratoga of the Pacific", wie ihn der Besitzer großartig annoncirt hat. Mit seinem Newyorker Prototyp ist nun

*) Ich will einige auf den Weinbau Californiens sich beziehende statistische Notizen hinzufügen. Der letzte officielle Bericht (vom Jahre 1869) stellt die Zahl der traubentragenden Weinstöcke in Californien auf 22,500,000 und den in Californien producirten Wein auf 2,700,000 Gallonen. Davon erzeugten die Counties von Los Angeles 1,130,000, — Sonoma 350,000, — Eldorado 134,000, — Placer 125,000, — Amador 97,000, — Napa 94,000, — Sacramento 87,000, — Solano und San Bernardino jedes 76,000, — Contra Costa 66,000, — Yuba 64,000 und Santa Clara 45,000 Gallonen. Die Counties von Sonoma, Solano, Napa, Santa Clara und Sacramento versenden aber große Quantitäten von Trauben zum Tafelnutzen nach San Francisco, wodurch der Ertrag des Weines aus ihren Weinbergen verhältnißmäßig sehr reducirt wird. In San Francisco werden eine Unmasse von Weintrauben verzehrt, und die genannten Counties erzielen aus dem Handel damit enorme Summen. Durch die Pacificbahn werden jetzt auch viele Trauben nach den östlichen Märkten versandt. Brandy (Cognac) wurden im Jahre 1869 in Californien 160,000 Gallonen producirt, was ein Aequivalent für 800,000 Gallonen Wein ist. Die Weinernte des Jahres 1870 betrug 4 bis 4½ Millionen Gallonen und die diesjährige (1871) wird sich auf 5 bis 6 Millionen Gallonen stellen.

allerdings dieses californische Heilbad nicht zu vergleichen, wovon mich schon eine kurze Besichtigung der Anlagen und des nichts weniger als eleganten und sogar unsauber gehaltenen aus Holz gebauten „Hotels“ überzeugte. Auch ist das Klima hier wärmer als besonders angenehm, und etwas mehr Kühlung wäre den stereotyp gewordenen 100° F. im Schatten gewiß sehr vorzuziehen; die Nächte dagegen sind hier, selbst nach den heißesten Tagen, erfrischend kühl.

Die Lage von Calistoga, inmitten eines großen, flachen Thalkessels, ist nicht so romantisch, wie es sonst bei Heilbädern der Fall zu sein pflegt, und es sind die amerikanischen bewundernden Reisebeschreibungen darüber, wie bei ihnen meistens der Fall ist, über alles Maß gehalten. Ein solcher verzückter Yankee drückte sich neulich in der „Alta California“ (der größten von den in San Francisco erscheinenden englischen Zeitungen) bei einer Beschreibung von Calistoga folgendermaßen aus: „Ein Spaziergang von drei Minuten brachte mich von dem Bahnhof durch eine pompöse Baumallee in die Mitte einer Scenerie, die mich veranlaßte auszurufen: Ist es möglich? bin ich wirklich noch auf terra firma, oder ist dies das Paradies des Mohammed?“

Dabei fehlt der Landschaft sowohl das Idyllische als das Großartige. Die Anlagen und kümmerlichen Baumpflanzungen sind ziemlich primitiv, und mit Ausnahme einiger Cocosbäume nichts weniger als paradiesisch; die pompöse Baumallee, von welcher der Amerikaner faselt, besteht aus einer jämmerlichen Doppelreihe von bohnenstangenartigen Bäumen, die aussehen, als ob eine Hungersnoth im Lande herrsche, und die bewaldeten Bergzüge liegen viel zu weit ab, um dem Landschaftsgemälde einen großartigen Charakter zu verleihen. Nur der 5 englische Meilen nordwestlich von Calistoga entfernte 4343 Meter hohe Mount St. Helena ragt imposant empor. Dieser Berg, der ein ausgebrannter Vulcan ist, wurde zuerst im Jahre 1841 von dem russischen Naturforscher und Reisenden Wosnessensky bestiegen und von ihm nach der Großherzogin Helene von Rußland benannt. Vor Kurzem wurden reiche Kupfererze und Bleierze am Mount St. Helena entdeckt, deren Ausbeute bereits begonnen hat. Nach San Francisco wurden Erzblöcke von dort gebracht, die 90 Procent Kupfer enthielten.

Die ganze Gegend ist voll von heißen, schwefelhaltigen Quellen. Bei Calistoga haben diese einen starken Beisatz von anderen Mineralien, namentlich von Eisen und Magnesia, und wurden unter dem Namen „aguas calientes“ schon von den alten mexicanischen Ansiedlern als Heilquellen, insbesondere gegen rheumatische Beschwerden, benutzt. Im Jahre 1857 entstand der gegenwärtige fashionabele Badeort, dessen Besitzer der in Californien wegen seiner excentrischen Thorheiten allbekannte Millionär Sam Brannan ist. Fünfundzwanzig schmucke Villas, die als Wohnungen für Badegäste eingerichtet sind und jede eine kleine Cocospalme vor der Veranda stehen haben, geben den Anlagen ein gefälliges Aeußeres. Von einem hinter dem Hotel liegenden hohen Hügel, auf dem ein Pavillon steht, genießt man einen recht hübschen Ueberblick auf die Gebäulichkeiten von Calistoga und den von waldigen Bergen umrahmten weiten Thalkessel.

Ich hatte das Glück, ein Quartier in einer Villa zu erhalten, deren Comfort mich vollständig befriedigte. Dem „Hotel“, wo ein hackbrettartiges Piano unter den Fingern der musikalischen amerikanischen Ladies gar nicht zur Ruhe gelangte, kam ich nicht mehr nahe, als unumgänglich nothwendig war. Wenn ich sage, daß der Speisesalon das Schindeldach als Decke hatte, und große von derselben in langer Reihe herabhängende Fächer aus buntem Papier, die durch eine knarrende Maschine in Bewegung gesetzt wurden, Einem alle Augenblick dicht an der Nase vorbeirauschten, um bei der nichts weniger als lucullischen Mahlzeit die zudringlichen Fliegen von den Tellern und Schüsseln fortzujagen (welcher Apparat übrigens die Fliegen durchaus nicht genirte), und daß die anderen Räumlichkeiten dem Speisesalon und dessen Einrichtung an Eleganz entsprachen, so wird man zugeben, daß das Calistoga-Hotel nicht ein Curhaus wie die in Baden-Baden oder in Wiesbaden ist. Für das Amüsement der Gäste war sonst nach amerikanischen Ansprüchen zur Genüge gesorgt worden. Wer das Concert auf dem verstimmten Clavier mit den Fingerübungen der Amerikanerinnen und das wo möglich noch weniger salonmäßige Gesinge der Damen nicht zu schätzen vermochte, der konnte sich in einem Nebengebäude auf Rollschlittschuhen Bewegung verschaffen, oder auf einem der schlechtesten Billards in Californien Carambolagen machen, oder sich in einem Schwimm-, Schlamm-, Dampf- etc. Bade vergnügen, oder für entsprechendes Honorar mit einem leichten Wagen in der Umgegend spazierenfahren. Der Herr Wirth wird auch nicht verfehlen, den geehrten Gast nach der „Hühnersuppenquelle“ einzuladen. Es wird hier nämlich behauptet, daß das dort aus der Erde hervorsprudelnde heiße Quellwasser, mit Pfeffer und Salz vermischt, wie die delicateste Hühnersuppe schmecke. Ich muß gestehen, daß ich einen zu wenig civilisirten Gaumen besitze, um aus diesem niederträchtigen Tranke die entfernteste Aehnlichkeit mit einer deutschen Hühnersuppe herausgeschmeckt zu haben. Heiße Quellen, die einen bedeutenden Wärmegrad zeigen und als Hauptmineral Schwefel enthalten, sind sehr zahlreich bei Calistoga. Das sogenannte chemische Bad hat 118°, das Schlammbad 165°, die Hühnersuppe 185° und das Dampfbad 195° Fahrenheit.

Die größte Sehenswürdigkeit in Calistoga ist eine ganz aus versteinerten Baumstumpfen erbaute Grotte in der Nähe des Hotels. Die versteinerten Klötze, aus denen die Grotte zusammengesetzt ist, und von denen manche mehrere Tonnen schwer sind, wurden aus dem 5 englische Meilen von Calistoga liegenden sogenannten „versteinerten Walde“ hergeschafft. Derselbe ward im vergangenen Jahre in den Bergen, welche das Napathal vom Santa-Rosa-Thale scheiden, aufgefunden. Dort liegen in einem Umkreise von etwa einer englischen Quadratmeile, doch meistens auf einem 50 Acker großen Platze, an 100 versteinerte Bäume, alle zerbrochen und theilweise von vulcanischer Erde bedeckt. Es sind Stücke dabei, die 20 Fuß Länge und 3 bis 5 Fuß im Durchmesser haben, und an einigen von ihnen hängen noch die gleichfalls versteinerten Wurzeln. Die Bäume, Eichen und Nadelhölzer, in denen das versteinerte Harz genau wie Quarz aussieht, scheinen bei einem vulcanischen Ausbruche (wahrscheinlich des Mount St. Helena) zusammengeschmettert und von vulcanischem Niederschlag überschwemmt worden zu sein, und sind späterhin versteinert. Nur einer von den versteinerten Bäumen steht aufrecht und ragt etwa 15 Fuß über dem Boden empor. Alle diese Versteinerungen werden in einem schwarzen in der Sonne glitzernden Boden, der Salpeter enthält, gefunden, nicht in der in der Nähe liegenden röthlichen Erde.

Ehe ich mich zur Ruhe begab, trug ich meinen Namen in die Liste der Passagiere ein, die am folgenden Tage im Stellwagen nach den Geysers fahren wollten. Von Keinem der Mitreisenden ward das Passagegeld genommen; das sei hier nicht gebräuchlich, bemerkte Herr Foss Clark (meistens kurzweg Foss genannt), der als unübertroffener Stagekutscher in Californien so zu sagen einen Weltruf genießt: das Geld (sechs Dollars nach den Geysers und dieselbe Summe zur Fahrt zurück nach Calistoga) könnten wir ja nach unserer Rückkehr zahlen! Da es nicht unbedingt nöthig war, die

Rückreise über Calistoga zu machen, so fand ich dieses Arrangement höchst originell. Ein solches Vertrauen in die Ehrlichkeit des reisenden Publicums war mir noch nicht vorgekommen. Dem Herrn Foss, der aus Newhampshire gebürtig ist, ließ ich mich speciell vorstellen und wurde bald durch die Hülfe einiger zeitgemäßen „Brandy-Toddies“ (Brandy, Zucker und Wasser) mit ihm intim. Froh, den Zweck meiner Audienz, das Versprechen auf einen Platz bei der morgigen Fahrt neben dem berühmtesten Peitschenschwinger und Sechsspannleiter in Californien, erreicht zu haben, und nach einer anregenden Unterhaltung über Pferde, Stages, Schnellfahren, Brandy-Toddies ꝛc. empfahl ich mich und suchte mein Nachtlager in der mir als Absteigequartier angewiesenen Villa auf.

Das Verfahren gegen die chinesischen Kulis auf den Sandwichs-Inseln.

Im December 1870 („Globus“ XVIII, S. 284 ff.) schilderten wir einen Aufstand der chinesischen Kulis auf einigen Zuckerplantagen in Peru und knüpften daran einige Betrachtungen. Diese waren veranlaßt durch ein Schreiben vom 6. September aus Honolulu auf der Insel Oahu, welches wir im „Newyork Weekly Herald“ vom 19. October lasen. Ein unter der Flagge von San Salvador segelndes Fahrzeug war von Macao mit 608 Kulis an Bord nach Peru bestimmt; diese wurden schlecht behandelt, eine Anzahl derselben starb unterwegs. In Honolulu, wo dieses Kulischiff, „Dolores Ugarte“, anlief, wurden 43 Kulis ans Land gebracht, erzählten ihre Leidensgeschichte und wollten nicht wieder an Bord zurück.

In dem Briefe des „Herald“ war nun gesagt, „die Agentur jenes Kulischiffes sei das angesehenste deutsche Handelshaus in Honolulu und dasselbe sei in jene Sache verwickelt.“ Menschenfreunden sei es gelungen, hinter dem Rücken dieses Handelshauses, dessen Chef zugleich Consul für Rußland und Norddeutschland sei, die Kulis ins Innere der Insel Oahu zu schaffen, von wo sie nicht mehr geraubt und wieder auf das Sklavenschiff gebracht werden konnten. —

Wir unsererseits fügten Folgendes hinzu: „Es ist bisher ein Ruhm für unsere deutschen Kaufleute gewesen, daß sie sich mit dem Sklavenhandel und überhaupt mit schmutzigen Geschäften nicht befaßt haben; sie stehen in den überseeischen Ländern durchgängig in hoher Achtung. Wenn die Angaben des „Herald“ sich bestätigen, dann läge hier ein Ausnahmefall vor, der in jeder Hinsicht zu beklagen wäre. — Wer die Ehre haben will, Deutschland, sei es wo es sei, zu vertreten, soll und muß saubere Hände und einen ehrlichen Namen haben. Man soll in Berlin von dem Hergang eingehende Kunde erhalten.“

Der Correspondent des „Herald“ versprach, gelegentlich Näheres über jenen Vorgang mitzutheilen; es ist aber seitdem ein Jahr verflossen, ohne daß er diese Zusage erfüllt hätte.

Wir erhalten nun von einem Deutschen, der seit einem Vierteljahrhundert in Honolulu wohnt und dort seit langer Zeit eine Richterstelle bekleidet, eine Zuschrift, in welcher der Sachverhalt erläutert und nachgewiesen wird, daß jene Mittheilungen des „Herald“ vollkommen unbegründet sind.

Der Kulihandel, bei dem man so viele Menschen auf einen kleinen Raum zusammenbringt, die dann noch wegen ihrer Unzuverlässigkeit bewacht und auch wohl in ihren freien Bewegungen gehemmt werden müssen, führt viele Unzuträglichkeiten herbei, welche das menschliche Gefühl schmerzlich berühren. Kommen dazu noch eine lange und stürmische Fahrt, Mangel an Proviant und Wasser und Krankheitsfälle, so steigern sich die Leiden dieser Unglücklichen zu einem schrecklichen Maße. So haben ohne Zweifel auch die Kulis auf der Ueberfahrt der „Dolores Ugarte“ hart gelitten, wenngleich manches in der Darstellung übertrieben zu sein scheint. Ich sage „scheint“, denn eine amtliche Untersuchung, wie in dem Berichte angedeutet wird, hat überhaupt nicht stattgefunden. Nur ein in Honolulu ansässiger Arzt hat die kranken Kulis besucht und dann später, als allerlei böse Gerüchte über die Behandlung der Chinesen auf dem Schiffe in Umlauf kamen, vor einem der Richter des obersten Gerichts eine eidliche Aussage gemacht, die im Wesentlichen ungefähr dahin lautete*): Er habe bei seinem Besuche der Kranken im Zwischendeck gefunden, daß der Raum für die Passagiere (Kulis) vollkommen ausreichend, das Schiff gut ventilirt, und der den Kulis gereichte Proviant gut und hinreichend gewesen sei. Ueber die Behandlung der Kulis während der Ueberfahrt konnte der Arzt natürlich nichts sagen, läßt sich überhaupt wohl nichts Sicheres feststellen; doch darf man vielleicht aus der Art und Weise, wie der Capitän für seine Kranken im Hafen sorgte, den Schluß ziehen (—?? —), daß er auch auf der Ueberfahrt eine solche Behandlung nicht zugelassen haben wird, wie sie in dem Berichte des Correspondenten des „Newyork Herald“ angegeben ist. Sobald er nämlich im Hafen ankam, ließ er sogleich einen Arzt an Bord holen, damit dieser seinen Kranken Hülfe schaffe. Dieser fand das Schiff nun nicht in einem geradezu grauenvollen Zustande, wie der Bericht sagt, sondern so wie er es in der erwähnten eidlichen Aussage schilderte, erklärte jedoch, daß es für die Kranken vortheilhafter sein würde und sie leichter genesen würden, wenn sie ans Land gebracht würden. Darauf ließ der Capitän die 43 kranken Kulis ans Land bringen, obgleich ihm ohne Zweifel mitgetheilt sein wird, daß nach den bestehenden Landesgesetzen die Kulis nicht wieder gegen ihren freien Willen an Bord gebracht werden könnten, und daß man von gewisser Seite aus nicht unterlassen werde, auf sie einzuwirken, daß sie blieben. Obgleich also die Gefahr nahe lag, die 43 Kulis zu verlieren, so überwog doch bei dem Capitän die Rücksicht auf ihre Gesundheit.

Die Kulis blieben nachher auf der Insel, gerade weil sie gegen ihre eigene freie Wahl nicht wieder an Bord gebracht werden konnten. Sie zu verstecken, war einfach unnöthig. Sie zu verstecken, um sie vor „Kidnappen“ zu bewahren, war lächerlich. In Honolulu fürchtet man sich vor „Kidnappen“ eben nicht mehr wie in irgend einer Stadt Deutschlands.

Was nun die deutschen „Agenten“ des Schiffes betrifft, so sind diese doch in ungehöriger Weise verdächtigt worden. Sie hatten nichts mit dem Schiffe, der Ladung oder den Passagieren zu thun, standen überhaupt dem Unternehmen hinsichtlich der Kulis ganz fern. Sie waren einfach aufgefordert oder autorisirt, dem Capitän Geldvorschüsse zum Ankaufe der für das Schiff nothwendigen Sachen zu machen. Sie konnten freilich wohl sich weigern, diese Vorschüsse zu machen, würde das aber die Lage der Kulis verbessert haben?

Der Bericht bemerkt ganz richtig, daß das betreffende Han-

*) Unser Berichterstatter „Hawaii“ macht hier zu seinem deutschen Texte folgende Anmerkung: „This affidavit was taken before me and I give the contents according to the best of my recollection.“

delshaus das angesehenste deutsche in Honolulu ist. Der eine Partner desselben ist zugleich Viceconsul für Rußland (als Nichtrusse kann er nicht Consul sein) und Viceconsul für Norddeutschland (der Consul war zur Zeit verreist). Zu dieser angesehenen Stellung hat er sich durch seine Rechtlichkeit, Thätigkeit und Umsicht hinaufgeschwungen. Welche Gründe den Correspondenten des „Newyork Herald" bewogen, es scheinbar zu machen, daß dieses deutsche Handelshaus in Honolulu „in die Sache der Dolores Ugarte verwickelt" sei, kann ich nicht begreifen. Ich kann Ihnen aber sagen, daß ich beide Partner der Firma seit dreißig Jahren kenne, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß beide Ehrenmänner im vollsten Sinne des Wortes sind, die sich auch nicht in der entferntesten Weise mit Sklavenhandel oder etwas dem Aehnlichen befassen würden.

Der Satz, betreffend „die Stellung und den Einfluß dieser Agenten", ist vox et praeterea nil. Daß ein angesehenes Handelshaus einen gewissen Einfluß in der Handelswelt hat, ist selbstverständlich, und außerdem giebt er nicht klar an, wo diese „Allmacht" anfängt und wo sie aufhört. Sollte man aus diesem Satze zu dem Schlusse kommen, daß diese Agenten politischen Einfluß oder Einfluß auf die Handhabung der Gesetze mit Hinsicht auf diese Kulis haben, so kann ich Ihnen sagen, daß dieses nicht der Fall ist.

Ich bitte Sie nun, geehrter Herr, von diesen Mittheilungen den Ihnen zweckmäßig erscheinenden Gebrauch machen und in Ihrer Zeitschrift die ungenauen Angaben des Correspondenten des „Newyork Herald" berichtigen zu wollen.

Indem ich Ihnen diese Sache ans Herz lege, ergreife ich die Gelegenheit, Sie meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu versichern. **Hawaii.**

Aus allen Erdtheilen.

Besitznahme der ganzen Insel Sachalin durch die Russen.

Ein zu Yokohama in Japan erscheinendes englisches Blatt, die „Gazette", äußert sich über die neuen Erwerbungen Rußlands im fernen Ostasien. Wir erfahren, daß nun die ganze Insel Sachalin dem Gebiete des Czars einverleibt worden ist. Wenn die „Gazette" der Meinung ist, daß Rußland den Plan habe, auch die Halbinsel Korea zu nehmen, so glauben wir unsererseits, daß gegenwärtig wenigstens eine solche Absicht nicht vorhanden sein könne. Das Unternehmen würde schwierig und von zweifelhaftem Erfolge sein; Korea zählt etwa 7 Millionen Einwohner und das Volk ist tapfer. Die „Gazette" schreibt:

„Die Russen haben die Insel Sachalin vollständig besetzt und sind offenbar entschlossen, dieselbe für sich zu behalten. Im Jahre 1857 nahmen sie den nördlichen Theil in Besitz und 1867 wurde in St. Petersburg zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Taikun ein Vertrag abgeschlossen, auf Grund dessen eine Theilung der Insel vorgenommen wurde, und die beiderseitige Anerkennung der Gebietsgrenze erfolgte. Die Besetzung auch der südlichen Hälfte der Insel ging darauf ohne Schwierigkeiten vor sich und wurde von Seiten Japans wahrscheinlich deshalb friedlich zugelassen, weil keine Aussichten auf einen günstigen Erfolg eines etwa aus dieser Veranlassung begonnenen Krieges vorhanden waren. Die so erworbene Insel liegt zwischen dem 46. und 54. Breitengrade, fast parallel dem Continent und hundert englische Meilen vom Ufer. Die Länge Sachalins in nordsüdlicher Richtung beträgt 600 (englische) Meilen, die mittlere Breite 80 Meilen und der Flächeninhalt 47,000 Quadratmeilen. Der Boden ist sehr fruchtbar, die vorherrschend von Fischfang lebende Bevölkerung der Insel aber nur sehr spärlich. Für die Russen ist der Besitz Sachalins hauptsächlich deshalb wichtig, weil diese Insel die Küsten der Mandschurei und die Mündung des Amurstromes beherrscht. Die Besetzung der Insel erklärt sich und findet ihre Rechtfertigung in der militärischen Unentbehrlichkeit derselben. Die Russen, unbefriedigt durch die Besitznahme dieses ausgedehnten und wichtigen Territoriums, versuchten auch noch einige Colonien auf der Insel Jesso zu begründen, welche letztere etwa 25,000 Quadratmeilen groß und in ihren nördlichen Theilen von halb unabhängigen Stämmen bewohnt ist. Diese Versuche mißlangen aber aus unbekannten Ursachen, wahrscheinlich in Folge der feindlichen Haltung der Bewohner Jessos. Diese Insel, der Größe nach die zweite im japanischen Archipelagus, ist nur durch eine Meerenge von Sachalin getrennt und besitzt den wichtigen Hafen Hakodadi. Außerdem sollen die Russen im Westen der Halbinsel Korea nahe derselben einige neue Provinzen erworben haben. Diese Territorien wurden noch unlängst als Bestandtheil Chinas betrachtet, aber das Himmlische Reich fügte sich ohne Widerstand den Thatsachen. Vor mehreren Jahren verlor dasselbe einen beträchtlichen Theil seines Gebietes, doch hat die Besitznahme jener Landstrecken durch Rußland weder die Macht noch die Hülfsquellen Chinas abgeschwächt. Gegenwärtig erstrecken sich die russischen Ufer am Stillen Ocean von der Behringsstraße, unter dem 65. Breitengrade, bis nach Korea, d. h. bis zum 42. Grade der Breite, bei einer Küstenentwickelung von nicht weniger als 5000 Meilen. Dieses Territorium hat für die Interessen des Handels, der Industrie und des Ackerbaues eine sehr große Bedeutung, und wenn dasselbe von einem gebildeten und unternehmenden Volke bewohnt sein wird, kann es für die Entwickelung der Angelegenheiten der östlichen Halbkugel eine maßgebende Wichtigkeit erlangen. Offenbar bemühen sich die Russen gegenwärtig, zur Herrschaft auch über Korea zu gelangen. Ein Blick auf die Karte genügt, um sich zu überzeugen, wie wichtig Korea für die Interessen Rußlands ist; die Besitznahme dieses Landes würde die Grenzen des russischen Gebietes bis zum 35. Breitengrade vorschieben und den asiatischen Besitzungen Rußlands eine ungeheure Bedeutung geben. In einer solchen Entwickelung der Dinge sehen wir nichts, was unsere (die englischen) Interessen gefährden oder unsere Einmischung fordern könnte. Die russische Herrschaft wäre jedenfalls besser als die gegenwärtige halbbarbarische Regierung des Königs von Korea."

Veränderungen im Laufe des Golfstroms.

An den Küsten des Mexicanischen Meerbusens wird in großer Menge ein Fisch gefangen, welchen man als Pompeneau bezeichnet; er hat ein ganz delicates Fleisch. Bisher war er an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten unbekannt, nun ist er dort zum ersten Mal nach Norden hin an jene von Neuyork gekommen und gefangen worden; man bringt ihn in großer Menge auf den Markt. Auch die sogenannte spanische Makrele ist vor etwa drei Jahren aus den südlichen Gewässern hoch nach Norden hin gezogen und dort nun häufig. „Nun fragt man: Worin liegt die Ursache, weshalb diese Fische aus den wärmeren Breiten in kältere hinaufgehen? Alte, erfahrene Fischer behaupten, es sei der Fall, weil der Golfstrom jetzt der Küste ganz ungewöhnlich nahe komme. Sie weisen auch darauf hin, daß wir eine Zeit lang das eigenthümliche sogenannte Golfstrom-Wetter mit vorwaltendem Südostwinde gehabt haben. Auch Schiffscapitäne, welche seit Jahren unsere

Südküste befahren, haben die Beobachtung gemacht, daß der Golfstrom unserer Küste viel näher gekommen ist, als früher der Fall war, und daß er am Cap Hatteras (— der großen Wetterscheide in Nordcarolina —) schon das Land berührt. Hier liegt eine höchst interessante Erscheinung vor, über welche unser Witterungsamt und die Physiker Nachforschungen anstellen werden." Wir finden diese Notiz im „Newyork Herald" vom 5. September, und sie ist in der That von Wichtigkeit. Daß mit dem Golfstrome Veränderungen vorgehen, scheint außer Zweifel zu sein.

Ueberhaupt treten in manchen Gegenden ganz entschiedene Umwandelungen im Klima auf und zwar durch die Einwirkungen, welche die Thätigkeit des Menschen auf den Boden übt. Wir wissen zum Beispiel und es ist im „Globus" mehrfach darauf hingewiesen, daß Aegypten mit Regen erquickt wird, seitdem die Millionen Bäume, welche Mehemed Ali pflanzen ließ, herangewachsen sind. In Nordamerika dagegen fällt weniger Regen, seitdem man die Wälder gelichtet oder ganz abgetrieben und viele Sümpfe und Moräste entwässert hat. So arg ist man in ganz unverständiger Weise mit dem Waldverwüsten vorgegangen, daß man zum Beispiel in dem überhaupt sehr trockenen Sommer von 1871 in manchen einst überreich mit Wasser gesegneten Gegenden nicht genug für das Vieh hatte und die Herden viele Meilen weit treiben mußte, um sie nothdürftig zu tränken; sehr viele Brunnen waren versiegt und Regen wollte sich in diesen abgeholzten Landstrecken nicht einstellen, die Wolken zogen über sie hinweg. Es ist ganz entschieden ausgemacht, daß in weit ausgedehnten Regionen des nordamerikanischen Continentes das Klima einer völligen Umwandelung unterliegt. Schon jetzt wirkt dieser Umstand auf die wirthschaftlichen Verhältnisse ein.

Zoologisches aus China und Madagaskar.

r.d. David's zoologische Forschungen im westlichen China. Ein Lazaristenmissionspriester, Armand David, hat lange Jahre sich in Peking aufgehalten und dann auch das westliche China bereist. Seine Forschungen sind namentlich in zoologischer Beziehung mit Erfolg gekrönt. So entdeckte er eine schöne neue Hirschart, mit eigenthümlichem Geweih und langem Schwanze, die Milne Edwards Elapharus Davidianus nannte; ferner eine herrliche neue Fasanenart in Sze-tschuen. In den westlichen Provinzen („Mopin") fand David ein bisher unbekanntes bärenartiges Thier (Aeluropus), dem Aelurus oder Wah Nepals verwandt. In den Nadelholzwäldern der Gebirge haust ein langhaariger Affe, der durch seine stark vorstehende Nase bemerkbar ist und für den man den Namen Rhinopithecus vorgeschlagen hat. Der Takin (Budorcas taxicolor), der Mischmis in Oberassam, ist durch eine zweite Art dieses höchst sonderbaren Wiederkäuergeschlechtes vertreten. Auch ein neuer Hiesch mit sehr kleinen Hörnern und stark entwickelten Eckzähnen wuede gefunden. Unter den vielen neu entdeckten Vögeln ragt eine Sperlingsform, Paradoxornis, hervor, welche nur drei Zehen besitzt. Am interessantesten ist aber wohl die Entdeckung eines zweiten Riesensalamanders. Man kannte bisher nur die Sieboldia maxima Japans, jetzt schließt sich diesem die neue innerasiatische Form an.

Zur Fauna von Madagaskar. Der vorzügliche französische Reisende Alfred Grandidier ist von seiner dritten Reise nach Madagaskar zurückgekehrt, von wo er namentlich reiche zoologische Schätze mit heimgebracht hat. Er fand einige neue Lemuriden und hat nachgewiesen, daß das Flußpferd ehemals auf Madagaskar vorkam. Dieses ist höchst wichtig und giebt einen Fingerzeig für den Zusammenhang der Insel mit dem Festlande. Auch untersuchte er die versteinerungsreichen Ablagerungen im Süden der Insel, in welchen die Ueberreste des Riesenvogels Aepyornis maxima vorkommen, von dem man bisher nur die kolossalen Eier kannte.

* * *

— Die Nationalität der Stadt Freiburg in der Schweiz wurde auf der diesjährigen Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz von Professor Daguet aus Neuenburg besprochen. Merkwürdig klang es, als er darthat, daß das Patriciat deutsch gewesen, oder auch deutsch sich gemacht habe, wie denn mehrere ihre französischen Geschlechtsnamen ins Deutsche übersetzt haben, z. B. Gendre, Tochtermann, Dupaquier, Vonderweid u. a. m. Nach jeder Staatsveränderung im Sinne der Patricier sei wieder die deutsche Sprache eingeführt worden, selbst noch im Jahre 1815. Dagegen bemerkte der Präsident v. Wyß: Freiburg sei von deutschem, zähringischem Adel gestiftet worden und die deutsche Sprache sei lange geblieben und habe dann durch ihre Wiedereinführung an diesen Ursprung erinnert. Uebrigens seien die in der untern Stadt (auf der sogenannten Lanteren) wohnenden weniger bedeutenden Bewohner deutsch, und die in der obern, weit vornehmern, patricischen französisch. (Die Rathsbücher in Freiburg wurden bis zur Eroberung des französischen Gebietstheiles und bis zur Einführung der Jesuiten, welche den Canton in enge Verbindung mit Frankreich brachten, deutsch geführt.)

— Maiden-Castle in England. Die Versammlung der britischen Archäologen fand im laufenden Jahre zu Weymouth statt. Dabei wurde das berühmte Erdwerk Maiden-Castle, drei Miles westlich von Dorchester, besucht und eifrig besprochen. Es besteht aus einer erhöhten Fläche von 160 Acres Inhalt und ist mit zwei gewaltigen, durch Gräben getrennte, Wällen umgeben. Man hielt es für ein Sommerlager der römischen Legion, die einst in Dorchester gestanden. Dagegen machte Barnes geltend, daß der Name augenscheinlich keltisch sei, entstanden aus Mew Dun, d. h. eine begraste Feste, und Black meinte, es sei eine alte britische Einschließung für Vieh, zumal in Kriegszeiten, gewesen. Zwei Eingänge, von Osten und Westen, führen mit vielen Windungen und vorgelegten Wällen und Gräben in das Innere. Dieses ist durch einen von Norden nach Süden verlaufenden Graben in zwei Hälften getheilt. Diejenigen, welche ein römisches Sommerlager im Maiden-Castle erkennen, sehen darin Abtheilungen für das Fußvolk und die Reiterei. War es, was von den meisten bestritten wird, ein solches Lager, so konnte es drei Legionen oder 18,000 Mann fassen.

— In Sumter County, Südcarolina, starb in der ersten Woche des September eine Negerin. Eine Zeit lang war sie Gemeindemitglied einer Congregation schwarzer Leute gewesen, hatte jedoch in der letzten Zeit das Haus Jehovas des Herrn nicht besucht. Dafür ward sie von der Gemeinde, auf Antrieb des schwarzen Pastors, förmlich geächtet, und als sie krank wurde, wollte ihr Niemand beistehen oder auch nur einen Arzt rufen. Sie starb, hülflos und verlassen, und der schwarze Prediger wollte obendrein noch ein Exempel an der „Gottlosen, der Hölle Verfallenen" statuiren. Auf seinen Befehl scharrte man die Leiche so ein, daß der Kopf nach unten stand; das sei die richtige Stellung, denn sie fahre ja doch hinunter in des Teufels Krallen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Am Hofe des Guikowar zu Baroda in Indien.

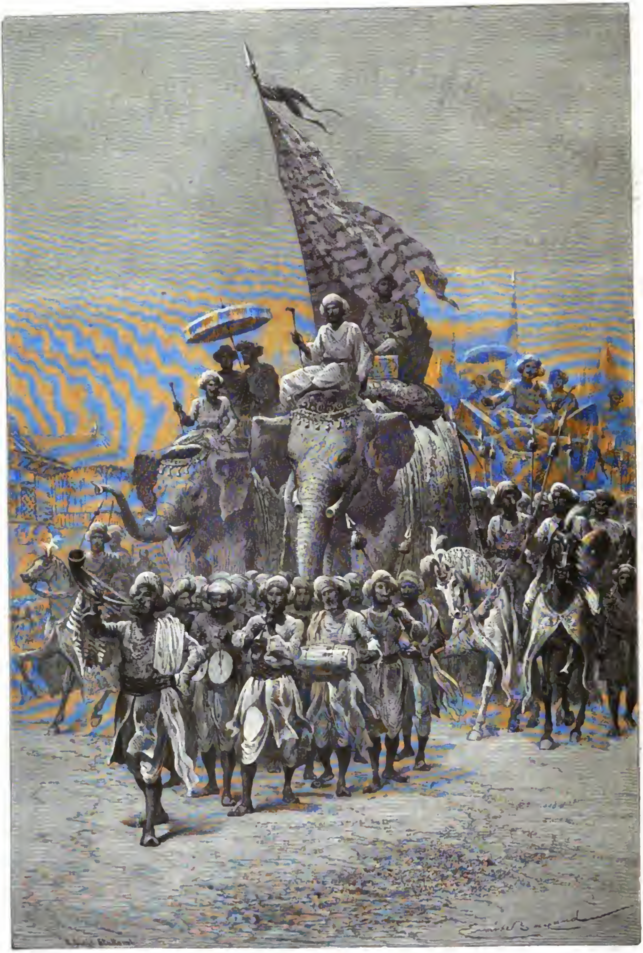
II.

Der überbrückte Fluß Wischvamitra trennt die eigentliche Stadt Baroda von den Vorstädten; in diesen befinden sich die ungemein belebten Bazare, und sie zählen mindestens 150,000 Einwohner. Ueberall am Wege sieht man Pagoden und Götzenbilder, über denen nicht selten buntfarbige Fahnen flattern. Das große Eingangsthor zur Stadt ist von runden Thürmen flankirt, die Vorderseite mit Ungeheuern und Gottheiten bemalt; die Soldaten des Guikowar präsentiren vor den einfahrenden Europäern das Gewehr. Diese fanden gastliche Aufnahme im Palaste des Tatia Sahib Kilidar, eines nahen Verwandten des Guikowar. Die Paläste haben im Innern eine eigenthümliche Bauart; die Treppen sind sehr eng nnd dunkel und jede derselben hat am obern Ende eine Klappthür, welche ein Diener öffnet und sofort wieder schließt. Die maharattischen Großen in Baroda, welche, wie schon früher bemerkt wurde, von schlichten Bauern abstammen, waren als Usurpatoren ins Land gekommen und fanden es angemessen, ihre Wohnungen derart einzurichten, daß sie auch als feste Burgen dienen können; ohnehin lehnten sie sich mauchmal gegen ihre eigenen Herrscher auf und vertheidigten bei den inneren Unruhen ihre Festungen. Die oberste Treppe führt allemal zu einem großen Saale, in welchem eine Wachtmannschaft steht; dadurch wird eine Ueberrumpelung unmöglich gemacht.

Aus diesem Wachtsaale gelangt man in ein Labyrinth von Corridoren, in denen da und dort gleichfalls Soldaten stehen, so daß der Palast einer Caserne gleicht. Die Krieger spielen mit Würfeln, singen nnd machen Instrumentalmusik, manche liegen auch müßig auf den Teppichen. In jedem Stockwerk ist ein Mann mit einem silbernen Stab aufgestellt und zeigt den Weg. Das fünfte Geschoß endlich führt auf eine weite Terrasse, ein flaches Dach, welches sich über das ganze Gebäude erstreckt. Sie ist mit Säulengängen eingefaßt und hinter denselben liegen die herrschaftlichen Gemächer. Dort oben ist frische Luft, gegen die Sonnenstrahlen gewähren große Zelte hinreichenden Schutz und die Terrasse bildet einen weiten Salon.

Die Europäer ließen sich beim Guikowàr anmelden und baten um eine Audienz. Einige Stunden später erschien sein Privatsecretär, ein Kayeth, und überbrachte die Antwort mündlich. Seine Majestät entbot den Fremden seinen Gruß und ließ sie zu einem großen Sowari, einem militärischen Prunkaufzuge, einladen, der am nächsten Tage stattfinden sollte. Für die Dauer ihres Aufenthaltes stellte er ihnen eine Hofequipage und einen Elephanten zur Verfügung.

Zur verabredeten Stunde erschien der Kayeth, dessen Name Rattaram lautet, um die Europäer abzuholen. In den Straßen wogte eine gedrängte Menschenmenge dem Festplatze zu, und nur mit Mühe konnte man sich einen Weg durch dieselbe bahnen; alle Häuser waren mit Fahnen geschmückt. L. Rousselet betont, daß er nie zuvor ein so buntes und heiteres Schauspiel gesehen habe, als an jenem Tage; er glaubte sich ins Mittelalter zurückversetzt. Die Bauern, welche vom Lande herbeigeströmt waren, trugen mächtige



Die Königsfahne beim großen Sowari in Baroda.

weiße Turbane; viele blieben stehen, um einen gewaltigen Ringkämpfer des Königs, einen wahren Riesen, anzustaunen. Ihre Frauen waren malerisch gekleidet, sie trugen einen hübsch drapirten Sarri von Seide und waren mit allerlei Silber- und Goldschmuck behängt. Die Bauern hatten zu jener Zeit, als die Baumwolle hoch im Preise stand, heidenmäßig viel Geld. Die Weiber und Mädchen blieben vor den offenen Buden der Fakire stehen, welche Götzenbilder verkauften und Legenden erzählten. Die Bürgersleute, unter denen viele Schreiber und Kaufleute zu bemerken waren, trugen weiße Gewänder und kleine farbige Turbane, und unterhielten sich lebhaft. Man sah Maharatten in goldgestickten Kleidern, das Schwert an der Seite; Banianen (Kaufleute) vom Bazar; halbnackte Dhers mit wildem Gesichtsausdruck, mit Bogen und Pfeilen und einem Halsbande von Muscheln. Dann auch Bayaderen mit eng anschließenden Beinkleidern, und hinter ihnen Musikanten.

Jetzt kommen Waffenherolde zu Pferde; ihre langen Trompeten sind mit seidenen Tüchern und Bändern geschmückt; sie schaffen Platz für einen vornehmen Herrn. Dieser ist stattlich gekleidet; sein sammetnes Gewand ist mit Edelsteinen besetzt, vor der Stirn hat er ein Sirpheb, d. h. ein Diadem von Diamanten, welches einen Theil seiner Mütze verdeckt; auch sein Pferd ist prachtvoll aufgezäumt. Die Hofdamen kommen angefahren in eleganten Wagen; über diese wölbt sich eine Kuppel, von welcher seidene Gardinen herabhängen; jeder Wagen wird von vier weißen Ochsen gezogen, deren Höcker mit blauer Farbe bemalt sind; die Hörner sind vergoldet. Die Frauen gucken dann und wann hinter den Vorhängen heraus, aber nur flüchtig, und man sieht von ihrem Gesichte nicht viel mehr, als die glänzenden Augen. Auf den Wagentritten stehen junge Sklavinnen mit rosenfarbenen Kleidern.

Die Scenen wechseln unablässig. Da kommt eine prächtige Giraffe, stattlich angeschirrt; sie wird von Dienern des Königs geführt und von der Menge mit Bewunderung und lautem Jubel begrüßt. Man hört durch einander Freudengeschrei, Gesänge und allerlei Musik; Alles war der Erwartung voll.

Endlich nahete sich der Zug, das Volk trat auf die Seite, und nun schwieg der Tumult. Voran schritten Soldaten des Königs, die von europäischen Offizieren befehligt wurden; dann folgten ein Corps Araber, Schwadronen maharattischer Reiterei, Feldartillerie, Musketiere, Hellebardenträger, Kameelartillerie, im Ganzen etwa 12,000 Mann aus dem Heere des Guikowar. Der Zug dauerte eine gute Stunde und wohl etwas darüber. Den Schluß bildete die königliche Standarte. Der Fahnenträger saß auf einem stattlichen, bemalten Elephanten, der mit gestickten Schabracken bedeckt war; die von Gold strotzende Fahne war gewiß 30 Fuß hoch. Zur Seite ritten Krieger, welche im Kampfe die Standarte zu beschützen haben. Sie tragen, wie unsere Illustration zeigt, eine lange Lanze und außerdem einen großen Tarwar, gekrümmten Säbel; die Hände sind mit Stahlhandschuhen bedeckt, die Kleidung ist überaus reich; jeder erscheint als ein Ritter vom Wirbel bis zur Zehe. Manche tragen eine kleine Pickelhaube, die mit einem Turban umwunden wird, und einen Ringelpanzer, andere haben dicke Cuirasse von Büffelhaut, die reich bestickt ist. Die Lanzenspitzen sind versilbert, die Schilde aus Rhinoceroshaut haben goldene Buckeln. Diesen Rittern voran geht eine zahlreiche Schaar von Spielleuten; viele haben Trommeln und Pauken, große und kleine; gewaltige Pauken ruhen auf dem Rücken von Elephanten und Kameelen. Hinter ihnen reiten hohe Würdenträger und Reichsbarone mit der Lanze in der Faust; sie lassen ihre Pferde kurz ansprengen; ihnen folgen ihre Diener mit den Bannern ihrer Herren, deren Lob von Herolden mit lauter Stimme verkündigt wird. Die überaus reichen schweren Stoffe reiben sich an einander, die Säbel klirren gleich den Edelsteinen; die schönen Männer sitzen stattlich zu Roß, die Lanzen erglänzen, die Federn wehen und wallen, die Fahnen flattern, — es ist ein Prachtschauspiel, vor welchem Alles, was man in Europa in Scene setzen möchte und könnte, sich blaß und armselig ausnehmen würde!

Nach den Edelleuten ziehen die hohen Reichsbeamten auf: die Minister, die Statthalter der Provinzen, die höhere Priesterschaft und was man bei uns als höhere Hofchargen bezeichnen würde. Jeder reitet seinen Elephanten, dessen Teppichbehang bis an die Erde reicht. Rousselet zählte nicht weniger als achtzig, welche ruhigen Schrittes vorüberzogen. Den meisten hat man Rüssel und Stirn mit phantastischen Figuren bemalt; manche tragen auch einen weißen Federschmuck auf dem Kopfe. Jeder Würdenträger sitzt mit gekreuzten Beinen in einer Haudah, die man als Galastuhl bezeichnen könnte, unter einem Sonnenschirme; an der mehr oder minder reichen Verzierung desselben erkennt man den Rang des Mannes. Dieser Theil des Zuges macht einen feenhaften Eindruck. Die ganze Festlichkeit war mit bewundernswürdigem Geschmack angeordnet, Alles war vortrefflich gruppirt.

Endlich kommt die Hauptperson des Sowari, der Guikowar, mit den Angehörigen seiner Familie. Seine Haudah, ein Geschenk der Königin von England, ist von massivem Gold und mit Edelsteinen übersäet. Er sitzt auf gestickten Polstern und trägt ein Gewand von rothem Sammet, das von Juwelen erglänzt; an seinem Turban hat er eine Zitternadel von Diamanten, in welchem der weltberühmte Stein funkelt, den man als Stern des Südens bezeichnet. Hinter ihm sitzt der Premierminister, und auf jeder Seite des Elephanten stehen auf Fußtritten zwei Männer; der eine trägt die Hukah (Tabackspfeife), welche der Vicekönig von Indien dem Guikowar geschenkt hat, die übrigen schwenken mit Fächern von Pfauenfedern. Der Herold des Herrschers schwenkt in Zwischenräumen ein großes, goldenes Tuch und ruft: „Hier ist der König der Könige, Chanderao Guikowar, dessen Muth nicht zu bändigen, dessen Heer unbesiegbar ist!“ Die Menge verneigt sich oder wirft sich nieder, bis der Elephant sich entfernt hat. Derselbe erscheint wie ein wandelnder Hügel von Diamanten und schimmerndem Golde; vor ihm schreiten Männer einher, welche Weihrauch verbrennen; der bläuliche Rauch erfüllt weit und breit die Luft mit Wohlgerüchen.

Plötzlich donnern die Geschütze und verkündigen, daß der Segen gesprochen werde. Damit ist die Feierlichkeit zu Ende. —

Des Königs Palast nimmt einen gewaltigen Raum ein, und auf der Terrasse erheben sich an allen Ecken und Enden Kioske und Pavillons, deren einige drei bis vier Stockwerke haben. Sie bildet mit ihren zahlreichen Corridoren ein wahres Labyrinth, in welchem ein Fremder ohne Führer sich verirren kann. Rousselet fand in einer Galerie eine unzählige Menge von Schuhen; sie bildete das königliche Vorzimmer. Bekanntlich verlangt die Etikette in Indien, daß man nur unbeschuht vor dem Könige erscheinen darf; es ist das etwa so viel, als bei uns das Hutabnehmen; Europäer jedoch brauchen ihre Fußbekleidung nicht abzunehmen.

Ein Schubdar, ein Diener mit einem goldenen Stabe, bahnt ihnen den Weg durch die Menge der in den Galerien sich aufhaltenden Beamten, Hofleute und Bittsteller; der König erhebt sich, als er sie eintreten sieht; der Privatsecretär Rattaram stellt sie vor und der König reicht jedem die Hand. Sie müssen auf einer großen mit Schnitzwerk ver-



Aufzug des Guikowar beim großen Sowari.

zierten Holzbank Platz nehmen, welche der Guikowar als seinen Thron betrachtet. Jene Galerie hat kein anderes Möbel, nur für Bhao Sahib, den Oberfeldherrn, war noch eine kleine Bank vorhanden. Der Guikowar mochte von Polstern nichts wissen; Verweichlichung passe nicht für einen Mann; deshalb zog er die platte, harte Holzbank vor.

Er bat die Fremden um Erlaubniß, seine Hukah weiter rauchen zu dürfen, blies den Rauch vor sich hin und beobachtete. Dann kam die Unterredung in Fluß, und es machte ihm Freude, daß Rousselet sich mit ihm in der Guzeratisprache unterhalten konnte. Das Gespräch dauerte fast zwei Stunden und drehete sich vorzugsweis um die Lage der europäischen Staaten, ihre Heeresmacht, Finanzen, Regierungsform und Politik. Der Guikowar kannte recht gut die Fortschritte, welche Rußland in Asien gemacht hat.

Einige Tage nachher ließ er den Fremden melden, daß er als Wohnung für sie den Mutibaugh, d. h. den Perlengarten, einen hübschen Sommerpalast, habe einrichten lassen. Derselbe liegt unweit von einer der Vorstädte; die eine Seite wird durch eine lange Reihe von Gebäuden geschlossen; das Uebrige ist ein großer Garten mit Fruchtbäumen, Gebüschen, Statuen, Springbrunnen und Kiosken; in der Mitte steht ein großer Pavillon, in welchem allerlei europäische Curiositäten angesammelt waren. So hatten die abendländischen Gäste mitten im heißen Sommer schattige Kühle, hübsche Aussicht, alle mögliche Bequemlichkeit, gute Tafel mit ausgesuchten europäischen Weinsorten und eine zahlreiche Dienerschaft, die stets ihres Winkes gewärtig stand.

Der Königspalast in Baroda bietet an und für sich weiter keine Merkwürdigkeit dar, — viel Luxus und wenig Geschmack. Die Schatzkammer befindet sich in einigen großen Gemächern hinter dicken Mauern und, wird, wie sich von selbst versteht, sorgfältig bewacht. Sie enthält eine geradezu ungeheuere Menge von Kostbarkeiten, welche im Verlaufe der Zeit zusammengebracht, theilweis auch zusammengeraubt worden sind: Diademe, Halsbänder, Armbänder, Ringe, Perlenschnüre, Kleider, die mit Diamanten besetzt sind, und Edelsteine in Hülle und Fülle. Kein anderer Radscha in Indien hat auch nur annähernd einen solchen Schatz.

Das Heer des Guikowar zählt etwa 15,000 Mann, die ganz wie die Sipahis der Engländer gekleidet und bewaffnet sind; sie werden von britischen Offizieren befehligt; außerdem ist noch eine unregelmäßige Armee vorhanden. Ein Regiment trägt die Uniform der schottischen Leibwache der Königin Victoria; eine Batterie, welche speciellen Dienst beim Herrscher versieht, hat silberne Kanonen und wird als Dulbadul, Wolke des Rauchs, bezeichnet.

Sehr wichtige Personen im Palaste sind die Hofnarren, die mit ihren oft sehr derben Späßen Niemand verschonen. Sie dürfen sich neben den Sitz des Königs stellen und machen dann Ausfälle auch gegen die angesehensten Würdenträger, welche den König begrüßen und nur mit Mühe das Lachen zurückhalten. Es kommt aber auch vor, daß ein Edelmann, welchem der Scherz zu massiv däuchte, solch einen Hofnarren ermorden läßt. Von schönen Mädchen, die alle reich gekleidet sind, wimmelt es im Palaste; diese Bayaderen haben das Vorrecht, in alle Zimmer zu dringen, gehen auch manchmal zum Guikowar selbst, setzen sich auf die Erde und plaudern mit ihm. Abends wird die ganze Terrasse beleuchtet; die Musik spielt auf, um die Bayaderen bilden sich verschiedene Kreise, und man fühlt sich behaglich in der nun abgekühlten Luft.

Neben den Hofnarren haben auch die Sterndeuter etwas zu sagen; man befragt sie über glückliche oder unglückliche Tage und Stunden, selbst in Bezug auf kleine Dinge und Vergnügungen, zum Beispiel ob eine Jagd veranstaltet werden solle oder nicht. Der Guikowar ist ein gewaltiger Nimrod und freut sich allemal, wenn die Europäer ihn als solchen bewundern. Sein Oberjägermeister hat Panther zur Antilopenjagd abrichten lassen. Man zieht ihnen eine Kappe über den Kopf und legt sie in einen von vier Männern getragenen Palankin an eine Kette. Antilopen schwärmen in Menge auf den weiten Ebenen herum und scheuen sich vor den Menschen nur wenig. Die Jäger lassen zur geeigneten Zeit den Tschita, d. h. Panther, los und reiten hinter ihm her in vollem Galop. Das Katzenthier packt eine Antilope und hauet ihr seine Krallen in den Hals; dann kommt ein Diener, zieht ihm das Käppchen wieder über die Augen und nimmt ihm die Beute ab. Merkwürdig ist, daß er nie eine Ricke, sondern immer nur einen Bock verfolgt. Auch Hetzjagden auf wilde Schweine werden häufig veranstaltet, und der Guikowar hat, den kurzen Speer verschmähend, manchem Eber vom Pferde herab mit einem einzigen Hiebe den Kopf abgesäbelt. Daß auch Tigerjagden nicht fehlen, versteht sich in Indien von selbst.

In den Dschengeln (Gestrüppwäldern) von Guzerat und Kattywar sind Tiger sehr häufig. Insgemein stellen sich drei bis vier Jäger auf den Anstand in einem Baume, in dessen Nähe am Abend vorher ein Thier, etwa ein Büffelkalb, an einem Stamme festgebunden wird. Gewöhnlich findet sich das Raubthier schon in den ersten Stunden der Nacht ein, frißt sich satt und kommt am andern Abend wieder. Dann jagt man ihm vom Baume herab Kugeln in den Leib.

Der Guikowar unterhält auch einige Menagerien. Die Thiere in denselben sind lauter Prachtexemplare: mächtige Löwen aus Kattywar, Tiger verschiedener Art, Panther, Bären rc. Sie sind unter einem Schuppen vermittelst einer langen Kette an einem starken Pfahle befestigt, und wer sie besucht, hat alle Ursache, sehr vorsichtig in einer so gefährlichen Gesellschaft aufzutreten. Ein schwarzer Panther bewacht den Eingang, und wenn er einen Fremden nahe kommen sieht, springt er gegen ihn ein, wie eine wüthende Dogge, doch kann er nichts Böses anrichten, weil er stark angekettet ist. Die zur Jagd abgerichteten Panther und Luchse befinden sich in einem andern Raume; der Guikowar läßt sich täglich in den Straßen und auf den Bazars spazieren führen. Der indische Luchs ist ein sehr hübsches Thier und nimmt sich wie ein großer Hund aus; der Kopf hat etwas Feines, das Auge den Katzenblick, am Ende der langen Ohren steht ein Haarbüschel, das Fell ist hellfahl auf dem Rücken und weiß vor der Brust. Er wird wie ein Panther abgerichtet, aber nur auf kleines Wild, zum Beispiel Hasen. In einem besondern Pavillon befinden sich die Falken, welche zur Vogeljagd abgerichtet sind, die man genau in der Weise betreibt, wie dies früher in Europa der Fall war.

Die Renthierzeit.

I.

Skandinavische Forscher unterschieden bekanntlich drei Perioden der vorgeschichtlichen Zeit: das Stein-, Bronze- und Eisenalter. Man weiß heute, daß eine scharfe Trennung derselben nicht mehr zulässig ist; eine Culturperiode wurde nicht plötzlich durch die andere verdrängt, und wie die Postkutsche noch neben der Eisenbahn heute ihre Dienste thut, so blieb auch das Steingeräth noch lange neben dem Bronzegeräth bei den alten verschwundenen Völkern im Gebrauch. Funde von Stein- und Bronzewaffen, Bronze- und Eisengeräthen neben einander haben das hinlänglich dargethan. Insofern man also aus dem Vorkommen der einen oder andern Art von Geräthen auf völlig getrennte, verschiedenalterige Culturperioden schließen will, reichen Stein, Bronze, Eisen nicht mehr aus, obwohl sie relativ immer ihren Werth behalten und gewissermaßen als Markzeichen gelten.

Man hat daher nach anderen charakteristischen Unterscheidungszeichen gesucht und die zoologischen oder paläontologischen Merkmale in den Vordergrund gestellt. Von den Säugethieren, die in der vorhistorischen Epoche und zum Theil noch bis in die geschichtliche Zeit hinein in Mitteleuropa lebten, sind manche jetzt erloschen, andere in unserm Gebiete ausgestorben oder ausgewandert. So sind der Höh-

Fig. 1.

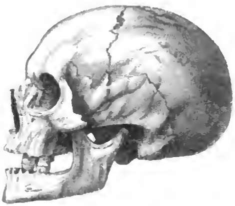


Fig. 2.

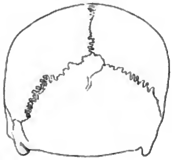


Fig. 3.



Fig. 4.

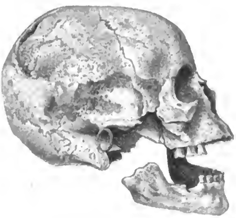
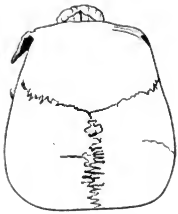


Fig. 5.



Fig. 6.



Zwei Schädel aus der Grotte von Furfooz (Belgien).

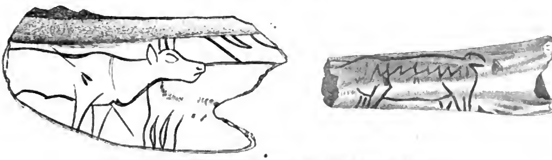
lenbär (Ursus spelaeus), der Riesenhirsch (Megaceros hibernicus), die Mammuthe, das große Nilpferd, die Nashörner erloschen; nach Norden hin sind gewichen: der Vielfraß, das Renthier, der Moschusstier, das Elen; nach Süden haben sich zurückgezogen der Löwe, welcher als Felis spelaea in einer Abart in unseren Höhlen hauste, eben so die Hyäne, deren Abart, Hyaena spelaea, gleichfalls die Höhlen bewohnte. Alle diese Thiere kamen noch, wie wir jetzt wissen, unzweifelhaft mit dem Menschen zusammen in Mitteleuropa vor. In der ältesten uns bekannten Epoche, in der Spuren des Menschen (rohe Kieselwerkzeuge, wie im Schwemmlande des Sommethals) gefunden wurden, hauste das Mammuth und der Höhlenbär mit dem Menschen zusammen; man bezeichnet sie daher wohl auch als Periode des Höhlenbären und Mammuths. Ohne indessen scharfe Grenzunterschiede auch hier ziehen zu können, hat man eine jüngere Zeit als Epoche des Renthiers bezeichnet. Ueber die genaueren Unterschiede in geologischer und paläontologischer Hinsicht verweisen wir hier auf eine Abhandlung von Karl Vogt (Archiv für Anthropologie I, 7), der wir im Nachstehenden auch theilweise folgen.

Es ist eine durchaus falsche Ansicht, das Renthier für ein polares Geschöpf zu halten, weil es sich jetzt meist gegen Norden zurückgezogen hat. Am Amur trifft das Ren heute

noch mit dem Tiger zusammen, an der Ufa jagen es die Baschkiren. Daß es endlich in historischer Zeit noch in Mitteleuropa vorkam, ist ganz unzweifelhaft. Die Stelle im Julius Cäsar (de bello gallico IV, 26), wo er von einem Einhorn spricht, das ein Rind von der Gestalt des Hirsches sei, kann nur auf das Renthier gedeutet werden. Es lebe im hercynischen Walde, sagt er. Wichtiger als diese Angabe ist die Stelle de bello gallico VI, 21, daß die deutschen Jünglinge und Mädchen nur mit Thierfellen und kleinen Renthierhäuten bekleidet seien (parvis rhenonum tegimentis utuntur), und bei Sallust (Hist. fragm. III, 57) heißt es: Germani intectum renonibus corpus tegunt.

Ungemein zahlreich sind denn auch Renthierknochen durch ganz Mitteleuropa gefunden worden, im Zusammenhang mit Menschen oder deren Geräthen bisher aber nur in drei Gegenden: Südfrankreich, Belgien, Schwaben. Die von Lartet geschilderten Grotten und Höhlen im Departement der Dordogne, die Höhle von Furfooz bei Dinant (Namur) in Belgien, Schussenried und ganz neuerdings Hohenfels in Schwaben sind diese für die Urgeschichte unseres Geschlechtes so wichtigen Fundorte, die wir hier betrachten wollen.

Nur in Frankreich und Belgien hat man bisher Ueberreste des Menschen selbst in den Renthierhöhlen gefunden, in Schwaben nicht; aber trotzdem ist zwischen allen drei Fundorten eine außerordentliche Uebereinstimmung vorhanden. Die Zahl der gut erhaltenen Menschenschädel aus den französischen Grotten, die Lartet beschrieb, ist gering; aus der belgischen Höhle von Furfooz sind zwei Schädel bekannt geworden, die Vogt abbildet. Sie lagen zusammen mit verarbeiteten Renthierknochen, mit Knochen vom braunen Bären, Ochs, Pferd, Biber, Vielfraß. Ihre Beschaffenheit, obgleich verschieden, genügt doch nicht, um zwei verschiedene Racen danach erkennen zu lassen. Der erste (Fig. 1, 2, 3) ist wie frisch, ein ausgesprochener Kurzkopf mit sehr breiter Basis und regelmäßig von den Seiten her gewölbtem Schädel. Die Schneidezähne stehen senkrecht. „Fände man den Schädel in einem süddeutschen Grabe, so würde man ihn unbedenklich dem alemannischen Stamme zuschreiben, wenngleich die geringe Höhe der Stirn und ihr flaches Ansteigen nach hinten einen „dummen Schwaben“ daraus machen müßte.“ Anders verhält sich der zweite Schädel (Fig. 4, 5, 6). Die Oberfläche sieht angefressen aus und das Verhältniß der Breite zur Länge ist geringer, als bei dem ersten. Was aber ganz besonders auffällt, ist der fürchterliche Prognathismus, der sich in dem seiner Schneidezähne beraubten Oberkiefer ausspricht. Die Linie des Oberkiefers bildet mit dem Zahnrande einen Winkel von 60 Grad und erscheint sogar wie bei den Affen etwas gewölbt, während sie sonst bei den schiefzähnigsten Negern sich ein wenig aushöhlt. Vogt hält indessen diese Schiefzähnigkeit nicht für genügend, um eine Verschiedenheit der Race zwischen beiden Schädeln anzunehmen.



Knochenfragmente aus der Renthierzeit mit Darstellung des Renthiers.

Aus diesen Schädeln und den zu Lombrive in den Renthierhöhlen der Dordogne geht hervor, daß zur Zeit der Renthierperiode ein kurzköpfiges, im Ganzen wohl nicht sehr großes Volk von schwächlichem Knochenbau das südliche Frankreich sowie Belgien bewohnte. Dieses Volk war nun von wilden Thieren umgeben, die es jagte, und deren Ueberreste es in ähnlicher Weise in und um seine Wohnstätten, die Höhlen, anhäufte, wie die Grönländer noch zu Hans Egede's Zeiten, so daß, wie dieser würdige Bischof sich ausdrückt, jeder Grönländer seinen eigenen Schindanger bewohnt. Von irgend einem gezähmten Thiere hat man bis jetzt noch nicht eine Spur entdeckt. Das Renthier, der Bison, das Pferd lieferten den wesentlichen Grundstock der Nahrung; aber auch die Fleischfresser wurden gegessen und ihre Röhrenknochen zur Gewinnung des Markes aufgeschlagen. Bis hierher herrscht fast völlige Uebereinstimmung mit dem Zeitalter des Höhlenbären. Aber nichtsdestoweniger läßt sich ein bedeutender Fortschritt durch die Bearbeitung der Waffen und Instrumente erkennen. Die Töpferei tritt weit bedeutender auf und die Feuersteinmesser sind weit besser und feiner bearbeitet. Meister aber sind die Renthiermenschen im Bearbeiten der Knochen und besonders der Renthiergeweihe. Lanzen- und Pfeilspitzen mit Widerhaken, Messer und Dolche, Ahlen und Nadeln mit Löchern, halb bearbeitete Stücke, welche die Art der Herstellung erkennen lassen, finden sich in großer Menge vor.

Am auffallendsten erscheinen aber die künstlerischen Anlagen der Renthiermenschen. Und hier können wir gleich von vornherein einen Zweifel nicht unterdrücken, daß bei deren Bildhauer- und Gravirarbeiten, die auf uns gekommen sind, eine spätere Hand schaffend oder nachbildend geholfen habe. Wir wollen dadurch keinen Zweifel an der Redlichkeit der Entdecker ausgesprochen haben, allein die Sache ist doch zu auffallend und hat bereits den Widerspruch verschiedener Gelehrten erweckt; auffallend ist auch, daß nur aus den französischen Höhlen diese Kunstwerke hervorgingen, nicht aus den an bearbeiteten Renthierknochen überreichen schwäbischen Fundstätten. Der Gallier muß etwas voraushaben.

Die künstlerischen Darstellungen zeigen meist Thiere auf Knochen des Mammuth oder auf Renthiergeweih geschnitzt, Mammuthe und Renthiere, selbst Fische u. s. w. Das Mammuth z. B. ist so eigenthümlich gestaltet, mit so genauer Kenntniß des Skeletts — etwa desjenigen in St. Petersburg —, daß das kolossale Hinterhaupt genau wie im Skelett hervortritt. „Das Prachtstück der Lartet'schen Sammlung ist ein Handgriff, aus den Sprossen eines Renthiergeweihes geschnitzt, eine wahre Bildhauerarbeit, indem der Körper des Thieres in einer Weise gebogen und gedreht ist, daß es wirklich einen handlichen Griff, freilich nur für eine Knabenhand bildet.“ Vogt erkennt die Echtheit dieser Producte an und schreibt: „Die meisten dieser Zeichnungen stehen freilich etwa nur auf der Höhe derjenigen, die ein

Schuljunge an die Wand schmiert." Auffallend ist uns auch, daß diese Zeichnungen und Bildnereien fast nur die Thiere darstellen, die damals mit dem Renthiermenschen zusammenlebten — keinerlei andere Gegenstände, und dieses Zusammenleben wollten ja die Forscher erweisen. Die hier mitgetheilten Abbildungen zeigen zwei dieser Darstellungen aus der Renthierzeit, die in einer Knochenanhäufung der Madeleinehöhle bei Turzac im Departement der Dordogne gefunden wurden. Das zweite dieser Stücke ist auf dem zerbrochenen Oberschenkel eines Schwans eingeritzt und scheint, wie auch das andere, ein Renthier darstellen zu sollen. „Besonders merkwürdig," sagt Vogt in seiner Abhandlung selbst, „ist die Beschränkung dieser auf Beobachtung und Nachahmung der Natur und zwar der lebenden Natur beruhenden Kunstbestrebungen hinsichtlich der Zeit und des Ortes. Hinsichtlich der Zeit: denn weder vorher noch nachher treten ähnliche Tendenzen auf. Bis weit in die Bronzeperiode hinein kennen wir nur geometrische Figuren, Linien, Winkel, Dreiecke, Kreise ꝛc. als Modelle künstlerischer Ausschmückung, und mit Ausnahme eines in der Sammlung des Oberst Schwab in Biel befindlichen Dinges aus Thon, das eben so gut einen Vogel wie ein anderes Ding darstellen kann, hat man nirgends auch nur eine Andeutung von plastischer Naturnachahmung in den ältesten Zeiten gefunden, die Bronzeperiode wenigstens in ihrem Anfange mit inbegriffen. Die künstlerische Nachahmung der Natur verschwindet eben so plötzlich als sie aufgetreten ist, um erst sehr spät wieder aufzutauchen. Dann ist auch diese Thatsache merkwürdig wegen ihrer Beschränkung auf den Ort, denn nur in den französischen Renthierhöhlen wurden bisher solche Stücke gefunden, sonst nirgends, auch in den belgischen nicht, obgleich dort eifrig danach gesucht wurde. Das Vorkommen steht ganz einzig und isolirt da."

Wie sehr diese Auseinandersetzung dazu angethan ist, den Glauben an die Echtheit der Kunstproducte der Renthiermenschen zu erschüttern, liegt auf der Hand. Auch bei den beiden bedeutenden Funden in Schwaben, bei Schussenried 1865 und Hohenfels 1871 durch Fraas, ist, schwache, unentwirrbare Kritzeleien abgerechnet, nichts den französischen Gravirungen Entsprechendes aufgefunden worden.

Den Fund bei Hohenfels haben wir S. 63 kurz erwähnt. Die nähere Schilderung durch Fraas ist noch zu erwarten. Aber der Fund von Hohenfels verhält sich ganz analog jenem von Schussenried, den wir jetzt nach der Abhandlung des genannten tüchtigen Geologen und Archäologen (Archiv für Anthropologie II, 29) darstellen wollen.

Ein Ausflug nach dem Napathale und den californischen Geysers.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Foss Clark und seine Sechsergespanne. — Wilde Fahrt über die St.-Helena-Berge. — Ein prachtvolles Panorama. — Ein originelles Postbureau. — Romantische Gebirgsgegend. — Das Geyser-Hotel. — Die „Steamboat-Geysers". — Kurzer Besuch in der „Teufelsschlucht". — Bergforellen im Pluton. — Ein natürliches Dampfbad. — Verschiedene Ansichten über die Entstehung der Geysers. — Phantasiereiche amerikanische Schriftsteller. — Mondnacht am Pluton.

Am sonnenhellen Morgen des 3. Juni 1871 war es, wie an jedem Sommermorgen, lebendig im Calistoga-Hotel. Auf der breiten Veranda drängten sich die Passagiere, welche an diesem Tage die Fahrt nach den Geysers antreten wollten, und warteten ungeduldig auf die Sechsergespanne des berühmten Foss. Jeder hoffte einen Sitz auf dessen Wagen zu erhalten. Endlich kam sein prächtiges Fuhrwerk im schlanken Trabe von den Ställen hergejagt, gefolgt von einem zweiten derselben Art. Bessere Wagen dieser Art sah ich noch nie: groß und geräumig und ohne Bedachung, so daß die Reisenden eine freie Umschau im Gebirge haben konnten, und mit vier breiten, gepolsterten Sitzen versehen, von denen jeder bequem Platz für drei Passagiere hatte. Diese in San Francisco gebaueten Wagen, welche mit großer Eleganz eine unübertroffene Solidität des Baues vereinen, schienen mir im Stande zu sein, die wildeste Bergfahrt aushalten zu können, ohne Schaden zu nehmen.

Die sechs muthigen Rosse, welche den Vorspann jedes Wagens bilden, scharren den Kiessand mit ihren Hufen und scheinen mit Ungeduld auf ein Zeichen zur Abfahrt zu warten. Herr Foss Clark hat seine liebe Noth, die 22 Fahrgäste in den zwei Wagen zu vertheilen, da Jeder derselben es darauf abgesehen hat, die Fahrt in seinem Wagen mitzumachen. Mit amerikanischer Höflichkeit giebt er den Damen den Vorzug und verweist die meisten Herren an seinen minder berühmten Collegen von der Peitsche. Obwohl Einige heftig räsonniren und erklären, daß sie von Neuyork, von San Francisco und Gott weiß woher bloß deshalb nach Calistoga gekommen seien, um auch einmal mit dem berühmten Foss zu fahren, und Andere ihn an die Seite nehmen, um ungestört mit ihm verhandeln zu können, ist er doch taub gegen alle Schmeicheleien und sonstige diplomatische Künste. Das mir am Abend vorher gegebene Versprechen, auf seinem Sitze mitfahren zu dürfen, hat er jedoch nicht vergessen. Eine junge, kecke Amerikanerin aus San Francisco, die ganz allein zum Vergnügen nach den Geysers reist, erhält den Ehrenplatz zwischen Foss und mir. Die übrigen Passagiere in unserm Wagen sind Damen und Herren aus Boston, Philadelphia und San Francisco.

Endlich war die ganze Gesellschaft in den zwei Wagen vertheilt und das Gepäck in einem dritten untergebracht; plötzlich zogen die beiden Sechsergespanne an und sprengten den breiten Kiesweg, der nach der Landstraße führte, entlang, daß Einem vor Ueberraschung fast der Athem stockte. Den imposanten Mount St. Helena zur Rechten, fuhren wir, „daß Kies und Funken stoben", und Foss saß dabei so stolz neben uns und leitete sein wildes Sechsergespann mit einer Ruhe, die mir imponirte. Er ist der letzten Einer von jenen unübertroffenen Stagekutschern, die in alter Zeit („early times" nennen die Californier die Glanzperiode der ersten Goldentdeckungen in ihrem Staate) wie eine wilde Jagd zwischen den Minenlagern im Gebirge und den Städten des

Flachlandes in Californien mit den von flotten Goldjägern bis aufs Kutschendach dicht gefüllten Stages die Sechsergespanne hin und her jagten, wie der Sturmwind über die Sierra Nevada nach dem Silberlande Washoe fuhren, nicht selten mit dem Revolver in der Faust vom Kutscherbock die Angriffe der Straßenräuber abschlugen und unzählige halsbrechende Tollheiten verübten. Von den Dampfrossen ist das Feld ihrer Thaten mehr und mehr eingeengt worden, die Meisten von ihnen haben mit dem Bewußtsein, daß ihnen dadurch ein großes Unrecht geschehen sei, dem undankbaren Goldlande den Rücken zugewendet, und bald wird Foss der letzte von den berühmten Stagekutschern Californiens sein. Sic transit etc.!

Während der ersten acht englischen Meilen führte die Landstraße durch einen ganz allmälig ansteigenden anmuthigen Thalgrund (Knight's Valley). Wie bei einem deutschen Landwege standen die grünen Bäume und Büsche nahe an der Straße, die Vögel zwitscherten im grünen Laubwerk ihren Morgengesang, und wir Städter athmeten den Duft der Fluren und Wälder mit wahrer Wollust ein; die Sonne strahlte dabei so warm und goldig aus blauem Himmel und die schnaubenden Rosse galopirten so lustig vor der prächtigen Fuhr, daß das Herz Einem vor Reiselust im Leibe dabei lachte. Allmälig kamen wir ins Gebirge; es war ein Zweig der St.-Helena-Berge, über welche die Straße führte. In schnell ansteigenden kurzen Windungen schlängelte sich der Weg hinauf und war dabei so schmal, daß es unmöglich gewesen wäre, einem etwa uns begegnenden Wagen auszuweichen. Dieses brauchten wir aber nicht zu befürchten. Die Straße nach den Geysers wird nur von den Wagen, welche Passagiere dorthin und zurück nach Calistoga befördern, befahren.

Immer im schlanken Trabe jagten wir die schmale Bergstraße hinan, öfters Abgründe dicht zur Seite, deren Nähe aber unser Sechsspannlenker nicht im Mindesten zu fürchten schien. Im Gegentheil, es hatte den Anschein, als ob er ein Vergnügen daran finde, so nahe als möglich an den Abhängen hinzukutschiren. Aber bei unserer Fahrt bergan konnte er doch nur wenig mit seiner Geschicklichkeit als Kutscher glänzen. In Carriere mit einem Sechsgespann diese gewundene, steile Straße hinunterzujagen, war das Kunststück, welchem er seinen Ruhm verdankte.

Leider fuhr uns Foss nur den halben Weg über das Gebirge, indem wir mit den von den Geysers kommenden Passagieren unterwegs die Wagen vertauschen mußten. Drei vierspännige Fuhren brachten unsere Gesellschaft weiter über die steilsten Bergpartien, während die Sechsergespanne mit den von den Geysers gekommenen Passagieren zurück nach Calistoga fuhren.

Die Gebirgsscenerie ward jetzt romantischer, obgleich ich nicht sagen kann, daß dieselbe besonders imposant war. Das Interessanteste auf unserer Reise war nicht das Gebirge, sondern die Fahrt selbst und die Straße, welche in fortwährenden, außerordentlich kurzen Windungen mitunter ein förmliches S bildete, und bei einer Hebung, die oft einen Fuß in neun betrug, bergan lief, bis sie den Kamm des Gebirges erreichte. Die Rückblicke in das Santa-Rosa-Thal und die Thalebene des Russian River dagegen waren herrlich, und auf der Paßhöhe — 3500 Fuß über dem Meere — entzückte mich eins der schönsten Panoramen, die ich noch in Amerika gesehen habe. In bläuliche Ferne erstreckte sich tief unter uns das Flachland, am Horizonte von den gezackten Bergen der „coast range" begrenzt; wie eine mächtige Bastion erhob sich aus demselben der Berg, an dessen Fuße das Städtchen Healdsburg liegt; dunkele Waldungen und Hügelland bildeten die schraffirten Schatten des Gemäldes; von rechts herüber erglänzte in der duftigen Ebene das Silberband des Russian River: das Ganze ein warmes Bild, riesig, meilen- und meilengroß und überdacht vom tiefblauen californischen Himmel.

Jenseits der Höhe senkte sich die Straße schnell, plötzlich sahen wir uns wieder in den engen Rahmen des Waldgebirges versetzt und fuhren mit erschreckender Schnelligkeit bergab. Tausend Fuß fiel die Straße in der nächsten englischen Meile. Im schlanken Trabe eilte unser Viergespann bergab und der Wagen machte die häufigen kurzen Schwenkungen um die Gebirgswände in nichts weniger als angenehmem Tempo; mehrere hundert Fuß unter uns floß rechts in der waldigen Tiefe ein schäumender Bach, der Pluton Creek, und die schmale Straße war oft kaum breit genug, daß die Räder ein paar Zoll vom Abhange entfernt bleiben konnten. Hier und da brausten kleine Cascaden linker Hand von der bewaldeten Bergwand herab. Unter dem Grün breitgeästeter Lebenseichen und stattlicher Lorbeerbäume bemerkte ich öfters die gelben glatten Stämme der fettblätterigen Madroñas, welche eben die Rinde gewechselt hatten, und dunkelbraune Manzanitasträuche, aus deren hartem krummem Holze vorzügliche Pfeifenköpfe gedrechselt werden. Auch einen Busch von „Poisoned Oak" bemerkte ich, welcher Strauch in Californien wegen seines eigenthümlichen Giftes einen schlechten Namen hat. Das dem Eichenblatt ähnliche an der Rückseite rothe Blatt dieses Strauches verursacht beim Berühren ein Schwellen der Haut. Personen, die stark in Schweiß gerathen sind, sind besonders empfänglich für das Gift; mitunter werden diese, wenn sie nahe bei einem solchen Busche vorbeigehen, namentlich wenn der Wind von dort herweht, schon vergiftet. Andere dagegen können das Blatt unbeschadet in die Hand nehmen. Die Vergiftung zeigt sich meistens mit Schwellen im Gesicht und ist, obgleich nicht gefährlich, doch außerordentlich unangenehm und entstellend.

Am Wege fiel mir ein auf einem niedrigen Pfahle befestigter kleiner Klappkasten auf, der die Inschrift „Letter Box" trug. Es war dieses das Postamt von einer jenseits der Thalschlucht liegenden Quecksilbermine. Die Bergleute pflegen Briefe, welche sie befördert haben wollen, dort hineinzulegen, und die Kutscher der vorbeifahrenden Stages nehmen dieselben gelegentlich heraus und besorgen sie an ihre Adresse nach der großen civilisirten Außenwelt. Briefe von dort an die biederen Miner werden von den Kutschern in denselben Kasten geworfen und von jenen gelegentlich abgeholt. Ein Postmeister existirt hier nicht. Es erinnerte mich dieses einfache und praktische Postbureau an den originellen Postkasten, der sich an einem Felsen in der Magellansstraße befinden soll, in welchen die vorbeifahrenden Schiffe, ehe sie in den Atlantischen oder in den Stillen Ocean gelangen, Briefe legen, die das nächste in entgegengesetzter Richtung durch die Meerenge steuernde Schiff zur Weiterbeförderung wieder herausnimmt.

Nach einer lustigen Fahrt von etwa fünf englischen Meilen bemerkte ich jenseits der Thalschlucht eine weiße Dampfwolke, die von der Seite eines Berges aufpuffte, und ein pikanter Schwefelgeruch deutete an, daß das Ziel unserer Reise nicht mehr fern sein konnte; und ehe ich's dachte, lag dicht vor uns, umschlossen von prächtig bewaldeten Bergen, das von einem weißen Staket umgebene freundlich ländliche Geyser-Hotel, 28 englische Meilen von Calistoga. Dem Hotel gerade gegenüber stiegen an der Seite eines ansehnlichen Berges aus einer kahlen Felsschlucht dichte Dampfwolken hoch in die blaue Luft, als ließe man dort eben den Dampf aus einem Kessel — das waren die berühmten Geysers, gewöhnlich „Great Steamboat Geysers" genannt.

Nachdem ich mich ein wenig von der Reise ausgeruht

und im Hotel umgesehen hatte, das so recht im ländlichen Stil eingerichtet war, galt meine nächste Frage den Geysers, und wann wohl ein ortskundiger Führer bereit sein würde, uns Fremde dorthin zu geleiten. Der Herr Wirth, ein zuvorkommender Deutscher (J. C. Susenbeth aus Frankfurt), sagte, daß vor dem nächsten Morgen ein Besuch der sogenannten Teufelsschlucht (Devils Cañon) nicht gerathen wäre, weil es dort bei Tage vor Hitze nicht auszuhalten sei. Aber während der Nacht würden sich die Felsen abkühlen, und er wolle deshalb am nächsten Morgen ganz in der Frühe der Gesellschaft einen Führer mitgeben, der uns Alles zeigen solle; mittlerweile möchten wir es uns im Hotel bequem machen oder spazieren gehen, die natürlichen Dampfbäder &c. besichtigen &c.

Die meisten Theilnehmer von unserer Gesellschaft nahmen den wohlgemeinten Rath an; mehrere unter uns konnten aber nicht der Versuchung widerstehen, einen Spaziergang „auf eigene Faust" nach der Teufelsschlucht zu unternehmen, um wenigstens einen Einblick in die Geheimnisse derselben zu erlangen. Eine oben im Cañon unter den weißen Dämpfen wehende rothe Fahne, die deutlich vom Hotel aus zu sehen war, hatte ein gar sehr verführerisches Aussehen und schien uns zu einem Besuche förmlich einzuladen. Auf unsere Frage, was dieselbe zu bedeuten habe, erhielten wir die Auskunft, daß dort „die Kanzel des Teufels" (Devils Pulpit) sei.

Ein kurzer Spaziergang auf reinlichem Kieswege thalab, durch die sauberen Anlagen und über eine den quer durch das Thal strömenden „Pluton Creek" überspannende Brücke brachte uns an den Eingang zum Cañon. Auf einem wüsten Pfade (trail), über Schutt und Felsblöcke, ging es dann die enge Schlucht hinauf, aus welcher ein kleiner Bach, dessen Wasser ganz warm war und einen starken schwefeligen Geruch verbreitete, zum Pluton herunterfloß. Bald traten wir aus dem kühlen Schatten des Gehölzes hinaus in die nackte Felsschlucht, in der es bei jedem Schritte, den wir vorwärts thaten, heißer wurde. Kochendes Wasser sprudelte aus zahlreichen größeren und kleineren Oeffnungen im Boden, aus den Felsspalten stieg der dichte Dampf hoch empor und ein nichts weniger als aromatischer Geruch von Schwefel und anderen Dünsten erfüllte die Luft. Je weiter wir uns einen Weg über die heißen Felstrümmer suchten, um so mehr gewann die überaus wilde Schlucht das Ansehen, als ob dort ein unterirdisches Laboratorium eben in voller Arbeit sei; der Dampf zischte und pusste, stöhnte und lärmte, das Wasser brodelte und kochte in den Felslöchern, rechts und links, vor und hinter uns, und dabei herrschten eine Hitze und ein Schwefelgeruch in der engen Schlucht, die auf die Dauer recht lästig wurden. Vorsichtig drangen wir so weit in das Cañon vor, bis wir die rothe Fahne auf einem Felsen vor uns flattern sahen, und traten dann eilig den Rückmarsch an. Eine genauere Untersuchung der brodelnden Felstöpfe und Dampfschornsteine in dieser „Teufels Garküche" fand ich gerathen bis an den kühlen Morgen zu verschieben, denn nachgerade wurden uns die Stiefelsohlen unangenehm warm, als spazierten wir hier auf einem geheizten Backofen herum.

Unser Wirth bemühte sich nach unserer Rückkunft vom Cañon, uns den Aufenthalt auf seinem Besitzthum recht angenehm zu machen. Es war eine Freude, hier in der Wildniß einen zuvorkommenden Deutschen zu finden, der die Wünsche seiner Gäste ihnen an den Augen abzulesen verstand und dort mit deutschem Fleiße einen so wohnlichen Vergnügungsort geschaffen hatte. Hübsche saubere Kieswege, beschattet von prächtigen Bäumen, führten hinab an den Pluton Creek, welcher zwischen dem Gasthause und der Geyserschlucht quer durch das waldige Thal strömte. Wer Lust zum Angeln hatte, der konnte leicht im Pluton oberhalb des Geyserbaches die köstlichsten Bergforellen (mountain trouts) in Menge fangen und eine Abendmahlzeit anrichten lassen, um welche ihn mancher verwöhnte Städter beneiden möchte. Seltsam ist es, wie die Fische den Weg nach dem klaren Wasser des obern Pluton finden, da sie das schwefelhaltige Wasser des in den Pluton fallenden Geyserbaches passiren müssen, ehe sie dorthin gelangen.

Nahe am Ufer des Pluton hatte unser unternehmender Wirth ein natürliches Dampfbad in einem Häuschen eingerichtet, das von uns Fremden stark in Anspruch genommen wurde. Die dem Boden entströmenden heißen Dämpfe stiegen direct in ein geschlossenes Zimmer; nebenan befand sich ein lauwarmes Sturzbad, das durch einen heißen von den gegenüberliegenden Felsen hergeleiteten Quell gebildet wurde, und nur zehn Schritt davon lud ein prächtiges Kaltwasserbassin zum Schwimmbad ein. Um das Dampfbad zu genießen, mußte man den Kopf durch ein Loch in der Thür der Dampfstube stecken und konnte den Körper nach Herzenslust abbrühen lassen, ohne genöthigt zu sein, den Dampf einzuathmen; und das lauwarme Sturzbad mit darauf folgendem Kaltwasserbad vollendete das natürliche „türkische Dampfbad", welches, wie man uns versicherte, eine Radicalcur für rheumatische Beschwerden sei.

Heiße, warme und kalte Mineralquellen der verschiedensten Art findet man in dem Thalkessel der Geysers in einer wahren Unmasse. Nach der sogenannten „Sauerquelle" (acid springs), deren Wasser wie abgestandene Limonade schmeckt, machte unsere ganze Gesellschaft unter der persönlichen Leitung des Wirthes einen Spaziergang durch den schattigen Wald. Die Lage des Hotels, 1692 Fuß über dem Meere, ist herrlich. Ringsum erheben sich die prächtig bewaldeten Bergkuppen 800 bis 900 Fuß hoch, und die Aussicht von den um das Haus laufenden Galerien ist hochromantisch. Nach der Hitze des Tages suchte ich ein kühles Plätzchen auf der obern Veranda, und hatte dort gerade vor mir die inmitten der waldigen Höhen liegende weißgraue Felsschlucht der Geysers, aus der die dichten weißen Dämpfe über 100 Fuß hoch in die blaue Luft emporstiegen.

In der Kühle des Morgens füllen die Dämpfe oft das ganze Cañon und erheben sich, breitaufsteigend, 200 bis 300 Fuß hoch; am Tage dagegen steigt der Dampf selten über 100 Fuß hoch empor, da er schneller durch die heiße Luft absorbirt wird. Als ein Bärenjäger, mit Namen Elliot, die Geysers zuerst in dieser Wildniß entdeckte — es war im Jahre 1847 —, muß sich ihm die Vermuthung eines sich dort in voller Thätigkeit befindenden Vulcans gewiß zuerst aufgedrängt haben; und auch jetzt glauben die meisten Amerikaner fest, daß ein brennender Herd dicht unter der Schlucht liege. Mir scheinen aber vulcanische Kräfte dort nicht thätig zu sein. Der weißliche, aschenähnliche Ueberzug, den die Felsen in der Geyserschlucht zeigen, besteht aus dem Niederschlag von Schwefeldämpfen und allerlei Mineralien, und die scheinbar verbrannten Felsen sind nur in einer chemischen Zersetzung begriffen. Ich bin der Ansicht, daß die heißen Quellen und die Schwefelwasserdämpfe das Resultat von chemischen Combinationen sind. Der Boden ist ganz geschwängert mit Alaun, Salpeter, Ammoniak, Schwefel, Borax, Eisen, schwefelsaurer Magnesia &c., welche Mineralien durch Zusammensetzung Säuren verschiedener Art und durch hindurchströmendes Wasser auch Hitze und Dämpfe entwickeln können. Zwei englische Meilen von den Geysers, erzählte mir der Wirth, läge ein Berg, wo der felsige Boden genau so aussähe, wie im Geysercañon, aber jetzt nur noch wenig dampfe. Dort ist der chemische Proceß der Erhitzung schon abgestorben, oder das Wasser, als einer der Hauptfactoren

dazu, hat sich einen andern Ausweg, vielleicht nach den jetzigen Geysers, gesucht. Vier englische Meilen vom Geyserhotel liegen am obern Pluton Creek in einer Höhe von 2200 Fuß über der See eine Reihe von heißen Quellen, welche den Namen kleine Geysers führen. Dieselben besitzen aber nur wenige mineralische Bestandtheile.

Die Amerikaner, wie bereits erwähnt wurde, glauben fest, daß dicht unter der „Teufelsschlucht" ein riesiger Vulcan versteckt liegt, der noch einmal schreckliches Unheil anrichten wird. Den Leser wird gewiß der extravagante Stil amüsiren, mit denen amerikanische Touristen, Gelehrte und Naturforscher die Geysers abzuthun pflegen. Bayard Taylor, der dieselben zuerst ausführlich beschrieben hat, legt seiner Phantasie noch einigermaßen Schranken an; und wenn andere Reisende von den „hochaufspritzenden heißen Fluthen" reden (ich sah das kochende Wasser nirgends höher wie in einem Suppentopf aufspritzen) und das durchaus nicht übermäßig laute Geräusch des Dampfes mit stürmendem Donnern und zornigem Getöse vergleichen, das sie erschreckt hat, so ist das als blühende Redeweise auch noch einigermaßen zu verzeihen. Aber man höre, wie sich Einer (NB. in einem Reisehandbuche) gedruckt darüber äußert:

„Man mag (so heißt es buchstäblich übersetzt) wie ich den Himalaya erklettert haben, das idyllische Saratoga, die unermeßliche Mammuthshöhle in Kentucky und den donnernden Niagara gesehen haben, — in Bath und Cheltenham in England und auf dem „Giants Causeway" in Irland und in der Fingalshöhle gewesen sein, — die Bäder Deutschlands besucht haben, — auf den Mont Blanc, den Aetna und den Vesuv gestiegen sein, — die Alterthümer Roms angestaunt haben, — durch den Vatican bei Tage und durch das Colosseum bei Mondschein gewandert sein, — den schiefen Thurm von Pisa und Venedig, das Juwel der See, gesehen haben; — ich behaupte, daß derjenige, welcher die californischen Geysers zu besuchen versäumte, der sah in Wirklichkeit rien de tout."

Wie der berühmte Reisende heißt, verschweigt leider das Reisehandbuch. —

Als die Nacht längst Gebirg und Thal in ihre Schatten gehüllt, stieg die glänzende Scheibe des Vollmonds prächtig über die waldigen Bergkuppen empor und beleuchtete aufs Neue die wilde Gegend mit silbernem Lichte. Da machte ich noch allein einen Spaziergang hinunter nach dem Pluton. Drüben wogten die weißen Dämpfe in der Geyserschlucht, über felsigem Grunde murmelte der Pluton und ringsum standen die dunkeln Lorbeerbäume und Eichen, an denen kein Blatt sich regte, als schliefen sie in der zauberischen Mondnacht. Nur schwer vermochte ich mich loszureißen von dieser herrlichen Scenerie, wo die Natur das Wildromantische mit dem Idyllischen in einem Bilde vereint hatte. Noch einen letzten Blick warf ich auf die Silberdämpfe der Geysers, die geisterartig am finstern Abhange emporwallten, und dann ging ich zurück nach dem Gasthause und suchte mein Schlafgemach auf; — denn der Wirth hatte vorhin laut verkündet, er werde morgen bereits um vier Uhr alle Schläfer im Hause aus den Betten heraustreiben, auf daß seine geehrten Gäste dem „Teufel und seiner Großmutter" in corpore eine Morgenvisite abstatten könnten.

Besuch einiger Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz.

Von **Richard Andree.**

I. Allgemeine Betrachtungen.

Verbreitung, Name, Beschaffenheit der Erdwälle. — Die verschiedenen Ansichten über deren Erbauer und Zweck.

So viele Völker auch über Mitteleuropa einander vertreibend und ablösend in wirrem Wechsel dahingegangen sind, irgend eine Spur haben sie doch von ihrem Dasein hinterlassen. Sei es nun, daß die Sage von ihnen berichtet, wie von den „Unterirdischen", welche man auf vorindogermanische Völker deutet, oder daß bleibende Alterthümer ihr einstiges Vorhandensein in einem Lande beweisen, welches heute von einem andern Stamme bewohnt wird. Wo die Geschichte schweigt, müssen wir diese altehrwürdigen Reste befragen, damit sie Zeugniß ablegen von der ehemaligen Anwesenheit eines Volkes, das nun längst von diesem Boden verschwunden ist.

Eine Art von Alterthümern nun ist es, die, über einen weiten Raum Mittel- und Osteuropas verbreitet, seit Langem die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen hat und in unseren Tagen besonders wieder mit reger Theilnahme betrachtet wurde. Die Erdschanzen, Steinwälle und Gräber, die mit ihnen im Zusammenhange stehen, finden sich über einen ungeheuern Raum Europas verbreitet. Es ist uns in Folge vieler verdienstvoller Arbeiten möglich, jetzt die Grenzen ihrer Verbreitung so ziemlich sicherzustellen, wenn auch nach Osten zu in nicht so scharfer Weise, als nach Westen. Denn Alles deutet darauf hin, daß wir sie bis nach Asien hinein zu suchen haben. Gleich von vornherein will ich hier jedoch darauf aufmerksam machen, daß ich nicht der Ansicht bin, alle, wenn auch in der Anlage noch so ähnlichen Erdschanzen und Steinwälle müßten dasselbe Volk zum Erbauer haben. Es ist bei der weiten Verbreitung derselben über Tausende von Quadratmeilen weit natürlicher anzunehmen, daß verschiedene alte, auf gleicher Culturstufe stehende Völker ganz naturgemäß auf dieselbe Art der Erbauung verfielen und diese Erdschanzen zu ähnlichen oder denselben Zwecken errichteten. Alle diese Erdwerke in eine und dieselbe Kategorie zu stellen, sie alle von einem Volke und zu demselben Zwecke erbaut sein lassen, ist gewiß unthunlich.

Da es hier nicht mein Zweck ist, ausführlich über die geographische Verbreitung dieser Erdwerke zu handeln, so kann ich ihre Begrenzung nur flüchtig anführen. Mit den sehr verschiedenen Zeitperioden entstammenden Mogylen, Sopken, Wolfshügeln, Homolken, Zelniken der russischen Steppen vermischt, ziehen sie sich vom Schwarzen Meere an und von der Kama durch den ganzen Osten Europas bis zur Weichsel. Wir finden hier theils Langwälle, sogenannte Drachenwälle, theils schanzenartige Gorodischtjes. Köppen, Kucharski, Strojew und andere russische Forscher haben sie beschrieben. Ganz ausführlich

behandelt sie der Pole **Zorijan Dolega Chodakowski**, der ihrer Erforschung zehn Jahre widmete. Er hat sie an der Kama, an der Dwina und auch in den südslavischen Ländern nachgewiesen. (Vergl. seine Schrift: O Slowjanszczyznie przed chrześciaństwem. Krakau 1835.)

Weiter nach Westen uns wendend, brauchen wir, um ihre Verbreitung über Mitteldeutschland anzudeuten, nur die überaus verdienstvolle Karte **Oskar Schuster's** anzuführen, welche derselbe in seinem Werke „Die alten Heidenschanzen Deutschlands mit specieller Beschreibung des Oberlausitzer Schanzensystems" (Dresden 1869) mitgetheilt hat. Diese mit Bienenfleiß zusammengetragene Karte, auf der weit über 300 Erdschanzen, Langwälle und Steinkreise von der Warte bis zur Elbe und Saale, vom Riesen- und Erzgebirge bis in die Breite von Magdeburg und Frankfurt an der Oder eingetragen sind, wird stets ihren hohen Werth behalten, wenn auch viele der von Schuster aufgestellten Ansichten über Zweck und Erbauer der Erdschanzen längst hinfällig geworden sein sollten.

Südlich an dieses Gebiet anstoßend finden wir die Erdwälle dann, wenn auch nicht in großer Zahl, im Voigtlande (Köhler, Volksbrauch im Voigtlande S. 10), ferner in Böhmen, wo jedoch die Steinkreise vorherrschen; weiter nördlich reichen die Erdwerke bis an die Nord- und Ostsee, sie sind auf den friesischen Inseln vorhanden und die „Wurten" unserer Marschen erscheinen ihnen nahe verwandt. Auch sie, die dem oldenburgischen Lande Wührden, dem Lande Wursten, der nördlichsten Marsch am rechten Weserufer, den Namen gaben, sind uralte, künstlich aufgeworfene Erdwerke. (**H. Allmers**, Marschenbuch. Gotha 1858.) Daß endlich Großbritannien reich an verwandten Alterthümern ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

So viel kurz über die Verbreitung. Der **Name** dieser Erdwerke giebt zu einigen Betrachtungen Anlaß. Bei den Deutschen heißen sie im Volksmunde: **Heidenschanzen**, **Hussitenschanzen**, **Schwedenschanzen**. Ein historischer Anhaltepunkt ist hiermit kaum gewonnen; das Volk schrieb einfach ihre Erbauung zu kriegerischen Zwecken den Heerschaaren zu, die durch Verwüstungen oder kriegerische Thätigkeit am längsten in seinem Gedächtnisse hafteten und die auch gelegentlich jene alten Schanzen benutzt haben können. Auch findet man den Ausdruck **Gückelsberg** für diese Erdwerke, was man als Zauberberg von „gaukeln" zu deuten versuchte, oder von „gucken", weil sie meistens einen weiten Ueberblick über das umliegende Land gestatten.

Bei allen slavischen Völkerschaften ist ihr Name ein übereinstimmender. Der niederlausitzer Wende nennt sie Grožišćo (Groschischtjo), der oberlausitzer Wende Hrodžišćo (Hrodschischtjo), der Tscheche Hradišt'o (Hradischtje), der Pole grodzisko, der Russe gorodišt'e (Gorodischtje), der Slovene Gradiše (Gradische). Ueberall liegt das echt slavische Etymon hrad oder grad = Burg, eingefriedigter oder umzäunter Ort, zu Grunde, dasselbe, welches in Hunderten von slavischen Ortsnamen wiederkehrt, wie in Graz, Windisch-Grätz, Nowgorod, Stargard, Gröditz, Hradek, Hradschin u. s. w. Es ist dasselbe Wort wie das deutsche Garten, wie das lateinische hortus, und **Schuster** (Heidenschanzen S. 44) irrt gewaltig, wenn er dieses Wort von den Deutschen zu den Slaven übergehen läßt, um daraus den Beweis liefern zu wollen, daß die Erdwerke rein deutscher Abstammung seien und mit der Sache auch der Name zu den Slaven versetzt sei. Für jeden, der eine Ahnung von Sprachvergleichung hat, bedarf es gar keines Beweises, daß bei Germanen und Slaven (wie bei den meisten übrigen indo-europäischen Völkern) hier dasselbe Etymon unabhängig neben einander besteht, daß es auf eine gemeinschaftliche indo-europäische Wurzel zurückzuführen ist und kein Borgen der Slaven von den Deutschen hier stattfand. Schon die Gemeinschaftlichkeit des Ausdruckes bei allen Slaven, selbst den entferntesten, die nie mit Deutschen in Berührung kamen, schließt dieses aus.

Was die **Beschaffenheit** der Erdwälle betrifft, so zeigen sie im Allgemeinen dasselbe Gepräge. Sie liegen meist auf einem dominirenden Punkte, aber auch in sumpfigen Ebenen; ihre Form ist kreisrund, einfach oder doppelt, häufig halbkreisförmig, auch, wiewohl selten, hakenförmig. Sind sie halbkreisförmig, so liegt die offene Seite gewöhnlich nach irgend einem Bache oder Flusse zu, der auf diese Weise den schützenden Schluß bildet. Die Größe wechselt ungemein. Es giebt solche, die nur 100, andere, die über 500 Schritte im Umfange haben; der Wall selbst wechselt gleichfalls von 10 bis 40 Fuß Höhe, die Böschung des Walles ist durchschnittlich 40 Grad; die Krone desselben etwa 4 bis 10 Schritt breit. Das Innere bildet einen Krater oder Kessel; ein bequemer Weg führt nirgends zu den Schanzen, meist sind nur schmale Pfade vorhanden. Gräben fehlen den meisten; eine bestimmte Himmelsrichtung ist in der Anlage nicht vorhanden.

Das Material, aus welchem diese oft riesigen Schanzen aufgeworfen wurden, ist meist die Erde der Umgebung. Es müssen viele fleißige Hände an denselben gearbeitet haben, um diese oft hügelartig erscheinenden Werke herzustellen. Innerhalb der Wälle, also im Kessel, dann aber auch in den Dämmen hat man die verschiedensten Gegenstände ausgegraben: Thierknochen, Kohlen, Asche, Gefäßscherben, Geräthe und allerhand Waffenstücke; letztere, auf sehr verschiedene Perioden deutend; denn sowohl Bronze- als Eisengeräthschaften sind entdeckt worden. Die Schanzen, zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zwecken benutzt, zeigen von diesen auch verschiedene Ueberreste auf, ohne daß bisher eine gleichsam geologische Schichtung nachgewiesen werden konnte. Am auffallendsten in den Schanzen ist die geradezu kolossale Menge von Asche, Kohle und verkohltem Getreide, nicht bloß im Kessel, sondern in den Wällen selbst, die dadurch ein vortreffliches Düngematerial liefern, und aus diesem Grunde auch vielfach schon abgetragen wurden. **Schmaler**, der 35 Schanzen genau untersuchte, schreibt darüber (Volkslieder der Wenden II, 272): „Die Umwallung selbst besteht **meist** aus Asche und **Kohlen**, hier und da aber auch aus dem in der Nähe befindlichen Erdboden. In diesem Falle ist aber die allerunterste, oft mehrere Ellen hohe Lage doch auch aus Asche, so daß man annehmen muß, die darauf liegende, unvermischte Erde müsse erst in weit späterer Zeit eines besondern, durch Umstände hervorgerufenen Uebelstandes wegen aufgeführt worden sein." Dieses massenhafte Vorkommen von Asche und Kohle ist ein höchst beachtenswerther Umstand, und er ist für alle Schanzen charakteristisch *).

---

*) Im Ganzen sind noch verhältnißmäßig wenig **Ausgrabungen** gemacht worden. Ich setze den Bericht über eine solche hierher, da er an einem sehr verborgenen Orte sich befindet und hier einem größern Publicum zugänglich gemacht wird. Er rührt her vom Kreisgerichtsrath **Wilke** und steht im Programm des Kottbuser Gymnasiums 1859, S. 30.

„Beim Dorfe Zahsow, circa 1 Meile westlich von Kottbus, liegt auf einer weiten, jetzt beackerten Fläche, welche früher als Hütungsrevier mit Rasen bewachsen war, ein kreisrunder Erdwall von ungefähr 100 Schritt Durchmesser und 25 Fuß Höhe. Derselbe war in früherer Zeit, zu welcher ich oft dabei vorüber gekommen bin, noch unberührt, die Böschung des Walls nach außen war steil, der oben ziemlich schwache Wall umschloß eine kleine runde Vertiefung, eine Art Krater, welcher jedoch nur etwa bis zur Hälfte der äußern Wallhöhe herabfiel. Das Ganze war mit kurzem Grase dicht bewachsen. Ein Graben hat den Fuß dieses Walles nach außen hin

Ueber Verbreitung, Namen, Beschaffenheit und Inhalt dieser Erdwerke zu sprechen ist leicht, denn hier haben wir es mit concreten Dingen zu thun. Wir gerathen aber sofort auf das Gebiet der Hypothese, wenn wir die Frage nach den Erbauern und dem Zwecke aufwerfen. Trotzdem schon sehr viel darüber geschrieben wurde, tasten wir auch heute noch im Dunkeln, und ich muß gestehen, daß keine der versuchten Lösungen mich befriedigt hat, daß aber auch ich keineswegs im Stande bin, eine neue zu geben oder einer der vorhandenen mich anzuschließen. Ich halte die ganze Frage noch nicht für spruchreif.

Zunächst: alle historischen, gleichzeitigen Nachrichten über diese Werke fehlen. Wir haben keine Inschriften auf Steinen oder Geräthen in ihrem Innern gefunden, die uns nach Art der altägyptischen oder phönizischen Denkmäler über den Ursprung derselben Kunde gäben. Wohl aber sind uns einige Nachrichten über Erdwerke aus alter Zeit erhalten, denen indessen kaum mehr Beweiskraft zugeschrieben werden darf, als unseren heutigen Hypothesen.

Die fränkischen Annalisten erwähnen die aus Erde erbauten „Hringi" und „Circuli" der Avaren. Dieses wilde Reitervolk hatte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in den weit ausgedehnten Weideplätzen Pannoniens ein Reich begründet; es war donauaufwärts gestürmt und hatte die Tschechen unterworfen. In einer kreisförmigen, aus Baumstämmen und Mauerwerk äußerst fest gefügten Verschanzung, so groß, daß sie viele Ortschaften umfaßte, residirte zwischen Donau und Theiß der Chagan des gefürchteten Volkes. Außerdem errichteten sie aber an verschiedenen Orten ihre Hringi, Ringe, und zwar aus Erde. Ob letztere mit unseren Erdwällen etwas zu schaffen haben, möge dahin gestellt sein. Die Avaren sind ins Meißener Land gekommen, wo Heinrich der Erste sie zurückwarf.

Aus dem zwölften Jahrhundert haben wir denn bei dem vortrefflichen Helmold, dem Pfarrer von Bosow, ein Zeugniß. An zwei Stellen seiner Chronik der Slaven (I, 12 und 88) berichtet er von den Dämmen, die zu Otto des Großen Zeit von den Sachsen errichtet wurden. „Noch giebt es mehrere Spuren jener alten Bevölkerung, zumal in dem Walde, der sich von der Stadt Lucilinburg (Lütjenburg) in sehr weiter Ausdehnung bis Schleswig hin erstreckte. Die weite Einsamkeit und das tiefe, fast undurchdringliche Dickicht desselben bieten noch Grenzlinien dar, durch welche einst die einzelnen Aecker abgetheilt waren. Auch die Anlage von Städten oder festen Orten ergiebt sich aus dem Bau der Wälle. Eben so zeigen die Dämme, welche, um das Wasser zum Behufe der Mühlen aufzustauen, an den meisten Bächen aufgeführt sind, daß jener ganze Wald einst von Sachsen bewohnt war." An der zweiten Stelle redet Helmold von der Besiedelung des linken Elbufers und der Umgebung Salzwedels und Stendals durch Holländer, und fügt hinzu: „Diese Länder sollen nämlich einst zur Zeit der Ottonen die Sachsen bewohnt haben, wie man das an alten Dämmen sehen kann, welche an den Elbufern im Sumpflande der Balsemer aufgeführt waren." Er schreibt also unbedenklich die Dämme den Sachsen zu, und setzt sie ins zehnte Jahrhundert, in eine verhältnißmäßig so junge Zeit, daß sie nicht auf die Erbauung der alte Bronzewaffen bergenden Heidenschanzen anwendbar wird. Es beweist dieses, daß eben Erdwerke zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern unabhängig von einander gebaut wurden, in diesem Falle fünf Jahrhunderte nach den Avaren. Man muß also sehr vorsichtig sein, will man alle Schanzen und Langwälle unter einen Hut, in ein System bringen.

Wer waren nun die Erbauer der alten Erdschanzen? Die Antwort darauf lautet sehr verschieden, und es ist kaum ein Volk über Mitteleuropa im Sturme der Völkerwanderung dahin gegangen, dem man sie nicht zugeschrieben hätte. Kelten, Germanen, Slaven und Völker, die vor ihnen Mitteleuropa bewohnten, sind als Erbauer genannt worden. Preusker in seinem vortrefflichen Werke „Blicke in die vaterländische Vorzeit" (3 Bände. Leipzig 1841 bis 1844), der, zwar etwas zerstreut und ungeordnet, ungemein viel Material zusammengetragen hat, hält die Erdwerke „hauptsächlich" für germanisch, speciell jene in der Lausitz, gesteht jedoch auch manche den Kelten und Sorben zu (III, 129). Wesentlich auf Preusker's Vorarbeiten steht O. Schuster. Resultat seiner Arbeit ist: „Daß die oberlausitzer Heidenschanzen, wie alle dergleichen in anderen Ländern, den mehrere Jahrhundert vor Christus dort angesessenen Germanen zuzuschreiben sind, und daß speciell die Semnonen, einer der mächtigsten suevischen Stämme, es waren, welche das lausitzische Vertheidigungssystem angelegt haben müssen" (a. a. O. S. 46). Er spricht hier nur bestimmter aus, was früher schon Preusker sagte. Schuster generalisirt viel zu sehr; „alle" Heidenschanzen „in anderen Ländern" sind nach ihm germanischen Ursprungs. Für ihn besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen ringförmigen Steinwällen und Erdschanzen, und gleichviel, ob erstere in Frankreich, England, Skandinavien, den Ostseeprovinzen vorkommen (S. 11), sie sind ihm germanischen Ursprungs. Schon die bloße vorübergehende Anwesenheit der Germanen in einzelnen Ländern genügt ihm, um sie zu Erbauern der Heidenschanzen zu machen, namentlich in slavischen Gegenden.

Eben so weit gehend und Alles annectirend sind slavische Forscher gewesen. Der erwähnte Pole Chodakowski sucht

nie umzogen, denn es fand sich auch nicht die geringste Spur eines solchen vor, während doch gar nicht anzunehmen ist, daß man je den Graben ohne Beschädigung des Walles mühsam ausgefüllt und planirt haben sollte, zumal da hierzu jede Veranlassung in früherer Zeit hat fehlen müssen. Trotz dieses, die Annahme eines Kriegsbauwerkzeuges neuerer Zeit völlig ausschließenden Mangels an einem Graben, bezeichnete das Volk die Anlage durchweg als „Schwedenschanze", und es hat sich meines Wissens Niemand um dieses merkwürdige Denkmal gekümmert. Diese Sorglosigkeit ist endlich so weit gegangen, daß man bei der Separation der Hütungsfläche die Schwedenschanze nicht als öffentliches Denkmal reservirte, sondern unter den Besitzern der anliegenden Pläne vertheilte. In Folge dieses Verfahrens ist der Wall vielfach verletzt, die innere Vertiefung theilweise ausgefüllt und in einen schlechten Garten verwandelt worden. Bei einer Besichtigung im Frühjahr dieses Jahres fand ich nun an den Stellen, wo die Rasennarbe entfernt und der Wall, zur Gewinnung von Boden zu Planirungen in der Gegend, theilweise abgestochen war, folgenden Zustand vor: Der Wall besteht aus gewöhnlichem Sande. In demselben finden sich zunächst viele von den Rollsteinen vor, welche in hiesiger Gegend auf den Feldern gefunden werden. Da die Umgegend von Zahsow nicht gerade reich an solchen Steinen ist, so springt zuerst in die Augen, daß sie absichtlich zusammengetragen und in den Wall gebracht sind. Die Steine waren von verschiedener Größe, doch sah ich keinen über 12 Zoll Durchmesser, ganz unbearbeitet, und war nichts davon zu entdecken, daß sie regelmäßig eingelegt worden wären. Ferner entdeckte ich an den Stellen frischen Anstechens, welche also noch nicht von oben mit lose nachgestürztem Sande verschüttet waren, lange, wagerechte, handhohe Streifen von Holzkohlenstaub und Asche. In diesen Streifen und sonst in dem herabgefallenen Sande fanden sich zahllose Bruchstücke von kleinen schwarzbraunen irdenen Urnen vor, eine ganze habe ich bei aller Mühe nicht finden oder erlangen können. Daneben lagen eben so zahlreiche Knochenstücke. Nach längerm Suchen fand ich noch andere, 1 bis 2 Zoll hohe Streifen vor, welche tiefschwarz aussehen und aus verkohlten Roggen- und verkohlten Hirsekörnern bestehen, welche gesondert von einander gefunden wurden und in ihrer Form vollständig erhalten sind. Meinem Sohne Curt führte endlich das Glück noch einen Fund zu, welcher für das Urtheil über das Alter dieses Begräbnißplatzes von Wichtigkeit ist, nämlich den einer wohlerhaltenen eisernen Pfeilspitze, welche er in dem Sande des Walles entdeckte."

für die russischen in ihrer Bauart völlig mit den lausitzer Heidenschanzen übereinstimmenden Erdwerke*) aus Volksliedern, die er zwischen Dniepr und Don sammelte, nachzuweisen, daß diese Wälle einst heilige Stätten der heidnischen Slaven waren, wo man Ehebündnisse feierte und Opfer darbrachte. Er nennt sie Swatograde (swaty, heilig, und grad, Burg). Ihm schließt sich der verdiente Peter Köppen an in seinen 1826 zu Petersburg in russischer Sprache erschienenen Materialien zur Geschichte der Cultur Rußlands, wo er speciell auch auf die Ringwälle im Gouvernement Twer (— sollen diese etwa auch die Germanen gebaut haben? —) hinweist, während K. Kalajdowitsch, gleichfalls für den slavischen Ursprung der Schanzen eintretend (in einem 1828 zu Moskau gedruckten Briefe an A. Th. Malinowski), die Gorodischtjes als feste Orte (oppida, castella im römischen Sinne) betrachtet. Schafarik erhebt seine Stimme für den slavischen Ursprung der Rundwälle bis zur Elbe, und Schmaler (Wendische Volkslieder II, 275) spricht jene in der Lausitz den Vorfahren der heutigen Wenden zu.

Daß mindestens ein böhmischer Hradischt, jener bei Neuhütten, in sehr engen Zusammenhang mit den Kelten gebracht werden muß, werde ich später zeigen.

So viel Köpfe, so viel Sinne heißt es hier. Ich glaube vor dem Generalisiren warnen zu müssen. Es fehlt zu sehr an bestimmten Anhaltepunkten, und verschiedene, auf gleicher Culturstufe stehende Völker verfielen hier wie da auf ein und dasselbe. Mit dem Verallgemeinern auch auf diesem Felde kommt man schließlich auf die Sprünge der Keltomanen, auf jenen unwissenschaftlichen Standpunkt eines Jakobi oder Obermüller. Was hinderte denn schließlich, noch die Mounds im Mississippi- und Ohiothale, die so viel Aehnliches mit unseren Erdwerken haben, auch in den Kreis dieser Betrachtung einzubeziehen? Wo unsere Quellen so mangelhaft sind, wo sich eine solche große Anzahl widerstreitender Ansichten kaum vereinigen läßt, da tritt auch das Gefühl in ein gewisses Recht. Der Kunstkenner steht vor einem Gemälde, er schreibt es einem bestimmten Meister, einer Schule zu, ohne sich über die Zwecke klar werden zu können. So ist es auch oft bei Alterthümern der Fall, und ich habe vor den alten Erdwerken stets mit dem Gefühle gestanden, als sähe ich die Denkmale eines Volkes vor mir, das vor der Einwanderung der Indogermanen diesen Boden bewohnte. Für mehr als Gefühl mag ich dieses jedoch nicht ausgeben. Daß später Kelten, Germanen, Slaven an diese Werke in irgend einer Beziehung angeknüpft haben, daß sie dieselben als Cultusstätten oder Vertheidigungsorte benutzten, das ist wahrscheinlich.

Wie über die Erbauer, streitet man auch über den Zweck. Was Kalajdowitsch, Köppen und Chodanowsky über den Zweck der russischen Gorodischtjes sagten, wurde schon angeführt. Schmaler spricht sich dahin aus, daß sie nicht Vertheidigungsstätten gewesen sein können, „da mehrere derselben eine zu geringe Mannschaft fassen konnten“; auch dagegen erhebt er seine Stimme, daß sie Begräbnißstätten gewesen seien. Er sieht in ihnen zur Zeit der Einführung des Christenthums von den Anhängern des alten Glaubens künstlich befestigte Opferstätten (Wendische Volksl. II, 272). Vor Allem gründet er seine Ansicht auf die bedeutenden Aschen- und Kohlenreste in den Wällen selbst, und diese sind auch, da sie schichtenweise einen Theil des Baumaterials des Walles selbst (nicht nur des Kessels) ausmachen, nicht leicht mit dem Begriffe einer Vertheidigungsschanze in Zusammenhang zu bringen.

Preusker läßt die meisten Erdwerke für Vertheidigungswerke, ordentliche Schanzen, gelten, bezüglich einiger, wie des Schliebener Burgwalles (zwischen Herzberg und Schlieben, Provinz Sachsen) spricht er sich entschieden dafür aus, daß hier eine Opferstätte war. Die dort gefundenen Thongefäße, Bronzegeräthe, bearbeiteten Thierknochen, Kohlen, Asche, verkohltes Getreide, der mit Lehm gepflasterte Herd, beweisen dieses (Preusker III, 100. Nach ihm Schuster S. 5). — O. Schuster endlich läßt alle Erdwerke und auch die Steinkreise nur für Vertheidigungswerke gelten, in denen gelegentlich wohl auch geopfert wurde. Nach ihm waren sämmtliche zwischen Saale und Weichsel erbauten alten Wälle, die verschiedene „Systeme“ bildeten, von germanischen Stämmen und zwar von Sueven gegen Sueven erbaut. (Heidenschanzen S. 46.) Seine Systeme setzen eine ganz bedeutende Culturstellung der alten Völker voraus, ein Verkehrswesen, wie es nicht bestand, eine militärische Organisation, die, was Straffheit und Zusammenhang betrifft, weit über jene Deutschlands zur Zeit des seligen Bundestages zu stellen wäre, eine Einheit und Centralleitung, von der wir keine historischen Beweise haben. Ein Volk, das auf diese Höhe der Organisation in militärischen Dingen sich erhob, wie Schuster sie annimmt, muß auch anderweitig in der Cultur weiter vorgeschritten gewesen sein, und es geht nicht so spurlos vorüber, daß nur mit den mühsamsten Hypothesen sein staatliches Dasein construirt werden kann. Den historischen Beweis bei Schuster erachte ich nicht für erbracht — zur Widerlegung müßte aber ein ganzes Buch geschrieben werden; dazu bietet dieser kurze Aufsatz keinen Raum. Sehr viele Erdwerke sind wohl als Vertheidigungswerke aufzufassen, andere, wie wir sehen werden, genügen auch nicht den dürftigsten militärischen Ansprüchen. Ganz entschieden wende ich mich aber weiter unten gegen Schuster's Ansicht, daß auch die Steinkreise Vertheidigungswerke gewesen seien.

*) Er beschreibt sie als kreisförmige Wälle, in der Mitte häufig mit einer runden kesselförmigen Vertiefung und östlich meist mit einem Eingange versehen. Die Wälle, so weit sie noch vorhanden sind, sind einander völlig gleich, fast ohne Ausnahme aus schwarzer Erde aufgeschüttet, und finden sich an den anmuthigsten Stellen in bestimmten, in den verschiedenen Ländern verschiedenen Entfernungen von einander.

Aus allen Erdtheilen.

Reisende in Südafrika.

Im August 1871 ist der Reisende Elton in Natal wieder angelangt. Er war im Juli 1870 von den Tatin-Goldfeldern aus nach dem Limpopo vorgedrungen, um an diesem Fluß abwärts bis zu dessen Mündung zu gehen. Diese haben wir erst 1868 durch St. Vincent Erskine kennen gelernt. Elton hatte nur ein paar Eingeborene bei sich, einige „Pack“ Ochsen und einen Nachen. In diesem befuhr er große Strecken des Flusses, welche vor ihm noch Niemand besucht hatte, und gelangte, nachdem er mancherlei Unfälle erlitten, an die großartigen Kataralten von Toli Azime, welche bisher unbekannt waren;

er ist der erste Europäer, welcher sie gesehen hat. An diesen Wasserfällen verlor er seinen Kahn, ließ sich aber nicht entmuthigen und zeichnete die Landschaft. Seiner Meinung zufolge stehen diese Katarakten nur hinter denen des Niagara und den Victoriafällen des Sambesi; der Limpopo stürzt in einen 130 Fuß tiefen Abgrund. Von dort ging Elton am Strom hin bis zu dem Punkte, wo Erskine denselben erreicht hatte, und nahm dann seinen Weg nach der Delagoabai durch Umsilas Land, das sehr fruchtbar und gut bewässert ist.

Baines, der Chef der „südafrikanischen Goldfelder-Erforschungscompagnie", besuchte das Gebiet des Matabelehäuptlings Lo Bengule, von welchem die Compagnie die Erlaubniß zum Betriebe des Minenbaues erworben hat. Der Häuptling wird, wie sich von selber versteht, beim Abschluß eines feierlichen Vertrages gründlich über das Ohr gehauen werden.

Ein Professor Tobin ist Anführer von „Streeter's Diamantenexpedition". Er schreibt aus Pniel am Vaalflusse, daß Alles, was man bisher Günstiges über die Ausgiebigkeit der Diamantenfelder veröffentlicht habe, keineswegs übertrieben sei. Einer seiner Werkführer, Hilliard, berichtet, daß ein Mann, der erst vor ein paar Tagen an die Arbeit gegangen sei, einen 96karätigen Diamant gefunden habe, der unter Brüdern 100,000 Pf. St. werth sei. Die jetzt bekannten Diamantfelder haben dem Vaalfluß entlang eine Ausdehnung von etwa 50 Miles in nordwestlicher Richtung.

Ein Capitän Faulkner hatte im portugiesischen Gebiete, mit Erlaubniß der Behörden, wie man wenigstens sagt, an die Kaffern Pulver und Blei verkauft und Elfenbein eingehandelt. Mit seinem Begleiter, einem Makololo, ging er seinerseits auch auf die Elephantenjagd. Unweit von Morambala reiste er in einer Machilla, d. h. einer von Männern getragenen Sänfte, als ihm ein Trupp Sklaven begegnete. Diese gehörten einem Europäer Namens Belchair, der angeblich wegen politischer Vergehen nach Südafrika transportirt worden ist. Die Sklaven ließen den Capitän Faulkner passiren, umzingelten dann die Sänfte und schossen ihn und den Makololo todt und stahlen das Elfenbein, nachdem sie die Träger niedergemacht hatten. Nur ein Knabe entkam und gab in Chapanga Nachricht von dem Vorfalle.

Die Blutmänner im Nigerdelta.

Aus dem Nigerdelta wird in jedem Monate entweder über Menschenfresserei im Großen oder über Hexerei berichtet. Die letztere beherrscht das ganze Leben vieler Negerstämme; Alles, was sie sich nicht erklären können, ist entweder Hexenzauber oder geschieht vermittelst desselben. Es wird darüber jahrein jahraus viel Blut vergossen. Der nachstehende Vorfall kennzeichnet die Anschauungen. Gegen Anfang Sommers wurde Artschibang, König von Altkalabar, unwohl; ein Schiffsarzt erklärte, daß er an einer Herzkrankheit leide. Ein Neger begreift indessen nicht, daß eine Krankheit durch irgend etwas Anderes hervorgerufen werden könne, als eben durch Zauber; also war der König behext und, wie man wähnte, durch seines Bruders Frau, die er vor einigen Jahren selber gern geheirathet hätte. Er erklärte deshalb, daß er jetzt ihr Leben haben müsse, was dem Gemahl nicht einleuchten wollte. Beide Theile griffen zu den Waffen, und nun strömten ganze Schaaren von „Blutmännern" in die Stadt, um Partei zu nehmen. Diese spielen eine wichtige Rolle und entstanden in folgender Weise. Ego der Zweite, König von Duketown, hatte kurz vor seinem Ableben erklärt, daß man nach seinem Tode keine Sklaven mehr opfern solle, doch waren einflußreiche conservative Männer mit einer solchen Neuerung nicht einverstanden; einige Sklaven wenigstens sollten und mußten nach des Königs Tode geopfert werden. Die übrigen Sklaven aber wollten nicht sterben. Jeder von ihnen öffnete sich eine Ader im Arme, um auch zu Ehren des Verstorbenen Blut zu vergießen. Dasselbe wurde in einem großen Gefäße aufgefangen; jeder einzelne tauchte den Finger hinein und träufelte etwas von dem Blut in den Mund. Dabei leisteten Alle einen Schwur, daß sie von nun an einen Verein bilden wollten. Kein hochgestellter Mann solle fortan, wenn er krank werde, ihre Leiber verlangen dürfen, um den Zorn seines Egbo, d. h. seines Gottes, zu besänftigen und damit gesund zu werden. Man nannte sie Blutmänner, und da sie eng zusammenhalten, bilden sie eine Macht. Es ist ihnen ganz gleichgültig, wie viele freie Leute als Opfer für den verstorbenen König geschlachtet werden, und jetzt erklärten sie sich zu Gunsten des Königs Artschibang, weil er ja den Tod einer freien Frau forderte. Nun legte sich jedoch der Court of Equity ins Mittel, eine Behörde, welche die englischen Handelsleute gebildet haben. Dieselbe erklärte, daß platterdings keine Handelsgeschäfte abgeschlossen werden sollten, so lange die Blutmänner in der Stadt blieben. Nun zogen diese ab, erklärten aber, daß sie demnächst wieder kommen würden. Der König kann nicht lange mehr leben, und dann wird unter den verschiedenen Kronprätendenten ein Kampf ausbrechen; auf diesen vertrösten sich die Blutmänner.

Ein chinesischer Maueranschlag.

Wenn es in China demnächst nicht wieder zu unangenehmen Verwickelungen kommt, so liegt die Schuld nicht an den englischen Missionären, welche fortwährend gegen die „Söhne Belials" eifern, d. h. gegen die wissenschaftlich gebildeten Chinesen, welche von den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche und der Lehre von der sogenannten ewigen Verdammniß und anderen derartigen abendländischen Ansichten nichts wissen mögen. Sie werden deshalb als „steifnackige Heiden" hingestellt. Selbst die „Times", welche in Rücksicht auf die Vorurtheile in England die Missionsangelegenheiten mit Sammethandschuhen angreift, kann doch nicht unterlassen, den „widersinnigen Eifer" vieler Missionäre zu tadeln; diese Subjecte seien es allein, welche die freundlichen Beziehungen zwischen China und den fremden Völkern gefährden.

Im vorigen Jahre hatte ein anglikanischer Sendling Namens Chalmers eine Capelle zu Fatschan, in der Nähe von Canton, bauen lassen und wollte dieselbe, wie er laut verkündete, „mit großen Demonstrationen" einweihen. Dieser Reverend war bei den gebildeten Chinesen sehr mißliebig; er hatte laut erklärt, daß er auf sie als Heiden, Götzendiener und Baalspriester gar keinen Werth lege; er hatte insbesondere die jedem Chinesen theure Verehrung der Vorfahren auf die schnödeste Weise als heidnisches Teufelswerk gebrandmarkt, und das Alles öffentlich in einer Zeit, als in Folge der Mordauftritte in Tientsin die Aufregung allgemein war. Nun erklärten die Leute von Fatschan, daß ein solches Individuum, welches so herausfordernd und rücksichtslos auftrete, die Capelle nicht einweihen solle. Sie rissen dieselbe nieder, und Chalmers, dem sie übrigens keinerlei Züchtigung angedeihen ließen, machte sich aus dem Staube. Wir haben das Alles seiner Zeit berichtet („Globus" XIX, S. 26).

Jetzt lesen wir, daß jene Capelle auf Kosten der Stadt Fatschan hat wieder aufgebaut werden müssen; im Juli war sie vollendet und Chalmers wollte sie einweihen. Die sogenannten Literaten, nämlich die wissenschaftlich gebildeten Leute, welche eine Staatsprüfung bestanden und Anwartschaft auf Reichsämter haben, wollen aber ein- für allemal von dem Sendling, der ihre Religion so schlecht macht, nichts wissen, und haben abermals das Volk in Aufregung versetzt. Der Hergang dabei ist wieder echt chinesisch und für die Verhältnisse kennzeichnend; man sieht, wie wild und ingrimmig die Leute in Folge des aufdringlichen Benehmens der Missionäre geworden sind. An den Wänden sah man große Plakate, in welchen von 50 bis 200 Dollars für den Kopf eines solchen angelobt werden; wer den Kopf eines ihrer Proselyten einliefert, soll 30 Dollars bekommen. Die Plakate lügen frisch darauf los und versuchen, dem Volke alberne, recht haarsträubende Dinge einzureden; sie fallen eben so grob aus wie die Missionäre. So sagen sie zum Beispiel:

„Da haben wir gegenwärtig eine Bande fauler Landstrei-

cher und alter Schwätzer, welche sich in die Familien eindrängen und mit glatten Worten und freundlichen Mienen eine Art von Pillen vertheilen, welche sie als San sin san, Geisterpulver, bezeichnen. Sie sagen, wer solche Pillen nehme, erreiche ein hohes Alter und erhalte eine so große Menge werthvoller Eigenschaften, daß es viel zu lang wäre, diese alle aufzuzählen. Manche rechtschaffene Leute haben geglaubt, daß, wenn sie solche Pillen in ihre Klöße mischten, diese dadurch mächtig groß würden, und daß sie überhaupt sehr wohlthätig wirken müßten, wenn man sie genösse. Aber nach dem Genusse jener Pillen bekommen Mannsleute geschwollene Füße und Frauenzimmer einen dick aufgetriebenen Bauch; und wer nicht besonders kräftig gebaut ist, muß nach dem Genusse solcher Pillen sterben. Wer aber mitleidig gewesen ist und Almosen gegeben hat, stirbt an diesen Pillen nicht, sondern wird nur krank davon. Uebrigens giebt es auch herzlose Männer und Weiber, welche behaupten, daß solche Kranke nur durch Barbaren geheilt werden könnten. Allerdings wenn ein Barbar seine Medicin verordnet hatte, war die Krankheit zur Hälfte gehoben und sie verschwand nach der zweiten Dosis. Von den Wohlhabenden erpreßten diese Barbaren für die Heilung Tausende von Dollars, während die Aermeren gezwungen werden, sich belehren zu lassen; sonst bekamen sie die zweite Dosis nicht. Durch diese aber wurde ihr Kopf verwirrt und verrückt gemacht, und so kam es, daß sie sich belehren ließen. So warfen sie die Verehrung der Vorfahren hinweg und brachen die Bande der Familie, und das ist doch wahrhaftig nichts Geringes!" ꝛc.

Bei der gereizten Stimmung der Chinesen wäre den Missionären, die überhaupt, da sie ohnehin ungerufen kommen, als sehr unwillkommene, aufdringliche Gäste betrachtet werden, doppelt und dreifach zu rathen, daß sie mit Maß zu Werke gingen und nicht herausfordernd aufträten. Manche haben sich die Mordauftritte in Tientsin allerdings eine Warnung sein lassen, sie haben aber nicht Einfluß genug, um die Eiferer zur Nachahmung ihres guten Beispiels anzuhalten.

Verbreitung einiger Säugethiere zur Zeit der Ankunft der Europäer in Nordamerika.

W. J. Hays theilt über dieses Thema im „American Naturalist" (September 1871) einige interessante Notizen mit. Das Elen- oder Musethier, das nun fast ganz aus den Vereinigten Staaten verschwunden ist, wurde zur Zeit als die ersten Europäer nach den Neu-England-Staaten kamen, noch südlich bis zur Breite von Neuyork gefunden. Der Verbreitungsbezirk des Karibu oder Renthieres war auch ein weit größerer als heute; man hat fossile Renthierknochen südlich vom Ohio aufgefunden. Der Moschusochse wird dagegen von den ersten Reisenden nicht erwähnt, sie bezeugen aber sämmtlich, daß die amerikanischen Hirsche (Cervus virginianus und Cervus campestris) in ungeheurer Menge durch das Land schwärmten. Der Wapitihirsch wurde an der ganzen Küste von Canada bis an den Golf von Mexico gefunden. Der Bison, welchem die ersten Ansiedler den Namen buffalo beilegten, kam gleichfalls an der Küste vor, vom Connecticutthale bis nach Florida; er war also über das ganze Land im Osten der Felsengebirge verbreitet, nördlich bis zum 60. Breitengrade. Nach einer Berechnung von Hays werden jetzt noch in jedem Jahre eine halbe Million Büffel durch Menschenhand vernichtet. Unser rother Fuchs war schon vor Ankunft der Weißen in Amerika, obgleich das Gegentheil behauptet wurde; neben ihm kommt die graue Art vor. Wölfe und Biber waren überall häufig. Der Jaguar, der nun nicht mehr östlich von Texas vorkommt, war noch bis 1737 in den Bergen Nordcarolinas zu finden. Der Hund war in allen Theilen des Landes häufig. Nach den Beschreibungen ist es dieselbe Art, die bei den Prairieindianern jetzt vorkommt.

* * *

— Das Telegraphendepartement in St. Petersburg hat jüngst amtlich bekannt gemacht, daß das unterseeische Kabel zwischen Wladiwostock an der mandschurischen Küste und Nagasaki zu Ende des August gelegt worden sei. Am Vereinigungspunkte war das Stationsgebäude nahezu vollendet, und der telegraphische Verkehr mit Japan und China durch Rußland und Sibirien sollte demnächst beginnen. Der Welttelegraph wird zur Thatsache werden, sobald die Lücke zwischen Westamerika und Ostasien ausgefüllt ist.

— Wein in Missouri. Vor etwa dreißig Jahren begannen deutsche Winzer bei dem Städtchen Hermann mit dem Anpflanzen der Rebe; sie herbsteten 1870 mehr als 200,000 Gallonen guten, trinkbaren Wein. Im Staate sind mehr als 4000 Acres mit Reben bepflanzt. Der „Missouri-Schaumwein" ist auf verschiedenen Ausstellungen belobt worden; den Franzosen hat er zu viel Fruchtgeschmack, der aber von Deutschen und Engländern gelobt wird. In Missouri hat man Veredelungsversuche mit nicht weniger als 75 einheimischen Traubensorten angestellt; etwa ein Drittel derselben hat mehr oder weniger den Erwartungen entsprochen.

— Viehzucht in Texas. Der Bestand an Rindvieh stellt sich auf mehr als 4,000,000 Häupter, welche über einen Raum von etwa 152,000,000 Acres umherschwärmen. Es giebt im Lande viele reiche „Rindviehkönige", Cattle Kings. Einer derselben am Santa-Castrutos-Flusse hat eine Farm von — nur 84,132 Acres und auf derselben etwa 65,000 Stück Rindvieh, 20,000 Pferde, 7000 Schafe und 9000 Ziegen. Als Hirten beschäftigt er mehr als 300 Mexicaner. Ein anderer Viehkönig, am Flusse San Antonio, hat 40,000 Häupter Rindvieh; einer am Brazos gegen 50,000. In Texas ist gutes Ackerland von 1 Dollar 25 Cents bis zu 5 Dollars der Acker zu haben und zwar in ganz gesunden Gegenden. Von Anfang 1870 bis Mitte des Jahres 1871 soll die Zahl der in jenem Staate zur Ansiedelung Eingewanderten an 300,000 Köpfe betragen haben, und die Volksmenge sich gegenwärtig auf 1,200,000 Köpfe stellen.

— Wir haben schon oft darauf hinweisen müssen, daß die Geistlichkeit in den spanischen Republiken Amerikas sich vielfach durch fanatische Unduldsamkeit kennzeichnet. Die Priester lassen die Volksmassen in arger Verwahrlosung und wollen Erziehung und Schulunterricht nicht dulden. So wird ihnen jetzt in den Blättern zu Santiago, der Hauptstadt Chiles, geradezu auf den Kopf gesagt, daß sie ein neuerbautes Schulhaus in Brand gesteckt haben. — Aus der Hauptstadt Mexico wird vom 24. August Folgendes berichtet: In Morelia hat der katholische Priester Cavero eine fanatische Predigt gegen die Reformgesetze der Regierung und gegen die Duldsamkeit in religiösen Dingen gehalten. Er hat außerdem den Pöbel dermaßen gegen die Protestanten aufgehetzt, daß Unruhen entstanden. Man nahm jedoch den eifernden Pfaffen beim Talar und steckte ihn ein, trotz seines Schreiens und Betens. Als der Pöbel ihn befreien wollte und Tag und Nacht lärmte, schritt die bewaffnete Macht ein. Sehr viele der Ruhestörer wurden verwundet, andere blieben todt auf dem Platze, außerdem wurde Feuer angelegt!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Am Hofe des Guikowar zu Baroda in Indien.

III.

Der Guikowar hat eine Menge kostspieliger Liebhabereien und die angloindischen Zeitungen haben ihn manchmal recht hart darüber angelassen. Er hat dann allemal gesagt: „Diese Leute verstehen mich nicht; sie sollten mich in Ruhe lassen; kümmere doch ich mich nicht um die vielerlei wunderlichen Dinge, welche ich an ihnen bemerke, und denen ich meinerseits keinen Geschmack abgewinnen kann.“

Alles, was dem Könige neu erscheint, frappirt ihn, und in seinen Launen und Liebhabereien tritt häufiger Wechsel ein. Es fällt ihm ein, daß er noch nicht genug Edelsteine besitze. Flugs müssen seine Agenten die Läden der Juwelenhändler durchstöbern, um seltene und kostbare Sachen ausfindig zu machen. Der Guikowar hat, und das loben wir unsererseits an ihm, große Vorliebe für die Tauben; er soll einmal nicht weniger als 60,000 Stück von allen möglichen Arten gehabt haben. Einige Morgenstunden widmet er ihnen, er läßt sie fliegen oder, wie die Kenner sich ausdrücken, er jagt sie. Einige Mal hat er auch *Taubenpaare verheirathet* und dabei sehr kostspielige Feierlichkeiten veranstaltet. Rousselet schildert eine solche als Augenzeuge. Die beiden Tauben waren mit kostbaren Halsbändern geschmückt und wurden von zwei Pagen auf die reich geschmückte Terrasse gebracht. Der König und seine Hofleute trugen Galakleider und bildeten einen Kreis, in dessen Mitte die Brahminen religiöse Gesänge anstimmten. Diese geistlichen Herren, welche sich, wie ihre Amtsbrüder und Collegen aller Kirchen, vortrefflich auf ihren Nutzen und Geldvortheil verstehen, hatten den Antrieb zu der Verheirathung des Taubenpaares gegeben, welches vom Guikowar eine beträchtliche Geldsumme als *Ausstattung* erhielt. Sie wanderte natürlich in die Taschen der frommen, heiligen Männer. Nachdem der Segen gesprochen war, fanden Tänze statt; man hielt ein glänzendes Hochzeitmahl und Abends war die ganze Terrasse beleuchtet. Unglücklicherweise hatte sich ein großer Kater eingeschlichen und den Herrn Taubengemahl verzehrt; die Frau Wittwe soll untröstlich gewesen sein; doch welche Wittwe wäre das wenigstens für einige Zeit nicht?

Einst waren die Bulbuls in großer Gunst. Diese Vögel, welche man als indische Nachtigallen bezeichnet, gleichen den unserigen nicht. Ihr Gefieder ist zierlich gefleckt und der Schwanz ist theilweise roth; den Schopf oder Büschel auf dem Kopfe können sie bewegen, nehmen sich so zu sagen kokett aus und sind streitsüchtig. Der König hatte einige Hundert dieser Vögel zusammengebracht, und wochenlang war es für ihn und seine Hofleute eine Hauptbeschäftigung, sie zu besehen, zu füttern und zu pflegen, insbesondere auch zum Kämpfen abzurichten. Als das letztere in genügendem Maße geschehen war, veranstaltete er eine große Schlacht. Die erhitzten Bulbuls hieben grimmig mit den Schnäbeln gegen einander ein und viele blieben todt auf der Wahlstatt.

An einem schönen Tage wandelte den Guikowar ein seltsames Gelüst an, das offenbar von einer Verirrung des Geschmackes zeugt. Er wollte sich einmal mit lauter heiligen

und frommen Leuten umgeben, und ließ nun von weit und breit her so viele dieser impertinenten Strolche und Müßiggänger zusammenbringen, wie er nur erhalten konnte. Es wimmelt bekanntlich gerade in Indien von solchen frommen Taugenichtsen, welche von der Dummheit ihrer Nebenmenschen bequem leben. Mochten sie nun Hindus oder Mohammedaner, Gosains oder Fakire sein, — dem Guikowar kam es nur darauf an, seine heilige Menagerie reichlich zu füllen. In der That gelang es ihm, recht hübsche Exemplare aufzutreiben. Insgemein sind die Frommen in Indien überaus schmutzige, von Unrath starrende Gesellen; der Guikowar zwang sie, tyrannisch wie er war, sich zu waschen, und dann steckte er sie in Prachtgewänder. Dabei that er, als ob er ihnen obendrein große Verehrung bezeige. An Essen und Trinken ließ er es den Biedermännern auch nicht fehlen.

Unter diesen wunderlichen Heiligen war auch einer, der sich so tief in Beschaulichkeit zu versenken vermochte, daß er gegen alle Seelenregungen unempfindlich war. Er starrte mit den unheimlich blickenden Augen immer nur auf einen Fleck, seine Glieder waren unbeweglich, und als man dicht vor seiner Nase einige Pistolen abfeuerte, nahm er davon auch nicht die mindeste Notiz. Als die Agenten des Guikowar auf der Suche nach Heiligen umherspäheten, fanden sie in einer Vorstadt von Baroda dieses Exemplar bis an die Brust in einem Misthaufen vergraben; jetzt war er gekleidet in Purpur und prächtige Leinwand und ließ sich das gefallen. Ein anderer aus der heiligen Cohorte, ein Muselmann und



Reiter von der Leibwache des Guikowar.

angeblich obendrein ein Seyd, also Abkömmling vom Propheten, spielte dem Könige einen bösen Streich; er entführte die hübsche Tochter eines reichen Juwelenhändlers und entfloh mit ihr nach der nahen Stadt Ahmedabad, die unter britischer Herrschaft steht. Der Seyd glaubte sich dort sicher, indeß lieferten die englischen Behörden auf Ansuchen des Guikowar ihn aus. Rousselet war Zeuge, als sie wieder eingebracht und vor den König geführt wurden. Das Mädchen mußte sich unterwegs die Verhöhnungen der Menge gefallen lassen; der Heilige hatte Gift genommen und lag in Todeszuckungen zu ihren Füßen, aber unter den Hindus zeigte sich weder Theilnahme noch Erbarmen bei diesem traurigen Schauspiele.

Zu jener Zeit war in den Geldkoffern des Königs völlige Ebbe. Sehr begreiflich; er hatte eben wieder einmal Diamantenliebhaberei gehabt und in verhältnißmäßig kurzer Zeit für mehr als sechs Millionen Rupien Edelsteine, darunter den „Stern des Südens", gekauft. Als kluger Mann wußte er sich zu helfen. Von neuen Auflagen oder Erhöhung der Steuern durfte keine Rede sein, Geld mußte jedoch geschafft werden. Nun ist es allbekannt, daß in den Fürstenthümern Indiens die Beamten nicht nur bestechlich sind, sondern auch in der allerschamlosesten Weise stehlen. Viele Aemter sind kärglich besoldet, und doch werden ihre Inhaber reiche Leute.

Der Guikowar wußte so gut wie jeder Andere, wie die Dinge stehen und beschloß, den vollen Schwamm für sich auszupressen. Also wurde urplötzlich ein Königsbefehl an alle Karkhuns, Beamte, erlassen, der Folgendes besagt: „Seine königliche Hoheit sieht mit Betrübniß, daß in der Verwal-

tung Betrügereien stattfinden, hofft indessen, daß ein so verwerflicher Zustand sofort ein Ende nehmen werde. Er räth deshalb allen Beamten, die es angeht, die veruntreueten Summen, welche sie im Verlaufe der letztverflossenen zehn Jahre sich angeeignet haben, an den Schatz Seiner Hoheit zurückzugeben. Seine Hoheit will sich damit zufrieden stellen und diese Zurückgabe als genügende Strafe betrachten; das Vergangene soll der Vergessenheit anheim gegeben werden. Sollte jedoch wider Erwarten irgend ein Karkhun seine Pflicht versäumen, dann würde Seine Hoheit die traurige Obliegenheit und Pflicht haben, einen solchen Beamten grimmig heimzusuchen."

Dieser Königsbefehl wirkte wie Blitz und Donnerschlag; die Beamten jammerten und schrien, die Zeitungen nahmen sich der Karkhuns an, aber das half nicht. Nach wenigen Wochen waren 2,700,000 Rupien an den Schatz abgeliefert worden, und Guikowar Chanderao erzählte mit großem Behagen die ganze Geschichte, die allerdings gelungen war, seinen europäischen Freunden.

Außer den Besitzungen in Guzerat gehört dem Guikowar



Ein Fakir, der Reliquien trägt.

von Baroda auch ein Theil der großen Halbinsel Kattywar, welche zwischen dem Golf von Cambay und dem Rann (der, sumpfigen, von vielen Wasserläufen durchzogenen Ebene) von Kotsch. In einem Theile dieses Landes wohnt der ungebändigte Stamm der Waghars, welcher sich oft gegen die aus Baroda kommenden Statthalter auflehnt. Ein Wagharhäuptling faßte den Entschluß, den Guikowar zu ermorden. Dieser erhielt Kunde von dem Anschlage; als er den Waghar vor sich bringen ließ, stürzte dieser sich von der Terrasse herab. Wie durch ein Wunder blieb er unbeschädigt und sprang auf ein Pferd, doch des Königs arabische Reiter holten ihn ein und säbelten ihn nieder. Zu jener Zeit saßen vier andere Wagharhäuptlinge als Hochverräther in Baroda gefangen. Sie wußten sich zu befreien, wurden jedoch, nebst dem Schlosser, welcher ihnen die Thür geöffnet hatte, wieder verhaftet, und man schlug ihnen den Kopf herunter.

Dem Schlosser war eine andere Todesart beschieden; er bekam die „Elephantenstrafe", mit welcher es folgende Bewandtniß hat. Man knebelt dem Verurtheilten Hände und Füße und befestigt an seinem Leibgürtel ein Seil, das an die Hinterbeine eines Elephanten festgebunden wird. Dieser muß dann im Trabe durch die Straßen laufen; bei jedem

Schritte zieht er das Seil an und der arme Sünder wird dadurch auf und nieder geworfen. Manchmal erfolgt schon dadurch der Tod, wenn nicht, bindet man ihn los, giebt ihm einen Becher mit Wasser zu trinken, legt seinen Kopf auf einen Quaderstein und der Elephant muß ihn zerstampfen.

Wir wollen Einiges über die Hofetikette sagen. Es ist streng verboten, in Gegenwart des Königs zu niesen; wer es thäte, würde scharf bestraft werden, denn der König müßte ja dann alle Geschäfte, welche er am laufenden Tage besorgen wollte, auf den nächsten verschieben, denn — niesen bringt ja Unglück. Andererseits werden manche natürlichen Verrichtungen, die in Europa aus der Gesellschaft verbannt sind und für unanständig gelten, erlaubt, und wenn dem Könige etwas derartiges passirt, wünschen die Hofleute ihm Glück, etwa so, wie wir Prosit, oder Gott segne's sagen. Wenn der König gähnt, müssen sie mit den Händen klatschen, um dadurch abzuwenden, daß irgend ein Insect in den Mund des Herrschers fliege.

Sehr wichtig ist das Dassarafest, welches nach Aufhören der Regenzeit in der ersten Hälfte Octobers gefeiert wird und zehn Tage dauert. Während der ersten neun Tage, welche man als Nauratri, die neun Nachtwachen, bezeichnet, weihet man Waffen und Pferde ein, Säbel, Schilde, Flinten rc. werden sorgfältig geputzt, dann auf Altäre gelegt, die Brahminen sprechen den Segen darüber und die mit Kränzen geschmückten Pferde werden in den Straßen umhergeführt. An jedem Abend finden Lustbarkeiten statt, und die Bayaderen tanzen im Palaste des Königs.

Das letztere muß unbedingt geschehen, denn der Gott hat das einst versprochen. Die schöne Legende erzählt Folgendes.

„Wischnu (Mahadö) kam einst in der Gestalt eines schönen Jünglings auf die Erde herab. Es war schon dunkel, als er in ein Dorf kam, an die Thüren klopfte, um ein Lager zu erhalten. Vor dem Hause eines Priesters, eines Brahminen, sagte er sich, daß ein armer Reisender gewiß wohlwollende Aufnahme finden werde, aber der Priester wies ihn barsch ab. Auch sonst überall verweigerte man ihm Einlaß und schalt ihn wohl auch aus. Da vergoß der Gott heiße Thränen über die Hartherzigkeit der Menschen, verließ das Dorf und wollte wieder zum Himmel emporsteigen, um dann die Erde zu vernichten. Da sah er ein Licht durch das Gebüsch aus einer Hütte hervorschimmern und vernahm wohltönenden Gesang. Er wollte noch einen letzten Versuch machen und bat um Aufnahme. Heraus trat eine junge Bayadere, führte ihn in die Hütte, gab ihm einen Platz am Herde und bereitete ihm ein Mahl. Als er sich gesättigt hatte, erfreuete sie ihn durch Gesang und theilte dann auch ihr Lager mit ihm. Durch die liebevolle Freundlichkeit des armen Mädchens wurde die Welt vom Untergange gerettet. Am andern Morgen versprach der Gott, daß von nun an sie von Allen geehrt und von seinen Nachkommen geschützt werden sollte." Da nun alle Radschas ihre Herkunft von Rama, einer Incarnation Wischnu's, herleiten, so halten sie sich für verpflichtet, das Versprechen ihres göttlichen Urahns zu erfüllen.

Das ist die Legende vom Gott und der Bayadere, welche unsern Goethe zu einem der herrlichsten Gedichte begeisterte, welche jemals von der Poesie geschaffen worden sind.

Am zehnten Tage, dem Dassara, findet ein großer Umzug statt, zum Angedenken der Schlacht, welche Rama über Ravana, den König von Ceylon, gewann. Bei dieser Gelegenheit entfaltet Guikowar Chanderao so große Pracht, wie bei keinem andern Sowari, und um die Ceremonie noch imposanter zu machen, erbittet er sich einige Bataillone Soldaten aus dem Standlager der Engländer. Der Zug hält auf einem großen Platze, in dessen Mitte ein Altar aufgeschlagen ist. Ein gewaltiger Büffel wurde dort dem Könige vorgeführt, welcher ihm mit einem einzigen Schwertstreiche den Kopf vom Rumpfe hieb. Das ist ein nicht geringes Kraftstück, aber es ist dem Guikowar in jedem Jahre gelungen. Sobald der Büffel am Boden liegt, donnern die Kanonen, das Volk stürzt über das Schlachtopfer her und zerreißt es; die einzelnen Stücke werden als Talismane betrachtet. Das Büffelopfer wird dargebracht zum Angedenken der Göttin Durga, welche an jenem Jahrestage den Büffeldämon Maheshasura tödtete.

Im wahren Sinne des Wortes glänzend ist auch das Diwali oder Lampenfest zu Ehren der Lakdmi, Göttin des Ueberflusses. Ein auf den Altar gelegtes Gold- oder Silberstück wird vom Volke verehrt. Zu diesem Feste werden alle Häuser ausgebessert und frisch angestrichen, auch bringt man alle Jahresrechnungen zum Abschluß. Es dauert vier Tage; der erste heißt Dhan, ist dem Glücke, sagen wir der Fortuna geweiht, und in jeder Wohnung brennt eine Kerze zu Ehren Yama's, des indischen Pluto. Der zweite Tag heißt Narak, Hölle; an ihm macht man der Hausfrau Geschenke. Der dritte Tag ist der eigentliche Diwali und ist Saraswati, der Göttin der Weisheit, geheiligt. Mit ihm beginnt das indische Jahr; die Frauen fegen das ganze Haus rein aus, schütten den gesammelten Kehricht in einen Korb, stellen in diesen ein Licht, werfen das Ganze auf die Straße und rufen: „Nun mögen Verdruß und Mangel mit euch fortgeschafft sein und möge das Reich Bali's (das Zeitalter der Glückseligkeit) anfangen." Der letzte Tag ist der Yama Devitiya; er wird gefeiert zum Andenken des Besuches, welchen Gott Yama seiner Schwester abstattet, und deshalb besuchen die Brüder ihre Schwestern und bringen ihnen Geschenke.

An jedem Abend findet allgemeine Beleuchtung statt.

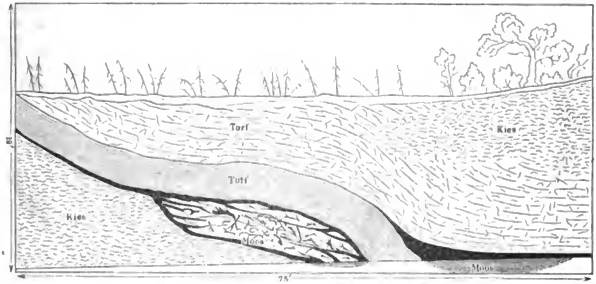
Die Renthierzeit.

II.

Schussenried ist eine Station an der Ulm-Friedrichshafener Eisenbahn im Saulgau; es liegt auf der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein; die nach Süden gehende Schussen fällt in den Bodensee, die nördlich strömenden Bäche sind der Donau tributär. Nahe bei dem Orte findet man an der Schussenquelle ein Torfmoor und Kies- und Schuttablagerungen mit Geröll, die auf eine unzweifelhafte ehemalige Gletscherthätigkeit in dieser Gegend hindeuten. Im Sommer 1865 wurde durch dieses Terrain ein Graben gezogen, und dabei stießen die Arbeiter in 4 bis 5 Fuß Tiefe

auf eine mächtige Schlammschicht, aus der sie zahlreiche Knochen und Geweihe hervorzogen. Wissenschaftlich gebildete Leute, gleich auch Dr. Fraas, waren zur Hand, und so konnte man den wichtigen Fund von allem Anfang an gut überwachen.

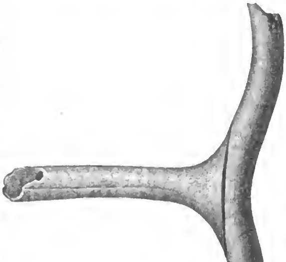
Das Profil der Figur zeigt den Graben im Längendurchschnitte. Zu oberst liegt Torf, welcher an den Gletscherkiesrücken sich anlehnt, aus welchem fortwährend Quellen hervorsickern. Unter dem Torf liegt eine 4 bis 5 Fuß mächtige Kalktuffschicht, in der auch schon Knochen und Geweihe



Längendurchschnitt des Wassergrabens bei Schussenried.

vorkamen, die indessen bei der Berührung sofort zerfielen. Es folgte nun eine braune Moorschicht mit ganz vortrefflich erhaltenem Moose und darunter in einem zähen, schwarzblauen Schlamme die Knochen und Geweihe. „Wir befanden uns in einer zu Abfällen benutzten Grube, in der neben den Knochen und Knochensplittern abgeschlachteter und von Menschen verspeister Thiere, neben Kohlenresten und Asche, neben rauchgeschwärzten Herdsteinen und Brandspuren zahlreiche Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen von Feuerstein und die verschiedenartigsten Handarbeiten aus Renthiergeweih über einander lagen. Das Alles lag in einer flachen bei einer Ausdehnung von 40 Quadratruthen nur 4 bis 5 Fuß tiefen Grube im reinsten Gletscherschutt, wobei klar in die Augen sprang, daß die vortreffliche Erhaltung der Beingeräthe und Knochen lediglich nur dem Wasser zu danken war, das im Moos und Sand sich halten konnte."

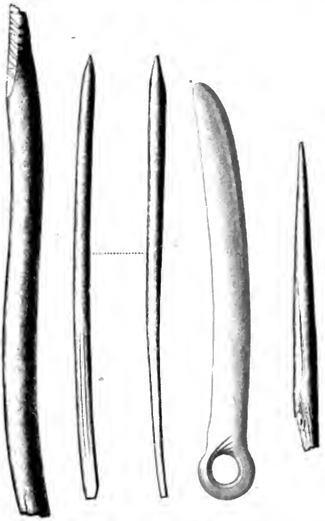
Die Untersuchung der Moose durch Schimper in Straßburg gab merkwürdige Aufschlüsse. Es waren nämlich durchweg nordische oder hochalpine Formen, von denen keine einzige mehr jetzt in Würtemberg vorkommt. Hypnum sarmentosum wächst jetzt in Lappland, Spitzbergen, Labrador und Grönland; Hypnum aduncum var. grönlandicum in Grönland; Hypnum fluitans in den Alpen und im arktischen Amerika. Also lauter arktische Formen. Mit diesem botanischen Ergebnisse stimmte das zoologische. Die Reste von mehreren Hundert Renthieren, bunt durch einander gewürfelt, kamen zu Tage. Man sah deutlich, daß man es nicht mit einer natürlichen Ablagerung, sondern mit einer willkürlichen, von Menschenhand veranlaßten zu thun hatte. Vom Haushunde fand sich, wie in der Dordogne, keine Spur. Da aber dieser zum Hüten und Einfangen der Renthiere unentbehrlich ist, so muß angenommen werden, daß an der Schussenquelle es sich nur um wilde, gejagte Renthiere handelte. Wichtig war ferner, daß einige nordische Raubthiere: der Vielfraß und der Eisfuchs, neben dem Renthiere vorkamen. Beide sind nordische, jetzt innerhalb der Polarzone wohnende Thiere. Außerdem wurden gefunden Reste eines kleinen Ochsen, eines großköpfigen Pferdes, Bären, des Wolfes, Hasen und des Singschwans, der gegenwärtig seinen Winteraufenthalt an den Seen Griechenlands und in Nordafrika hat und im Frühjahr nordwärts zieht, um auf Spitzbergen oder in Lappland zu brüten. — Aus diesen wichtigen Funden geht nun klar hervor, daß unter dem Tuff und Torf der Schussenquelle der Typus eines rein nordischen Klimas mit bloß nordischer Flora und bloß nordischer Fauna begraben liegt. Es bestand dort ein Klima, wie es heutzutage an der Grenze des ewigen Schnees und Eises herrscht oder unter dem 70. Breitengrade beginnt.



Angesägte Seitensprosse eines jungen Rens.
$\frac{1}{3}$ natürlicher Größe.

„Mit anderen Worten, wir befinden uns in der sogenannten Eiszeit. Denn halten wir zu der paläontologischen Bestimmung durch nordische Vierfüßler noch die geognostische Thatsache der alten oberschwäbischen Gletscher mit ihren Schuttwällen und ihren Moränen, so erhält die Gletschertheorie aus der oberschwäbischen Hochfläche einen fast directen Beweis der Wahrheit. Wir haben Oberschwaben von Moränen durchzogen und von abschmelzenden Gletschern, deren Wasser den Gletschersand in moosbewachsene Tümpel waschen; wir haben ein grönländisches Moos, das in mächtigen Bänken die feuchten Sande überzieht; wir haben wohl selbstverständlich zwischen den Schuttwällen der Gletscher weite grüne Triften, auf denen sich in Rudeln das Renthier umhertreibt wie heutzutage an der Waldgrenze Sibiriens oder in Norwegen und Grönland; wir haben zugleich hier die Lebensbezirke der dem Ren gefährlichen Fleischfresser, des Fiälfraß und des Wolfs; in zweiter Linie des Bären und der Polarfüchse.“

Gefährlicher als alle diese Thiere war aber dem Ren der Mensch, der Mensch der Eiszeit, den wir auf diesem Schauplatze als den ältesten Colonisten Oberschwabens auftreten sehen. Allem Anschein nach waren es Jäger, welche die Jagd auf Renthiere einlud, die bessere Jahreszeit an der Grenze des Eises und Schnees zuzubringen. Freilich Skelettheile der alten Schwaben fand Fraas nicht, wohl aber genug Dinge, die auf das Leben und Treiben der alten Schussenrieder Licht werfen. In der auf dem Durchschnitte kenntlichen Stelle lagen die zahlreichen Knochen- und Geweihabfälle bunt und zerbrochen durch einander, gemischt mit Steinen, die zum Aufschlagen der Röhrenknochen dienten, und vom Feuer geschwärzten Platten. Es war ein Küchenabfall, in dem sich indessen keine Spur Töpfergeschirr zeigte. Vom größten Werthe für die Beurtheilung des Schussen-Menschen waren die bearbeiteten Renthiergeweihe. Da sehr viele halbfertige und angesägte Stücke gefunden wurden, so konnte Fraas an diesen genau den Proceß verfolgen, wie mit den Steinen das Geweih bearbeitet wurde. Die Figur auf S. 229 zeigt z. B. die angesägte Seitensprosse eines jungen Rens in einem Drittel natürlicher Größe. Fraas hat auch gezeigt, daß namentlich die innere Seite der Geweihstange zum Aussägen mit Feuersteinen verwandt wurde, um daraus Geräthe verschiedener Art zu gewinnen. Unsere Figuren zeigen einige dieser Geräthe. Die größere, links, stellt ein außerordentlich glatt geschabtes, völlig rundes Stück mit abgebrochener Spitze dar; an dem untern Ende sind Kerben eingeschnitten, augenscheinlich zum Festschnüren in ein Heft mit Riemen oder gedrehten Därmen. Die nächsten beiden Figuren zeigen, von zwei Seiten, einen Bolzen oder Pfeil, dessen flaches Unterende befiedert werden konnte. Es folgt ein kurzes Messer mit einem Oehr, endlich eine abge-



Dolche und Bolzen aus Rengeweih geschnitzt. Sämmtliche in $\frac{1}{2}$ natürlicher Größe.



Doppelt durchbohrtes Geweihstück eines jungen Rens. $\frac{1}{3}$ natürl. Größe.

brochene Spitze, die, auf die erste Figur gesetzt gedacht, einen ziemlich langen Dolch darstellen würde. Eigenthümlich erscheint auch ein am untern Ende doppelt durchbohrtes Geweihstück. Wozu dieses dienen sollte, ist nicht klar, man erkennt aber, wie gut die Schussenmenschen runde Löcher zu bohren verstanden. Auch Fischangeln aus Knochen sind gefunden worden, und daß man sie nicht erfolglos anwandte, beweisen die vielen Wirbel von großen Fischen, die zwischen den Geweihen und Abfällen lagen.

Einen künstlerischen Aufschwung, wie man ihn bei den Renthierfranzosen nachweist, nahmen die alten Renthierschwaben nicht. Sie blieben in dieser Hinsicht auf der untersten Stufe kindlicher Versuche stehen, wenigstens deutet Fraas in dieser Weise die Kritzeleien und Striche auf einem Geweihstücke. Aber selbst die kühnste Phantasie vermag aus diesem Gekritzel keinerlei Figuren von Thieren u. s. w. zu construiren. Im Wesentlichen dreht sich der Fund um Waffen und Jagdgeräthe, und alles Gefundene überhaupt um die Befriedigung des Hungers mit Fleischspeise. Doch fehlt es nicht an Zeichen, daß der Sinn für Verschönerung bei den alten Schussenriedern herrschte. Fraas fand rothe Farbestückchen, aus Eisenoxyd bestehend, die wohl zum Bemalen des Körpers, wie jetzt noch bei den Wilden, angewandt wurden.

Der Fund an der Schussenquelle, der erste in seiner Art, stellte den Renthiermenschen in Frankreich und Belgien Gefährten an die Seite. Daß wir es mit einem Volk zu thun haben, dessen Spuren die Höhlen und Grotten der Dordogne bewahren, und das zugleich an den Quellen der Schussen jagte, kann nicht mehr zweifelhaft erscheinen. Fraas hat die südfranzösischen Funde in der Hand gehabt und neben die schwäbischen gelegt. „Da sind in erster Linie die Feuersteine beider Orte wie nach einem Modell geschlagen, fast möchte ich sagen, es liegen sogar südfranzösische Kreidefeuersteine an der Schussen, so ähnlich sieht sich der Stein. Letztere Möglichkeit ist gar nicht ausgeschlossen, denn echte, entschiedene Kreidefeuersteine wurden neben anderen alpinen, jurassischen und zweifelhaften Feuersteinen an der Schussen benutzt. Auf hundert Stunden im Umkreis giebt es aber keine Kreide und keine Kreidefeuersteine, und sie müssen ganz nothwendig aus ferner Gegend mitgebracht oder eingehandelt worden sein. In zweiter Linie sind accurat dieselben Feilschnitte an den Geweihen von Perigord und Schwaben zu sehen, Schnitte, die mit keinem andern Instrumente zu Stande gekommen, als mit dem Feuerstein. Drittens bestehen an beiden Orten die Küchenabfälle meistens aus Renthierknochen, dann kommen Pferd und Ochse,. auch Vogelknochen und größere Fischwirbel haben beide Stationen gemeinschaftlich. Daß der Zustand, in welchem die Knochen gefunden werden, der nämliche ist, daß in Frankreich und Schwaben auf dieselbe Weise die Markknochen aufgeklopft, die Kiefer geöffnet, Löcher in Fingerglieder und Fersenbeine geschlagen werden, — das könnte man allerdings auf Rechnung des instinctiven Handelns aller wilden Völker schreiben; was aber Manipulationen anbelangt in Bearbeitung des Hirschhorns, in der Zurichtung der Handwerkszeuge, der Pfeile, der Lanzenspitzen, das weist nothwendig auf gegenseitige Bekanntschaft und Stammverwandtschaft hin. Wenn auch die belgischen Höhlen (Furfooz bei Dinant) hierher noch beizuzählen sind, in denen man Renthierknochen, theilweise verarbeitet, Bär, Ochs, Pferd, Biber, Fiälfraß, Ziege, Vogel und Fisch neben Menschenschädeln und Knochen und groben Topfscherben und Kohlen gefunden, so kamen unsere kühnen Jägerhorden schon in einem hübschen Stück von Centraleuropa herum. Wunderbar, daß in einem der Schädel von Furfooz (siehe oben S. 214) Vogt schon im Jahre 1865 einen „dummen Schwaben" erkannt, zu einer Zeit, da er noch gar nicht wissen konnte, daß auch die Schwaben sich einst mit Renthier- und Bärenmark genährt hatten."

Tai-wan-fu auf Formosa.

Von **Edward Greey.**

Formosa, immer noch nicht genügend bekannt, hat in neuer Zeit mehr und mehr die Aufmerksamkeit angezogen. Wir selbst haben („Globus" XVII, 217) die Frage einer Colonisation dieser Insel durch Deutsche erörtert und speciell den Reichthum an Kohlen hervorgehoben. Jetzt finden wir in Frank Leslie's „Illustrated Newspaper" (9. September 1871) den Bericht eines auf Formosa angesiedelten Amerikaners, E. Greey, über Tai-wan-fu und dessen Umgebung, den wir hier mittheilen.

Kok-si-kow, der Hafen Tai-wan-fus *), ist nur eine offene Rhede voller Sandbänke, auf welchen zur Zeit der Südwestmonsune eine so gewaltige Brandung herrscht, daß hier kein Schiff zu ankern vermag. Die Bewohner Tai-wan-fus versichern, daß, ehe der (südlicher gelegene) Hafen Ta-kow sich bildete, die See bis an die Mauern ihrer Stadt reichte. Wahrscheinlich warf das Erdbeben, welches den Tai-fung-lung oder Affenberg (1110 Fuß hoch, östlich von Ta-kow) zerriß, das Land an der Küste von Tai-wan-fu auf, welches jetzt fünf Miles von der See entfernt liegt. Im Laufe der Zeit ward der Hafen durch die Monsune noch mehr versandet, und wahrscheinlich wird die Rhede bis zum Schlusse unseres Jahrhunderts gänzlich trocken gelegt sein. Die Chinesen können unmöglich die Insel Tai-wan (Große Bai) und die Hauptstadt Tai-wan-fu (Große Bai-Stadt) nach dem gegenwärtigen Hafen genannt haben, und in der That weist auch der ganze Landstrich zwischen der Stadt und dem jetzigen Meeresufer darauf hin, daß er eine Neubildung an Stelle eines ehemaligen schönen Hafens ist.

Landet man in Kok-si-kow, so erblickt man zunächst die Ruinen des alten holländischen Forts Zelandia; über dem nördlichen Thorweg steht noch die Inschrift: De Castel Zeland. Gebowed Anno 1630. Jetzt wächst eine herrliche Bananengruppe auf den Ruinen, die weithin sichtbar zur See ist und den Schiffern als Landmarke dient. Nachdem man das Fort passirt hat, um das herum ein Fischerdorf angelegt ist, betritt man eine weite Alluvialebene, augenscheinlich eine Neubildung, die von verschiedenen kleinen Bächen durchschnitten ist. Während der Südwestmonsune ist

*) Tai-wan-fu ist der dem Verkehr eröffnete „Hafen" im Südwesten Formosas. Im Norden sind Tam-sui und Ke-lung (Ki long) eröffnet.

sie ganz mit Wasser bedeckt. Zur Linken fließt ein kleiner Strom, der sich unter den Mauern des noch drei Miles entfernten Tai-wan-fu hinwindet. Die Stadt ist von einer hohen viereckigen Mauer umgeben, die aus Ziegelsteinen mit dazwischen gestampfter Erde besteht. Sie hat eine Ausdehnung von sechs Miles und soll im Kleinen die Mauern Pekings nachahmen. Innerhalb liegen die Wohnungen der Beamten und verschiedene buddhistische und taouistische Tempel; auch ein schöner dem Confucius geweihter Tempel ist vorhanden. Der übrige Theil der Stadt wird von Privathäusern, Gärten und parkartigen Plätzen eingenommen, die dem Ganzen einen malerischen Anblick gewähren. Leben herrscht aber in der Stadt keineswegs; seit der Hafen versandet, ist sie eine gefallene Größe.

Die Stadtmauer ist 16 bis 20 Fuß hoch und wird von vier Thoren durchschnitten, über denen sich massive Wachtthürme erheben. Der Fluß, der an der Stadt vorbeifließt, ist jetzt, mit Ausnahme für Sampans, völlig unschiffbar. Eine ausgedehnte Vorstadt schließt sich an die Mauern an; weiterhin dehnt sich die von Bambusgebüsch, Feldern und Gärten unterbrochene Ebene aus. Im Hintergrunde erheben sich die 5000 bis 10,000 Fuß hohen Berge der Formosa von Nord nach Süd durchziehenden Gebirgskette. Die Bevölkerung der Stadt beträgt ungefähr 70,000 Seelen, davon wohnen 30,000 innerhalb der Mauern.

Eine Hauptsehenswürdigkeit ist der zum Andenken des „Königs von Formosa“ errichtete Tempel. Der Name dieses „Königs“ Chin-ching-koh oder Kok-sin-ga, des Schneiders Sohn, steht über dem Haupteingange. In der großen Halle sind neun riesige Schildkröten aus Stein aufgestellt, deren jede eine Granitplatte mit dem Namen eines berühmten Offiziers trägt, der bei der Vertheidigung Formosas fiel. Der Tempel muß einst einen bedeutenden Raum bedeckt haben, doch in den letzten Jahren haben die Bewohner ihn als eine Art Steinbruch benutzt und ihn dadurch sehr verkleinert.

Nicht weit vom westlichen Thore steht das alte holländische Fort Mao-low oder Fan-low, „das fremde (oder rothhaarige) Haus mit dem obern Stockwerk“. Es wurde im siebenzehnten Jahrhundert erbaut und muß damals ein sehr starker Platz gewesen sein. Dieses nun ganz verlassene Fort ist der Aufenthalt ungeheurer Fledermausschwärme. Der einzige andere Gegenstand von Interesse innerhalb der Mauern der Stadt ist die „Prüfungshalle der Studenten“, in der Nähe des Taoutais Ya-men oder Gouverneurhauses. Sie enthält tausend Granitsitze, die von Amoy herübergebracht wurden, und hier versammeln sich die Studenten Formosas, um den Grad eines Tui-tsai, Baccalaureus artium, zu erlangen. Dicht dabei steht ein 50 Fuß hoher Thurm aus rothen Ziegeln, in dem ehemals das Bild des „Gottes der Literatur“ aufgestellt war.

Außerhalb der Wälle, in der Nähe des nordöstlichen Thores, liegt ein weiter Platz von etwa 15 Acres Ausdehnung, der als Exercir- und Hinrichtungsplatz dient. Hier wurden während des ersten chinesischen Krieges viele fremde Soldaten enthauptet, deren bleichende Schädel man noch erblickt, einige in hölzernen Käfichen, in denen sie an den Stadtmauern gehangen hatten.

In der Nähe des Südthores steht der Tempel des „Gottes der Gnade“, einst ein schönes Gebäude, jetzt aber zerfallen. Vor dem Tempel dehnt sich ein Teich aus, auf dem früher die geputzten Damen Tai-wan-fus in Booten sich versammelten. In einem zweistöckigen Gebäude, genannt das Halbmondhaus, das noch am Rande des Teiches steht, pflegten dann die Väter der Stadt sich zum Banket zu vereinigen und dem Gesange der Nymphen da unten zu lauschen. Das ist nun lange vorbei und der Teich dient als letzter Zufluchtsort für jene, die unglücklich im Spiele waren oder des Lebens müde sind. Hunderte haben hier schon ihrem Leben ein Ende gemacht und ihre ruhelosen Geister sollen beständig über dem Wasser schweben. Als ich diesen Ort vor mehreren Jahren besuchte, wurde meine Aufmerksamkeit durch die im Wasser aufsteigenden Blasen rege. Ich glaubte, sie rührten von Fischen her, und fragte meinen chinesischen Freund, ob er auch Fische aus dem Teiche äße, indem ich auf die Blasen deutete. Zu meinem großen Erstaunen stürzte er in sehr unhimmlischer Weise von dannen und deutete mir durch Gesten an, ich solle Mund und Nase mit der Hand zuhalten. Da ich glaubte, er habe hierzu guten Grund, so hielt ich das Taschentuch vor mein Gesicht, bis er zurückkam. Er erschien nun mit Feuerschwärmern und einer angezündeten Fackel bewaffnet, hielt sich dabei aber ängstlich Mund und Nase zu. Nun entzündete er die Schwärmer über dem Wasser, und als der letzte verbrannt war, rief er aufathmend: „Das hat ihn zur Ruhe gebracht!“ Auf meine Frage: „Wen denn?“ antwortete er, die Blasen seien die Seelen derjenigen, die sich im Teiche ersäuft hätten, und der, welcher den Dunst athme, müsse unbedingt ihnen bald folgen. Mein Freund hatte für das Feuerwerk 200 Cash oder etwa 20 Cents verausgabt, eine für Formosa hohe Summe, und er hatte es nur gethan, um mich, nach seiner Ansicht, vor dem Selbstmorde zu bewahren. Außer dieser wohlwollenden Absicht konnte dieser „heidnische“ Chinese keine andere haben; auch weigerte er sich, seine Auslagen von mir sich ersetzen zu lassen.

Vom Halbmondhaus aus erblickt man die fernen, wolkenbedeckten Berge von Nan-sha und Ma-ke-tow. Die Formosaner erzählen, daß zwei Geister, der eine in Weiß, der andere in Scharlach gekleidet, dort auf den Bergen nach Art der Menschen Schach zu spielen pflegten, und als Bestätigung ihrer Erzählung zeigen sie einen großen flachen Stein, der wie ein Schachbrett gestaltet ist und auf einem der Berge liegt.

Die Leiden der deutschen Sprache in Böhmen.

R. A. Gegenwärtig vollzieht sich wieder einmal in Oesterreich eine jener Staatsumwälzungen, die den ohnehin morschen und siechen Staat bis in seine Grundfesten erschüttern. Die Unterdrückung des deutschen Elementes in Oesterreich, zumal in Böhmen, durch einen Kaiser aus deutschem Blut, durch national-fanatische Tschechen, feudale Junker und Ultramontane würde sich bitter rächen, denn der tüchtigste, in Bezug auf Cultur, Handel und Industrie allen übrigen Nationalitäten Oesterreichs weit voranstehende Stamm würde zum Spielball der sogenannten interessanten Nationalitäten gemacht und die deutsche Sprache in einer rohen, geradezu barbarischen Weise vergewaltigt, — und das Alles in einem Staate, der bis vor fünf Jahren noch die Anmaßung besaß, an der Spitze Deutschlands stehen zu wollen.

Trotzdem geschichtliche und wirthschaftliche Interessen auf eine Zusammengehörigkeit der Länder an der mittlern Donau hinweisen, ist das heutige Oesterreich-Ungarn doch eine Anomalie unter den Staaten Europas, bei denen das entschiedene und natürliche Bedürfniß der nationalen Gliederung vorhanden ist. Die kleine Schweiz mit ihren paar Millionen Einwohnern kann hier als Staat mit verschiedenen Nationalitäten nicht als ein Muster hingestellt werden, da diese drei Nationalitäten — Deutsche, Franzosen, Italiener — sich in Bezug auf Cultur ebenbürtig sind. Auch Rußland ist ein stark gemischtes Reich, in dem 54 Nationalitäten neben einander wohnen, aber der russische Stamm ist dort so vorwiegend, daß die anderen, gleichviel ob ihre Culturstellung eine höhere ist, wie bei den Deutschen der Ostseeprovinzen, unwillkürlich wie Satelliten um den Planeten kreisen müssen und politisch eine Geltung nicht erlangen können.

Sehen wir endlich noch ab von der Türkei, welche unter die europäischen Culturstaaten nicht gerechnet werden darf, so haben wir nur noch Oesterreich mit einer total gemischten, polyglotten Bevölkerung. In Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Großbritannien, den skandinavischen Reichen, überall herrscht eine große Nation vor, der sich nur kleinere Bruchstücke anderer Stämme anschließen. In Oesterreich aber halten sich zahlreiche durchaus von einander verschiedene Nationalitäten numerisch die Wage, während nur eine einzige, die deutsche, auf der Höhe der Cultur steht, alle übrigen aber nur halbcultivirte sind, oder, wie Ruthenen und Wallachen, kaum Anspruch auf das Prädicat halbcultivirt machen dürfen. Wir finden in Oesterreich über 9 Millionen Deutsche, fast 8 Mill. Tschechen und Slovaken, $2^1/_2$ Mill. Polen, über 3 Mill. Ruthenen, 3 Mill. Croaten und Serben, $1^1/_4$ Mill. Slovenen (zusammen über 17 Mill. Slaven), 600,000 Italiener, 3 Mill. Wallachen, $1^1/_2$ Mill. Juden und $5^1/_2$ Mill. Magyaren. Welche bunte Musterkarte! Und kaum zwei dieser verschiedenen Nationalitäten gehen Hand in Hand, alle sind im Kampfe unter einander begriffen, jede glaubt ihre Interessen durch die anderen geschädigt. Nicht einmal die Slaven sind unter sich einig, denn Polen und Ruthenen hassen einander bis aufs Blut; Wallachen und Magyaren sind Erbfeinde, nicht minder Serben und Magyaren. Nur gelegentlich finden Deutsche und Magyaren Berührungspunkte; die Slovenen, ein auf der tiefsten europäischen Entwickelungsstufe stehender kleiner Stamm, kämpfen bitter gegen die Deutschen; vor Allem aber ist der nationale und Sprachenkampf wieder lichterloh in Böhmen entbrannt. Ein ruhig und objectiv in die Zukunft schauendes Auge vermag keinerlei Heilung für dieses Uebel des polyglotten Staates zu erblicken, und nur der tobende Racenkampf wird den Dingen ein Ende bereiten. Ein zwölfjähriges politisches Experimentiren hat das Uebel stets nur verschlimmert und bewiesen, wie alle Systeme, die in rascher Folge auf einander angewandt wurden, gleich unnütz waren und den Verhältnissen gegenüber bankerott wurden.

Böhmen liegt uns am nächsten, dort interessiren uns die Verhältnisse am meisten; handelt es sich doch um ein Land, mit dem wir in innigen Wechselbeziehungen stehen, das bis vor fünf Jahren ein Glied Deutschlands war, das mitten hinein zwischen Schlesien, Sachsen und Baiern geschoben ist, von dem es uns nicht gleichgültig sein kann, ob dort eine seit 600 Jahren uns gleichmäßig feindselig gesinnte, unter deutschem Einflusse leidlich cultivirte Race zur Herrschaft gelangt. Den Tschechen ist die Großmannssucht zu Kopfe gestiegen, und ohne etwas in höheren geistigen Dingen zu leisten, verpuffen sie ihre ganze Kraft in rohen politischen Experimenten, die allerdings nicht Aussicht haben, für die Dauer zu bestehen. Sie selbst betrachten sich als die natürlichen Feinde des großen deutschen Reiches und äußern laut ihre Sympathien mit Frankreich, hoffen selbst aber einmal mit ganz Böhmen ein Theil des großen panslavistischen Reiches unter russischer Führung zu werden. Was eine verblendete, aus abtrünnigen Deutschen bestehende und verfassungsbrüchige Regierung mit Bewilligung eines Kaisers aus deutschem Blute ihnen jetzt gewähren soll, erscheint ihnen nur als Abschlagszahlung.

Neben 100,000 Juden wohnen in Böhmen 3 Millionen Tschechen und 2 Millionen Deutsche. Letztere sind das Mark und Salz des Landes, in deren Händen dessen Handel und Industrie liegen, die allein Böhmen groß und tüchtig gemacht haben. Und diese 2 Millionen Kerndeutsche, die ein lebhaftes deutsches Nationalgefühl besitzen, sollten heute wieder schonungslos der ungleich tiefer stehenden tschechischen Mehrheit überantwortet werden?

Seit Jahrhunderten hat sich in Böhmen dasselbe Schaukelspiel wiederholt und das Deutschthum ist oft niedergetreten worden, stets aber hat es sich wieder frisch emporgehoben, und der geographische Zusammenhang mit der großen mächtigen Mutternation ist Bürge dafür, daß dieses auch in der Zukunft der Fall sein wird. Den heuchlerischen Phrasen der, jetzt mit den Feudaljunkern *) im Bunde, die Deutschen bedrückenden Tschechen gegenüber wird es am Platze sein, auf Grund geschichtlicher Thatsachen die Leiden, welche die deutsche Sprache in Böhmen seit Jahrhunderten zu bestehen hatte, zu erörtern und den Zwang und Druck zu kennzeichnen. Wir stützen uns dabei auf die eingehenden Arbeiten des deutschböhmischen Historikers Ludwig Schlesinger, der mit seiner gründlichen deutschen Gelehrsamkeit den Tschechen bereits sehr unbequem geworden ist.

Es war im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, daß unter dem Schutze der heimischen tschechischen Herrscher das Deutschthum in Böhmen sich in herrlichster Blüthe entfaltete und ein freies deutsches Bürgerthum sich entwickelte, das als treuer Bundesgenosse der Krone den feudalen Adel bekämpfen half. Ein freier deutscher Bauernstand hatte sich allmälig, namentlich in den Grenzdistricten, festgesetzt; Handel und Gewerbe, Wissenschaften und Künste wurden von den Deutschen im Lande geübt, und mit einem Worte das politische wie sociale Leben Böhmens von deutschem Geiste durchdrungen. Die deutsche Sprache herrschte unbedingt in allen Städten des Landes. Der König, der Junker, der Bürger, der Mönch, der emphyteutische Bauer sprachen deutsch; die slavische Landbevölkerung trachtete in die deutschen Städte aufgenommen zu werden, um so frei zu sein, wie der Deutsche es war. König Wenzel der Erste selbst gehörte zu den deutschen Minnesängern, sein Sohn Ottokar der Zweite zog sich wegen seiner Hinneigung zu den Deutschen den Haß nationaler Geschichtsschreiber zu. Da aber die Herrscher das Bürgerthum zu sehr begünstigten, richtete sich der Haß der Adeligen gegen dasselbe. Von ihnen ging die nationale Reaction aus.

Schon unter Ottokar dem Zweiten streuete man das Gerücht aus, der König wolle alle Tschechen vertreiben und das Land mit lauter Deutschen besetzen. Noch ärger schrie man unter Johann von Luxemburg über die Fremden, über

*) Solche Feudaljunker, welche die schmählichen ihre eigene Sprache und Nationalität bedrückenden Gesetze erlassen, sind von deutscher Abstammung, z. B. die Dalberg, Lützow, Westphalen, Fürsten Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, die Grafen Thun, Clam, Nostitz, Schönborn, Zedtwitz u. s. w. Diese Herren, welche sich jetzt als der „historische Adel" Böhmens apostrophiren lassen, haben nur feudale Interessen und scheuen sich nicht, ihr eigenes Volksthum zu schädigen.

die Rheinländer und Schwaben, und auf dem Landtage in Taus 1318 wußten die herrschenden Junker einen Beschluß durchzusetzen, der den König verbindlich machte, alle Rheinländer und Gäste aus dem Königreiche zu entfernen, und nie mehr einen Ausländer in irgend einem Amte zu befördern, sondern sich nur in allen Fällen des Raths der Tschechen zu bedienen. Der Sprachenzank wurde noch in demselben Jahre eröffnet, als die Königin mit einem Sohne niederkam. Die Angehörigen wünschten das Kind „Heinrich“ zu taufen. — Unmöglich! schrien die Herren von Lipa und Waldek, die Führer der Junkerpartei, unmöglich darf der böhmische Prinz einen deutschen Namen bekommen; Premysl oder Ottokar, das allein seien passende Namen für einen Tschechen.

Dem Adel gelang es nun, das wenig einsichtige tschechische Landvolk in den Kampf gegen den deutschen Bürger zu führen. Freilich, unter Karl dem Vierten erhielt sich das Deutschthum noch, obgleich dieser deutsche Kaiser mit den Tschechen kokettirte. Noch war das Deutschthum so vorwaltend, daß Karl's Gemahlin, Blanca von Valois, als sie nach Prag kam, wohl deutsch, aber nicht tschechisch erlernte.

Unter Karl's Söhnen, den gleich erbärmlichen Königen Wenzel dem Faulen und Sigismund, wurde die Sache schon anders. Die husitische Bewegung brach aus und der rohe Feind der Deutschen, der nationale Eiferer Johannes Hus, der erst in zweiter Linie Reformator war, begann den Sturm gegen das Deutschthum und die deutsche Sprache. Eine vollständige nationale Revolution im Sinne des Tschechenthums wurde durchgeführt; 1409 wurden die Deutschen von der Prager Universität vertrieben und diese tschechisirt, womit sie naturgemäß zur völligen Unbedeutendheit herabsank. Die in Böhmen geborenen Deutschen wurden als „Fremdlinge“ und „Ausländer“ bezeichnet.

Um den fanatisch-nationalen Standpunkt des Hus zu charakterisiren, den deutsche Protestanten in kindlicher Unwissenheit für einen reinen Glaubenshelden halten, genügt es, einige seiner Aussprüche und Hetzereien wider die Deutschen hier anzuführen. Er argumentirte in einer Schrift: „Gott hat das gelobte Land unter die zwölf Stämme ausgetheilt; jedes Volk soll sich ohne Vermischung erhalten, so auch Böhmen, in welchem einst nur Tschechen gewesen, und so müßten auch die Tschechen ohne Störung durch die Deutschen bleiben.“ Von der Kanzel aber rief derselbe „Reformator“: „Kinder, gelobt sei der Allmächtige, daß wir die Deutschen ausgeschlossen haben, daß wir erlangt haben, für was wir unsere Kräfte eingesetzt haben, und daß der Sieg unser ist.“ Noch kräftiger drückte sich der Magister Jessenitz aus, wenn er rief: „Die Deutschen, die heutigen Verschwörer, seien schlimmer als die Juden und Pharisäer gewesen, indem sie nicht bloß gegen Christus, sondern auch gegen das Königreich Böhmen und gegen die Universität sich verschworen hätten; mit Recht habe Wenzel diese Verschwörer verwiesen.“ Oder war nicht folgender Ausspruch so recht bezeichnend: „Die Tschechen dürften in Böhmen nicht der Fuß, sondern das Haupt sein; nicht dürfte das Brot den Hunden vorgeworfen werden, das Karl seinen Tschechen gegeben und das denselben gehöre; den Fremden gehören die Brosamen, den Einheimischen die volle Tafel, die tschechische Nation dürfe nicht die Magd der Deutschen sein.“

Schon 1055 hatte Herzog Spytihnew einmal die Austreibung der Deutschen befohlen; Soběslaw der Zweite hatte 100 Mark Silber für einen Schild voll deutscher Nasen geboten; 1280 war von Seiten des Adels eine Metzelei gegen deutsche Bürger angestiftet worden. Das Alles waren aber nur kleine Vorspiele gegen die husitischen Metzeleien des Žižka und Genossen. Die rohe Grausamkeit dieser fanatischen Banden, welche gegen „Philister, Idumäer und Moabiter“ zu Felde zogen, findet kaum ein Nebenstück in der böhmischen Geschichte, und die in Deutschland noch landläufige Ansicht, welche die Husiten für reine Glaubenshelden nimmt, ist nicht genug zu beklagen. Das deutsche Element der Städte, die Blüthe und der Reichthum des Landes wurden theils ganz ausgerottet, theils so geschwächt, daß es sich nie wieder erholen konnte. Damals sangen die Tschechen das Lied bitwa před Ustím, das Lied von der Schlacht bei Außig, in welchem es heißt:

Gott sei gedankt! O preiset ihn!
Er hat uns Hülfe und Ruhm verliehn,
Die Deutschen, die Deutschen zu schlagen
Und aus dem Lande zu jagen.

Von den herben Schlägen, welche das Deutschthum im funfzehnten Jahrhundert in Böhmen erlitten hat, vermochte dasselbe sich niemals ganz wieder zu erholen. Die deutschen Städte, welche als Sprachinseln im Innern des Landes dastanden, waren für immer verloren für die Deutschen, für immer verloren war jedoch auch für diese Städte Kraft, Ansehen, Reichthum, Bürgerstolz und Bürgersinn; sie sind seitdem kaum ein Schatten dessen, was sie einst waren.

Zwei Jahrhunderte lang war die deutsche Sprache in Böhmen nun in Acht und Bann gethan. Es gab kein freies deutsches Bürgerthum mehr, der feudale Junker herrschte im Lande. Die Landesordnung des Jagellonenkönigs Wladislaw fixirte dann den Untergang der deutschen Sprache auf gesetzlichem Wege. Jeder Deutsche war vom Amte ausgeschlossen, bei Gerichte durfte nur tschechisch verhandelt, alle Einlagen der Landtafel mußten nur tschechisch abgefaßt werden. Ferdinand der Erste, Maximilian der Zweite gaben ähnliche Landesordnungen heraus. Rudolph der Zweite verhielt sich schwach — es waren Habsburger. Damit ist Alles gesagt. Als 1611 der Abgesandte Rudolph's des Zweiten den versammelten Ständen eine Botschaft in deutscher Sprache überbringen wollte, schrie man ihm entgegen: In Böhmen sei tschechisch, in Deutschland deutsch zu reden. Er mußte vor der tobenden Menge schweigen, und ein Graf Sternberg übersetzte den Vortrag ins Tschechische. Um aber der deutschen Sprache gänzlich Herr zu werden und sie für ewige Zeiten aus Böhmen zu verbannen, erließen die Stände einen Landtagsbeschluß im Jahre 1615, in welchem es heißt:

„Von der Zeit dieses Beschlusses an soll künftig und für ewige Zeiten kein Ausländer, welcher der tschechischen Sprache nicht kundig ist, und sich in derselben bei den Gerichtshöfen nicht auszudrücken vermag, zu einem Einwohner des Landes und zum Bürger einer Stadt angenommen werden. Ein solcher Ausländer, der nach Erlernung der tschechischen Sprache endlich das Bürgerrecht in irgend einer Stadt erlangt hat, soll, sowie auch seine Kinder, nichtsdestoweniger zu keinem öffentlichen Amte gelangen können; erst seine Enkel sollen als eingeborene Böhmen betrachtet und der Vorrechte der Landeskinder theilhaftig werden. Dann soll in den Pfarren, Kirchen, Schulen, wo vor zehn Jahren in tschechischer Sprache gepredigt und gelehrt worden, dieser löbliche Gebrauch fortgesetzt werden, wo aber jetzt ein deutscher Pfarrer oder Schulmeister vorhanden ist, dort soll nach seinem Tode ein tschechischer Pfarrer oder Schulmeister angestellt werden. Wer immer sich unterstehen würde, in einem solchen Orte in deutscher Sprache zu lehren oder zu predigen, der soll eine Strafe von 15 Schock böhmischer Groschen erlegen. — Weil man in Erfahrung gebracht, daß einige Personen, sowohl höhern als niedern Standes, unter einander bei ihren Zusammenkünften nicht die tschechische, sondern eine fremde Sprache reden, welches eine Verachtung

ihrer eigenen Muttersprache andeutet und zur Schande der ganzen Nation gereicht, so sollen diese Leute, wenn sie die tschechische Sprache reden können und doch in ihrem Vorhaben fortfahren, in Zeit von einem halben Jahre das Land räumen, bis dahin aber als Störer des allgemeinen Besten betrachtet und keiner Vorrechte und Freiheiten der übrigen Einwohner von Böhmen theilhaftig werden. Ferner, nachdem einige Einwohner der Prager Städte eine Gemeinde, die sie die deutsche nennen, unter einander errichtet haben, in diesem Königreiche aber man zu allen Zeiten von keiner andern, als von der tschechischen Gemeinde weiß, so sollen alle diejenigen, welche sich zu der genannten deutschen Gesellschaft oder Gemeinde bekennen und dreist genug sind, in ihrem Vorhaben zu beharren, mit der oben bestimmten Strafe belegt und gezüchtigt werden!"

Es ist nicht nöthig, über diese Beschlüsse etwas Näheres zu sagen; man erkennt aus ihnen den unverfälschten Geist des Tschechenthums. Durch die Schlacht am Weißen Berge 1620 wurde diesen Zuständen ein Ende bereitet. Die Deutschen, die nun wieder massenhaft das Land besiedelten, erhielten durch die Ferdinandische Landesordnung die freie Ausübung ihrer Sprache vor Gericht, in der Schule und der Kirche.

In unserm Jahrhundert erwachte das Tschechenthum zu neuen nationalen Kraftäußerungen, die sich nicht auf dem Gebiete der Cultur, wie des geistigen Aufschwungs überhaupt geltend machen, sondern im wüsten politischen Getreibe und roher Unterdrückungssucht. Schon 1865 wurde ein Sprachenzwangsgesetz von der tschechisch-feudalen Mehrheit erlassen, das die kaiserliche Sanction erhielt und decretirte: es müsse jeder Deutsche das Tschechische erlernen, weil — man staune! — jeder Tscheche das Deutsche erlernen müsse. Das war tschechische Logik. Weil man als Tscheche in der Welt mit dem Idiome des kleinen Tschechenvolks nicht fortkommt, dazu des Deutschen bedarf — ergo muß der Deutsche tschechisch lernen. Das ist Logik.

Dieses schändliche Gesetz, welches gerechte Entrüstung in allen deutschen Gegenden Böhmens (wir erinnern daran, daß $^{2}/_{5}$ der Bewohner und $37^{1}/_{2}$ Procent der Bodenfläche deutsch sind) hervorrief, wurde bereits im folgenden Jahre wieder beseitigt. Es wird aber übertroffen und weit in den Schatten gestellt durch das, was die Wiener Hofburg, die österreichische Regierung und der tschechisch-feudale Landtag — aus dem sämmtliche deutsche Abgeordneten austraten — im Bunde jetzt beschlossen hatten. Das sogenannte Nationalitäten-Gleichberechtigungsgesetz vergewaltigt wiederum in der rohesten Weise die Deutschen, denen die tschechische Sprache aufgezwungen wird, falls sie überhaupt nur eine Stellung als Beamter erlangen wollen. Damit für alle Zeiten aber das Culturelement Böhmens, das deutsche, in die Minderheit versetzt werde, ist eine neue Wahlordnung für den Landtag eingeführt worden, welche vor Allem die Interessen des reichen Adels berücksichtigt, während die des Geschäftsmannes und des Industriellen durch Ausscheidung der Abgeordneten der Handelskammern und durch Beschränkung der Abgeordneten der deutschen Städte preisgegeben wurden. Vermehrt wurde die Zahl der Abgeordneten der tschechischen Bauern, jener gefügigen Werkzeuge der Feudaljunker und der Geistlichen.

Es ist bezeichnend, daß die rohen Vergewaltigungen des freisinnigen deutschen Culturelementes stets das gemeinsame Werk der Feudaljunker, Geistlichen und Tschechen waren. Wie sie im funfzehnten und siebenzehnten Jahrhundert handelten, so auch heute. In Böhmen gebieten der Junker, die geschorene Glatze und der culturfeindliche Tscheche.

Daß auf die Dauer solche Zustände in der Nachbarschaft des neuen deutschen Reiches nicht bestehen könnten, daß wir an unserer Grenze zwei Millionen unserer Stammesbrüder nicht als Parias der — Tschechen sehen dürften, liegt auf der Hand. Wir wünschten nur, daß das Ende ohne Schrecken käme.

Ein Ausflug nach dem Napathale und den californischen Geysers.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Am frühen Morgen nach dem Geyser-Cañon. — Die Sehenswürdigkeiten in der Teufelsschlucht. — Unsere Gesellschaft wird beim Hexenkessel photographirt. — Die Kanzel des Teufels. — Romantische Aussicht von dem „Sprung des Liebenden". — Altes indianisches Dampfbad. — Des Teufels Theekessel. — Rückfahrt nach Calistoga. — Die alte und die neue Straße. — Der Schweinsrücken. — Wilde Fahrt im Vierspänner. — Erschreckte Indianer. — Wie Foss mit seinem Sechsergespann bergab fährt. — Ein schöner Kutscher. — Abschied von dem berühmten Foss. — Auf der Eisenbahn nach St. Helena. — Ein reizender Landweg. — White Sulphur Springs.

Unser Wirth hatte seinem Versprechen gemäß sämmtliche Gäste am 4. Juni bereits etwas vor vier Uhr geweckt, und präcis um fünf Uhr ertönte die schrille Pfeife unseres Führers (eines Landsmannes von mir, J. Perl aus Glückstadt) und der Ruf „all on board!" — um anzudeuten, daß der Dampfer, nämlich das Geyser-Cañon, geheizt habe. Die weißen Dämpfe stiegen denn auch an diesem Morgen in solcher Menge drüben am Berge empor, daß es ganz den Anschein hatte, als ob dort ein Dampfer zur Abfahrt bereit sei und eben den überflüssigen Dampf aus den Kesseln ließe. Jeder von der Gesellschaft nahm einen von den bereit stehenden langen Stäben in die Hand, um das Klettern im felsigen Cañon zu erleichtern, und in langer Reihe folgten Damen und Herren dem Führer durch die parkähnlichen Anlagen thalab nach dem Pluton Creek. Der Morgen war herrlich und die dampfende Schlucht inmitten der grün bewaldeten Berge nahm sich im höchsten Grade romantisch aus.

Nachdem wir den Pluton, einen echten Sohn des Hochgebirges, der sich über Steingeröll und abgewaschene Felsblöcke mit zornigem Brausen einen Weg suchte, auf der bereits Tags zuvor von mir überschrittenen Brücke passirt hatten, gelangten wir bald durch das Gehölz über einen urweltlichen Felsenpfad an den Eingang des Geyser-Cañon und betraten die wüste „Teufelsschlucht". Obgleich auch heute

am frühen Morgen die Wärme hier sehr bedeutend war, so war dieselbe doch mit der von gestern Mittag nicht zu vergleichen, als die in dem engen Felsthale concentrirten Sonnenstrahlen in Gemeinschaft mit der dem Boden entströmenden Hitze die Schlucht so zu sagen in einen geheizten Ofen verwandelt hatten. Den heißen Quellen, welche sich uns auf jedem Schritte zeigten, und den zahlreichen Felsspalten, aus denen der Dampf sich einen Ausweg suchte, hat man allerlei höllische Namen beigelegt, z. B. „des Teufels Werkstätte“, „des Teufels Küche“, „Proserpinen's Grotte“, „des Teufels Punschbowle“, „des Teufels Tintenfaß“, „des Teufels Apothekerladen“, „der brennende Berg“, „des Teufels Laboratorium“, „der Hexenkessel“ &c. Das Wasser in den Quellen hat einen Wärmegrad von 88, 97, 146 bis 195° Fahrenheit. Quellen von ganz verschiedener Temperatur und Analyse und Dampfsventile liegen im Geyser-Cañon nahe bei einander, und gleich oberhalb der Schlucht sprudelt eine ganz kalte Quelle aus der Erde. Das Wasser der Geyserquellen ist bald kalt, bald warm oder heiß, bald klar wie Krystall, bald gefärbt; mitunter ist es geschmacklos, meistens aber hat es einen brakigen und faulen Geschmack. Die medicinischen Eigenschaften der verschiedenen Quellen sollen denen der berühmtesten Bäder Deutschlands gleichkommen. Das heiße Wasser enthält in Auflösung eine Unmasse von Mineralien, Salzen und Säuren, namentlich viel Ammonium, Magnesium, Borax, Schwefel und Eisen, und hat den überall nackt zu Tage tretenden und in Zersetzung begriffenen Gesteinsmassen (Porphyr und Grauwacke) einen weißlich-bräunlichen Ueberzug von allerlei Mineralstoffen gegeben, der wie verbrannt aussieht. Dabei herrscht ein Geruch von Schwefel- und anderen Dämpfen in der Schlucht, der nebst der Hitze, dem Zischen des Dampfes, dem Brodeln der heißen Quellen &c. einen in der That höllischen Eindruck macht. Stellenweise ist der Boden von der Einwirkung der Wärme gelockert, so daß man beim Darüberwegschreiten darin einsinkt, und fast überall giebt der felsige Grund, wenn man darauf stampft, einen dumpfen Ton von sich, als wäre eine Höhlung darunter. Wo hier und da Quellen versiecht sind, bemerkt man Ablagerungen von schmutzig-weißlichem Schwefel, grünem Kupfer, blauem Kobalt und weißem Bittersalz in buntem Gemisch durch einander gemengt.

Das Geyser-Cañon, in welchem die Felswände zu beiden Seiten in einem Winkel von 45 Grad aufsteigen, ist etwa eine viertel englische Meile lang und gleicht einem riesigen natürlichen Laboratorium, in dem gerade tüchtig gearbeitet wird. Die bewaldeten Berge, welche sich ringsum hoch erheben und die Schlucht einschließen, zu deren nackten Seiten eine reiche Vegetation herabreicht, geben den Rahmen zu diesem urwilden Bilde. Die zahlreichen Quellen im Cañon finden ihren Abfluß durch den die Schlucht herunterströmenden warmen Geyserbach, der unterhalb des Cañon in den Pluton fällt. Der Pluton ergießt sich zwölf englische Meilen vom Thalkessel der Geysers in den Russian River.

Ich will die bemerkenswerthesten Stellen des Geyser-Cañon zu beschreiben versuchen.

An einer Seite der Schlucht liegen nicht weniger als hundert mit kochendem Wasser gefüllte Felslöcher dicht neben einander, welche Stelle den Namen der brennende Berg führt. Der Boden ist dort nicht fest und warnte uns der Führer, denselben ja nicht zu betreten. Ein kleineres Felsenloch, das mit einer pechschwarzen, tintenähnlichen, warmen Flüssigkeit gefüllt ist, führt den sehr passenden Namen des Teufels Tintenfaß. Ich vermuthe, daß Seine satanische Majestät den nach der Unterwelt reisenden Seelen mit jener Tinte die Pässe visirt. Die schwarze Flüssigkeit, welche im Hotel als Tinte benutzt wird, besteht aus einer Auflösung von Eisen, Kupfer und Schwefel. Des Teufels Küche zeigt eine ganz respectabele Zusammenstellung von brodelnden großen und kleinen Felslöchern, in denen eine pikante Schwefelsuppe gekocht wird. Des Teufels Punschbowle enthält eine mit Schwefel und Alaun versetzte lauwarme Flüssigkeit, zu welcher mein Landsmann, Herr Perl, die Gesellschaft mit einem warmen Morgentrank gratis regalirte. Wenn übrigens der „barkeeper“ in der Unterwelt keinen bessern Punsch als diesen zu brauen versteht, so bedauere ich die durstigen Seelen! Der Hexenkessel ist das größte mit kochendem Wasser gefüllte Felsloch. Es hat 7 Fuß im Durchmesser, bei noch nicht ergründeter Tiefe. Das Wasser, welches 195° F. Hitze hat, siedet darin wie in einem großen Kessel und giebt mitunter ein seltsam stöhnendes Geräusch von sich, wenn der Dampf hindurchbricht und die dunkele Flüssigkeit höher emportreibt. Eier sind im Hexenkessel in drei Minuten hart gekocht, wovon wir uns selbst überzeugten. Daß das Wasser in des Teufels Kornmühle (Devil's Grist Mill) 15 Fuß hoch emporspritzt, wie phantasiereiche amerikanische Naturforscher behauptet haben, muß ich entschieden in Abrede stellen. Die 15 Fuß reducirten sich auf kaum eben so viele Zoll. Weiterhin lag der große „Steamboot Geyser“, ein etwa 2 Fuß im Durchmesser haltendes Felsloch, aus welchem der Dampf in Masse und mit bedeutendem Geräusch hervordringt. Die gewaltige Dampfmenge, welche, vom Hotel aus gesehen, mitunter 300 Fuß hoch emporsteigt, hat hier ihren Herd. In der Nähe bemerkt man den Dampf wegen der intensiv über dem Felsloch erhitzten Luft aber erst, nachdem er ungefähr 6 Fuß vom Boden emporgestiegen ist. Das Dampfboot ist eine Stelle an der Seite des Cañon, wo der Dampf aus einer Menge von großen und kleinen Ventilen hervorbricht und besonders laut rumort.

Unsere Gesellschaft, die sich in der Schlucht zerstreut hatte und öfters den Platz wechselte, wenn die Schuhsohlen zu heiß wurden, ward, ehe wir weiter gingen, von einem Photographen zusammengerufen, der mit seiner Camera vom Hotel gekommen war, um uns zu verewigen. Nachdem wir eine höchst anmuthige Gruppe in der Nähe des „Hexenkessels“ gebildet hatten und der Künstler sich mit dem aufgenommenen stereoskopischen Bilde zufrieden erklärt hatte, setzten wir unsere Wanderung fort. Der nächste Punkt von Interesse war ein oben im Cañon isolirt aufragender weiß und braunrother bröcklicher Fels, von dem die schon früher erwähnte rothe Fahne wehte, „des Teufels Kanzel“ genannt. Für einen beredten Teufel wäre dies in der That ein ausgezeichneter Platz, um von dort den unten in den siedenden Felstöpfen versammelten Seelen eine Strafpredigt zu halten!

Als wir die Schlucht verließen, hatten wir von einer das obere Ende derselben überhängenden Höhe, die den poetischen Namen des Liebenden Sprung (lover's leap) führt, eine letzte außerordentlich romantische Aussicht. Ein grünes Plateau, auf dem bunte Blumen sproßten und das von Hollunderbüschen und Lebenseichen umrahmt war und im Hintergrunde von dem hohen Cobbmountain, an dessen Seite das Geyser-Cañon liegt, überragt wurde, senkte sich dort mit der einen Seite direct zur wilden Geyserschlucht. Unter uns erstreckte sich das dampfende Geyser-Cañon in seiner ganzen nackten Wildheit, aus dem das Geräusch der kochenden heißen Quellen und des brausenden Dampfes, untermischt von dem des thalab eilenden Geyserbachs, vernehmlich bis zu uns empordrang; jenseits der wilden Schlucht blickte das freundliche Hotel mit dem weißen Stacket, umgeben von grünen Bäumen, zu uns herüber, und ringsum lagen die mit Eichen, Eschen, Fichten, Lorbeer, Sycamoren, Madroñas &c. bestandenen Berge im vollen Schein der Mor-

gensonne, — ein Bild, wie ich Aehnliches zuvor nie gesehen hatte, und das durch den Gegensatz zwischen der weißgrauen dampfenden Felsschlucht und den umliegenden grünen Waldhöhen ein ganz eigenthümlich pittoreskes Ganzes bildete.

Durch das schattige Gehölz folgten wir jetzt dem Führer nach dem alten indianischen Dampfbad. Ueber einer kochenden und stark dampfenden Quelle sieht man dort noch dieselben nackten Baumzweige, welche die Indianer hierher gelegt hatten und über welche sie Wolldecken auszubreiten pflegten, um darunter im Dampfbad zu sitzen und Heilung von rheumatischen Beschwerden zu suchen. Ganz in der Nähe von dieser kochend heißen Quelle sprudelt eine mit Eisen und Alaun versetzte kalte Quelle, die nur 68° F. hat, aus demselben Felsen hervor. Mit einem Besuche bei des Teufels Theekessel beschlossen wir unsern Morgenspaziergang. Der daselbst heftig aus der Erde hervorbrechende Dampf wirft Erde und auch kleine in das trichterförmige Loch stets zurückrollende Steine gewaltsam fort. Wir amüsirten uns eine Weile damit, das natürliche Dampfventil mit Erde und Steinen zu verstopfen, die der Dampf aber jedesmal schnell und energisch wieder an die Seite warf.

Im Hotel ließen wir uns zunächst das Schuhzeug gründlich reinigen, da die verschiedenen scharfen Präparate, Mixturen, Salben &c. aus des „Teufels Apothekerladen", welche daran haften geblieben waren, das Leder schnell zerfressen haben würden. Nach genossenem vortrefflichen Frühstück empfahlen wir uns unserm liebenswürdigen Wirthe und versprachen ihm, alle unsere Freunde baldigst nach des „Teufels Laboratorium" zu senden, und dann ging es zurück nach Calistoga.

Gern würde ich den Rückweg auf der sogenannten alten Straße über Healdsburg und durch das Santa-Rosa-Thal genommen haben, hätte aber, um eine Fahrgelegenheit dazu zu finden, wenigstens bis zum nächsten Tage und vielleicht noch länger im Geyserhotel verweilen müssen, und das erlaubte meine Zeit nicht. Reisende nach den Geysers sollten in Calistoga die Rückkehr auf der „alten Straße" ausbedingen, was dort leicht geschehen kann. Geschieht dies nicht, so werden die Passagiere auf derselben Straße, auf der sie nach den Geysers hinfahren, zurückbefördert. Die „alte Straße" liegt über einem Gebirgsgrat, der den eleganten Namen der Schweinsrücken (Hog's Back) führt, und zieht wegen der halsbrechenden Fahrt auf ihr viele Reisende an. Auf dem „Schweinsrücken" läuft die Straße, 7 bis 12 Fuß breit, mehrere Meilen oben auf dem Gebirgskamme hin, zu beiden Seiten derselben ein gewaltiger Abhang. Man hat die Fahrt daselbst mit der auf dem Giebel eines Kirchendachs verglichen. Die Aussicht von dort in das näher als auf der neuen Straße (auf welcher ich die Reise machte) gelegene Thal des Russian River soll prachtvoll sein. In früheren Jahren pflegte der oft genannte Foss mit seinen Sechsergespannen über den „Schweinsrücken" zu fahren; seit er aber der alleinige Besitzer der „neuen Straße" ist, zieht er die Fahrt auf dieser der auf der alten Straße sicherheitshalber vor. Die neue Straße kaufte Foss von einer Actiengesellschaft für die Summe von 28,000 Dollars; da er nun circa 20,000 Dollars per Jahr von Passagieren einnimmt und die Kosten des Betriebs nicht übermäßig sind, so zahlt sich ihm die Capitalanlage recht gut. Die neue Straße macht auf einer Strecke von 17 englischen Meilen im Gebirge 390 Biegungen, und ist sehr solide gebaut, wie ich auf meiner Fahrt von Calistoga nach den Geysers schon zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte. Auf vielen Stellen mußte sie aus den Felswänden herausgesprengt werden, um Platz zu gewinnen, und läuft oft hart an den Abgründen ohne jegliche Schutzwehr hin. Etwas mehr Breite wäre der Straße sehr zu wünschen, und es ist fast ein Wunder zu nennen, daß bei der wilden Fahrt auf ihr noch nie ein Unglück vorgekommen ist.

Als wir auf der Rückreise die Paßhöhe des Gebirges wieder erreicht hatten, trat die herrliche Fernsicht in das Santa-Rosa-Thal und die Thalebene des Russian River ganz plötzlich vor die Augen. Aber wir hatten nicht viel Zeit, dieselbe zu genießen, denn die Fahrt selbst nahm jetzt alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Unsere drei Viergespanne rasten förmlich hinter einander bergab und fuhren mit einer Geschwindigkeit auf der schmalen Straße und an den nahen Abhängen um die hervorspringenden Gebirgswände herum, daß wir Insassen der Wagen uns an den Sitzen festhalten mußten, um bei den kurzen Schwenkungen nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Die prachtvolle Fernsicht konnten wir mit Ruhe nur gelegentlich an solchen Stellen bewundern, wo die Straße auf kurze Strecken geradeaus lief. Als wir einmal schnell um eine Gebirgswand herumfuhren, überraschten wir eine Gesellschaft von Indianern, die auf ihren Ponies in aller Gemüthsruhe die schmale Straße heraufritten. Eilig flüchteten sich die erschreckten Rothhäute vor unseren Wagen den Abhang hinunter, der hier in einem Winkel von etwa 45 Grad mehrere hundert Fuß abfiel. Zum Glück für die Indianer war derselbe mit Gebüsch bewachsen, in welchem sie bald ihre Pferde anhalten konnten; daß sie grimmig nach uns heraufschauten, kann man sich denken.

Auf halbem Wege nahm uns Foss, der eine volle Ladung Passagiere von Calistoga bis hierher gebracht hatte, mit seinem prächtigen Sechsergespann wieder in Obhut. Ich bemerkte ihm, daß auch die Kutscher, welche uns mit den Viergespannen von den Geysers über das Gebirge gebracht hätten, recht gut fahren könnten. Er meinte, das sei gar nichts! Er wolle uns mal zeigen, wie ein alter Californier mit einem Sechsergespann bergab führe! — Die Leute nennten ihn einen guten Kutscher, fügte er bescheiden hinzu, doch wüßte er recht gut, daß er manchem alten „Washoe-Stagekutscher" (d. h. solchen, die, ehe die Pacificbahn gebaut war, von Californien über die Sierra Nevada nach Virginia City zu fahren pflegten) nicht das Licht halten könnte. Dabei warf er mir einen vielsagenden Seitenblick zu, ergriff die Zügel, — und fort ging's, als ob die Hölle hinter uns drein sei! Die sechs muthigen Rosse jagten vor dem schweren Wagen her und executirten die fortwährenden Biegungen der Landstraße mit einer fabelhaften Sicherheit. Foss nannte jedes Pferd bei Namen, und sie verstanden genau, was sie thun sollten. Dabei hatte er den einen Fuß immer auf dem Radhemmschuh, ließ eines der Räder bald rollen und bald gleiten, und leitete sein rennendes Sechsergespann um die Ecken herum und dicht an den Abhängen entlang mit einer Ruhe, die bewundernswerth war. Foss ersuchte mich, mal genau nach der Uhr zu sehen: es wäre noch gerade vier (englische) Meilen bergab, während welcher Strecke der Berg 1900 Fuß Fall und die Straße 135 Biegungen habe. In vierundzwanzig Minuten hatten wir die Strecke zurückgelegt. Es war ein Kunststück, auf welches ein Wagenlenker in den olympischen Spielen hätte stolz sein können!

Die mitreisenden Damen waren namentlich ganz entzückt von der wilden Fahrt und schienen an die damit verbundene Gefahr gar nicht zu denken. Als wir das Thal erreicht hatten und langsamer fuhren, bat die zwischen mir und Foss sitzende keck junge Amerikanerin diesen, ihr zu gestatten, auch einmal mit Sechsen zu fahren. Gutmüthig erlaubte er es ihr und legte ihr die vielen langen Leinen in der Hand zurecht. Sie war natürlich ungeheuer stolz auf

diese Errungenschaft und wird gewiß später in San Francisco nicht wenig damit großgethan haben. Doch bin ich der Ansicht, daß die trefflich geschulten Rosse gerade so gut allein und wenn die Zügel festgebunden gewesen wären, als unter der Leitung unseres schönen Kutschers die nächste Meile zurückgelegt haben würden.

In Calistoga, wo wir gegen Mittag anlangten, hielt ich mich diesmal nicht lange auf, sondern beschloß, noch mit dem Nachmittagszuge auf der Napa-Eisenbahn nach St. Helena zu fahren, um von dort, ehe ich nach San Francisco zurückkehrte, einen Abstecher nach dem Badeorte White Sulphur Springs zu machen. Ich hatte meine liebe Noth, vor meiner Abreise von Calistoga den in jeder Beziehung unvergleichlichen Foss zu finden, um ihm die schuldenden zwölf Dollars Passagegeld für die Tour nach den Geysers zu bezahlen. Endlich fand ich ihn im Billardzimmer des Hotels. Auf meine Frage, weshalb er die Passagiere nicht aufsuche, um das Fahrgeld einzufordern, da dieselben sich ja in dem von Fremden überfüllten Calistoga auf das Leichteste aus dem Staube machen könnten, erwiederte er: das sei nicht nöthig; die Passagiere kämen von selbst zu ihm, um zu bezahlen! Während der elf Jahre, daß er nach den Geysers fahre, wäre es ihm nur ein Mal passirt, daß Einer mit dem Fahrgelde durchgebrannt sei! — Als ich von ihm Abschied nahm, überreichte er mir seine Photographie, von denen er als berühmter Mann einen guten Vorrath bei sich führte. Sein Autograph unter das Bild zu setzen, weigerte er sich aber, und gab als Grund dafür an, daß er nicht schön genug schreibe.

Mit dem Nachmittagszuge der Eisenbahn fuhr ich, wie gesagt, nach dem neun englische Meilen von Calistoga entfernten Städtchen St. Helena. Dort traf ich am Bahnhofe ein leichtes Fuhrwerk, welches auf Passagiere wartete, die nach White Sulphur Springs reisen wollten, und das mich rasch nach jenem nur $2^1/_4$ englische Meilen entfernten Badeorte brachte. Der vorzügliche Weg dorthin führte durch ein reizendes Thal. Zu beiden Seiten lagen dichtbewaldete Berge und ein munterer Bach strömte nahe an der Straße entlang. Der von Eichen beschattete Weg, die Felder und Weinberge und die waldbedeckten Höhen erinnerten mich an ähnliche Gegenden in Deutschland, und die ganze Umgebung war gar nicht amerikanisch. Ehe ich's dachte begrüßten mich die villenähnlichen freundlichen Sommerhäuser von White Sulphur Springs, die malerisch in dem frischen Grün eines romantischen Thalkessels zerstreut dalagen. Noch nie war ich in einem Platze in Amerika, der einen so lieblich idyllischen Eindruck wie dieser auf mich gemacht hätte. Die Einrichtung des Bades, das jedoch meistens nur von Vergnügungsfüchtigen, weniger von Kranken, besucht wird, war in jeder Beziehung vortrefflich. Nahe um die Gebäulichkeiten des Bades, welches einigen aus den Bergen hervorbrechenden warmen Schwefelquellen seine Entstehung verdankt, erheben sich an tausend Fuß hohe bewaldete Höhen. Die Parkanlagen sind einfach und malerisch, während die nahen Cañons den Fußgänger bald in die Scenerie des Hinterwaldes führen. An einem milden Juniabende in den Anlagen spazieren zu gehen und das duftende Waldesaroma einzuathmen, war ein solcher Gegensatz zu dem staubigen San Francisco und seinem windigen kalten Sommerklima, daß nur ein energischer Entschluß und die Pflicht des Geschäfts mich bewegen konnten, schon am folgenden Mittage jenes reizende Idyll wieder zu verlassen und meine Rückreise nach der lärmenden Weltstadt fortzusetzen.

Aus allen Erdtheilen.

Virchow über Abstammung und Racen der Menschen.

In der Hauptversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Schwerin äußerte sich Professor Virchow über diesen Gegenstand folgendermaßen: „In Consequenz der Darwin'schen Theorie hat sich in Deutschland die Entscheidung in den Vordergrund gedrängt, aber man fühlt bei uns eine gewisse Abneigung, die Richtigkeit der Affentheorie anzuerkennen. In der That ist der Uraffe, das Postulat der speculativen Naturwissenschaft, noch nicht gefunden; andererseits aber auch noch nicht der Adam, das Postulat der religiösen Construction, und die Bücher Mosis allein können nicht als ein ausreichender Ersatz für die fehlende Erfahrung gelten. Die adamitische Sage entbehrt vorläufig einer naturwissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit, da der Uebergang von einer Menschenrace zur andern noch nicht nachgewiesen ist. Freilich, auch die Darwin'sche Theorie drängt zu der Annahme einer einheitlichen Abstammung, aber aus einer schwarzen Race hat sich, so weit bis jetzt bekannt, noch keine weiße entwickelt und ebensowenig umgekehrt. Die heutige Anthropologie kann nur auf Thatsachen fußen. Die Frage des Ursprungs ebenso wie die der Verwandlung einer Race in eine andere ist heute noch eine rein speculative. Es ist ein Bedürfniß, die Ethnologie auf die Kunde getrennter Racen zurückzuführen, und in den Vordergrund tritt die Frage der Stammesentwickelung, wozu immer neues und neues Material sollte gesammelt werden; heute mehr als je. Denn wir leben in der Zeit der größten Umwälzungen, die jemals stattgefunden haben. Es ziehen die civilisirten Völker die fremden und fernsten Gebiete und ihre Bewohner in ihre Wirkungssphäre und vernichten allmälig alle jene kleinen Stämme mit ihren sie charakterisirenden Eigenthümlichkeiten. Vor drei bis vier Jahren starb der letzte Nachkomme der Urbewohner Tasmaniens, wo vor ein paar Decennien noch eine zahlreiche Bevölkerung vorhanden war. Mehr als je muß heute gesammelt werden, wie dies eine Beispiel nur zeigen mag, soll einer spätern Zeit durchaus ein größerer Schatz positiven ethnologischen Wissens über unsere Zeitgenossen hinterlassen werden, als die römische Literatur uns aus ihrer Zeit überliefert hat."

Die Local-Attraction im Kaukasus.

Auf dem Congresse für die europäische Gradmessung, der in diesem Herbste in Wien abgehalten wurde, machte der russische Staatsrath v. Struve Mittheilungen über die von dem russischen Obersten Stubnicki im Kaukasus ausgeführten astronomisch-geodätischen Arbeiten zur Ermittelung der Local-Attraction. Im Kaukasus besteht bereits seit früheren Jahren eine exacte trigonometrische Vermessung, die auch mit der Triangulirung längs der Wolga in Verbindung gebracht ist. Auf diesem Flächenraume wurde eine Anzahl zweckentsprechender astronomischer Punkte gewählt, an welchen größtentheils nur Polhöhe-, weniger Längendifferenz- und Azimuth-Bestimmungen stattfanden, so zwar, daß nördlich des Kaukasus neun, südlich desselben sieben derlei astronomische Stationen zu liegen kamen, und mit den geodätischen Punkten in Verbindung gebracht. Nach der Herstellung des astronomischen und geodätischen Bogens zwischen

den zwei Stationen Wladiwostok und Dusek, welche kaum einen vollen Breitegrad auseinander liegen, ergab sich eine Abweichung von 54 Bogensecunden. Da aber auch schon eine sehr ausgedehnte Nivellirung dieser Strecke durch mehr als 1000 theils trigonometrisch, theils barometrisch bestimmte Höhen vorliegt, so war man im Stande, ein Relief nach einem gewissen Querschnitte herzustellen und damit die Massenanziehung wenigstens annäherungsweise zu ermitteln. Geht man nun von den Punkten, die in der Ebene des südlichen Rußlands schon bestimmt sind, aus, so findet sich bei einer Annäherung von 150 Werst zum Kaukasus nur eine sehr geringe Abweichung zwischen dem astronomischen und geodätischen Bogen zweier Vergleichsstationen; später steigt sie rasch, und diese Differenz variirt auf der Nordseite zwischen 5 und 28 bis 30 Bogensecunden gegen das Mittel der im Flachlande gelegenen Punkte. Bringt man aber an diese Punkte die Correction für die Massenanziehung des Kaukasus an, so verschwinden alle diese Differenzen und es bleibt die Kleinigkeit einer Abweichung von 2 bis 3 Bogensecunden. Anders, wenn man den Kaukasus übersteigt; da ändern sich die Verhältnisse. In Tiflis ist die Abweichung 6 bis 7 Secunden, weiter steigt sie auf 25 Secunden. In Schemaka ist statt einer positiven Ablenkung von 28 Secunden eine negative von 15 Secunden. Es wird also dieser Ort vom Kaukasus nicht angezogen, sondern vielmehr abgestoßen, was dem vulcanischen Charakter dieser Gegend zuzuschreiben ist. In der benachbarten Station Baku stimmt jedoch wieder die geodätische mit der astronomischen Polhöhe überein, dagegen sind die Längen nicht übereinstimmend. Es sind daher bis jetzt drei Arten von Lothablenkungen durch die Massen constatirt: Im Kaukasus, wo einerseits ein Theil des Gebirges, mit einer compacten Unterlage versehen, anziehend, während der andere Theil, wahrscheinlich im Innern ausgehöhlt, wie ein abstoßendes Mittel auf das Loth wirkt; im Himalaya, wo die Massenanziehung geringer ist als sie der Theorie nach sein sollte, und in den östlichen Alpen finden wir nach einer im Drucke erschienenen Abhandlung des österreichischen Generals v. Pechmann, daß die Ablenkung vollkommen dem entspricht, wie es die sichtbare Massenvertheilung erfordert.

Materielle Entwickelung Brasiliens.

Im August sind von Seiten der Regierung zu Rio Janeiro umfassende Mittheilungen über den materiellen Fortschritt des südamerikanischen Kaiserreiches veröffentlicht worden. Einige Auszüge werden zeigen, daß derselbe einen bedeutenden Aufschwung genommen hat.

In Bezug auf Reichsfinanzen sprechen folgende Ziffern sehr deutlich. Es betrugen, in Pfund Sterling gerechnet, die

	Einnahmen.	Ausgaben.
1826	622,000	728,000
1836	1,413,000	1,433,000
1846	2,820,000	2,446,000
1856	4,194,000	4,276,000
1866 (Krieg)	6,351,000	12,536,000
1870 (Krieg)	9,560,000	11,975,000
1871 Annahme	9,580,000	8,574,000

Man kann im Durchschnitt annehmen, daß ein brasilianischer Milreis einen deutschen Gulden, 20 Silbergroschen, werth ist, und daß 10 auf 1 Pfund Sterling gehen.

Die eigentliche Stadt Rio Janeiro hatte, nach der Zählung von April 1870, eine Bewohnerzahl von 235,281 Köpfen, davon waren Brasilianer 156,705, Ausländer 78,676; — männlich 133,320, weiblich 102,061; Zahl der Familien 41,200; — Kirchen und Klöster 80!! — Die Schätzungscommission bemerkt, daß man die Gesammtziffer auf etwa 260,000 annehmen könne und eben so viel für die Vorstädte und umliegenden Ortschaften. Die Sterblichkeit in der Stadt selbst stellte sich 1870 auf 10,214 gegen 8688 in 1869. Im December 1869 brach das gelbe Fieber aus, erlosch im Juni 1870 und raffte 1117 Menschen hinweg.

Die von der Regierung verwalteten Telegraphenlinien hatten Ende 1870 eine Länge von 2080 Kilometern.

	Kilometer.	Stationen.
Rio nach Porto Alegre . . .	1452	18
Rio Grande nach Pelotas . .	60	4
Rio Janeiro nach Pontal . .	333	11
Rio Janeiro nach Cap Frio .	165	3
In der Stadt Rio Janeiro .	22	11
Paranaguay nach Curitiba .	34	3

Die Einnahmen des Zollhauses in Rio Janeiro betrugen in dem mit dem 30. Juni 1871 abgelaufenen Finanzjahre 32,675,564 Milreis (Gulden) gegen 30,114,100 im Vorjahre. — Im ersten Halbjahr 1871 sind von Rio 1,253,656 Sack Kaffee verschifft worden, gegen 804,048 in den ersten sechs Monaten des Vorjahres. Die Kaffeeernte des Finanzjahres 1870/1871 stellte sich auf 2,618,067 Sack gegen 2,104,490 im Vorjahr.

Von Eisenbahnen, die Pferdebahnen mitgerechnet, hat Brasilien gegenwärtig, ungerechnet die Pferdebahnen in Para und Alagoas, 812 Kilometer.

Bahnen.	Kilometer.
Dom Pedro II.	260
Valencia-Zweigbahn	25
Santos nach Jundiahy	139
Bahiabahn	124
Recife (Pernambuco) zum San Francisco	125
Cantagallo	49
Maua	18
Apupicos nach Caxanga (Peru) . . .	8
Recife nach Olinda	8
Zum botanischen Garten &c., in Rio . .	13
S. Christovao &c., in Rio	43

Im Bau waren im Juli 1871 noch 307 Kilometer, nämlich:

Dom Pedro II., Fortsetzungen	160
Cantagallo nach Neu-Freiburg	35
Jundiahy nach Campinos	43
Jundiahy nach Itu	69

Für etwa 1500 Kilometer sind die Concessionen ertheilt und auf manchen Strecken finden Vermessungen auf Kosten der Regierung statt.

Der Briefverkehr war beträchtlich; 1869/1870 stellte sich derselbe auf 9,729,105; davon gingen durch das Postamt zu Rio 5,150,154; davon kamen an 3,428,577, gingen ab 1,721,577. Die in Rio zur Post aufgegebenen Briefe zählten 2,883,511; davon waren 1,141,015 an Bewohner der Stadt adressirt.

Aus Californien.

Sehr wichtig für Californien wird der Handel mit Wolle. In der letzten Juniwoche brachte ein Dampfer aus Sydney in Neusüdwales die erste Sendung australischer Wolle nach San Francisco. Die „Staatszeitung" bemerkt dazu: „Künftighin werden wir nicht nur alle Wolle, welche wir selbst gebrauchen, direct importiren, sondern wir werden die Welt, wenigstens die Vereinigten Staaten, mit australischer Wolle versehen, wie wir das bereits zum großen Theile mit chinesischem und japanischem Thee thun. Dann wird unser Umsatz in Wolle, der jetzt schon auf 14,000,000 Pfund gestiegen ist, sehr bald das Doppelte betragen." — So viel ist richtig, daß San Francisco Hauptmarkt der Erzeugnisse aller am Großen Ocean liegenden Länder wird. „Der Handel in denselben, das ist unser Handel, die Welt wird auf unserm Markte die Producte Ostasiens und Australiens suchen und finden."

Die Seidenzucht, welcher die eingewanderten Japaner eifrig obliegen, macht in Californien Fortschritte. Jetzt hat man aber auch angefangen, Opium zu gewinnen, das bisher für die vielen tausend Chinesen aus Asien eingeführt wurde. Ein Herr de Delmont, der den Mohnbau im Großen treibt, hat bereits eine Quantität Opium auf den Markt von San Francisco gebracht und willige Abnehmer gefunden.

Am 17. August waren in San Francisco 141 Seeschiffe

als „nach hier unterwegs“ angemeldet worden, eine riesige Flotte aus aller Herren Ländern; 34 aus Newyork, Boston und Baltimore, 30 von Liverpool, 13 aus anderen Häfen Englands, 4 aus Deutschland, 6 aus Frankreich, 14 von Australien, 8 aus chinesischen Häfen; die übrigen aus Mexico, Südamerika ꝛc.

Aus Nordeuropa.

Das Hauptresultat der letzten Volkszählung in Schweden, 31. December 1870, ergiebt keine Abnahme, wie in den beiden vorhergehenden Jahren, sondern eine Zunahme in dem Jahre um 10,125 Personen. Die Zahl der Bewohner war nämlich an dem erwähnten Tage 4,168,882, davon in Stockholm 135,920 und in Göteborg 56,258. Gleichwohl bemerkt das statistische Centralbureau, daß trotz wiederholter Aufforderungen noch nicht von allen Kirchspielen die Angaben über die Volkszählung eingegangen sind, daß diese fehlenden Angaben jedoch keine nennenswerthen Veränderungen in dem Ganzen bewirken werden.

— Von Piteå in Lappland berichtet „Nörrbottens-Posten“: Wir haben einige Tage lang (16. bis 19. September 1871) einen fürchterlichen anhaltenden nördlichen Sturm mit niedriger Temperatur, Regen und Schnee gehabt. Am Morgen des 18. war sagar der Erdboden weiß von Schnee. Jetzt scheint gleichwohl der Sturm ausgetobt zu haben, und es dürfte ein anderer Wind zu erwarten sein, denn das Wasser hat begonnen wieder zu steigen, nachdem es während des nördlichen Sturmes so niedrig gestanden hatte wie vielleicht noch nie seit der Erschaffung der Welt. Wer am Morgen des 19. auf die südliche Bucht hinausblickte, mußte erstaunen, in der Mitte derselben eine bisher niemals gesehene Insel, den grünenden Seeboden, zu gewahren, welcher jetzt kühn an das Tageslicht getreten war, sich jedoch schon am folgenden Morgen wiederum, wie gewöhnlich, unter dem Wasser verbarg. Zwar ist es bekannt genug, daß das Land hier oben sich hebt, auch ist es gar nicht schwer, die allmälige Abnahme des Wassers zu verfolgen; aber der „Ausfall“ dieser Tage hat uns einen Begriff davon gegeben, wie es wohl bei dem mittlern Wasserstande nach einigen Decennien hier aussehen wird. Daß der Sturm der Beladung der Fahrzeuge hinderlich gewesen ist, große Verheerungen angerichtet, Schiffe auf Untiefen getrieben hat u. s. w., bedarf kaum der Erwähnung.

— Die von Hammerfest auf den Fang im Eismeer ausgegangenen Fahrzeuge begannen im September zurückzukehren. Sechs von den in der ersten Septemberwoche angekommenen sind abgemustert und der Werth des Fanges beträgt im Ganzen 5250 Spd. Dieses Resultat ist nicht groß, aber man hatte sich auch eben keine großen Hoffnungen gemacht, weil in diesem Sommer Wetter und Eisverhältnisse in den hohen Breiten äußerst ungünstig gewesen sind.

— In Kopenhagen waren am 1. Juli d. J. 37 Buchdruckereien, welche 300 Setzer, 75 Drucker, 94 Setzerlehrlinge, 36 Druckerlehrlinge, 76 Schnell- und 40 Handpressen beschäftigten.

Anbau der Jute (Dschute) in den Vereinigten Staaten.

Bisher lieferte Indien diesen Spinnstoff, seit 1870 wird die Pflanze auch in Louisiana und Texas angebaut und gedeiht vortrefflich; sie wird bis zu 15 Fuß hoch. Ueberall, wo das Zuckerrohr gedeiht, sagt ihr der feuchte Boden in den Südstaaten zu. Die Zubereitung geschieht in folgender Weise. Man legt die Pflanze eine Woche lang in stehendes Wasser; nachher nimmt der Arbeiter, der bis an den Gürtel im Nassen steht, so viele Pflanzen wie er in der Hand halten kann, entfernt von der Wurzel ab ein wenig Rinde und streift dann mit leichter Mühe die ganze Rinde ab, ohne Stamm oder Fasern zu beschädigen. Dann schwingt er die Jute um seinen Kopf, schlägt dieselbe mehrmals ins Wasser und entfernt solchergestalt die Unreinlichkeiten. Die oft bis zu 12 Fuß langen Fasern werden dann aufgehängt, um in der Sonne zu trocknen, und sind dann fertig für den Markt. In den Vereinigten Staaten glaubt man, daß diese Faserpflanze neben der Baumwolle im Großen angebaut werden müsse; die Cultur erfordere halb so viel Mühe und Kosten wie jene des Hanfes und nur ein Viertel so viel wie jene der Baumwolle. In Indien hat man schon ein Pfund Jute für einen Cent verkauft, und der Anbau nimmt mit jedem Jahre zu, seitdem diese Fasern eine so mannichfache Verwendung auch in der Teppichfabrikation finden. Nordamerika führt jährlich für etwa drei Millionen Dollars ein und verpackt Baumwolle in das Gunnygewebe aus Jute. Jetzt hat man angefangen, die Fasern so zu verspinnen und zu verweben, wie in Kentucky mit dem Hanfe geschieht.

Aussterben heimischer Pflanzen auf Ceylon.

Der Engländer Thwaites machte die Beobachtung, daß mit dem Vorrücken der Kaffeeplantagen auf Ceylon und der Lichtung der Wälder daselbst jetzt schon manche heimische Pflanzen selten geworden sind und in die botanischen Gärten gebracht werden, damit wenigstens einige ihrer Nachkommen erhalten werden. Dazu gesellt sich eine völlige Aenderung des Vegetationscharakters bis zu 1000 Meter Höhe durch eine erst seit 50 Jahren auf Ceylon eingeführte Pflanze. Es ist dieses eine von den westindischen Inseln stammende Verbenacee, Lantana mixta, die an Ceylons Boden und Klima besonderes Wohlgefallen zu finden scheint. Tausende von Acker Landes bedeckt sie nun schon mit üppigem Laube; sie verdrängt alle ursprünglich dort wachsenden Pflanzen und vernichtet selbst kleine Bäume. Die Frucht dieser Lantana wird von den Vögeln begierig gefressen; die Samenkerne werden so mit dem Mist der Vögel noch weiter über die Insel verbreitet, deren Pflanzenphysiognomie, geht dieses so weiter fort, bald ein sehr verändertes Aussehen zeigen wird.

* * *

— Eine Küstenaufnahme des Territoriums Alaska. W. D. Dall, welcher früher mit Fr. Whymper dieses von den Russen abgetretene Gebiet erforscht hat, unternimmt eine solche im Auftrage der Bundesregierung. Er ist im August mit dem Schooner „Humboldt“ von Astoria aus nach Norden abgefahren und hat mancherlei Sämereien mitgenommen, die vielleicht für jenen hohen Norden ersprießlich werden können.

— Der Staat Neu-Hampshire hat sich ein verschärftes Nüchternheitsgesetz gegeben. Veranlassung zu demselben haben die Irländer gegeben, welche im bestialischen Rausche, den die Hibernier bekanntlich lieben, häufig den ärgsten Unfug begingen. Das Gesetz verfügt: der Schaden, welchen ein Betrunkener angerichtet hat, muß von dem, bei welchem er Schnaps, Rum ꝛc. gekauft, bezahlt werden. Im Weigerungsfalle kann der letztere vom Gericht mit einem Strafgelde von 50 bis zu 100 Dollars belegt werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage:
Verzeichniß werthvoller illustrirter Werke aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. — № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

An der untern Donau.

Nächst der Wolga ist die Donau der längste und mächtigste Strom unseres Erdtheils und zugleich der einzige, welcher das Herz Europas von Westen nach Osten durchströmt. Ihr in seinem obern Theile von schiffbaren Flüssen, Canälen und Eisenbahnen nach allen Richtungen durchzogenes Stromgebiet reicht fast von den Grenzen des Elsasses, der Schweiz und Italiens bis an die Gestade des europäisch-asiatischen Binnenmeeres, dessen Wogen einerseits die lachenden Ufer des Bosporus bespülen, andererseits an die felsigen Ufer der kaukasischen Landenge reichen. Wie an keinen zweiten Strom



Am bulgarischen Ufer der Donau.

unseres Erdballes heftet sich an die Donau eine Mannichfaltigkeit der Nationalitäten, der Productionsverhältnisse und der Culturzustände; sie durchfließt Gebiete, in denen die Civilisation ihre höchsten Blüthen treibt, und sieht wiederum, in ihrem untern Laufe, die trostlosen Bilder halbbarbarischer Zustände.

Auch an Reichthum der Geschichte vermag kaum ein zweiter Strom Europas mit ihr sich zu messen. Sie diente der vom Orient nach unseren nordischen Ländern einwandernden Cultur als Führer. Zwar wird die Colonisation der unteren Ufer des Ister durch kleinasiatische Griechen kaum viel früher als mit dem siebenten Jahrhundert vor Christi

Geburt begonnen haben, allein höchst wahrscheinlich wurden die Mündungen schon früher von phönizischen Seefahrern besucht, die hier, gleichwie an den Gestaden des Pontus, ihre Handelsstationen eröffneten.

Jahrhunderte kommen und vergehen und zeigen uns, daß allerwärts gleiche Thatsachen eintreten, wenn gleiche Vorbedingungen gegeben sind. Der Lauf der Donau führte Attila's Horden nach den fernen Ländern des Westens, dann die Magyaren und andere Barbarenhorden, die vom Ural herabkamen und im fluthenden Gewoge bis in das Herz Europas gelangten. In entgegengesetzter Richtung aber folgte dem Donaustrome das Banner der Kreuzfahrer, welche das Abendland aussandte, um das heilige Land zu erobern.

Von da, wo die Donau im Schwarzwalde aus zwei kleinen Wildbächen zusammenströmt, bis zu ihrer Mündung ins Schwarze Meer beträgt die Länge ihrer Stromentwickelung 2968 Kilometer. Die Stromufer bieten dem Reisenden von der Quelle bis zur Mündung Landschaftsbilder in staunenswerther Abwechselung. Auf den ersten Blick möchte man glauben, daß die Natur diese verschiedenen Gebilde ohne feste Regel schuf und daß die so verschiedenen Landschaften system- und ordnungslos gruppirt sind. Eine gründlichere Erforschung jedoch läßt das geologische Gesetz erkennen, welches hier schaffend und ändernd wirkte.

Es ist sicher, daß die Donau und ihr Thal in vorhistorischen Zeiten in drei bestimmte, durch Seen von einander geschiedene Gebiete getrennt war, welche Stromgebiete nur durch steile Fälle mit einander in Verbindung standen. Der Rheinfall bei Schaffhausen kann von dieser Naturerscheinung ein Bild geben. Das obere und mittlere Donaubecken war beim Kahlenberge nächst Wien und beim eisernen Thore an der wallachischen Grenze geschlossen. Die durch Jahrtausende hindurch wirksame mechanische Kraft der Wasserströmung hat beim Kahlenberge die letzte Spur der Stromeindämmung vertilgt; sie wirkte jedoch gegen das Felsgestein des eisernen Thores weniger kräftig, welches darum heute



Bei Widdin.

noch die Schifffahrt so sehr erschwert. Die untere Donau, vom eisernen Thore bis zum Schwarzen Meere, ist der Ister der Griechen, und wahrscheinlich bestand noch in jener Epoche, in der die ersten griechischen Colonisten am untern Ufer des Ister sich ansiedelten, ein mehr oder weniger ansehnlicher See bei Kladova, oberhalb der letzten Stromschnelle des eisernen Thores.

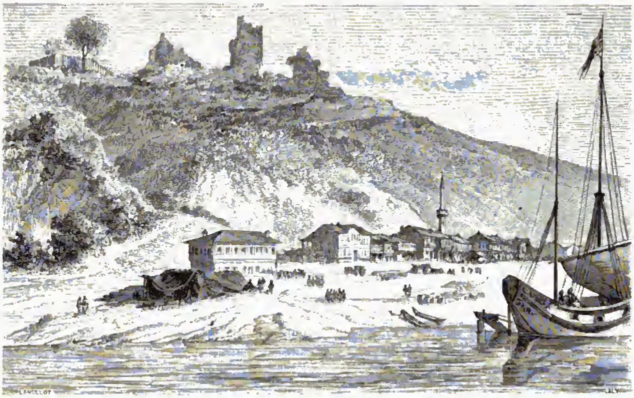
Von ihrer Quelle bis zur österreichischen Grenze bei Passau durchschneidet die Donau die schwäbische und baierische Hochebene. Die Strombreite wechselt beständig, die Ufer zeigen die mannichfaltigsten Formen. Das Strombecken ist in einer Weise cultivirt, die auf eine dichte, thätige Bevölkerung schließen läßt. In diesem Theile des Stromgebietes liegen die gewerbreichen, belebten Städte Ulm, Augsburg, Regensburg, die schon zur Zeit der Römer für die Verkehrsentwickelung der Donau eine hervorragende Bedeutung hatten; aus ihnen stammen die gewerblichen Anlagen und Capitalien, welche lange Zeit hindurch die Schifffahrt auf der Donau und deren oberen Nebenflüssen unterhalten haben. Dieses erste obere Donaubecken bedeckt eine Fläche von 3000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 8 Millionen rein deutscher Menschen.

Von der österreichischen Grenze bei Passau angefangen bis nach Linz, und besonders von Linz bis zum Kahlenberge wird das Donauthal immer enger und bildet schließlich einen Engpaß. Das Uferpanorama bietet dem Reisenden Landschaftsbilder dar, die den vielgerühmten unseres Rheines nicht nachstehen. Unmittelbar unter dem Kahlenberge wird das Strombild plötzlich ein anderes. Man möchte glauben, der Strom, seiner langen Einschränkung müde, eile sich in Freiheit auszudehnen. Er theilt sich bei Wien in drei — Auen einschließende — Arme, die bald sich wieder vereinigen. Am linken, nördlichen Ufer beginnt nun eine weite Ebene, kaum daß man in der Entfernung einige Hügel gewahrt. Diese Anhöhen sind die äußersten Ausläufer der Karpathen, welche bei Preßburg an die Donau herantreten und deren linkes

Ufer bis nach Pesth beherrschen. Auch auf dem rechten Ufer dehnt sich das Stromthal weithin aus. Im Süden steigen die Terrassen der äußersten Alpenabdachungen vor ihrer Absenkung in die ungarische Ebene empor. Der Horizont ist durch die Bergkette begrenzt, welche die Wien-Triester Eisenbahn bei dem weltbekannten Alpenübergange des Semmering überschreitet.

Zwischen Wien und Pesth gewährt die Donaulandschaft einen minder bestimmten Eindruck. Zwei Weitungen sind durch die zwei Engen bei Theben und Gran eingeschnürt. Der Verkehr, der die Ufer des obern Stromtheiles belebte, hört fast gänzlich auf. Der Boden ist wohl reich, aber man sieht sofort, daß es an den Händen zu dessen Bearbeitung fehlt. Welcher Gegensatz gegen den rührig belebten deutschen Theil des Stromes! Das linke Ufer bilden streckenweise steile, zum Theil mit Weinbergen bedeckte Hügel, das rechte Ufer ist vorwiegend flach. Nur das vom Schlosse der Maria Theresia beherrschte Preßburg, die Kathedrale von Gran, wo der ungarische Primas thront, verdienen Beachtung. In ihrer ganzen Größe, im vollen Glanze erscheint die Donau dann wieder bei der Schwesterstadt Pesth-Ofen. Indem der mächtige Strom Ungarns Capitale durchzieht, scheint er vor ihr seine volle Kraft zu entfalten und deren Thätigkeit anrufen zu wollen, auf daß sie seine mächtigen Hülfsmittel benutze.

Von Pesth bis zur Savemündung erstreckt sich mit entschiedenem und gleichbleibendem Charakter das ungarische Flachland. Das Auge ermißt die Ausdehnung dieser Ebenen nicht, weithin verschwimmt der Horizont, keine Anhöhe erscheint, die dem Blicke Ruhe böte. In diesem Gebiete empfängt die Donau ihre drei wichtigen Nebenflüsse: Drau, Theiß, Save. Die beiden letzteren werden weithin mit Dampfern befahren. Bei der Savemündung erscheint Belgrad mit seinen Minarets und den ruinenhaften Mauern



Sistowa an der Donau. (Bulgarien.)

seiner alten Beste. Dann erhebt sich das rechte Ufer, die wellenförmigen, mit grünen Wiesen und unermeßlichen Wäldern bedeckten Abhänge Serbiens steigen amphitheatralisch empor. Bald zeigt auch das linke Ufer bestimmtere Contouren, das Thal wird enger und der Strom tritt in einen Paß gleich jenem oberhalb des Kahlenberges. Allein das herrliche Panorama, welches Strom und Ufer hier darbieten, ist weitaus großartiger, imposanter. Die Widerlagen der Karpathen und des Balkan waren einst dort vereint, wo nunmehr die Donau in Engpässe eingezwängt ist. Seit dem Wassersturze, der beide Gebirgsketten trennt, müht sich der Fluß vergebens ab, das Bett zu ebenen, welches er sich errungen hat. Zahlreiche Klippen setzen diesem Jahrhunderte langen Mühen zähen Widerstand entgegen, und die Marksteine einer längst vergangenen Epoche erheben zur Zeit niedriger Wasserstände dräuend ihre Häupter.

Hier, am eisernen Thore, dem gefürchteten Hindernisse der Schifffahrt, schließt das mittlere Donaubecken. Es umfaßt eine Oberfläche von 8500 Quadratmeilen mit einer buntscheckigen Bevölkerung von 17 Millionen. Zunächst $1\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche, dann 5 Millionen Magyaren — das ganze Volk —, 9 Millionen Slaven, $1\frac{1}{2}$ Millionen Wallachen.

Wir gelangen nun zum dritten, letzten Abschnitt, der uns etwas länger beschäftigen soll. Gleichwie unterhalb des Kahlenberges nimmt die Stromlandschaft unterhalb des eisernen Thores einen andern Charakter an. Stromlauf und Uferansicht scheinen wieder wie mit einem Zauberstabe verändert. Die Donau theilt sich unaufhörlich in Arme und bildet unermeßliche Sümpfe, denen sich am linken Ufer die weiten wallachischen Steppen anschließen. Das rechte Ufer wird durch die kahlen Abfälle des Balkan gebildet. Hier treten weit von einander entfernt türkische Städte auf: Widdin, Rustschuk, Silistria. Im Allgemeinen stimmt die An-

sicht ungemein traurig; sie enthüllt uns ein Land, welchem Alles mangelt, eben sowohl die Hand des Arbeiters, wie die belebende Cultur. Ibraila und Galatz am linken Stromufer, nur eine kurze Strecke von einander entfernt, sind die Häfen der rumänischen Länder. Unterhalb dieser Strecke vereinigen sich zum letzten Male die Donauarme in einem Strombette, welches ungemein breit ist. Dann theilen sich die Fluthen wieder und zwar für immer; sie durchfurchen öde Sandebenen und strömen durch fünf Mündungen dem Schwarzen Meere zu. Die Oberfläche des untern Donaubeckens hat 3500 Quadratmeilen mit etwa 8 Millionen Bewohnern; hiervon sind 5 Millionen Rumänen, 2 Millionen Slaven, 1 Million Türken und andere Nationalitäten.

In der Regel bildet ein Strom keine Völkerscheide; aber die untere Donau macht hiervon eine Ausnahme. Von da an, wo der Timok in dieselbe einströmt, bis etwa unterhalb Rustschuk ist das hohe rechte Ufer von Bulgaren bewohnt; dann folgen in der Dobrudscha Türken. Das ganze linke Ufer aber und das Delta gehört den Wallachen.

Versetzen wir uns jetzt auf einen der Dampfer der „k. k. ausschließlich privilegirten österreichischen Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft", und landen wir mit demselben zunächst bei der türkischen Festung Widdin (s. Illustration S. 242). Das Signal der Ankunft dieses Dampfers bringt beinahe die einzige Unterbrechung in die monotone Außenseite des Widdiner socialen Lebens. Das Donauufer bleibt stets der belebteste Punkt der Stadt. Nahe dem Zollamt, dessen kleine Gartenanlage eine gern aufgesuchte Oase in den Widdiner Sümpfen bildet, liegen immer mehrere Schiffe. Viele sind mit Salz befrachtet, dessen ausschließlicher Verkauf in den türkischen Donaustädten an einen Serben verpachtet ist. Der Handel der Stadt ist übrigens durch den geringen Bedarf des Hinterlandes sehr beschränkt. Auch einige türkische Kanonenboote liegen bei der Stadt, die als Festung einst eine große Rolle in den Türkenkriegen spielte und jetzt noch eine Friedensbesatzung von 3000 Mann zählt. Betreten wir die Stadt, so fallen uns zunächst die vielen, zum Theil im reichen orientalischen Stile verzierten Brunnen auf, deren Erbauung der Orientale ja zu den gottgefälligen Werken zählt. Sie sprudeln frisches Wasser. Was aber den Fremden am meisten überrascht, das ist eine „Eisstiftung", aus welcher im Sommer täglich große Mengen Eises an Arme unentgeltlich, Wohlhabenden gegen geringe Entgeltung überlassen werden. Diese Stiftung rührt her von dem letzten „echt- und rechtgläubigen" Statthalter Widdins, dem berühmten Paswan-Oglu, dessen Grab auf dem kleinen Friedhofe der Mustapha-Pascha-Mo-



Donauufer eine Stunde oberhalb Rustschuk.

schee gezeigt wird (vergl. „Globus" VIII, 164). Die Festungswerke sind verhältnißmäßig in gutem Zustande; zu den bedeutenderen Militärbauten der Citadelle gehört ein großes Pulvermagazin, nahe bei dem hohen Uhrthurme. An seinem Fuße haben sich in niederen Holzbaracken die berühmten Silber- und Goldschmiede Widdins niedergelassen. Es sind fleißige Zinzaren aus den macedonischen Gefilden, die hier ihre bewundernswerthen Filigranarbeiten fertigen. Aus antiken Funden, griechisch-römisch-byzantinischen Münzen, zieht der Zinzare den langen, feingesponnenen, dann in kleine Stücke zerschnittenen Silberfaden, aus dem er mit unendlicher Geduld seine Filigransachen herstellt. Wie viel schöner sind sie, als die unechten Schmucksachen, die, aus dem Abendlande kommend, Widdins Bazare füllen! Oesterreichische Kurzwaaren aller Art, Glas- und Porzellanfabrikate, geblümte Kattune und Taschentücher, füllen neben englischen Garnen, Eisen-, Stahl- und Lederarbeiten die kleinen Gewölbe der türkisch-jüdischen Händler. Die christlich-bulgarische Industrie hat ihr Hauptquartier außerhalb der Citadelle aufgeschlagen. In der Verarbeitung von Schnur- und Pelzwerk leistet der Bulgare Vorzügliches. Die beinahe ausschließlich von Christen bewohnte südwestliche Vorstadt hat in der letzten Zeit sehr gewonnen. Der zerstreute, stark verschuldete türkische Besitz dieses Stadttheils ist beinahe gänzlich in bulgarische Hände übergegangen. Hier auch ist der Grund zu einer christlichen Kathedrale gelegt worden.

Wer am Donauufer bei Widdin steht, der erkennt, wie die Donau schon zur Zeit der Römer eine stark erprobte Vertheidigungslinie war. Das rechte bulgarische Ufer des Stromes (S. 241) hat den Vorzug, daß es das linke wallachische stets überragt; das rechte Ufer ist felsig, oft jäh abschießend, das linke flach. Die zahlreichen Flußinseln liegen sämmtlich dicht am wallachischen Ufer, der Feind ist daher genöthigt, seinen Uebergang über den Fluß über den breiten Hauptarm am rechten Ufer unmittelbar unter dem nächsten Frontbereich der Vertheidigung zu bewerkstelligen. Bulgarien ist jetzt der Hauptwall des osmanischen Reiches gegen alle Angriffe von Norden her.

Die Donau fängt hier an, von zahlreichen Segelschiffen belebt zu werden, von denen nicht wenige unter griechischer Flagge fahren, wie die Griechen denn überhaupt für geschickte Segelschiffer gelten. An der freundlich im Grünen gelegenen Ortschaft Lom, an grünen Inseln vorüber, die im Frühjahre zahllose Nachtigallen beleben, gelangt der Dampfer an die Mündung des Flusses Schyl. Er kommt aus Siebenbürgen und wird einst eine größere Bedeutung erlangen, wenn die Steinkohlenfelder an seinem obern Laufe aufgeschlossen werden. Am rechten Ufer steigt nun ein halb tür-

kisches, halb bulgarisches Dorf, Rahowa, den Berg hinan. Die Erdhöhlen der Bulgaren sind armselig, sie gleichen mit Stroh bedeckten Eiskellern; die türkischen Häuser sind wenigstens theilweise aus Stein und Lehm erbaut.

Am linken Ufer liegt die Stadt Piquet, der Hafenort von Krajowa; es ist ein wichtiger Stapelort für enorme Getreidemassen. Hunderte von Wagen von urthümlicher Bauart, mit Ochsen bespannt, sind am Ufer aufgefahren und schleppen das Getreide heran, das übergeladen wird auf die vielen bereit liegenden Segelschiffe und die Schleppkähne der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Es sind bei diesem donauabwärts, nach Braila und Galatz gehenden Getreidehandel auch viele türkische Schiffe thätig, leicht kenntlich durch das hohe Hintertheil, während sie in der Mitte tief eintauchen. Die Getreideverschiffung würde noch weit bedeutender sein, wenn die Wallachei und Türkei sich guter Landstraßen erfreuten, um schwere Frachten aus dem Innern nach der Donau transportiren zu können.

Auf dem bulgarischen Ufer gewahrt man große Gänseherden. Die Wälder sind dort längst verschwunden; die ebene Landschaft auf der wallachischen Seite bleibt höchst einförmig, sie ist so flach, daß man dort meilenweit den Rauch der Donaudampfer erkennt. Vorüber an der Mündung der Aluta, welche die kleine von der großen Wallachei trennt, gelangen wir abermals nach einer Donaudoppelstation. Auf dem flachen rumänischen Ufer liegt Turna oder Turnu-Margarelle, ein Freihafen, wo gleichfalls viel Getreide verladen wird, und auf dem türkischen aus Kreidefelsen gebildeten Gestade die Bergfestung Nikopoli, die sehr von ihrem frühern Glanze herabgekommen ist, während Turna aufblüht.



Rustschuk.

Nikopoli ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines katholischen Bischofs. Die Stadt zählt 10,000 bis 15,000 Einwohner, meist Türken und Bulgaren; in der Umgegend wird ein geschätzter Wein erzeugt; sonst läßt sich von der Stadt nicht viel berichten, als daß sie überall den Eindruck des Verfalls zeigt.

Im Verlaufe der Fahrt passiren wir nun das neben einem Platanenwäldchen gelegene Städtchen Sistowa (S. 243) oder Schistowa, über dem eine alte Burgruine thront. Die 20,000 Einwohner, meist Bulgaren, treiben lebhaften Handel, Leder- und Baumwollfabrikation sowie Weinbau. Im Jahre 1791 wurde hier zwischen Oesterreich und der Türkei Frieden geschlossen. Gegenüber, durch Donauinseln getrennt, liegt der wallachische Marktflecken Simnitza mit einem stattlichen Quarantänegebäude. Immer bleibt das rechte Ufer das höhere; namentlich eine Stunde oberhalb Rustschuk fallen die Felsen jäh zum Strome ab, in dem sie ihre weißen Wände widerspiegeln. Rustschuk auf der türkischen, Giurgewo (Shursha) auf der wallachischen Seite ist eine Hauptstation an der untern Donau. Der Strom der Reisenden theilt sich hier in drei Theile: die einen ziehen mit der 1869 eröffneten Staatseisenbahn von Giurgewo nach Bukarest, die anderen mit der schon ältern türkischen Bahn von Rustschuk vorbei an der berühmten Bergfestung Schumla nach Warna am Schwarzen Meere, die dritten endlich ziehen auf der beschwerlichen Straße nach Süden über Trnowa und Gabrowa dem Balkan zu, nach dessen Ueberschreitung die Straße weiter über Kasanlyk, Phillipopel, Adrianopel nach Konstantinopel führt. Durch die Eisenbahn hat sich Rustschuk sehr gehoben, und für den Handel der untern Donau wird es stets von Bedeutung bleiben.

Besuch einiger Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz.

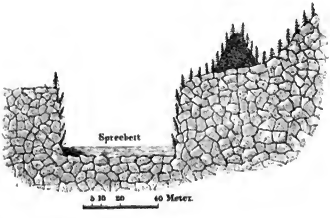
Von **Richard Andree.**

II. Die Erdschanzen.

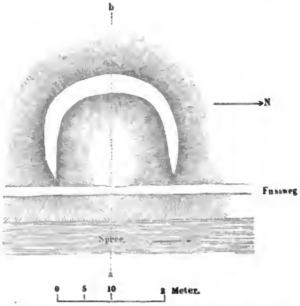
Die Schanzen an der weiten Bleiche, bei Doberschau und Niethen. — Der keltische Hradischt bei Nischburg. — Doppelerdwall von Groß-Tschernosek.

Bautzen liegt im Mittelpunkte der Oberlausitzer Schanzen, die sich, etwa 70 an der Zahl, zur Rechten und Linken der Dresden-Görlitzer Eisenbahn ausdehnen. Nimmt man, von zerstreut außerhalb des Hauptgebietes liegenden Schanzen abgesehen, Kamenz als den westlichen, Görlitz als den östlichen Endpunkt der Schanzengruppe an, so erstrecken sie sich über eine Längenausdehnung von neun Meilen; die durchschnittliche Breite des Zuges von Nord nach Süd beträgt dagegen nur drei Meilen.

Von Bautzen aus sind die meisten Schanzen leicht zu erreichen. Schon drei Viertelstunden südlich von der Stadt, am linken Spreeufer, treffen wir über dem Wirthshause „Zur weiten Bleiche" auf eine Schanze, die durch ihre Kleinheit sich auszeichnet, aber sehr wohl erhalten ist. Die Spree durchfließt hier wildromantische steile Granitfelsen, die fast senkrecht abfallen und eine Höhe von etwa 100 Fuß haben. An dem Abhange nun, der nach einem dieser Granitfelsen zuläuft, liegt die erwähnte Schanze. Der ganze Umfang ihrer Krone beträgt nur wenig über hundert Schritt, sie ist halbkreisförmig und nach der Spree zu offen, wie aus dem Plane hervorgeht. Ihr Böschungswinkel ist etwa 40 Grad. Ueber den Kamm führt ein gebahnter Weg. Das Innere ist kesselartig und so auffallend klein, daß dreißig oder vierzig Menschen sich nur mit Mühe darin bewegen können. Im Westen der Schanze, der Stirn gegenüber, steigt das Terrain wieder an; es ist durch einen flach ver-



Durchschnitt der Erdschanze an der „Weiten Bleiche" bei Bautzen.



Grundriß der Erdschanze an der „Weiten Bleiche" bei Bautzen.

laufenden Graben von der Schanze getrennt. Dieses Ansteigen des Terrains nach Westen und auch Süden zu ist nun so bedeutend, daß die Erhebung mit der Dammkrone fast in gleicher Höhe sich befindet, die Schanze mithin auf eine sehr geringe Entfernung von etwa 100 Schritt eingesehen werden kann. Jeder Steinwurf von draußen fliegt ohne Mühe hinein. Wie dieses zu einer Vertheidigungsanstalt stimmt, kann ich nicht einsehen. Man nehme dazu den unbedeutenden Raum, der sehr wenig Menschen Aufenthalt gewährte, in dem man sich nur äußerst schwierig — mit 100 Fuß langen Seilen — Wasser aus der Spree verschaffen konnte, und man wird sofort erkennen, wie wenig geeignet ein solcher Platz für das Aushalten einer Belagerung war.

Etwas anders gestalten sich die Verhältnisse bei der großen Doberschauer Schanze. Wir gelangen zu derselben, wenn wir von der weiten Bleiche abermals drei Viertelstunden weiter nach Süden gehen. Auch sie liegt an der Spree, aber am rechten Ufer, unfern von dem Dorfe Doberschau (wendisch Dobruša). Diese Schanze, ein imponirendes Werk, ist weithin sichtbar; sie erscheint wie ein mächtiger Hügel, der den hohen, jähen Granitfels an der Spree krönt. Sie ist ganz mit Gestrüpp und Pfriemkraut überwachsen, durch das man sich mühsam einen Weg nach der Krone hinauf bahnen muß, da keinerlei Fußpfad vorhanden ist. Auch diese Schanze ist halbkreisförmig und nach der Spree zu offen, wie aus der vom linken Spreeufer aus aufgenommenen Ansicht bei Preusker (Band II, Tafel III, Fig. 7) gut zu ersehen ist, während ich die Profilansicht gezeichnet habe, die deutlich erkennen läßt, wie die Schanze nach der durch die Spree geschützten Seite zu ab-

fällt und die hohe Stirn der vor ihr ausgebreiteten Hochebene zuwendet. An der Stirnseite ist die unter etwa 40 Grad abfallende Schanze über 50 Fuß hoch, nach den Flanken hin fällt sie allmälig ab. Der Kamm hat eine Breite von 6 bis 8 Schritt und einen Umfang von über 350 Schritt. Oben genießt man eine herrliche Aussicht auf das Spreethal, die Stadt Bautzen und das Lausitzer Mittelgebirge. Ein Denkstein mit F. A. und der Krone darüber wurde „zum funfzigjährigen Regierungs-Jubiläum" des Königs Friedrich August von Sachsen am 20. September 1818 hier aufgestellt. Weit geringer als nach außen hin ist die Höhe im Innern (etwa 30 Fuß); der Kessel ist sehr weit und konnte eine große Anzahl Menschen beherbergen; doch war es für diese von hier aus ganz unmöglich, aus der Spree Wasser zu erhalten, da vor dem jähen Abfall des Granitfelsens sich noch ein breiter Wiesensaum bis zur Spree hinzieht. Schmaler, der in diesem Hrodschischtjo Nachgrabungen anstellte, fand ganz ungeheure Aschen- und Kohlenreste. Er hält ihn für eine Opferstätte.



Die Doberschauer Schanze im Profil gesehen.

Die Schanze an der „Weiten Bleiche" und jene von Doberschau können als typische Beispiele der halbkreisförmigen Hrodschischtjos angesehen werden. Eine zweite Form machen die runden, geschlossenen Schanzen aus. Ich will hier nur auf die Kuckauer Schanze beim Kloster Marienstern, unfern Kamenz, und den Kupschiner Doppelwall verweisen, die Schuster (S. 127) genau beschrieben und abgebildet hat.

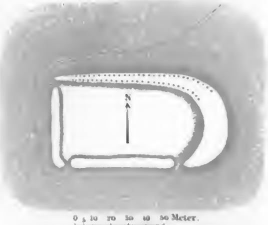
Eine dritte Form, die hakenförmige möchte ich sie nennen, tritt uns bei der Riethener Schanze entgegen. Sie liegt eine Viertelstunde nordöstlich von der Eisenbahnstation Pommritz bei dem Dorfe Riethen (Něčin) und ist gleich der Doberschauer weithin sichtbar. Im Osten des kleinen von Lehn und Kohlwesa nach Norden fließenden Baches liegt ein isolirter, etwa 50 Fuß hoher Granitfels mit breitem Rücken. Er fällt so ziemlich nach allen Seiten gleich stark ab, und doch krönt ihn die hakenförmige Schanze nur im Osten und Norden, während im Süden und Westen sich ein nur wenige Fuß hoher, im Ganzen 130 Schritt langer und 2 bis 3 Schritt breiter Damm anschließt, so daß die Hauptschanze mit diesem Damme zusammen ein Oval umfaßt, in dem ein großes Kornfeld steht. Der Hauptwall, wie aus dem Grundrisse ersichtlich, bildet einen Haken; seine Länge beträgt 290 Schritte; er steigt ganz allmälig an und verbreitert sich dabei immer mehr, so daß er anfangs nur wenige Fuß, schließlich aber 60 Fuß hoch ist, und dann fast plötzlich wieder abfällt; dabei nimmt die mit einer schönen Lindenallee bepflanzte Krone von 6 bis zu 15 Schritt an Breite zu. In der eigenthümlichen Gestaltung des Ganzen, das nicht einmal nach der am leichtesten zugängigen Stelle die größte Entwickelung zeigt, vermag ich ein Vertheidigungswerk nicht zu erkennen. Ein schmaler Fußpfad führt von der Seite des unter der Haupterhebung gelegenen herrschaftlichen Gutes an dem Abhange der Schanze hinauf. Wollte man den isolirten Granithügel befestigen, warum führte man den seltsam allmälig ansteigenden Wallhaken nur nach zwei Seiten hin auf und zog um die anderen beiden nur einen niedrigen Damm?



Die Riethener Schanze.

Zum Vergleiche bespreche ich nun einige böhmische Erdwälle. Will man so weit gehen wie Schuster, so muß man bei der identischen Bauart der böhmischen und lausitzischen Erdwälle diese einem und demselben Volke zuschreiben, und in der That ist Schuster auch geneigt, diese wie die böhmischen Steinwälle den Markomannen zuzuschreiben (Heidenschanzen S. 51). Letztere werden aber schwerlich als die Erbauer gelten können. Schuster zieht, nach Dreßler und Kiemann, auch den Hradischt bei Neuhütten in das Bereich seiner Betrachtungen und sagt, daß dort goldene und silberne Münzen wahrscheinlich keltischen Ursprungs zu finden seien. Er macht dazu ein Fragezeichen. Die Quelle aber, nach der Schuster hier anführt (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen V, S. 196, Anmerkung) sagt, daß in der Umgebung goldene und silberne Münzen unzweifelhaft keltischen Ursprungs zu finden seien. Es paßt dieses freilich nicht in Schuster's System, der alle derartigen Bauten germanischen Völkern zuschreibt. Die Sache

hat aber ihre völlige Richtigkeit. Ich habe über zwei Jahre an dem Fuße dieses Hradischt gelebt und hundertmal auf seinen nun größtentheils eingeackerten Erdwäl[len] gestanden.



Grundriß der Riethener Schanze.

Er liegt auf 300 bis 400 Fuß hohem Berge gerade über der Leontinenhütte (in Neuhütten) am rechten Beraunufer, gegenüber dem fürstenbergischen Schlosse Nischburg, und zeigt noch bedeutende, aber jetzt durch den Pflug zerrissene Wallreste. Im Walle, der aus Erde besteht, in dem noch Aschen- und Kohlenreste vorkommen, findet man beim Umackern die von den Tschechen jener Gegend „Dukati" genannten kleinen Goldmünzen alljährlich. Es sind viele Hunderte dort entdeckt worden, sehr selten aber Silbermünzen, und ich selbst habe einen solchen „Dukaten" nach einem starken Regengusse, der den Boden aufgewühlt, dort oben gefunden. Das Prager Museum besitzt eine große Anzahl dieser Münzen, und in der Umgebung Nischburgs kann man sie hier und da bei den Damen in Ringe oder Broschen gefaßt sehen. Diese barbarischen Münzen sind gegossen, nach Allem, was die Forscher darüber veröffentlicht haben, in den ehemals keltischen Ländern selbst verfertigt und zeigen alle das nämliche Gepräge. Sie kommen ganz gleich auch in anderen, ehemals von den Kelten bewohnten Ländern vor. Man nennt sie auch Regenbogenschüsseln, weil sie nach dem Regen gefunden werden und eine schüsselförmige Gestalt haben. Auf der concaven, eingestempelten Seite zeigen sie Dreiecke, Kugeln, Ringe, Blätter. Viel seltener sind die Silbermünzen, die dann das Bild eines Reiters zeigen. „Letztere Münzen stellen sich als offenbar barbarische Nachahmungen macedonischer Königsmünzen von Philipp II., Alexander dem Großen und Antigonus I. Gonatus heraus. Solche Münzen wurden in Böhmen wiederholt gefunden, so 1771 bei Podmokl (nicht weit von Nischburg) in einem Bronzekessel Goldmünzen in einem Werthe von 78,000 Gulden, in Weltrus, Beraun, Kuttenberg; Silbermünzen bei Nischburg, Stockau, Bürglitz; Bronzemünzen bei Kolin und Komotau. Die auf diesen Münzen sich findenden Namen Dubnorex, Litavicos, Biates, Duteute, Iculi, Ausali, Ravis, Ravisci, Aravisci, Domisa sind keltisch. Die Thatsache nun, daß solche Münzen auch in einem Steingrabhügel bei Stockau im westlichen Böhmen neben Paalstäben und Ringen aus



Keltische Silbermünze von Nischburg.

Bronze gefunden wurden, kann meine Ansicht von dem keltischen Ursprunge jener Grabhügel nur kräftig unterstützen."



Goldenes Regenbogenschüsselchen vom Podmokler Funde.

(Födisch, Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen VII, 156. Vergleiche auch, was Preusker II, 162 über diese Münzen sagt.) Auf jenem Hradischt sind auch Bronzegeräthschaften gefunden worden, und Wocel wird wohl vollkommen in seinem Rechte sein, ihn für keltisch zu halten. Als Erdwall, soweit er noch zu erkennen, stimmt er mit den Lausitzer Schanzen, er führt den Namen Hradischtj und ist doch wohl keltischen Ursprungs. Meiner Ansicht nach zeigt dieses wieder, daß man sich vor dem Generalisiren sehr zu hüten habe. Wir kennen in Böhmen germanische Bewohner, die Markomannen, vom ersten bis etwa ins fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Vor ihnen waren die Kelten im Lande. Schuster läßt aber schon 500 vor Christus, in der Bronzezeit, seine Erdwälle von Sueven erbauen. Wie stimmen nun die böhmischen Erdwälle, die mit denen der Lausitzen identisch sind, zu der Theorie von der Erbauung durch Germanen? „Alle dergleichen Heidenschanzen in anderen Ländern" sollen nach Schuster germanische Erbauer haben. Wie kommen wir mit dieser Anschauung in Böhmen zurecht?

Zum Schlusse mache ich noch auf eines der großartigsten Erdwerke Böhmens, den kolossalen Doppelerdwall bei Groß-Tschernosek auf dem Hradek am rechten Elbufer, aufmerksam, der den Lausitzer Wällen sehr gleicht. Er besteht aus zwei halbkreisförmigen Wällen, die mit der offenen Seite nach der Elbe zu liegen. Der innere allein hat eine Länge von 400 Klaftern, übertrifft also alles Aehnliche der Lausitz bei weitem. Er ist groß genug, um eine Stadt zu umschließen. Dr. Kleinwächter, der ihn zuerst beschrieben hat (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen VII, 160), hält ihn für ein verschanztes Lager, wagt aber über die Erbauer kein Urtheil zu fällen. Wocel dagegen nimmt an, er sei eine Festung der alten Litomeritzen (Litoměřici) gewesen, des tschechischen Volksstammes, der nach Einwanderung der Slaven in der Leitmeritzer Gegend seinen Sitz hatte. Danach wäre dieses kolossale Werk also verhältnißmäßig jung, es gehörte dem fünften oder sechsten Jahrhundert an.

Holzhandel und Waldverwüstung in Nordamerika.

A. Für die ganze Westküste ist gegenwärtig der Holzhandel von nicht geringerer Bedeutung, wie für Canada und einige atlantische und westliche Staaten der Union. Sowohl der innere Verbrauch wie die Ausfuhr ist kolossal, aber die Waldverwüstung wird in einer geradezu barbarischen Weise betrieben und so unbesonnen, daß schon gegenwärtig auf weiten Strecken empfindlicher Holzmangel eingetreten ist. Eine verständige Waldwirthschaft fehlt durchaus; die Yankees sind nicht minder arge Waldschinder, wie die Araber einst in Spanien waren. Wir wollen eine Reihe von Angaben zusammenstellen, welche geeignet sind, einen Einblick in die Verhältnisse zu geben, und dabei den Osten und den Westen des Continentes zugleich berücksichtigen. Die mittleren, nordöstlichen und zum Theil die westlichen Staaten der Union, sodann ein Theil der südlichen, bildeten, als die Ansiedler aus Europa kamen, eine ausgedehnte Waldregion, zu welcher auch beträchtliche Strecken von Canada gehörten.

In Maine, das einst am Androscoggin und Kennebec herrliche Fichtenwälder hatte und für welches das Holzfällen so wichtig war, wie das Mahagonyschlagen für manche Gegenden Centralamerikas, sind jetzt große Stämme selten geworden. Der Staat Neuyork führte noch 1860 Bauholz in Menge aus; jetzt muß er den größten Theil seines Bedarfes aus Canada und dem Westen einführen. Canada hat bisher ununterbrochen ungeheuere Quantitäten Holz, zumeist nach Europa, verschifft, und der Export an Waldproducten beträgt durchschnittlich im Jahre für mehr als neun Millionen Dollars. Dort sind die Wälder noch nicht erschöpft; in der Dominion sollen sie, einem ungefähren Ueberschlage zufolge, immer noch 250,000 Quadratmiles einnehmen, aber sehr viele Strecken sind bereits kahl gelegt worden und an Nachpflanzen hat man auch dort nicht gedacht.

In den nordwestlichen Staaten wird der Holzüberfluß bald zu Ende gehen, und das ist kein Wunder, wenn man sieht, in welcher kolossalen Weise die unverständige Ausbeutung des Waldes vor sich geht. Am 20. Juni 1871 kam, wie wir jüngst im „Globus" meldeten, auf dem Mississippi bei der Stadt La Crosse in Wisconsin ein Floß vorübergeschwommen, das nicht weniger als 2,207,150 Fuß Holz in Blöcken, Balken, Latten und Schindeln enthielt. Viel des schlagwürdigen Holzes steht in Gegenden, aus welchen der Transport nach einem Verschiffungsplatze wegen der weiten Entfernung und des Mangels an Wegen zu theuer kommen würde. Sogenannte Logging camps im Innern sind deshalb in Menge wieder verlassen worden, nachdem die Wälder an den Flußufern eine Strecke landein erschöpft wurden. In jenen, wo die Roth- und Weißtanne vorwaltet, sind von den Bäumen etwa 25 Procent zu Balken, 40 Procent zu Blöcken und Klötzen zu benutzen, der Rest hat keinen Werth für den Markt. Ehemals war ganz Neubraunschweig mit den prächtigsten Waldbäumen bestanden; jetzt sind längst die Weißtannen am St. John und dessen Zuflüssen niedergehauen und nur noch Fichten mit grobem Holze vorhanden, das nur zur Verfertigung von Zuckerkisten verwandt werden kann; man ist nun daran gegangen, die schwarze Sproßentanne zu fällen, welche ein gutes Holz liefert. Neuschottland hat immer noch ausgedehnte Wälder, aber das Abholzen nimmt einen raschen Fortgang. In Neufundland wachsen nur an den nördlichen und westlichen Buchten große Fichtenstämme, aber in verhältnißmäßig geringer Menge; was sonst auf dieser Insel vorkommt, ist zur Ausfuhr nicht geeignet. Die Prinz-Edwards-Insel ist schon völlig abgeholzt und muß Schiffbauholz vom benachbarten Festlande beziehen.

Die nachstehenden Ziffern sprechen laut. Die Provinzen Ontario und Quebec, also Canada, liefern jährlich im Durchschnitt mehr als $1^1/_2$ Millionen Tonnen Holz, gleich 86,986,352 Cubikfuß. Davon wird ziemlich ein Drittel im Inlande verbraucht, das Uebrige zu etwa gleichen Theilen nach anderen Gegenden Amerikas und nach Europa verschifft. Neubraunschweig exportirt ungefähr 800 Millionen Fuß im Werthe von 4 Millionen Dollars; Neuschottland 180 Millionen Fuß im Werthe von 860,000 Dollars. Dieser Abzug währt schon seit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen, und es ist nur zu verwundern, daß die Wälder immer noch so große Quantitäten liefern. Im Osten der Rocky Mountains nimmt, wie schon gesagt, die Abholzung ihren raschen Fortgang. Die Staaten Wisconsin, Michigan und Minnesota haben jetzt noch etwa $15^1/_2$ Millionen Acres Waldland, das ungefähr 32,362,500,000 Fuß verkäuflichen Holzes liefern kann. Die Quantität des 1869 in diesen drei Staaten geschlagenen Holzes betrug 1,284,029,355 Fuß; man hat, um dieselbe zu erhalten, nicht weniger als 833,032 Acres völlig abgeholzt. Bei der steigenden Nachfrage ist anzunehmen, daß binnen 15 bis 20 Jahren völlige Erschöpfung eintreten muß; sie wird aber in Folge der verheerenden Waldbrände, dergleichen wieder im August und September 1871 ganz ungeheuere Verwüstungen anrichteten, noch früher eintreten.

Auf dem weiten Raume zwischen den bewohnten Theilen der pacifischen Staaten und jenen im Stromgebiete des Mississippi ist im Ganzen der Holzwuchs nur spärlich, selbst an den Hängen der Gebirge. Künftighin wird jene pacifische Küstenregion den größten Theil des Holzbedarfes liefern müssen, und schon seit mehreren Jahren sind aus den dortigen Urwäldern große Quantitäten in den Handel gekommen. Californien, Britisch Columbia und die Vancouverinsel exportiren Holz nach Japan, China, Australien, Neuseeland, den Sandwichsinseln, nach den atlantischen Staaten und selbst nach England. Die Ausfuhr wächst mit jedem Jahre. Sie betrug zum Beispiel aus San Francisco

	Fuß.	Werth.	
1859 . . .	3,780,500	86,949	Dollars.
1863 . . .	6,559,062	159,586	"
1865 . . .	12,091,913	255,038	"
1870 . . .	13,324,099	242,112	"

Aber San Francisco verschifft nur einen sehr geringen Theil des Holzes, welches von der Westküste zur Ausfuhr gelangt. Auch in Californien nimmt die Waldverwüstung in gleicher Weise ihren Fortgang, wie auf der atlantischen Seite, namentlich in Bezug auf die prächtige Rothtanne, welche nach Verlauf weniger Jahre schon selten werden muß. Man nimmt an, daß der Staat Californien 40,000 Quadratmiles Holzbestand gehabt habe; in Oregon und im Washingtongebiete nehmen die Waldungen, in welchen die berühmte Douglasfichte den Hauptbestand bildet, nahezu 65,000 Quadratmiles ein; für Idaho rechnet man etwa 30,000 und für Montana 35,000. Britisch Columbia und Alaska sind vorzugsweise Waldregionen und haben respective 100,000 und 150,000 Quadratmiles Waldland. Das

von Rußland an die Vereinigten Staaten für 7,200,000 Dollars verkaufte Territorium im hohen Norden ist schon der Wälder wegen unendlich mehr werth, als jene Summe. Der Waldbestand in Nevoda hat für den Handel keine Bedeutung, weil das Holz zu knorrig ist.

Im Westen der Rocky Mountains sind demnach etwa 420,000 Quadratmiles Waldland; dieses besteht jedoch zu einem nicht geringen Theile aus Bäumen von geringem Umfang, von niedrigem Wuchs und mit Holz von geringer Qualität, das keinen Marktwerth hat; vieles, das einen solchen besitzt, steht in Gegenden, die keinen Transport erlauben, wenigstens nicht in der Gegenwart. Angenommen jedoch, daß die pacifische Seite von jeder Quadratmile eine eben so große Quantität brauchbaren Holzes liefern könne, wie die atlantische Seite, dann würden sich 390,791,542,898 Cubikfuß herausstellen. Die Anzahl der zumeist mit Dampf arbeitenden Sägemühlen an der Westküste betrug im Jahre 1871 etwa 800; sie können täglich in 10 Betriebsstunden etwa 7,000,000 Fuß „Lumber“ liefern, d. h. Bauholz, Stabholz, Bretter, Dauben, Sparren und Holz zum „Fenzen“, d. h. zum Einzäunen der Felder. Wenn man annimmt, daß jene Sägemühlen täglich auch nur 2,000,000 Fuß liefern, dann würde, ohne Nachpflanzungen, der gesammte Vorrath in 65 Jahren erschöpft sein.

Die Annahme, daß jährlich 600,000,000 Fuß nordamerikanischen Holzes in den Handel gelangen, ist nicht etwa zu hoch gegriffen. Im Jahre 1870 gelangten vom Pugetsunde und dem Territorium Washington überhaupt 101,332,872 Cubikfuß rohen und behauenen Holzes, und von anderen „Logging camps“ der Küste zusammen 117,902,028 Cubikfuß in den Handel. Dazu kamen noch ungezählte Quantitäten von Zaunpfählen, Bahnschwellen, Telegraphenstangen und Schindeln ꝛc. Es wurden 44,489 Registertonnen Holz verschifft, 2948 Tonnen mehr als 1869 und 11,909 Tonnen mehr als 1868; davon am Pugetsunde 14,402, auf Burrard-Island in Britisch Columbia 11,767, der Rest entfällt auf andere „Lumberhäfen“ in Oregon und Californien.

Etwa die Hälfte jener 600 Millionen Fuß kommt demnach auf die Westküste; man muß aber auch hinzunehmen, was für den Hausbedarf und zur Feuerung, namentlich in den Bergwerksrevieren verbraucht wird. Sodann haben die Eisenbahnen einen kolossalen Bedarf; zu den schon vorhandenen kommen in jedem Jahre neue Schienenwege, und wo diese durch Waldland oder in dessen Nähe laufen, beginnt sofort das Abholzen. Die gegenwärtig (im Jahre 1871) vorhandenen Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten consumiren jährlich 218,100,000 Fuß des besten Holzes allein für Schwellen; um diese Menge zu erhalten, müssen 150,000 Acres abgeholzt werden. Man hat ferner berechnet, daß in jedem Jahre für den Bau von Eisenbahnwagen, Gebäuden und Ausbesserungen 1,925,000,000 Fuß verwandt werden, im Geldwerthe von 38,500,000 Dollars. Die Locomotiven verbrauchen etwa 3,000,000,000 Fuß, im Werthe von 56,000,000 Dollars als Brennholz. In jedem Sommer finden große Waldbrände statt, zumeist durch die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Menschen. Schon seit Jahren zeigen sich in vielen Gegenden, wo man die Waldverwüstung betrieben und das Land weit und breit kahl gelegt hat, die nachtheiligen Einwirkungen; viele Bäche sind ganz versiecht oder liefern so wenig Wasser, daß sie nur in wenigen Monaten des Jahres Kraft genug haben, um die Räder in Mühlen und Fabriken zu bewegen, und viele hunderttausend Morgen einst fruchtbaren Landes geben in Folge der Dürre keinen Ertrag mehr. Da wo man die Abhänge der Berge kahl gemacht hat, werden durch Ueberschwemmungen in der Regenzeit große Verwüstungen angerichtet, und in Folge davon sind weite Landstrecken nicht ferner zu bewohnen oder für den Anbau geeignet.

Fischfang der Norweger im nördlichen Eismeere*).

I.

Die norwegischen „Fangfahrten“ im Eismeere umfassen eine bedeutende Strecke, nämlich von der Insel Jan Mayen unter 8° westl. L. Gr. bis an die inneren Küsten von Novaja Semlja um den 60. östlichen Längengrad. Dieselbe theilt sich in zwei verschiedene Felder; das westlichste umfaßt Jan Mayen, wo der Robbenfang mit großen Fahrzeugen betrieben wird, die in den Districten um Tönsberg am Christianiafjord ausgerüstet sind. Das östliche Feld, mit welchem wir uns zunächst beschäftigen wollen, besteht aus Spitzbergen und Novaja Semlja. Die Fahrzeuge, mit denen dort der Fang betrieben wird, sind beinahe ausschließlich von der Stiftstadt Tromsö und der nördlichsten Stadt Norwegens, Hammerfest. Der Gewinn für diese Städte hat in den drei letzten Jahren durchschnittlich im Jahre etwas über 67,800 Speciesthaler betragen, nämlich im Jahre 1868 46,444, 1869 81,348 und 1870 75,644 Speciesthaler. Nach einer Angabe vom Jahre 1869 lieferten die 23 Fahrzeuge von Hammerfest eine Ausbeute von 303,000 Pfund Walroßzähnen (?), 41 Eisbären und einigen kleineren Partien Eiderdunen und Renthierfleisch. Hier werden also Walrosse, Robben, Eisbären und Eidergänse gejagt. Dazu kommt noch der Fang sogenannter Weißfische zu einem Werthe von im Ganzen über 24,000 Speciesthalern. Dieser Weißfisch oder weiße Walfisch liefert einen feinern und darum werthvollern Thran als das Walroß; der Fang geschieht in Netzen, mit denen die eingeschlossenen Thiere ans Land gezogen und hier getödtet werden. Der Gewinn von diesen Fangexpeditionen variirt für jeden der Theilnehmer zwischen 7 und 97 Schillingen*) am Tage; der Bruttoanpart der Rheder, zwei Drittheile, welcher die ganze Ausrüstung, den Proviant mit eingerechnet, bedecken soll, hat in den letzten Jahren zwischen 18 und 147 Speciesthaler geschwankt. Den reichsten Fang hat man in den letzten Jahren bei Kolgujew und Nowaja Semlja gemacht.

Auf Spitzbergen selbst haben sich nämlich die Aussichten auf einen guten Fang sehr verändert seit den Zeiten, da

*) Nach dem Stockholmer „Aftonbladet“ Nr. 200, 201, 209 mitgetheilt von Herrn Dr. C. F. Frisch in Stockholm.

*) 1 Speciesthaler in Norwegen, etwa gleich $1\frac{1}{2}$ Thlr. preuß. Courant, wird in 6 Mark oder 120 Schilling getheilt.

die europäischen Kriegsflotten einander an diesen Küsten Schlachten lieferten, um das Besitzrecht dieser reichen Einkunftquelle zu vertheidigen. Als man vor etwa 30 bis 40 Jahren in Finnmarken Fangexpeditionen nach Spitzbergen und Beeren Eiland auszurüsten begann, waren diese Gewässer beinahe von Allen verlassen, mit Ausnahme der Russen, von deren Versuchen, dort zu überwintern, an mehreren Stellen auf Spitzbergen Häuser Zeugnisse ablegten. Auch die Norweger versuchten anfänglich von dem einen Jahre bis zu dem andern, dort zu bleiben, und machten dann zum Theil sehr reiche Beute; da aber diese Winterexpeditionen nach und nach immer mehr und mehr Menschenleben forderten, indem die Besatzungen das strenge Klima nicht zu ertragen vermochten, sondern im Winter erkrankten und hinstarben, was nicht allein mit den norwegischen Besatzungen der Fall war, sondern auch mit den mehr abgehärteten Russen, so hörten diese Expeditionen gänzlich auf und die Ausrüstungen nach Spitzbergen schränkten sich auf Sommerexpeditionen ein. Die Fangfelder derselben erstreckten sich von den Tausend-Inseln, wo es nach dem Storfjord hin gute Fangplätze gab, besonders aber längs der Westküste von Spitzbergen an der Amsterdam-Insel und Fugelfang vorbei bis zur Moffen-Insel. Längs dieser Küste gab es viele gute Fangplätze, und auf mehreren Inselgruppen an der Westküste sammelte man ziemlich bedeutende Quantitäten Eiderdunen ein.

Die Russen hatten jetzt die Concurrenz längst aufgegeben. In dem Verhältnisse, wie die Norweger sich besser segelnde Fahrzeuge verschafften und geschicktere, thätigere und kühnere Seeleute eingeübt wurden, erweiterte sich das Fangfeld auf Spitzbergen, und man segelte überall, wo der Weg nicht durch Eis gesperrt wurde, um das Land herum. Die Zahl der Expeditionen nahm von Jahr zu Jahr zu; da aber die Thiere mehr und mehr gejagt und in Folge dessen scheuer wurden, gestaltete sich auch der Fang immer schwieriger. Die Jagd ging in Folge der wachsenden Anzahl der Expeditionen von einer ordentlichen Jagd in einen Ausrottungskrieg über, und es zeigte sich wohl bisweilen ein gänzlicher Mangel an Ueberlegung, welcher nachtheilig werden mußte. Wenigstens ist es gewiß, daß die Einsammlung der Dunen geringer wurde und daß die Eidergänse abnahmen, weil man nicht nur ihre Nester sowohl an Dunen, als auch an Eiern allzu sehr plünderte, sondern sogar von den Vögeln eine große Menge tödtete. Im Ganzen wurde die Aussicht immer geringer, daß die Expeditionen nach Spitzbergen fortdauernd eine befriedigende Ausbeute geben würden, und es war daher Zeit, den Blick nach einer andern Gegend zu wenden.

Dieses versuchte man zuerst im Sommer 1868 mit entschiedenem Erfolge und setzte es im folgenden Jahre in großem Maßstabe fort. Die Ehre der Erfindung des Planes dazu gebührt einem Kaufmanne in Hammerfest, dem Consul Finckenhagen, welcher seit einer Reihe von Jahren auf Fangausrüstungen nach dem Eismeere bedeutende Capitalien angewendet hatte. Er wußte, daß von Rußland Expeditionen nach Novaja Semlja abgeschickt wurden, daß die Russen dort sogar feste Fangniederlassungen hatten, und daß sie trotz ihrer sehr primitiven Geräthschaften und ihrer eben so primitiven Art der Jagdbetreibung oft ausgezeichneten Fang machten. Durch russische Handelsfreunde, welche die Verhältnisse kannten und sogar selbst bei dergleichen Expeditionen betheiligt waren, hatte er sich nähere Aufklärungen zu verschaffen gewußt, und da diese ihn in dem Gedanken bestärkten, daß in diesen östlichen Gewässern mit der Art und Weise des Fangbetriebes der Norweger etwas zu machen wäre, und er sich auch, wenngleich mit großer Schwierigkeit, eine Karte über Novaja Semlja zu verschaffen gewußt hatte, war sein Beschluß gefaßt, bei der ersten Gelegenheit einen Versuch zu machen. Der Zufall führte ihn zusammen mit einem thätigen und erfahrenen Eismeerschiffer, C. Carlsen von Tromsö, welcher auf Finckenhagen's Aufforderung und Risico die Fahrt nach diesen ihm gänzlich unbekannten Gewässern zu versuchen übernahm. Die Expedition fiel glücklich aus, so daß auf dem neuen von Finckenhagen angewiesenen und von Carlsen gebahnten Wege eine ganze Masse von Fahrzeugen vordrangen, und zwar mit so günstigen Resultaten, daß das Einkommen von den Eismeerexpeditionen im Jahre 1869 das des Jahres 1868 fast um 35,000 Speciesthaler übertraf.

Durch diese Erweiterung des Fangfeldes nach Osten hin sind also nicht allein neue Quellen des Reichthums eröffnet, sondern es ist auch zu einer Möglichkeit geworden, daß das alte Feld um Spitzbergen die Ruhe erhält, deren es bedarf, wenn es nicht ganz zerstört werden soll. Der Fang bei Spitzbergen kann jetzt hauptsächlich auf den Weißfisch eingeschränkt werden. Auf der andern Seite aber ist auch bereits angemerkt worden, daß die Expeditionen nach Novaja Semlja an Zahl schon dermaßen zugenommen haben, daß die baldige Abnahme des dortigen Fanges eben so wie bei Spitzbergen zu befürchten ist. Also muß man sich wieder nach einem neuen Fangfelde umsehen, und in dieser Hinsicht scheinen Alle einig zu sein, ein solches in der bis jetzt noch unbekannten Strecke zwischen Spitzbergen und Novaja Semlja suchen zu wollen. Diese 30 bis 40 Grade lange Strecke ist, wie angeführt, ganz unbekannt. Von der Ostseite Spitzbergens hat man von einigen Punkten in östlicher Richtung ein ziemlich hohes Land, das in der neuesten Zeit so oft erwähnte Gillis-Land, gesehen. Bis jetzt hat, so viel man weiß, noch kein menschlicher Fuß dieses Land betreten. Ob es ein größeres zusammenhängendes Land oder eine Inselgruppe ist, darüber läßt sich mit Sicherheit eben so wenig sagen, als über die Erstreckung desselben gegen Osten. Gleichwohl haben die norwegischen Eismeerfahrer sich oft für die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins von Ländern zwischen Spitzbergen und Novaja Semlja ausgesprochen, und sollte es sich durch nähere Untersuchungen bestätigen, daß dies der Fall ist, so wäre es eine Entdeckung, die für Norwegen und besonders für die nördlichsten Districte des Landes von außerordentlicher Wichtigkeit werden könnte. Daß es hier gute Fangplätze geben muß, erscheint im Voraus als wahrscheinlich. Der östliche Hauptarm des Golfstroms breitet sich zwischen Beeren Eiland und Novaja Semlja aus, und ein breiter Zweig desselben schießt mit einer Temperatur von etwas über 7° R. im Juli bis zu 76° nördl. Br. vor. So weit ist diese Verzweigung verfolgt worden. Daß er hier in nordöstlicher Richtung bedeutend vordringt, muß im Voraus als gegeben angesehen werden, und es kann also möglich sein, daß die Landstrecken, welche hier vorhanden sein müssen, in der besten Zeit den Fangfahrzeugen zugänglich sein können *).

Aber es giebt noch mehrere Aussichten zu einer Erweiterung des Fangfeldes im Eismeere. So vermeldet der Verfasser in „Finmarksposten“, dessen Bericht über die erste Fahrt nach Novaja Semlja wir hier oben wieder gegeben haben, es sei dem Consul Finckenhagen zur Kenntniß gekommen, daß sich längs der östlichen Küste des Weißen Meeres an der Eiskante eine Menge von jungen Robben (norw. Kobbe) sammelt, welche im Monat März auf dem Eise liegt und sich im Sonnenscheine wärmt. Wenn das

*) Siehe hierüber besonders einen Aufsatz von dem Adjuncten Karl Petersen in „Tromsö Stiftstidende“.

Wetter gestattet, das Eis zu erreichen, soll es viele Gelegenheit zum Fange geben, und die dortigen Verhältnisse sollen, wenn auch in kleinerm Maßstabe, ungefähr so sein, wie bei Jan Mayen (worüber das Nähere weiter unten). Das Eis an diesem Theile der russischen Küste erleidet gleichwohl keinen Einfluß von dem Golfstrome und bildet daher eine feste, zusammenhängende Masse, deren äußerste Kante dem Wellenschlage des offenen Eismeeres ausgesetzt, und wo eben darum ein ruhiges Wetter und besonders Wind vom Lande erforderlich ist, um sich mit Nutzen und ohne allzu augenscheinliche Gefahr, Fahrzeug und Besatzung zu verlieren, nähern und so zu sagen auf dem Eise landen zu können. Herr Finckenhagen schickte im Jahre 1870 ein paar von seinen Eismeerexpeditionen aus, um, ehe sie weiter nach Novaja Semlja gingen, auf diesem Eise an der russischen Küste den Fang der jungen Robben zu versuchen. Aber es trat ein ungewöhnlich stürmisches Wetter mit nördlichen Winden und hohen Wellen ein, so daß man diesmal von dem Plane abstehen mußte.

Von vielleicht noch größerer Wichtigkeit als der directe Fangertrag ist die Kenntniß des Karischen Meeres, welche die norwegischen Seefahrer durch die Expeditionen nach Novaja Semlja zu gewinnen begonnen haben, insofern diese Kenntniß eine der wesentlichsten Bedingungen ist, daß der lange gehegte Plan zur Eröffnung einer regelmäßigen (?) Handelsverbindung zur See mit den Küsten von Sibirien realisirt werden kann. In dieser Hinsicht kann man sagen, daß man bis auf den halben Weg gekommen sei, nämlich beinahe bis an die Weiße Insel gerade vor der Samojeden-Halbinsel. Von hier ist dann noch übrig, südwärts in die Buchten der Flüsse Ob und Jenessei einzudringen. Man weiß bereits von einem Theile der Fangexpeditionen, welche in einigen der letzten Jahre das Karische Meer befahren haben, daß die Eisverhältnisse während der besten Sommerzeit dem Vordringen weiter gegen Osten als bis zu der Höhe der Weißen Insel kein Hinderniß in den Weg gelegt haben. Das Fahrwasser ist offen und eisfrei gewesen, so weit das Auge hat reichen können. Jetzt gilt es, wie gesagt, in die beiden Buchten einzudringen, wo die Schifffahrtsverhältnisse beinahe ganz unbekannt sind, und damit dieses gelingen möge, sind Untersuchungen mit einem Dampfer erforderlich. Der russische Kaufmann Sideroff hat schon vor mehreren Jahren Pläne zu einer solchen Handelsverbindung hingeworfen; doch sind die Resultate seiner Thätigkeit in dieser Richtung jetzt noch nicht sichtbar geworden.

Ich merkte oben an, daß diese norwegischen Fangexpeditionen des Interesses für die Wissenschaft keineswegs entbehren. Dieses gilt besonders von den Reisen der letzten Jahre nach Novaja Semlja, bei denen die norwegischen Schiffsbefehlshaber mit einer Geschicklichkeit und Ausdauer, die nicht genug gelobt werden können, wenn man bedenkt, daß sie gleichzeitig ihre Aufmerksamkeit auf den Hauptzweck der Fahrt, den Fang, haben richten müssen, ganze Serien von wissenschaftlichen und nautischen Beobachtungen ausgeführt haben, wodurch unter Andern Dr. Petermann in Gotha in den Stand gesetzt worden ist, neue und in hohem Grade verbesserte Karten über diese Gegenden auszuarbeiten. Besonders enthalten diese Karten eine geographische Berichtigung von großem Interesse: Das Aussehen von Novaja Semlja an der nordöstlichen Seite ist nämlich jetzt nicht wenig verschieden von demjenigen, welches die älteren russischen Karten zeigen. Diese Berichtigung verdankt man dem Schiffer Johannesen, der auf seiner Rückreise, 1870, im Norden die Insel umsegelte und also der Erste gewesen ist, der die Insel Novaja Semlja umsegelt hat. Diese Umsegelung ist um so merkwürdiger dadurch, daß sie sich bis 79° östl. L. und 76 bis 77° nördl. Br. erstreckte auf einem (— damals —) völlig eisfreien Wasser, auf welchem auch nicht das Aussehen der Luft gegen Osten und Norden Eis andeutete. Als einen Beweis, daß Männer, deren Ansicht man Wichtigkeit beilegen kann, sich ein noch reicheres Resultat von den Fahrten der norwegischen Eismeerfänger in diesen Gewässern versprechen, will ich die folgenden Worte aus einem Privatbriefe des Herrn Petermann vom 13. Februar 1871 an einen norwegischen Gelehrten anführen: „Mit den kühnen und ausgezeichneten zahlreichen norwegischen Seemännern bedarf es meines Erachtens keiner Staatsexpedition zur Untersuchung und Eröffnung der Strecke zwischen Spitzbergen und Novaja Semlja. Ich bin überzeugt, daß man von dem östlichen Spitzbergen eben so leicht (?) nach dem sogenannten Gillis-Land kommen kann, wie von Westspitzbergen nach Ostspitzbergen. Ganz gewiß läßt sich auch dort ein guter Fang machen, und es wäre sehr zu wünschen, wenn viele von Ihren tüchtigen Seeleuten in diesem Sommer dorthin reisten."

Nachdem wir auf solche Weise die besonderen, direct ökonomischen, mercantilen und wissenschaftlichen Seiten des Eismeerfanges auf dem östlichen sich von Spitzbergen nach Novaja Semlja erstreckenden Fangfelde betrachtet haben, wollen wir in dem Folgenden auf das westliche Feld und auf den näher unter der norwegischen Küste betriebenen Walfischfang sowie auf die „Haakjaerrings"-Fischerei auf den Bänken vor Finmarken übergehen.

Der Menschenraub in der Südsee.

I.

Aufhören der westafrikanischen Sklavenverschiffung. — Sie dauert an der Ostküste und am Nil fort. — Die Kulis. — Behandlung der Chinesen in Peru. — Die Einwanderung nach dem australischen Queensland. — Systematischer Menschenraub. — Neucaledonien und die französischen Sträflinge. — Auf den Neuen Hebriden. Aniteum; ein guter Missionär. — Die weißen Menschenräuber. — Verschiedene Menschentypen und Sprachen auf den Neuen Hebriden. — Auf Tanna. — Ein Erntefest.

A. An der Westküste von Afrika hat die Verschiffung von Sklaven nach der westlichen Erdhalbe nun ein Ende genommen. Die Greuel der Mittelpassage gehören im Atlantischen Ocean nur noch der Geschichte an. Die Negerhäuptlinge können ihre Gefangenen und Unterthanen nicht mehr zum Transport über See verkaufen und verwenden dieselben ihrerseits als Sklaven zum Einsammeln von Palmöl, schlagen sie todt und lassen sie auffressen, oder schneiden ihnen nach den Gefechten die Fußsehnen ab und lassen sie auf freiem Felde elend verderben. Eduard Vogel hat als Augenzeuge berichtet, wie z. B. die Krieger des Sultans von Bornu in dieser Beziehung mit den Musgo-Negern umgegangen sind.

Wie dem aber auch sein möge, der Sklavenhandel im Großen und Ganzen von Westafrika aus über See hat seit Jahren aufgehört, während er von Ostafrika aus nach Arabien und Persien seinen Fortgang nimmt und am Nil ununterbrochen im Schwange geht. Pascha Samuel Baker hat der Welt verkündet, daß er ihn dort lahm legen werde, aber wir lasen noch vor Kurzem, daß Sklavenkarawanen aus dem ägyptischen Sudan im Norden ankommen und daß die Schwarzen in Kairo verhandelt werden. Baker hat seit nun zwei Jahren nichts von sich hören lassen.

Amerika also erhält keine Sklaven mehr aus Afrika. Da es sich auf seine freien Neger in Bezug auf die Arbeit nicht verlassen kann, so holt es sich Kulis aus Indien und China. Durch diese ist der völlige Ruin Westindiens abgewandt worden. Für die britischen Besitzungen sind von Seiten der Regierung Vorkehrungen über die Verschiffung, die Behandlung und die Lohnsätze der asiatischen Arbeiter getroffen worden, und es hat sich in dieser Beziehung allmälig ein Verhältniß gestaltet, das allen Betheiligten genügt und vortheilhaft ist. Wir haben in unserer Zeitschrift mehrfach nachgewiesen, daß z. B. von Britisch Guyana aus Gruppen indischer Kulis, welche ihre Vertragszeit ausgehalten, in ihre Heimath zurück befördert wurden und beträchtliche Summen, bis zu mehr als 100,000 Dollars baar, an Ersparnissen mit sich nahmen. Schlimm dagegen ist es vielfach den Chinesen ergangen, namentlich in Folge des geradezu infamen Verfahrens der portugiesischen Behörden in Macao, welche dem „Kidnappen“, dem Menschenstehlen, nicht etwa steuerten, sondern durch ihre Unthätigkeit dasselbe geradezu begünstigten. Chinesen wurden und werden namentlich in den großen Städten der Südprovinzen theils unter betrügerischen Versicherungen zur Auswanderung angeworben, oder auch geradezu geraubt und auf die Schiffe gebracht, auf welchen sie zusammengedrängt waren, wie einst die afrikanischen Sklaven während der Mittelpassage. Aber der Neger hatte in Amerika seinen Geldwerth und erfuhr schon deshalb eine gewisse Schonung; man mußte ihn nähren, kleiden, mit Arznei versehen und ihn im Alter versorgen; er stand immerhin unter einem gewissen gesetzlichen Schutze. Das Alles fällt beim Chinesen, z. B. in Peru, weg; er ist ein Lohnarbeiter, den man gering bezahlt und den man ohne Erbarmen ausnutzt. Dem Namen nach ist er ein freier Mann, in der Sache ist er so sehr Sklav, wie der Neger es nie gewesen. Man verhandelt ihn an die Pflanzer und zwingt ihn auch, auf den Guanoinseln zu arbeiten. Viele Hunderte von Chinesen haben in Peru Selbstmord begangen, aber nie haben wir gelesen, daß Söhne des Blumenreiches der Mitte wohlbehalten, gesund und mit beträchtlichem Erwerb durch die Fürsorge der Regierung in ihre Heimath zurück befördert worden seien, wie die indischen Kulis von Demerara aus. Unter den Auspicien der peruanischen Regierung ging außerdem bis 1867 sogar ein förmlicher Menschenraub auf den Inseln der Südsee im Schwange, und derselbe wurde so arg und schamlos betrieben, daß endlich die europäischen Gesandtschaften sich ernstlich ins Mittel legten und dem Scandal ein Ende machten. Wir haben darüber seiner Zeit im „Globus“ ausführliche Nachrichten gegeben.

Nicht minder ist mehrfach von uns erwähnt worden, daß der Menschenraub in der Südsee seinen Fortgang nimmt, nicht nur unter der Flagge der centralamerikanischen Republik San Salvador, welche den Kulihandel aus China decken muß, sondern in viel ärgerer Weise von Australien aus unter der Flagge des so überaus dogmatisch-frömmelnden, unaussprechlich christelnden, über alle Maßen philanthropischen Englands, in welchem man die schwarzen Mörder in Schutz nahm, welche auf Jamaica weißen Frauen den Bauch aufschlitzten und die ungeborenen weißen Kinder den Schweinen zum Fraße vorwarf. Das thaten freilich Neger, diese Lieblinge der seichten Schwätzer der Exeter-Halle, die sogar den malayischen Seeräubern, welche der vortreffliche Radscha Brooke vernichtete, ihre Sympathien schenkten, und dem Gouverneur Eyre, welcher auf Jamaica schwarze Raubmörder, wie sich gebührt, an den Galgen hängen ließ, einen Proceß an den Hals warfen, mit welchem sie allerdings kläglich scheiterten. Um den Menschenraub in der Südsee haben jene frommen Philanthropen sich wenig bekümmert. Wir unsererseits haben es allerdings gethan und werden es heute wieder thun.

In der australischen Colonie Queensland, wo man auch Zucker bauet, war von Anfang an Mangel an Arbeitskräften. Das Klima ist namentlich in den nördlichen Theilen sehr heiß, und europäische Leute können die Feldarbeit nicht besorgen. Man hatte anfangs auch mehr als 1000 Deutsche dorthin verlockt, gewissenlose Leute in Hamburg, die obendrein Ignoranten in Betreff der klimatischen Verhältnisse waren, hatten sich mißbrauchen lassen; aber man fand in Queensland bald, daß Nordeuropäer am allerwenigsten brauchbar seien. Neger waren nicht zu bekommen, Chinesen hielten sich lange fern, weil sie in den übrigen australischen Colonien als freie Leute bessern Erwerb fanden, aber Arbeiter wollte Queensland haben, und es holte sie aus der Südsee. Die „Anwerbung“ wurde bald zum förmlichen Menschendiebstahl, zum eigentlichen Seeraub, und am Ende so arg, daß die britische Regierung, allerdings sehr spät, ein Einsehen nahm. Sie schickte einen ehrlichen Seeoffizier, Capitän Palmer, aus, welcher Erkundigungen einziehen sollte. Er enthüllt ein Gewebe von Infamien „christlicher Leute“, das uns einen tiefen Einblick in die Lage der Dinge gewährt. Er giebt interessante „Enthüllungen“ und wir wollen ihm auf seinen Kreuzfahrten folgen *).

Am 4. März 1869 fuhr er von Sydney in Neusüdwales nach dem französischen Eiland Neucaledonien, dessen südöstliche Riffe er am 14. in Sicht bekam; er konnte sie schon aus weiter Entfernung riechen, und schildert sie als einen wundervollen Bau. Auf der einen Seite erheben sie sich aus der Tiefe des Oceans wie eine Mauer, an welcher der wilde Anprall des Meeres sich bricht, während auf der innern Seite, nach dem Lande zu, Alles ruhig und das Wasser so still ist, wie auf einem vom Winde unberührten Binnensee. Im Nordwesten von Neucaledonien reichen die Riffe bis 140 Seemeilen (etwa 35 deutsche Meilen) vom Lande aus in den Ocean hinaus.

Neucaledonien ist in der Richtung von Nordwest zu Südost etwa 250 Miles lang, zwischen 20° und 22° 30′ Süd, und liegt etwa 1000 Miles von Sydney entfernt; die Insel ist von Korallenriffen umzogen; sie wurde im Jahre 1774 von Cook entdeckt, als er von Mallicolo, einer der Neuen Hebriden, kam, und ist bekanntlich von den Franzosen in Besitz genommen worden. Die dortigen Behörden klagten über das abscheuliche System, welches englische Fahrzeuge in der Südsee befolgen. So lange diese ihren Menschendiebstahl auf die Neuen Hebriden und die Kingsmill-Gruppe beschränkten, konnten die Franzosen sich nicht beschweren, weil sie selber von dorther Arbeitskräfte holten; als jene aber auch von den Loyalty-Inseln, welche als ein Anhängsel von Neucaledonien betrachtet werden, Menschen verlockten, sahen sie die Dinge mit anderen Augen an. Die Händler schleppen die Eingeborenen nach Queens-

*) Kidnapping in the South Seas, being a narrative of a three month's cruise of H. M. Ship Rosario. By Captain George Palmer, Edinburgh 1871.

land oder den Fidschi-Inseln und bekommen dort für den Kopf ein sogenanntes Passagegeld, das von 4 Pf. St. 10 Sch. bis 6 Pf. St. 10 Sch. beträgt. „Seit Mai 1865 hatten nicht weniger als dreizehn englische Fahrzeuge Eingeborene von Lifu und Mare (auf den Loyalty-Inseln) weggeführt. Alle diese Schiffer waren aus Sydney und angeblich für den Fang von Seewalzen (Biche de Mer, Tripang) und für das Einhandeln von Cocosöl ausgerüstet worden, hatten es aber lediglich auf Einladen von Eingeborenen abgesehen, welche sie durch falsche Vorspiegelungen verlockten und oftmals mit Gewalt raubten. Sie brachten dann dieselben nach Brisbane in Queensland oder nach den Fidschi-Inseln."

Die französische sogenannte Republik deportirt eben jetzt eine beträchtliche Anzahl von Mordbrennern der Pariser Commune nach Neucaledonien, wo sich bereits seit längerer Zeit Sträflingsniederlassungen befinden. Es wird deshalb von Interesse sein, zu schildern, wie Capitän Palmer die Zustände gefunden hat.

Man holt dorthin Arbeiter aus den Neuen Hebriden; die Verwaltung hat jedoch zweckmäßige Verordnungen in Betreff dieses Handels erlassen, und es ist rühmlich anzuerkennen, daß sie streng auf Befolgung derselben hält. Jeder Arbeiter, welcher nach der Insel gebracht wird, steht sofort unter Aufsicht der Regierung; die Schiffe, welche die letztere heuert, haben einen besondern Agenten an Bord, welcher wohl aufpaßt, damit kein Insulaner gegen seinen Willen fortgeschafft werde. Sobald er in Numea, der Hauptortschaft Neucaledoniens, ans Land tritt, wird er durch Dolmetscher vom Hafencapitän, dem Gesundheitsoffizier und dem Einwanderungsinspector untersucht und ausdrücklich befragt, ob er freiwillig sich verdungen habe. Die Löhne betragen von 10 bis 20 Francs monatlich; dazu kommen zwei Pfund Reis täglich und in jeder Woche ein Pfund gesalzenen Schweinefleisches, ärztliche Behandlung gratis, und nach Ablauf von zwei Jahren freie Rückfahrt nach der Heimathinsel. Es geht dabei Alles ehrlich zu und die Regierung erfüllt streng die von ihr übernommenen Verpflichtungen.

Der Monat März ist ungesund, weil dann vielfach Dysenterie auftritt; auch manche Sträflinge, welche auf der Plantage eines Herrn Joubert arbeiteten, litten daran. Alle, welche zu zehnjähriger Deportation verurtheilt worden sind, sehen Frankreich nicht wieder; sie bleiben und werden Colonisten; man giebt ihnen ein Stück Land umsonst und sie können, wenn sie anders wollen, rechtschaffen und wohlhabend werden. Die, welche Palmer sah, schienen völlig zufrieden zu sein. Auf jener Zuckerplantage arbeiteten 49 Männer aus Tanna und Vate, 8 Sträflinge und 6 freie weiße Leute. Die Insulaner schienen gleichfalls zufrieden zu sein; sie trugen nichts Anderes auf dem Leibe, als einen Strick um die Hüften, der zu mancherlei Behuf dient. Statt des Schweinefleisches erhalten sie manchmal Fisch, dann und wann auch als Geschenk etwas Taback.

Gegen die Sträflinge wird nöthigenfalls sehr streng verfahren. Die englischen Marineoffiziere sahen, daß einigen derselben Daumschrauben angelegt waren. Bei einem war dadurch ein Finger in Brand gerathen und der Chirurg mußte amputiren, „was er mit so großer Gemüthsruhe that, als ob er einen hohlen Zahn herausnähme. Auch war eine Guillotine aufgeschlagen, welche in den nächsten Tagen einem schweren Verbrecher den Hals abschlagen sollte. Der war allerdings ein hartgesottener Sünder. Der Arzt klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte, er möge nur nicht allzu ängstlich sein, die Execution dauere nur wenige Secunden! Uebrigens sind die Sträflinge recht gut untergebracht und sie können sich, wenn ihr Betragen gut ist, als Arbeiter ganz nach ihrem Belieben verdingen."

Eine eigenthümliche Erscheinung dort mitten in der Südsee waren mehrere Araber aus Algerien, welche Zwangsarbeit verrichten mußten, weil sie, einem eroberten Volke angehörend, andere Begriffe von Recht und Unrecht gehabt hatten, als die französischen Vorschriften erlauben. Der Wechsel zwischen einem Nomadenleben und einer strengen militärischen Zucht fällt diesen Söhnen der Wüste außerordentlich schwer.

„Das strenge militärische System, welches bei den Franzosen Alles durchdringt, ist auch Schuld, daß sie so armselige Colonisten abgeben und bei den Eingeborenen überall so verhaßt sind. Als ich 1855 auf Tahiti war, sah ich, daß sie zahlreiche Wachthäuser und ein großes Gefängniß baueten. Nach 8 Uhr Abends durfte Niemand mehr das Haus verlassen; Patrouillen zogen umher und schleppten Jeden, der ihnen begegnete, ins Gefängniß, wo er bis zum andern Morgen festgehalten wurde. Er mußte dann einen Dollar Strafe zahlen oder 24 Stunden Zwangsarbeit verrichten. Die Insulaner in Papeete begriffen ein solches Verfahren natürlich gar nicht."

Capitän Palmer fuhr dann nach der Insel Aniteum (Annatom); auch hier liegt, wie auf den meisten Südseeinseln, der Ankerplatz innerhalb des Riffs. Er traf dort den Missionär Dr. Geddie, welcher bereits seit 21 Jahren auf der Insel wohnte. Es war das Verdienst dieses Mannes, daß er die Wilden bewogen hat, der Menschenfresserei zu entsagen. Die Insel ist die südlichste der Neuen Hebriden, 20° 15 Süd, 169° 45′ Ost; sie bildet das Hauptquartier der schottischen Presbyterianermission, welche dort eine Druckerei hat; aus dieser ist die Uebersetzung einiger Bücher der Bibel hervorgegangen. Auf Aniteum war seit längerer Zeit kein Menschendiebstahl vorgekommen; die Insulaner waren auf ihrer Hut. Vor drei Jahren hatten übrigens auch dort die Menschenfänger ihre Brutalität gezeigt. Einige Eingeborene waren freiwillig an Bord eines englischen Schiffes gegangen; zwei derselben wurden von den Matrosen derart mißhandelt, daß sie starben.

Die Missionäre haben in der Südsee mehrere „Missions-Schooner", damit sie Rundreisen in ihrem Sprengel machen können. Dr. Geddie hatte vor Kurzem eine solche gemacht; überall hörte er auf den Inseln, welche er besuchte, schwere Klagen über die weißen Leute, welche Menschen gestohlen hatten. So waren unlängst auf Espiritu Santo, der größten Insel der Gruppe, sechs Männer und dann auch der Häuptling des Dorfes Pilia mit Gewalt an Bord geschleppt worden. Beim Dorfe Pusse wollten die Insulaner nicht einmal mit den Missionären Verkehr haben und wiesen sogar die ihnen dargebotenen Geschenke zurück; an einem andern Punkte flohen die Leute in den Wald, als sie des Schooners ansichtig wurden, und erst als sie sich überzeugten, daß derselbe keine Menschenräuber an Bord habe, kamen sie wieder. Ganz dasselbe wiederholte sich auf Tongoa, wo vor wenigen Monaten zwei englische Schiffe eine beträchtliche Anzahl von Männern mit Gewalt fortgeschleppt hatten. —

Wir wollen hier zur Orientirung der Leser anführen, daß die Gruppe oder der Archipel der Neuen Hebriden nordöstlich von Neucaledonien liegt, zwischen 14 und 21° Süd; er wurde 1606 vom spanischen Seefahrer Quiros entdeckt, blieb aber vergessen, bis 1761 Bougainville ihn wieder auffand und als Große Cycladen bezeichnete. Den Namen Neue Hebriden erhielt er 1774 durch Cook. Die Inseln sind fruchtbar und bewaldet; einige, z. B. Tanna, vulcanisch; die Bewohner haben verschiedenen Typus. In

dieser Beziehung hebt Palmer hervor, daß auf den unweit von einander liegenden Eilanden Aniteum, Tanna, Erromanga und Vate vier ganz von einander verschiedene Sprachen geredet werden; sie sind nicht etwa mundartlich, sondern radical abweichend. Die Bewohner sehen auch im Aeußern einander nicht ähnlich. Palmer meint, da die Gruppe sich von Norden nach Süden erstrecke, so seien auf derselben wohl Völkerschaften verschiedener Typen: Papuas, Malayen und Neu-Holländer, zusammengetroffen. Das letztere stellen wir unsererseits unbedingt in Abrede; die Bewohner Neu-Hollands, des australischen Continentes, sind nie Seefahrer gewesen, und jene an der Torresstraße haben erst in unserm Jahrhundert angefangen, mit Kähnen auf das Meer zu gehen. Sie erhielten dieselben von Tripangfängern aus Neu-Guinea, und wagen sich auch heute noch nicht auf das Meer hinaus. Man soll sich auch in der Ethnologie nicht minder vor Hypothesen hüten wie in den übrigen Naturwissenschaften.

Alle Neuen Hebriden sind lieblich und fruchtbar, vor Allem aber Tanna, eine der südlichen. Die Insel erhebt sich steil aus dem Ocean und die mit Grün bedeckten Berge gruppiren sich höchst anmuthig. Den Hafenplatz bildet Port Resolution. Vor einiger Zeit war ein englisches Kriegsschiff dort gewesen und hatte unnützerweise die Hütten der Eingeborenen mit Zweiunddreißigpfündern beschossen, von denen man noch die Spuren sah. Palmer bemerkt: „Es ist sehr zu bedauern, daß unsere Kriegsschiffe nur allzu oft bei diesen Inseln irgend eine Ansiedelung der Eingeborenen bombardiren, weil diese die Mannschaft eines Bootes ermordet haben. Aber daran ist lediglich die Niederträchtigkeit, Habsucht und Grausamkeit der weißen Handelsleute Schuld. Man hört den Sachverhalt immer nur von einer Seite dargestellt und die Folge ist, daß Unschuldige leiden."

Als nun Capitän Palmer in der friedlichsten Absicht kam, wurden die Insulaner von Schrecken ergriffen. Sie wandten sich an den Missionair Neilson mit der Frage, ob sie denn etwas Unrechtes gethan hätten? Sie waren indeß bald beruhigt und konnten ungestört ihr Erntefest bei Vollmond feiern. Das geschah unter einem wahrhaft kolossalen Banyanenbaume, wo ganze Massen von Bananen, junge Yams und Pudding aus zerstampften Bananen und Taro aufgehäuft lagen. Die Männer trugen eine merkwürdige Art von Kopfputz. Das Kopfhaar bildete eine Art von Dach, welches flach über das Hinterhaupt gelegt und dort befestigt wird. Für solchen Kopfschmuck eines Häuptlings sind zur Herstellung nicht weniger als vier Jahre erforderlich; er sieht aber ganz hübsch aus und schützt gegen die Sonnenstrahlen. In Haar und Ohren prangen Federn, Gesicht und Körper sind mit rothem Oker und anderen Farben bemalt. Die Frauen tragen als Schurz nur eine kleine Grasmatte und dazu viele Hals- und Armbänder von Muscheln. Yams sind die Hauptnahrung und diese Wurzelknollen erreichen nicht selten eine Länge von drei Fuß.

Die Tannesen sind von mittlerer Größe, hellbraun, haben eine offene Physiognomie und sind, vielleicht die Bewohner von Aniteum ausgenommen, die intelligentesten Leute der ganzen Gruppe. Das Fest verlief unter Schmaus, Tanz und Gesang. Einige Insulaner zeigten die Wunden, welche von Kugeln herrührten; sie hatten dieselben im Kriege mit einem andern Stamme erhalten. Die nichtswürdigen weißen Handelsleute gaben den Leuten Musketen, Pulver und Blei; sie benutzen diese Waaren auch, um den Menschenraub bequemer ausführen zu können, denn Waffen und Taback sind Köder, welchen ein Wilder nicht widerstehen kann, und wenn abscheuliche Hinterlist nicht zum Ziele führt, wenden die weißen „Christen" Gewalt an.

Wir werden in einem folgenden Aufsatze den wackern Capitän Palmer auf seinen weiteren Kreuzfahrten in der Südsee begleiten.

Aus allen Erdtheilen.

Aus der russischen Mandschurei.

Auf Veranstaltung der Petersburger geographischen Gesellschaft hat der bekannte Archimandrit Palladius, Vorsteher der russischen Geistlichkeit in Peking, eine ethnographische Reise in das Gebiet des südlichen Ussuri unternommen. In einem Schreiben aus Wladiwostok vom 14. März, das erst im September veröffentlicht wurde, meldete er, daß er dort die Ausrüstung des Schooners „Wostok" abwartete, um dann die am Gestade des Japanischen Meeres gelegenen Häfen zu besuchen. Nebst dem Brief erhielt von ihm die geographische Gesellschaft ein altes Steinbeil, das am Ufer der Bucht Sotolnoi Rog, d. h. goldenes Horn, gefunden worden ist. Der Archimandrit schreibt: „Die östliche Mandschurei war seit Alters her bekannt durch die Verwendung steinerner Pfeilspitzen, welche, wie jetzt unzweifelhaft feststeht, aus sehr verschiedenartigen harten Steinarten geschliffen wurden. Bisher ist es mir nicht gelungen, eine Pfeilspitze aufzufinden, doch halte ich es für wahrscheinlich, daß sie aus demselben Material hergestellt wurden wie die Beile. Die steinernen Geräthschaften und Waffen, die man im Ussurigebiet findet, stammen gewiß aus alten Zeiten; doch aber sind wir nicht berechtigt, in jedem derartigen Funde ein Denkmal einer vorhistorischen Periode zu erblicken, indem die sogenannte Steinperiode für die Mandschurei, nach dem Zeugniß der chinesischen und koreanischen Geschichtsschreiber, bis in relativ späte Zeiten sich erstreckte, nämlich bis in den Anfang des elften Jahrhunderts nach Christi Geburt, der Epoche des Erstarkens des Schuschinschen Stammes Tschschurtschichi. Erwägt man, daß die zu jenen Zeiten im gegenwärtigen Süd-Ussuri-Gebiete wohnenden östlichen Tschschurtschichis ehemals Hunderttausende von steinernen Pfeilspitzen als Geschenk nach Korea sandten, so muß man annehmen, daß damals in der Mandschurei reiche Fundstellen feinkörniger, zur Fabrikation von Waffen geeigneter Steinarten vorhanden waren. Ob dieselben erschöpft worden sind oder sich nur der Aufmerksamkeit der gegenwärtigen Bewohner des Landes, sowie der Reisenden entziehen, ist bis jetzt schwer zu entscheiden."

Archimandrit Palladius übersandte auch die nachstehende Notiz des Bergingenieurs Bogoljubski aus Wladiwostok: „Das steinerne Beil ist hergestellt aus hartem und zähem, etwas blätterigem Diorit, einem Gemisch von Hornblende und Albit. Diorit findet sich in den Umgebungen Wladiwostoks in dem Bergzuge, der vom Ufer des Amur-Busens in nordöstlicher Richtung vom Flüßchen Schkot bis zum Flüßchen Perwaja verläuft. Er hat die Sandstein- und Conglomeratschichten bis zu 70° mit nach Südwesten gerichteter Neigung erhoben. Diese Schichten enthalten keine Versteinerungen und Abdrücke von Pflanzen. Die Conglomerate wechseln ab mit Schichten röthlich-grauen lockern Sandsteines, der ihnen auch als Cement dient, woher sie denn sehr zerfallen sind und von den Wellen des Meeres

ausgespült werden. Das ganze Ufer, so weit die Conglomerate bloßliegen, ist übersäet mit Bruchstücken derselben, bestehend aus Granit, Granit-Syenit, Feldspath und Diorit, zum Theil auch aus Keratit-Porphyr. Annähernd kann man sagen, die Epoche der Bildung der Conglomerate und der tiefer liegenden Sandsteine falle zusammen mit der Bildung der unteren Schichten der silurischen Formation. Wie es scheint, ist die ganze Murawjew-Halbinsel, von Wladiwostok bis zum Flußsystem des Szymuch, gleichzeitig erhoben worden und bildete ein sehr altes Gebiet Ostasiens, welches seit dem Anfange der silurischen Periode bis zur Gegenwart niemals mehr unter Wasser gestanden hat. Die Wahrscheinlichkeit liegt sehr nahe, daß in den Umgebungen von Wladiwostok sich Abarten des Diorit finden, die mit dem Material des Beiles übereinstimmen. Jedenfalls ist der Diorit eine so gewöhnliche Gebirgsart, daß die ursprünglichen Bewohner der Mandschurei und des Küstengebietes denselben zur Herstellung ihrer Steingeräthschaften an sehr vielen Orten finden konnten."

Aus Ostindien.

Seit längerer Zeit wird die gegenseitige Abneigung zwischen Hindus und Mohammedanern immer stärker und nicht selten macht sich dieselbe in blutigen Händeln Luft. Neuerdings sind zu Amritsir im Pendschab Dinge vorgefallen, welche der englischen Regierung Sorge bereiten. Die Kuh ist dem Hindu ein heiliges Thier, für welches er auch von Andersgläubigen einen gewissen Respect verlangt. Daß diese Rindfleisch genießen, kann er nicht verhindern, aber es verwundet ihn, daß man dasselbe offen zum Verkauf auslegt. Die Hindus in Amritsir nun reichten der britischen Behörde ein Gesuch ein, in welchem sie baten, daß innerhalb der Stadt (die ohnehin für eine heilige gilt) keine Kuh geschlachtet und kein Fleisch offen zum Verkauf gebracht werden dürfe. Die Behörde schlug es ab, ein solches Verbot zu erlassen, und reizte dadurch den Zorn der Hindus. Eines Morgens früh um zwei Uhr überfiel eine Schaar Bewaffneter das Schlachthaus und griff die in den Nebengebäuden schlafenden Fleischer an. Vier derselben wurden von den Hindus mit Säbeln und breiten Beilen buchstäblich in Stücke zerhackt, zwei andere lebensgefährlich verwundet. Es ist nicht gelungen, die Mörder ausfindig zu machen, man vermuthet aber, daß sie zur Secte der Nihang oder auch jener der Akalis, der Tempelhüter, gehören. Die letzteren sind fanatische Sikhs, und die Regierung hat viele Mühe gehabt, den Einfluß, welchen sie auf das Volk üben, einigermaßen zu brechen. Ihren Fanatismus tragen sie indeß fortwährend mit einem gewissen Trotze zur Schau; sie stolziren umher in einem kegelförmigen Hute, der reichlich eine Elle hoch ist, und als Waffe tragen sie große stählerne Scheiben, welche sie sehr gewandt zu schleudern verstehen. Die Nihangs sind eine Art von vagabundirenden Heiligen. Mehrere sind nun gehängt worden.

Die britische Regierung ist fortwährend eifrig beflissen, der abscheulichen Praxis des Kindermordes zu steuern. Wir haben in unserer Zeitschrift mehrmals Mittheilungen darüber gemacht; jetzt liegt ein Bericht an den Gouverneur der nordwestlichen Provinzen vor. Die Untersuchungscommission ist sehr thätig gewesen und hat in einer großen Anzahl von Dörfern Nachforschungen gehalten. Ein Mitglied derselben besuchte 99 Dörfer eines Stammes, an dessen Spitze der Radscha von Amorha steht. In sieben derselben, welche von einer und derselben Kaste bewohnt werden, fand er 104 Knaben und nur ein einziges Mädchen! Dieses war wohl nur durch einen Zufall am Leben geblieben, indem man es nicht bei seinem Vater, sondern in der Familie seiner Mutter erzogen hatte. In jenem Bezirke waren nicht weniger als 86 Dörfer „verdächtig". Die Bäbus von Asogpur hatten 20 Knaben, „niemals ist bei ihnen ein Mädchen verheirathet worden." In zehn Dörfern einer andern Kaste war gar kein Mädchen vorhanden. Fast alle Familien der Bäbus und Kurs tödten die weiblichen Kinder, nur die Kurs von Lackmanpore machen eine Ausnahme; bei ihnen wurden 20 Knaben und 21 Mädchen gefunden. In einem Dorfe bei Udeipur sagte ein alter Pandit: „Ich bin hier 80 Jahre alt geworden, habe aber nie erlebt, daß ein Mädchen verheirathet worden ist." — Im Districte von Agra bessern sich die Dinge. Im Jahre 1840 wurden unter den Clans, wo der Kindermord alter Brauch ist, nur drei neugeborene Mädchen am Leben gelassen, 1841 schon 14, 1865 schon 438, oder etwa 44 Procent aller neugeborenen Kinder.

Die Baumwollenausfuhr Indiens. Der Umfang derselben ist abhängig von dem Preise, welchen die Waare auf dem nordamerikanischen Markte hat. Ist derselbe hoch, dann steigert sich der indische Export, und dieser fällt, wenn derselbe niedrig geht. Die folgenden Ziffern machen das Verhältniß klar. Die erste Reihe zeigt, wie viele Ballen aus Indien nach Europa verschifft wurden, die zweite giebt den Durchschnittspreis für das Pfund in Neuyork.

1866	1,991,000 Ballen	31 Cents
1867	1,525,000 „	23 „
1868	1,307,000 „	28½ „
1869	1,856,000 „	24½ „
1870	1,419,000 „	15½ „

Wir wollen beifügen, daß man jetzt in den Südstaaten Nordamerikas große Quantitäten Oels aus dem Baumwollensamen gewinnt und mit dem Rückstande, als Oelkuchen, das Vieh füttert. Das ungereinigte Oel wird in Neuyork mit 35 bis 40 Cents die Gallone bezahlt. Außerdem gehen ganze Schiffsladungen mit Samen und Oelkuchen von Neuorleans nach Liverpool. Früher wußte man mit dem Samen nichts anzufangen; jetzt wird er zu einer bedeutenden Einnahmequelle; die Südstaaten produciren im Durchschnitt davon 2,000,000 Tonnen. Raffinirtes Baumwollenöl kostet in Neuyork 72 Cents, Olivenöl etwa 1 Dollar.

* * *

— Die Negerfreunde geben sich große Mühe, aus ihren schwarzen Brüdern große Gelehrte zu machen. Zu Atlanta in Georgien müssen die schwarzen Seminaristen in der dortigen Normalschule auch Griechisch lernen. Ob sie in den Dorfschulen den farbigen Kindern den Pindar und den Homer exponiren sollen, wird nicht gesagt.

— Ipecacuanha-Pflanzen, aus Südamerika stammend, werden mit vielem Erfolg von Dr. Balfour jetzt im Edinburger botanischen Garten cultivirt, um sie dann nach Indien zu verpflanzen. Als Heilmittel gegen Dysenterie hat die Ipecacuanha sich außerordentlich bewährt. Da der Same bei uns nur schwer reift, so ist es von Wichtigkeit, daß man eine Methode entdeckt hat, die Pflanzen durch Schößlinge zu vermehren.

— In der Republik Costa rica gewinnt der Anbau des Kaffees eine immer größere Ausdehnung. Bis vor wenigen Jahren lieferte die Ernte einen Durchschnitt von etwa 110,000 Centnern; dagegen hat die von 1871 nicht weniger als 262,879 Centner (zu 100 Pfund) betragen. Die Verschiffung findet in Säcken zu 130 Pfund statt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. — № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1871.**

Im Lande der Dayacks auf der Insel Borneo.

I.

Eintheilung der Insel Borneo und ihre Beschaffenheit. — Die Malayen. — Die verschiedenen Gruppen der Dayacks. — Tättowiren; Spitzfeilen und Schwärzen der Zähne. — Putz. — Bekleidung; der Tschawat. — Die Frauen und ihre Stellung. — Waffen: Blasrohr, Parangs; Kris, Speere, Schild. — Das Kopfabschneiden und die Kopfhäuser.

Von den Inseln des sogenannten hinterindischen Archipelagus ist Borneo die größte; sie liegt östlich von Sumatra, nördlich von Java, und ihre ganze Nordküste wird vom südchinesischen Meere bespült. Das ganze Land ist vortrefflich bewässert, nach allen Seiten fließen beträchtliche Ströme der See zu, denn der Flächeninhalt dieses Eilandes ist beträchtlicher als jener Deutschlands, und im Innern liegt ein Gebirgsstock, von welchem sich nach verschiedenen Richtungen Höhenzüge verzweigen. Die zwischen denselben liegenden Stufen- und Tiefländer, erlauben eine Entwickelung der Flüsse, die allesammt eine beträchtliche Wasserfülle haben, weil das ganze Jahr hindurch reichlich Regen fällt. Der Aequator schneidet Borneo in der Mitte; der Boden ist ungemein fruchtbar und bringt alle tropischen Pflanzenerzeugnisse in Menge hervor; das Mineralreich liefert Diamanten, Platina, Silber und Gold, Quecksilber und Spießglanz, Erdöl, Salz, Schwefel und, was am allerwichtigsten ist, auch Kohlen.

Im Fortgange der Zeit wird Borneo, das ohnehin eine vorzügliche Weltlage hat und gute Häfen besitzt, von großem Belange werden. Bis jetzt haben von Europäern zunächst die Niederländer sich im westlichen, südlichen und östlichen Theile Besitzungen gesichert; im Nordwesten ist das Gebiet von Sarawak im Besitze der Familie des vor einigen Jahren verstorbenen Radscha James Brooke, eines Engländers, welcher durch Ausrottung des Seeraubes an der Nordküste sich große Verdienste erworben hat und außerdem die Eingeborenen, so weit sein Einfluß reichte, von der Tyrannei malayischer Gewaltherrscher erlöste. Die Engländer haben zu Ende des Jahres 1846 die vor der Nordwestküste, 5½ Grad Nord, liegende Insel Labuan in Besitz genommen, theils der sehr ergiebigen Kohlenlager wegen, theils um von dort aus dem Seeraube in den nordöstlichen Gewässern bequemer beizukommen. Unabhängige Herrscher sind der Sultan der Sulu-Inseln, welcher auf der Ostseite Besitzungen hat, und der Sultan von Bruni, an der Nordwestküste. Die Urbewohner der Insel pflegt man unter dem Gesammtnamen der Dayacks zu begreifen, welche in fünf verschiedene große Gruppen zerfallen, die verschiedene Sprachen reden und die auch für ihre Gesammtheit keine allgemeine Benennung haben. Den Malayen gegenüber, welche als Fremdlinge im Fortgange der Zeit sich an den Küsten niedergelassen haben und viele Stämme unterjochten, nennen sie sich Orang- (was aber ein malayisches Wort ist) Darat, d. h. Landbewohner; die Malayen dagegen werden als See- oder Küstenleute, Orang-Laut, bezeichnet.

Deutsche und niederländische Reisende, z. B. Müller und



Dayack-Krieger.

Schwaner, haben Theile des Innern erforscht, von welchem uns jedoch ein großer Theil noch nicht näher bekannt ist; der Norden ist auf manchen Strecken durch Engländer erforscht und beschrieben worden, z. B. von Low, Mundy, James und Charles Brooke, Spenser St. John und Anderen. Wir beschränken uns auf Mittheilungen über die nordwestlichen Dayacks, deren Sprachen nur mundartlich von einander verschieden sind, so daß sie sich unter einander verständlich machen können. Sie gehören unter den sogenannten Naturvölkern entschieden zu den interessantesten; ihr ganzes Leben und Treiben bietet eine Menge von Eigenthümlichkeiten dar.

Die Malayen, deren Gesammtzahl auf Borneo man auf mehr als eine Viertelmillion Köpfe schätzt, haben ihre Niederlassungen, wie schon bemerkt, an den Küsten, zumeist an den Mündungen der Ströme, auch der ganze Handel mit den Stämmen des Binnenlandes ist in ihren Händen; ein Hauptartikel, an welchem sie großen Profit machen, ist Salz. Sie sind von der hinterindischen Halbinsel und Sumatra herübergekommen und haben sich vielfach mit Dayacks vermischt. Dadurch ist eine gegenseitige Entlehnung von Ausdrücken in beiden Sprachen entstanden, aber in Bezug auf zwei Punkte findet eine Verschiedenheit statt: die Malayen sind Mohammedaner, während die Dayacks die Lehre des Propheten von Mekka verwerfen; sodann wird am Hofe der verschiedenen malayischen Sultane und Häuptlinge, welche über die Dayacks herrschen, reines, unvermischtes Malayisch geredet, wie an den Höfen der sumatranischen Sultane.

Die Ursassen von Borneo, die Dayacks im Nordwesten, zerfallen in drei Abtheilungen. Die erste sind die Land-Dayacks, zehn Stämme; das Wort Daya oder Dayack bedeutet Inland; die zweite die See-Dayacks, neun Stämme; diese wohnen im Centrum des Gebietes von Sarawak, namentlich am Flusse Kapuas, und sollen mehr als 100,000 Köpfe zählen; die dritte Abtheilung sind die Malanau-Stämme, welche am Redschang und dessen Zuflüssen wohnen und unter welchen die Kayans und Kanowit die zahlreichsten Stämme bilden, deren diese Gruppe im Ganzen zehn zählt.

Die Herrschaft Sarawak erstreckt sich etwa 55 bis 60 deutsche Meilen der Küste entlang, zwischen dem niederländischen Besitz Pontianak im Süden und Südwesten (bis an den Kapuasfluß), und nach Osten hin bis an die Grenze des Sultanats Bruni oder Brunei (Borneo Proper der Engländer); vom Meere nach dem Innern hin reicht es etwa 25 Meilen tief. Wenn man im Durchschnitt vier bis fünf Seelen auf jede „Thür" eines Hauses der bekannten Ortschaften rechnet, wird sich eine Volksmenge von nahezu 300,000 Köpfen ergeben, wovon höchstens ein Fünftel auf die Land-Dayacks entfallen. Diese haben eine dunkelere Hautfarbe und nicht so kräftigen Körperbau, wie die See-Dayacks, deren Braun ins Gelbe spielt und etwa der Farbe eines neuen Sattels gleicht; sie sind auf ihre Haut, welche sich namentlich bei den Frauen weich wie Sammet anfühlt, sehr stolz. Im Allgemeinen sind alle Dayacks bartlos, wenn aber ein Mann etwa einige Haare an Lippe und Kinn aufweisen kann, dann thut er sich auf eine solche Zierde viel zu Gute; nur in sehr seltenen Fällen kommt ein einigermaßen entwickelter Bart vor.

Unsere Illustration, welche Dayackkrieger darstellt, zeigt, in welcher Weise die Haut tättowirt wird. Manche Stämme, namentlich solche, die vielfach in Berührung mit Europäern kommen, haben das Tättowiren ganz oder theilweis aufgegeben; aber bei anderen ist fast der ganze Mensch mit allerlei verschiedenen Mustern gleichsam bedeckt, bei den Kanowits zum Beispiel in solcher Weise, daß die Tättowirung von der Brust bis zu den Knien einem Schuppenpanzer ähnelt. Manche tättowiren Lippen und Kinn derart, daß es von weitem sich ausnimmt, als hätten sie einen Bart. Die See-Dayacks im Allgemeinen verschmähen das Tättowiren, weil sie das als ein Zeichen von Feigheit ansehen; sie wundern sich deshalb sehr, wenn sie auf den Armen europäischer Matrosen, die gewiß keine feigen Leute sind, Herzen, Anker rc. finden.

Der Schmuck, welcher an und in den Ohren angebracht wird, spielt eine große Rolle. Man macht Löcher in die Ohrlappen so groß, wie nur irgend möglich, und hängt Bleigewichte hinein, um sie so tief als möglich herabzuziehen; aber auch der Knorpel der Ohrmuschel wird ringsum mit Löchern durchbohrt, in welche man allerlei Zierrath steckt; namentlich so viele Messingringe, als nur irgend angebracht werden können. Außerdem wird auch noch die Oeffnung des Ohres mit allerlei Schmucksachen ausgestopft, und wer rechten Staat machen will, hängt über das Ohr ein Paar Hauzähne vom Eber, einen Alligatorzahn, einen Schnabel vom Nashornvogel und dazu einige Messingringe und Schellen. Im Alltagsleben begnügt man sich, in die Löcher hölzerne Pflöcke zu stecken.

Bemerkenswerth ist, daß die Dayacks ihre Zähne spitz feilen und schwarz färben. Boyle, der in seinem Werke: „Abenteuer unter den Dayacks", das Leben und die Sitten mancher Stämme sehr anschaulich darstellt, lernte die Methode kennen, wie man die Zähne färbt. Ein alter Medicinmann nahm ein trockenes Stück Sinkaholz, das er anzündete und über das Blatt eines Schwertes (Parang) hielt, auf welches er einige Tropfen Wasser gesprengt hatte. Aus dem brennenden Holze sickerte ein Saft heraus, der sich mit den Wassertropfen vermischte und dann einen nassen schwarzen Fleck bildete. Mit dieser Flüssigkeit bestreicht man den Kindern die Zähne, welche dann ein- für allemal schwarz werden; man kann die Farbe nicht wieder entfernen. Wenn Malayen ihre Zähne schwarz färben, feilen sie zuvor den Glanz ab und wenden dann erst das Sinka an.

In dem warmen Klima Borneos behängt sich der Mensch nicht mit überflüssiger Kleidung. Für gewöhnlich genügt ihm ein Tschawat, ein Stück Zeug, welches derart um die Hüften geschlungen wird, daß das eine Ende hinten, das andere vorn herabfällt. Dieser Hüftenschurz hat insgemein sehr lebhafte Farben. Manche Dayacks tragen auch den Sarong, den malayischen Unterrock, welcher von der Brust bis über die Knie reicht. Junge Stutzer befestigen an beiden Enden des Tschawat eine große Menge von Agatperlen und Schellen, so daß bei jedem Schritt und Tritt ein Klingern und Klappern das Herannahen des feinen Mannes verkündigt. Auf die Brust hängen Halsbänder von Glasperlen herab, an den Beinen prangen blanke Ringe von Messingdraht, und das an der Seite hängende Schwert ist mit Büscheln von Menschenhaaren verziert.

Die Frauen tragen einen Rock, Bedang, und wenn sie ausgehen auch eine vorn offene Jacke ohne Aermel. Sie sind in der Jugend recht hübsch, aber das Verblühen beginnt schon, wenn sie das zwanzigste Jahr überschritten haben, und mit dreißig Jahren sehen sie bereits alt aus. Das Gesicht hat bei Mädchen und jungen Frauen einen ganz angenehmen Ausdruck und sie nehmen sich überhaupt leidlich hübsch aus, so große Mühe sie auch anwenden, um, für einen Europäer wenigstens, häßlich zu erscheinen. Die Augen sind schwarz, klar und ausdrucksvoll, die Wimpern sehr lang; die Nase ist ganz leicht ein wenig nach oben gestülpt; der Mund aber, mit den spitz gefeilten, schwarzen Zähnen und dem rothen, vom Betelkauen herrührenden Speichel ist geradezu widerwärtig. Aber auf ihr Haar kann die Dayackerin stolz sein,

denn dasselbe ist rabenschwarz, steht dicht, glänzt und fällt, wenn gelöst, bis auf die Fußknöchel herab. Sie weiß aber auch, was solch ein Haar werth ist; bei der Unterhaltung wirft sie kokettirend das Köpfchen bald links, bald rechts zur Seite, so daß die glänzenden Flechten sich hin und her bewegen und zur Geltung kommen.

Bei einigen Stämmen tragen die „Naturvölker"-Frauen eine — Schnürbrust. Dieselbe bildet eine Art von Panzer aus Baumrinde und Bambus, welche vermittelst einer Anzahl von Messingringen, Schnürlöchern, um den Oberleib befestigt werden; an dem untern Theile wird dann der Bedang, Rock, befestigt. Boyle wird grimmig, wenn er diese „abscheuliche Mode" schildert. Ein Dayack will seinem lieben Schätzchen den Arm um den Körper legen, und was findet er? Etwa die sammetweiche Haut? O nein, einen Panzer von Bambus und Messing!

Im Allgemeinen werden die Frauen gut behandelt, doch fällt der schwerste Theil aller Arbeit ihnen zu, namentlich



Waffen der Dayacks.

jene auf dem Felde, und das Haumesser kommt selten aus ihren Händen. Zu Hause müssen sie den Reis abhülsen, die Speisen bereiten, die Kinder besorgen, und erst spät Abends finden sie Zeit, auf der Veranda sich auszuruhen und gemächlich Betel zu kauen. Der Mann ist übrigens nicht ganz müßig; er geht fast täglich auf den Fischfang; bei einigen Stämmen hat die Frau das Recht, ihm die Thür vor der Nase zuzuschlagen, wenn er nichts gefangen hat. —

Alle Dayacks sind kriegerisch, am meisten aber die See-Dayacks, die einen verwegenen, ganz unbändigen Muth zeigen. Wir werden späterhin Näheres darüber sagen, hier wollen wir die Waffen schildern, deren manche diesem Volke eigenthümlich sind. Da ist zunächst das Blasrohr (Sampitan), eine furchtbare Waffe. Das Rohr hat eine Länge von etwa 8 Fuß und noch keinen ganzen Zoll im Durchmesser; der Lauf wird mit der allergrößten Sorgfalt und Genauigkeit gebohrt, und man läßt sich dabei weder Zeit noch Mühe verdrießen, damit er so glatt werde, als sei er polirt. Man nimmt allemal hartes Holz; der äußere Theil ist der ganzen Länge nach gleich dicht und am obern Theile

wird, wie bei unseren Musketen ein Bayonnet, eine Speerspitze angebracht, und zwar an der Seite, damit der Pfeil freie Bahn finde. Auf unserer Illustration ist die achte Figur (von links ab gezählt, jene neben dem Dreizack) ein Sampitan. Der obere Theil ist allemal mit Draht umflochten oder mit Metall umzogen. Nicht selten wird das Blasrohr verziert und mit Metall eingelegt, das recht geschmackvolle Muster bildet. Die innere Röhre ist eng, hat noch keinen halben Zoll im Durchmesser, und man muß in der That darüber erstaunen, daß die Verfertiger dieselben so durchaus zweckmäßig und tadellos herzustellen wissen. Der dünne Pfeil ist etwa 7 bis 8 Zoll lang und wird aus dem Dorne der Sagopalme derart verfertigt, daß er überall dieselbe Dicke hat, die jener einer großen Stricknadel gleicht. Am obern Ende wird ein kegelförmiges Stück Baummark oder auch weichen Holzes befestigt, das genau in die Röhre paßt; bei manchen Pfeilen ist dieses Holzstück hohl. Die Wunde, welche ein solcher Pfeil verursacht, ist so unbedeutend, daß nicht einmal ein Thier von der Größe einer Ratte daran sterben könnte; aber das Gift, mit welchem derselbe bestrichen wird, hat eine furchtbare Wirkung.

Man gewinnt dieses Gift von dem Upasbaume, Antiaris toxicaria, welcher zu der Familie der Artocarpeen (Brotfruchtbäume) gehört, und über welchen so viel Fabelhaftes verbreitet worden ist. Da, wo er stehe, sei ringsum eine halbe Stunde weit die Luft giftig; das Gift erhalte man durch zum Tode verurtheilte Verbrecher, welche man begnadige, wenn es ihnen gelungen sei, eine Flasche voll Upassaft zu bekommen und dergleichen mehr. Gewiß bleibt, daß der Upas eines der allerfurchtbarsten Gifte liefert, das tödtlich wirkt, so lange es frisch ist. Aber es verliert seine Kraft sehr rasch und ist ganz unschädlich, nachdem es auch nur zwei Stunden den Einwirkungen der Luft ausgesetzt war. Die Engländer verloren im Jahre 1859 auf einem Kriegszuge gegen die Kanowit bei einem Angriffe 30 Mann; alle hatten keine andere Wunde, als die kaum bemerkbare von dem kleinen Pfeile. Falls das Gift nicht ganz frisch war, ist Rettung möglich; der Verwundete muß so viel Spiritus als möglich trinken, in steter Bewegung bleiben und die Wunde aussaugen lassen. Es verhält sich mit diesem Pfeilgift ähnlich wie mit dem vom Bisse der Kupferschlange, und die Behandlung beider ist genau dieselbe. Das Upasgift erhält man durch das Einbohren eines Loches in den Stamm, aus welchem ein weißer, dicklicher Saft hervorquillt, den man in Bambusflaschen auffängt. Diese werden sorgfältig vor dem Eindringen der Luft bewahrt, indem man sie mit einem Holzstöpsel verkorkt, diesen mit Wachs verklebt und dann noch eine Blase darüber festbindet. An der Luft wird der weiße Upassaft sehr bald schwarz. Der Pfeil trägt gewöhnlich nur auf 40 Schritt; sehr geübte Schützen blasen ihn auch wohl 70 bis 80 Schritt weit, in dieser Entfernung ist er aber kaum zu fürchten, denn er kommt so matt an, daß er keine Kraft mehr hat, in die Haut zu dringen. Der Krieger führt etwa 30 bis 40 solcher Pfeile in einem Köcher mit sich, der aus Bambusrohr besteht und an der Seite eine Vorrichtung hat, vermittelst welcher man ihn am Gürtel befestigen kann. —

Die Dayacks sind ausgezeichnete Schwertfeger und manche Stämme schmelzen auch das Eisen selbst, dessen sie zur Verfertigung ihrer Waffen bedürfen. Das gewöhnliche Schwertmesser, das sich in der Hand jedes Mannes und jeder Frau befindet, ist der Parang latok. Dieses Werkzeug ersetzt auch unsere Axt, in der Art etwa, wie das Haumesser, Machete, der Südamerikaner; es hat eine eigenthümliche Form. Nach dem Griffe zu ist das Blatt viereckig und etwa einen halben Zoll dick, dreiviertel Zoll breit. Das Blatt wird vom Griffe bis zur Spitze allmälig breiter und dünner, so daß die zwei Zoll breite Spitze genau so viel Metall enthält, wie jenes viereckige Stück am Griffe. Das Blatt steht vom Griffe in einem beträchtlichen Winkel ab, und die Waffe nimmt sich seltsam aus. Aber gerade in dieser eigenthümlichen Form liegt ihre Wucht und Stärke. Man faßt sie bei jenem viereckigen Theile, der sich hart unter dem hölzernen Griffe befindet, wenn man z. B. Zweige abhauen oder sich einen Pfad durch das Waldgestrüpp bahnen will; kommt es hingegen darauf an, einen am Boden liegenden Gegenstand zu treffen, dann hält man den Parang latok am Griffe. Er ist auch im Kriege eine furchtbare Waffe, zwei Pfund schwer, und man kann damit einem Menschen den Schädel spalten oder den Arm lahm hauen. Ein mit der Führung dieses Haumessers vertrauter Mann wird mit demselben ein Schwein auf Einen Hieb in zwei Theile säbeln. Diese Waffe ist eigentlich malayischen Ursprungs, aber auch bei den Dayacks in allgemeinem Gebrauche; bei den Malayen richtet man Verbrecher damit hin, und allemal so, daß der Kopf auf den ersten Hieb fällt. Es ist Thatsache, daß ein malayischer Scharfrichter sich einmal zwischen zwei kniende Verbrecher stellte und beiden gleichzeitig die Köpfe vom Rumpfe säbelte, einen mit der linken Hand, den andern mit der rechten.

Eine andere Waffe, der Parang ihlang, ist kürzer und leichter als die vorige, nicht über 19 Zoll lang und mit einem Blatte von 1½ Zoll an der breitesten Stelle; die Schwere beträgt nur 1 Pfund 12 Loth. Aber diese Waffe ist furchtbar durch ihre eigenthümliche Construction. Das Blatt ist nach dem Griffe zu dick und schwer und dort nahezu viereckig, ähnlich wie beim Parang latok, wird dann dünner und zeigt eine Reihe von ausgehöhlten Löchern, so daß es in einiger Entfernung wie zerbrochen aussieht; der Rücken ist fast gerade. Eigenthümlich ist nun, daß das Blatt auf der einen Seite concav und auf der andern Seite convex ist, und dem zufolge kann man nur zweierlei Hiebe mit demselben führen, einen nach unten und einen nach oben; beim unrichtigen Handhaben fliegt es in einem Winkel ab und verwundet den Mann, welcher mit ihm nicht umzugehen weiß. Man verfertigt diese Schwerter zum Gebrauche für die rechte oder für die linke Hand, und man kann auch sie als Haumesser gebrauchen. Manche englische Offiziere tragen sie, von den See-Dayacks werden sie jeder andern Waffe vorgezogen; sie ist übrigens von den Kayans erfunden worden, welche einen Stamm der Malanaus, also der Land-Dayacks bilden. Die schönsten solcher Parang ihtans findet man in den Gräbern von Kayankriegern, und auf Borneo belächelt man mitleidig den besten europäischen Stahl. Es heißt, man verfertige diese Parangs aus alten Feilen, und gewiß ist, daß dergleichen in Menge eingeführt werden. Die Schneide ist scharf wie bei einem Rasirmesser, aber dabei ungemein zäh, und wenn es darauf ankommt, im Gestrüppwalde Bahn zu hauen, können sich die besten englischen Werkzeuge nicht mit einem solchen Parang messen. Die besten werden theuer bezahlt, bis zu 10 Pfund Sterling und darüber, und solche verziert man auf mancherlei Art, namentlich mit einem Büschel rothgefärbter Menschenhaare.

Es giebt noch eine andere Art von Parang, welche an das altrömische Schwert erinnert; sie ist dick, massiv, schwer. Auch ihr Griff wird mit Menschenhaar verziert, und sie wird überhaupt mit vielerlei Zauber behängt, z. B. mit Zähnen, kleinen geflochtenen Kästchen, welche dem Cocon eines Seidenwurmes gleichen und in welchem sich kleine Stückchen Holz befinden; ferner mit kleinen netzförmig geflochtenen Säckchen von anderthalb Zoll Länge, in welchen ein Stein liegt, und drei flachen Körbchen, die leer sind, und derglei-



Dorf auf Borneo.

chen mehr. Ein Dayackhäuptling besaß solch einen Parang, den er gegen alle Schätze der Welt nicht vertauscht hätte. An demselben war eine mächtige Haarwulst befestigt; sie bestand aus zehn Zöpfen, welche der Häuptling eben so vielen von ihm niedergesäbelten Chinesen abgenommen hatte!

Allgemein im Archipelagus, insbesondere auch auf Borneo, ist das Dolchmesser, der Kris, in sehr verschiedenen Gestalten. Aber allemal steht der Griff nicht in einer Linie mit dem Blatte, sondern bildet, wie auf der linken Seite unserer Illustration zu ersehen ist, mit demselben einen rechten Winkel. Zweitens ist das Blatt nicht gerade, sondern gewellt, wie bei unseren alten Flammbergen; endlich ist es nie glatt, sondern allemal rauh, ohne Glanz und mit gekrümmten Riefen. Der Griff ist gewöhnlich sehr einfach, reiche Leute indeß haben ihn von Gold, das mit Edelsteinen besetzt ist. Alte Familienkrise, welche von einer Generation auf die andere vererbt worden sind, werden hoch in Ehren gehalten, und alte Stücke werden sehr theuer bezahlt, so daß man z. B. für eine Klinge der besten Art bis zu 20 Pf. St. anlegt. Sie gilt für ganz ausgezeichnet, wenn sie rauh und zerfressen aussieht, so daß man alle einzelnen Stahllagen deutlich wahrnehmen kann. Die theilweise Corrosion des Metalles wird dadurch hervorgebracht, daß man dasselbe in Citronenbrühe legt und die einzelnen Stücke derart zusammenschmiedet, daß sie einen hohen Grad von Zähigkeit gewinnen. Uebrigens ist der Kris keine Kriegswaffe; der vornehme Mann aber trägt ihn als Zeichen, daß er etwas gilt, etwa so wie man bei uns in Europa im vorigen Jahrhundert mit dem Paradedegen ausging.

Die Gattung, welche für den Gebrauch der Scharfrichter bestimmt ist, weicht in der Form von den übrigen ab. Solch ein Hinrichtungskris ist gerade, dünn und auf beiden Seiten scharf wie eine Lanzette. Der arme Sünder wird ungebunden zu einem Stuhle geführt, wo er ruhig sitzt und Betel kauet. Nach einer kleinen Weile treten zwei Männer vor, deren jeder ihn am ausgestreckten Arme hält. Dann tritt der Scharfrichter von hinten zu ihm hinan und wickelt einen Klumpen Baumwolle um den Kris, dicht oberhalb der Spitze. Er faßt diese Baumwolle mit der linken Hand, berührt die Haut unter dem linken Halsknochen und drückt mit der rechten Hand die Waffe tief in den Körper, bis ins Herz hinein, so daß der Mensch im Nu todt ist. Dann zieht er den Kris langsam heraus, drückt dabei die Baumwolle fest an und zeigt die Klinge vor, an welcher dann auch nicht eine Spur von Blut zu sehen ist. Auf der großen Londoner Ausstellung war solch ein Scharfrichterkris zu sehen.

Manche Dayackstämme halten viel auf den Speer, während andere sich mit dem Bayonnet begnügen, welches am untern Ende des Sampitan befestigt wird und das allerdings dieselben Dienste verrichtet. Das Herumsenden des Speeres gilt für eine Herausforderung zu Kampf und Krieg, und dieses Symbol hat eine wichtige Bedeutung. James Brooke verhinderte einmal den Ausbruch einer Rebellion dadurch, daß er einen solchen Herausforderungsspeer durch Zufall in seine Hände bekam. Das Symbol fiel in die Hände des weißen Mannes, und nun verhielt der feindliche Stamm sich friedlich.

Der Schild ist länglich; er wird, gleich dem Parang, mit allerlei Zierrath geschmückt, insbesondere mit Federn, Glasperlen und Menschenhaaren, die büschelweis angebracht werden. Manchmal bringt man in der Mitte, dann auch wohl am obern und untern Theile, Figuren an, welche in roher Zeichnung ein Menschenantlitz darstellen; zuweilen wird auch eine ganze Menschenfigur angebracht, bei welcher dann die Beine gleich von der Brust auslaufen und der Hals fehlt. Die Federn des Rhinoceroshornvogels, der als ein Symbol des Krieges gilt, werden in hohen Ehren gehalten. Ein Malaye oder Dayack wird auch bei peinigendem Hunger nichts von diesem Vogel genießen. Die Schwung- und Schwanzfedern haben geheimnißvolle Kräfte und dienen als Talismane.

Die verschiedenen Stämme liegen mit einander häufig in Fehden und es hat dem großen und guten Manne James Brooke viele Sorgen und Mühen verursacht, denselben im Gebiete von Sarawak zu steuern. Aber in jenen Gegenden, wohin kein europäischer Einfluß reicht, dauern die wilden und blutigen Kämpfe fort, bei welchen das sogenannte Kopfnehmen eine Hauptrolle spielt. In der Art und Weise, wie diese Barbarei bei den Dayacks getrieben wird, steht sie einzig in der Geschichte da. Auch bei anderen „Naturvölkern“ gelten Schädel für Trophäen; wir haben noch jüngst in diesen Blättern gezeigt, daß die Mundurucus im Gebiete des Amazonenstromes stolz darauf sind, ihren im Kampfe getödteten Feinden den Kopf abzuschneiden und denselben als Siegeszeichen aufzubewahren. Der nordamerikanische Indianer nimmt seinem Feinde den Skalp, d. h. er zieht ihm die Schädelhaut ab. Aber bei den Dayacks nahm und nimmt man jeden Kopf, welchen man überhaupt bekommen kann, und das Kopfjagen ist eine Zeitlang förmlich zu einer psychischen Seuche, die Gier und Wuth, Köpfe abzuschneiden und zu sammeln, war zu einer ansteckenden Manie geworden. Es liegen darüber Beweise in Hülle und Fülle vor und wir wollen Einiges mittheilen, das kennzeichnend für diesen grauenhaften Brauch ist.

Die großen Stämme der Sakarrang und Saribas (See-Dayacks) waren den malayischen Sultanen von Ketsching (Kuching, jetzt Hauptstadt von Sarawak) und Brunei niemals eigentlich unterworfen, und erst dem klugen und energischen James Brooke gelang es, sich bei ihnen Gehorsam zu erzwingen. Vorher zogen aus ihrem Strom- und Küstengebiete in jedem Jahre ganze Flotten von Piraten aus und richteten weit und breit Verheerungen an. Allerdings hatten sie es auf Plünderung abgesehen, aber für die kostbarste Beute galten ihnen Menschenköpfe. Ihrem Kriegsplane zufolge überfielen sie die Dörfer nur bei Nacht, schnitten allen erwachsenen Männern, häufig auch Frauen und Mädchen, die Hälse ab und schleppten die Kinder in die Sklaverei. Beim Kopfnehmen kam es, seitdem dasselbe zu einer Manie geworden war, nicht mehr wie früher auf persönliche Tapferkeit dem Feinde gegenüber an; vielmehr wurden die Trophäen als Eigenthum des ganzen Stammes betrachtet, und dieser trachtete vor allen Dingen dahin, eine möglichst große Menge von Köpfen zusammen zu bringen, deren mehr zu besitzen als irgend ein anderer Stamm. Darin suchte und fand er Ruhe und Ehre, darauf war er stolz! Nun lagen an jedem Flusse, in jedem Walde Mörder auf der Lauer, und häufig ist es vorgekommen, daß selbst die Gräber entweiht wurden; man schnitt den Leichen die Köpfe ab.

Wahn und religiöser Aberglaube, der überhaupt die ärgste Geißel des Menschengeschlechts ist und die größte Summe von Unheil und Jammer von jeher über die Welt gebracht hat und noch bringt, waren von großem Einfluß bei dieser Barbarei, bei welcher das sogenannte „Jenseits“ eine Rolle spielt. Es gilt die grauenhafte Ansicht, daß ein Krieger nicht ruhig im Grabe sein könne, wenn nicht ein Verwandter im Namen des Verstorbenen einen Kopf „gejagt“ habe. Kein Mädchen war einem jungen Manne hold, der nicht einen von ihm erbeuteten Kopf vorzeigen konnte. Die malayischen Fürsten waren unverständig genug gewesen, die einzelnen Stämme gegen einander zu hetzen, weil sie wähn-

ten, dann ihrer Aller leichter Herr sein zu können; sie munterten das Kopfnehmen auf. Dasselbe gewann aber bald eine solche Ausdehnung, daß selbst jenen Fürsten bange wurde; dann griff James Brooke nachdrücklich ein. Der Sultan von Brunei trat ihm das Gebiet von Sarawak ab, weil er mit den immer mehr und mehr verwildernden Dayacks nichts mehr anzufangen wußte; der Europäer sollte dem Unheil steuern und hat es auch gethan.

Brooke verbot das Kopfnehmen ein- für allemal. Die Dayacks konnten anfangs nicht begreifen, was das überhaupt bedeuten solle, sie begriffen den Sinn des Verbotes gar nicht. Sie kamen zum Beispiel bittweise und fleheten, daß man ihnen das Kopfnehmen gestatten möge, weil ja ohne dieses die Seelen ihrer Verwandten nicht ruhig werden könnten. Junge Mädchen baten, daß ihren Verlobten gestattet werde, Köpfe zu holen, weil sonst an eine Verheirathung nicht zu denken sei. Ein Krieger fragte, ob er sich nicht den Kopf eines Pakarrang holen dürfe; die Pakarrangs könne man doch nicht als eigentliche Menschen betrachten, da sie nur Wilde seien! Brooke ließ überall die Köpfe, auch mit Gewalt, fortnehmen; wer einen frischen Kopf genommen hatte, wurde vor Gericht gestellt und mit der schwersten Geldbuße bestraft. Brooke war klug genug, die friedlicheren Stämme, welche von anderen viel gelitten hatten, in sein Interesse zu ziehen und sie für seine Kriegszüge zu discipliniren; er strafte ohne Ansehen der Person und alle Strafgelder vertheilte er an solche Häuptlinge, deren Stamm sich nicht am Kopfjagen betheiligt hatte. Dadurch wurde Allen begreiflich gemacht, daß Brooke uneigennützig verfuhr.

Nach und nach erlosch der Glanz der **Kopfhäuser**, in welchen man zuletzt auch sogar Orang-utan-Köpfe mit aufspeicherte, weil dieselben Geisterkraft hätten. Die Köpfe wurden gekocht; das Haus, in welchem man sie aufbewahrte, gleicht den Wohnhäusern nicht, sondern ist rund und hat in dem spitz zulaufenden Dache viele Löcher. Da es auf Pfählen steht, so muß man sich zum Hineinsteigen einer Leiter bedienen. Die Köpfe hängen an den Balken und werden in einer phantastischen und widerwärtigen Art bemalt; in die Augenhöhlen steckt man Pflöcke, die gleichfalls bemalt sind. Die Köpfe werden von jedem Luftzuge bewegt und klappern gegen einander.

In diesen Kopfhäusern wurden fremde Gäste empfangen, und man war stolz, ihnen zu zeigen, wie reich man an solchen Schätzen war. In einem so grauenhaften Gelasse mußten auch die jungen, unverheiratheten Männer Nachts schlafen. Es herrschte die wildeste Barbarei.

In einem folgenden Artikel (in Nr. 19) werden wir die Dayacks, welche der Civilisation bis zu einem gewissen Grade nicht unzugänglich und nicht unfähig sind, von einer bessern Seite zu schildern haben.

Besuch einiger Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz.

Von **Richard Andree.**

III. Die Steinkreise.

Das Lausitzer Gebirge. — Der Steinkreis auf dem Hochstein. — Das heidnische Todtenfeld auf dem Mittelberge.

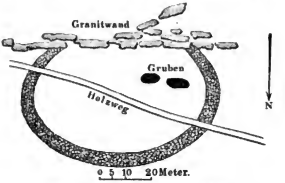
Nur der Süden der Lausitz ist gebirgig. Vorgelagert dem böhmischen Grenzgebirge zieht sich diesem parallel laufend von Westen nach Osten ein Mittelgebirge hin, das über einer breiten, wellenförmigen Hochfläche emporstrebt. Sanft gerundete, dem Auge schmeichelnde, bis oben hin bewaldete Granitkuppen reihen sich eine an die andere, und obgleich sie durch benachbarte landschaftliche Glanzpunkte, wie das Meißener Hochland und das Riesengebirge, in den Hintergrund gedrängt werden, so haben sie doch vor diesen die merkwürdigen Alterthümer, die Steinwälle, voraus. Aber auch die Aussicht von dort oben, unterstützt durch Thürme, die auf den höchsten Gipfeln erbaut wurden, ist nicht zu verachten. Nach Norden zu dehnt sich die reiche Lausitzer Ebene, nach Süden hin das böhmische Grenzgebirge aus. Von der Station Pommritz zwischen Bautzen und Löbau ist das Mittelgebirge am besten zu erreichen. Ueber Hochkirch, blutigen Angedenkens, führt der Weg zunächst nach dem freundlich am Abhange des Tschernebog gelegenen Dorfe Wuischke. Es ist in dieser Richtung nach Süden hin das letzte wendische Dorf, denn jenseits des Tschernebog, über den die Sprachgrenze führt, ist Kunewalde schon deutsch. Auf Wendisch heißt das Dorf Wujezk; die tschechische, in Böhmen sehr häufig vorkommende, entsprechende Form lautet Ujezd oder die schlesische Ujest. Ueber die Bedeutung dieses Ortsnamens giebt uns Jungmann's böhmisch-deutsches Wörterbuch Auskunft. Dort heißt es: Ujezd ist so viel als ein Morgen, ein Stück Land, welches man an einem Tage befahren oder umackern, mit einem Gespann bearbeiten kann. Es bedeutet so viel als Meierei, Vorwerk. Solche von Fürsten, Klöstern, Städten oder Grundbesitzern angelegten Einzelhöfe waren der Kern, um welche sich neue Dörfer ansetzten und diesen den Namen gaben. Daher dessen Häufigkeit in den slavischen Ländern. Auch in der Lausitz giebt es ein zweites Wuischke (bei Weißenberg).

Im Forsthause zu Wuischke habe ich gastliche Aufnahme gefunden, und mein alter Freund, der Oberförster Walde, war mir der trefflichste Führer, denn in seinen Revieren, die der Stadt Bautzen gehören, liegen „die alten Götterberge der Wenden“ und die heidnischen Alterthümer, die auf dem Hochstein, dem Mittelberg, Tschernebog und Mehltheuerberg zu finden sind. Die ganze Gegend ist hochinteressant, voller Sagen und Märchen.

Am nördlichen Abhange des Tschernebog erhebt sich ein einzelner mit einer Höhlung versehener Granitfelsen, den die Wenden Koltki domy oder Koboldhaus nennen. Drinnen wohnen die Koboltn oder Kobolde und andere Geister. Wie die deutschen Kobolde necken und quälen auch diese ihre wendischen Genossen, die Menschen, leiten sie auf den Wegen irre oder begeben sich in die Häuser, wo sie allerlei Unfug anrichten. Andererseits sagt man ihnen aber auch Gutes nach: wenn sie heiterer Laune sind, beschenken sie die Menschen und bringen ihnen Heil und Segen. Weiter knüpft sich an diese Gegend die Sage, hier sei ein altwendischer Orakelort gewesen. Die Sage wird dadurch unterstützt, daß

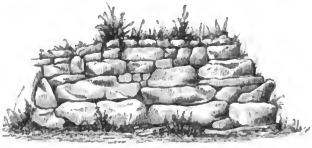
das Volk diese Felsen und Gegend überhaupt Pražica (Praschitza) nennt, was im Wendischen Fragestätte bedeutet. Eine Praschitza ist auch bei Spremberg bekannt, und das Fragen um Rath oder Weissagungen war, wie bei anderen heidnischen Völkern, auch bei den alten Slaven Sitte. Als Stätten dazu boten sich die merkwürdigen, nackt und kahl aus dem umgebenden Walde hervorstarrenden Granitfelsen von selbst dar. Sie krönen die Gipfel sämmtlicher Berge des Mittelgebirges, treten aber auch hier und da an den Abhängen hervor und werden von den Deutschen als Teufelskanzeln, Teufelsklippen, Teufelsfenster bezeichnet. An sie lehnen sich denn auch stets die Ringwälle, Cultus- und Versammlungsstätten dieser Berge an; ihre pittoreske, ruinenhafte Erscheinung forderte die ersten Bewohner dieser Gegenden von selber auf, sich ihnen zu nähern. Sie gleichen zerfallenen Burgen, kolossalen Bauwerken von Menschenhand, und wie heute noch sie der Aberglauben mit dem Teufel in Verbindung brachte (ein Flurstück in der Gegend heißt noch Čertowaja = Teufelsort), wie viel mehr mußten sie den frühesten Bewohnern dieses Landes, die auf einer niedrigern Culturstufe standen, schauerlich, überirdisch und doch anziehend zugleich erscheinen.

Unser Weg zu den altheidnischen Stätten führte uns zunächst auf den Hochstein, südwestlich von Wuischke, dann in westlicher Richtung weiter über den Kamm und die Kuppen des mit Nadelwald bewachsenen Mittelgebirges hinweg.



Steinkreis auf dem Gipfel des Hochstein.

Der Hochstein, 559 Meter hoch, von den Wenden das „Raubschloß", Rubežny brod, genannt, trägt auf seinem Gipfel eine ausgezeichnete Gruppe jener schon erwähnten ruinenhaft ausschauenden Granitfelsen. Durch die hohen Fichten gesehen, welche ringsum stehen, erscheinen sie täuschend wie 10 bis 15 Meter hohes Gemäuer; sie sind zerspalten und zerklüftet, mit Durchgängen und natürlichen Fenstern versehen. An sie nach Norden zu lehnt sich nun der erste jener merkwürdigen Steinkreise an. Sein größerer Durchmesser von Osten nach Westen beträgt 65, sein kleinerer von Süden nach Norden 22 Meter. Der südliche Theil wird durch die Granitmauer gebildet, so daß diese den Kreis völlig schließt. Der Wall ist noch ziemlich gut erhalten und nur an zwei Stellen, wo ein Holzweg durch ihn hindurch führt, unterbrochen. Einige Stellen, namentlich am nördlichen Ende, sind noch unversehrt und lassen die Construction ganz deutlich erkennen. Hier ist der Wall $1\frac{3}{4}$ Meter hoch und 3 Meter breit. Zu seiner Errichtung wurden die Granitplatten und Trümmer, wie sie über die ganze Oberfläche des Gipfels zerstreut liegen, einfach zusammengetragen, und mehr oder weniger lose, bald regelmäßiger, bald unregelmäßiger, ohne jedes Bindemittel über einander gefügt. Eine dichte Moosdecke, in der Farne aufsprießen, überzieht die Krone des alten Walles, der, beschattet von düsteren Fichten, angelehnt an die ruinenhafte Granitmauer einen feierlichen Eindruck hervorbringt. Bei dem Bau des Holzweges, der den Damm durchbricht, ließ Oberförster Walde genau darauf achten, ob



Construction des Steinkreises auf dem Hochstein.

etwa Urnen, Scherben oder Waffen gefunden würden; es kam aber nichts zum Vorschein. Im südwestlichen Theile des Kreises liegen nahe bei einander zwei im harten Granit ausgegrabene 3 bis 4 Meter Tiefe und eben so weite Gruben, die, wie die ganze Beschaffenheit des Berggipfels zeigt, nicht zufällig entstanden sein können, und jedenfalls mit dem Steinkreise selbst in irgend einer Beziehung stehen. Daß diese Gruben nicht zufällig sind, geht daraus hervor, daß eine solche Grube sich auch im Steinkreise des Mehltheuerberges befindet und daß sie, wie ich weiter unten erwähnen werde, auch in verschiedenen böhmischen Steinwällen vorkommen. Waren es vielleicht Cisternen, in denen Wasser angesammelt wurde, das man zu irgend einem Zwecke im Steinkreise bedurfte? Oder rühren sie von Schatzgräbern, „Venedigern", her, die hier nach Schätzen suchten? An Bergbauschürfungen im Granit hier oben auf dem Gipfel ist gar nicht zu denken. „Venediger", die in allen deutschen Gebirgen spuken, sollen hier in der Gegend gehaust haben; am Falkenberg, wo sie Gold suchten, erhielt der Goldbach nach ihnen den Namen. Läßt sich auch durchaus nichts Bestimmtes über diese Gruben sagen, so möchte ich doch annehmen, daß sie mit alten Cultuszwecken im Zusammenhange standen. Denn wohl Cultus- und nicht Vertheidigungsstätten waren diese Steinwälle. Sie sind oft, und speciell hier auf dem Hochstein, so niedrig, daß nur ein Befangener an Schanzen und dergleichen denken kann. Muß denn jedes altes Bauwerk, welches uns aus heidnischer Zeit erhalten ist, nothwendig eine Schanze sein? Alles für ein Fortificationssystem in Beschlag nehmen, ist gerade so, als wenn man jede Kirchhofsmauer von heute als Festungsmauer in Anspruch nehmen wollte, während sie doch nur zur Einfriedigung dient. Auf dem Hochstein liegen zu Hunderttausenden noch riesige Granitblöcke zerstreut, die man nur zusammenzulesen und aufzuthürmen brauchte, um einen ganz kolossalen Steinwall mit leichter Mühe zu errichten, der dann wohl den Zwecken der Vertheidigung entsprechen mochte. Aber nichts von dem ist geschehen; nur eine niedrige Mauer umgürtet den vergleichsweise engen Raum, der mit einem Sprung leicht zu übersetzen ist, in den jeder Steinwurf hineinfällt. Von einer Vertheidigungsanstalt, einer Schanze, kann hier absolut nicht die Rede sein, das muß jeder Unbefangene, der einen Blick auf den Wall wirft, zugeben. Nach Schuster (Heidenschanzen 120) war aber dieser unbedeutende Steinkreis die letzte Zufluchtsstätte für die aus den großen weiter südlich gelegenen Schanzen (Niethen rc) Verjagten. Der Steinkreis ist für die Vertheidigung nicht mehr geeignet als eine Schafhürde.

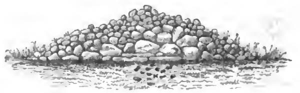
Liegt aber hier keine Vertheidigungsanstalt vor, was dann?

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern, civilisirten wie uncivilisirten, finden wir, daß hervorragende und in die Augen springende Bergesspitzen als Cultusstätten dienten. Die Bergcapellen, die wir heute noch auf weit in das Land schauenden Gipfeln sehen, sie sind oft an Stelle altheidnischer Verehrungsstätten erbaut worden, und stellen den Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Cultus her. Der Grieche ließ seine Götter auf dem Olymp thronen; Tabor, Karmel, Sinai waren heilige Stätten der alten Juden, auf Ceylon trägt der Adamspik die heilige Fußstapfe Buddha's, auf der Harzburg sollen die alten Sachsen den Krodo verehrt haben; der isolirte Michaelsberg an der Küste von Cornwallis war ein keltisches Heiligthum; in Japan pilgern fromme Wallfahrer auf den Fusi-yama, den heiligen Berg des Landes; auf dem Rigi stand die Capelle „Maria zum Schnee“ mit ihrem wunderthätigen Madonnenbilde. Allüberall und zu allen Zeiten sind es hervorragende Berge, die als Cultusstätten betrachtet wurden. Warum denn hier nicht auf dem Hochstein, Tschernebog, Mehltheuerberg? Auch diese Lausitzer Berge springen mächtig in die Augen, sind nach der Culturebene hinausgeschobene Vorposten größerer Gebirge, und den im fruchtbaren Lande an ihrem Fuße angesiedelten Menschen leicht zugänglich. Hinauf auf ihre Höhen, wo die düsteren Tannen um die wunderbaren, wie von Menschenhand erbaueten Granitwände rauschten, dahin verlegten die alten Heiden ihre Cultusstätte, dort umfriedigten sie den heiligen Raum mit einem Steinwalle, in dessen Innerm die Versammlungen statthatten oder der für die Priester vorbehalten blieb, während draußen umher das Laienvolk stand. Ernst und gewaltig wirkt noch heute hier die Natur in der großartigen Umgebung, die von der mächtigen Aeußerung der Naturkräfte Zeugniß ablegt. Weit und frisch wird der Geist dann wieder, schaut er hinaus auf die endlose, am Horizont verschwimmende Ebene, die nach Norden zu sich ausdehnt. Wer ohne militärisches Vorurtheil an dieser Stätte steht, muß sich sagen: hier war eine alte Cultusstätte, ein eingefriedigter, den Göttern geweihter Raum. Er war abgegrenzt durch den Steinwall, wie denn auch in Latium das Wort templum ursprünglich durchaus nichts Anderes bedeutet, als einen zu Zwecken der Gottesverehrung abgeschiedenen Raum, später aber erst das zu Cultuszwecken errichtete Gebäude.

Und ist es nicht gerechtfertigt, im Anblicke der überaus pittoresken Granitfelsen an eine *Steinverehrung* hier zu denken? Auch bei den alten Germanen genossen Steine religiöse Verehrung, wie Rochholz nachgewiesen hat. (Der Steincultus in der Schweiz. Argovia 1862 und 1863. S. 1 bis 103.) Was ist die Kaaba der Mohammedaner anders als ein Stein? Ueber die Steinverehrung bei den alten Phöniziern spricht ausführlich S. Nilsson in seinem zweiten Nachtrage zu den „Ureinwohnern des skandinavischen Nordens“ (Hamburg 1866), und zu Rom wurde Jupiter anfangs bloß in einem Steine angebetet; daher der feierlichste Eid: per Jovem lapidem jurare! Es kommt mir nur darauf an, bunt aus der Masse heraus einige Beispiele anzuführen, die für den Steincultus arischer wie semitischer Völker sprechen. Hier auf dem Lausitzer Mittelgebirge aber mit seinen grotesken Granitfelsen war gewiß ein Ort gegeben, an dem der Steincultus stattfinden konnte. Heute erzählen noch die Sagen von diesen Felsen, der Teufel spielt seine Rolle dabei, und was den jetzt lebenden Wenden und Deutschen auffällig, wunderbar erscheint, sollte es das nicht noch vielmehr jenem Volke gewesen sein, das vor ihnen hier lebte?

In westlicher Richtung weiter führte uns der Weg nach dem Kamme des *Mittelberges*, der seinen Namen daher trägt, weil er zwischen den Hochstein und Tschernebog eingeschoben ist. Der ganze Kamm dieses Berges nun trägt *einen ungeheuern heidnischen Todtenacker mit vielen Hunderten von Hünengräbern.*

Das Todtenfeld auf dem Kamme des Mittelberges zieht sich von Osten nach Westen in der Länge einer Viertelstunde hin und hat eine nach beiden Seiten zu abnehmende Breite von etwa fünf Minuten, so daß es sich über ein rautenförmiges Stück Land erstreckt, das theils von Fichtenwald, theils von jungen Culturen bedeckt ist. Der bei weitem größere Theil der Gräber ist noch völlig unversehrt, nur zu beiden Seiten des über den Kamm führenden Weges sind viele Gräber zerstört worden, da man das Steinmaterial derselben zur Ausbesserung des Weges benutzte. Die Anordnung der Gräber ist völlig regellos; sie liegen wirr durch einander, bald näher, bald ferner von einander und sind von ungleicher Größe. Es sind richtige Cairns, Varden oder Steinhaufen von 10 bis 15 Meter Umfang und 1 bis 2 Meter Höhe.



Heidengrab auf dem Mittelberge, Oberlausitz.

Als Material zur Erbauung derselben dienten die über den Mittelberg zerstreut liegenden Granitbrocken. Oberförster Walde hat bis jetzt 15 dieser Gräber geöffnet und stets die Beschaffenheit derselben völlig gleich, nämlich folgendermaßen gefunden: Obenauf liegen lose zusammengeschleppt kleinere Steinbrocken; es folgen größere, schwerere, und unter diesen, im Kern des Steinhügels, einige rohe Granitplatten, welche direct über der Begräbnißstätte liegen. Gräbt man nun etwa 1/3 Meter in die Humusschicht ein, so findet man regelmäßig nur Aschen- und Kohlenreste, vermischt mit unglasirten, irdenen Scherben, an denen jede Verzierung fehlt. Von Knochen, Gerippen, Schmuckgegenständen oder Waffen wurde bisher nicht das Geringste in den 15 geöffneten Gräbern gefunden.

Offenbar liegt also hier Leichenverbrennung vor. Von den alten Slaven steht es fest, daß sie ihre Todten zu verbrennen pflegten. Nestor erzählt, daß dieses bei den Radmitschi, Krivitschi, Sjeveri und Wjatitschi, bei letzteren sogar noch zu seiner Zeit († circa 1116) Sitte gewesen sei. Und der heilige Bonifacius bezeugt in seinem berühmt gewordenen Briefe an den angelsächsischen König Ethibald vom Jahre 745, in welchem von den bei Fulda angesiedelten Slaven die Rede ist, daß bei diesen selbst die Frauen, ausgezeichnet durch makellose Treue, sich auf dem Scheiterhaufen mit verbrennen ließen, wie heute noch die indischen Sattis (— et laudabilis mulier esse judicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo. S. Bonif. Epist. ed. Würdtwein. Mog. 1789. f. Nro. LXXII). Auch beim Chronisten Cosmas finden sich Stellen, die darauf schließen lassen, daß im zwölften Jahrhundert noch bei den slavischen Böhmen Leichenverbrennung stattfand, wie er denn überhaupt anführt, daß noch zu seiner Zeit († 1125) beim christianisirten Landvolke eine Menge heidnischer Gebräuche im Schwange gewesen seien; man habe Feuer, Quellen, Haine, Bäume, Felsen, Berge und Hügel angebetet und ihnen Opfer gebracht; Bretislav (1092 bis 1100) habe noch Haine und Bäume vorgefun-

den, welche von dem tschechischen Volke verehrt wurden. Er ließ sie fällen und verbrennen.

Das Alles beweist, wie lange sich noch heidnische Anklänge nach der Christianisirung unter den Slaven erhielten. Auch bei den Lausitzer Wenden, die doch sehr früh das Christenthum erhielten, finden wir, wie Knauth nachweist, im dreizehnten Jahrhundert noch viele heidnische Gebräuche, ganz zu geschweigen von den weiter nördlich wohnenden Polaben, deren Bekehrung damals erst vor sich ging.

Es liegt daher nach Allem nahe, die Hügelgräber auf dem Mittelberge den Vorfahren der heutigen slavischen Bewohner der Lausitz zuzuschreiben und sie in eine verhältnißmäßig neue Zeit zu setzen. Beweisen läßt sich das jedoch nicht, denn sie können eben so gut von den germanischen Völkerschaften herrühren, die vor den Wenden in der Lausitz saßen, denn auch bei ihnen fand Leichenverbrennung und Beisetzung der Asche unter Steinhügeln statt. Noch im achten Jahrhundert war bei den alten Sachsen dieses der Fall, wie ganz genau aus einem Verbote Karl's des Großen hervorgeht. (Capit, Paderbrun. a. 785. c. VII. Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit et ossa ejus ad cinerem redierit, capite punietur. Und cap. XXII. Jubemus ut corpora christianorum Saxonorum ad cimiteria ecclesiae deferuntur et non ad tumulos paganorum. Pertz I, 1. 49.) Es liegt nach Allem also auch völlig im Bereich der Möglichkeit, daß die Hügelgräber von einem vor den Wenden in der Lausitz angesessenen germanischen Volke herrühren können.

Wo, wie in ganz Ostdeutschland, die Völkerschaften noch innerhalb der heidnischen Zeit auf einander folgten, wo ähnliche Sitten und Gebräuche von allgemein arischem Typus herrschten, da werden wir auch nie mit Sicherheit entscheiden können, welchem Volke, dem slavischen, germanischen oder einem noch frühern aufgefundene Ueberreste angehören. Es ist besser, man bescheidet sich mit allgemeinen Aufstellungen, als daß man sich durch eine bestimmte Antwort eine Blöße giebt. Böhmen, das in Bezug auf seine vorhistorischen Alterthümer so ungemein viel Verwandtes mit der benachbarten Lausitz zeigt, birgt auch, neben anderen Arten Hügelgräbern, ganz gleiche wie auf dem Mittelberge. Dr. Födisch, der als Sagenforscher und Archäolog sich einen tüchtigen Namen gemacht hat, macht auf den Zusammenhang der Hügelgräber mit den Steinwällen aufmerksam. „Eine der Bauart dieser Hügel analoge Construction bieten die zahlreichen Steinwälle Böhmens dar, ausgeführt aus rohen, unbehauenen Steinen und Erde, ohne jede Mörtelverbindung. Da nun in der Umgebung solcher Wälle meist auch Steingrabhügel liegen, da in nächster Nähe der ersteren wiederholt dieselben Objecte, wie in den Hügeln selbst gefunden worden sind, so im Brdywalde bei Zinetz, am Hradischt bei Strakonitz, bei Komotau u. s. w., so wird der Schluß wohl nicht zu gewagt sein, daß jene Steinwälle wie diese Grabhügel von einem und demselben Volke herstammen. Unterstützt wird diese Ansicht noch durch die Thatsache, daß anderwärts, in Schottland, Steingrabhügel, sogenannte Cairns, geradezu innerhalb solcher Wälle liegen." (Die heidnische Todtenbestattung in Böhmen. Mittheil. des Ver. für Gesch. d. Deutschen in Böhmen. VII, 154.)

(Schluß folgt.)

Die Waldbrände in Nordamerika.

Als wir in der ersten Woche des Octobers den Aufsatz über die Walverwüstung in den Vereinigten Staaten schrieben (S. 249), ahneten wir nicht, daß eben damals die Waldbrände in einer Ausdehnung wütheten, wie nie zuvor der Fall gewesen. Binnen einer Woche sind allein in den nordwestlichen Staaten Landstrecken durch Brand verwüstet worden, deren Flächenraum zusammengenommen etwa so groß ist, wie jener des Königreichs Sachsen. Wir meldeten, daß auch in den Staaten und Territorien am Großen Ocean auf vielen Punkten gleichzeitig die Wälder von den Flammen ergriffen seien; aber in dieser Gegend haben die Brände nicht einen so kolossalen Umfang gewonnen.

Seit Anfang des Augustmonates hat, wie wir aus den verschiedenen vor uns liegenden Berichten ersehen, über den ganzen Continent eine beispiellose Dürre geherrscht; nicht bloß in den Prairiegegenden, sondern auch in den Waldregionen versiechten die Bäche, Teiche und selbst Flüsse; in Californien hatte im September der San Sacramento einen um mehrere Fuß tiefern Wasserstand als je zuvor. Ueberall wurde der Boden steinhart und bekam weite Sprünge; das Gras vertrocknete. Die Waldcomplexe, welche vielfach eine Ausdehnung von ungezählten Meilen haben, bestehen zumeist aus Nadelholz. Als dasselbe von den Flammen ergriffen wurde, war an Löschen nicht mehr zu denken.

Wir wollen aus den Berichten Einiges hervorheben, zuerst aus dem Staate Wisconsin. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Grenze desselben vom Michigan-See gebildet wird; im nördlichen Theile desselben schneidet die Greenbay, welche von 45° N. durchzogen wird, tief ins Land ein und in sie mündet der Foxfluß. Das nördliche Wisconsin ist zumeist bewaldet, und gerade diese Gegend wurde schwer heimgesucht. Man schreibt aus der Stadt Greenbay, welche an der Mündung des eben genannten Flusses liegt, daß am 4. October nach Nordwesten hin gleichzeitig sieben Counties in Flammen ständen und daß selbst der Erdboden brenne. Schon im August waren alle Quellen ausgetrocknet und an Löschen überhaupt war nicht zu denken. Alles ist verbrannt; Dörfer, Heu, Zäune, Getreide, Holz, Habe. Man gab sich fast übermenschliche Mühe, die vielen Sägemühlen in den Fichtenwäldern jener Region zu retten, aber die meisten sind niedergebrannt und nur bei wenigen hatte man Erfolg. Wo gar kein Wasser zu haben war, warf man breite Gräben auf, aber der Wind führte brennende Rinde über dieselben hinweg und warf die Gluth weiter. Binnen drei Tagen war eine Strecke von 150 Quadratmiles in Asche verwandelt; in Kewanee County retteten die Menschen ihr Leben dadurch, daß sie ins Wasser des Sees gingen oder sich auf Schiffe und Boote flüchteten. Das Feuer rasete beim Horne's Pier bis an die Küste und verzehrte dort Magazine, Läden und Wohnhäuser. In Darr County waren große Quantitäten Bahnschwellen und Telegraphenstangen zur Verschiffung gelagert; sie verbrannten. An der Westseite der Greenbay und des Fox River war alles Land von Menomonee bis Oshkosh ein einziges Flammenmeer, eine Strecke von 120 Miles Länge und 30 Miles Breite! Dort wechselte Nadelholz mit Laubwaldung ab, und die Zahl der Ansiedelun-

gen war beträchtlich. Die Flammen ergriffen auch die Wälder in den Counties Shawano und Marinette. Sie erstreckten sich, einem Briefe aus Milwaukee zufolge, schon am 4. October über einen Flächenraum von 3000 Quadratmiles. Die aus ihren Schlupfwinkeln aufgescheuchten wilden Thiere rannten nach allen Richtungen umher. Wie viele Menschen verbrannt sind, oder den Tod durch Erstickung gefunden haben, konnte nicht ermittelt werden. Alle Erntevorräthe und Lebensmittel waren verbrannt.

Nicht tröstlicher lauten die Berichte aus St. Paul in Minnesota; sie sind gleichfalls vom 4. October. „In diesem Staate wüthet das Feuer in den Wäldern und auf den Prairien von Breckenridge bis nach Big Woods. Es begann am Freitag Morgen und hat nun schon eine Ausdehnung von 200 Miles erreicht; es hat Alles vor sich her vernichtet. Gestern Abend versuchte ein Bahnzug durch das Flammenmeer hindurch zu brausen, und das gelang ihm auch; die Fahrgäste freilich erstickten beinahe und die Wagen waren mit Asche und brennenden Holzstücken bedeckt. Der bis jetzt angerichtete Schaden in unserm Staate kann reichlich auf 2,000,000 Dollars veranschlagt werden. Hier herrscht fieberhafte Aufregung; solch ein Waldbrand ist in Minnesota nie vorher erlebt worden. Viele Hunderte von Landwirthen sind völlig zu Grunde gerichtet, aber doch froh, daß sie wenigstens mit dem nackten Leben davon kamen. Die Flammen sind jetzt nur noch etwa 100 Miles von hier (St. Paul) entfernt; während ich diese Zeilen schreibe, wälzen sich dicke Rauchwolken über die Stadt hin. Seit lange haben wir keinen Regen gehabt; jetzt wehet scharfer Westwind." Aus Smith Lake in Minnesota schreibt man vom 5. October, daß in der Nacht Regen gefallen sei, aber nicht genug, um das Flammenmeer auszulöschen.

Auch im nordwestlichen Ohio war große Noth. In einem Briefe aus Toledo (das in der westlichen Ecke des Eriesees liegt) vom 4. October heißt es: „Zu beiden Seiten der Toledo- und Wabash-Eisenbahn, auf der Strecke zwischen Antwerp und New Haven brennen die Wälder auf einer Fläche von vier bis fünf Miles; ein Gleiches ist der Fall zwischen Antwerp und Cecil. Am 2. October war in Woodburn eine Feuersbrunst ausgebrochen.

Bären, Hirsche, Füchse, Hasen, Vögel, kurzum alles mögliche Gethier rennt weit und breit verstört und erschrocken nach allen Richtungen hin.

Auch Michigan, Iowa, Nebraska und das ferne Territorium Dakotah wurden von Waldbränden heimgesucht, die Ende Septembers begonnen hatten und am 10. October (bis wohin die uns vorliegenden Berichte reichen) noch fortdauerten. Ueberall konnte man das Knistern und Prasseln meilenweit hören; in Minnesota wälzten sich die Flammen gegen den Mississippi hin, immer weiter nach Westen, und wenn kein starker Regen eintrat, war es rein unmöglich, ihnen Einhalt zu thun. In Wisconsin brennen die Sümpfe, sie waren so völlig ausgetrocknet, daß ihr Schlamm nun wie Zunder war, „sie brennen wie Gruben von Cannelkohle". Die Stadt Fond du Lac am Michigansee war seit Tagen dermaßen in Rauch eingehüllt, daß man auch am Mittage nur Zwielicht hatte.

Aus Nebraska wird vom 5. October geschrieben, daß in der Umgegend der Stadt Fremont die Brände an Ausdehnung gewannen; ein Gleiches war bei North Bend der Fall, und nicht minder bei Bon Homme in Dakotah, wo auch in Yankton viele Häuser niedergebrannt waren. Auch in der Gegend von Oneida im Staate Neuyork brannten Wälder und Erdboden.

Die Verwüstung war kolossal, und wer kann wissen, was die weiteren Nachrichten bringen? Wir sagten schon, daß in vielen Gegenden seit drei Monaten nicht ein einziger Regentropfen gefallen war; das getrocknete Gras, die dürren Nadelwälder, die hohe Lage der zunderdürren, verwesten Vegetation auf dem Boden, sie alle leisteten den Flammen Vorschub. Es wird hervorgehoben, daß in vielen Fällen der Brand durch Funken entstanden ist, welche aus den Locomotiven weit umher sprüheten; in anderen Fällen war die strafbare Sorglosigkeit von Jägern, Farmern und Auswanderern Schuld, welche ihre Koch- und Lagerfeuer nicht auslöschten, wenn sie weiter zogen. Dann genügte ein Windstoß, um den Wald oder das trockene Prairiegras zu entzünden.

Wir finden, daß der „New York Herald" vom 10. October sich über die Waldverwüstung in ähnlicher Weise äußert, wie es in dem oben erwähnten Aufsatze von unserer Seite geschehen ist. „In Folge der Art und Weise, wie die Leute im Westen es mit der Holzverwüstung treiben, darf uns nicht Wunder nehmen, daß bei ihnen Jahr nach Jahr der Regenfall sich vermindert. Wenn dieser Unfug noch eine Weile fortdauert, dann sind sie auf dem besten Wege, zu bewirken, daß sie häufig von Dürre und Brand heimgesucht werden, und in Folge davon auch von Hungersnoth und Pestilenz, überhaupt von Calamitäten, gegen welche die über Chicago hereingebrochenen verschwinden. Wenn die Menschen die Fingerzeige der Natur vernachlässigen, dann werden sie von der Natur dafür gezüchtigt." —

Was Chicago betrifft, so gaben alle Tagblätter so ausführliche Schilderungen über den großen Brand, daß wir uns ersparen können, denselben zu beschreiben. Diese Prachtstadt am Südende des Michigansees ist der große Stapelplatz für die Productenfülle der westlichen Staaten; sie hat sich binnen wenigen Jahren zum wichtigsten Getreidemarkte der Welt emporgeschwungen, und die Volksmenge, welche 1830 noch nicht 100 Köpfe betrug, war 1871 auf etwa 300,000 angewachsen.

Wir haben im „Globus" XIV, S. 91 ff. u. 95, 1868, einen ausführlichen Bericht über: „Das Aufblühen der Stadt Chicago in Illinois" mitgetheilt, auf welchen wir heute verweisen wollen.

* * *

Als wir das Vorstehende niederschrieben, lagen uns Nachrichten bis zum 5. October vor; seitdem haben wir Berichte bis zum 13. October erhalten. Sie lauten geradezu entsetzlich. Man werfe den Blick auf eine Karte. Vom St. Clair-Flusse, welcher den Abzug aus dem Huronsee zum Erie bildet, bis nach Dakotah stand ein beträchtlicher Theil des Landes auf noch ungezählten Tausenden von Quadratmeilen in hellen Flammen oder war zu einer Aschenwüste geworden. Brände von solcher Ausdehnung und Heftigkeit hat bisher die Geschichte nicht aufzuweisen. Soeben lesen wir, daß auch im südlichen Californien, im Hinterlande von Los Angeles, die Wälder brennen! Und auch in den Rocky Mountains!

Wir wollen die obigen Angaben durch nachfolgende vervollständigen. Man schreibt aus Detroit vom 12. October, daß der größte Theil der Stadt Manistee, an der Ostküste des Michigansees, ein Raub der Flammen geworden sei; diese sind also über die ganze Breite des Staates Michigan, von der Küste des Huronsees, hinweggerast; auch Lake Shore liegt in Asche; Port Austin ist unversehrt geblieben. Die Nachrichten aus den Counties St. Clair und Huron (etwas nördlich von Detroit, am westlichen Ufer der Südspitze des Huronsees) lauten betrübend. Alles Land im Osten der Saginawbay nach Süden hin bis zu einem Punkte etwa 40 Miles nördlich von Port Huron (also die ganze Halbinsel, welche bis Pointe aux Barques in den Huronsee

hineinreicht) ist in Asche verwandelt worden. Die blühenden Ortschaften Forestville, White Rock, Elm Creek, Sandbeech und Huron City sind nicht mehr. Dort überall lagerten große Wintervorräthe aufgespeichert und große Massen Holz zur Verschiffung. Von Port Huron ist ein Dampfer abgegangen, um Hülfe zu bringen und Menschen an Bord zu nehmen; auch ein Zolldampfer rettet viele. In Union City hat ein Landwirth alle seine Pferde und Ochsen erschossen, um sie nicht in den Flammen sterben zu lassen. Kaum ein County im Staate Michigan ist von Bränden verschont geblieben; der Schaden, welcher durch die Vernichtung der Wälder angerichtet wird, ist gar nicht zu berechnen. Daß Saginaw City noch steht, verdankt es den übermenschlichen Anstrengungen seiner Bürger; Bridgeport wurde nur gerettet, weil Regen fiel, als es schon in der höchsten Noth sich befand. In Holland, an der Ostküste des Michigansees, ist kaum ein Haus stehen geblieben; die Bewohner wurden nach New Haven gerettet. An vielen Punkten konnten die Menschen ihr Leben nur dadurch retten, daß sie ins Wasser gingen.

In Wisconsin ist die Verwüstung eben so arg; in Little Sturgeon Bay fanden 75 Menschen den Tod in den Flammen, aber noch schmerzlicher war der Verlust in Pishtego, wo man 325 Verbrannte in einer Stunde begrub, während viele Andere noch unter dem heißen Schutte lagen.

Die „Detroit Post" schreibt: Die Wälder sind von den Flammen hinweggefegt worden; Häuser, Scheunen, Getreide, Mühlen, Holzvorräthe, große und kleine Ortschaften, Alles ist hin, und so lange der Wind anhält, ist an Stillstand nicht zu denken. Wie groß die Zahl der verbrannten Menschen ist, können wir noch nicht wissen.

Zu Greenbay in Wisconsin sind mehr als 150 umgekommen, und viele, die sich da oder dort ins Wasser retteten, ertrunken. Die belgische Niederlassung Brüssel in Door County, Wisconsin, zählte 170 Wohngebäude; sie sind nun Asche, und von den Einwohnern haben sich nur 59 zu retten vermocht.

Auch in Obercanada Brand! Am 12. October schlugen in der Stadt Windsor, welche Detroit gegenüber liegt, die Flammen empor, und aus Toronto am Ontariosee wird vom 12. October gemeldet: Verheerende Feuersbrünste wüthen in den Wäldern des westlichen Theiles der Provinz.

Ueber die Prairiefeuer im Westen, namentlich in Nebraska, haben wir bis jetzt keine weiteren Nachrichten.

Fischfang der Norweger im nördlichen Eismeere.

II.

Statistischen Angaben zufolge, welche auf Zuverlässigkeit Anspruch machen können, sind in dem Laufe der letzten sieben Jahre, 1864 bis 1870, von norwegischen Schiffen bei Jan Mayen Robben zu einem Werthe von 1,331,849 Speciesthalern, d. h. jährlich etwas über 190,200 Speciesthaler, gefangen worden. Erwägt man, daß dieser Gewinn jährlich auf 15 bis 18 Fahrzeuge zu vertheilen ist, so könnte es wohl den Anschein haben, als müßte dieser Gewinn außerordentlich groß sein. Das ist gleichwohl keineswegs der Fall. Die Fahrzeuge sind groß, durchschnittlich 118 Commerzlasten (à $2^1/_4$ engl. Tons), haben eine zahlreiche Besatzung — auf den 18 Fahrzeugen, die im vorigen Jahre ausgingen, waren nicht weniger als 843 Mann — und diese Seemänner müssen gut abgelohnt werden. Ihre Arbeit erfordert Seetüchtigkeit in höchstem Grade, Schießfertigkeit, Ausdauer und Muth; sie zieht ihnen durch die zahlreichen Mühseligkeiten oft eine langwierige Kränklichkeit und ein frühzeitiges Alter zu, und hierzu kommt noch, daß es zu der Zeit, da die Eismeerfahrer zurückkehren, den Seeleuten schwer wird, neue Heuer zu erhalten, weil dann die meisten Handelsfahrzeuge längst auf Reisen ausgegangen sind. Das Alles muß bezahlt werden, und die Matrosen auf einem Eismeerfahrer erhalten daher nebst einer guten Heuer — monatlich etwa 20 Speciesthaler — ihren Antheil am Fange: ein Sechstel desselben fällt nämlich der Besatzung zur Theilung zu. Im vorigen Jahre z. B. kamen auf das Loos eines jeden Mannes als seinen Antheil an dem Bruttoeinkommen durchschnittlich etwa 50 Speciesthaler. Außer dieser bedeutenden Ablohnung an die Besatzung, welche also für die $3^1/_2$ Monate für jeden Mann zu 100 Speciesthaler als reines Einkommen berechnet werden kann, müssen die Rhedereien große Ausrüstungs- und Unterhaltungskosten tragen, und außerdem muß die Verminderung des von den Fahrzeugen repräsentirten Capitals in Folge des schweren Fahrwassers, auf welchem der Fang geschieht, ziemlich hoch berechnet werden. Der Gewinn für die Rheder wird also nicht eigentlich außerordentlich groß, aber doch im Allgemeinen und im großen Ganzen so gut, daß man wohl damit auskommen kann, den Nahrungszweig fortzusetzen.

Das Fangfeld, wohin diese größtentheils von Tönsberg und der Umgegend kommende Flotte in den ersten Monaten des Jahres sich begiebt, ist das Gewässer bei der östlich von Grönland, nordöstlich von Island und ungefähr mit dem Nordcap unter gleicher Breite belegenen kleinen Inseln Jan Mayen. Trotz der südlichern Lage dieses Fangfeldes herrscht gleichwohl hier ein bei weitem strengeres Klima als bei Spitzbergen und Novaja Semlja. Nur ein paarmal ist Jan Mayen selbst von Menschen betreten worden, und der Fang findet daher nicht in der Nähe der Küsten statt, sondern an den Kanten der Eisfelder, die sich hier gegen Westen und Norden erstrecken. Er gilt ausschließlich den grönländischen Robben, theils jungen und theils alten, besonders den ersteren. „Die alten Robben," so schreibt Johan Lie, welcher im vorigen Jahre in dem Blatte „Christiania Intelligents-Sedler" nach den Berichten von Augenzeugen eine lebhafte Beschreibung über den Eismeerfang bei Jan Mayen mittheilte, „die alten Robben werden zu einer andern Zeit gefangen als die jungen, und auch die Fangart ist eine andere. Die alten Robben sind jetzt vorsichtiger und werden mit Schüssen getödtet, welche in der dortigen kalten Luft des hohen Nordens nur einen unbedeutenden Knall hören lassen. Hier gilt es, schnellschießende, moderne Gewehre und geschickte Schützen an Bord zu haben. Nach dem Erschießen wird der Robbe die Haut abgezogen, der Speck abgeschnitten und an Bord in Tonnen, eiserne Kisten und im Allgemeinen in alle Gefäße gepackt, die etwas aufnehmen können. Die unvorsichtige junge Robbe dagegen wird nicht geschossen, sondern auf den Kopf geschlagen oder ge-

stochen mit der Eishaue, einem Geräthe, das der Matrose stets in der Hand trägt, wenn er auf dem Eise ist, und das ihm dort eben so unentbehrlich ist wie der Alpenstock demjenigen, der unter den Gletschern wandert. Die junge Robbe soll in ihren schönen blauen Augen einen so wunderbar sanften, vertrauensvollen und sprechenden, fast dem eines Kindes ähnelnden Blick haben, daß dieser Blick für manchen Mann, der sonst eben nicht weichmüthiger Natur ist, recht peinigend war, ehe ihm das Schlachten zur Gewohnheit wurde.“ Man sucht im Allgemeinen zuerst den jungen Robben beizukommen, welche vom Ende des März oder Anfang des April auf dem Eise liegen und sich nicht eher ins Wasser begeben, als bis sie einen Monat alt geworden sind. Der Fang der jungen Robben, welcher also etwa drei Wochen lang betrieben werden kann, findet gewöhnlich statt auf der Strecke zwischen 72 bis 73° nördl. Breite und 0 bis 2° westl. Länge. Man berechnet, daß 8 bis 10 Junge eine Tonne Speck geben *).

Die Fangfahrten der Norweger in diesen Gewässern sind nicht alt. Sie datiren erst von dem Jahre 1846, da der noch lebende, in Norwegen weit bekannte Seefahrer Svend Foyn, der in Tönsberg ansässig ist, den Anfang damit machte. Worauf es außer dem unentbehrlichen Capitale zu diesem Nahrungszweige ganz besonders ankommt, das ist, Arbeiter zu finden, die dazu passen. Der Eismeer-Matrose muß, wie schon erwähnt, viele seltene Eigenschaften in sich vereinigen, nämlich außer einer guten Gesundheit Ausdauer und Gewohnheit, zu gehorchen, einen frischen, an Verwegenheit grenzenden Muth nebst der erforderlichen Hurtigkeit und Geschicklichkeit für die eigentliche Fangarbeit auf dem Eise. Der Zufall hatte es so gefügt, daß gerade in der Fjordgegend bei Tönsberg in einer Reihe von Jahren eine Menge solcher Matrosen herangebildet worden waren, welche muthig und in Gefahr abgehärtet waren. Der alte Holzhandel von Drammen nach Holland, welcher in den härtesten Jahreszeiten, im Herbst und Frühling, gerade während der Tag- und Nachtgleiche, und oft auf schlechten Fahrzeugen stattfand, hatte viele Jahre lang seine besondere Art von Matrosen erfordert, denen es für eine gute Heuer nicht darauf ankam, Gefahren und Beschwerlichkeiten entgegenzugehen, und es gelang dem Svend Foyn und seinem Schwager, Capitän Brun, gerade aus solchen die Seeleute zu bilden, welche jetzt die Eismeerfahrten machen. Nachdem Foyn, wahrscheinlich im Jahre 1841, eine Fahrt nach Spitzbergen auf Walroßfang gemacht hatte, lief im Herbst 1845 sein eigenes Fahrzeug „Haabet“ (sprich Höbet, d. i. die Hoffnung) vom Stapel und segelte darauf alljährlich bis 1854 auf die Eismeerfahrt aus. Von 1854 bis 1865 ging er alljährlich aus auf einem neuen Fahrzeuge „Eliezer“, und im Jahre 1863 lief das dritte seiner Fahrzeuge, „Spes und Fides“, vom Stapel. Gleichzeitig folgten, wie wir gesehen haben, Mehrere seinem Beispiele; doch kaum ein Einziger war so glücklich wie Foyn. So soll dieser auf „Eliezer“ im Jahre 1858 einmal in fünf Tagen 16,400 Robben zu einem niedrig berechneten Werthe von 40,000 Speciesthalern gefangen haben. Zu Anfang der 1860ger Jahre betrug die Anzahl der zu diesem Fange benutzten Fahrzeuge über 20, jetzt ist dieselbe etwas unter diese Zahl gesunken; noch aber scheint kein Grund zu der Befürchtung vorhanden zu sein, daß der Fang aufhören wird, einträglich zu sein. Die Norweger sind so ziemlich ausschließliche Herren über dieses Fangfeld, welches übrigens nur von einigen wenigen englischen, deutschen und dänischen Fahrzeugen aufgesucht wird. Die anderen Nationen, welche in diesen Breiten den Fang betreiben, begeben sich weiter gegen Westen und jagen dort den fetten grönländischen Walfisch.

*) Die schwedische Literatur besitzt eine ausgezeichnete und genaue Beschreibung einer Reise nach dem Fangfelde bei Jan Mayen, unternommen mit einem norwegischen Eismeerfahrer, in: „Schwedische Expeditionen nach Spitzbergen und Jan Mayen, ausgeführt 1863 bis 1864.“ Zweite Abtheilung von A. Quennerstedt.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Ostindien.

Die Engländer fühlen, daß sie in Indien auf einem unsichern, brennend heißen Boden stehen. Es ist kein Zweifel mehr, daß ein großer Theil der Mohammedaner mißvergnügt ist und daß eine Verschwörung der Wahhabis, welche den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen predigen, dem Ausbruche nahe war. Auch Fanatiker verschiedener Secten unter der Hindubevölkerung bereiten der Regierung manche Verlegenheit. Bisher galt das Pendschab mit seiner Sikhbevölkerung für eine getreue Provinz, aber auch dort gährt es. Wir haben vor einiger Zeit berichtet, daß in der Hauptstadt Lahore mohammedanische Fleischer, weil sie Kühe schlachten, also heilige Thiere, und das Fleisch zum Verkauf aushängten, von indischen Fanatikern überfallen und ermordet worden seien. Es ist hinterher ermittelt worden, daß die Mörder einer neugebildeten Secte, jener der Kukas, angehörten, und daß an verschiedenen Punkten der Provinz fast gleichzeitig ähnliche Missethaten verübt worden sind, gleichfalls „im Namen der heiligen Kuh“. Ein Richter in Lahore, der Munschi Dschaischi Ram, sprach am 30. August ein Urtheil gegen den Goldschmied Bischen Singh, welcher zur Kukasecte gehörte; als er vom Gerichtshofe nach Hause ging, schlug ein Mann ihn mit einer kurzen Keule zu Boden; er starb nach anderthalb Tagen. Der Mörder wurde abgeurtheilt und gehängt. Einem andern Fanatiker in Amritsir geschah am 15. September ein Gleiches; etwa 7000 Menschen waren bei der Hinrichtung zugegen. Jener Verbrecher in Lahore wurde höchst exemplarisch dadurch bestraft, daß der Henker ein Mehter war, ein Mann aus derniedrigsten Kaste, dessen Berührung für die ärgste Besudelung gilt. Aber die Strafe bewirkte keine Abschreckung denn am 31. August wurde, wieder in Lahore, ein englischer Municipalbeamter, Herr Bull, von einem Fakir, mohammedanischen heiligen Bettelvagabunden, niedergeschlagen. Diese Fakirs bilden eine höchst gefährliche Classe; sie treiben argen Unfug. Als jener Fakir seinen Keulenschlag führte, sprach er: „Eure Ueberwachung hat nun ein Ende; euer Radsch (Herrschaft) ist vorbei!“ Man meint in Lahore, ob mit Recht muß sich späterhin zeigen, daß nun zwischen den Hindu und Sikhs und den Mohammedanern ein gemeinschaftlicher Anschlag gegen die Europäer verabredet worden sei; aber die ersten Mordthaten, jene wegen der heiligen Kuh, waren doch gegen die Mohammedaner gerichtet. So viel scheint indeß richtig zu sein, daß „der Frieden und die Ruhe im Pendschab nur an einem dünnen Faden hängen und daß das geringste Anzeichen von Schwäche der Behörden die Engländer in einen schweren Krieg mit beiden Theilen einer so

streitbaren Bevölkerung verwickeln kann; bis jetzt freilich hat man stets, wo es nöthig war, volle Energie gezeigt." Eine Verschwörung der Mohammedaner existirt sicherlich; vielleicht hat jener heilige Vagabund mit dem oben erwähnten Ausrufe zu früh aus der Schule geschwatzt und man ist nun doppelt auf der Hut.

Hinrichtungen in Ostindien finden in Menge statt. Amtlichen Angaben zufolge haben im Pendschab während des Jahres 1870 nicht weniger als 52 Personen die Todesstrafe erlitten, 419 starben im Gefängniß; die Zahl der Gefangenen hat 40,880 betragen. In Madras wurden 78, in Bengalen 50 Männer und 8 Frauen zum Tode verurtheilt. In den Gefängnissen Bengalens sind 1869 gestorben 988 Männer und 40 Frauen; 181 erlagen der Cholera, an welcher 521 erkrankt waren; 4031 litten an Dysenterie und davon starben 279; am Fieber erkrankten 10,335, davon 86 Todesfälle; an Diarrhöe lagen 2937 darnieder und 634 starben. Man ersieht daraus, wie groß die Sterblichkeit in den Gefängnissen Indiens ist. Ein Europäer, der im Zustande des Unwohlseins oder gar kränklich eingesperrt wird, kommt fast nie mit dem Leben davon. Von den Hinrichtungen wird kein Aufheben gemacht; die Leute sprechen kaum davon; ohnehin legt der Inder, als echter Orientale, nur geringen Werth auf das Leben.

Die indo-britische Regierung hat nach Beendigung der großen Sipahi-Rebellion 1857 auf den Andamanen eine Niederlassung gegründet, wohin sie schwere Verbrecher deportirt, welche eigentlich die Todesstrafe verdient hätten. Wir gaben vor einiger Zeit („Globus" XVIII, S. 303) Nachricht über den Zustand der Sträflinge und die Einrichtungen der sogenannten Colonie am Port Blair. Die Zahl der Sträflinge betrug 1868 nicht weniger als 7885 Köpfe, wovon 448 weiblichen Geschlechts.

Wir erfahren nun (Correspondenz aus Calcutta vom 16. September in der „Mail" vom 17. October), daß diese Ansiedelung „ein wahres Pandämonium" geworden sei. Die Gruppe der Andamanen liegt im östlichen Theile des bengalischen Meerbusens; die einzelnen Inseln sind durch schmale Straßen von einander getrennt und auf der Südinsel liegt Port Blair, an einer 9 Miles langen Einfahrt, die bis zu $1\frac{1}{2}$ Mile breit ist und einen vortrefflichen Hafen bildet. Unter den Sträflingen waren in der Mitte des Jahres 1871 etwa 650 weiblichen Geschlechts. In der Bucht liegen noch drei andere Eilande: Roß-, Chatham- und Viper-Island, und die zwölf einzelnen Niederlassungen sind auf diesen Inseln und an der Küste der Bai zerstreut. Auf Roßinsel, die etwa 80 Acres umfaßt, stehen auf der Nordseite Casernen für europäische Truppen, in der Mitte wohnen die Offiziere, am Südende Sträflinge. Im Bazar treiben die mit Urlaubsscheinen versehenen Sträflinge Handel; manche werden auch als Handwerker beschäftigt. Jede Sträflingsbaracke ist 110 Fuß lang, 36 Fuß breit und bis zum Dache 12 Fuß hoch; sie ist auf 100 Personen berechnet, welche auf dem platten Boden schlafen und Morgens ihre Matten aufrollen. Die 2500 Sträflinge auf Roßeiland werden von 100 Europäern, 150 Mann indischer Madrasinfanterie und 120 freien Polizeimännern überwacht. Auf den beiden anderen Inseln sind die Verhältnisse ähnlich, nur ist auf Viper eine Strafstation, wo die rückfälligen Verbrecher in Ketten arbeiten müssen. Das Klima wird als gesund und angenehm geschildert, weil kühle Seewinde das ganze Jahr hindurch wehen. Es kommt nicht selten vor, daß Sträflinge entrinnen und in den dichten Wäldern eine Zuflucht suchen; gewöhnlich aber werden sie von ihren Verfolgern erschossen oder sterben im Walde Hungers.

Durch die verständigen Maßregeln der früheren Gouverneure wurden die kleinen Inseln und Strecken der Küste in Gärten verwandelt und Alles ging leidlich. Die Sträflinge waren, je nach dem Grade der von ihnen verübten Verbrechen, in Classen abgetheilt; gute Aufführung hatte allerlei Erleichterungen zur Folge und Manchem wurde die Verheirathung erlaubt. Neuerdings sind aber Unordnungen eingerissen und die Autorität wird nicht mehr geachtet. Das zweite Bataillon des zehnten Regiments ist mit seinem Obersten Hudson verhaftet und nach Ranguhn in Britisch Birma gebracht worden, wo ein Kriegsgericht gehalten werden soll. Die näheren Umstände werden wir wohl demnächst erfahren.

Rückschlag zum Heidenthum in Rußland.

Bei unseren Mittheilungen über das Sectenwesen unter dem großrussischen Volke haben wir mehr als einmal darauf hingewiesen, daß vielfach eine Art von heidnischem Elemente zu Tage trete, das an den Schamanismus der finnischen Völkerschaften in den Wolgagegenden erinnere. Die Großrussen dort sind aber bekanntlich so sehr mit finnischem Blute verquickt, daß manche Forscher so weit gehen, sie von der slavischen Völkerfamilie abzusondern. Wie dem auch sein möge, gewiß bleibt, daß unter jenen Großrussen religiöse Erscheinungen zu Tage treten, dergleichen bei keinem andern Volke vorkommen. Das hat sich jüngst wieder in Folge der Choleraepidemie gezeigt, aber seltsamer Weise auch bei den Juden. Ein Petersburger Berichterstatter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" meldet das Nachstehende:

„Bei den Juden scheint der Aberglaube sich mit rabbinischem Zelotismus zu verbinden. Wir sehen dies aus verschiedenen Vorgängen im Witebskischen. Es hatte die Cholera dort in kurzer Zeit 500 Opfer von der jüdischen Bevölkerung hingerafft. Die Rabbiner ordneten daher als probates Mittel gegen die Cholera an: daß sich zwei Paare auf dem Friedhofe trauen lassen sollten, wozu alle Aussteuer, Spenden und sonstigen Kosten einzig und allein durch milde Beiträge eingeliefert werden mußten. Die Aufregung während der Ceremonie nebst den nachfolgenden Schmausereien bewirkte, daß die Cholera nur noch bösartiger auftrat und viel mehr Opfer forderte als vorher. Da sandten die Vorsteher sämmtlicher Bethäuser Leute umher, welche von allen Gliedern der jüdischen Bevölkerung ein „Loskaufgeld" erhoben: durch diese Steuer sollten sich die Juden von der Cholera gleichsam „freikaufen", und man führte den Leuten zu Gemüthe, daß ein Arzt für den kleinsten Gang mehr verlangt als die gewünschte Steuer pro Kopf ausmacht. Die Cholera wüthete trotz des „Loskaufgeldes" immer heftiger, und immer trotziger wurden die Rabbiner. Sie untersagten es immer energischer, daß Jemand nach ärztlichem Beistande verlangte, und forderten nun: die Gemeinde solle sich dadurch entsündigen, daß einer den andern wegen Ehebruchs und ähnlicher Sünden denuncirte. Damit entstand eine ganz abscheuliche Wirthschaft: Angeberei, Klatschsucht, Verleumdung mit obligaten Erpressungsversuchen trieben ihr teuflisches Spiel, und erschienen um so gräßlicher als Jeder ein gottgefälliges Werk dabei auszuführen glaubte.

Bei unseren christlichen Landsleuten zeigte sich der Aberglaube nicht gerade in dieser nichtswürdigen Gestalt. In den russischen Dörfern suchte man vielmehr bei Mitternacht einen Zauberkreis um das von der Cholera bedrohte Dorf zu ziehen, und dadurch die Inwohner zu schützen. Es kamen Frauen mit fliegenden Haaren, sowie man ungefähr die Elementargeister, die Russalkas, abbildet, in einem langen Zuge heran. Zuweilen mußte es eine bestimmte Zahl von solchen Frauen sein, welche die Ceremonie ausführten — etwa zwölf mit ihrer Anführerin. Einige von ihnen spannten sich an einen Pflug, welcher von den anderen geleitet wurde, bis die Furche rund um das ganze Dorf herumging. An anderen Orten entzündete man ein „heiliges Feuer" durch Reibung von Holzstücken, und räucherte mit daran angebranntem Rauchwerk das ganze Dorf aus. Obgleich diese abergläubischen Gebräuche einen viel weniger bösartigen Charakter an sich tragen als die der Witebsker Juden, so gaben sie dennoch Zeugniß, daß unsere christlichen Priester dem Heidenthum eben so wenig Abbruch gethan haben wie der Unwissenheit überhaupt.

Je weiter man nach Osten kommt, desto mehr nimmt der Hang zum Heidenthum unter der dem Namen nach „christlichen" Bevölkerung zu. So hat unter Anderm im Kasanschen

Gouvernement unter den Tscheremissen und Tschuwaschen (— finnischen Völkern —), die seit mehr als 300 Jahren zum russischen Reiche gehören, und so zu sagen vor den Thoren von Moskau wohnen, das Christenthum notorisch gar nicht Wurzel gefaßt. Die Leute verehren ganz so ihre heiligen Bäume wie sie es vor 300 Jahren gethan, und den Priestern bleibt nichts übrig als die Gebräuche mitzumachen. Um das Decorum zu bewahren, bringen die Priester Heiligenbilder an den heiligen Bäumen an, oder veranstalten Processionen an den von den Frauen bei Nachtzeit gezogenen Furchen. Die Priester sind so erbärmlich gestellt, daß sie um des lieben Brotes willen den Aberglauben der Leute mitmachen müssen — denn sonst bekommen sie einfach gar nichts zu essen. Es ist nicht das Ueberflüssige, was der Priester durch seine Nachgiebigkeit erlangt, sondern nur das Allernothwendigste zum Leben für sich und seine Familie, und darum werden die Verhältnisse leider auch um so trostloser und unentwirrbarer.

Diesem Umstande gegenüber zeigt sich die mohammedanische Propaganda in reger Thätigkeit. Sie wirkt besonders auf die Tataren im Kasanschen Gouvernement und in anderen Gegenden an der Wolga. Im Monat September 1871 allein sind ganze Dörfer vom russisch-orthodoxen Glauben abgefallen, um zum Mohammedanismus überzugehen."

Isländische Einwanderung in Nordamerika.

Von der Insel Island hat im Laufe des verflossenen Sommers eine Auswanderung nach Nordamerika begonnen. Im Monat September waren im nördlichen Wisconsin etliche zwanzig Familien eingetroffen, als Vorläufer für eine beträchtliche Anzahl anderer, welche folgen wollten, sobald ein geeigneter Punkt für eine Ansiedelung ausfindig gemacht worden sei. Sie waren zunächst auf der Insel Washington am Eingange der Greenbay (Westseite des Michigansees) geblieben, sind also wahrscheinlich durch die Waldbrände nicht benachtheiligt worden; sie werden jedoch schwerlich in dem so arg heimgesuchten Wisconsin bleiben können. Die Isländer sind mißvergnügt mit der Art und Weise, wie sie von Dänemark aus behandelt werden, und wenn die Angaben amerikanischer Blätter richtig sind, daß mehr als 25,000 sich zur Auswanderung entschlossen haben, dann wird die nordische Insel einen so starken Menschenverlust schwer empfinden. Jene Vorläufer hatten einen englisch redenden Bevollmächtigten als Rathgeber und Führer, der ihnen von vornherein die Gegend am nördlichen Redriver, in einer Gegend, welche von der Nordpacific-Eisenbahn berührt werden soll, als einen geeigneten Punkt für ein Neu-Island empfohlen hat. Es scheint, als ob jene Vorläufer bis auf Weiteres auf der erwähnten Washington-Insel bleiben wollen. Sie ist bewaldet, hat fruchtbaren Boden, gesundes Klima und der See in jener Gegend ist sehr fischreich. Es ist ein richtiger Instinct, welcher den skandinavischen Einwanderer veranlaßt, die nordwestlichen Staaten der Union aufzusuchen, bis ins nördliche Minnesota; sie gedeihen dort, wo sie lange Winter wiederfinden, vortrefflich und bilden einen durchaus rechtschaffenen, fleißigen und ruhigen Bestandtheil der Bevölkerung.

In den Felsengebirgen.

Ein Correspondent schreibt an den „Newyork Demokrat": „Eine Reise nach den Felsengebirgen entbehrt heut zu Tage aller Romantik. Wer die Union-Pacific-Bahn benutzt, ist in 22 Stunden vom Missouri bis nach Cheyenne, und benutzt er die Kansas-Pacific-Bahn, in 32 Stunden von Kansas City nach Denver versetzt. Dort läuft die Bahn dem Norduser des Platte, hier dem Norduser des Kansas, respective Smoky Hill entlang, hier wie dort blühende Städte und Ansiedelungen, hier bis Brookville, dort bis Grand Island, hier wie dort westlich davon eine monotone, spärlich bevölkerte Wüste. Dort passirt der Zug von Omaha aus Fremont und Columbus, die Centren reicher Ansiedelungen am Platte, Elkhorn und Loup; Schuyler, das Hauptdepot für Texas-Vieh an der Union-Pacific, die alten, gedeihlichen Ansiedelungen auf und bei Grand Island, und endlich als letzten nennenswerthen Punkt an der Bahn Fort Kearney. Hier passirt er, von Kansas City ausgehend, das romantisch gelegene Wyandotte, die Chicago-Colonie Eudora, das gewerbthätige Lawrence, Topeka, die Hauptstadt von Kansas, St. Marys, Manhattan, Junction City und Saline, Städtchen im Herzen blühender Settlemenents, Abie und Brookville, beide renommirt als Verschiffungspunkte von Texas-Vieh, Ellsworth und Hays City, das eine wie das andere ein Hauptquartier der Spieler, Industrieritter und Prostituirten, aufrecht erhalten nur noch von den nahe gelegenen Vereinigte-Staaten-Forts, und endlich an der Grenze von Colorado die Station Kit Carson, beachtenswerth, weil sie den Verkehr mit Neu-Mexico vermittelt. Hier wie dort ist die Reise nach den Felsengebirgen, hat man einmal den 21. Längengrad von W. passirt, langweilig, ermüdend. Prairie vor und hinter sich, Prairie rechts und links, kein Strom von Bedeutung, kein See, keine Waldung; Land, Lehm und Haidegras überall, da und dort ein verkrüppelter Baum, ein Kohlenlager oder eine armselige Station am fernen Horizont, eine Herde Büffel oder Antilopen auf der Flucht, Prairiehunde in nächster Nähe, Niederungen, deren Oberfläche und Erdbänke, deren Durchschnittsfläche noch in einer Tiefe von 8 Fuß Adern von weißem verwitterten oder noch solidem Alkali zeigen; Restaurants, die für schweres Geld ein kärgliches Mahl liefern — wo bleibt da die Romantik, der Genuß, das Vergnügen? Wie anders war eine Reise noch vor wenigen Jahren, in der es allerdings oft Monate nahm, um mit schwer beladenen Ochsen- oder Pferdewagen bis zum Fuße der Rocky Mountains vorzudringen, in der es kaum mehr Comfort gab als heute, in der aber die gemeinsame Gefahr und Entbehrung ein Gefühl der Zusammengehörigkeit weckte, der lange Aufenthalt in der Prairie erfrischend auf Körper und Geist wirkte und das bunte Treiben auf den Heerstraßen wie Lager, die unausbleiblichen Accidents und die immer wechselnde Scenerie die Reise weniger monoton machten."

* * *

— In Chile ist wieder ein Kohlenfeld entdeckt worden; es liegt bei Reblinto.

— In Peru hat am 21. August wieder ein heftiges Erdbeben stattgefunden. In Callao, dem Hafenplatze von Lima, war die Bestürzung groß, und auch das Seebeben war so stark, daß die Schiffe auf offener See von hohen, plötzlich sich erhebenden Wellen hin- und hergeworfen wurden.

— Aus Yeddo wird gemeldet, daß die japanische Regierung damit umgehe, die Insel Jesso, welche nördlich von der großen Hauptinsel Nippon liegt, fremden Ansiedlern zu eröffnen. Bereits seien, im August, einige Nordamerikaner dort angelangt, um Ackerbau zu treiben; sie haben landwirthschaftliche Maschinen mitgebracht und werden an den gelehrigen Japanesen jedenfalls lernbegierige Schüler finden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger. Nr. 4.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Ethnographische Bemerkungen auf einer Reise durch die Ostseeprovinzen.

H. v. V. Wer heute aus Deutschland kommend unsere baltischen Provinzen besucht, der benutzt die Bahn von Eydtkuhnen ab, fährt über Kowno und Wilna nach Dünaburg und macht von hier mit der an der Düna entlang gehenden Eisenbahn einen Abstecher nach Riga. Von da nach Mitau in Kurland geht gleichfalls noch Eisenbahn. Dann hat es aber mit diesem Verkehrsmittel in unseren Provinzen ein Ende. Ehstland ist noch ganz ohne Bahnen.

Auf einer solchen Tour bilden die Reisenden sich ihr Urtheil über Land und Leute; sie sehen das Culturelement, das an den Bahnen ankrystallisirt — freilich noch in mangelhafter Weise — und lernen Städte kennen, in denen das Deutschthum vorherrscht. Wohl hören sie an den Stationen allerlei fremde Laute: ob die Männer im Schafpelz aber Lithauer, Letten oder Russen sind, das vermag ihr Ohr nicht zu unterscheiden. Im Gasthofe zu Riga oder Mitau hören sie wieder Deutsch, und durch Julius Eckardt oder W. v. Bock sind sie hinlänglich über die Bedeutung und Kämpfe des deutschen Elementes unterrichtet. Aber das Urtheil bleibt einseitig. Nur wer im Wagen oder Schlitten „Ostbalticum", wie man hier wohl sagt, durchstreift, lernt auch die andere Seite, die minder cultivirte, aber breitere kennen. Wir Deutschen sitzen hier nur inselartig, sporadisch; auf dem Lande herrscht der Lithauer, der Lette, weiter nördlich der Ehste — und unter diesen Völkern, zwischen die der Deutsche seit Jahrhunderten, der Russe neuerdings sich eindrängt, beginnt auch neues Leben sich zu entwickeln. Wir lernen es kennen, wenn wir auf dem platten Lande ihm nahe treten. Folgen Sie mir von der deutschen Grenze bei Memel durch Samogitien, das Land der Lithauer, durch Kurland, Livland und Ehstland bis Narwa, „wo allgemach des deutschen Volkes Well' erstirbt."

Ein polnischer Dichter, Vincenz Pol, hat eine poetische Geographie der Republik Polen geschrieben, das „Lied von unserm Lande", in welchem er sein zerstückeltes Vaterland innerhalb der Grenzen von 1772 besingt, die ja noch immer das Traumgespenst der Polen sind. Lithauen fehlt darin natürlich nicht und er charakterisirt es gut:

Flaches, ebenes, träumerisches,
Sand'ges Land, mit Moos bewachsen,
Dunkle Wälder, karge Felder u. s. w.

Ungünstig muß das erste Urtheil über das Land jenseit des Niemen lauten. Die langen Kiefernwälder ziehen sich ohne Ende zur Seite des Weges hin; hier und da sehen wir ein ödes Haus wie verlassen daliegen, und die grauen Einwohner im Schafpelz huschen wie Nachteulen vorüber. Von diesen Leuten einige Worte. Während auf dem linken Ufer des Niemen das Lithauische im engern Sinne gesprochen wird, herrscht auf dem rechten, nördlichen, die samogitische oder schamaitische Mundart dieser Sprache, die szamaitiska kalba, das Niederlithauisch, deren Grenze etwa mit dem Gouvernement Kowno (Kauen) zusammenfällt. Neben dieser Sprache hören wir nur noch das Polnisch des Gutsbesitzers, das grauenvolle Judendeutsch in den Städten. Das reine Deutsch ist seit Jahrhunderten dort abgestorben mit den deutschen Bürgern, die auch hier die Städte gründeten, aber fern und abgeschlossen vom Mutterlande untergingen, wie so viele deutsche Städter in Polen, in Ungarn.

Der lithauische Bauer ist jetzt ein freier Mann, aber er weiß nichts mit seiner Freiheit anzufangen, auch steht er zurück hinter seinen Stammesgenossen in Ostpreußen, wo wenigstens eine lithauische Literatur keimt und der Name eines Donaleitis als Dichter weithin bekannt wurde. Aber hier, im Kauenschen, macht der Lithauer keinen günstigen Eindruck, und ich unterschreibe, was vor einiger Zeit unsere „Baltische Monatsschrift" über ihn bemerkte: „Unendliche Indolenz ist der Hauptzug seines Volkscharakters. Der Lithauer schreitet langsam und ruhig mitten über ein keimendes Saatfeld, um einen kleinen Umweg zu ersparen; seine Herde überläßt er gern dem eigenen Freiheitssinn, unbekümmert um den Schaden, den die Thiere anrichten. Warum auch nicht? Haben's doch Väter und Vorväter nicht anders gehalten, und ist ihnen doch Brot genug aufgewachsen, und er arbeitet, just wie's die Väter thaten. — Die Lithauer stehlen gern, mit Schlauheit und Umsicht, und können Alles brauchen, was ihr Auge erschaut. Sehr umfassend wird jedes Zugeständniß aufgefaßt nach der Maxime: Giebst Du den kleinen Finger, so greife ich nach der Hand. Wenn der Lithauer etwas schenkt, bittet er sich regelmäßig dagegen etwas aus, und die Gegenbitte übersteigt gewöhnlich weit den Werth des Geschenkten. Seine Kinder sieht er so ziemlich wie die Blumen des Feldes an, die ungekleidet und ungewaschen doch so herrlich gedeihen. Winter und Sommer verändern in der Kleidung nichts; im Hemdchen, mit bloßen Füßen laufen sie im Winter umher, unglaublich abgehärtet."

Der Lithauer ist unter der polnischen Herrschaft ein strenger Anhänger der katholischen Kirche geworden. Jetzt wird Propaganda für die griechische Kirche gemacht, nach Herzenslust unter den Lithauern russificirt, und das natürlich mit russischen Mitteln: Gewalt, Zwang, Schrecken. Die russische Sprache, obwohl der lithauischen verwandt, wird aufgedrängt, und die geringe Literatur des Völkchens, meist in Erbauungsschriften bestehend, wird nun mit kyrillischer Schrift gedruckt, während sie vordem lateinisch gedruckt war.

Der Gegensatz zwischen Lithauern und Letten, doch so nahen Stammverwandten, tritt sofort schroff hervor, wenn wir uns nördlich wenden und auf der von Schawli nach Mitau führenden Straße hinter Janischki die kurische



Lithauischer Bauer.



Russischer Bauer zu Markte ziehend.

Grenze überschreiten. Sie ist keine natürliche, auch keine politische mehr, aber eine ethnographische: wir finden hier die lutherischen Letten, die sofort uns vortheilhafter auffallen. Sie sind wahrer, offener, zuverlässiger, cultivirter als die Lithauer. Bei den Letten äußert sich der deutsch-protestantische, bei den Lithauern der polnisch-katholische Einfluß. Da haben Sie die Grundursache des Unterschieds.

Etwas Anderes ist es, wenn wir fragen, ob der Lette auch gegen den Deutschen freundlich gesinnt sei? Da ist nun leider nichts Günstiges zu berichten, zumal in der letzten Zeit die Spannung zwischen beiden Nationalitäten sich verschärft hat, besonders seit das „Junglettenthum" auftrat, das übrigens noch sehr jung ist und in den Windeln liegt. In Kurland, einer Eroberung der Schwertritter, hat unser Adel sich zu sehr mit dem Feudalwesen, mit der Herabdrückung der Eingeborenen zu Leibeigenen beschäftigt und die Frage der Germanisirung der Letten außer Acht gelassen. So wie die Dinge stehen, sind die Ostseeprovinzen für uns Deutsche verloren; das platte Land, die Mehrzahl der Bevölkerung ist undeutsch, und dieses giebt am Ende den Ausschlag. Daß aber bei der Gehässigkeit des Letten gegen den höher stehenden Deutschen, den Bürger der Städte, wie namentlich den Adeligen auf dem Lande andererseits eine Vorliebe für den Russen vorhanden sei, haben wir nicht bemerken können. Ein russischer Beamter, Woldemar, hat allerdings „junglettisch" im Sinne der Moskauer Panslavisten zu wirken gesucht, und den Letten zur Auswanderung in russische Gebiete veranlaßt, die Sache ist aber schlecht abgelaufen, trotz der Unterstützungen, welche die russische Regierung und die russischen Popen seinen Bestrebungen verliehen. Bei alledem ist der Lette doch begierig, an der deutschen Cultur Theil zu nehmen, Deutsch zu lernen, sich deutsch fortzubilden.

Die Berührungen zwischen Deutschen und Letten, zwischen die sich auch in Kurland mehr und mehr Russen einschieben, lernen wir kennen, je näher wir den Städten kommen, z. B. Mitau. Die Leute sprechen von Jelgawa, das ist der lettische Name der deutschen Stadt. Unterwegs verlassen wir einmal die Straße und schlagen einen jener berüchtigten Seitenwege („Dämme") ein, die nicht von Dorf

zu Dorf gehen, da es Dörfer in unserm Sinne nicht giebt, sondern von Gut zu Gut, von Pastorat zu Pastorat. Solch ein „Pastorat" ist hier eine kleine Gemeinde für sich, auf welcher der Prediger wie ein Gutsherr schaltet und waltet. Er ist oft der Sohn eines Lehrers, der aus Deutschland kam, um auf einem adeligen Gute als Erzieher zu wirken. Er ist der Kenner des Lettenthums, mit dessen Geschichte, Sagen, Liedern er sich beschäftigt. Neben lettisch predigt er auch deutsch für die Gutsherrschaft, die deutschen Beamten derselben, und er bestätigt uns, wie der Lette wohl früher für das Deutschthum hätte gewonnen werden können, wie es aber jetzt zu spät sei.

Mitau nimmt nach Riga in den Ostseeprovinzen den zweiten Rang ein, und obwohl deutsche Stadt, ist es doch so gemischt wie dieses. Der Adel, der hier seine Häuser besitzt, der Gelehrte und Künstler, der Kaufmann, ein großer Theil der Beamten sind Deutsche. Steigen wir hinab in die dienende Classe der Mägde, Lakaien, der Arbeiter, so finden wir die Letten. Zwischen beide schieben sich dann die germanisirten Letten ein, eine große Anzahl. Wer von den Letten es thun kann, läßt seine Kinder deutsch unterrichten, die Gymnasien und Elementarschulen der Deutschen sind stark von den Letten besucht. Viele dieser Halbdeutschen haben sich auch, und das namentlich in früherer Zeit, deutsche Namen beigelegt, der lettische Anstrich hat sich nach einigen Generationen verloren, sie sind in der Masse der deutschen Bürger aufgegangen. Auch sonst noch vermischte sich auf rechtmäßigem oder unrechtmäßigem Wege lettisches und deutsches Blut, was nicht uninteressant zu wissen ist, insofern dadurch die Bedingungen beleuchtet werden, unter denen der deutsche Typus in diesen Landen mehr oder weniger rein oder durch Lettisirung getrübt erscheint.

Draußen bleibt in Mitau natürlich der kastenartig abgesperrte Jude stehen: er bildet die Hefe der Bevölkerung, die Bettler u. s. w. Einzelne haben sich aus dem Elend emporgeschwungen und möchten für Deutsche gelten. Selten ist der Pole in Mitau, immer häufiger wird der Russe. Als altangesessene Bewohner können aber nur Deutsche und Letten gelten.

Von Mitau bringt uns die Eisenbahn in anderthalb Stunden nach Riga. Die Mischung wird in dieser großen Stadt fast noch bunter. Am 3. März 1867 wurde in der


Lithauischer Bauer.


Ehstnisches Mädchen.


Russischer Straßenreiniger.

Stadt eine Volkszählung nach den neuesten statistischen Regeln vorgenommen. Riga nebst seinen Vorstädten gehört ihr zufolge nunmehr zu den wenigen Städten des russischen Reiches mit mehr als 100,000 Einwohnern, denn das Gesammtresultat ergiebt 102,043 Personen, von denen am Zählungstage 2068 zwar nur vorübergehend (nicht ansässig) sich in Riga befanden, wogegen 1162 Ansässige abwesend waren, also ungezählt blieben. Aus den verschiedenen statistischen Gliederungen der Bevölkerung heben wir folgende, nach Procentsätzen, hervor: Deutsche 46,23, Russen 24,58, Letten 23,53, Ehsten 1,69, Protestanten 61,52, Griechisch-Orthodoxe 18,57, anderer Confession 19,90. Gewiß sehr bunt! Zählen wir bloß die Einwohner, wägen wir sie nicht — nun, dann sind die Deutschen schon in der Minderzahl. Wie gewaltig ist nicht das russische Element gewachsen, das, früher nur die Vorstädte einnehmend, nach dem Stadtkerne zu vordringt. Und welche Bedeutung hat es nicht schon erlangt! Wie lange ist es denn her, daß an der Thür dieses oder jenes reichen Russen stand: N. N., Leibeigener des Fürsten Y. Saß der reiche Mann auch auf dem Sammetsessel, er mußte doch darauf gefaßt sein, daß ihn eines Tages sein Herr zur Ackerarbeit berief. Es ist hier vorwärts mit den Russen gegangen, zumal die Regierung allen Druck, allen Zwang aufwendet. Daß sie aber immer noch tief unter den Deutschen stehen, die den Handel Rigas in der Hand haben, die mit einem Worte das Culturelement dort vertreten, ist unzweifelhaft. Grundfalsch wäre es aber, wollten wir den Fortschritt des Russenthums leugnen. Man nehme die Capitulation von 1710, derzufolge ein Russe nicht Bürger der Stadt werden konnte, ja nicht einmal eine Krämerbude innerhalb derselben haben konnte! Und nun gar die alten Zunftverordnungen, in denen die deutschen Handwerker gegen die russischen eiferten. Zum Beispiel: „Russische Töpfer dürfen in der Stadt selbst bloß alte Oefen repariren und umsetzen, in der Vorstadt aber auch neue Oefen, jedoch unter Aufsicht des deutschen Töpferamtes aufführen." — Oder: „Russischen Zimmerleuten soll erlaubt sein, in den Vorstädten auch die Aufführung ganz neuer Häuser zu bewerkstelligen, jedoch unter der Bedingung, daß der bedungene Arbeitslohn 500 Rubel Banco nicht übersteige."

Man sehe sich heute dagegen das Russenthum in Riga an, „wie es die gestülpte slavische Nase hoch zu tragen beginnt." Es ist viel gefehlt worden. Will man die

Cultur der Städte sicherstellen, so füge man ihr das platte Land ein. Das heißt, wo der Deutsche als Städtegründer auftrat, muß er auch das platte Land erobern, germanisiren. Nur dann haben auf die Dauer solche Städtegründungen Aussicht auf Bestand. Wie viel ist in Polen und Ungarn an deutschen Städten zu Grunde gegangen, wie ist Laibach gefährdet, wie steht es mit vielen anderen Städten im „deutschen" Oesterreich, was wird aus den deutschen Städten der Ostseeprovinzen?

Daß aber Riga jemals ganz russificirt werden könne, erscheint uns unmöglich. Der Unterschied ist noch zu groß zwischen der deutschen und russischen Race. Seht den Pöbel an, welcher der letztern angehört, die vielen Schelmen und Diebe, die zu den Russen gehören. Die Typen, die der Franzose d'Henriot gezeichnet hat, sind im Ganzen richtig. So steht der Straßenarbeiter da, so zieht der Zimmermann mit Beil und Säge zur Arbeit. Er ist einer von denen, gegen den die altdeutschen Zünfte stritten, er gehört zu den rand- und bandlosen „Masterowuje" und „Zechowije Lindi".



Russische Zimmerleute.

Wir wollen nun Livland der Länge nach durchfahren, auf der großen Straße, die über Wolmar und Walk nach Dorpat führt. Dabei passiren wir die Sprachgrenze zwischen Letten und Ehsten und können über das letztere Volk einige Bemerkungen einfließen lassen. Sand und wieder Sand, Heide, Sumpf und Wald sind die einzigen einförmigen und stets wiederkehrenden Abwechselungen, die sich unserm Auge darbieten. Man hat daher von den verschiedenen etymologischen Ableitungen jener den Vorzug gegeben, welche Livland als Sandland auslegt. Der livländische Chronist aber meint, es habe eigentlich „Bliesland" plattdeutsch geheißen, weil es den Fremden so gefallen, daß sie darin bleiben (blieven) wollten. Noch livländischer ist die Ableitung „Liebes Land!" So viel nun auch die Russen in der letzten Zeit das Land verlästert, und namentlich sein Agrarsystem verleumdet haben, um daraus Capital gegen die deutschen Adeligen zu schlagen, so gut steht es doch im Allgemeinen da. Es ist leicht, an der Hand von statistischen Daten zu beweisen, wie unendlich höher Livland in dieser Beziehung als Rußland steht, wie falsch die russischen Behauptungen sind. Das thut auch Freiherr von Jung-Stilling in seiner 1869 erschienenen Schrift „Statistisches Material zur Beleuchtung livländischer Bauernverhältnisse". Die amtlich beglaubigten Ziffern, welche diese Schrift mittheilt, führen den unwiderleglichen Beweis, daß die livländischen Agrarzustände sich in dem letzten Jahrzehnt ungleich glücklicher entwickelt haben, als in Rußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Während der Werth des Grundes und Bodens im Innern des Reiches allenthalben gesunken ist, hat er in Livland beständig zugenommen. Im Gouvernement St. Petersburg ist die Dessätine Landes mit 1 Rubel 83 1/2 Kopeken bezahlt worden, in Livland betrug der niedrigste Preis 47 Rubel 48 Kopeken, der höchste 94 Rubel. Als Beweis für die Zunahme der Bildung im Bauernstande wird angeführt, daß die Zahl der Volksschulen sich binnen 15 Jahren um ein Viertel vermehrt hat, und daß gegenwärtig auf je 780 protestantische Einwohner eine Schule kommt; die Schulen für die griechisch-orthodoxen Convertiten, welche die Staatskirche übernommen hat, befinden sich dagegen in so kläglichem Zustande, daß nicht einmal Angaben darüber vorhanden sind, wie groß ihre Anzahl ist. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle hat sich binnen 20 Jahren in Livland von 8,6 auf 16,4 Procent gehoben, mithin nahezu verdoppelt.

Wolmar ist das erste Städtchen, das wir erreichen. Es ist freundlich, reinlich, schmuck mit geraden, breiten Straßen, und hat nichts Besonderes erlebt, seit es russisch im politischen Sinne geworden. Aber auch hier rücken neben der lettisch-deutschen Urbevölkerung mehr und mehr Russen ein. So ist es auch in Lemsal, in Wenden, in Dorpat. Ueberall Russen in den deutschen Städten. Es ist von Interesse zu sehen, bis zu welchem Grade die Mischung in den zehn Städten Livlands schon vor sich gegangen ist. Darum möge hier das ethnographische Ergebniß der Volkszählung vom 3. März 1867 stehen.

	Letten	Ehsten	Deutsche	Russen	Verschiedene
Riga	23718	1172	47479	25647	4027
Dorpat	164	9601	8877	1834	304
Pernau	15	4606	3626	1004	37
Walk	1311	733	1136	298	68
Wenden	1230	15	1497	372	9
Fellin	6	1278	1556	205	46
Werro	23	755	1003	281	14
Wolmar	909	18	917	185	—
Lemsal	592	4	680	116	21
Schlock	360	—	372	17	—

Ueberall die Deutschen als Grundstock, überall aber auch schon Russen, Letten und Ehsten, aber nur da, wo ihr Gebiet ist, nicht außerhalb desselben.

Durch die Gegend, wo der vortreffliche livländische Flachs wächst, dessen Leinsamen über Riga in alle Welt geht, kommen wir nach dem Städtchen Walk. Die neben stehende Tabelle zeigt, wie hier allein Ehsten und Letten sich in größerer Anzahl mischen. Wir sind an der Sprachgrenze. Nach Norden zu ist Alles ehstnisch, nach Süden lettisch, und die Scheidung ist eine scharfe, ohne Mischung und Uebergang. Hinter uns liegen die Höfe und Ansiedelungen, die auf —galn, —zeem, —au endigen, die Preigaln, Sirgaln, die Dausezeem. Sie sind lettisch. Vor uns aber die auf —saar, —pä und —küll, die Majasaar, Körsaar, Uexküll, Serpeküll, Odempä. Sie sind ehstnisch. Letten und Ehsten hänseln und necken sich, wie alle Nachbarvölker, und nur selten finden Zwischenheirathen statt. Die Leute sind auch zu verschieden. Der Lette gehört noch unserer indoeuropäischen Völkerwelt an, er steht ethnographisch dem Slaven am nächsten. Der Ehste aber ist ein Finne, seine Verwandten sind die Finnländer, die Magyaren, die Ostjaken, Wogulen, die Sirjänen, die Wotjaken, die Tscheremissen und Mordwinen. Er gehört eigentlich an die sibirisch-europäische Grenze. Darum auch ist hier die Völkerscheide eine weit schärfere, als zwischen den westeuropäischen Völkern unter sich. Wie in Südtirol Mezzo lombardo und Mezzo tedesco die Sprachgrenze anzeigen oder anzeigten, so hinter Walk Lettiküla (Lettendorf) und Estiküla (Ehstendorf). Hier noch der hellgraue Rock des Letten, dort der schwarze des Ehsten.

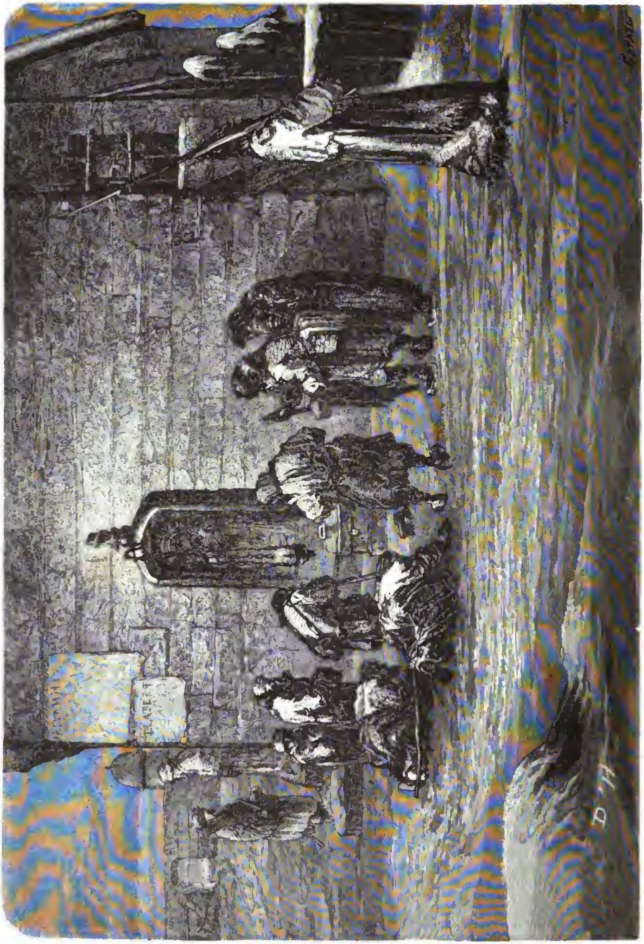


Posthaltestelle im Winter in Livland.

Die Ehsten bewohnen das ganze nördliche Livland, das heutige Ehstland, sowie Oesel und Dagö, wo einige Schweden sich ihnen beimischen. Gegen Osten fällt ihre Grenze mit der ehstnischen und livländischen Grenze so ziemlich zusammen. Bei dem livländischen Marienburg ist einer der interessantesten Sprachgrenzpunkte Rußlands. Hier stoßen nicht weniger als vier verschiedene Nationen und drei verschiedene Religionen schroff zusammen: die lutherischen Letten aus Südwesten, die katholischen Polen im Gouvernement Witebsk aus Südosten, die griechischen Russen (im Gouvernement Pskow) aus Nordwesten und lutherischen Ehsten aus Nordosten.

Wie der Protestantismus mit der ehemaligen deutschen Herrschaft zusammenhängt, haben wir schon erwähnt. Auffallend erscheint, daß die deutsche Eroberung den ganzen Volkszweig der Ehsten und Letten umfaßte, daß kein Stück davon von den Deutschen unergriffen und unbesetzt oder unter anderer Oberhoheit blieb. Mit der ethnographischen Grenze schnitt die politische ab, und weder Lithauer noch Russen wurden in den Staatsverband des deutschen Ritterordens einbezogen. Freilich hinderten schwedische und polnische Kriegswirren eine ruhige Entwickelung, aber für die Germanisirung der Letten und Ehsten hätte doch viel geschehen können. Wir sehen nichts als eine Reihe versäumter Gelegenheiten. Wäre hier wie im deutschen Osten germanisirt worden, dann ginge das deutsche Reich heute bis an den Finnischen Meerbusen, und Letten wie Ehsten wären nicht bloß ethnographisch interessante Völkersplitter, sondern zu ihrem eigenen Nutzen Theile eines großen Culturvolkes.

Dorpat, mein nächstes Ziel, ist wieder eine deutsche Oase in der ehstnischen Wüste. Die Ehsten nennen die Stadt Tehrpata, woraus der deutsche Name entstanden, der auch officiell ist, während das russische Juriew selten angewandt



Russische Bauern vor einem Marienbilde.

wird. Die meisten Städte haben in den Ostseeprovinzen drei Namen, aber der deutsche gilt vor allen. So ist Mitau lettisch Jelgawa, Liebau Lepaja. Reval, die ehstnische Hauptstadt, heißt ehstnisch Talline, lettisch Danepills (Dänenstadt), russisch Kolywan. In Dorpat selbst herrscht durch die deutsche Universität, die man, ginge es an, gern russificirte, so ausschließlich deutsches Geistesleben, daß Russen- und Ehstenthum ganz zurücktritt. Das letztere hat sich, namentlich im Hinblick auf die stammverwandten Finnen, in der jüngsten Zeit gekräftigt und steht schroff gegen Moskowiter wie gegen Deutsche. Weit schwieriger als der Lette germanisirt sich der Ehste, und doch giebt es auch hier „Halbdeutsche“, deren verdorbenes Deutsch in der Schrift: „Hallerlei nurrige Sichten un soterkleichen.“ Erzählungen im Halbdeutschen von Dr. Bertram, Dorpat 1869, behandelt wurde. Das Motto derselben lautet:

„Ein Wogel singt so kut es kann —
Worum denn nich ein alpteits (halbdeutsch) Mann?“

Freilich, die Gesammtzahl der Ehsten beträgt nur 800,000, und eine große nationale Zukunft werden sie trotz ihrer Zähigkeit nicht haben. Ihre Volksliteratur beginnt sich zu heben; mehr und mehr ehstnische Bücher dringen in die Dörfer und die ehstnischen Zeitschriften gewinnen alljährlich an Abonnenten. Der zu Dorpat erscheinende „Ehstnische Postbote oder Wochenblatt“ (Eesti Postimees ehk Näddalaleht), der im siebenten Jahrgange steht, hat 3000 Abonnenten; auch in Pernau erscheint ein ehstnisches Blatt. Wichtig für die Erhaltung der Sprache ist, daß die Protocolle der niederen Behörden in ehstnischer Sprache abgefaßt werden, denn der Geistliche ist verpflichtet, dem „Hakenrichter“ als Protocollant zur Seite zu stehen. So rührt sich auch im engern Kreise der Ehsten das Nationalgefühl.

Wo das Ehstnische aufhört die breite Grundlage zu bilden, da erstirbt auch das Deutsche als herrschende Sprache. Auf einer Schlittenfahrt von Dorpat nach Narwa habe ich die Ausläufer unserer Sprache beachtet, die allerdings ja colonieweise bis Petersburg, Moskau u. s. w. geht, deren Grenze als allgemein anerkannte Sprache aber in Narwa zu suchen ist. Eingehüllt in unsere Pelze saßen wir in dem Schlitten, der mit drei kleinen ehstnischen Pferden bespannt war, der „Speisepudel“ darin sorgte für Unterhalt. Der heulende Wind und die Schneeflocken waren meine Begleiter, ein Jude mein Kutscher. Die Wege sind stellenweise vortrefflich, stellenweise „grüftig“, wie man hier zu Lande sagt, d. h. mit Löchern und Höhlungen versehen, in denen Roß und Schlitten stecken bleiben. Wir fuhren die Hauptstraße im Westen des Peipussees entlang, und diese wird im Sommer wie im Winter eingehalten; seitwärts davon aber wird im Winter das ganze Wegenetz verschoben und verändert. Weil dann alle Sümpfe, Flüsse, Seen zufrieren, Alles mit derselben glatten Bahn überdeckt ist, braucht man weder Brücken, noch Stege, noch Straße zu suchen und fährt in gerader Richtung über Feld, Wald, Sumpf. Ein einzeln stehendes, ärmliches Holzkirchlein, wie es das Bild (S. 277) zeigt, ist dann oft ein erwünschter Haltepunkt.

Das Nordende des Peipussees, der jetzt gefroren war, trifft mit der von Dorpat nach Narwa führenden Straße zusammen. Auf dem See selbst sieht man zahlreiche Schlitten, die von der ingrischen Seite nach der livländischen übersetzen. Daß wir hier an die Grenze ehstnischen Lebens gelangen, beweist auch die Abnahme der elenden aus faulen Holzstämmen erbaueten, strohgedeckten ehstnischen Hütten. Ein russisches Fischerdorf mit freundlichen, gut gedeckten Blockhäusern, mit Hofmauer und Thorweg, sauber gehalten, bildet den Gegensatz zu den Höhlenwohnungen der Ehsten. „Da sind Wölfe gewesen,“ sagt unser Kutscher, auf Spuren im Schnee hinweisend. Eine Schlittenkarawane mit Branntweinfäßchen beladen zieht vorüber. Bären kommen auch gelegentlich vor. Man merkt es, daß man immer mehr dem eigentlichen Rußland naht.

Jetzt ist Narwa, die letzte Stadt Ehstlands, erreicht. Wie klein und doch wie erinnerungsreich! Administrativ freilich gehört sie zum Gouvernement Petersburg; sie liegt am linken Ufer der Narowa, kurz vor deren Mündung in den Finnischen Busen, aber sie gehörte doch zu Ehstland und theilte dessen Schicksale, fiel wie dieses an Dänemark, kam mit ihm unter die Schwertritter und wurde mit ihm an Schweden abgetreten. Als schwedische Grenzstadt hatte es in den Kriegen gegen Rußland stark zu leiden. Jetzt hält Rußland es fest. Narwa ist der letzte „deutsche“ Handelsplatz der Ostseeprovinzen und stark schon mit russischen Elementen durchsetzt. Jenseits der Narowa beginnt Ingermanland, und obwohl dieses zeitweilig den Schweden gehörte, ist doch hier russischer Einfluß von je stark geltend gewesen. Die Russificirung wurde seit Peter dem Großen mit Erfolg durchgeführt, die Dörfer, mit rothen und gelben Wänden, sind echt russisch gebaut, der Landmann im Pelz, der das gefrorene Spanferkel zu Markte trägt (S. 274), ist ein echter Russe.

Mehr aber noch beweist uns die Religion, daß wir jetzt Rußland betreten; seit Alexander Newski ist Ingermanland zur griechischen Religion bekehrt worden; die Schweden machten es lutherisch; seit Peter dem Großen begann die gewaltsame Rückführung zur orthodoxen Kirche und mit Gewalt wird sie noch heute fortgesetzt. Aber nur ein Theil gehört erst der griechischen Kirche an, und diese Bauern sind es, die vor dem schwarzen byzantinischen Muttergottesbilde im Schlamme knien und in den Opferstock spenden.

Auf flüchtiger Reise haben wir den Leser von Memel bis Narwa geführt. Bunt wie im Kaleidoskop sind die Völker auf einer Strecke, die in gerader Linie nur 80 Meilen beträgt, an ihm vorübergegangen: Deutsche, Russen, Lithauer, Letten, Ehsten. Wie vielfach vermengen und berühren sich deren Interessen, wie vielfach aber stoßen sie einander ab, treten sie sich feindlich gegenüber! Was daraus werden soll? Wer könnte schon jetzt die Antwort geben. Wir sehen zunächst nur ein Vordringen der Russen, aber nicht auf dem Wege des Geistes, der Cultureroberung — sondern auf dem der Gewalt. Hauptsächlich leidet das deutsche Element, das man offenbar schädigt. Was fragt auch der Moskowiter nach dem Recht?

Als Czar Peter der Große ohne Zaudern die Capitulation der Ritter- und Landschaft Ehstland unterschreiben wollte, legte ihm Freiherr Reinold von Ungern-Sternberg die Hand auf die Schulter und sagte: „Czarische Majestät! Wenn Sie nicht gesonnen sind zu halten — so unterschreiben Sie nicht!“ Da antwortete der Czar dem Freiherrn, dessen ritterliche Gesinnungen er hoch stellte: „Bei Gott, ich werd' es halten.“ Peter freilich hielt sein Wort — — aber heute? Man vergleiche die Capitulationsurkunde vom 12. März 1712 *) und sehe, was heute geschieht!

*) Die Confirmation der Landesprivilegien — wie sie später im Nystädter Frieden am 7. September 1721 nochmals besiegelt ward — lautet für Ehstland und gleichbedeutend für Livland (Kurland kam später zu denselben Rechten) wie folgt:

„Confirmation der Landesprivilegien ꝛc. Wir Peter von Gottes Gnaden, Herr und Beherrscher aller Reußen, fügen hiermit zu wissen: Demnach Wir von Unseren getreuen Unterthanen der gesammten Ritter- und Landschaft des Herzogthums Ehstland durch ihre abgefertigte edelfeste und mannhafte Landräthe Reynold v. Ungern-Sternberg und Heinrich v. Wistram in gebührender Unterthänigkeit und Confirmation und Bekräftigung ihrer uralten Privilegien, Rechte, Gerichte, Gerechtigkeiten, Recesse, Statuten und Landesgewohnheiten,

Besuch einiger Heidenschanzen und Steinwälle in der Lausitz.

Von **Richard Andree.**

III. Die Steinkreise. (Schluß.)

Tschernebog. — Der Steinkreis auf dem Mehltheuerberge. — Böhmische und westdeutsche Steinwälle.

Ich schließe nun dem das analoge Vorkommen der Steinhügelgräber und Steinkreise auf dem Lausitzer Mittelgebirge hier an, ohne einen Schluß wagen zu wollen, wer die Erbauer waren: ob Kelten, Germanen oder Slaven. Im Steinkreise des Hochsteins sind bisher keine Urnenscherben vorgefunden worden, wohl aber in jenem des Mehltheuerberges, auf den ich gleich zurückkomme; nur sind die Urnen hier verziert gewesen, im Uebrigen aus demselben ungebrannten Thone, wie jene der Hügelgräber vom Mittelberge. Die Zusammengehörigkeit dieser Steinkreise und Hügelgräber mag damit wohl dargethan sein. Bisher habe ich über das große Todtenfeld auf dem Mittelberge keine Notiz gefunden; die weitere Untersuchung der vielen hundert Gräber dürfte aber wohl noch bessere Resultate als die bisherigen ergeben. Sonst sind auch in der Lausitz die altheidnischen Gräber noch ungemein zahlreich und verbreitet. (Vergl. Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Leipzig 1844. III, S. 196 bis 207.)

Vom Mittelberge steigt der Weg wieder auf nach dem Tschernebog. Er ist etwas höher als der Mittelberg und trägt gleich diesem schroffe und malerische Granitfelsen. Einer derselben wird als der Teufelsaltar bezeichnet, ein anderer als Teufelskanzel (wendisch Kljetka). Ein Stein an dem erstern trägt eine herzförmige Vertiefung, die wohl ursprünglich natürlicher Art war, später aber künstlich erweitert wurde. So viel nun auch vom Tschernebog (wendisch Čornyboh, schwarzer Gott) die Rede ist, und so oft er mitdem Bielebog, einem südlich vom Kunewalde gelegenen Berge, in Verbindung gebracht wird *), so viel auch von slavischem Götzendienste hier gefabelt und erzählt wird, ich halte den Tschernebog doch in archäologischer Beziehung für den am wenigsten interessanten Berg der Gruppe. Hier oben findet sich nichts Altes, was von Menschenhand geschaffen wurde, kein Steinkreis, kein Hünengrab, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß die merkwürdig, zum Theil dolmenartig, aber natürlich, gestalteten Steine einst in den Kreis heidnischer Verehrung einbezogen wurden. Die ganze mythologische Darstellung von dem Dualismus der slavischen Götter, von Ahriman-Tschernebog und Ormuzd-Bielebog, beruht auf schwachen Füßen und findet in der altslavischen Mythologie keine Begründung, wie denn auch der Gegensatz bei Tschechen, Russen, Polen u. s. w. nicht vorhanden ist. Alle Quellen, aus welchen wir Kenntnisse über das slavische Heidenthum schöpfen können, führen zu dem Ergebnisse, daß dasselbe in einer Vergötterung des Himmels und der Naturkräfte und in deren Verehrung bestanden habe. Schon Procopius (de bello gothico IV, 14) erzählt, daß die Slaven als Weltbeherrscher einen Gott, den Urheber des Blitzes und Donners, anerkannten; sie verehrten Flüsse und Nymphen. Doch ist die Anbetung der Naturobjecte, wie sie Cosmas (vergl. Seite 266) anführt, nicht wörtlich zu verstehen, sondern die alten Slaven beteten nur die vermeintlich in diesen wohnenden Götter an, den Perun, Gott des Donners; Stribog, des Windes; Svarog, des Lichtes; Veles, des Hausviehs; Siva (Živa), der Feldfrüchte; Morana, des Todes Göttin u. s. w. Die Aufstellung eines guten und bösen Gottes der Slaven erscheint spätere, christliche Einschiebung zu sein, wenn auch ein böser Götze Tschernebog existirt haben mag. Helmold berichtet im 52. Capitel des ersten Buchs seiner Chronik der Slaven, wo von den Bodrizern (Obotriten) die Rede ist: „Sie (die Slaven) glauben, alles Glück werde von einem guten, alles Unglück von einem bösen Gotte gelenkt. Daher nennen sie auch den bösen Gott in ihrer Sprache Diabol oder Czerneboch, d. h. den schwarzen Gott.“

Bei den Wenden steht der Tschernebogberg noch heute in großem Ansehen; sie ziehen alljährlich Pfingsten hinauf, singen dort, wenn sie von anderen Reisenden unbeachtet sind, ihre Nationallieder, und besteigen den Granitthurm, der als ein rechter Luginsland auf dem Tschernebog errichtet wurde. Die Rundschau ist in der That eine prachtvolle und weite und gewährt einen charakteristischen Blick in das Wendenland. Nirgends besser als von hier kann man nämlich erkennen, wie die Oberlausitz mit Hunderten und aber Hunderten dicht bei einander liegender kleiner Dörfer gesprenkelt ist. Man überschaut einen Theil des Flußgebietes der Neiße, Spree und Elbe; aus dem Waldesgrün blitzen Teiche auf und überall ziehen sich dazwischen durch die wohlbestellten Felder. Die zahlreichen, sehr kleinen Dörfer, von denen manchmal 20 oder 30 zu einer Kirche eingepfarrt sind, bil-

---

die sie von ihren Obrigkeiten als von König zu König, von Hochmeister zu Hochmeister, von Herrn zu Herrn empfangen und bis jetzt frei gebraucht, und in aller Unterthänigkeit ersucht worden, also haben Wir aus kaiserlicher Huld solche nicht versagen wollen, sondern Wir Uns ihrer beständigen Treue gegen Uns und Unsere kaiserliche Succession gänzlich versichert haben, so confirmiren Wir hiermit, und in Kraft dieses Unseres offenen Briefes, ihnen das freie, öffentliche evangelische Exercitium Religionis und daneben ihre uralten Privilegia, sowohl auch ihre alten Verträge, Recesse, Statuten, christliche Landesgewohnheiten und Gebräuche, bei welchen Wir sie wider alle Beeinträchtigung männlich erhalten und schützen und handhaben, wie sie dieselben von Königen zu Königen, Hochmeistern zu Hochmeistern, Meistern zu Meistern und Herrn zu Herrn erworben und genossen, versprechen ihnen auch allergnädigst, daß sie und ihre Nachkommen bei dem allem immerwährend erhalten und beschützt werden sollen. Wie Wir dann in Folge dessen allen Unsern hohen und niedrigen Befehlshabern in Ehstland, und allen denen, welche Uns mit unterthänigster Pflicht und Gehorsam verbunden sind, hiermit ernstlich gebieten und anbefehlen, daß sie ihnen dawider keine Hindernisse oder Nachtheile selbst zufügen oder durch andere zufügen lassen, sondern sie vielmehr nöthigenfalls dabei schützen und handhaben sollen. Urkund dessen haben Wir dieses mit eigener Hand unterschrieben, auch unser kaiserliches Secret darunter drucken lassen.

Gegeben zu St. Petersburg, den 12. Martis anno 1712.

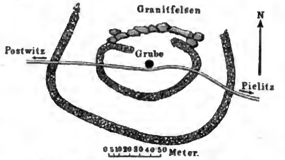
mp. Peter.“ (Siegel.)

*) „Eben so unklar wie über den Čorny boh ist man unter den Wenden über das Sein und Wesen des Bjely boh, d. h. des weißen Gottes. Aber da in der Anschauung des Volkes die weiße Farbe der schwarzen entgegengesetzt ist, so wird er, ohne daß man den Čorny boh selbst kennt, doch diesem entgegengesetzt gedacht, und man pflegt sich ihn sogar als gut zu denken.“ (Schmaler, Volkslieder II, 265.)

den ein charakteristisches Merkmal der Wendei gegenüber den meist großen Dörfern der Deutschen.

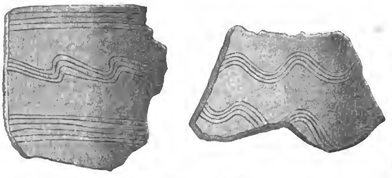
Wie der Tschernebog im Osten vom Hochstein flankirt wird, der den alten Steinkreis trägt, so treffen wir, wenn wir zwei Stunden von ihm weiter nach Westen wandern, auf den Mehltheuerberg oder Schmoritz, der sich, 439 Meter hoch, südlich von den Dörfern Mehltheuer und Pielitz erhebt und auf seinem Gipfel einen Doppelsteinwall trägt, nach derselben Art und offenbar von demselben Volke erbaut, wie jener auf dem Hochstein, so daß alles dort Gesagte auch hier paßt. Der deutsche Name Mehltheuer ist hier auffallend, zumal der Ort wendisch Lubenz heißt; doch weiß ich keine Erklärung anzugeben (oder soll er, wie Preusker vermuthet, von maly dwor, kleiner Hof, stammen?); was Schmoritz betrifft, so bedeutet dieses Fichtenhain, von smrk, Fichte (wendische Form šmrjok).

Der innere Steinkreis, aus Granitblöcken construirt, wie jener auf dem Hochstein, erreicht eine Höhe bis 3 Meter, während seine Krone 2 bis 3 Meter breit ist. Sein größerer Durchmesser beträgt 90, sein kleinerer 60 Meter. Nach Norden zu lehnt er sich an eine Granitfelsenwand an, die hier den Kreis schließt, gerade wie auf dem Hochstein. Um diesen innern, an sich schon bedeutenden Steinwall zieht sich nun ein unregelmäßiger, halbkreisförmiger, weit niedrigerer und weniger gut erhaltener äußerer Wall von 1 Meter durchschnittlicher Höhe und $1^1/_2$ bis 2 Meter Breite. Sein Durchmesser von Ost nach West beträgt 170 Meter; seine Entfernung vom innern Steinwall durchschnittlich 40 Meter. Der Weg von Postwitz nach Pielitz durchschneidet beide Wälle, die an den betreffenden Stellen zerstört und übrigens weit mehr mit Erde bedeckt sind, als der Kreis auf dem Hochstein.



Doppelsteinkreis auf dem Mehltheuerberge.

Zweierlei tritt noch hinzu, um diesen Doppelsteinring des Mehltheuerberges interessant erscheinen zu lassen. In der Mitte des innern Walles befindet sich eine 3 bis 4 Meter tiefe und eben so breite Grube (Diebeskeller, Räuberhöhle genannt) im Granitgestein ausgearbeitet; sie ist durch Dammerde und Moder jetzt theilweise verschüttet. Ferner waren hier Ausgrabungen, welche Oberförster Walde zwischen dem innern und äußern Steinringe unternahm, von Erfolg. Er fand zahlreiche Urnenscherben aus rohem, unglasirtem und ungebranntem Thone, doch keine ganzen Urnen. Die Verzierungen an denselben waren sehr primitiver Art, sie bestanden in eingeritzten Parallel- und Wellenstreifen. Die Anlehnung des Steinkreises an die malerischen Granitfelsen des Gipfels, die Construction des Walles selbst, endlich die Grube — alles dieses läßt den Schmoritzer Ringwall als das Gegenstück jenes auf dem Hochstein erscheinen. Auch hier läßt die Sage ein Schloß stehen, das durch einen unterirdischen Gang mit der Stadt Bautzen in Verbindung gewesen sein soll *).


Urnenscherben vom Doppelkreis des Mehltheuerberges.

Wollen wir uns nicht in wilde Phantasien oder schwer zu begründende Hypothesen verlieren, so ist hiermit wohl abgeschlossen, was sich über diese Steinkreise sagen läßt. Ich halte nicht dafür, daß sie den Erdwällen oder Heidenschanzen der Niederung parallel stehen, wenigstens nicht ihrem Zwecke nach, wenn sie auch gleichzeitig und von demselben Volke erbaut sein mögen. Es ist leicht gesagt: in der Ebene, wo Steine fehlten, bildete die Erde das natürliche Baumaterial, auf den mit Granitbrocken besäeten Bergen der Stein, und so griff dasselbe Volk zu demselben Zwecke hier zu diesem, dort zu jenem Stoffe. Anlage und Bauart der Erdwälle und der Steinringe ist so durchaus verschieden, daß sie nicht in dieselbe Kategorie gestellt werden dürfen. Wohl aber deuten die hier wie da gleichen Urnenscherben auf dieselben Erbauer hin.

Einen etwas weitern Horizont gewinnen wir erst, wenn wir einen Vergleich mit den Steinwällen anderer Länder anstellen, obgleich auch hierbei die Frage nach Zweck und Ursprung wenig mehr gefördert wird. Zum Vergleich bietet sich aber am besten das benachbarte Böhmen dar.

Vollkommen den eben geschilderten Steinwällen der Oberlausitz entsprechend und nach Anlage und Form mit ihnen wesentlich übereinstimmend sind die Steinwälle Böhmens, welche hier kurz nach den Arbeiten von Dreßler und Riemann vergleichsweise aufgeführt werden mögen. (Siehe Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen V, 116. 195.) Ein Blick auf die dort mitgetheilten Pläne und Ansichten ergiebt sofort, wie eng verwandt jene ältesten Baudenkmäler der Lausitz und Böhmens sind, und wie der Schluß gerechtfertigt erscheint, daß wohl gleichzeitig dasselbe Volk hier wie da gewohnt habe. Nur das Material der Steinwälle bedingt einen Unterschied. In Böhmen findet man meist Grauwacke und Basalt zum Bau der Wälle verwendet, die ganz anders brechen, als der sich plattenförmig absondernde Granit der Lausitz, die daher, zu dem rohen Gemäuer verwandt, diesem eine ganz andere Construction verleihen müssen als jener. Da ich den kolossalen Doppelsteinwall auf dem Pleschiwetz zwischen Hořowitz und Hostomitz (Prager Kreis) besucht habe, so kann ich auch aus eigener Anschauung das Uebereinstimmen

*) So sind die thatsächlichen Verhältnisse auf dem Mehltheuerberge. Man vergleiche nun damit, wie Hauptmann Schuster (Heidenschanzen S. 21) diesen Doppelsteinkreis schildert: „Er ist 6 bis 12 Fuß hoch und 8 bis 20 Fuß breit und enthält ebenfalls nur locker liegende Steinmassen. Im Innern befinden sich Mauerüberreste, welche eine Art Keller einschließen, 8 bis 14 Fuß tief, so daß hier in späteren Zeiten eine Burg oder Capelle gestanden haben mag.

der böhmischen und lausitzischen Steinkreise bestätigen. Der Wall besteht dort aus einem innern, dessen Umfang 1833 Schritte mißt, und aus einem äußern, zu dessen Umgehung ein rüstiger Fußgänger wohl eine Stunde braucht. „Der äußere Wall ist fast seiner ganzen Länge nach stärker, d. h. breiter, höher und aus größeren Werkstücken, die hier und da in der That ganz kolossal angehäuft liegen, als der innere. Die Umwallung hat zum Focalpunkte die an der Westseite gelegene Kuppelhöhe des Bergrückens (600 Meter). Im Jahre 1825 fand man unterhalb desselben 32 sehr interessante Bronzegegenstände, darunter einen sehr schön geformten Celt, welchen das böhmische Museum bewahrt. Die sehr bedeutende Ausdehnung dieser Umwallung, welche an Größe die des Altkönigs im Taunus, die bisher für die bedeutendste in Deutschland gehalten wurde, weit hinter sich zurückläßt, der Zusammenhang mit angeblich in der Nähe befindlichen anderen Umwallungen, und die Auffindung keltischer Bronzegeräthe vermochten Wocel zu der Vermuthung, daß hier vor Alters der Hauptmittelpunkt eines bojischen Stammes gewesen sein möchte, vielleicht (!) eine jener Ansiedelungen, deren Ptolemäus für Böhmen mehrere aufzählt. Die gegenwärtige Generation von slavischen Anwohnern des Berges unterhält noch mancherlei Sagen über die „Zaubergärten", die sich oben befinden."

Ein paar Stunden östlich vom Pleschiwetz liegt im Hreben̄y-Bergzuge der Hradetz, der, wie sein tschechischer von hrad, Burg, Befestigung, abgeleiteter Name anzeigt, irgend ein Bauwerk tragen muß. In der That ist auch eine einfache Umwallung auf demselben vorhanden, der nach Osten zu noch eine Art Vorwerk vorgelagert ist. Er besteht aus lose zusammengefügten Grauwackestücken. Die Höhe schwankt zwischen 2 bis 3 Fuß bis zur einfachen und doppelten Manneshöhe; die Breite zwischen 6 bis 8 Schritten bis 15 und 16 Schritten. Der Umfang des theilweise vom Steinwall, theilweise von den steil abfallenden Bergwänden (nach Süden zu) eingeschlossenen Raumes beträgt 680 Schritt. Hier findet sich also etwas ganz Aehnliches, wie bei den von mir besuchten Steinwällen auf dem Hochstein und Mehltheuerberge: ein Theil der Umwallung wird durch schon von der Natur gebotenes Material ausgefüllt; beim Hochstein



Der Steinkreis auf dem Nadelsteine im böhmischen Mittelgebirge. Nach Dreßler u. Kiemann.

und Mehltheuerberg durch die bis 30 Fuß hohen jähen Granitwände, auf dem Hradetz durch einen steilen Abhang. Dreßler und Kiemann heben ausdrücklich hervor, daß bei diesem Steinwalle es nicht die leichtere Zugänglichkeit ist, welches die größere Anhäufung von Steinmaterial an der betreffenden Stelle jedesmal bedingte — wieder ein Zeichen, daß diese Steinkreise nicht als Festungswerke angesehen werden dürfen.

Ein dritter bedeutender Wall umgiebt den Gipfel des Nadelsteins im böhmischen Mittelgebirge, nahe dem Donnersberge. Es ist ein 10 Minuten in die Runde haltender Wall aus Basaltsteinen, dessen Höhe 4 bis 5 Fuß beträgt, dessen Basis 9 bis 10 Schritte einnimmt. Etwa 15 Klafter unterhalb desselben zieht sich um den Berg ein zweiter Wall, etwas niedriger als der erste und durch darüber gebreitete Vegetation unkenntlich und sonst auch wohl lückenhaft. Wir haben es also mit einem Doppelsteinkreise zu thun; was uns besonders bei diesem Walle auffallen muß, ist, daß wir hier die Gruben, wie auf dem Hochsteine und Mehltheuerberge, wiederfinden. „Dem westlich gelegenen Eingange des innern Walles zunächst bemerkt man drei mit Steinen ausgelegte nach unten sich verengende viereckige Gruben von mehreren Fuß Tiefe; eine gleiche findet sich in der Nähe des östlichen Einganges." Es ist dieses wieder eine Thatsache, welche die Uebereinstimmung der böhmischen und lausitzischen Steinkreise bestätigt.

Das Fragment eines Steinwalles, welcher im Volksmunde den Namen „Feuermauer" führt, liegt auf einer von der Biela umflossenen steilen Bergzunge, südlich von

was auch eine Sage von einem alten Schlosse andeutet." Mauerüberreste sind keine vorhanden, von Mörtel keine Spur! Der „Keller" ist jene aus dem Felsen gearbeitete Grube, die Diebeshöhle, in welcher während des siebenjährigen Krieges und 1813 die Bewohner der Umgegend ihre Werthsachen geborgen haben sollen. Vor funfzig Jahren hat dort oben ein Bautzener Bürger, der Aussicht wegen, einen kleinen Pavillon errichtet, der längst verschwunden ist; eine Burg oder Capelle hat dort oben nie gestanden. Schuster kennt nach Allem die Steinwälle auf dem Hochstein und Mehltheuerberge nicht aus eigener Anschauung. Würde er sie gesehen haben, dann könnte er sie unmöglich für „Redutts" und Vertheidigungsanstalten ausgeben.

Teplitz beim Dorfe Dolauken, ein schöner Doppelwall auf dem Blanik, dem tschechischen Kyffhäuser, aus dem „zu seiner Zeit“ ein böhmischer Herzog mit tausend Rittern hervorbrechen wird, „um die Deutschen zu vertreiben“. Einen sehr interessanten, dreifach abgetheilten, den Berg gürtelförmig umfassenden Steinwall trägt auch der Tremschin im Brdygebirge. Weitere Steinwälle in Böhmen werden erwähnt auf dem Berge Ždár, drei Viertelstunden östlich von Rokitzan, dann auf dem Hradischt (Hrádišt') bei dem Sternberg'schen Schlosse Brezina (zwischen Rokitzan und Radnitz). Dieser Steinwall ist stellenweise bis drei Klafter hoch und hält 300 Schritt im Längen- und 160 Schritt im Breitendurchmesser. Einen kleinen Steinwall trägt der Berg Ostry nördlich von dem durch seine Trilobiten berühmt gewordenen Dorfe Jinetz (Bezirk Hořowitz); bei Zborow auf der ehemaligen Planitzer Herrschaft befindet sich ein halbkreisförmiger Steinwall; halbkreisförmig ist auch der Wall auf dem Burgberge beim Dorfe Tschernowitz in der Nähe von Kommotan. Der fehlende Theil des Kreises wird hier durch den senkrecht abfallenden Theil des Gipfels ersetzt; auch sind dort zwei trichterförmige Gruben vorhanden — Alles Vorkommnisse, die abermals auf eine Uebereinstimmung mit den lausitzischen Steinkreisen hinweisen. Auf dem Berge Svatobor bei Schüttenhofen liegt ein gemischter, aus Erd- und Steinwällen bestehender Kreis; eine doppelte Steinumwallung zieht sich über den breiten Rücken des Berges Wladarsch bei Chiesch im Kreise Eger hin. Alle diese zuletzt genannten Steinkreise, außer denen noch mehrere in Böhmen vorkommen, bedürfen noch genauerer Untersuchung.

Jedenfalls ergiebt sich schon aus dieser Aufzählung, daß die Uebereinstimmung der böhmischen Steinwälle mit jenen der Lausitz, was Form und Anlage betrifft, eine über jedem Zweifel erhabene ist, daß mithin beide derselben Periode und demselben Volke angehören können. Aber es läßt diese Bauweise sich auch noch weiter in Deutschland nach Westen hin verfolgen. Sehr unsicher ist es, um die Uebereinstimmung zu constatiren, nach Beschreibungen urtheilen zu wollen, da hier, wo ein gewisses Gefühl, das sich nicht schildern läßt, oft den Ausschlag in der Beurtheilung giebt und nur vergleichende Untersuchungen an Ort und Stelle uns über die Schwierigkeiten hinweghelfen. Dreßler und Riemann, welche uns die böhmischen Steinwälle schilderten, haben denn auch den Altkönig zwischen Gießen und Frankfurt bei Kronberg besucht, welcher einen Doppelrundwall von ganz kolossalen Steinen trägt. Sie schreiben: „Es gereicht uns zu nicht geringer Befriedigung, sagen zu können, daß zwischen dem Altkönigswall und den böhmischen kein Unterschied stattfindet, und daß er von dem auf dem Pleschiwetz an Umfang und Stärke sogar noch übertroffen wird.“ In Nassau, in der Lausitz, in Böhmen herrscht also bei diesen Bauten Uebereinstimmung. Im Hochwald des Hunsrücks sind neun Steinkreise bekannt, darunter der riesige von Otzenhausen (beschrieben von Bärsch, Trier 1839); zwei in der Eifel.

Im Harz, im Thüringerwald, zumal zwischen dem Teutoburger Walde und dem Taunus sind weitere Steinwälle entdeckt; über die Teutoburg oder Grotenburg bei Detmold, die gleichfalls aus Steinwällen errichtet wurde, ist viel geschrieben und gestritten worden. Zahlreich sind sie im Elsasse auf dem Odilienberge bei Schlettstadt, im Dagsburgischen, zwischen Hohenack und Wasenburg („Globus“ XVIII, 137).

Fischfang der Norweger im nördlichen Eismeere.

III.

Kehren wir nun zurück an die Küste von Norwegen, wo diese sich im Eismeere badet, um uns mit einem Fange zu beschäftigen, der vor nicht gar vielen Jahren seinen Anfang nahm, aber doch insofern unter guten Vorbedeutungen eingeleitet ist, als er begonnen und betrieben wurde von demselben Manne, dem es Norwegen zu danken hat, daß seine Fahrzeuge den Weg nach Jan Mayen gefunden haben, nämlich von dem schon erwähnten Svend Foyn. Im Jahre 1864, nach der Rückkehr von einer Expedition nach Jan Mayen, begab er sich hinauf nach den Küsten von Finnmarken und begann dort mit seinem Dampfer den Fang des sogenannten Finnmarks-Walfisches zu betreiben. Svend Foyn war damals 55 Jahre alt, aber er griff mit jugendlicher Energie seine neue Aufgabe an, welche keineswegs zu den leichtesten und gefahrlosesten gehörte. Davon kann man sich überzeugen durch eine kleine Episode, welche einer von seinen Biographen erzählt und welche sowohl für den Mann als für die Fangart charakteristisch ist.

Zur Erklärung mögen einige Aufklärungen über die Art des Fanges mitgetheilt werden. Diese besteht darin, daß eine im Vordertheile des Dampfers aufgestellte Kanone auf den Wal eine Harpune mit einer Leine hinter sich abfeuert. Sobald der Wal sich verwundet fühlt, taucht er unter, und nun beginnt ein forcirter Lauf, in welchem der Dampfer, indem man die Leine mit einer passenden Widerstandskraft nachläßt, mitfolgen muß, gezogen von der ungeheuern Kraft des Wales. Ehemals kam es darauf an, dem Wal wieder so nahe zu sein, daß man ihn mit einer Granate todtschießen konnte; jetzt dagegen wendet man nur eine Harpune an, hinter deren Widerhaken eine Sprenggranate angebracht ist, welche durch das eigene Zerren des Wales explodirt. Der Fehler an den früher gebräuchlichen Sprenggranaten, welche Foyn nach dem Muster von dem Fange bei Grönland anwendete, war der, daß der Wal zwar gesprengt wurde, aber in Folge seiner Magerkeit in demselben Augenblicke sank und ihm verloren ging. Foyn's Gedanke, den er im vorigen Jahre realisirte, besteht darin, das Innere des Wales von der Granate, die zugleich mit der Harpune eindringt, mit Gas anzufüllen. Auf diese Weise können Wale auf der Oberfläche des Wassers gehalten werden, und sie schwimmen gleich den gewöhnlichen fetten grönländischen. Nun wird erzählt: Mit einer von den älteren Harpunen im Leibe eilte eines Tages ein Wal dahin mit Foyn's Dampfer von 20 Pferdekraft hinter sich. Es ging gegen den Wind an und Foyn hißte einen Brefockmast, um die Fahrt zu mindern; aber die Fock sprang vor dem Luftdruck, da der Wind nach und nach zu einer starken Kühlte mit Wellenschlag anwuchs. Die Maschine vermochte nicht gegen die Fahrt anzuarbeiten, denn diese ging gerade an gegen den Wind, und so ging es 10 Stunden lang in zunehmendem Sturme dahin, während die Wellen über den Steven des Dampfers schlugen. Die Leute an Bord meinten, es könnte

wohl bald zu entschuldigen sein, wenn das Troß gekappt würde. Der alte Foyn wanderte still auf dem Deck auf und ab, und was er wollte, das wußte man. Inzwischen wurde die Lage immer unangenehmer; es war, als hätte man anstatt eines Walfisches den Seegott harpunirt, so ewig und unermüdlich setzte er seinen Lauf fort. Als endlich das Troß von selbst riß, fühlte gewiß an Bord manches Herz eine Erleichterung — vielleicht auch in der Stille Svend Foyn's Herz; denn nun war der Wind zu einem Sturme angewachsen.

Da Svend Foyn dieses neue Fangfeld eröffnet hat, so hat er auch versuchen müssen, in dem größtmöglichsten Umfange Nutzen daraus zu ziehen. Im vorigen Jahre hat er mit seinen beiden Dampfern bis in den September hinein 36 Walfische in einem Werthe von etwa 30,000 Speciesthalern gefangen, ein Ertrag, welcher kaum hinreichen würde, einen so kostspieligen Nahrungsfang zu unterhalten. Darum hat er nicht allein, wie gewöhnlich, den Speck des Walfisches genommen, sondern auch die übrigen Theile des Thieres anzuwenden gesucht in der Form von Guano, zu welchem Zweck er in Varanger eine eigene Guanofabrik hat anlegen lassen. Man berechnet, daß von jedem Walfisch durchschnittlich 1000 Centner Rohstoff zu Fischguano geliefert werden können, und das davon fabricirte Düngungsmittel hat schon bei wissenschaftlichen Autoritäten — z. B. bei Professor A. Stöckhardt in Tharand — eine solche Anerkennung gefunden, daß ein leichter und einträglicher Absatz zu erwarten ist. Die Frage, deren Beantwortung noch vorliegt, ist die, ob der Walfisch sich alljährlich an den Küsten von Finnmarken einfindet, so daß man darauf rechnen kann, immer hinlänglichen Vorrath für den Fang und für die Zubereitung zu haben.

Zum Schluß noch einige Worte über den auf den Bänken vor den Küsten Finnmarkens betriebenen Fang der nordischen Haiart Haakjärring (Scymnus microcephalus oder borealis). Dieser Fang wird besonders betrieben mit Fahrzeugen und Booten von Hammerfest, 1868 mit 67 Fahrzeugen und 54 Booten und 1869 mit resp. 56 und 61, deren Besatzung zusammen gegen 600 Mann betrug. Die Masse der in diesen beiden Jahren gewonnenen Leber betrug 7768 und 7277 Tonnen zu einem Werthe von 46,400 und 43,800 Speciesthaler. Dieser Fang ist in so hohem Grade den Zufälligkeiten unterworfen und der Gewinn so verschieden für die daran theilnehmenden Fahrzeuge, daß es schwer ist, eine durchschnittliche Berechnung des Einkommens der Besatzungen und der Rhedereien aufzustellen. Gleichwohl läßt sich anführen, daß nach einer über die Expeditionen von Hammerfest angestellten Berechnung im Jahre 1869 der auf den Antheil eines jeden Mannes kommende tägliche Verdienst zwischen 9 (für die am wenigsten glücklichen Fahrzeuge) und 69 Schilling (für die glücklichsten) schwankte; doch steht dieses Jahr bedeutend hinter den Durchschnittsjahren zurück. Zu diesem Verdienste kommt der Proviant, mit welchem die Besatzungen versehen werden von den Rhedereien, welche die sämmtlichen zur Ausrüstung erforderlichen Kosten zu tragen haben. Die zwei Drittheile des Fanges, welche den Rhedereien gehören, betrugen in dem erwähnten Jahre im Durchschnitt per Commerzlast $41\frac{1}{2}$ Speciesthaler, wogegen sie im Jahre 1868 auf $69\frac{1}{2}$ Speciesthaler stiegen, übrigens aber in diesen beiden Jahren zwischen $5\frac{1}{2}$ und 190 Speciesthaler schwankten. Bei dieser Berechnung ist jedoch keine Rücksicht genommen auf die längere oder kürzere Dauer der Expeditionen, welche zwischen 68 und 170 Tagen schwankte.

Auch dieser Zweig des Eismeerfanges hat kein bedeutendes Alter; er nahm erst im Jahre 1840 seinen Anfang, d. h. man begann ihn damals draußen auf den Bänken oder auf der sogenannten „Havbro“ (d. h. Meerbrücke) zu betreiben, während er bis dahin nur in größerer Nähe des Canals und mit offenen Booten versucht wurde*). Die ersten Versuche schlugen ganz vortrefflich aus und man kann sich eine Vorstellung machen von dem Interesse, welches dieser neue Nahrungszweig plötzlich in Hammerfest weckte, aus einigen lebhaften Anzeichnungen, die vor einigen Monaten ein alter Fischer aus diesen Tagen in „Finmarksposten“ veröffentlicht hat. In Hammerfest war die Bankfischerei der tägliche Stoff aller Unterredungen; es war, als ob von diesem Gegenstande jeder Gedanke absorbirt worden wäre, und wo zwei oder mehrere Personen bei einander standen, konnte man überzeugt sein, daß das Gespräch dem Haakjärring galt.

Es hat übrigens sich erwiesen, daß dieser Fang nicht so vortheilhaft ist, wie man sich anfänglich vorgestellt hatte, und daß er nicht geeignet ist, die übrigen Fischereien Finnmarkens zu verdrängen. Der Ertrag fällt, wie bereits erwähnt ist, ziemlich ungleichmäßig aus; aber es ist dennoch Grund vorhanden zu der Annahme, daß Verbesserungen in der Fangart, sowie nähere Untersuchungen über die Lage und Ausdehnung der Bänke den Fang vielleicht auf einen einträglichern Standpunkt heben werden.

*) Dieser Fang erstreckte sich nicht allein auf den Haakjärring, sondern auch auf die bei Weitem größere Haiart „Brygde“ (Selache maxima. Vergl. Stein's und Hörschelmann's Handbuch der Geographie und Statistik, 7. Auflage, herausgegeben von J. E. Wappäus, Bd. III, Abth. I, S. 474).

Der Menschenraub in der Südsee.

II.

Auf den Neuen Hebriden, namentlich auf Tanna, hatte ein Menschenräuber aus Brisbane in Queensland, der als Charlie bezeichnet wird, sich durch viele Infamien hervorgethan. Capitän Palmer ermittelte amtlich einen seiner Streiche. Charlie kam im März 1868 an das Nordende von Tanna, wo ein Engländer eine Kokosölpresse hat; diesen suchte er zur Verlockung von Insulanern zu gewinnen; als er aber eine abschlägliche Antwort erhielt, verfuhr er auf eigene Faust. Er segelte mit seinem Schooner an der Küste hin, angeblich um Kokosnüsse einzuhandeln. Vor einer Landspitze, an welcher zwei Eingeborene Zeichen gaben, daß sie Nüsse zu verkaufen hätten, setzte er ein Boot aus und lud jene durch Zeichen ein, an Bord desselben zu kommen. Als sie bis an die Seite des Bootes geschwommen waren, ließ er sie beim Kopfhaar in dasselbe ziehen und fuhr mit dem Schooner ab. Der Vater der beiden jungen Männer,

Häuptling in jener Gegend, mußte das Alles mit ansehen. Derartige Vorgänge wurden von Capitän Palmer in nicht geringer Anzahl ermittelt.

Der wahrheitliebende Seemann hebt eine Thatsache hervor, die wir nicht verschweigen wollen. Als ein Schotte, welcher den „Sabbath" hält, duldete er nicht, daß an Sonntagen Insulaner an Bord kamen; sie blieben, zu seiner Verwunderung, auch ganz von selber weg. Sie „heiligten" den Sabbath, weil ihr Missionär Neilson ihnen das eingeschärft hatte und es ihnen ja überhaupt ganz gleich ist, ob sie an dem einen oder andern Tage nicht fischen oder Tauschhandel treiben. Der Missionär gestand übrigens dem Capitän, daß er unter den Insulanern nur drei wirklich bekehrt zu haben glaube. Aber Einfluß hatte er doch gewonnen, vorzüglich dadurch, daß er mehreren in den Fehden schwer Verwundeten vermöge seiner wundärztlichen Kenntnisse das Leben gerettet hatte.

Palmer unternahm mit dem Missionär einen Ausflug nach dem Vulcan auf Tanna. Die in den dorthin führenden Thälern lebenden Insulaner sind noch jetzt Cannibalen. Das Getöse, welches der ununterbrochen thätige Feuerberg verursacht, kann man deutlich bis nach Port Resolution vernehmen. Allemal nach einem Zwischenraume von sechstehalb Minuten erfolgt eine Eruption, welche den ganzen Berg erdröhnen macht und verglaste Steine und glühende Asche auswirft. Der Krater hat eine Tiefe von etwa 600 Fuß; die Regelmäßigkeit, mit welcher die Auswürfe erfolgen, sind in der That in hohem Grade merkwürdig. Am Fuße des Vulcans liegt ein See, aus welchem ein Abzug durch einen Spalt an der Westseite in das Innere des Feuerberges Wasser ergießt. Palmer hat das an Ort und Stelle selber beobachtet. Auf dem Rückwege traf er in einem Kokospalmenwalde mit einer Schaar von etwa anderthalbhundert Eingeborenen zusammen. Sie waren bewaffnet mit Bogen, Pfeilen, Speeren und Kawassen; diese letzten bestehen aus glatten Stücken Lava, haben die Gestalt und Größe wie die hölzernen Teigrollen unserer Bäcker und sind Wurfgeschosse, stark genug, daß sie Arm oder Bein zertrümmern können. Manche führten auch eine Muskete mit Flintenschloß, und die gesammte Schaar sah kriegerisch genug aus. Aber auch diese Wilden hatte der Missionär für seine Person zu gewinnen gewußt, sie schüttelten ihm freundlich die Hand und riefen auch Frauen und Kinder herbei.

Inmitten jenes Palmenhaines pflog nun Capitän Palmer, welchem der Missionär als Dolmetscher diente, allerlei Unterredungen mit den Häuptlingen über Menschenraub und Menschenhandel. Einer derselben, Namens Yanfangan, sagte, daß er dem Engländer Hovell für das Schiff „Young Australia" 24 junge Männer für eine Yamzeit, d. h. auf ein Jahr Arbeitszeit, geliefert habe. Er war Zeuge gewesen, daß andere Schiffer mit Gewalt Leute hinweggeschleppt hätten. Die Weißen hielten die Bedingungen nicht; sie versprächen, die Insulaner in Australien ein Jahr lang arbeiten zu lassen und dann zurückzubringen, halten aber ihr Wort nicht. „Ich ermittelte, daß diese Insulaner ganz schmachvoll behandelt worden sind von Seiten gewissenloser Agenten (— zwei Haupthalunken sind Hugo Levinger und Roß Hovell —), welche Vollmacht von der Queensländer Regierung hatten!"

Palmer fuhr von Tanna nach Erromanga, wo 1839 die Missionäre Williams und Harves ermordet wurden; 1861 erlitt Gordon in der Dillonsbai dasselbe Schicksal. „Aber wer mag sich darüber wundern? Die Scheußlichkeiten, welche auf dieser Insel von den Sandelholzhändlern verübt worden sind, mußten die Insulaner erbittern, welche dann nach Rache dürsteten. Es ist Thatsache, daß 1839 eine Partie Sandelholzschläger eine große Anzahl der Einwohner ermordeten und die Pflanzungen derselben beraubten. Bald nachher plünderten die Insulaner das Schiff „Cape Packet"; sie hatten sich vorgenommen, jeden Weißen, der in ihre Hände falle, nieder zu machen." Jetzt duldeten sie den Missionär Mac Nair; die Küste ist heiß und ungesund, namentlich an den sumpfigen Flußmündungen. Die Insulaner sind träg und stupid, viel dunkelfarbiger als die Tannesen. Der genannte Missionär brachte Hühner, Schweine und verschiedene Sämereien mit und belehrte sie über den Gebrauch, aber die Thiere wurden geschlachtet und verzehrt. Mac Nair hatte es mit großer Mühe dahin gebracht, daß die von ihm gegründete Schule von sieben Kindern besucht wurde. Auch dort hatten Charlie und Consorten den Menschenraub systematisch betrieben, indem sie die Insulaner, welchen sie Geschenke von Taback und Schweinen versprachen, an Bord lockten; an einem Punkte führten sie auf diese Weise neun, an einem andern sechs junge Männer fort. Nie ist einer von allen aus Erromanga weggeführten Insulanern wieder zurückgebracht worden! Einem Einzigen gelang es in Australien, zu entfliehen und wieder in seine Heimath zu kommen.

Auf Vaté haben die Insulaner schwarze Haut und Wollhaar; sie tanzen gern. Die Mission hat so gut wie gar keinen Fortgang unter ihnen.

Von den Neuen Hebriden fuhr Palmer nach den Fidschi-Inseln, welche jetzt bekanntlich anfangen, eine wichtige Rolle in der Südsee zu spielen. Die Gruppe, welche einen Archipelagus von etwa 200 Eilanden bildet, unter denen Viti Levu und Vanua Levu die größten sind, liegt zwischen 15°30′ und 19°30′ Süd, 177 bis 178° Ost, etwa 1200 Seemeilen nördlich von Auckland, auf Neuseeland. Von den Eingeborenen werden sie als Viti bezeichnet. Fast jedes einzelne Eiland ist von einem Korallenriff umzogen, durch welches breite und sichere Eingänge führen. Dieser Archipelagus ist 1643 von Abel Tasman entdeckt worden; im Jahre 1835 erschienen dort wesleyanische Methodisten als Missionäre; sie kamen von den Tonga-Inseln, welche etwa 250 Seemeilen südöstlich von den Fidschis liegen. Auf diesen findet kein Menschenraub statt, wohl aber führen die weißen Pflanzer, deren sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl auf den Inseln niedergelassen hat, fremde Arbeiter ein, und viele von ihnen verfahren dabei nichts weniger als rechtschaffen und gewissenhaft.

Palmer, der, wie bemerkt, 1869 seine Kreuzfahrt unternahm, beklagt, daß „keine Flagge über der Centralgruppe wehe", also keine eigentliche Regierung vorhanden war. Im Jahre 1871 hat man nun von Seiten der Weißen den auch im „Globus" mehrfach besprochenen König Thakombau zum Herrscher ernannt und ihm — ein Parlament an die Seite gestellt; der Mann, welcher noch vor zehn Jahren Cannibale war, ist also zu einem constitutionellen Monarchen geworden!

Levuka, der Hauptort auf Viti Levu, hat eine hübsche Lage und die Wohnungen liegen in einer Reihe dem Strande entlang. Jedes dritte Haus war eine Grogschänke, und es ging in dem Orte so wild zu, wie etwa im westlichen Nordamerika beim Bau der großen Eisenbahn, oder wie in manchen Grubenrevieren. Die Zahl der aus Neuseeland und Australien herübergekommenen Strolche war beträchtlich; übrigens trafen die ordentlichen Leute, welche in jedem Monate durch Einwanderer verstärkt wurden, schon damals Vorkehrungen, den Dingen eine bessere Wendung zu geben. „Einige Pflanzer sind Gentlemen; die Mehrzahl aber besteht, leider muß ich das einräumen, aus ungehenkten Halunken. Das Nachstehende ist kennzeichnend. Zwei Pflanzer (keine Engländer) pflegten ihre eingeborenen Arbeiter (Fid-

schianer) blutig zu peitschen, und dann den zerfleischten Rücken mit spanischem Pfeffer einzureiben; manchmal bedienten sie sich dazu auch wohl der Nesseln. Einer dieser Pflanzer war mißvergnügt über eine braune Frau, mit der er bis dahin gelebt hatte und welche er eines Vergehens beschuldigte. Wie bestrafte er sie? Er band sie an einen Baum und schlug ihr mit einem scharfen Meißel, auf welchen er hämmerte, die großen Zehe ab! Das war denn doch den Insulanern des Stammes, welchem die Frau angehörte, zu viel. Sie kamen in Schaaren herbei, rissen das Haus nieder, vernichteten etwa funfzig Ballen Baumwolle und alle Maschinen. Zuletzt fraßen sie, leider, nicht die beiden weißen Halunken auf, sondern die halbschlächtigen Kinder, welche dieselben mit den eingeborenen Frauen gezengt hatten. Und einer dieser Schurken war obendrein noch frech genug, nach Sydney in Neusüdwales zu reisen und dort bei der Regierung zu beantragen, daß dieselbe einschreite, um ihm Genugthuung und Schadenersatz zu verschaffen!"

Die „civilisirten christlichen Leute" führen sich überhaupt erbaulich auf. Palmer erzählt Folgendes. Auf Viti Levu erschienen zwei Männer aus Melbourne und verkündeten den nicht wenig erstaunten Insulanern, daß deren Dorf und das Land weit und breit ihnen, den weißen Australiern, gehöre. Sie hätten in Australien so und so viel tausend Morgen Grund und Boden gekauft und bezahlt, seien nun gekommen, um ihr Eigenthum in Besitz zu nehmen, und hätten den Eingeborenen anzukündigen, daß dieselben ohne Weiteres abziehen müßten. Dazu verstanden sich diese begreiflicherweise nicht. Was thaten die Christen aus Melbourne? Sie brannten das Dorf nieder und prügelten unbarmherzig jeden „Wilden", den sie einfangen konnten. Um die Warnungen des britischen Consuls, der keine bewaffnete Macht zur Verfügung hatte, kümmerten sie sich nicht. Sie gingen auf einen Berg, legten sich mit Feldstechern und Doppelbüchsen in einen Hinterhalt, schossen Männer und Frauen todt und verschwanden dann eben so geheimnißvoll, wie sie gekommen waren. Wer sind hier die eigentlichen Cannibalen?

Fidschiarbeiter können bei einem Pflanzer nur in Dienst treten, wenn der Häuptling dazu Erlaubniß giebt. Als Regel ist anzunehmen, daß ein Insulaner von Fidschi eben so unwillig ist, sich zum regelmäßigen Arbeiten zu verdingen, wie ein solcher von den Neuen Hebriden. Die Pflanzer holen deshalb sogenannte freie Arbeiter von den Kingsmillinseln (den sogenannten Lime Islands) im Norden der Fidschigruppe. In welcher Weise das geschieht, wird aus dem Nachstehenden klar. Auf der Plantage eines gewissen Boyd vernahm Palmer amtlich die „freien" Arbeiter; wir theilen nur die Aussage eines derselben mit: „Der Mann ist von der Insel Perut. Als dort der Schooner (— Palmer nennt leider die Namen der Schiffe nicht, sondern macht gewöhnlich nur einen Strich —) anlegte, ging er an Bord, um Matten und Hühner zu verkaufen. Die weißen Leute sagten ihm, er möge nur an Bord bleiben und dort schlafen. Auf dem Schiffe fand er außer 60 bis 70 Männern auch 15 Frauen, die alle in den Raum gesperrt waren. Am andern Morgen war der Schooner längst auf hoher See und kein Land mehr in Sicht. Man brachte die Geraubten nach Makongai auf den Fidschi und sagte ihnen, sie müßten hier nun 30 Monde lang arbeiten; nachher wolle man sie wieder zurückbringen. Sie wurden an verschiedene Pflanzer vertheilt. Der Mann, welchen Palmer verhörte, wurde mit einigen anderen nach Nanann auf Viti Levu gebracht; dort hatte er einen andern Insulaner, welcher seinen Bruder erstochen hatte, dem Gebote der Blutrache gemäß ermordet. — Der englische Consul erklärte, daß diese Kingsmillinsulaner für Plantagenarbeit ganz ungeeignet seien; sie verstehen sich gar nicht auf Handarbeit, weil sie in ihrer Heimath vollauf Kokosnüsse und Fische haben, sich damit begnügen und nicht einmal Taro und Yams pflanzen mögen. Ein anderer Insulaner erklärte, er werde es auf den Fidschi-Inseln nicht länger aushalten und sich lieber erhenken, wenn man ihn nicht bald heimschicke; er sei von weißen Leuten geraubt worden; in derselben Weise sprachen sich auch die übrigen „freien" Arbeiter aus.

Eines Tages sitzt Palmer mit dem englischen Consul auf dessen Veranda und ist Augenzeuge folgender „kleinen Scene, welche den Eingeborenen zeigen kann, was eigentlich Civilisation ist und bedeutet". Ein weißer Strolch, Gentleman natürlich, denn das sind sie ja, wie sie selber sagen, Alle, kommt in bestialischem Rausch aus einem Groghause, wo er in Gemeinschaft einiger Spießgesellen sich damit belustigte, einen alten Häuptling eben so bestialisch betrunken zu machen. Auf der Gasse geht ein junger Insulaner an ihm vorüber; der Mann der Civilisation findet es angemessen, den Wilden zu begrüßen, und zwar so, daß er ihm einen Schlag zwischen beide Augen versetzt und ihm dann mit einem dicken sogenannten Brummagem (Birmingham) Ringe das Gesicht blutig reißt. Der Insulaner, ein wahrer Herkules, hätte den weißen Halunken mit einem einzigen Faustschlage in die Hölle befördern können, begnügte sich aber damit, ihn zu schütteln, wie der Terrier eine Ratte. Dann ließ er ihn an der Erde liegen, der civilisirte Mann aber lallte, daß er es den „Niggers" schon eintränken wolle!

Dann und wann fehlt die Nemesis nicht. Die „Fidschi-Times" vom 9. October 1869 erzählt Folgendes: Das Schiff „Mary Anne Christine" ist am Donnerstag im Hafen von Levuka angelangt. Es kommt von den Kingsmillinseln und Capitän Field meldet, daß er am 27. August bei der Insel Poru gewesen sei. Dort sagten ihm zwei weiße Männer, Antoni und Slater, daß drei weiße Männer, nämlich der Capitän und erste Steuermann des französischen Barkschiffes „Mooree" und ein Herr Latin ermordet und etwa 250 Insulaner ertrunken seien. Jene beiden weißen Männer hatten vom Lande aus die Bark treiben sehen und nahmen daraus ab, daß an Bord nicht Alles richtig sei. Am andern Tage war sie verschwunden; gegen Abend schwammen etwa 30 äußerst erschöpfte Insulaner ans Land; sie waren seit dem vorigen Tage im Wasser gewesen. Von ihnen erfuhr man, daß sie, die man von verschiedenen Inseln her zusammengeraubt hatte, allesammt sich erhoben und die drei Obengenannten zu Boden geschlagen hatten; sie schnitten ihnen dann die Hälse ab und warfen die Leichname ins Meer. Der erste Steuermann und ein Insulaner Namens Sandy zogen ihre Revolver und schossen mitten unter die Leute; dabei traf es sich, daß eine Kugel des Steuermannes jenen Sandy traf. Die Matrosen waren nach unten in den Raum geflüchtet. Als die Insulaner bemerkten, daß das Schiff immer weiter vom Lande abtreibe, sprangen sie Alle, etwa 280 an der Zahl, ins Wasser, doch nur jene 30 haben sich gerettet. Die Bark war mit Matrosen aus Tahiti bemannt, welche sich bei dem blutigen Werke nicht betheiligten.

So viel, um den Menschenraub in der Südsee zu kennzeichnen. Und nun rede man noch von der „Barbarei der Wilden!"

* * *

Ueber die wunderlichen Zustände auf den Fidschi-Inseln lesen wir soeben eine Correspondenz aus Melbourne vom 9. September („Times-Mail", 31. October). Zuerst wird geschildert, aus welchen Bestandtheilen das abenteuernde weiße Gesindel zusammengesetzt ist; einige bauen Baum-

wolle, andere halten Schnapsschänken oder Läden, einige geben sich für Kaufleute aus, viele sind Allerweltgenies, welche machen, was zu machen ist. Ein Theater und Concerte fehlen auch nicht, wohl aber fehlten Gerichte, Gesetze, Magistrate, und es darf Wunder nehmen, daß die Dinge nicht einen ärgern Verlauf genommen haben. König Kakabau, den man auch Thakombau nennt, nahm anfangs seine englischen Freunde gut auf und gab ihnen wohlfeil Land ab. Doch bald geriethen diese in Streit mit den Eingeborenen, weil sie Menschen raubten, welche sie zur Arbeit zwangen, und so konnten Gewaltthätigkeit und Morde nicht ausbleiben. Wenn die Weißen inmitten der feindlichen Eingeborenen sich überhaupt halten wollten, dann mußte man nothwendig eine Regierung einsetzen. Also erhielt Viti Levu einen Premierminister und eine gesetzgebende Versammlung, und so wurde der despotische König Kakabau im Handumdrehen ein eingeschränkter Monarch. Ein Herr Burt, seines Zeichens Pferdehändler aus Sydney, stellte dem König vor, daß er der rechte Mann sei, um die Stelle eines Premierministers zu bekleiden, und er erhielt Amt und Würden; ein Parlament war auch bald da; zum Sprecher wurde Herr Butters ernannt, ein Mann, der viel und weit in der Welt herumgeworfen ist. Er war Mäkler, Bürgermeister und Parlamentsmitglied in Melbourne, wurde aber Betrugs halber ausgestoßen und kehrte dem undankbaren Victoria den Rücken, um in Levuka ein mächtiger Mann zu werden. Burt, Butters, Kakabau und Compagnie regieren nun nach Herzenslust; der König hat auch schon eine Thronrede gehalten.

Inzwischen ereignen sich häßliche Dinge. Unsere Nachrichten von den Neuen Hebriden melden, daß dort zwei junge Leute, Roß und Bell, von den Insulanern ermordet worden seien und daß auch jene auf den Fidschi-Inseln große Erbitterung gegen die Weißen zeigen. Hier sind viele Ansiedler auf der Ba-Küste erschlagen worden, und man sagt, daß Kakabau mit den Mördern sympathisire; als seine Minister in ihn drangen, sie zu bestrafen und sie durch eine Schaar seiner Krieger zu Paaren treiben zu lassen, weigerte er sich dessen. Die Ansiedler, sagte er (und wohl mit Recht), seien gar nicht befugt gewesen, sich an jener Küste niederzulassen, weil dort der Grund und Boden nicht ihm, dem Könige, gehöre, sondern den Eingeborenen (— die sich nicht ohne Weiteres ihr Land nehmen lassen wollen —). Am Ende mußte er sich doch entschließen, etwa einhundert Krieger aufzubieten; diese aber haben von ihm Befehl, sich nicht in Gefahr zu begeben! Die Männer an der Ba-Küste wollen alle weißen Ansiedler ohne Ausnahme niedermachen, und wenn nicht zu rechter Zeit ein britisches Kriegsschiff erscheint, wird möglicherweise ein blutiges Verhängniß über sie hereinbrechen. So trägt auch der „Handel mit Arbeitern" seine Früchte; die weißen Abenteurer, ein gieriges Gesindel, nehmen ohne Weiteres die besten Ländereien der Eingeborenen für sich. Was Wunder, daß sie Sturm ernten, nachdem sie Wind gesäet haben? Die Insulaner sind zahlreich, kräftig, streitbar, von Rache über die vielen an ihnen verübten Schandthaten erfüllt und Menschenfresser vom Wirbel bis zur Zehe. Der König sympathisirt begreiflicherweise mehr mit seinen Landsleuten als mit den fremden Abenteurern, welche sich ihm aufdringen. Diese geben ihm übrigens das Zeugniß, für einen ehemaligen Cannibalen sei er ein ganz leidlicher Bursch, aber seine Minister trauen ihm doch nicht recht; doch wird es wohl nicht so weit kommen, daß er eines schönen Tages seine constitutionellen Rathgeber in den Kochkessel werfen läßt, um sie hinterher behaglich zu verschmausen. —

Der Melbourner Correspondent gesteht zu, daß der Menschenraub in der Südsee fortwährend im Schwange gehe, will aber die „australische Colonie" als unschuldig rein brennen; nur einige wenige Halunken trieben das schnöde Handwerk. Der Correspondent möchte offenbar das englische Publicum von der richtigen Spur ablenken. Wir unsererseits entgegnen, daß seine Colonie, Victoria, niemals beschuldigt worden ist, sich am Menschenraube direct oder indirect betheiligt zu haben. Aber Neusüdwales ist schuldig; die dortigen Behörden haben dem Auslaufen von Räuberschiffen nicht gesteuert, und was Queensland anbelangt, so nimmt dasselbe die geraubten Insulaner als „Arbeiter" auf. An die Ehrlichkeit der Regierungen von Neusüdwales oder Queensland glauben wir nicht eher, als bis wir einmal lesen, daß sie ein paar Dutzend jener Halunken an den Galgen befördert haben, denn wir sind entschieden dafür, daß dergleichen Raubmörder so rasch als möglich aus der Welt geschafft werden müssen.

Aus allen Erdtheilen.

Culturfortschritte der Japaner.

Die neuesten Nachrichten aus Japan (Yokohama vom 13. September), welche am 4. October zu San Francisco eintrafen, sind überraschend. Sie melden, „daß die Regierung des Kaisers zu Yeddo durch ein Decret die Würde der Daimios für abgeschafft erklärt und die Gebiete dieser großen Lehnfürsten dem kaiserlichen Reichsgebiete einverleibt habe." Damit wäre dann der Territorialaristokratie der großen und mächtigen Vasallen ein Ende gemacht, und falls dieselben sich mit der Maßregel des Mikado, dessen Räthe selber zu den angesehensten Daimios gehören, einverstanden erklären, eine Umwandelung in den staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen jenes Reiches angebahnt, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen hat. Bis jetzt liegt freilich darüber nur die obige kurze Angabe vor.

Gewiß ist, daß kein anderes asiatisches Volk sich in durchaus neue und veränderte Verhältnisse so rasch hineingefunden und die Dinge so gut zurecht gelegt hat, wie jenes in Japan, seitdem es aus der frühern Abgeschlossenheit herausgetreten und mit den abendländischen Leuten in Berührung gekommen ist. Während der Geist der Chinesen sich in einer gewissen Starrheit gefällt, und gegen Alles, was ihm nicht behagt, zumeist nur ablehnend verhält, ist jener der Japaner elastisch. Wenn, wie wir meinen, Politik die Kunst ist, mit den Thatsachen umzugehen, so sind ohne Zweifel die Menschen im Inselreiche des Sonnenaufgangs kluge Politiker. Sie lassen fallen, was nicht länger zu halten ist, lernen etwas, passen sich den Verhältnissen an, nehmen das Gute oder Nützliche, welches zur beliebigen Auswahl vor ihnen liegt, willig an, und modificiren dasselbe so, daß es ihren Bedürfnissen entspricht.

Selbst Vorurtheile, welche seit Jahrhunderten eingewurzelt und mit den Begriffen von sogenannter Staatsehre auf das Engste verwachsen sind, läßt man fallen. Das folgende Beispiel ist kennzeichnend.

Japan hat in Washington als Gesandten einen Mann aus vornehmer Familie, Herrn Mori, der als Jüngling mehrere

Jahre in England verlebte und nach der Rückkehr in seine Heimath Mitglied des japanischen Parlaments wurde. In demselben stellte er den Antrag, daß der aristokratischen Classe der Samurai, welche das erbliche Recht haben, zwei Schwerter zu tragen, dieses Privilegium als der Cultur nicht angemessen entzogen werde; er rieth ihr, freiwillig auf dasselbe zu verzichten. Der Antrag fand so viel Widerspruch und Mori wurde so sehr angefeindet, daß er eine Zeit lang aus dem politischen Leben zurücktrat. Späterhin wurde er seiner ausgezeichneten Fähigkeiten halber zum Gesandten in Washington ernannt. Dort erhielt er im verflossenen September den Besuch eines Japaners, welcher im Parlamente zu Yeddo zu seinen eifrigsten Gegnern gehörte. Dieser Edelmann, ein Samurai mit zwei Schwertern, hatte eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten gemacht und erzählte dem Gesandten, welchen Eindruck er von dem Lande empfangen und wie viel Neues und für ihn Ueberraschendes er gelernt habe; ein ganz neuer Horizont habe sich vor ihm eröffnet. Zum Beweise seiner Sinnesänderung bat er Herrn Mori, die beiden Schwerter, welche er von seinen Ahnen ererbt habe, als Geschenk anzunehmen; er sei nun auch dafür, daß die Samurai ihr Privilegium fallen ließen. Mori hat die beiden Schwerter dem Kriegsministerium in Washington verehrt, in dessen Museum sie sich befinden.

Mori steht als Diplomat in großem Ansehen, ist ein vollkommener Gentleman und sehr beliebt. Wir lasen jüngst („Newyork Tribune", 27. September) einige seiner Aeußerungen über japanische Verhältnisse; sie laufen auf Folgendes hinaus: Japan macht geradezu wunderbare Fortschritte zu einer höhern Civilisation, und beseitigt alte Hindernisse sehr rasch und mit Entschlossenheit. Das Volk macht sich mit dem Gedanken vertraut, daß erbliche Rangtitel und Vorrechte, in der Art wie sie bisher vorhanden waren, dem Lande nicht zum Vortheil gereichen. Demokratische Grundsätze und Ansichten hat es aber nicht; in Anbetracht aller gesellschaftlichen Verhältnisse wird es angemessen und ersprießlich sein, ein aristokratisches Element beizubehalten und das Princip der Ehre im öffentlichen Leben zu bewahren. Eine Rangabstufung, die sich auf persönliche Verdienste gründe, werde wohlthätig wirken, und nur solche Leute müßten die „Blumenclasse", d. h. eine Aristokratie im Staate, bilden, welche demselben erhebliche Dienste geleistet. Das japanische Parlament, als allein zuständig, werde wohlthun, diese Reform durchzuführen. Solche Adelige, die bisher nichts gethan, um sich nützlich zu machen, würden dann wohl sich anstrengen, um durch Verdienst Titel und Rang zu behalten. Man müsse die höheren Beamten bis auf Weiteres noch aus der Classe der Zweischwertigen wählen, aber nur solche, welche durch gründliche Kenntnisse und Fähigkeiten für den öffentlichen Dienst tauglich seien. Dem Volksunterrichte müsse man die größte Sorgfalt zuwenden. —

Den Aemterjägern im Yankeelande sind diese Auslassungen des Japaners sicherlich böhmische Dörfer gewesen, und den Ultraconservativen in Europa werden sie, obwohl ein Edelmann von alter Familie sie geäußert, sehr subversiv vorkommen. Aber verständig sind sie darum doch.

Die Jesuiten in Guatemala.

Gegen diesen geistlichen Orden herrscht auch im ehemals spanischen Amerika eine große Erbitterung. In Neu-Granada ist er mehr als einmal ausgetrieben worden, „weil er ein Fluch für die Völker sei, bei welchen er sich einnistet." „Wo Jesuiten sind, ist es mit Ruhe und Eintracht vorbei; sie sind die ärgsten Feinde des Menschengeschlechts und machen unsere Weiber fanatisch toll." Das sind katholische Stimmen aus Südamerika. In Centralamerika sind die Loyoliten eben so verhaßt; man wirft ihnen vor, daß sie, herrschsüchtig wie sie seien, sich in alle weltlichen Dinge einmischen. Nach dem Tode des Präsidenten Rafael Carrera in Guatemala, der indianischer Viehtreiber war, bevor er Dictator der „Republik" wurde, nahm Cerna den Präsidentenstuhl ein. Die Dinge hatten anfangs einen guten Verlauf und das Land war ruhig und zufrieden, bis es den Jesuiten gelang, ihn zu einem gefügigen Werkzeuge zu machen. Die Folge war, daß im Frühjahr 1871 eine Revolution ausbrach und Cerna verjagt wurde. An seine Stelle trat der provisorische Präsident Miguel Garcia Granados, bei welchem aber sofort jesuitischer Einfluß sich geltend zu machen suchte, und deshalb sind wieder Gährungen entstanden. Wir lesen in einem Berichte Folgendes: „Die Clericalen, insbesondere die Jesuiten, sind ein gefährliches Element; sie hindern eine vernünftige und zufriedenstellende Einrichtung des Staatswesens. In der Stadt Antigua Guatemala fand am 25. August eine große, von der Bürgerschaft abgehaltene Versammlung statt, welche nach einer eingehenden Erörterung als ihre Ueberzeugung aussprach: daß die Ruhe, die Interessen, die Wohlfahrt und die Zukunft Guatemalas so lange auf das Bedenklichste gefährdet seien, als der Einfluß einer herrschsüchtigen Geistlichkeit stattfinde. „Die Vertreibung der Jesuiten ist eine unbedingt nothwendige Maßregel." Solch eine Demonstration erscheint interessant in einem Lande, auf welchem die „heilige" Inquisition so lange schwer gelastet hat. Die Bürgerschaft sandte eine Deputation an den Präsidenten ab, welchem rundweg Folgendes erklärt wurde: „Die Jesuiten waren schuld an allen despotischen Maßregeln der gestürzten Regierung; sie treiben noch jetzt ihren Fanatismus und verwirren das Gewissen der Schwachköpfe, welche ihren Einflüsterungen Gehör geben; überall säen sie Zwietracht, stiften Unfug und Unheil und bieten Alles auf, um auch in weltlichen Dingen zu herrschen. Wir, mehr als achthundert Bürger, verlangen, daß diese geistlichen Friedensstörer nicht länger Unfug treiben; sie sollen vertrieben werden; sie sind Verbrecher, wir wollen von ihnen nichts mehr wissen!"

Solch eine Sprache im ehemals spanischen Amerika! Die Welt geht aus den Fugen!

* * *

— Die Kauffahrteiflotte der Republik Chile zählt gegenwärtig 75 Fahrzeuge, worunter 14 Dampfer, zusammen mit einem Tonnengehalte von 15,870. Sie sind zumeist Küstenfahrer, doch laufen aus den südlichen Häfen Concepcion und Talcahuano etwa 8 bis 10 Fahrzeuge auf den Walfischfang aus.

— Wie sehr der Verkehr zwischen Californien und Ostasien zunimmt, ergiebt sich daraus, daß im Septembermonate von San Francisco nicht weniger als drei der größten Dampfer nach China abgegangen sind.

— Die Rinderpest ist nun auch, im Verlaufe des Sommers, in der östlichen Mongolei aufgetreten. Sie macht, gleich den Blattern, ihre Rundreise um den Erdball, auch im westlichen Südamerika richtet sie große Verheerungen an.

— In der ersten Hälfte des September ist auch die chinesische Küste wiederholt von Wirbelorkanen (Taifuns) heimgesucht worden; in der Umgegend von Tientsin standen etwa 10,000 Quadratmiles unter Wasser; in Hong kong, wo der Blitz in das Rathhaus einschlug, drang das Meer in die Straßen ein.

Inhalt:

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Im Lande der Dayacks auf der Insel Borneo.

II.

Die Pfahlbauten und Dörfer der Dayacks. — Das Innere der Wohnungen. Die innere und äußere Veranda. — Die Hausdörfer als Festungen. — Blutopfer beim Pfahlbau. — Die Nipapalme und ihre mannichfaltige Verwendung. — Feuererzeugung. — Geräthschaften. — Unbekanntschaft mit barem Gelde. — Kanonenkäufe als Werthmesser. — Irdene Krüge als Orakelspender. — Die Antus als Geister ohne Kopf. — Die Buaus als böse Geister. — Vorzeichen und Vorbedeutungen; Vogelschrei. — Verschiedene Unschuldsproben.

Die Dayacks sind Pfahlbauer und ihre Architektur ist von eigenthümlicher Art; sie hat sich ganz vortrefflich dem Lande und dem Klima angepaßt.

Die Pfosten oder Pfähle, auf welchen die Häuser stehen, sind 20 bis 30 Fuß hoch, und man steigt zu ihnen vermittelst eines eingekerbten Stammes oder in neueren Zeiten auch wohl auf einer Leiter empor. Das Haupthaus in jeder Ortschaft hat so große Dimensionen, daß es für sich allein ein ganzes Dorf bildet. Spencer St. John maß ein solches und fand, daß seine Länge nicht weniger als 530 Fuß betrug.

Durch die ganze Länge eines solchen Hausdorfes läuft eine breite Veranda, ein Gang, welcher allen Bewohnern gemeinschaftlich ist; an der Seite sind Gemächer für die einzelnen Familien abgetheilt, und nicht selten enthält das Haus 60 bis 70 solcher Räume. Allgemeinem Uebereinkommen gemäß steht fest, daß eine Familie den Platz vor ihren Gemächern in der Weise inne hat, daß sie dort, mit Ausschluß Anderer, Arbeiten verrichten kann, der Durchgang aber ist für Jedermann frei. In die Zimmer selbst geht keiner, welcher nicht der Familie des Inhabers angehört oder mit demselben ganz nahe befreundet ist. Der Dorfschulze oder Häuptling, der Orang kaya, hat einen viel größern Raum zur Verfügung, als alle Anderen; auf dem vor demselben liegenden Platze der Veranda versammeln sich die Dorfältesten und tapfersten Krieger, um Angelegenheiten der Gemeinde zu berathen.

Luxus herrscht in diesen Wohnungen nicht. Der Engländer Boyle schildert die eines Häuptlings, welche er sich näher betrachtete, in folgender Weise. Zu beiden Seiten des Einganges war ein Gestell angebracht, auf dessen unterer Abtheilung ein platter Stein lag. Auf diesem brannte, trotzdem das Wetter sehr heiß war, ein starkes Feuer. In den oberen Fächern lagen und standen Reis, Töpfe und allerlei anderes Geschirr. Ein Rauchfang war nicht vorhanden; statt desselben diente eine Klappe im Dache, welche man vermittelst eingekerbter Stangen nach Belieben hoch oder niedrig stellen kann; sie dient auch als eine Art von Fenster, und wenn man sie fallen läßt, wird sofort das Gemach dunkel und mit Rauch angefüllt. Der Raum war sehr beengt durch die Waffen, Gürtel, Matten, Moskitovorhänge, Stränge von aufgereiheten Eberzähnen, Mattenschürzen und mancherlei anderen Siebensachen, welche an Wänden und Pfosten aufgehängt waren. Dazu kam dann noch allerlei

irdenes Geschirr aus England und Holland, von diesem war aber jedes einzelne Stück in einem aus Stuhlrohr (Rattan) geflochtenen Korbe aufbewahrt, der an der Wand hing.

Der innern Veranda entlang befinden sich die Herde oder besser gesagt Feuerstellen zum Kochen. Wer in das Haus hineinsteigt, übersieht sofort das ganze Innere. Die äußere Veranda hat, wie unsere Illustration zeigt, kein Dach, sondern ist offen, und man trocknet auf ihr, was nöthig ist. Der Fußboden besteht aus neben einander gelegten Bambusstäben, welche nicht ganz dicht zusammenschließen; die Dayacks könnten also, wenn sie wollten, ihre Wohnungen sehr reinlich halten, was aber im Allgemeinen nicht der Fall ist. Sie begnügen sich damit, den Schmutz derart wegzukehren, daß er zwischen den Lücken hindurchfällt und sich unter dem Hause anhäuft, manchmal so hoch, daß wenn die Schweine in dem Haufen wühlen, der Rücken dieser Thiere beinahe den Fußboden streift.

Solch ein Pfahldorf gewährt, als eine Art von Festung, Schutz gegen feindliche Ueberfälle. Alle Dayacks bauen auf Pfählen, aber nur jene Stämme, welche sich plötzlichen Angriffen ausgesetzt glauben, nehmen Pfosten von beträchtlicher Höhe; die luftige Wohnung hat auch von Ueberschwemmungen und von Schlangen nichts zu besorgen. Die Dayacks haben weder Bogen noch Pfeile, und also gewährte solch ein hochstehendes Dorf einen guten Schutz, ehe die Feuerwaffen in Gebrauch kamen. Als die Engländer mit den Piraten in Kampf geriethen, würden sie großen Menschenverlust erlitten haben, falls sie ein Dorf mit der blanken Waffe hätten nehmen wollen; sie zogen es allemal vor, Kanonen aufzufahren und jedes Seeräubernest in Brand zu schießen. Die Pfähle bestehen aus dem härtesten Eisenholze und sind viel dicker, als zum Tragen des leichten Hauses nöthig wäre. Der Grund, weshalb man sie so stark nimmt, liegt in der eigenthümlichen Art der Kriegführung. Der angreifende Feind bringt bis an das Haus vor und schützt sich gegen die Steine, welche man hinabwirft, dadurch, daß er sich durch kleine Kähne deckt, deren Kiel nach oben gerichtet ist, während er versucht, die Pfähle umzuhauen. Falls ihm das gelingt,



Ein Dorf der Dayacks.

stürzt das Haus ein, und gewöhnlich aber heben die Insassen rasch die Bambusstäbe des Fußbodens auf und bombardiren von oben herab mit schweren Steinen.

Wir lassen unentschieden, ob die Dayacks den Pfahlbau von den Malayen entlehnt haben. Diese bauen ihre Häuser am liebsten ins Wasser, die Dayacks aber behielten die Pfähle auch für solche Wohnungen bei, welche sie auf dem Lande errichten. Bei Häusern, die über dem Wasser stehen, begreift man, daß die Abfälle in dasselbe geworfen werden, denn die Fluth oder die Strömung führt dieselben hinweg, bei denen auf festem Boden hat der Brauch manche Unzuträglichkeiten.

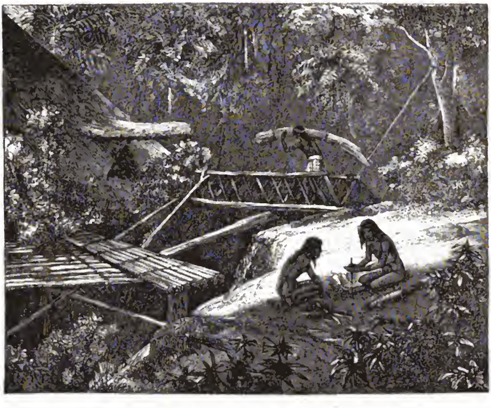
Wenn in früheren Zeiten ein langes Haus gebaut werden sollte, wurde beim Einrammen des ersten Pfahles ein Menschenopfer gebracht. Spencer St. John schildert das Verfahren. Man grub ein tiefes Loch und über demselben wurde der Pfahl vermittelst einer mechanischen Vorrichtung in der Schwebe gehalten. Nachdem man ein junges Mädchen platt in das Loch gelegt hatte, ließ man den Pfosten fallen und das Opfer wurde zu Brei zerquetscht. Bei den Guopdayacks war der eben genannte Reisende Zeuge bei einer Feierlichkeit. Vor einem Hause sollte eine Flaggenstange errichtet werden; die Dayacks lieben dergleichen und unsere Illustration S. 262 veranschaulicht die Form derselben. Man grub ein Loch, hielt den hohen Pfahl in der Schwebe und ließ ihn auf ein Huhn fallen. So war die Einweihung eine blutige, aber an die Stelle des Menschenopfers ist ein Vogel getreten.

Man deckt die Häuser mit Blättern der Nipapalme, eines Baumes, welcher den Borneanern überhaupt mannichfachen Nutzen gewährt. Er wächst überall am Wasser und seine Blätter werden 15 bis 20 Fuß lang. Sobald sie getrocknet worden sind, verfertigt man aus ihnen Atap, ein mattenartiges Gewebe, das auch zum Ueberdecken von Kähnen und Booten dient, und in den Häusern, auf Bambus gespannt, Wände zwischen den Zimmern bildet. Als Dachbedeckung verwendet, lassen die Blätter keinen Regen durch. Man verfertigt aus den Fasern auch Hüte; das Blatt selbst dient auf kleineren Fahrzeugen als Segel; wenn es ganz jung ist, wird es als Gemüse gegessen, das nahrhaft und wohlschmeckend ist; aus Wurzel und Stamm bereitet man einen

groben Zucker; die Pflanze liefert aber auch Salz. Man verbrennt eine große Anzahl von Wurzeln zu Asche, welche in flache Pfannen gekehrt und mit Wasser begossen wird. Man schäumt die auf demselben schwimmenden Stücken Kohle und Holz ab, stellt die Pfanne, sobald das Wasser klar ist, über ein Feuer, die Verdünstung geht vor sich, und zuletzt schabt man das Salz vom Boden und vom Rande ab. Dasselbe hat einen sehr bittern Geschmack, aber die Eingeborenen lieben ihn sehr und auch Europäer gewöhnen sich bald daran. Es wird nach Borneo viel Salz aus Siam eingeführt, man verwendet jedoch dasselbe nur zum Einsalzen der Fische, im Uebrigen zieht man das aus der Nipa gewonnene vor.

Zu manchem Hause führt eine Brücke, fast allemal scheinbar sehr gebrechlich und gerade stark genug, um das Gewicht eines Menschen zu tragen; aber der Bambus ist zäh, und wer daran gewöhnt ist, ein so luftiges Machwerk zu überschreiten, läuft keine Gefahr. Die Wohnungen liegen nicht selten am Abhange eines steilen Hügels; man legt also einen Stamm von der Fläche hinüber, befestigt ihn mit Rattan an den Bäumen und bringt ein leichtes Geländer an. Unsere Illustration veranschaulicht die Sache.

Im Vordergrunde sitzt ein Mann, welcher einen hölzernen Stab auf einem Stücke Holz quirlend dreht und dadurch Feuer erzeugt. Die Dayacks verfahren dabei insgemein genau so wie die Kaffern („Globus“ S. 146), doch haben sie auch eine verbesserte Methode. Die Seribas und Sakarrangs bedienen sich des Besi api, das aus einer drei Zoll langen metallenen Röhre besteht; in diese stecken sie einen Piston mit etwas Zunder, ziehen denselben langsam heraus und derselbe brennt in Folge der Luftverdichtung. Wir haben dergleichen Feuerzeuge schon seit längerer Zeit auch in Europa.



Dayackhaus mit Brücke.

Man überbrückt auch Flüsse in der eben geschilderten Weise. Die Bergwasser sind sehr reißend und tief und steigen nicht selten um 40 Fuß.

Gleich vielen anderen sogenannten Naturvölkern zeigen die Dayacks viel künstlerisches Geschick und einen Sinn für feine Ornamentirung. Daß jene, welche an der See und in der Mündungsgegend der Flüsse leben, große Sorgfalt auf die Herstellung ihrer Fahrzeuge verwenden, erklärt sich von selber, und sie haben für den Bau ein sehr zweckmäßiges Werkzeug erfunden, um welches unsere Zimmerleute sie beneiden könnten. Dasselbe kann zugleich als Keil und als Axt verwandt werden, und die Dayacks, welche keine Sägemühlen kennen, stellen vermittelst desselben nicht bloß große Bohlen und Bretter her, sondern fällen damit die stärksten Bäume viel rascher, als ein europäischer Arbeiter mit seiner besten Axt. Wenn es sich darum handelt, eine Stelle im Walde zu lichten, beseitigen sie zunächst das Unterholz vermittelst des Haumessers (Parang) und dann gehen sie an die großen Bäume, in welche sie Hiebe bis nahezu in die Hälfte des Stammes mit jener kleinen Axt machen. Nur der allergrößte Baum in einer Gruppe wird bis zu etwa fünf Sechsteln seiner Stammdicke durchgehauen, nachdem man die übrigen an ihn mit Schlingpflanzen und Rattan befestigt hat. Sobald er umstürzt, reißt er dann auch die übrigen halb angehauenen um.

Seitdem die Dayacks in häufige Berührungen mit den Europäern gekommen sind, werden allerlei Eisenwaaren und Roheisen bei ihnen eingeführt, sie verstehen aber auch das letztere selber aus dem Erze zu gewinnen, und in keinem Dorfe fehlt ein Schmied, der Spitzen für Lanzen und Speere und Parangklingen zu verfertigen versteht und schadhafte Werkzeuge ausbessert.

Flechtwerk wird in mannichfaltiger Weise in Bezug auf Muster und Farbengebung vortrefflich hergestellt, während die Schnitzereien ganz roh und durchaus unkünstlerisch sind. Auf das Flechten der großen Körbe, Tambocks, welche aus Streifen von Blättern der Nipapalme verfertigt werden, verwendet man große Sorgfalt. Das Blatt wird in Streifen zerschnitten, von denen etwa zwölf auf die Breite eines Zolles gehen, und abwechselnd roth und gelb gefärbt und dann derart durch einander geflochten, daß eine große Anzahl von Mustern herauskommt. Auch auf die Herstellung von Federschmuck für den Kopfputz wird, wie unsere Illustration zeigt, große Sorgfalt verwandt. Im Mattenflechten leisten die Dayacks Vorzügliches.

Es ist beachtenswerth, daß dieses Volk, welches doch schon so lange Zeit mit Europäern und Malayen im Verkehr steht, sich keinen Begriff von Geld machen kann. Die Dayacks verstehen sich sehr gut auf directen Tausch, aber daß man für ein Drittes, ein Stück geprägten Metalles mit festem



Geräthschaften auf Borneo.

Werthe, eine beliebige Waare einkaufen könne, das geht über ihren Horizont. Der Dayack bringt die Waare, welche er abzugeben hat, auf den Markt, um dieselbe unmittelbar gegen eine andere zu vertauschen, welche er zu haben wünscht. Daß er jene für Geld losschlagen und für das gelöste Geld beliebige Dinge einhandeln könne, das versteht er nicht. Uebrigens hat er aber doch einen gewissen Werthmesser, der uns Europäern allerdings seltsam erscheint, nämlich Kanonenläufe von verschiedener Größe; je schwerer der Lauf, um so größer der Werth. Sie bilden so zu sagen das Geld, und werden um so höher geschätzt, da sie zugleich als Waffen verwandt werden können.

Wir müssen aber auch ein Wort über Krüge, irdene Gefäße, sagen, die eine sehr wichtige Rolle spielen. Es scheint, als ob dieselben chinesisches Fabrikat seien, sie sind aber sehr verschieden und der Werth ist höchst ungleich. Gewöhnliche Krüge heißen Naga oder Schlangenkrüge, weil Schlangen- oder Drachenfiguren darauf roh angebracht sind;

sie haben einen Werth von 7 bis 8 Pfund Sterling und sind etwa eine Elle hoch. Der Rusakrug dagegen wird mit 10 bis 15 Pf. St. bezahlt; in ihm ist die Figur eines Eberhirsches, Babi Rusa, eingekritzelt; am höchsten wird der Gusi geschätzt und man bezahlt ihn sehr theuer, obwohl er weder groß noch hübsch ist, aber er ist sehr selten, und es hat schon Liebhaber gegeben, welche einen Werth von etwa 500 bis 800 Pf. St. hingaben, um solch einen olivengrünen, etwa zwei Fuß hohen Gusi zu besitzen; man kennt auch einige wenige Exemplare, welche für einige tausend Pfund Sterling nicht feil waren. Einen solchen Gusi besitzt der Sultan von Brunei; freilich hat aber dieser Krug auch die Eigenschaft, daß er über wichtige Angelegenheiten Orakel giebt. Zweifel kann darüber nicht aufkommen; hat doch der Sultan selbst erklärt, daß der Gusi in der Nacht vor dem Tode seiner Lieblingsfrau sehr geächzt und gestöhnt habe. Ueberdies lasse er jedesmal, wenn dem Herrscher ein Mißgeschick bevorstehe, Klagetöne vernehmen. Das kostbare Geräth wird im Harem



Dayack-Familie.

verwahrt und ist mit einem großen Stücke von Goldbrokat bedeckt. Dieses wird nur abgenommen, wenn der Gusi gebeten wird, ein Orakel zu geben, oder wenn er seine Heilkraft bewähren soll. Denn das Wasser, welches in ihm aufbewahrt wird, ist ein ganz unfehlbares Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten, und wenn man die Felder damit besprengt, ist mit Sicherheit eine ergiebige Ernte zu hoffen. Solch wunderthätiges Wasser wird hoch bezahlt, und so erklärt sich, weshalb jener Gusi so hoch im Preise geschätzt wird. Da ist aber noch ein anderer Krug, dessen besondere Eigenschaften auch nicht zu verachten sind. Er besitzt nämlich die Kraft, Alles, was man in ihn hineinthut, zu vermehren. Wenn man ihn am Abend zur Hälfte voll mit Reis schüttet, dann ist er am nächsten Morgen voll bis zum Rande, und hineingegossenes Wasser steigt binnen ein paar Stunden um einige Zoll. Das Volk glaubt natürlich steif und fest an solche „Wunder", — aber was glaubt denn das Volk nicht, gleichviel ob ein solches von einem Thonkrug, oder von einem „Heiligen", oder einem ungenäheten Rocke, oder sonst einem beliebigen Fetisch verrichtet wird.

Der Wahn- und Aberglaube ist unsterblich, und wer da meint, daß man ihn durch die sogenannte Civilisation jemals werde ausrotten können, ist sicherlich kein Psycholog.

Die Dayacks haben verschwommene Vorstellungen von einem höchsten Wesen, jener unbekannten Urenergie, über welche eben gar kein Mensch etwas Bestimmtes wissen kann. Dieser Dayackgott führt bei den verschiedenen Stämmen auch verschiedene Namen; bei den Seedayacks heißt er Batara und bei den Landdayacks Tapa. Er hat die Menschen geschaffen. Neben ihm arbeiten aber auch andere mächtige Gottheiten, z. B. Tenabi; dieser hat die Erde und die Thiere geschaffen; Zang erfüllt die Menschen mit religiösen Gedanken und Jirong ist Herr über Leben und Tod.

Eine sehr wichtige Rolle spielen neben jenen Hauptgöttern unzählige Antus, Götter geringern Ranges, die zugleich Geister sind. Sie führen viele verschiedene Benennungen und in jedem Walde wimmelt es von ihnen. Mancher Dayack will da oder dort einen Antu mit eigenen Augen gesehen haben, was sehr leicht möglich ist, da eigentlich ganz Borneo von solchen Geistern wimmelt, die ja zugleich einen Körper haben. Man erkennt sie unfehlbar daran, daß ihnen der Kopf mangelt; der Rumpf läuft in einen zugespitzten Hals aus. Uebrigens kann der Antu die Gestalt eines Menschen oder eines jeden beliebigen Thieres annehmen, aber auch dann fehlt ihm allemal der Kopf.

Einst sah ein Jäger ein Eichhörnchen auf einem Baume; er warf mit dem Speere nach demselben, traf, und es fiel zur Erde. Als er es aufheben wollte, sprang es fort und verwandelte sich in einen Hund, der einige Schritte fortlief, dann plötzlich Menschengestalt annahm und sich auf einen Baumstumpf setzte. Der Körper dieses Geistes war bunt gefärbt; es versteht sich von selbst, daß der Kopf mangelte. Man kann sich vorstellen, daß der Dayack nicht wenig erschrak und so rasch als möglich fortlief. Als er zu Hause kam, wurde er sofort vom Fieber befallen. Der Antu hatte dem Jäger die Seele geraubt und wollte mit derselben nach der Geisterwelt wandern. Aber der Dorfhexenmeister wußte Rath zu schaffen. Er ging nach der Stelle, wo der Antu erschienen war, fing die flüchtige Seele wieder ein, brachte sie zurück und practisirte sie wieder in den richtigen Körper. Das vermochte er, weil er das unsichtbare Loch im Kopfe kannte, durch welches der Antu sie herausgelockt hatte. Am andern Morgen war das Fieber verschwunden und der Jäger befand sich wieder ganz wohl.

Die Geister von Leuten, welche während des Krieges getödtet wurden, sind von bösartiger Natur; man bezeichnet sie als Buaus. Solch ein Ungethüm fiel über eine Frau her, — sie hieß Ternunyan, — als ihr Mann abwesend war, schleppte sie fort und bannte sie, vermittelst seiner Zauberkräfte, so fest an einen Felsen, daß sie sich gar nicht rühren konnte. Als der Mann heim kam und seine Frau nicht fand, ging er aus, um sie zu suchen, und in der That gelang es ihm, sie aufzuspüren. Da er in der Zauberkunst nicht ganz unerfahren war, konnte er sie, zum großen Verdrusse des Buan, erlösen und nach Hause bringen. Hier aber, — was geschah? Nach einiger Zeit gab sie einem Monstrum, einem kleinen Buau, das Leben. Darob war sie nicht weniger erschrocken als ihr Mann. Dieser hieb das kleine Ungeheuer mit seinem Parang in tausend Stücke und warf diese in den Wald. Dort aber wurde jedes einzelne Stück lebendig und war eben so blutgierig wie sein Vater, der Buau. So ist dieser der eigentliche Schöpfer der Landblutegel geworden. Man besänftigt die Buaus und auch die Antus durch Darbringen von Opfern, namentlich von Speisen und Getränken, die man irgendwo im Walde unter einen Baum hinstellt.

Bei der übergroßen Menge von Geistern bedürfen die Dayacks keiner eigentlichen Götzenbilder, dagegen haben sie Zaubermittel in großer Menge und setzen in dieselben großes Vertrauen. Ein Häuptling von hohem Range besaß einen mächtigen Zauber, der sich in seiner Familie von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatte. Derselbe bestand aus zwei runden Kieseln, einem flachen Kieselstein, noch einem kleinen Steine, den man in einer Banane gefunden hatte, und etwas Sand. Das Ganze war in ein Säckchen genäht, das man vermittelst einer ledernen Schnur am Gürtel befestigen konnte, falls es darauf ankam, durch dieses Zaubermittel Gefahr abzuwenden. Der Häuptling borgte diesen Schatz einem Freunde, der so unglücklich war, denselben zu verlieren, und dann um Schadenersatz beim englischen Gericht in Ketsching, der Hauptstadt von Sarawak, belangt wurde. Der Häuptling gewann natürlich den Proceß, war aber im höchsten Grade mißvergnügt, daß der Richter den Werth des Zaubermittels nicht jenem eines Rusakruges gleich schätzte, also auf etwa 7 Pf. St. oder 30 Dollars, sondern auf — 5 Pence!

Auch die Omina, Vorzeichen und Vorbedeutungen, insbesondere vermittelst des Vogelrufes, spielen im Leben dieses Volkes eine bedeutende Rolle. Es giebt drei solcher Omina; sie heißen Kuschah, Kariak und Katupung. Ein Dayack, welcher ein Unternehmen vor hat, geht nach der Stelle, wo die Schuppen stehen, unter welchen Schmäuse und Festlichkeiten veranstaltet werden, und wartet dort ruhig ab, bis er den Schrei eines dieser Vögel hört. Wenn ihn der Kuschah oder Katupung dem Manne gerade gegenüber oder auf der einen oder andern Seite ertönen läßt, dann gilt das für eine übele Vorbedeutung und der Dayack giebt sein Unternehmen auf. Es ist hingegen ein gutes Omen, wenn der Vogel auf der einen Seite schreiet und auf der andern ein Antwortsruf vernommen wird.

Der Kariak ist der wichtigste Vogel, und das Omen ist gut, wenn er auf der rechten Seite des Mannes schreiet; wenn zur linken, dann ist dasselbe zweifelhaft. Es ist aber sehr bös, wenn sein Ruf von hinten her vernommen wird, denn das bedeutet Krankheit, wenn nicht gar Tod. Es wird nicht leicht irgend eine wichtige Angelegenheit unternommen, ohne daß man vorher die Vögel befragt hätte; diese gelten für halbe Dayacks, weil sie aus der Vereinigung eines Antu mit einer Dayackerin entstanden sind.

Auch Traumdeutung ist allgemein, aber die, welche sich auf dieselbe verstehen, geben gewöhnlich eine Auslegung, welche doppelsinnig aufgefaßt werden kann. Es verhält sich also damit ungefähr so, wie mit den alten Orakeln. Die Dayacks setzen steif und fest voraus, daß die weißen Leute, die ja so große, von Dampf getriebene Schiffe und so mächtige Kanonen besitzen, ganz besondere Zaubermittel haben. Radscha James Brooke hatte in seinem großen Saale den Schädel eines Maias, d. h. eines Orang utan, hängen, und nun wußten die Dayacks, weshalb derselbe stets siegreich war! Es gilt für sehr schlimm, wenn der Mann den Schrei eines Hirsches hört, und in dieser Beziehung ist der nachfolgende Vorgang bezeichnend.

Ein junger Dayack heirathete ein Mädchen, das er sehr lieb hatte und das auch ihm sehr anhänglich und gewogen war. Drei oder vier Tage nach der Hochzeit kam der englische Missionär des Bezirks in das Kopfhaus, in welchem sich, wie wir schon früher erwähnt haben, nur unverheirathete Personen aufhalten. Der junge Mann war eben damit beschäftigt, aus Messingdraht Armringe zu verfertigen. Als der Missionär fragte, was denn mit der jungen Frau geschehen sei, antwortete der Dayack betrübt, daß er keine Frau mehr habe; in der vorigen Nacht sei der Schrei eines Hir-

sches gehört worden und also nichts Anderes übrig geblieben, als die Ehe aufzulösen. Er sei allerdings darüber sehr betrübt, jetzt flechte er indessen Armschmuck für ein Mädchen, das er nun heirathen werde.

In Bezug auf Streitigkeiten hat man Unschuldsproben, Ordalien, verschiedener Art, z. B. durch Untertauchen. Zwei Leute, die mit einander in Streit liegen, gehen bis an das Kinn ins Wasser, tauchen auf ein gegebenes Zeichen unter, und wer zuerst wieder an die Luft kommt, hat Unrecht. Hier ein Fall. Die Tochter eines Häuptlings beschuldigte einen jungen Mann, er habe ihr Unbilde angethan. Derselbe leugnete und bestand die Unschuldsprobe durch Untertauchen. Die Folge war, daß das Mädchen aus dem Dorfe gewiesen wurde, die Gefolgsleute wandten sich vom Vater ab und dieser mußte sich anderwärts eine Heimath suchen.

Bei der Unschuldsprobe durch Salz muß jeder der beiden, welche Klage führen, ein Stück Salz von genau demselben Gewicht ins Wasser halten, und derjenige gewinnt, dessen Salz am längsten die ursprüngliche Gestalt behält. Auch die Probe durch Eintauchen der Hand in siedendes Wasser kommt genau so vor, wie bei uns im Mittelalter.

Mit der Schneckenprobe verhält es sich folgendermaßen. Von den beiden Streitenden nimmt jeder eine Schnecke, die auf eine Platte gesetzt und dann mit Citronensaft begossen wird. Der Mann, dessen Schnecke sich dann zuerst in Bewegung setzt, hat Unrecht.

Ueber das Besprengen der Felder mit Wasser, das in geweiheten Krügen aufbewahrt wird, haben wir schon früher gesprochen. Die Dayacks glauben aber auch, daß Wasser, womit ein weißer Mann, insbesondere einer vom höhern Range, sich gewaschen hat, gleichfalls die Aecker fruchtbar mache. Sobald zum Beispiel englische Offiziere in ein Dorf kommen, haben die Dayacks nichts Eiligeres zu thun, als denselben Schuh und Strümpfe auszuziehen und das Wasser des Fußbades als Zauber auf den Feldern umherzusprengen.

Auch Hühnerblut gilt für einen mächtigen Zauber. Beim Schlachten verrichtet der Orang kaya allerlei Ceremonien, wirft Reiskörner umher und bittet dabei um Fruchtbarkeit und um Wohlergehen für das ganze Dorf. St. John, der bei einem solchen Zauberopfer zugegen war, bemerkt, daß das Gebet offenbar auswendig gelernt war; der Häuptling sprach Worte, die er selber nicht verstand, und so finden wir denn bei den Dayacks Ueberreste einer ausgestorbenen Sprache, die, ähnlich wie auf Neuseeland, nur bei religiösen Feierlichkeiten zur Anwendung kommt.

Besuch einiger Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz.

Von **Richard Andree.**

IV. Die verschlackten Wälle.

Verschlackte Wälle in Schottland, Böhmen und Frankreich. — Der Schlackenwall des Strombergs. — Haupt's und Virchow's Ansichten.

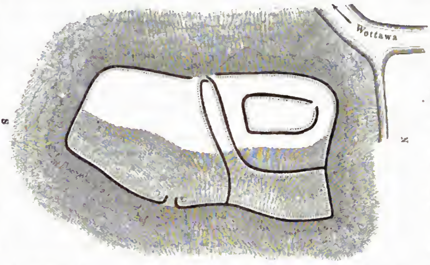
Ich gelange jetzt zu einer Art der ältesten Baudenkmale der Lausitz, welche, wenn auch nicht eine Specialität dieser Landschaft, doch jedenfalls die seltenste und hervorragendste Erscheinung auf ihrem archäologischen Gebiete darstellen; ich meine nämlich die verschlackten Wälle, kürzer aber unrichtiger „Schlackenwälle“ genannt, denn sie wurden nicht aus Schlacken erbaut, sondern die Verschlackung derselben ist erst ein späterer Proceß gewesen, welchem der bereits fertige, aus den rohen Steinen erbaute Wall unterworfen wurde.

Für mich waren diese verschlackten Wälle der Lausitz von besonderm Interesse, da ich im Jahre 1864 das Vitrified Fort oder die „Glasfestung“ auf dem Craig Phadrick, dem Petershügel, im Norden Schottlands, westlich von der Stadt Inverneß besucht hatte (Richard Andree, vom Tweed zur Pentlandföhrde, Jena 1866, S. 208). Auf dem Gipfel jenes nur 168 Meter hohen, bewaldeten Berges zieht sich ein doppelter Kreis nahe zusammengerückter, etwa 3 Meter hoher, meist mit Erde bedeckter und bewachsener Steinwälle hin, deren größerer Gesammtdurchmesser etwa 100, deren kleinerer 33 Meter beträgt. Wo die Erddecke bloßgelegt ist, zeigten sich die ursprünglich lose zusammengehäuften Steine der Wälle fest zusammengefrittet, so daß große Mengen eine einzige Masse bildeten; die Oberfläche der Steine war einige Linien tief glasirt, die ganze Menge keineswegs verschlackt, was indessen mit dem Material, aus welchem die Wälle erbaut sind, zusammenhängen mag. An dem untern Theile war die Verglasung eine stärkere, als am obern. Entdeckt wurden diese schottischen „Glasburgen“, die ersten ihrer Art, die bekannt wurden, bereits im verflossenen Jahrhundert. Die bedeutendste liegt bei Dingwall in Roßshire. Sie ist kreisförmig, etwa 7 Meter hoch, 26 Meter breit und 88 Meter lang, und trägt, wie vieles in Schottland, mit dem man nichts Rechtes anzufangen weiß und dessen hohes Alterthum man bezeichnen will, den Namen Fingals.

Begreiflicherweise erregte die Entdeckung dieser Glasburgen großes Aufsehen und allerlei kühne Hypothesen knüpften sich an dieselben, mit deren Aufzählung ich den Leser verschonen will. Die Vitrified Forts blieben lange Zeit die einzigen ihrer Art, bis 1838 der verstorbene Mineralog Dr. Zippe den ersten verschlackten Wall in Böhmen bei Bukowetz, anderthalb Stunden nordöstlich von Pilsen, nachwies und auf der in jenem Jahre zu Prag abgehaltenen Versammlung der deutschen Naturforscher beschrieb. Er besteht aus einem Ringwall und davor gelagertem halbkreisförmigen Wall, hat 3 bis 4 Fuß Höhe und nur 2 Ellen Stärke an der Basis. Beide Wälle, zumal der äußere, sind stark mit Rasen und Erde bedeckt. Der innere oder Hauptwall besteht aus lose zusammengetragenem Grauwackegestein, die keineswegs durch Mörtel oder Kitt mit einander verbunden, aber an Ort und Stelle durch Feuer zusammengeschmolzen sind, so daß sie in eine blasige und porös schlackige Masse übergegangen sind. Auch bei der böhmischen Stadt Sobieslau, am Flüßchen Luschnitz, im sogenannten Swakower Walde, soll es einen solchen Wall geben; der bedeutendste in Böhmen, ja vielleicht der bedeutendste überhaupt, ist aber jener von Kattowitz, der den Forschern um deswegen we-

niger bekannt wurde, weil seine Beschreibung in einem tschechischen Werke des Professors Wocel in Prag (Pravek zeme české) vergraben liegt *). Dieser schöne und eigenthümliche verschlackte Wall, dessen Beschreibung in dem genannten Werke von Benesch herrührt, liegt auf der Fürstenhöhe bei Kattowitz am linken Wottawaufer, nahe an der von Pilsen nach Budweis führenden Eisenbahn. Die Beschreibung dieses interessanten alten Bauwerkes, das wir der Vergleichung wegen hier umständlicher behandeln, lautet: „Ein 12 bis 15 Fuß hoher, an der Basis 24 Fuß, auf dem Kamme 5 Fuß breiter äußerer Wall umsäumt den breiten 600 Fuß über dem Flusse liegenden Gipfel des Berges. Vor diesem Walle zieht sich auf der Ostseite ein ziemlich tiefer Graben hin. Die Nord- und Westseite der Höhe fallen steil ab. Der Umfang des äußern Walles beträgt 620 Klafter (1175 Meter!). Neben dem Haupteingange, den zwei Hörner des Walles bilden, finden sich zwei Gruben. Auf eine sehr merkwürdige Weise legt sich ein zweiter, steilerer Wall als eine Art Doppelschanze vor die höchste, mit einem dritten Walle umgebene Partie des Berges. Dieser dritte Wall ist erbaut aus großen durch die Wirkung bedeutender Gluth zu Schlacken gebrannten Steinen, zwischen denen aber auch ungebrannte Steine vorkommen, ist 15 bis 20 Fuß hoch, sehr steil und bildet ein unregelmäßiges Viereck von 65 Klafter Umfang, 31 Klafter Breite und hat ein Areal von 2015 Quadratklafter. Das Gesammtmaß der umwallten Räume beträgt 200 Klafter Länge, 115 Klafter Breite und 19,555 Quadratklafter Fläche." Nach der Beschreibung scheint nur der innere Wall verschlackt zu sein; jedenfalls haben wir es aber hier mit einem der größten und interessantesten Bauwerke seiner Art zu thun.

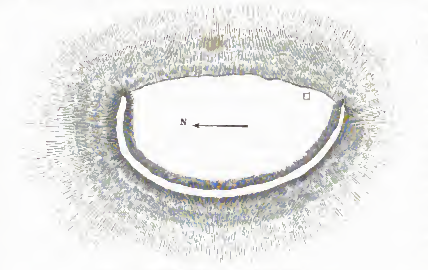
*) Uebrigens erwähnt ihn schon Zippe. Deutsche Bearbeitung in den Mittheilungen des deutschen Geschichtsvereins für Böhmen. V, 196.



Verschlackter Wall auf der Fürstenhöhe bei Kattowitz in Böhmen. Nach Benesch.

Kurze Zeit nach der Entdeckung des ersten böhmischen Schlackenwalles durch Dr. Zippe, fand der Freiberger Geolog Bernhard Cotta (vergl. Neues Lausitzer Magazin 1839. IV, 124) auch die ersten drei Lausitzer verschlackten Wälle auf dem Löbauer Berge, dem Stromberge und Rothensteine. Ich komme gleich auf sie zurück und erwähne nur, daß 1846 auch eine vierte Localität für das Vorkommen dieser Wälle aufgefunden wurde, nämlich Frankreich. Bei Péran in der Bretagne, Departement Côtes du Nord, fand Genslin de Bourgogne einen ovalen Schlackenwall von 110 Meter und 134 Meter Durchmesser, der aus Sandstein und Granit bestand, von denen namentlich der letztere stark gebrannt war. Vor Kurzem hat dann ein Genieoffizier, F. Prévost, noch drei Schlackenwälle aufgefunden, von denen er annahm, daß die Wälle mit Thon und Kalk gemischt errichtet wurden. In denselben ließ man Zugröhren frei, die man mit Brennstoff füllte, und um das Ganze schlug man einen Thonmantel, in dessen Innern nun der Steinwall wie in einem Backofen geschmort und geheizt wurde, bis die Glasur fertig war. Auch nahm Prévost an, die Wälle seien von römischen Legionären zum Zwecke der Vertheidigung erbaut worden. Das Ganze ist eine so wilde Hypothese, daß man darauf nicht näher einzugehen braucht.

Von den Lausitzer verschlackten Wällen habe ich jenen auf dem Stromberge besucht, der als ein isolirter Basaltberg etwa drei Viertelstunden südlich von dem Städtchen Weißenberg, nahe an der sächsisch-preußischen Grenze, sich erhebt. Der fast 1000 Fuß hohe Berg, weithin sichtbar, bietet einen vortrefflichen Ueberblick über die Gegend; auf ihm ruhte Friedrich der Zweite aus, nachdem Daun ihn 1758 bei Hochkirch geschlagen. Die Wenden nennen ihn Hrodžišćo. Den Namen Stromberg kann man von strma hora, steiler Berg, ableiten. Der Wall, obgleich heute ganz mit Erde überdeckt und berast, ist auf dem kahlen Südgipfel des Berges, welcher den Vermessungsstein trägt, sofort von



Der verschlackte Wall auf dem Stromberge.

unten schon kenntlich. Er bildet nach Süden, Westen und Norden zu einen unregelmäßigen, lückenhaften Halbmond von 100 Meter Ausdehnung, ist aber nach Osten zu, wo der Basalt steinbruchartig offen steht, nicht geschlossen. Nach innen zu fällt der Wall etwa 1½ bis 2 Meter unter flachem Winkel ab; nach außen zu erscheint er aber bedeutender, an manchen Stellen bis zu 3 Meter hoch. Die Dammkrone ist durchschnittlich 3 Meter breit. Entfernt man die nicht starke Erddecke und den Rasen, so trifft man auf den eigentlichen Wall, der aus den schwarzen Basalten des Berges selbst zusammengesetzt ist. Es sind Steine von einigen Pfunden bis zu einem halben Centner Schwere, die ursprünglich wohl lose, ohne Bindemittel an einander gefügt wurden, jetzt aber durch die Einwirkung des Feuers, das unbedingt in ganz großartigem Maßstabe hier gewirkt haben muß, mehr oder minder zusammengekittet sind. Die Einwirkung des Feuers und der Grad der Verschlackung des Basaltes ist sehr verschieden. Im Innern des Walles fand ich noch rohe, rein schwarze, völlig unangegriffene Basaltstücke; es folgten daneben bloß leicht geröstete, ockerrothe Steine, die allmälig in eine schwarze, blasige, sogar schaumige Schlacke übergingen, die täuschend der Schlacke der Eisenhochöfen gleicht, wenn bei diesen ein schlechter Rohgang eintritt. Durch die Einwirkung der auf den fertigen Steinwall wirkenden Feuergluth waren nun die Basaltsteine zu einer großen Schlackenmasse zusammengeschmolzen, die beim Erkalten allerdings wieder in verschiedene große Stücke zersprungen war, an anderen aber sich noch ganz fest zeigte.

Damit dürfte die Beschreibung dieses Werkes so ziemlich erschöpft sein, vor dem der Beschauer sinnend steht und die Frage aufwirft: Wer baute diese merkwürdige Schlackenburg und zu welchem Zwecke? Nach Oskar Schuster sind auch diese Schlackenwälle weiter nichts als Befestigungswerke, hinter deren Wänden die Vertheidiger Schutz fanden. Allein ein Blick auf die niedrigen Wälle, den geringen Raum, den das ganze alte Bauwerk einfaßt, der Mangel an Wasser dort oben — das Alles läßt sogleich erkennen, daß man es hier mit einem Befestigungswerke nicht zu thun hat. Und warum wurden gerade diese wenigen Wälle der Lausitz verschlackt, die vielen anderen steinernen Ringwälle dieses Landes und Böhmens aber nicht? Zu bemerken ist auch, daß die drei verschlackten Wälle der Lausitz, der Rothenstein, der Löbauer Berg und Stromberg in einem Dreiecke nahe beisammen liegen und ein Berg von dem andern zu erblicken ist.

Wir müssen nach weiteren Erklärungen suchen, und die einfachste und natürlichste Annahme, die hier, wo alle historischen Anhaltepunkte fehlen, sich uns aufdrängt, ist die, daß eine alte Cultusstätte auf dem Stromberge (und den anderen mit verschlackten Wällen gekrönten Bergen) vorhanden ist. Es bleibt auch kaum etwas Anderes übrig, als ein altes Volk hier zu denken, das dem Licht- und Feuercultus hier auf besonders hervorragenden Bergen, wie der Stromberg einer ist, oblag. Pastor Karl Haupt in Lärchenborn hat denn auch diese Ansicht im „Neuen Lausitzischen Magazin", Bd. 44, 1868 näher ausgeführt. Ohne uns auf die ganze Reihe hypothetischer und mythologischer Auseinandersetzungen dieses Autors einzulassen, führen wir nur an, daß nach ihm diese verschlackten Wälle von der ersten Einwanderung arischer Völker in Deutschland herrühren sollen. Die aus Asien eingewanderten Arier verehrten ihre Götter nach heimischer Sitte, und hierzu bedurften sie der Berge, der Steine, des Feuers. Die Religion dieses Volkes war ein Lichtcultus, sein Glaube aufs Innigste verwandt mit den einfachen kindlichen und erhabenen Vorstellungen der Vedas. Sie gebrauchten das heilige Feuer, das als Nodfeuer, Oster- oder Johannisfeuer in den Volksgebräuchen alle Zeiten überdauert hat. Das heilige Feuer aber ist makelentsühnend, ehe es opferverzehrend wird; der aus irdischem Stoffe erbaute Altar erhält zunächst die Flammenweihe, ehe er befähigt ist, ein gültiges Opfer zu empfangen. Diese Altarweihe ist notorisch nachzuweisen, und ihr auch sollen nach Haupt die verschlackten Wälle zuzuschreiben sein; das ganze Heiligthum wird zum Altar, welches in allen seinen Theilen die Feuertaufe empfängt. „Es scheint dies die vollkommenste Art der Tempelweihe gewesen zu sein, die nur bei den höchsten Nationalheiligthümern angewendet wurde und, weil sie sich so selten findet, vielleicht keine allgemeine Sitte eines ganzen Volkes, sondern nur die Gewohnheit eines Stammes war." Was die Erbauer anbetrifft, so entscheidet sich Haupt für die Kelten, da in rein germanischen Ländern die Schlackenwälle unbekannt sind. Dagegen finden sie sich in solchen Ländern, die, wie Schottland, Bretagne, Normandie noch heute eine keltische Bevölkerung haben, und in solchen, die, wie Böhmen und die Lausitz, vordem von Kelten bewohnt waren. Das ist Haupt's Ansicht, und bezüglich der Kelten mag er Recht haben.

* * *

Nachdem das Vorstehende bereits geschrieben war, ging mir erst die verdienstvolle Abhandlung des Professors Virchow „über die gebrannten Steinwälle der Oberlausitz" (Zeitschrift für Ethnologie 1870. S. 25) zu. Auch Virchow verwirft die Ansicht Schuster's, daß es sich bei dem Stromberge um eine militärische Anlage handle, und er kommt auch bezüglich der der Heidenschanzen zu einer ähnlichen Ansicht. Zur Ergänzung füge ich noch Folgendes aus Virchow's Abhandlung hinzu, was mir beim Besuche des Stromberges entging. Er fand nämlich bis faustgroße Stücke fester Eichenholzkohle zwischen den Basaltstücken des Walles, ebenso innerhalb der Schlacken Holzkohlenpulver, und wies nach, daß ursprünglich Lehm als Bindemittel der Basaltstücke angewandt wurde, der beim Brennen mit in die Schlacken überging. Dieses Brennen kann nun nicht von außen her erfolgt sein, da der steil nach außen abfallende Rand des Walles keinen Platz zur Aufhäufung eines Scheiterhaufens übrig läßt. Der Wall wurde mit zerschlagenem Holze durchsteckt, wofür einige Abdrücke an den Schlacken den Beweis herstellen, und dann dieses Holz (bei dem wohl Zugröhren wie in einem Meiler angebracht waren) in Brand gesteckt. Diese Erklärung ist Virchow's Verdienst, und ich nehme keinen Anstand, sie für richtig zu halten. Die von Virchow mitgetheilte Ansicht des Steinwalles auf dem Stromberge giebt ein gutes Bild desselben, nur erscheint sie etwas zu stark kraterartig. Das Innere verläuft flacher. Den Ursprung der Erd- und Steinwälle anlangend, so hält Virchow die Erdschanzen für slavische, die Steinwälle für germanische Anlagen. Ich beziehe mich hierbei auf das weiter oben gesagte.

Die Mormonen in der Klemme.

I.

A. Den Heiligen am Großen Salzsee geht es in der That nun, wie man im gewöhnlichen Leben sich auszudrücken pflegt, an Hals und Kragen. Die Washingtoner Bundesregierung will das vom Congresse gegebene Gesetz gegen die Vielweiberei vollziehen lassen, hat sich auf alle Eventualitäten gefaßt gemacht, Truppenverstärkungen nach Utah gesandt und die Bundesbehörden zum Einschreiten angewiesen. Demgemäß wurde der Prophet Brigham Young, des Verbrechens der Polygamie angeklagt, in Folge eines Ausspruchs der großen Jury und auf Veranlassung des Oberrichters Mac Kean, am 2. October verhaftet. Er durfte, weil er sich unwohl befand, in seiner Wohnung bleiben, in welcher er überwacht wurde. Ruhestörung erfolgte nicht, aber die Mormonen, etwa achttausend an der Zahl, hielten eine große Versammlung im Tabernakel, und Young war trotz seines Unwohlseins erschienen. Einer seiner Söhne hielt eine donnernde Rede gegen die Bundesregierung, welche die Freiheit mit Füßen trete und die Heiligen verfolge; diese aber würden die Tyrannei zu schanden machen. Der Mayor von Salt Lake City, Daniel Wells, wurde gleichfalls wegen Bigamie verhaftet, aber gegen eine Bürgschaft von 5000 Dollars freigegeben; Young sollte an einem der nächsten Tage vor Gericht erscheinen.

Wir dürfen uns, nachdem die Dinge einmal so weit gediehen sind, daß die Bundesregierung nicht mehr zurück kann, auf allerlei interessante Zwischenfälle gefaßt machen, und die wunderlichen Heiligen werden unsere Aufmerksamkeit wieder einmal in Anspruch nehmen müssen.

Es ist diesen Fanatikern bitterer und starrer Ernst mit ihrem Glauben und ihren Ueberzeugungen; sie haben bewiesen, daß sie entschlossen sind, Alles dafür einzusetzen. Sie begründen ja das „Reich Gottes" auf Erden, allen Heiligen ist der Himmel gewiß, die „Heiden" (Gentiles, die Juden würden sagen Gojim) sind von demselben ausgeschlossen. Sie sind die „einzig wahren Christen", und mit dieser Behauptung machen sie den vielen Dutzenden anderer christlichen Secten und Kirchen Concurrenz, deren jede ja die „alleinige Wahrheit" zu besitzen den Anspruch macht; sie liegen aber bekanntlich alle in Zank mit einander über ihre vermeintlichen Wahrheiten. Den Mormonen ist der sogenannte „Gott Vater" ein vervollkommneter Mensch; er hat Augen, Mund und Ohren und obendrein auch noch einen Vater, denn das steht ja so, sagen sie, in der Christenbibel, in der Offenbarung Johannis. Jeder Mensch hat die Fähigkeit, ein Planet zu werden, wenn er sich durch Gehorsam und Glauben vervollkommnet; versäumt er das, dann ist er im Himmelreiche nur zu einer untergeordneten Glorie bestimmt, „etwa zu einer Spülmagd oder zu einem Stiefelputzer".

Als Menschen sind eigentlich nur die Mormonen zu betrachten. Welche Stellung sie den Heiden zugedacht haben in „jener Welt", ergiebt sich aus dem, was einer ihrer Kirchenlichter (Kirchen-„Fürsten", wie die römische Hierarchie, haben sie nicht) drucken ließ. Er apostrophirt die Heiden, d. h. alle Menschenkinder, welche sich, obwohl höchst anmaßend und frech, auch für Christen ausgeben, in folgender Weise:

„Wenn ihr euch erträglich gut aufführt und vor allen Dingen den Heiligen keine Ungelegenheiten verursacht, dann könnt ihr vielleicht zu Küfern und Bäckern aufrücken und bei Staatsangelegenheiten am Wagen unserer Könige im Paradiese ziehen helfen. Denn die Dinge, die Bräuche und Feierlichkeiten sind dort nach dem Muster der irdischen Dinge gestaltet und werden im künftigen Aufenthalte der Götter und in der Geisterwelt fortgeführt." Ein Heiliger weiß natürlich Alles am besten.

Die Mormonen machen sich lustig über die Dogmen jener Kirchen, welche die göttliche Offenbarung seit nun länger als achtzehnhundert Jahren für abgeschlossen halten. „So armselig und erbärmlich ist unser wahrer Gott nicht; er trägt einen unberechenbaren Schatz und Vorrath von Offenbarungen in sich, die er freilich nur seinen Heiligen kund giebt. Wir unsererseits erfreuen uns unablässig solcher Offenbarungen, welche die reine göttliche Wahrheit sind, jedoch den blinden Heiden, die in der Finsterniß des Irrthums umhertappen, verborgen bleiben." Der wahre Gott Vater, das wissen die Mormonen ganz genau, weil er selber dem Propheten Joe Smith es offenbart hat, ist durch „Urgötter" verfertigt oder geschaffen worden.

Doch wir lassen diese Glaubensträumereien, die nicht wunderlicher sind als viele andere auch, bei Seite, um zwei Punkte hervorzuheben, welche in das praktische Leben eingreifen.

Die Mormonen wollen das, was sie als Reich Gottes auf Erden bezeichnen, vermittelst einer Theokratie verwirklichen, welche sie, als grimmige Bibelreiter und in der Annahme, daß die alten jüdischen Bücher wörtlich zu nehmen seien, der mosaischen Theokratie, aber mit vielen modernen Zuthaten, anzupassen suchen. Sie haben ihre Propheten; diese erhalten durch unmittelbare göttliche Einwirkung die Offenbarung dessen, was allein wahr ist. Daraus folgt, daß Niemand anders sich in ihre Angelegenheiten mischen solle. Man sieht, sie sind infallibel, wie der römische Papst, und mit derselben Logik. Aber eine kirchliche Hierarchie ist überhaupt unvereinbar mit jedem wohlgeordneten Staate, schon weil sie ausschließlich und unduldsam sich verhält; die Mormonen und die jesuitisch-römische Kirche stehen auf einerlei Boden. Brigham Young seinerseits ist auch ein unfehlbarer Papst. Wenn die europäischen Staaten die von Jesuiten geleitete römische Hierarchie dulden, so ist das ihre Sache; die nordamerikanische Republik erklärt mit Recht eine in ihrer Mitte aufgerichtete Theokratie für eine Unverträglichkeit. Sie besteht darauf, daß die allgemeinen Landesgesetze auch in Utah zur Geltung kommen.

Auch die Vielweiberei der Mormonen ist eine Unverträglichkeit. Sie rechtfertigen die Polygamie aus den Büchern des Alten Testamentes; auch im Neuen sei dieselbe nirgends verboten. Ob Abraham, ob der harfenspielende David und der Sultan Salomo nicht Lieblinge Jehova's gewesen seien? In der Vertheidigung dieser Einrichtung werden sie sehr bitter gegen die „Heiden". Bei uns, so argumentiren sie, ist die Vielweiberei eine von der Religion gebotene Einrichtung; unserm heiligen Glauben und den göttlichen Offenbarungen zufolge kann ein Weib nur ins Paradies kommen, — und wollt Ihr Heiden alle Frauen etwa außerhalb desselben lassen? — wenn dasselbe durch einen Mann in das Himmelreich eingeführt wird; es wird in den Aufenthalt der Seligen getragen, wenn es sich festhält am

Rande des weißen Gewandes (on the brim of the robe), das ein Mann trägt. Die Vielweiberei hat den Charakter des heiligen. Redet uns doch ja nicht von der Monogamie unter Euch Heiden, Ihr, die Ihr Euch Christen nennt! Giebt es unter uns Prostitutionshäuser? Habt Ihr nicht thatsächlich eine Polygamie und Polyandrie der anstößigsten Art? Sind namentlich Eure großen Städte nicht etwa Höhlen der schamlosesten Ausschweifungen? Wimmeln Eure Zeitungen nicht tagtäglich von Berichten über die schauderhaftesten Verbrechen aller Art, und ist jemals etwas Derartiges bei uns, den Vielgeschmäheten, vorgekommen? Vor Scham vergehen solltet Ihr über Eure schandhafte Lasterhaftigkeit. Wir, die wir rein und fromm sind, mögen nichts mit Euch zu schaffen haben, Ihr seid für uns Scheuel und Greuel, und Ihr seid uns doppelt verächtlich, wenn Ihr die Maske der Sittlichkeit und ehrbarer Tugend vor Euer freches Antlitz nehmt!

Manches, was die Mormonen hier sagen, ist ganz richtig und trifft zu, wird ihnen aber nichts helfen. Als religiöse Schwärmer vergessen sie, daß für Theokratie und Vielweiberei als staatlichen oder religiösen Einrichtungen in der Gesellschaft der civilisirten Völker kein Raum ist. Es war gewiß ein richtiger Instinct, welcher vor etwa zehn Jahren einem der ihrigen den Gedanken eingab, den künftigen Zusammenstoß mit den Heiden ein- für allemal zu vermeiden und das Reich Gottes auf irgend einer Insel oder einer ganzen Eilandgruppe in der Südsee aufzurichten. Vielleicht bleibt jetzt, da die Krisis zum Nachtheile der Mormonen ausschlagen muß, ihnen nichts Anderes übrig, als das große Tabernakel, welches sie im Neuen Zion erbaut haben, zu verlassen und irgendwo ein Asyl zu suchen.

Sie sind ohnehin an Verfolgungen und an das unstäte Wandern gewöhnt. Werfen wir einen Blick auf die Schicksale, welche sie im Verlaufe von etwa vier Jahrzehnten erfahren haben.

Der Schatzgräber und Prophet Joseph Smith erhielt die ersten Eingebungen vom Engel Moroni 1823; dieser gab ihm die goldenen Platten, auf welche das Buch Mormon eingegraben war. Niemand hat sie gesehen, aber der Prophet konnte die geheimnißvolle Schrift lesen, weil der Engel ihm heilige Brillen aus dem Himmelreiche mitgebracht hatte. Die Mormonenbibel als „Gottes Wort“ wurde gedruckt; sie ist Richtschnur für die Heiligen, welche im Jahre 1830 ihre Kirche zu Kirtland in Ohio gründeten. Dort begannen sie einen Tempel zu bauen, der jedoch unvollendet blieb, denn Gott der Herr offenbarte dem Propheten, daß das Neue Jerusalem im Staate Missouri erstehen solle; dort werde man es nach einem Plane errichten, der vom Himmel herabkomme. Denn nicht in der sogenannten Alten Welt lag das Paradies, in welchem Adam aus einem Lehmklumpen in einen Menschen verwandelt wurde, sondern in Jackson County. Dort sah denn auch der Prophet Joseph mit eigenen Augen, ohne die heiligen Himmelsbrillen, den Altar, auf welchem der erste Mensch seinem Gott Opfer dargebracht.

Joseph Smith legte dann den Grundstein zum Tempel des Herrn genau auf der Stelle, wo Adam seinen Kindern den Segen ertheilt hatte. Inzwischen waren viele Anhänger der neuen und wahren Heilslehre aus den Vereinigten Staaten, England und Canada herbeigeströmt. Aber sie konnten sich mit den Heiden nicht vertragen; die Heiligen hatten erklärt, daß sie jene als unreine Wesen betrachteten, denen der geweihete Boden des Zion in Eden nicht gehören dürfe; dieses sei von Gott den wahren Gläubigen versprochen worden; darüber sei eine Offenbarung erfolgt. An diese wollten die gottlosen Missourier nicht glauben; sie beschlossen, solche anmaßenden Heiligen auszuräuchern. Bei einer Wahl kam es zu blutigen Schlägereien; die Missourier boten 5000 Mann Milizen auf und jagten den Propheten sammt allen seinen Anhängern fort über den Mississippi.

Das Neue Zion sollte nun im Staate Illinois gegründet werden; derselbe war die dritte „Leidensstation“ der Märtyrer des wahren Glaubens und der Lieblinge Gottes, welcher ihnen allerdings schwere Prüfungen auferlegte. Diese jedoch dienten ihnen lediglich zur Aufmunterung; sie gingen frisch ans Werk, um abermals ein Neues Zion zu gründen. Die Stadt Nauvoo, welche sie 1840 erbaueten, wurde ihre heilige Stätte, an welcher sie einen weithin sichtbaren Tempel aufführten; binnen drei Jahren hatten sie die Umgegend weit und breit in einen blühenden Garten umgewandelt. Aber es erging ihnen in Illinois wie in Missouri; sie geriethen in unablässige Reibungen mit den Heiden, welche den Propheten sammt seinem Bruder Hiram zu Carthago einsperrten, weil er ein Hochverräther sei. Eine aufgeregte Volksmenge stürmte das Gefängniß und ermordete den Seher Gottes, der mit hohen Dingen umgegangen war und verkündet hatte, daß er einst Präsident der Vereinigten Staaten werden müsse. Diese Offenbarung ist nicht eingetroffen.

Der Prophetenmantel fiel auf die Schultern Brigham Young's, dessen Seele fortan mit Sehergabe erfüllt war. Diese sagte ihm, daß die Heiligen Gottes, gleich den Israeliten, sich in die Wüste zurückziehen müßten, um erprobt zu werden durch Gefahren und Heimsuchungen. Und so zog Gottes Volk fürbaß und es begann jener Auszug der Mormonen, der kaum seines Gleichen in der Geschichte hat. Sie ließen Gut und Habe im Stiche, wanderten Hunderte von Meilen weit über die Prairien im strengen Winter, hielten Rast in fliegenden Dörfern, welche sie aus Zelten aufbaueten, oder gruben sich zum Schutz gegen eisig kalten Sturm Erdlöcher, überschritten die Pässe der Felsengebirge, litten Hunger und Mühsal der beschwerlichsten Art. Aber sie blieben fest im Glauben; jeder betrachtete sich als einen heiligen Märtyrer. Am 24. Juli 1847 erblickte Brigham Young den hellen Spiegel des großen Salzsees in der Einöde des großen obercalifornischen Binnenbeckens, und noch bevor das Jahr in den Schooß der Zeiten hinabgerollt war, beteten in der neuen Heimath mehr als 6000 Heilige zu ihrem Gotte, und sangen Jubelhymnen zu seiner Ehre. Die Heiligen gründeten in Deseret, dem „Staate der Honigbiene“, abermals ein Reich des Herrn, dem sie ein Tabernakel erbaueten im Neuen Zion, in der Stadt Neu-Jerusalem, welche von den Heiden als Great Salt Lake City bezeichnet wird.

Aber ihr Gott führte sie doch in allerlei Jammer hinein. Als sie an den Großen See kamen, der einst als Timpanogos bezeichnet wurde und von welchem Alexander v. Humboldt seltsamerweise seine Azteken eine durchaus fabelhafte Wanderung nach Süden antreten ließ, war jene Region ein zu Mexico gehörendes Gebiet. Dort glaubten die Heiligen sicher zu sein und ihr Gottesreich aufrichten zu können. Aber in Folge des Krieges mit Mexico fielen Californien und das große Binnenbecken an die Vereinigten Staaten. Bald begann auch die mächtige Karawanenwanderung von Osten nach Californien, dessen Goldgruben viele Tausende von Menschen nach den Gestaden des Großen Oceans lockten. Für jene, welche über Land zogen, waren die Ansiedelungen der Mormonen Rastplätze, an denen man sich mit Lebensmitteln versorgte. Die Heiligen, welche sich von der Außenwelt hatten abscheiden wollen, sahen sich wieder in das unruhige Treiben der Heiden hineingezogen, deren Manche mitten unter ihnen blieben und sich häuslich einrichteten. Sie sahen solche Gäste ungern, konnten ihnen aber die Niederlassung nicht verwehren, denn die Republik der Vereinigten Staaten war und ist Souverän des Landes.

Manches Jahr hindurch ist Brigham Young zugleich

Papst und weltlicher Gouverneur gewesen; die Heiligen bildeten die Mehrzahl im Gebiet und gehorchten ihm, während die Nichtmormonen dem von Washington geschickten Gouverneur und den Bundesbehörden untergeben waren. Die Mormonen trotzten unter Präsident Buchanan vor nun zwölf Jahren auch mit den Waffen. Man wagte nicht sie ernstlich anzutasten, und so blieb der Dualismus bis auf diesen Tag bestehen. Im Jahre 1870 hatte das Territorium Utah 87,000 Bewohner, die zu nicht geringem Theil Heiden sind. Die Eröffnung der großen Pacificbahn, mit welcher die Stadt am Salzsee durch einen Schienenweg verbunden ist, der bei Ogden anschließt, wirkt zersetzend auf die Zustände unter den Heiligen, unter welchen ohnehin eine Spaltung entstanden ist. Viele sind der Theokratie satt und müde, andere verurtheilen die Polygamie.

Die Washingtoner Bundesregierung glaubt nun den rechten Zeitpunkt gekommen, den Gesetzen der Vereinigten Staaten Achtung verschaffen zu können, und sie geht dabei ganz legal zu Werke, indem sie Mormonen, welche notorisch Polygamisten sind, als Uebertreter des Gesetzes vor Gericht stellt. Dieses wird sein Urtheil fällen, dessen Vollstreckung im Nothfalle durch die bewaffnete Macht erzwungen werden soll. Die nächste Zeit wird lehren, ob die Mormonen sich fügen oder zu den Waffen greifen.

Capitän Karl Koldewey über die Fahrten im Polarmeere 1871.

Das Gaukelbild eines „offenen Polarmeeres" spielt wieder einmal eine Rolle. Von Gotha aus wird aller Welt mit beneidenswerther Zuversichtlichkeit verkündigt, daß es nun gefunden worden sei, — weil zwei Entdeckungsreisende für „wahrscheinlich" halten, es sei vorhanden. Wenn wir solche Dinge lesen, erinnern wir uns jedesmal an die bekannte Stelle im Hamlet, wo es heißt: „es ist hier, es ist da, es ist fort."

Wir unsererseits wollen noch einmal, wie schon oft, betonen, daß wir allen Versicherungen von dem Vorhandensein eines offenen Polarmeeres nicht die mindeste Bedeutung beilegen. Wir wollen an dasselbe glauben, sobald es gefunden worden ist, sobald irgend Jemand dasselbe befahren hat, also an die Stelle der Fata morgana, mit welcher so viel Spielerei getrieben wird, eine Wirklichkeit getreten ist. Physikalische Gründe und Vermuthungen für und wider sind in Menge angegeben worden, und die Controverse nimmt ihren Fortgang. Fest steht jedoch: Das offene Polarmeer ist eine unbekannte Größe. Niemand hat es gesehen; was die Seefahrer gesehen haben, das sind lediglich Waken, mehr oder weniger große Wasserlöcher, Polynien, wie die Russen sagen, weiter nichts. Diese Wasserlöcher im Eisoceane sind aber nicht constant, sie verschieben sich, wie ein großer Theil des Eises im hohen Norden überhaupt. Und wenn nun Jemand in einer Gegend, wo frühere Seefahrer auf Eisschranken stießen, welche ihnen weiteres Vordringen verwehrten, offene Wasserstellen von großem Umfange findet, so ist es doch zum Mindesten kühn, aus solch einer großen Wake den Schluß ziehen zu wollen, daß das offene Polarmeer vorhanden sei. Es liefe auf eine bloße Phantasie hinaus, wenn man z. B. offenes Wasser bei Nowaja Semlja (das vom 60. Grad östlicher Länge durchschnitten wird) gefunden hat, ohne Weiteres folgern zu wollen, daß nun auch weiter nach Osten hin, bis 180° O., offenes Wasser und das offene Polarmeer vorhanden sei; Polynien bilden ein solches nicht; der Ocean im Norden Sibiriens starrt nach wie vor von Eis, und das wird auch ferner der Fall sein. Der vielgerühmte regelmäßige Seeweg von Westen bis zu den neusibirischen Inseln und zur „Mammuthküste", von welcher so viel Elfenbein in den Welthandel kommen sollte, hat sich gleichfalls als ein Nebelbild erwiesen, wie jeder ruhig Denkende von Anfang an wußte. Nun schweigt man längst gern davon. —

Die Herren Weyprecht und Payer haben bekanntlich 1871 eine „Vorexpedition zur Untersuchung des Meeres zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja unternommen, welcher im nächsten Jahre eine größere Unternehmung folgen soll." Sie melden: „Es tritt die Entdeckung eines ausgedehnten offenen Polarmeeres an die Stelle eines für völlig unschiffbar gehaltenen Gebietes, in welchem die Russen, die Schweden und auch die deutsche Expedition von 1868 sich vergeblich bestrebten, auch nur in den südlichsten Theil desselben einzudringen. Dieses Ergebniß ist geeignet, der gesammten Polarfrage eine andere Wendung zu geben und eine neue vielversprechende Basis zur Erreichung des Poles zu schaffen."

So sagt Herr Payer. Es geht daraus hervor, daß er eine große offene Wasserstelle dort fand, wo die Russen, Schweden und die deutsche Expedition auf Eisschranken stießen, daß also das Eis sich verschoben hatte oder zeitweilig verschwunden war. Es wird sich zeigen, ob bei der Expedition von 1872 in derselben Jahreszeit Wasser und Eis dort wieder in derselben Lage gefunden werden, wie 1871. Aber sofort von einer Basis, noch dazu von einer vielversprechenden, zur Erreichung des Poles zu reden, ist offenbar voreilig.

Es macht überhaupt einen unangenehmen Eindruck, wenn uns so viel und immer wieder in Aussicht gestellt wird, daß da oder dort abermals Möglichkeit oder Anschein zur Lösung großer Probleme vorhanden sei. Da dieselben bis heute allemal ungelöst geblieben sind, so sollte man die Muthmaßungen lieber bei Seite lassen; sie sind ja doch überhaupt weiter nichts als Ansichten dieses oder jenes Individuums und von lediglich subjectiver Bedeutung.

Ernst und Eifer, Muth und Ausdauer der Entdecker, welche sich in das Eismeer wagen, sind in hohem Grade preiswürdig und, wahrhaftig, die Anerkennung wird ihnen von Niemand versagt. Triumphator aber wird nur sein, wer das offene Polarmeer, nicht bloß große Wasserlöcher, wirklich gefunden, sodann der, welcher den Pol in der That erreicht hat.

Ueber „die neuesten Entdeckungen im Nordmeere" bringt die „Hansa, Zeitschrift für Seewesen", welche zu Hamburg erscheint, unterm 5. November einen Aufsatz von Capitän Koldewey. Wir haben vor diesem vortrefflichen Schiffer die größte Hochachtung; er ist ein muthiger Mann der That, intelligent, von umfassender nautischer Bildung, und er hat während seiner beiden Fahrten im Polarmeere gezeigt, was er zu leisten vermag. Er verfährt schlicht, sophistisirt nicht, nimmt die Thatsachen wie sie sind und geht den Dingen auf den Grund. Es ist auch hervorzuheben, daß er sich

von allen Phantastereien fernhält; er hat keine vorgefaßten Meinungen und braucht sich nicht hin und her zu winden oder Dinge, die etwa nicht passen, zu verschweigen. Auf das Urtheil eines so vielerfahrenen praktischen Seemannes legt man überall mit vollem Rechte großen Werth. Wir wollen ihn hören*).

* * *

„Noch brieflichen und mündlichen Mittheilungen, wie ouch nach verschiedenen Zeitungsberichten aus Norwegen, läßt sich allmälig, wenn auch noch in rohen Umrissen, übersehen, was für neue Entdeckungen und wissenschaftliche Forschungen in dem Meere zwischen Novaja-Semlja und Spitzbergen und auf beiden Ländern in diesem Jahre von den verschiedenen dort thätig gewesenen Schiffen gemacht worden sind, und es läßt sich einigermaßen beurtheilen, in wie weit die enthusiastischen Schlußfolgerungen, die von einigen Seiten daraus gezogen worden sind, Berechtigung verdienen.

Bekanntlich wurde die „Germonia", der Dampfer der zweiten deutschen Nordpolexpedition von Herrn Rosenthal in Bremerhafen zu einer Fahrt nach dem Obi gechortert. Der Dampfer hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und trotz aller Anstrengung gelang es bis Anfang September nicht, weder durch die Matoschkin-schor noch durch die Karastraße, noch durch die Jugorstraße in das karische Meer einzudringen; dasselbe war, von den bezeichneten Stellen ous gesehen, mit undurchdringlichem Eise gesperrt. Mon mußte schließlich nach Bruch der Schraube und Verlust eines Ankers alle weiteren Versuche oufgeben, ohne das vorgesteckte Ziel ouch nur onnähernd erreicht zu haben. Geographische Entdeckungen wurden nicht gemocht, doch sind einige Küstenaufnahmen bei Motoschkin-schar, so wie ouch Beobachtungen über die dort herrschenden Strömungen von Werth, und die umfongreichen zoologischen und botonischen Sammlungen des Herrn von Heuglin on der sibirischen Küste und auf Novajo-Semlja werden einen weitern Beitrog zur Kenntniß jenes Landes liefern.

Später scheint das karische Meer freier von Eis gewesen zu sein; denn der Norweger Mack und einige andere haben dasselbe befohren, wie weit, geht noch nicht ous den bisherigen Nochrichten hervor, doch scheint es, als ob das Meer bis in die Nähe der weißen Insel und weiter nach Norden ziemlich eisfrei geworden ist. Mock telegrophirte on Prof. Mohn in Christiania: „81° N. Br. 11° O. Lg. von Greenwich; dos karische Meer durchsegelt, Jugorstraße passirt, die Ostküste mappirt". Es verdient hier bemerkt zu werden, daß in dem Telegromm, welches Dr. Petermann hierüber on verschiedene Zeitungen sandte, die Angabe der 11° O. Lg. (bekanntlich ein Meridion, welcher die Westküste von Spitzbergen berührt) fehlt, wodurch, do die Angabe der Durchsegelung des karischen Meeres vorongestellt war, es den Anschein erhielt, ols ob Mack in der Nähe von Novajo-Semlja 81° N. erreicht hätte, wos ollerdings etwas gonz außerordentliches gewesen wäre.

Weiter liegt ein Bericht von Capt. Tobiesen, einem ondern norwegischen Fischer vor, der ebenfalls an Prof. Mohn seine Beobachtungen sendet. Tobiesen hat die Westküste von Novaja-Semlja bis on den nördlichsten Punkt (Cap Nassau?! [— oder Eis-Cap? —]) und darouf das Meer zwischen Novajo-Semlja und Spitzbergen besegelt. Er erreichte am 11. August 78° 8′ N. Br. in 42° Oestl. Länge, hot darauf die Hopeinsel besucht und ihre Loge, die in den bisherigen Karten sehr fehlerhaft ongegeben wor, genauer bestimmt. Die Beobachtungen dieser beiden Männer über Temperoturen der Luft und des Meeres, wie ouch über die Eisverhältnisse sind, nomentlich in Verbindung mit anderen von schätzbarem Werthe zur Aufklärung der durch den Zusammenstoß einer großen warmen Strömung mit dem Polareise interessonten Gegend.

Endlich ols letzte, doch nicht geringste Fahrt noch jener Gegend ist die der Herren Payer und Weyprecht zu erwähnen, deren Beobachtungen und Sommlungen als mit guten Instrumenten und secundum ortem angestellt, ohne Zweifel den größten wissenschaftlichen Werth hoben. Die Herren versuchten zu Anfang August vergebens, im Süden von Spitzbergen durch dos Wijde-Jans-Water hindurch noch dem noch immer etwas sagenhaften Gillislonde vorzudringen und mußten schließlich diesen Versuch, nach etwa 14tägigen Kämpfen mit dem Eise, ols unausführbar aufgeben, nicht ohne indeß an einigen Stellen S.O. Spitzbergens gelandet zu sein. Man ging jetzt weiter östlich; die Hopeinsel wurde aufgenommen, man durchsegelte das Meer unter dem 78. Breitenporallel bis etwa 60° O. Länge und erreichte die höchste Breite von 78° 50′ N. in 43° O. Dos Eis war hier dünn und lose, so daß nach Weyprechts Aussage ein für Ueberwinterung *) ausgerüsteter Dompfer wohl noch weiter hätte vordringen können. Die Durchbrechung eines Treibeisgürtels und dann die Entdeckung eines offenen Polormeeres, wie Dr. Petermann berichtete, hat nicht stattgefunden, sondern es ist einfach bis so und so weit offenes Wosser und donn Eis, wenn ouch kleines Eis, getroffen worden. In dieses Eis hot man der vorgerückten Jahreszeit und ungenügenden Ausrüstung wegen nicht weiter eindringen können; neues Land wurde nicht gesichtet und entdeckt.

Von den Resultaten dieser Fahrt sind besonders ols sehr werthvoll die Lothungen mit Heraufbringung von Grundproben, die Temperaturmessungen des Wassers, sowohl on der Oberfläche als ouch in der Tiefe hervorzuheben, do dieselben jedenfalls om meisten dazu dienen werden, die Verhältnisse jener Gegend oufzuklären und zu weiteren Schlüssen einen Anhalt zu geben. Fossen wir sämmtliche Expeditionen zusommen, so ergiebt sich darous, daß das Eis im Frühsommer dieses Jahres bei Novojo-Semlja und Spitzbergen sehr mossenhoft angetroffen worden, gegen den Herbst hin aber beträchtlich nach Norden zurückgewichen ist, so daß sich bis 79° N. offenes Wasser befunden hat. Lieutenont Weyprecht fügt hinzu, daß die Oberfläche des Meeres nördlich von Novaja-Semlja noch gegen 4° betrogen habe. Es wird darous und ous dem losen und dünnen Eise der Schluß gezogen, doß mit einem Dompfer im Herbste eine Schifffahrt noch dem Nordcop Sibiriens und vielleicht weiter zu den neusibirischen Inseln ausführbar sein möge. Dr. Petermann geht sogar noch weiter und hält dos offene Polormeer um den Pol herum nun für eine erwiesene Thatsoche. — Wir theilen diesen Enthusiasmus nicht und zwar aus folgenden Gründen.

Die Hauptmasse der warmen ous den Aequotorialgegenden nach Norden strömenden Gewässer wendet sich, wie Beobachtungen gezeigt haben, zwischen der Bäreninsel und dem Nordcap hindurch gegen Novajo-Semlja und ergießt sich hier zwischen dieser Insel und Spitzbergen in das Polarmeer. Doß man trotzdem hier nicht so weit gegen Norden hat vordringen können, wie im Westen von Spitzbergen, wo nur ein Nebenorm der wormen Strömung hinauffließt, hot ougenscheinlich seinen Grund in den Bodenverhältnissen des Meeres. Noch den neuesten Lothungen der Schweden befindet sich im Westen von Spitzbergen ein sehr tiefes Meer und der warme Strom, noch dozu durch die entgegenkommenden kalten Gewässer hart an die Küste gedrängt, muß an Tiefe erobern, wos er an Breite ver-

*) Wir möchten die Leser ersuchen, eine Karte zur Hand zu nehmen, wo möglich die Chart of the World von Hermann Berghaus (Gotha, bei Justus Perthes), die wir nicht dringend genug empfehlen können. Sie gewährt namentlich auch in Betreff des nördlichen Polarmeeres eine ganz vortreffliche Uebersicht, und zeigt überall bis in die Einzelnheiten den Stand des Eises. Auch die in Koldewey's Aufsatz erwähnten Meeresstraßen und Inseln sind verzeichnet.

*) Wo? Doch nicht in offener See! Sodann die dort gesehenen zahlreichen Walfische sind die wegen ihrer Wildheit gefürchteten, wegen Magerkeit nicht gesuchten Finnfische.

Redaction der „Hansa".

lirt. Da nun nach den neuesten Forschungen von Karsten, Rosetti, Despretz und anderen es außer Zweifel feststeht, daß das Meerwasser sein Dichtigkeitsmaximum unter 0° hat, welches Gesetz durch die Tiefentemperaturmessungen, wie K. Zöppritz in einer Abhandlung über das Verhalten des Meerwassers in der Nähe des Gefrierpunktes und die Statik der Polarmeere (in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie) klar erwiesen hat, vollkommen seine Bestätigung findet; so wird das an der Oberfläche sich erkältende Wasser immer wieder durch wärmeres von unten auf ersetzt und auf diese Weise weit nach Norden hin über den Gefrierpunkt erhalten.

Ganz anders ist es zwischen Novaja-Semlja und Spitzbergen, wo das Meer, wie auch die Lothungen Weyprecht's hauptsächlich erwiesen haben, ganz bedeutend bis unter 100 Faden abflacht. Hier muß also das warme Wasser an Breite gewinnen, was dasselbe an Tiefe verliert, und sich dadurch um so rascher abkühlen. Im Frühjahr und Frühsommer wird sich das Eis also weiter nach Süden vorgeschoben finden, als an der Westseite von Spitzbergen; gegen den Spätsommer aber, wo die Mitteltemperatur der Luft einige Grade über dem Nullpunkte ist, wird diese, verbunden mit der warmen Strömung und der geringen Tiefe des Meeres, bewirken, daß dann eine rasche Zersetzung des Eises stattfindet. Man wird einige Grade weiter nach Norden vordringen können, und das Eis wird an der Kante klein und lose sein. Selbst bei dieser höchsten Erwärmung der Gewässer wird von Weyprecht berichtet von 79° an Eis, wenn auch klein, doch immerhin Eis, und wenn ein Dampfer es auch vermöchte, noch einige Meilen weiter in diesem Eise vorzudringen, so widerspräche es dem oben angeführten Naturgesetze, welches nicht gestattet, daß sich Wasser von + 2° b. 3° längere Zeit unter Eismassen fortwälzt, doch gänzlich, wollte man schließen, das Eis würde beim weiteren Vordringen gegen Norden loser statt dichter. Nach mündlichen Aussagen von Lieutenant Weyprecht deuten alle Anzeichen (er führt außer der auffälligen Abflachung des Meeres noch andere an) auf ein größeres Land gegen Norden. Dadurch wäre dann erst recht die Abwesenheit des schweren Eises erklärt und der schlagendste Beweis wider ein offenes Polarmeer geliefert. Die von den Schweden und der deutschen Expedition im Jahre 1868 unter 79° gesehene Landspitze wäre vielleicht der südwestlichste Ausläufer dieses Landes.

Nach diesen Erörterungen ist es einleuchtend, daß, so sehr wir auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der diesjährigen Nordfahrten mit Freuden begrüßen, doch von der Entdeckung eines offenen Polarmeeres bei ruhiger Ueberlegung nicht wohl die Rede sein kann, und bis die Fahrt nach den neusibirischen Inseln, vom Pol gar nicht zu reden, nicht thatsächlich ausgeführt ist, halten wir die Möglichkeit zum mindesten für sehr unwahrscheinlich. Eine tüchtig ausgerüstete Expedition mit Dampfkraft würde, wenn dieselbe auch durch Entdeckung des vermutheten Landes erfolgreich wäre, wahrscheinlich alle Illusionen in Bezug hierauf zerstören, dann würde Herr Dr. Petermann, der von Ostgrönland bis zum Karameere im Laufe der Jahre schon alle möglichen Vorschläge zur Erreichung des offenen Polarmeeres gemacht hat, vielleicht seine Zuflucht zum Luftballon nehmen müssen."

Aus allen Erdtheilen.

Die Staatsveränderung in Japan.

Wir erwähnten jüngst, daß in Japan in Betreff des Staatswesens eine tief eingreifende Maßregel von Seiten des Mikado beschlossen worden sei. Ein kaiserliches Decret hat verkündigt, daß die Daimios ihre Würde niederlegen sollen und daß ihre großen politischen Privilegien aufhören müssen. Wir fanden darüber in nordamerikanischen Blättern vorerst nur einige Notizen; jetzt bringt die „Allgemeine Zeitung" (vom 1. November) eine Correspondenz aus Yeddo vom 10. September, welche uns einen Einblick in die Lage der Dinge gestattet und die wir unseren Spalten einzuverleiben nicht umhin können. Wenn sich, so heißt es, Alles so entwickele, wie in Aussicht gestellt wird, dann stehe Japan am Vorabend einer politischen und socialen Reform von der größten Wichtigkeit.

„Es ist diesmal wirklich wahr, daß — bis jetzt zwar nur nominell — sämmtliche Fürsten ihre Würde niedergelegt haben, und vom neunten Monat des japanischen Jahres an, d. h. etwa von Ende Octobers, ihren Wohnsitz als einfache Privatleute in Yeddo nehmen werden. Sie behalten ein Zehntel ihrer früheren Landeseinkünfte, während die übrigen neun Zehntel der Centralregierung in Yeddo zufallen sollen. Die Regierung wird neue Provinzgouverneure ernennen, welche bloße Beamte der Centralregierung sein werden. Sie wird dieselben aus den früheren Fürstenfamilien nehmen, oder auch nicht, nach ihrem Belieben. Auch ist nicht gesagt, daß die bisherige Provinzialeintheilung dieselbe bleiben wird.

Hand in Hand mit dieser politischen Umgestaltung geht eine andere, vielleicht noch wichtigere, sociale Reform. In den nächsten fünf Jahren sollen nämlich alle Samurai (die Classe der zwei Schwerter Tragenden), welche bis jetzt von den Fürsten und Großen unterhalten werden mußten, entlassen werden. Nach einigen Berichten werden sie bis dahin nur ihren gewöhnlichen Gehalt beziehen, nach anderen aber eine bestimmte Summe als Ablösung ihrer Rechte empfangen. Nach Ablauf der fünf Jahre haben sie für sich selbst zu sorgen, als Bauern, Handwerker, Kaufleute u. s. w.; nur die besseren sollen zu den wirklichen Beamtenstellen herangezogen werden. Auch soll künftighin — was früher nur ganz ausnahmsweise der Fall war — Jedermann die Würde eines Jakunin, d. h. wörtlich eines Mannes, der ein Amt hat, bekleiden können. Zugleich soll eine Art allgemeiner Militärpflicht eingeführt werden. Schon während des letzten Bürgerkrieges wurden viele Recruten aus den unteren Ständen genommen, und in Kischiu, wo ein Bückeburger, Hr. Köppen, das Heerwesen nach preußischem Muster aufs Vortrefflichste organisirt hat, ist die allgemeine Militärpflicht bereits eingeführt. Dort befinden sich auch Bauern unter den Offizieren der Armee, und selbst einige der höchsten Regierungsstellen sind von Bauern bekleidet. Vielleicht um die Schwerttragenden an ihre spätere Stellung zu gewöhnen und sie zu veranlassen, schon jetzt, wenn möglich, in die Reihen der gewöhnlichen Sterblichen einzutreten, ist ihnen vorläufig gestattet worden, auch ohne Schwerter auszugehen, und in Yeddo machen nicht wenige hiervon Gebrauch.

Es ist nicht nöthig, die politische und sociale Wichtigkeit der erwähnten Reformen hervorzuheben. Sie würden in der That als ein bewundernswerther Fortschritt bezeichnet werden müssen, und unzweifelhaft eine Reihe anderer Reformen, das Niederlassungsrecht, die Gewerbegesetzgebung u. s. w. betreffend, nach sich ziehen. Leider lassen sich gegründete Zweifel darüber erheben, daß sie wirklich werden durchgeführt werden. Der Stammesparticularismus ist in Japan eben so stark gewesen wie irgendwo; die Geschichte des Landes bis zur Begründung des Taikunats weist eine fast ununterbrochene Reihe von Bürgerkriegen nach; und die letzten Jahre haben gezeigt, daß sie noch nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Auch ist es schwer, anzunehmen, daß die besondere Classe, welche bis dahin allein über die Einkünfte der Provinzen verfügt hat, in patriotischer

Uneigennützigkeit alle diese Vortheile ohne Widerstand aufgeben wird. Zwar ist es wahr, daß ein Befehl des Mikado fast wie ein göttliches Gebot angesehen wird; aber das hat in früheren Zeiten so wenig wie in den letzten Jahren einen Fürsten verhindert, Krieg gegen die Regierung anzufangen, immer unter dem Vorwande: der Mikado sei in der Gewalt seiner Feinde und habe seinen freien Willen nicht mehr.

Auf der andern Seite läßt sich nicht verkennen, daß die Schwierigkeiten, die japanischen Provinzen unter einer Centralregierung zu vereinigen, weit geringer sind, als sie etwa gewesen sind, um Deutschland wieder zu einem Reiche zu machen. Die Fürsten waren nominell immer die Vasallen des Mikado gewesen, erhielten Titel von ihm und besaßen also nicht, wie die deutschen Fürsten, das Prestige der Souverainetät; dagegen ist und bleibt der Mikado immer der „Tenschi", der Sohn des Himmels. Auch ist unter den Fürsten keine Persönlichkeit von Bedeutung; während der zwei oder drei Jahrhunderte, wo die Taikune mit starker Hand das Land regierten, wußten sie gefährliche Fürsten immer zu beseitigen, und es ist nach und nach dahin gekommen, daß die heutigen Großen des Landes meistens entweder Freunde des schönen Geschlechts oder der Wissenschaft sind, mit der Politik aber wenig zu schaffen haben. Die eigentlichen handelnden Personen sind die gescheidten Köpfe der verschiedenen Stämme, häufig Verwandte der Fürsten. Es ist nun möglich, daß die besten unter ihnen begriffen haben, wie Japan unter der bisherigen Zerfahrenheit sich politisch und finanziell ruiniren müßte. Ihnen kann es auch nicht schwer werden, die anderen weniger hellen Köpfe ihrer verschiedenen Provinzen davon zu überzeugen, daß sie unter einer Centralregierung weit mehr persönliche Vortheile genießen würden als jetzt. Und da nun eine Herde ohne Führer nicht zu fürchten ist, so wäre es möglich, daß der unzufriedene große Haufen auch nicht viel ausrichten könnte. Manche Fürsten würden mit ihrer neuen Stellung sehr zufrieden sein, da sie, mit den rein persönlichen Einkünften, welche ihnen bleiben sollen, ein viel bequemeres Leben als bisher führen können. Dies ist wenigstens, wie man hier und da hört, der Fall mit den kleineren. Was die mächtigeren Fürsten betrifft, z. B. Kanga und Mito, so sind ihre Stämme dermaßen unter einander selbst in Parteien geschieden, daß von ihnen kein Widerstand zu besorgen ist. Die vier thatkräftigsten Stämme, Satsuma, Hizen, Tosa und Tschioschiu, sind aber gerade diejenigen, welche augenblicklich das ganze Regierungsheft in Händen haben, und die obige Reform gemeinschaftlich ins Werk setzen. Was nun auch der schließliche Ausgang sein wird, wenn sich auch die Großen unter einander nicht beißen und an ihrer Stellung factisch kaum etwas geändert wird, so wird doch eine Menge der kleineren Fürstenthümer oder Grafschaften aufhören, und die Centralregierung in Yeddo eine ungleich größere Gewalt als bisher in die Hände bekommen. Vielleicht ist dies der eigentliche Zweck der Regierung, besonders da die meisten kleineren Fürsten Freunde der Taikun-Familie sind. — Was die in fünf Jahren zu bewerkstelligende Ablösung der Samurai betrifft, so fragt es sich, ob die finanziellen Mittel der Regierung ausreichen werden. Viele Samurai sind sehr damit zufrieden, da es ihnen nun erlaubt sein wird, als Bauern u. s. w. auf eigenen Füßen zu stehen, und ein viel besseres Leben zu führen, als mit dem kläglichen Lohn, welchen sie gewöhnlich beziehen."

Richard Brenner.

Der unternehmende Reisende ist von seinem Schiffszuge, welchen er von Triest aus in der „Marietta" nach den ostafrikanischen Gewässern, dem persischen Golf ꝛc. unternahm, glücklich nach seiner Heimath Merseburg zurückgekehrt. Er schreibt uns, daß er zwar sehr befriedigt von den Resultaten seiner Reise, „aber recht elend" sei. Wir hören, daß auch Georg Schweinfurth, der von seinem dreijährigen Aufenthalte in den Ländern der Niam Niam jüngst zurückkam, seine Gesundheit angegriffen fühlt und den Winter über in Italien verweilen will.

Brenner hat sich auf seinen ostafrikanischen Reisen als einen höchst intelligenten Mann der That bewährt. Es kam ihm dann darauf an, seine Erfahrungen auch für die Interessen des deutschen Handels fruchtbar zu machen, namentlich für Triest, das ja auf die Levante und seit Eröffnung des Suezcanals auch auf die ostafrikanischen und indischen Gewässer angewiesen ist. Er hatte sich bei seinem jüngsten Unternehmen die Aufgabe gestellt, in kaufmännischer Weise greifbare Beweise dafür beizubringen, „daß das reiche Ostafrika dem Handel wirklich eine große und lohnende Aussicht eröffnet". Es ist ihm gelungen, seine Expedition in einer wenig auffallenden und wenig kostspieligen Weise seinem Plane gemäß durchzuführen, und auf Grund seines Beispiels hat sich bereits ein regelmäßiger kaufmännischer Verkehr mit jenen Ländern, durch den Suezcanal, entwickelt. Er schreibt uns: „Sie werden verstehen, weshalb ich keine Veranlassung haben konnte, die Aufmerksamkeit auf meine Bemühungen zu lenken, weil England die Länder am indischen Ocean als seine Handelsdomäne betrachtet und jedem derartigen Unternehmen notorisch in der eifersüchtigsten Weise in den Weg tritt."

Das Letztere ist eine Thatsache, die Jeder kennt, welcher mit den handelsgeographischen und handelspolitischen Verhältnissen jener Gegend bekannt ist.

Die österreichische Regierung hat Herrn Richard Brenner zu ihrem Consul in Aden ernannt; derselbe wird schon im Februar 1872 an seine Bestimmung abgehen und dort einen Wirkungskreis finden, welcher mit seinem bisherigen in unmittelbarem Zusammenhange steht. Ohne Zweifel wird er von Aden aus Wanderungen nicht bloß nach dem Hadramaut unternehmen, über welches wir durch die Herren v. Wrede, Baron Maltzan und Munzinger Kunde haben, sondern auch nach der afrikanischen Küste in das Land der Somali, über welches wir durch Richard Burton so manche interessante Nachricht bekamen.

Wir haben die erfreuliche Zusicherung, daß Herr R. Brenner Berichte auch über die von ihm beabsichtigten Forschungsreisen unserm „Globus" zuwenden wird. Wir sind in den Stand gesetzt, demnächst Mittheilungen über seine Fahrten im persischen Golfe zu veröffentlichen, insbesondere über Maskat in Oman, das in seiner Stellung einerseits zu den Wahhabis, von denen es bedrängt wird, andererseits zu den Engländern einen wichtigen Factor im Oriente bildet. Auch Schilderungen über die Somali aus Brenner's Feder werden wir demnächst veröffentlichen.

Die Volksmenge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Endlich sind, nach mancherlei Berichtigungen und Verbesserungen, die Ziffern der Volkszählung von 1870 („der neunte Census") definitiv festgestellt worden. Sie sind geringer als man allgemein annahm; Manche verstiegen sich so hoch, daß sie ein Ergebniß von 42,000,000 Seelen erwarteten. Diese Annahme war durchaus nicht gerechtfertigt. Der lange Krieg zur Unterjochung der Südstaaten hat mehr als einer halben Million Männer, die zumeist im besten Alter standen, Leben oder Gesundheit gekostet; Viele wanderten aus, um sich dem Kriegsdienste zu entziehen. Die Einwanderung hatte sich während der Kriegsjahre vermindert. Ohne diese Momente wäre die Volksmenge ohne Zweifel auf 40 Millionen gestiegen. Der Zuwachs seit der ersten Zählung stellt sich in folgender Weise heraus:

1790	3,929,827	1840	17,063,355
1800	5,305,932	1850	23,191,874
1810	7,239,814	1860	31,443,321
1820	9,654,596	1870	38,555,983
1830	12,866,020		

Jede frühere Zählung giebt für das abgelaufene Jahrzehnt eine Zunahme von 30 bis 36 Procent; jene von 1870 nur ein wenig mehr als 22 Procent. Zwei Staaten, Maine und Neu-Hampshire, weisen eine geringere Ziffer aus; das schwer heimgesuchte und gedrückte Südcarolina ist stehen geblieben; Vermont, Virginia, Alabama und Louisiana weisen einen Zuwachs

von nur 2 bis 4 Procent auf. Wir geben die Zahlen, wie sie nun für die verschiedenen Staaten und Territorien endgültig sind und fügen die muthmaßlichen Ziffern für 1880 hinzu. Letztere sind darauf basirt, daß sich weder Kriege noch große wirthschaftliche Krisen einstellen.

	1860.	1870.	1880.
Maine	628,729	626,915	670,000
Neu-Hampshire	326,073	318,300	330,000
Massachusetts	1,231,066	1,457,354	1,700,000
Rhode Island	174,620	217,353	250,000
Connecticut	460,147	537,454	600,000
Vermont	315,098	330,359	350,000
Neuyork	3,880,735	4,382,759	5,500,000
Neu-Jersey	672,035	906,096	1,200,000
Pennsylvania	2,906,215	3,521,791	4,200,000
Delaware	112,216	125,015	150,000
Maryland	687,049	780,894	1,000,000
Virginia und	1,596,318	1,225,165	1,500,000
West-Virginia		442,014	600,000
Nord-Carolina	992,622	1,071,361	1,200,000
Süd-Carolina	703,708	705,706	800,000
Georgia	1,097,286	1,184,109	1,500,000
Alabama	964,201	996,992	1,100,000
Mississippi	791,305	827,422	900,000
Florida	140,424	187,748	300,000
Louisiana	708,002	726,915	800,000
Arkansas	435,450	484,471	600,000
Texas	604,215	818,879	1,500,000
Kentucky	1,155,684	1,321,011	1,500,000
Tennessee	1,109,801	1,258,520	1,400,000
Missouri	1,182,012	1,721,295	2,500,000
Ohio	2,339,511	2,665,200	3,100,000
Indiana	1,350,428	1,600,637	2,200,000
Illinois	1,711,951	2,539,891	3,200,000
Michigan	749,113	1,184,050	1,600,000
Wisconsin	775,881	1,054,670	1,500,000
Minnesota	172,023	439,706	1,000,000
Iowa	674,913	1,191,792	1,800,000
Nebraska	28,841	122,000	500,000
Kansas	107,200	364,399	1,000,000
Nevada	6,857	42,491	100,000
California	379,944	560,247	800,000
Oregon	52,645	90,293	200,000
Washington-Territorium	11,594	23,955	100,000
Utah-Territorium	40,273	86,786	200,000
Idaho-Territorium	—	14,000	100,000
Montana-Territorium	—	20,595	100,000
Wyoming-Territorium	—	9,118	50,000
Dakota-Territorium	4,837	14,181	50,000
Colorado-Territorium	34,277	39,864	200,000
Arizona-Territorium	—	9,658	50,000
District Columbia	75,080	131,700	150,000
Total	31,443,321	38,555,983	49,600,000

* * *

— Ein Artikel in der „Newyork Tribune" enthält folgende interessante Angaben: „In London, das 3,250,000 Einwohner hat, machte die Polizei im Jahre 1870 im Ganzen 71,269 Arrestationen oder nicht ganz 2,2 auf je 100 Einwohner. In demselben Zeitraume wurden in Neuyork 75,692 Personen von der Polizei arretirt, oder etwas mehr als 8 aus jedem Hundert. Nach Nationalitäten vertheilen sich diese Arrestationen wie folgt: Von 475,000 Amerikanern wurden 26,142 oder 5½ Procent arretirt. Von 202,000 Irländern wurden 34,226 oder beinahe 17 Procent arretirt. Von 154,000 Deutschen wurden 7099 oder etwas über 4⅗ Procent arretirt."

Dazu bemerkt das „Newyorker Journal": „Zu einer Zeit, wo sich das irische Element in Neuyork so patzig macht, dürften diese Zahlen mit dazu beitragen, einem größern Publicum die Augen zu öffnen. Nicht nur ist das irische Volk im Ganzen genommen das ungebildetste, sondern es überragt — und zwar gerade in Folge davon — jedes andere nationale Element in Gesetzesübertretungen und namentlich in Handlungen blutiger Art. Und dieses Element beherrscht Neuyork und sucht auch anderwärts seinen blutigen Thron zu errichten!"

— In Californien zeigt sich unter den großen Grundbesitzern ein reger Eifer, veredelte Pferde zu züchten, und ihre Bemühungen werden mit Erfolg gekrönt. Das einheimische, durch die Spanier eingeführte Roß eignet sich für manche Zwecke vortrefflich, hat große Ausdauer und kommt ohne angebauetes Futter gut fort. Daneben hat es einen angeborenen Hang, in die Wildniß hinauszuschweifen. Zum Reit- und Kutschenpferde ist es eben so wenig gut zu verwenden wie als schweres Arbeitspferd. Feinere und auch schwere Pferde wurden bisher aus den atlantischen Staaten eingeführt; nach Verlauf einiger Jahre wird aber Californien seinen ganzen Bedarf selber befriedigen können. — Die Fabrikation des Rübenzuckers gewinnt in Alvarado und bei San Sacramento immer mehr Aufschwung; eine Fabrik verarbeitete 1870 schon 500,000 Pfund Rüben; 1871 sind diese ausgezeichnet gediehen, und sie wird auf 1,000,000 Pfund rechnen können. — Der Staat hat im abgelaufenen Finanzjahre für etwa 6,000,000 Wolle ausgeführt, während die zahlreichen Fabriken im Lande auch ihrerseits großen Bedarf hatten; auch die Seiden- und Baumwollenfabriken vermehren sich.

— Canada und Neuschottland sind vom 14. bis 16. October von einem Orcane heimgesucht worden, der an Heftigkeit seines Gleichen nie zuvor gehabt hat. Selbst im Hafen von Halifax, welcher einer der schönsten und sichersten der Welt ist, wurden 31 Schiffe von ihren Ankern gerissen und ans Land geworfen, die Anländen weggerissen, und am andern Tage war der ganze Strand, auf welchem mehrere Fahrzeuge nun trocken lagen, mit Trümmern bedeckt. In Montreal in Canada, am St. Lorenz, wankte der Thurm der Kathedrale hin und her und man besorgte jeden Augenblick, daß er zusammenstürzen werde. Auch zu Kingston am Ontariosee wüthete der Sturm; im Staate Maine rasete er schon am 12. October, der Regen fiel buchstäblich in Strömen, so daß in 24 Stunden der Penobscot um 9 Fuß anschwoll und alle Brücken hinwegriß. Auch in Neu-Braunschweig und Cap Breton hat er arge Verwüstungen angerichtet.

— Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1830 erst 23 Miles (die Mile hat 1609 Meter); — 1840 schon 2818; — 1850 bereits 9021; — 1860 30,523, und zu Ende des Jahres 1870 betrug die Länge 53,399. Dazu sind 1871 mindestens weitere 1000 Miles gekommen.

— In Argentinien hat man mit dem Bau einer Bahn von Cordova nach Tucuman, 387 Miles, begonnen. Sie soll die enge Spurweite haben; dadurch erspart man 5½ Millionen Dollars und will die ganze Strecke mit 8½ Millionen herstellen. Mit dem transandinischen Telegraphen geht es rüstig vorwärts und spätestens im Februar 1872 wird er von Buenos Ayres bis Valparaiso vollendet sein.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Im Lande der Dayacks auf der Insel Borneo.

III.

Thierleben auf Borneo. — Alligatoren und deren Fang. — Die Boa Constrictor. — Der Orang utan oder Maias. — Reichthum an Käfern. — Der fliegende Laubfrosch. — Waldblutegel. — Der Argusfasan auf der Halbinsel Malakka am Berg Ophir. — Schlußbemerkung über die Dayacks.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Borneo vortrefflich bewässert ist, auch an der Nordküste, und eine Menge von Strömen sich ins Meer ergießen. Im Mündungsgebiete und nicht selten weit aufwärts sind die Alligatoren eine arge Plage, und sie können sich fast ungestört vermehren, da einzelne Stämme aus abergläubischer Befangenheit sie schonen, während andere, z. B. jene in Sarawak, ihnen nachstellen und sie unbedenklich tödten. Besonders stark und unverschämt dreist sind sie am Lingaflusse.

Kein Alligator, das ist eine ausgemachte Erfahrung, geht an einen Köder, der irgend wie am Ufer befestigt worden ist; die Dayacks sind deshalb auf ein praktisches Auskunftsmittel verfallen. Sie befestigen einen Hund, eine Katze oder einen Affen vermittelst eines eisernen Hakens oder auch eines Querstockes an einem etwa 30 Fuß langen Stücke Rattan (Stuhlrohr), das sie so lange klopfen, bis es sich der Länge nach zerfasert; dann kann der Alligator, wenn er seine Beute gepackt hat, dasselbe nicht durchbeißen. Sie legen alsdann den Köder an eine Stelle, welche gewöhnlich von den Ungeheuern besucht wird, auf einen Baumzweig, etwa 4 bis 6 Fuß über dem Wasser, doch so, daß der Hund &c. sich nicht frei machen kann. Er bellt; sofort kommt ein Alligator heran, springt aus dem Wasser empor und schnappt zu. Die Dayacks wollen wissen, daß er zuvor genau prüfe, ob der Köder am Ufer befestigt worden sei oder nicht. Das möge dahin gestellt bleiben; gewiß ist, daß er die Beute nicht eher verzehrt, als bis sie schon in einen gewissen Grad von Fäulniß übergegangen ist. Ein Dayackhäuptling Namens Gasing, den ein Alligator gepackt hatte, rettete sein Leben dadurch, daß er sich an einen im Wasser stehenden Pfahle festklammerte; das Thier zerrte ihm ein paar Mal an den Beinen, und schwamm fort, als der Mann nicht losließ.

Zwei oder drei Tage nachdem der Alligator die Beute fortgeschleppt hat, suchen die Malayen oder die Dayacks die Stelle, wo er sie versteckt hat, und finden dieselbe leicht, weil die langen Stuhlrohrfasern ihnen auf die Spur helfen. An diesen zerren sie nun hin und her, die Fäden, welche den Querstock hielten, reißen ab und der Stock legt sich dann quer in den Magen, während der Faserstrick hält. An diesem wird der Alligator aus dem Schlupfwinkel gezogen und er leistet dann seltsamerweise niemals Widerstand, sondern läßt es ruhig geschehen, daß man ihm die Beine über den Rücken bindet. So lange das letztere nicht geschehen ist, giebt man dem Monstrum mit weicher Stimme viele schmeichelnde Beinamen, aber sobald man es fest hat, wird ein laut gellendes Triumphgeschrei erhoben. Man schleppt das Thier

fort und beklagt, abermals mit zärtlichen Benennungen, daß es auf den rauhen Steinen gewiß Schmerzen auszustehen habe. Bevor es dann vom Gemeindehenker abgethan wird, redet man es noch einmal mit Radscha, Datu, Großvater &c. an. Zunächst wird der Magen aufgeschnitten, weil man sehen will, ob dieser Großvater ein Menschenfresser gewesen ist. Spencer St. John (Life in the forests of the far East. London 1862. I, S. 19) erzählt, wie er als Augenzeuge gesehen hat, daß man aus dem Magen hingerichteter „Großväter" Knöpfe von Frauenjacken und den Zopf eines Chinesen herausnahm.

Demselben Gewährsmanne zufolge verschlingt der Alligator seinen Fraß auf einmal im Ganzen. Manche Malayen verstehen sich vortrefflich auf den Fang; einer derselben tödtete in ein paar Monaten nicht weniger als dreizehn Stück und hatte davon eine gute Einnahme. Denn die Regierung von Sarawak giebt für jeden Fuß, welchen der Alligator lang ist, eine Prämie von 1 Thaler 5 Groschen. Der größte, welchen Spencer St. John gemessen hat, war 17 Fuß 6 Zoll lang; er sah aber ein sehr gefürchtetes Thier, das am Siolarme des Sarawakflusses überall Schrecken verbreitete, welches 24 bis 25 Fuß lang war. Die Eingeborenen glauben, daß jeder Alligator an einer ihm beigebrachten Wunde sterben müsse, weil der sogenannte Flußwurm sich in dieselbe einniste und das Heilen unmöglich mache. Manche, welche Schußwunden erhalten hatten, fand man todt am Ufer. Man sieht dann und wann in den Flüssen Haarballen von 5 bis 6 Zoll Durchmesser schwimmen, welche das Thier aus dem Magen auswirft; es sind unverdauliche Ueberbleibsel. Hier hätten wir also ein Alligatorengewölle.



Eine Orang-utan-Familie.

Sehr häufig ist die Boa Constrictor, über welche die Dayacks Vielerlei zu erzählen wissen. Daß sie dabei übertreiben, versteht sich von selbst, z. B. wenn sie behaupten, diese Schlange werde so hoch und so dick, wie ein Baumstamm im Walde. Was Spencer St. John aus eigener Beobachtung mittheilt, ist zuverlässig. Eine Boa kroch Nachts unter das Haus eines Dayack, um sich ein Schwein zu holen. Als sie diese Beute nicht durch das Gitter ziehen konnte, mit welchem der Stall eingefriedigt war, verschlang sie das Schwein auf der Stelle und blieb nun ruhig liegen, um dasselbe zu verdauen. Der Dayack war nicht wenig überrascht, am Morgen den ungebetenen Gast zu finden; da derselbe vollgefressen und unbeweglich da lag, tödtete er ihn. Die Schlange wurde nach Sarawak gebracht und dort von Herrn Rüppel gemessen; sie war 19 Fuß lang. Eine andere, der man in Labuan den Hals abgehauen hatte, maß ohne Kopf und einen nicht unbeträchtlichen Theil des Nackens noch über 20 Fuß. Diese Boa hatte den Hund eines Engländers am hellen Tage von der Veranda fortgeschleppt. Der Hund schrie; sein Herr und dessen Dienerschaft machten sich sofort auf und fanden den todten Hund vor dem großen Loche, das in einem hohlen Baume war. Nun stellte sich ein Dayack mit dem scharfen Parang vor dasselbe und der Engländer warf einen Speer in das Loch. Die Boa war getroffen, steckte dann sogleich den Kopf aus dem Loche und im Nu war derselbe mit dem Parang abgesäbelt. „Ich glaube, daß sie wohl 24 Fuß lang war, als man sie aus dem Baume hervorzog; meine Messung, 20 Fuß, geschah an der verstümmelten Haut."

Im März 1859 ging eine Malayenfamilie mit ihrem Hunde auf einem engen Pfade durch den Wald am Bruneïflusse. Urplötzlich schoß eine Boa hervor und schleppte den

Hund in den Busch. Die Malayen liefen erschrocken fort und erzählten den Vorgang einem Engländer, Herrn Coulson, der sofort mit vier anderen Europäern die Schlange aufsuchte. Seine Absicht war, sich derselben auf wenige Schritte zu nähern und ihr eine Ladung in den Kopf zu geben; erst wann er geschossen habe, sollten seine mit Parangs bewaffneten Gefährten das Ihrige thun. Es lag ihm daran, die Haut unversehrt zu bekommen. Sie fanden die Boa genau an demselben Platze, wo sie den Hund gepackt hatte; jetzt hatte sie ihn noch theilweis umschlungen. Als die Jäger in ihre Nähe kamen, hob sie den Kopf auf und nieder und züngelte, ließ jedoch ihre Beute nicht fahren. Coulson ging bis auf fünf Schritte zu ihr hinan, schoß ihr eine Kugel durch den Kopf und sie war auf der Stelle todt. Doch wand sie sich noch in Zuckungen, als sie von den fünf Engländern und einigen Malayen fortgetragen wurde. Die Messung ergab sechsundzwanzig Fuß und zwei Zoll!

Sehr heftig ist der Kampf zwischen einer Boa und einem wilden Eber, der sich mit seinen Zähnen tapfer wehrt, gewöhnlich aber unterliegt. Auch auf Hirsche macht diese Schlange Jagd. Der Malaye Abang Hassan fand in einem Walde am Sarawakflusse eine Boa, die starr am Boden lag; sie hatte einen Hirsch verschlungen, dessen Geweih er unter der Haut hervorstehen sah. Es kostete ihm gar keine Mühe, die Schlange zu tödten, und als er sie aufschnitt, fand er den Hirsch noch ganz frisch. Sie war 19 Fuß lang. — Ein beim britischen Consulat angestellter Malaye, Abang Buyong, ging eines Tages in den Wald, um mit seinem Parang Rattan zu hauen. Plötzlich fühlte er sich von hinten am Beine gepackt; unwillkürlich that er einen kräftigen Hieb, und das war sein Glück. Er hatte einer



Nocerambyx aeneas. Diurus furcellatus. Megacriodes Saundersii.
Cladognathus tarandus. Ectatarhinus Wallacei. Cyriopalus Wallacei.

Käfer auf Borneo.

Boa in den Kopf gehauen, bevor diese ihn noch umwickeln konnte. Es gelang ihm zu entkommen; bei der Besichtigung fand man, daß die Zähne ihm Wunden in den Hals gerissen hatten, die nun schworen. Er ist daran gestorben.

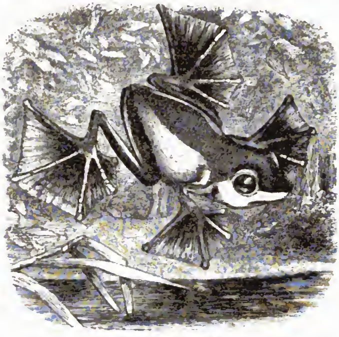
Die Malayen sind bekanntlich eigenthümlichen Anfällen von Delirium unterworfen. Im Juli 1861 sprang einer urplötzlich in ein Boot, hieb zwei Männer nieder, verwundete einige andere, sprang ins Wasser, schwamm ans Ufer und verschwand im Walde. Etwa zehn Tage später schleppte er sich, nahezu verhungert, am Ufer des Flusses hin, war aber völlig bei Verstand und hatte kein Bewußtsein von den blutigen Thaten, welche er verübt. Seine Erzählung lautete, daß er eines Nachts, als es regnete, in einem hohlen Baume Schutz gesucht habe. Dort schlief er ein, erwachte jedoch, als er Schmerz am Halse verspürte. Er griff mit beiden Händen zu und riß fort, was ihn gepackt hatte. Es war eine Boa, welche in dem engen Raume ihn nicht umwickeln konnte.

Kleine Boas sind bei vielen Leuten willkommen, weil dort, wo sie sich aufhalten, alle Ratten verschwinden.

Wir müssen einige Worte über den Orang utan sagen, der in Borneo seine Heimath hat*). Die größten Exem-

*) Es ist geradezu anstößig, daß man noch vielfach die falsche Schreibart Orang utang findet. Das Wort ist malayisch; Orang bedeutet Mensch, utan Wald, also Waldmensch. Utang heißt: Schulden haben. Man macht also aus dem borneonischen Affen einen Menschen, der Schulden hat. A.

plare kommen in den Districten am Batong-Lupar-Flusse vor. Sie sind schwer zu erlegen und es giebt Beispiele, daß sie erst vom Baume heruntergefallen sind, nachdem sie die achte Kugel im Leibe hatten. Aber auch wenn sie am Boden liegen, mögen die Dayacks ihnen nicht nahe kommen; sie sagen, der Maias verstelle sich und werde den Mann schon packen, wenn derselbe ihm nur nahe komme. Ein Herr Crymble maß einen von ihm geschossenen Orang utan, der vom Kopf bis zum Fußhacken 5 Fuß 2 Zoll englisch lang war. Spencer St. John half das Thier messen; das Antlitz war 15 Zoll breit, die starken Auswüchse an beiden Seiten mit eingerechnet; die Länge desselben betrug 14 Zoll, der Umfang des Handknöchels 12 Zoll, des Oberarms 17 Zoll. Das soll hier erwähnt werden, weil Wallace, welcher sich viel mit der Beobachtung des Orang utan beschäftigt hat (siehe ausführlich darüber „Globus" Bd. XV, S. 301 ff.), keinen schoß, der mehr als 4 Fuß hatte. Seine Beobachtungen beschränkten sich allerdings nur auf die Gegend am Sadongstrome, wo nur die kleinere Art vorkommt.


Der fliegende Frosch auf Borneo.

Es versteht sich von selber, daß die Dayacks von einem so merkwürdigen Thiere mancherlei wunderliche Dinge zu erzählen wissen, z. B. daß in früheren Zeiten mancher Maias sich ein junges Mädchen geraubt und dasselbe im Walde behalten habe. Ganz unwahrscheinlich mag das nicht sein; noch in der neuern Zeit ist es vorgekommen, daß ein Orang utan ein halb erwachsenes holländisches Mädchen fortschleppte; glücklicherweise hatte der Vater Zeit, mit einer Anzahl von Eingeborenen ihm nachzusetzen und seine Tochter zu befreien; sie kam mit dem Schrecken davon.

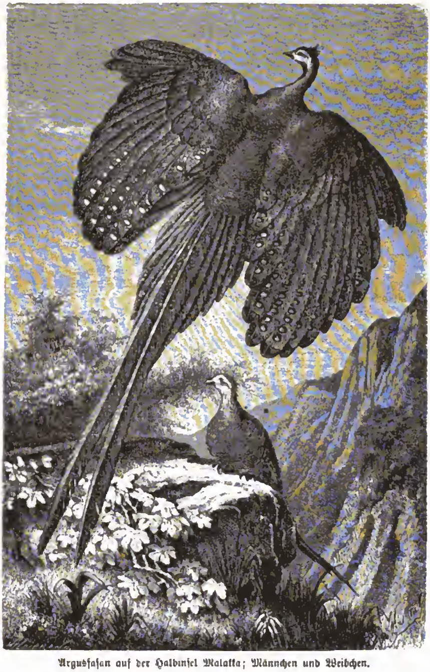
In Sarawak halten die Europäer junge Maias, die sich bis zu einem gewissen Grade zähmen lassen. Spencer St. John hatte ein halberwachsenes Weibchen, das sehr sanft und zuthunlich war; wenn man dieses „Maiasmädchen" frei herumlaufen ließ, richtete es freilich an den Kohlpalmen große Verwüstungen an, kam aber herunter, wenn man mit einem Stocke an den Baum klopfte. Es hatte einen sehr geräumigen Käfich, war aber nur sehr ungern allein und gesellte sich, wenn nur Gelegenheit war, zu Menschen. Nachts oder auch am Tage bei kühlem Wetter hüllte es sich von selbst in eine Decke oder einen Pelz. Diese „junge Dame" war überaus erfreut, als sie nach einigen Monaten einen „jungen Herrn" zum Gesellschafter erhielt. Sie pflegte ihn mit großer Sorgfalt, aber nicht lange; denn es erging ihr wie den meisten Maias, welche jung eingefangen werden, — sie starb bald.

Unser oft erwähnter Gewährsmann erhielt in Bruneï ein noch ganz junges Männchen, das er einer mit vielen Kindern gesegneten Familie schenkte. Diese machte ihrem Liebling einen ganzen Anzug, und bei feuchtem Wetter zog er sich die Jacke von selbst an; es war ihm aber einerlei, ob verkehrt oder nicht, die Hosen jedoch ließ er sich nur ungern anziehen.

„Im Walde selbst habe ich nur ein einziges Mal einen voll ausgewachsenen Orang utan gesehen. Er hielt sich hinter einem dicken Baumaste versteckt und beobachtete uns vorsichtig. Doch hätte er ungefährdet zum Vorschein kommen können, denn ich habe es nie über mich vermocht, einen Affen zu schießen. Einer meiner Freunde, der Sammlungen veranstaltet, gab zehn Revolverschüsse auf einen Maias ab; einer derselben traf das Bein. Vorher hatte er bei jedem Schusse eine Hand ausgestreckt, um an der Rinde des Baumes die Stelle zu befühlen, welche getroffen worden war. Als er die Wunde erhalten hatte, hob er die Zweige empor, unter welchen er sich verborgen hatte und war nun völlig sichtbar, doch geschah ihm weiter nichts."

Die meisten Orang utans sterben in der Gefangenschaft daran, daß sie zu viel rohes Obst bekommen; die oben erwähnte Dame wurde vorzugsweise mit gekochtem Reis genährt und lebte etwas über ein Jahr. — Im ganzen Indischen Archipelagus, namentlich auf Borneo, entfaltet sich ein ungemein üppiges Thierleben. In unseren Tagen haben wir über dasselbe durch Alfred Russel Wallace manche interessante Kunde erhalten. Dieser Naturforscher gewann auf seinen Streifzügen durch die Urwälder allemal reiche Ausbeute, namentlich auch an Insecten, welchen er eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Er bemerkt, daß sie, namentlich auch die Käfer, mehr oder weniger von der Vegetation abhängig seien; man findet sie vorzugsweis auf Bauholz, Rinde und Blättern in den verschiedenen Stadien ihres Verfalles. Die Zahl und Mannichfaltigkeit von Käfern hängt, gleich der vieler anderen Insecten, zunächst ab von der unmittelbaren Nähe eines großen Urwaldes, sodann von der Zahl der Bäume, welche in den letzten Monaten gefällt worden sind, und zum Trocknen und Absterben auf der Erde liegen bleiben. Bei den Simunjonkohlenwerken konnte Wallace nach Herzenslust sammeln. Dort waren ein halbes Hundert Chinesen und Dayacks beschäftigt, einen großen Theil des Waldes zu fällen und eine Lichtung für die bis an den Sadongfluß zu führende Eisenbahn herzustellen; auch waren Sägemühlen in der Nähe. Dort sammelte Wallace täglich im Durchschnitt 24 neue Arten, an einem Tage sogar einmal 76 verschiedene Arten, von welchen 34 ihm neu waren. Vom 14. März bis zum 30. April hatte er mehr als 1000 neue Arten; im Ganzen hat er auf Borneo etwa 2000 verschiedene Arten gesammelt, alle, bis auf ungefähr 100 an der bezeichneten Oertlichkeit, auf einem Raume von noch nicht einer Quadratstunde. Am interessantesten erschienen ihm die Bockkäfer und die Rhynchophoren, beide vorzugsweise Holzfresser. Erstere charakterisiren sich durch ihre zierlichen Formen und sehr langen Fühlhörner.

Eines Tages brachte ihm ein chinesischer Arbeiter einen **großen** Laubfrosch; derselbe war quer fliegend von einem **hohen** Baume herabgekommen. Bei näherer Untersuchung **fand** Wallace die Zehen sehr groß und bis zur äußersten **Spitze** mit Haut versehen; ausgebreitet boten sie eine viel **größere** Oberfläche dar, als der Körper selbst. Die Vorder**beine** waren gleichfalls mit einer Haut umfaßt, und das **Thier** konnte den Körper sehr beträchtlich aufblähen. Rücken und Glieder waren tief grün, die Unterseite und die innere Seite der Zehen gelb, die Schwimmhäute schwarz und gelb gestreift. Der Körper hatte eine Länge von etwa 4 Zoll, während die vollständig ausgebreiteten Schwimmhäute jedes Hinterfußes eine Oberfläche von 4 Quadratzoll einnahmen, die Schwimmhäute aller Füße zusammen 12 Quadratzoll. Da die Enden der Zehen große Haftscheiben zum Festhalten haben, das Thier also ein wahrer Laubfrosch ist, so



Argusfasan auf der Halbinsel Malakka; Männchen und Weibchen.

kann man nicht wohl annehmen, daß jene große Haut zwischen den Zehen nur zum Schwimmen da sei, und die Erzählung des Chinesen, daß der Frosch vom Baume herabgeflogen sei, hat demnach nichts Unwahrscheinliches. Wallace, als eifriger Transmutationsmann, schlägt sofort Capital für seine Hypothese aus diesem ersten bekannten fliegenden Frosche: dieser müsse, sagt er, für die Anhänger Darwin's sehr interessant sein, weil er zeige, daß die Variabilität der Zehen, welche schon zum Schwimmen und zum Klettern — „modificirt" worden waren, vortheilhaft dazu benutzt wurde, um eine verwandte Art zu befähigen, gleich einer fliegenden Eidechse durch die Luft zu streichen. Er könnte eine neue Art der Gattung Rhacophurus sein, die aus mehreren Fröschen viel kleinern Umfanges besteht, deren Schwimmhäute weniger entwickelt sind. —

Von Säugethieren sammelte Wallace in jener Gegend

5 Arten Eichhörnchen, 2 Tigerkatzen, den Gymnurus Rafflesii, der wie ein Bastard von Schwein und Iltis aussieht, und die Cynogale Bennetii, ein seltenes, dem Otter ähnliches Thier, dessen sehr breite Schnauze mit langen Borsten besetzt ist.

Wallace machte von Singapore aus und bevor er seine Wanderungen im Archipelagus antrat, einen Streifzug nach dem südlichen Theile der Halbinsel Malakka, namentlich um dort Vögel zu sammeln. Von der gleichnamigen Stadt ging er ins Innere, weil es seine Absicht war, den etwa 4000 Fuß hohen Berg Ophir zu ersteigen. Er war von zwei portugiesischen Mischlingen begleitet, die sich auf das Schießen und Abbalgen von Vögeln verstanden, das in Malakka schon zum förmlichen Handwerke geworden ist. Der erste Schuß, welchen Wallace that, brachte einen der schönsten Vögel jener Region herab, den blauschnäbeligen Schnapper oder sogenannten Regenvogel (Cymbirhynchus macrorhynchus); er ist etwa so groß, wie ein Staar, seine Farbe wie rother Bordeauxwein mit weißen Schulterstreifen; der kobaltblaue Schnabel ist unten orangegelb und sehr groß und breit. Am folgenden Tage wurde ein grüner Schnapper geschossen (Calyptomena viridis), der, einem kleinen Auerhahn ähnlich, jedoch von lebhaft grüner Farbe und an den Flügeln mit seinen schwarzen Streifen gezeichnet ist. Die Portugiesen schossen eine Menge großer grüner Bartvögel (Megalaema versicolor), hübsche Spechte, buntfarbige Königsfischer, grüne und braune Kuckucke mit sammetweichen, rothen Köpfen und grünen Schnäbeln, rothbrüstige Tauben und vieles Andere.

Der Weg zum Ophir führte durch ausgedehnte Wälder und war namentlich in den morastigen Gegenden derselben sehr beschwerlich und lästig. Wir haben im vorigen Aufsatze mitgetheilt, daß, dem Glauben der Dayacks zufolge, die Waldblutegel aus den Fleischstücken eines zerhackten Ungeheuers entstanden sind. Diese kleinen Dinger, sagt Wallace, machen den Gang an Blättern und Sträuchern vorbei unsicher. Sobald man vorüber kommt, strecken sie sich der vollen Länge nach aus und setzen sich an den Körper oder die Kleider fest. Dann kriechen sie an Beine und Füße oder an irgend einen andern Theil des Körpers und saugen sich voll. Anfangs verspürt man sie kaum, späterhin aber verursachen sie Schmerz. Es giebt viele Arten dieser Landblutegel; sie sind alle klein, einige haben hellgelbe Streifen.

Auf der Rückkehr vom Berge Ophir schlugen die Reisenden zwei Schuppen auf, um sich gegen den Regen zu schützen. Dort hausten sie eine Woche lang, und Wallace gab sich große Mühe, einen Argusfasan zu erhalten, der dort seine Heimath hat. Er hörte sehr oft das Geschrei des Vogels, aber zu Gesichte bekam er ihn nicht. Er bat einen alten Malayen, Alles aufzubieten, ein Exemplar zu schießen, der Mann entgegnete jedoch, er mache seit länger als 20 Jahren in diesen Wäldern auf Vögel Jagd, habe aber noch nie einen Argusfasan geschossen und eben so wenig zu Gesicht bekommen, außer in der Gefangenschaft. In der That ist dieser Vogel ungemein scheu und klug; er läuft auch im dichtesten Walde so schnell am Boden hin, daß man ihm unmöglich nahe zu kommen vermag. Seine dunkelen Farben und die glänzenden, augenartigen Flecken, welche sich so prächtig ausnehmen, harmoniren vortrefflich mit den abgestorbenen Blättern, zwischen welchen er sich bewegt, und deshalb ist er auch nur schwer zu erkennen. Allerdings werden in Malakka manche Exemplare verkauft, aber sie sind nicht geschossen, sondern in Fallen gefangen worden. —

Wir wollen zum Schlusse Wallace's Urtheil über die Dayacks anführen, das sehr günstig ausfällt. In Bezug auf geistige Fähigkeit stellt er sie höher als die Malayen, und ein Gleiches ist in Betreff ihres moralischen Charakters der Fall. Sie sind einfach und rechtschaffen, lebhafter und viel gesprächiger als die verschlossenen Malayen, und weit angenehmere Gesellschafter als diese. Diese Landdayacks sind niemals Seeräuber gewesen; das Kopfjagen entstand in den Kriegen, welche ein Dorf gegen das andere führte; aber man darf aus diesem allerdings abscheulichen Brauche nicht auf schlechten moralischen Charakter schließen. Sie sind zuverlässig und rechtschaffen; sie sagen z. B., wenn man eine Frage an sie richtet, auf welche sie keine ganz zuverlässige Antwort zu geben wissen: „Wenn ich Dir sagen wollte, was ich nicht weiß, würde ich eine Lüge sprechen." Man kann sich auf das, was sie sagen, verlassen, und sie achten das Eigenthum. Gewaltthätige Handlungen (vom Kopfjagen abgesehen) sind fast unbekannt, und in Sarawak ist unter Sir James Brooke's Herrschaft im Verlaufe von zwölf Jahren eine einzige Mordthat vorgekommen; übrigens machte sich derselben ein Fremder schuldig, den man in den Stamm aufgenommen hatte. Ferner sind die Dayacks mäßig im Essen und Trinken, und ohne die grobe Sinnlichkeit der Chinesen und Malayen.

Die Religion der Marokkaner.

Von **Gerhard Rohlfs.**

I.

Will man die Religion eines Volkes richtig beurtheilen und richtig erfassen, so muß man sich außerhalb einer jeden Religion stellen; ein Christ wird über jede andere Religion immer, faßt er dieselbe von seinem christlichen Standpunkte auf, ein falsches Urtheil voller Vorurtheile abgeben; eben so wenig genügt es, die Religion, über welche ein Urtheil abgegeben werden soll, zur eigenen zu machen (obschon, um in das Wesen derselben einzudringen, dies vollkommen nothwendig ist), sondern man muß, nachdem das geschehen, wieder heraustreten, um für die Kritik ohne Fessel dazustehen.

In allen Ländern ist die Religion der Grund des moralischen Volkszustandes, und derjenige, welcher Länder durchforscht und in das Leben des Volkes der Länder eindringen will, muß daher vor Allem sich angelegen sein lassen, die Religion des Landes einer eingehenden Betrachtung zu unterwerfen.

Von den drei für semitische Völker gemachten Religionen

hat keine so gewirkt, das freie Denken, die bewußte Vernunft einzuschränken, wie der Islam. Und rechnen wir die Inquisitionszeiten, die Verbrennungen der Hexenprocesse ab, hat keine der semitischen Religionen so viele Menschenopfer gekostet, als die mohammedanische. Auch ihr ist ureigen, unter der Firma von Nächstenliebe, unter der Maske religiöser Heuchelei jede Freiheit des Gedankens als Sünde hinzustellen; ihr ist ureigen, nur die eigene Anschauung des Propheten oder Macher der Religion als allein wahr hinzustellen und den Glauben zum unumstößlichen Gesetz erhoben zu haben.

Der Grund der mohammedanischen Religion liegt in dem Satze: „Es giebt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Gesandter." Wir sehen hier ausdrücklich, wie in den anderen beiden semitischen Religionen die Einheit Gottes vor allen Dingen betont wird, aber ohne den Glauben, daß Mohammed „Gesandter" *) Gottes ist, gilt die ganze Lehre nichts.

Mohammed selbst, von einem als Beduinen gekleideten Engel gefragt: „worin besteht das Wesen des Islam?" — antwortete: „zu bezeugen, es giebt nur Einen Gott und ich bin sein Gesandter; die Stunden des Gebets innehalten, Almosen geben, den Monat Ramadhan beobachten, und wenn man es kann, nach Mekka pilgern." — „Das ist es," erwiederte der Engel Gabriel, indem er sich zu erkennen gab.

Mit der christlichen Religion hat die mohammedanische das gemein, daß sie die unbedingteste Herrschaft über alle Menschen anstrebt, wenn aber jene Herrschaft der christlichen Kirche erst im Mittelalter verloren ging durch die Reformation oder Revolution eines Luther **), so sehen wir in der mohammedanischen Kirche schon 755 ein Schisma. Es bildet sich nach der Verlegung des Kalifats von Damaskus nach Bagdad ein eigenes vollkommen unabhängiges westliches Kalifat, welches im Anfange in Cordova seinen Sitz hatte. Außer den vielen anderen Religionssecten und Parteien, welche dann den Islam spalteten, wir erwähnen nur Kharegiten, der Kadarienser, der Asarakiten, der Safrienser, sind in der rechtgläubigen mohammedanischen Welt heute diese beiden Kalifate noch zu erkennen.

Der Sultan der Türkei erkennt sich als den rechtmäßigen Nachfolger der Kalifats von Bagdad und Damaskus, und da dies Kalifat überhaupt nie als gleichberechtigt bestehend das westliche Kalifat von Spanien und dem Maghreb anerkannt hat, so glaubt er der Alleinherrscher aller Mohammedaner zu sein. Es versteht sich von selbst, daß eben so wenig wie Protestanten, Griechen und andere christliche Bekenner von Rom für rechtmäßige Christen gehalten werden, auch die übrigen Bekenner des Islam, die Schiiten, Aliden, Choms, für rechtgläubige Mohammedaner angesehen werden.

Der Sultan von Marokko als Nachfolger des Kalifats von Cordova erkennt aber keineswegs die Oberherrschaft des Sultans der Türkei an, und eben so wie die Kalifen von Spanien ihre Unabhängigkeit von den Abassiden aufrecht zu erhalten wußten, hat nie irgend ein marokkanischer Herrscher des Sultans der Türkei Oberherrlichkeit anerkannt. Im Gegentheil, die jetzige Dynastie der Kaiser von Marokko, die sogenannte zweite Dynastie der Schürfa, proclamirt laut und feierlich, daß sie die allein rechtmäßigen Herrscher aller Gläubigen seien, eben weil sie Abkömmlinge Mohammed's sind. Der Sultan von Marokko betrachtet den Sultan von Konstantinopel als einen Usurpator, der nicht einmal arabisches Blut, geschweige des „unsers gnädigen Herrn Mohammed" in seinen Adern habe.

Der echte Marokkaner, wenn er auch das arabische Volk als das bevorzugte, das von Gott auserwählte und besonders beschützte betrachtet, erkennt keineswegs Nationen an. Für ihn giebt es nur Mohammedaner, oder wie er selbst in römischer Ueberhebung sagt, „Rechtgläubige Moslemin", Juden, Christen und Ungläubige. Zu den letzteren rechnet er alle solche, die kein „Buch", d. h. keine göttliche Offenbarung, bekommen haben.

Da nun aber von solchen, die ein „Buch" haben, im Koran nur die Juden und Christen erwähnt sind, so werden die Wedas der Inder, die Kings (Bücher des Confucius) der Chinesen und andere als nicht vorhanden betrachtet, und in Marokko gar hat man die Vorstellung, daß die durch „Tausend und eine Nacht" bekannten Länder Hind (Indien) und Sind (China) ausschließlich den Islam bekennen.

Von den vier rechtmäßigen und gleichberechtigten Bekennern des Islam, den Hanbaliten, Schaffeïten, Hanefiten und Malekiten, huldigen die Marokkaner wie in Afrika alle Mohammedaner, mit Ausnahme der Aegypter, dem malekitischen Systeme. Für diejenigen, welche weniger mit dem Mohammedanismus bekannt sind, führe ich hier an, daß man schon gleich nach dem Tode des Propheten einzusehen angefangen hatte, daß der Koran unmöglich allein allen religiösen Anforderungen, allen Rechtsfragen entsprechen konnte. Im Anfange der mohammedanischen Religion begnügte man sich damit, zweifelhafte Fälle durch Mohammed selbst oder seine Jünger entscheiden zu lassen. Nach des Propheten Tode, nach dem seiner Jünger, sammelte man dann die mündlichen Ueberlieferungen; es ist das die Sunnah, welche im ersten Jahrhundert nach der Hedjra entstand.

Da nun aber noch keineswegs Koran und Sunnah ein regelmäßiges System boten, so fühlte man die Nothwendigkeit, für Theologie und Jurisprudenz einen solchen festen Anhalt zu bilden, und vier Schriftgelehrte unternahmen diese Arbeit. Jeder lieferte eine Abhandlung über die religiösen Ceremonien, über die Grundsätze, wonach der Moslim sein häusliches Leben einzurichten hat, und sie sonderten die Scheria, d. h. das von Gott selbst gegebene unabänderliche Gesetz, von dem, welches nach dem Willen und Gutdünken der Menschen abgeändert werden kann. Die Abhandlungen dieser vier Schriftgelehrten, obschon sie in vielen äußerlichen Sachen von einander abwichen, wurden alle als orthodox anerkannt und sie bekamen den Namen nach ihren Urhebern.

Der Malekitische Ritus nun (Malek ben Anas wurde 712 in Medina geboren, woselbst er 795 starb) verdrängte im Westen von Afrika gegen das Ende des achten Jahrhunderts den Hanefitischen Ritus, und dieser hat sich dort bis auf unsere Zeit erhalten. Neben Malek und hauptsächlich als bester Erklärer der Malekitischen Schriften gilt das Werk von Chalil ben Ischak ben Jacob, der 1422 starb, und aus einer Menge anderer Schriften über Malekitischen Ritus seine Werke zusammengesetzt hat. Sehr hoch gehalten werden in Marokko auch die Schriften des Buchari, der 200 Jahre nach Mohammed's Tode schon die Ueberlieferungen sichtete und von 7275 wahren und 2000 zweifelhaften mehr als über 2000 falsche ausstieß.

Der Unterschied der Malekiten von den übrigen drei rechtgläubigen Parteien beruht nur auf Aeußerlichkeiten, so namentlich in der Verrichtung bei den Ablutionen, in den Bewegungen beim Gebet, endlich hat Malek vor seinen ge-

*) Gesandter رسول ist wohl zu unterscheiden von Prophet نبى, deren die Mohammedaner viele anerkennen, ein Prophet aber wie Moses oder Jesus bekommt nie den Beinamen „Gesandter".

**) Die krankhafte Anstrengung des Papstthums, diese Herrschaft bei den Katholiken jetzt wieder herzustellen, darf wenigstens, was die germanischen Völker anbetrifft, als verfehlt und zu spät angesehen werden.

lehrten Collegen den Vorzug, daß er denen, die seine Religionsregeln befolgen, entschiedene Erleichterungen gewährt.

Das Sultanat von Marokko als solches wurde gegründet nach dem Untergange des Königreichs von Granada am 2. Januar 1492, als Ferdinand auf der Alhambra die Fahne von Castilien und des heiligen Jacob aufziehen konnte. Das westliche Kalifat war nun begraben, aber als Erben desselben betrachteten sich von dem Augenblicke an die Sultane von Marokko. Wenn dann noch später bis zur eigentlichen Vertreibung der Mohammedaner aus Spanien ein inniger Zusammenhang mit den afrikanischen Glaubensgenossen blieb, so hatte doch jeder politische Zusammenhang, wie früher schon oft, seit 1492 gänzlich zu existiren aufgehört. Marokko selbst hatte auch freilich nicht die Grenzen, welche es jetzt inne hat, seine Ausdehnung wechselte je nach der Macht der regierenden Sultane. Einzelne dehnten ihre Oberhoheit durch die Sahara bis Timbuctu und Senegambien hin aus, und Mascara und Tlemsen haben häufig genug die Oberherrlichkeit derselben anerkannt. Oftmals aber regierten drei Könige oder Sultane neben einander, daher die Namen Königreich Fes, Tafilet, Marokko. Nie aber, wir betonen es, namentlich weil jetzt die Pforte auch die Souveränetät über Marokko beanspruchen zu wollen scheint, ist im eigentlichen Marokko, d. h. westlich von der Mulnia, irgend wie oder irgend wo ein türkischer Pascha als Regent seines Herrn, des Sultans der Türken, gesehen worden.

Im Allgemeinen sind die Begriffe des Volkes von der mohammedanischen Religion äußerst oberflächlich und verworren. Der gemeine Mann giebt sich auch gar keine Mühe, in das Wesen des Islam einzudringen, und was die Faki und die Thalba, d. h. die Doctoren und Schriftgelehrten, anbetrifft, so sind diese in Marokko auf einer bedeutend tiefer stehenden Stufe der Gelehrsamkeit, als in den meisten anderen Ländern, wo der Islam herrscht.

Die Lehre von der *Prädestination* zieht sich auch in Marokko durch die ganze religiöse Anschauung hin: „Es stand geschrieben," daß an dem Tage der und der sterben muß, „es stand geschrieben," daß der und der das Verbrechen beging 2c. Es würde indeß lebensgefährlich sein, einem Thaleb zu sagen: Da Gott *allmächtig* ist und *Alles* erschaffen hat, so hat er doch auch den *Teufel* geschaffen; oder, der Teufel als gefallener Engel hat doch nur mit *Wissen* und *Willen* Gottes fallen können. Man würde in Gefahr sein, verbrannt zu werden, wenn man einem Faki sagte: Da Gott *Alles* geschaffen hat, so muß er doch auch das *Böse*, die *Sünde*, geschaffen haben; wie erklärst Du das mit der *Allgüte* Gottes, Gottes, welcher doch nur der Inbegriff *alles Guten* sein soll? Ein marokkanischer Geistlicher würde nicht antworten, „mit unerforschlichen Geheimnissen", die wir nicht zu ergründen vermögen, sondern gleich mit „Feuer und Schwert".

Gott mit „hundert guten Eigenschaften", als „größter", allbarmherziger", „allmitleidiger", denkt sich der marokkanische Mohammedaner als ein persönliches Wesen. Obschon der Name Gottes „Allah" immer mit besonderer Betonung und recht sonor ausgesprochen wird, so hat doch das *häufige* Anrufen desselben eine völlige Mißachtung nicht nur des Namens, sondern Gottes selbst herbeigeführt. Die eigene Lehre Mohammed's trägt Schuld daran. Während die jüdischen Lehrer vor allen Dingen darauf hielten, den Namen Gottes so wenig wie möglich im Munde zu führen, „Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes, nicht unnützlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht," und die Israeliten hierin so weit gingen, daß der Name Jehovah nur von den Priestern im *Tempel* ausgesprochen werden durfte, und man für Gott Eloah oder Adonai, d. h. „Herr" im gewöhnlichen Leben, sagt, lehrte die mohammedanische Religion, es ist *verdienstvoll*, den *Namen Gottes so viel als möglich auszusprechen.*

Bei außergewöhnlichen Versammlungen von Religionsgenossenschaften kann man daher sehen, wie manchmal die Versammelten mit nichts Anderm sich beschäftigen, als wiegend mit dem Körper den Takt zu geben, und jedesmal das Wort „Allah" auszusprechen. Eine Versammlung der religiösen Genossenschaft der Muley Thaib in Rhadames, der ich dort beiwohnte, behauptete, am selben Abend das Wort „*Allah*" 70,000 Mal ausgerufen zu haben. Wenn dies nun auch nicht genau dem Worte nach genommen werden muß, denn die Zahlen in größeren Zusammensetzungen sind überhaupt den Marokkanern ziemlich unbekannte Größen, so kann ich doch versichern, daß ich sicherlich eine nachhaltige Heiserkeit würde davon getragen haben, wenn ich mit gleicher Regelmäßigkeit und Vehemenz eben so oft Allah mitgeschrien hätte.

Allah wird deshalb eigentlich weder geliebt, noch gefürchtet und kaum verehrt, denn wenn auch das Chotba-Gebet Freitags wie die täglichen Gebete an Gott gerichtet sind, so wendet sich doch der Marokkaner, um irgend eine Gunst zu erlangen, um irgend etwas durchzusetzen, an irgend Jemand sonst, nur nicht an Gott.

Wie hat es aber auch anders sein können? Es liegt dem Menschen so nahe, daß er das, was er immer zur Hand hat, was er täglich braucht, anfängt nicht zu beachten, und die Nichtbeachtung ist immer der erste Schritt zur Verachtung. Und in Marokko wird das Geringste, das unbedeutendste Geschäft, ja Dinge, die nach den Gesetzen aller Menschen sündhaft sind, um nicht noch mehr zu sagen, mit der Anrufung Gottes „Bi ism' Allah, im Namen Gottes" begonnen. Mit dieser Redensart steht der Marokkaner auf, ergreift seine Kleidungsstücke, falls er sich derselben ausnahmsweise Nachts entledigt hätte, unternimmt seine Waschungen, betritt die Straße, geht damit zur Arbeit, prügelt damit seine Lehrlinge durch, ohrfeigt seine Gattin, empfängt damit ein Almosen, ersticht damit seinen Feind, schwört damit einen falschen Eid, betritt damit die Moschee, legt sich damit schlafen, um in der Regel damit auch seinen letzten Hauch von sich zu geben.

Die Vorstellung, welche man sich von Engeln macht, ist im Wesentlichen der der anderen semitischen Lehren nachgebildet. Die Engel haben einen feinen und reinen Körper; sie essen und trinken nicht, sind geschlechtslos und werden als specielle Diener Gottes betrachtet. Die Befehle Gottes, der unumschränkter Gebieter des Weltalls ist, werden durch die Engel vermittelt. So beginnt die 35. Sure*): „Lob und Preis sei Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, der die Engel zu seinen Boten macht, so da ausgestattet sind mit je zwei, drei und vier Paar Flügeln." Als vornehmster wird *Gabriel* betrachtet, der manchmal auch als „Geist Gottes" erwähnt ist; *Michael*, der Engel der Offenbarung, *Azariel* der Todesengel, *Israful* der Engel der Auferstehung. Man glaubt sodann an *Geister*, *Djenun* (Plural von Djin), welche als aus gröberer Materie gemacht gedacht werden und am jüngsten Tage einem Gerichte unterliegen.

Man kann nicht sagen, daß in Marokko ein *Teufelcultus* bestände, und als ob man sich überhaupt etwas aus dem Teufel mache. Er wird nicht so oft in den Mund genommen, wie Allah, und ist dem zufolge den dortigen Mohammedanern ziemlich zur Nebensache geworden. Wie bei

*) Der Koran von Dr. *Ullmann*. Bielefeld.

den meisten Völkern, wird auch hier dem Teufel Alles in die Schuhe geschoben und „Allah rhinal Schitan, Gott verfluche den Teufel!“ kann man täglich hören. Stößt einer aus Versehen an, schneidet sich einer in den Finger, fällt einer zur Erde, zerbricht aus Versehen ein Gefäß, beschmutzt durch eigene Unvorsichtigkeit sein Gewand, so wird unabänderlicherweise der Teufel verflucht. Als eigenthümlich beobachtete ich, daß, sobald ein Esel seine musikalischen Töne ausstößt, es zum guten Ton gehört, sich mit Abscheu wegzuwenden und „Gott verfluche den Teufel“ auszurufen. Der Teufel wird Iblis oder Schitan genannt, und nach der Meinung der Mohammedaner wird er deshalb als gefallener Engel angesehen, weil er sich weigerte, Adam anzubeten *).

Als Lohn wird den Menschen nach dem irdischen Tode ein Aufenthalt entweder im Paradiese oder in der Hölle zu Theil. Indeß kommen die Abgeschiedenen keineswegs sofort dorthin, sondern erst nach dem jüngsten Gericht. Höst **) sagt S. 197, und dieser Glaube ist auch heute noch in Marokko: „Wenn ein Maure gestorben ist, so glauben die Anderen, daß er gleich im Grabe von zwei Engeln befragt wird, die sie Munkir und Nakir nennen; und wenn er dann als ein echter Moslim zu ihrer Zufriedenheit antwortet, so ruhet der Leib ungestört bis zum Gerichtstage; wo nicht, so schlagen sie ihn mit eisernen Keulen an die Schläfe, und er wird von giftigen Thieren gebissen und übel behandelt. Die Seelen der Märtyrer verbleiben im Halse der grünen Vögel des Paradieses bis an den Tag des Gerichts; aber die anderen rechtgläubigen Seelen, die durch den Engel Azariel mit Gelindigkeit vom Körper getrennt werden, halten sich um die Gräber herum auf, ob sie gleich gehen könnten, wohin sie wollen. Für diejenigen Seelen hingegen, die verdammt werden, wissen sie keinen Platz, denn weder Himmel noch Erde will sie annehmen.“

Endlich naht der jüngste Tag, dessen Ankunft durch „Zeichen“ angekündigt wird. So soll am Abend vorher die Sonne aufgehen, der zwölfte Imam der Mehedi verkündet aufs Neue und zuletzt den Islam, und Jesus Christus, die Lehre Mohammed's bekennend, erscheint aufs Neue. Nach dem Glauben der Mohammedaner haben sowohl Moses als auch Christus den wahren Islam gepredigt, nur wir Christen und die Juden haben unsere respective ihre Bücher gefälscht. Die Mohammedaner verweisen auf verschiedene Stellen des Alten und Neuen Testamentes, von denen sie glauben, dieselben enthielten eine Weissagung, einen Bezug auf Mohammed.

Die Trompete erschallt, die Sonne wird verfinstert, die Sterne fallen zur Erde, es herrscht Chaos. Ein zweiter Trompetenstoß ertönt, und Alles auf Erden, was Leben hat, stirbt. Ein 40 Jahre anhaltender Regen soll zum neuen Keimen und Leben rufen, und dann werden die Engel Gabriel, Michael und Israful zuerst erweckt (an anderen Koranstellen läßt Mohammed sie nicht sterben, wie überhaupt die größten Widersprüche herrschen). Letzterer sammelt die Seelen in seiner Trompete, und beim letzten Schall entfliegen sie derselben, um den Raum zwischen Erde und Himmel auszufüllen. Die Länge des jüngsten Gerichtstages wird im Koran verschieden, im 30. Capitel zu 1000, im 70. Capitel zu 50,000 Jahren angegeben.

Nachdem die Menschen von den Engeln Munkir und Gabriel befragt sind, wiegt Gabriel in einer Wage, die so groß ist, daß sie Himmel und Erde zugleich enthalten kann, die Thaten der Menschen. Ueberwiegen die guten Thaten auch nur um Ein Haar die bösen, so ist der Eingang ins Paradies gesichert. Ein Mohammedaner, der einem andern Unrecht gethan hat, muß übrigens einen Theil seiner guten Thaten demselben abgeben, hat er gar keine, so übernimmt er dafür des Andern Sünden. Obschon die Verdammung an vielen Stellen als eine ewige geschildert wird, so glaubt man doch nach anderen Andeutungen, wenigstens für die Rechtgläubigen auf eine zeitweise Strafe rechnen zu können, „nachdem die Haut 1000 Jahre lang zu Kohle verbrannt ist“.

*) An anderen Orten und Surat 2 im Koran: „Darauf sagten wir zu den Engeln: Fallet vor Adam nieder, und sie thaten so, nur der hochmüthige Teufel weigerte sich, er war ungläubig.“

**) Nachrichten von Marokko und Fes, von G. Höst. Kopenhagen 1781.

Die Mormonen in der Klemme.

II.

A. Wir haben gezeigt, in welcher Weise die Regierung der Vereinigten Staaten den Feldzug gegen die Mormonen vermittelst des Einschreitens der Bundesgerichte begonnen hat. Es ist ergötzlich, in den amerikanischen Zeitungen zu lesen, wie man sich den Fortgang und das Ende der Bewegung vorstellt. Die öffentliche Meinung verlangt, daß „dem Skandal“ ein für alle Mal ein Ende gemacht werden solle und müsse; den Fortbestand der Polygamie, welche ja, neben der Theokratie der Heiligen, das Hauptärgerniß bildet, wolle und dürfe man nicht länger dulden. Also abgeschafft soll sie werden, das steht fest. Nun erhebt sich jedoch die jedenfalls interessante Frage: Was wird aus den geschiedenen Frauen, was fängt man mit ihnen und ihren Kindern an? Welche Stellung können sie in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen? Eine Frau wird man dem bisherigen Polygamisten natürlich belassen; die Extrafrauen, die dann für überschüssig gelten und in die weite Welt hinausbefördert werden, können sie für Wittwen gelten und ihre Kinder als ehelich?

Der Prophet Brigham, jetzt ein Mann von siebenzig Jahren, hat gegenwärtig nur noch 17 Frauen und 61 Kinder am Leben. Sechszehn Frauen und etwa ein halbes Hundert seiner Sprößlinge muß er nun wohl abgeben. Dasselbe wird der Fall mit den angesiegelten Frauen und deren Kindern bei den anderen Polygamisten sein. Etwa ein Drittel der Mormonen hat mehr als ein Weib. Werden die durch das Bundesgesetz abgesiegelten Frauen als verheirathete, legitime, als Wittwen oder ehemalige Kebsweiber, ihre Kinder als Waisen oder Bastarde oder als legitim gelten? Wer soll die einen und die anderen ernähren; sind die Kinder erbfähig; haben die Frauen überhaupt Ansprüche an ihren vormaligen Gatten? Ueber alle diese Dinge ist man noch nicht im Klaren.

Bekanntlich sind viele Mormonenfrauen leidenschaftlich

für die Polygamie eingenommen. Sie sehen in derselben eine religiöse, eine göttliche Einrichtung, die zu ihrer Seligkeit und zum Gelangen ins sogenannte Himmelreich, an welches sie steif und fest glauben, unbedingt nöthig sei. Man trennt sie nun mit Gewalt von ihren Männern kraft eines bürgerlichen Gesetzes, welches die Heiden gegeben haben. Es versteht sich von selbst, daß sie darin nichts weiter sehen als eine Tyrannei der Gottlosen. Wenn sie sich nun nicht von dem Manne trennen wollen, der sie an seinem weißen Mantel ins Paradies zu führen von Gott bestimmt ist, — wird man äußern Zwang gegen sie anwenden, sie einsperren, falls sie bei ihrem Seligmacher bleiben oder, wenn durch äußere Gewalt hinweggeführt, wieder zu ihm gehen? Bei Erwägung dieser Dinge darf man nicht außer Acht lassen, daß hier ein tiefgewurzelter Fanatismus und ein felsenfester Glaube in Frage kommt.

So viel wir absehen können, nehmen die amerikanischen Blätter solche Fragen sehr leicht oder werfen sie nicht einmal auf und helfen sich in echter Yankeemanier über die Bedenklichkeiten etwa in folgender Weise hinweg. Nichts leichter als für die Frauen Rath zu schaffen! Im weiten Westen kann der wirthschaftliche Satz von Angebot und Nachfrage aller Verlegenheit ein Ende machen. Vom Missouri bis zum Großen Ocean dehnt sich eine große Region aus, in welcher stramme Jägersleute und kräftige Goldgräber zu vielen Tausenden leben. Bei diesen braven Leuten „geht es knapp her in Bezug auf die schönere Hälfte des Menschengeschlechts". Sie möchten gern Frauen haben, diese aber fehlen und nicht einmal zu einem Raube der Sabinerinnen ist Gelegenheit vorhanden. Als glücklich sind dort schon solche zu preisen, welchen eine indianische Squaw Küche und Lager besorgt. Sie würden gern zugreifen, wenn sie weiße Frauen haben könnten und wohl nicht allzu wählerisch sein. Ohnehin hätten ja die abgesiegelten Frauen ihrerseits die Auswahl und, Alles in Allem erwogen, kann ja eine Frau mit einem Nichtmormonen ebenso wohl ein zufriedenes Leben führen wie mit einem der wunderlichen Heiligen! Allerdings werden solche, die vier bis sechs Kinder haben, nicht leicht ein Unterkommen finden ꝛc. — Mit solchen Frivolitäten sucht man sich bis auf Weiteres über eine sehr ernste Angelegenheit hinweg zu helfen; mit der Zeit, so meint man, werde auch wohl Rath kommen!

Die Mormonen streiten übrigens plattweg der Bundesregierung und dem Congresse das Recht ab, ihnen die Polygamie zu verbieten; das Gesetz, welches der Congreß darüber erlassen habe, sei an und für sich ungültig, weil es gegen die Bundesverfassung verstoße, welche die religiöse Freiheit unbedingt gewährleiste. So wenig man das Recht habe, z. B. gegen die Shakers einzuschreiten, welche jede Ehe verwerfen, eben so wenig sei man zuständig, gegen die durch Gottes Wort in der Bibel sanctionirte Vielweiberei einzuschreiten, welche ja als zur Erlangung des Himmelreiches für die Frauen unentbehrlich gilt.

Man entgegnet ihnen: Paradies oder Nichtparadies für eure Frauen, das gilt uns gleich; ihr sollt nach denselben Gesetzen behandelt werden wie wir; ihr seid, gleich uns, Bürger der Vereinigten Staaten. Polygamie ist gesetzwidrig. Religiöse Freiheit habt und behaltet ihr in Hülle und Fülle. Niemand hindert euch, Tempel, Tabernakel und Kirchen zu bauen, so viel ihr wollt; ihr könnt Propheten und Apostel ordiniren; es steht euch frei, die Polygamie in euren Reden und Predigten als göttliche Einrichtung hinzustellen und zu preisen. Sobald ihr jedoch dieselbe ins praktische Leben einführt, trifft euch die Strafe des Gesetzes.

In solcher Weise stellt man den Mormonen die Alternative. Sie mögen glauben und predigen, was sie wollen, in der Praxis sollen sie dem Gesetz unterthan sein, das im ganzen Lande gilt. Es ist im alten englischen Landrecht, dem Common law, enthalten, welches die Auswanderer nach Nordamerika hinübernahmen und das allgemeine Geltung hat. Utah ist ein Territorium und ein solches hat das Recht der Gesetzgebung nicht; also steht auch den Mormonen nicht zu, unter irgend einem religiösen Vorwande, sich eigenmächtig dem Gesetze zu entziehen, welches die Bigamie, die Zwei- und Mehr-Weiberei für ein strafbares Verbrechen erklärt. Das hat der Oberrichter Mac Kean klar auseinandergesetzt; er ist aber noch weiter gegangen und hat entschieden, daß Bigamisten und Polygamisten unfähig seien, als Geschworene zu sitzen, „denn Bigamie ist Felonie". Brigham Young wird also nicht von seinen Glaubensgenossen gerichtet, sondern von Heiden.

Ueber die Grundansichten, welche die Mormonen in Bezug auf ihre Vielweiberei hegen, herrscht auch bei uns in Deutschland unter dem großen Publicum eben so wohl wie in Nordamerika noch große Unklarheit. Die Einrichtung findet seit mehreren Jahren unter den Heiligen selbst Widerstand, und bis 1851 ließ man von ihr nach außen hin nichts verlauten; dann erst trat man offen mit der Lehre und mit der Praxis hervor. Jeder gute Christ, so heißt es, hat ein Recht darauf, mehr als eine Frau zu nehmen, um ein heiliges Hauswesen zu gründen für den Dienst des Herrn. Dadurch mehrt er das Reich Gottes, und das Pflichtgefühl ist dabei sein Leitstern. „Wer sinnliche Lust in der Ehe sucht, ist vor dem Herrn ein Scheusal." Jeder Mann ist verpflichtet, allerwenigstens ein Mal zu heirathen. Der Begriff von Liebe zu nur einem weiblichen Wesen gilt dem Heiligen für widersinnig; man könne und müsse eben so wohl mehrere Frauen gleich lieb haben, wie mehrere Kinder. Jede unverheirathete Person hat von Himmels wegen das Recht, vom Seher und Propheten einen Mann zu verlangen, der Seligkeit halber, und der Prophet ist verpflichtet, für die ledige zu sorgen, er muß ihr einen Mann schaffen. Der Prophet Jesaias hat die Zeit verkündet, da sieben Weiber sich am Kleidersaum eines Mannes halten und sagen: „Wir wollen unser eigen Brot essen, aber du, laß uns nach deinem Namen genannt sein." Also, das ist Mormonenlogik, hat der jüdische Prophet die Vielweiberei verkündigt, und diese ist eine biblische Einrichtung; Auflehnung gegen dieselbe ist ein Werk der Gottlosen.

Brigham Young hat eifrig darnach gestrebt, den Frauen die Heiligkeit der Polygamie einzuschärfen und dieselbe in den Schulen als ein Hauptelement zur Seligkeit lehren zu lassen. Aber das sittliche Gefühl hat sich doch bei vielen dagegen aufgelehnt, und schon im Jahre 1857 fühlte der Prophet sich veranlaßt, donnernde Predigten zu halten gegen „die plärrenden, übellaunigen, im Stillen mißvergnügten Weiber". Man begreift ein solches Mißvergnügen, wenn man erwägt, daß der Frau täglich eingeschärft wird, ihr Ruhm bestehe lediglich darin, eine Mutter in Israel, ins Deutsche übersetzt, eine Kinderwärterin, zu sein, und Heilige zu gebähren.

Der Ingenieur Gunnison, welcher um 1852 im großen Binnenbecken verweilte und dessen Buch wir soeben wieder einmal zur Hand nahmen, erklärte schon zu jener Zeit, daß „eine mit aller abendländischen Anschauung und Gesittung unverträgliche Einrichtung ein Hauptelement der Zwietracht sei und seiner Zeit eine Auflösung herbeiführen werde." „Die Frauen werden es sein, welche der Polygamie das Rückgrat brechen." Er fand, daß die älteren Frauen mit derselben leidlich zufrieden seien, die jüngeren jedoch keineswegs.

Einst wurde eine Jungfrau gefragt, ob sie Lust habe,

Frau N. N. Nr. 21 zu werden oder es vorziehe, mit einem Manne ihrer Wahl zu leben. Sie entgegnete wörtlich: „Wenn ich nun auch unter den Einundzwanzig des Herrn N. N. Numero Eins werde, so wird doch mein Herr Gemahl sich wahrscheinlich wochenlang nicht bei mir sehen lassen. Vielleicht spricht er gelegentlich einmal eine Stunde bei mir vor und sagt: Guten Tag, lieb Schätzchen; ich freue mich sehr, Dich einmal zu sehen und bleibe recht gern ein Stündchen bei Dir. Sag mal, Schatz, hast Du schon meine neueste Braut gesehen? Sie ist ein allerliebstes Geschöpf. Ich habe ihr versprochen, sie heute zu besuchen. Es thut mir leid, daß ich nicht lange bei Dir bleiben kann, aber ich wollte Dir doch mal guten Tag sagen und sehen, wie Du Dich befindest."

Die Glaubenslehren der Mormonen, welche von ihnen für die einzig und allein wahren christlichen hingestellt werden, bilden das allerwunderlichste Gemisch. Es ist, als ob sie etwas Sinn und sehr viel Unsinn aus allen Religionen zusammengesucht hätten. Alles ist bunt durch einander gewürfelt aus brahminischer Mystik, neuplatonischen Ansichten von Aeonen und beweglichen Principien in den Elementen, mohammedanischem Sensualismus, jüdischen und christlichen Aufstellungen und der Lichtreligion Zoroasters. Außerdem spielen der Glaube an eine Seelenwanderung und allerlei Sätze der nordamerikanischen sogenannten spirituellen Philosophie hinein, namentlich die Ansichten über Verwandtschaft der Geister und Sympathie der Seelen. Denn die Geister der Abgeschiedenen sind Engel, welche auf die Erde zurückkommen und mit ihren Lieben verkehren; sie bringen Mittheilungen aus dem Reiche der Geister. Dazu kommen dann noch beliebige Offenbarungen.

Man sieht, religiös und staatlich genommen, bilden diese Heiligen vom jüngsten Tage, welche in ihren chiliastischen Träumereien das Jahrtausend ewiger Glückseligkeit auf Erden zu gründen sich vornehmen, einen Anachronismus. Ihre Kirche wird, obwohl sie doch schon mehr als eine Viertelmillion Bekenner zählt, keine „allgemeine" werden. Mit ihrem tausendjährigen Reiche wird es sich — sie wissen es ja durch untrügliche Offenbarungen — in folgender Weise verhalten.

Wenn die Zeit gekommen ist, dann wird der König der Könige für seine Heiligen hervortreten, um die allgemeine Bekehrung ins Werk zu setzen. Ihr will der römische Papst Widerstand leisten und er rückt mit einer gewaltigen Heeresmacht heran. Doch ihm stellt sich „das Banner aller Nationen" gegenüber; den Heiligen voran zieht ihr Seher; er hält das goldene, glänzende Schwert Labans in seiner Rechten. Bei diesem gewaltigen Kampfe zwischen Gog und Magog streitet der HErr HErr für sein heiliges Volk auch mit Pestilenz, Feuer und Hungersnoth, und die ganze Erde wird dann Eigenthum der Heiligen. Der HErr HErr steigt herab von seinem himmlischen Throne und herrscht ein glückliches Jahrtausend lang über sie. Doch vorher haben die Juden wieder einen Tempel in Palästina errichtet, auf welchem ihr Messias im Strahlenglanze sich erhebt. Nun aber bereuen diese Juden ihre Vergangenheit und jauchzen mit unermeßlichem Jubel der Zukunft entgegen. Denn die Neu-Israeliten Amerikas haben dann in diesem Erdtheil ihr Jerusalem, und dasselbe wird sein eine Freude für alle Welt und eine Wonne für alle Creatur. Denn siehe, es erscheint der Herr der Majestät, um die in Festländer und Inseln getheilte Erde wieder zusammenzufügen wie zu Anbeginn der Schöpfung. Von dem Jerusalem in Palästina bis zu dem in Amerika werden sich Wohngebäude über die ganze Erde erstrecken und alle Menschen werden in Eintracht und Frieden leben. Und zwischen den beiden Jerusalem soll aufgeworfen werden der hohe Pfad, welchen der Fuß des Löwen nicht betrat und des Adlers Auge nimmer sah. Und es wird der Tempel gebaut werden, welchen der Prophet Ezechiel beschrieben, für die beiden Priesterschaften: die Aaroniten und den Stamm Levi. Diese werden zu ihren Pflichten zurückkehren und die Thieropfer wieder einführen. Am Ende des tausendjährigen Reiches wird denen, welche nicht aufrichtig waren im Gehorsam gegen den Willen des Herrn, gestattet werden, ihren rebellischen Geist unter der Anführung ihres Heerführers Satan zu bethätigen, jedoch nur eine kurze Weile hindurch; denn am Ende werden sie ausgerottet durch die Guten. Die Erde, welche ein lebendiges Wesen ist, wird zum Himmel und glorreich verschönert, zur Freude Aller, die sanftmüthigen Herzens sind. Amen. —

Solche Phantasmen, die in solchem Galimathias verkündet werden und einem wüsten Labyrinthe gleichen, sind Glaubenssätze derselben Menschen, welche in Bezug auf materielle Verhältnisse mit dem klarsten gesunden Menschenverstande zu Werke gehen. Für das bürgerliche Leben gilt ihnen als höchste Pflicht und als höchstes Vergnügen die Verrichtung nützlicher Arbeit. Durch diese haben sie eine Wüstenei in einen blühenden Garten umgewandelt und sich zu großem wirthschaftlichen Wohlstande emporgearbeitet. Viermal hat man die Heiligen verfolgt und verjagt; jetzt legt „Satan abermals seine Krallen" auf sie. In Utah verbieten die Heiden ihnen, ihr Reich Gottes aufzurichten. Auf welcher Insel der Südsee werden sie zum fünften Male von vorn anfangen, um ihr Zion zu begründen, und würde man sie auch dort ungestört lassen?

Fahrten im Indischen Ocean und im Persischen Golf.

Von **Richard Brenner.**

I.

Von Makalla nach Maskat. — Die blutige Geschichte des Sultanates Oman. — Die Palastrevolutionen.

Im Morgengrauen des 19. Juni 1870 verließen wir nach dreiwöchentlichem Aufenthalte die Stadt Makalla*) an der arabischen Seite im Golf von Aden. Die Abreise war jedoch eine nicht ganz freiwillige, denn unser Schooner „Marietta" wurde in der Nacht sammt seinen zwei großen Ankern von der Rhede weggetrieben, und da der Versuch

*) Makalle im Dialekt von Scheher M'källe.

gegen die Küste vorzukreuzen, um wieder Ankergrund zu gewinnen, vergeblich blieb, so setzten wir noch Segel und hielten die See nach dem Indischen Ocean zu *).

Wir schieden mit aufrichtigem Bedauern von Makalla, denn wir hatten hier an dieser verrufenen arabischen Küste in wahrhaft uneigennütziger, freundschaftlicher Weise Aufnahme gefunden, obgleich wir als „unverfälschte Europäer“ auftraten, und es war uns sogar ohne die geringste Schwierigkeit gestattet worden, größere Excursionen in das Land hinein auszuführen, wobei wir oftmals mit den gefürchteten Beduinen in Berührung kamen, die mit langen Kameelherden aus den Bergen des Hadramaut herabzogen. — Unser Aufenthalt in Makalla, über den seiner Zeit Mittheilungen folgen, war bei der hohen Wichtigkeit dieses Platzes für die nächstliegenden Interessen der Expedition ohnehin nicht genügend gewesen, aber draußen im Indischen Ocean hatte der Südwestmonsun begonnen. Seit mehreren Tagen schon zogen sich düstere, graue Wolkenstreifen über den hohen Bergen Arabiens zusammen, ohne Windhauch trieb, vom Ocean her, eine gewaltig hohe See in den Golf herein, und das waren für unser Schifflein von 80 Tons gar ernste Mahnrufe, seine Reise durch den Indischen Ocean zu beeilen, bevor der Monsun seine volle, gefürchtete Kraft entwickele.

Ohnmächtig arbeitete die „Marietta“ bei hoher See und schwacher Brise drei Tage lang der nahen Mündung des Golfs entgegen, bis sie am Nachmittag des 21., die Länge von Cap Guardafui passirend, plötzlich in den Indischen Ocean hinaustrat. Das hohe Cap bildet eine seltsame Wind- und Wetterscheide; das hinausgehende Segelschiff thut wohl daran, einige Segel einzunehmen, und der Dampfer, der nach Indien hinüber will, muß gute Dampfspannung haben, um nicht gleich beim ersten Anprall nach Norden gedrückt zu werden. Der Südwestmonsun jagt von der langgestreckten, hohen afrikanischen Küste herab und stürmt, dieser alten Richtung folgend, an der Mündung des Golfs von Aden vorüber, und je wüthender der Südsturm da draußen tobt, desto stiller ist es im Golf hinter der schützenden Wand von Guardafui.

Von dem Momente an, als die „Marietta“ in diese haarscharfe Windlinie eintrat, legte sie sich tief auf die Leeseite hinüber, richtete sich wieder auf und jagte nun, mit einer Geschwindigkeit von 11 Meilen englisch per Stunde, durch eine See von ungeahnter Höhe. Der Indische Ocean wird von dem immer gleichen Winde sechs Monate lang in der immer gleichen Richtung vorwärts getrieben, und bricht sich an dem Steinwall der hohen arabischen Küste mit furchtbarer Gewalt. Dazu hing tief und düster ein grauer, regenfeuchter Himmel über dem aufgeregten Meere, und die hohen Berge von Arabien blickten in unbestimmten, gewaltigen Umrissen durch die verhüllende Luft, während tagelang kein freundlicher Sonnenblick diese unheimliche Scene erleuchtete. Wir haben in diesen düsteren Tagen, während unser kleines Schiff bei unsicherm Tageslichte oder in tiefdunkeler Nacht rastlos an der unwirthlichen Küste hineilte, gar manches Mal mit stiller Dankbarkeit der englischen Marineoffiziere gedacht, welche vor fast 40 Jahren unter unsäglicher Gefahr und Mühe diese Küste aufgenommen und chartirt haben; das unendlich hohe Verdienst dieses Werkes wird wohl nur in dem kleinen Kreise der Seefahrer, und besonders an solchen Tagen, wo die Karte der einzige Führer bleibt, nach Gebühr gewürdigt.

Nach einer fünftägigen rasenden Fahrt, während der wir nur Ras Fartock und die Kuriyan-Muriyan-Inseln, einst englische Telegraphenstation, bestimmen konnten, bog das Schiff am Morgen des 23. um das vorspringende Ras el Hädd herum und lag eine Stunde später bei lichtblauem Himmel und glühender Sonne regungslos im Golf von Oman, wo sich kein Windhauch rührte, während draußen Sturm und Wolken nach wie vor der indischen Küste zueilten.

In Büchsenschußweite vom Lande zog die „Marietta“ am nächsten Morgen mit vollen Segeln an der arabischen Seite des Golfs entlang, vorüber an den alten arabischen Städten Sur, Kalhat und Abu Daud. Die Bewohner winkten herüber, Fischerboote liefen uns an, um ihren frischen Fang anzubieten, während andere den Golf nach allen Richtungen durchtreuzten, und die Palmenhaine, welche sich in den Thälern und kühlen Schluchten des Gebirges hinaufzogen, gaben auch der Küste einen freundlichen Anblick. Das war ein anheimelndes, friedliches Bild, welches uns an eine ähnliche sonnige Fahrt längs der hohen Küste Dalmatiens mit seinen olivengrünen Hängen erinnerte und die Schrecken der unheimlichen Reise durch den Indischen Ocean bald vergessen ließ.

Am Morgen des 28. ergab die Positionsbestimmung die Länge von Maskat, aber vergebens späheten wir an der Küste entlang hinter jeden Vorsprung und in jeden Einschnitt; nichts verrieth die Nähe einer großen Stadt; die Küste war im Gegentheil wieder unwirthlicher geworden, das schmale Plateau, welches sich bisher am Fuße der Berge hinzog, war verschwunden, und die Felsen senkten sich wieder schroff und unnahbar in die See hinab. Da zeigte sich plötzlich eine schmale Spalte in der dunklen Gebirgswand mit einem hellen Wasserspiegel im Hintergrunde, und im Momente des Vorüberfahrens erkannten wir ein Gewirr von Masten und die Formen mächtiger Schiffe zwischen den Felswänden, während hoch oben am Hange ein altersgraues Fort darüber thronte! Wie eine Erscheinung war das seltsame Bild verschwunden; mit vollen Segeln zog unser Schooner vorüber, denn die schmale Schlucht war nur das Fenster der versteckten Felsenbucht von Maskat, und für Schiffe und größere Boote unpassirbar. Die wirkliche Einfahrt in den Hafen liegt an der entgegengesetzten Seite eines Vorsprunges der Küste, welche hier eine scharfe Wendung nach Westen macht. Zwei feste Batterien auf den gegenüber liegenden Höhen beherrschen den $^3/_8$ englische Meilen breiten Eingang, und sie mögen wohl im Stande sein, jedem ungepanzerten Schiffe den Eingang streitig zu machen. Der Hafen erweitert sich nach innen zu kreisförmig — im Grunde öffnet sich nach Osten hin der vorerwähnte Durchblick —, hohe Felswände, an deren Fuße das Meer im Laufe der Zeiten tiefe Höhlungen ausgewaschen hat, fallen zu beiden Seiten steil in die See hinab, und dazu blicken von den die Stadt flankirenden Höhen zwei finster drohende Forts herab.

Im Hintergrunde dieses von der Natur geschaffenen Normalkriegshafens liegt das alte, schon oft beschriebene Maskat, die einstmals berühmte Hafenstadt von Oman, welche im Laufe von Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag

*) Herr v. Wrede erwähnt in seinem jetzt veröffentlichten Manuscripte, daß die Rhede am Makalla in der Zeit des Südwestmonsun (Mai bis September) „nicht haltbar“ sei, ohne diese Angabe näher zu begründen. Es ist aber keineswegs — wie man glauben könnte — der Südmonsun, welcher diese Rhede gefährlich macht (— denn bekanntlich herrscht während dessen Dauer größtentheils Windstille im Golf —), sondern es ist ein örtlicher Landwind, der fast jeden Abend nach Sonnenuntergang mit dumpfem Heulen hinter dem hohen Dschebel Gerreh hervorbricht und mit wüthender Heftigkeit auf die offene Rhede hinabstürmt. Mit Tagesgrauen geht dieser ungestüme Geselle wieder in den Bergen zur Ruhe und seine Wirkung erstreckt sich — zur Zeit seiner größten Vehemenz — nicht über 15 Meilen in den Golf hinein. In seiner Entstehungsweise und kurzen Herrschaft erinnert er lebhaft an die Bora, die mit ähnlicher Heftigkeit vom Karst herab im Adriatischen Meere hinstürmt. D. Verf.

Wandlungen erlebte und Völker kommen und gehen sah wie wenige Städte im Orient.

Als die „Marietta" den Anker fallen ließ und die österreichisch-ungarische Flagge (wohl zum ersten Male) vor Maskat entfaltete, da wurde oben auf dem Fort eine weiße Flagge gehißt, in deren ganzer Länge mit schwarzen Lettern ein Vers aus dem Koran eingeschrieben war. Seit langer Zeit ist aber die im Indischen Ocean wohlbekannte Landesfarbe von Oman und Sansibar „die blutrothe", und deshalb konnte die seltsame weiße Flagge als sicheres Anzeichen gelten, daß seit meiner kurzen Abwesenheit vom Orient hier in Oman wichtige politische Veränderungen vorgegangen und der Thron von Maskat nicht mehr von Angehörigen der altberühmten Familie „Said" besetzt sei.

Im Hafen lagen, uns zunächst, zwölf alterthümliche abgetakelte Kauffahrteischiffe, welche einst, zur Flotte der frühern Englisch Indischen Compagnie gehörend, die stolze britische Kriegsflagge führten und jetzt in ihren alten Tagen, als Eigenthum von Maskater Kaufleuten, noch die Flagge des Islam anerkennen mußten. Aber weil dem Mohammedaner jede Nachbildung gottgeschaffener Wesen ein Greuel ist, hatte man den Galionbildern der Schiffe, ohne Respect vor den höchsten Namen, ohne Weiteres den Kopf abgeschlagen und die klaffenden Wunden mit Theer überstrichen. Zwei amerikanische Vollschiffe warteten auf die in wenigen Tagen beginnende Dattelernte, um dann mit der süßen Ladung nach Boston zu segeln. Sodann sahen wir noch einige englische Kohlenschiffe, einen französischen Schooner von Mauritius und eine altersschwache invalide Brigg mit der frommen weißen Koranflagge von Gaschel, welche die gesammte Kriegsflotte Seiner Hoheit des jetzigen Sultans repräsentirte. In gemessener Entfernung von diesen Proletariern des Meeres ankerte ernst und stolz ein englischer Kriegsdampfer, der die Flagge des britischen Residenten im Persischen Golf im Top führte.

Ueber dem Hafen und den Schiffen lag eine seltsame Stille ausgebreitet, nirgends zeigte sich Leben und Thätigkeit, man vermißte den in allen Häfen des Orients sonst gewöhnlichen Gesang der arbeitenden Neger, sah keine Boote verkehren und vernahm in dieser Stille desto deutlicher die einzelnen Glockenschläge von den verschiedenen Schiffen herüber.

Der erste Eindruck von Maskat war in der That, trotz der langen Seereise, die hinter uns lag, kein anheimelnder, und die düsteren, steilen Felswände ringsum machten dies noch fühlbarer. Während man an Bord mit Sicherung des Schiffes beschäftigt war, kam ein Araber vom Lande herüber und gab uns die nicht eben angenehme Nachricht: „daß man sich in Oman am Vorabende großer politischer Ereignisse befinde." Nebenbei erfuhren wir auch, „daß nach Sonnenuntergang, sobald vom Fort ein Kanonenschuß ertönt sei, Niemand mehr die Stadt betreten dürfe, weil auf Befehl des Sultans auf jedes in der Nacht sich nähernde Boot Feuer gegeben werde." —

Dies war unser Empfang in Maskat!

Die neuesten politischen Vorgänge in Oman, die sich zum Theil unter unseren Augen vollzogen, konnten auf die Resultate, welche sich speciell an unsere Tour nach Maskat knüpfen ließen, nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben, und eine kurze Andeutung derselben erscheint um so mehr gerechtfertigt, als wir bei dem freundlichen Verkehr mit den Offizieren des beobachtenden englischen Kriegsschiffes Gelegenheit fanden, einen richtigen Einblick zu thun.

Die Geschichte von Herrscherfamilien im Orient ist fast immer mit Blut geschrieben, und Oman macht darin am wenigsten eine Ausnahme; sie ist aber auch zugleich die Geschichte des Landes selbst, denn das „l'état c'est moi" verräth auch im Munde eines Allerchristlichen Königs von Frankreich seine ursprünglich asiatische Heimath, und wie der Orient von Alters her die hohe Schule für die Intrigue und den politischen Verrath gewesen ist, so auch neuerdings wieder in Maskat.

Zum Verständniß der jetzigen Wirren in ihrem seltsamen Zusammenhange muß ich an einen Moment aus dem Leben des im Jahre 1856 verstorbenen Imam von Maskat, Sayid Said, erinnern, der sich seiner Zeit als Neubegründer der arabischen Herrschaft an der Sansibarküste, wie durch seine Kriegszüge gegen die gefürchteten Wahabiten und durch die langjährige treue Freundschaft mit England in weiteren Kreisen bekannt machte.

Sayid Said war als kaum vierzehnjähriger Knabe von seinem Oheim, dem damaligen Sultan Bedeur ben Sef, zum Gouverneur der Landschaft Burka ernannt worden, wo er es mit einer für seine große Jugend überraschenden Geschicklichkeit verstand, sich die Zuneigung und Sympathie der Beduinenstämme zu erwerben. Der Sultan Bedeur, den die Beliebtheit und der Einfluß des intelligenten Knaben mit Besorgniß erfüllte, ritt eines Tages mit geringem Gefolge von Maskat nach dem Meeresschlosse zu Burka, um seinem Neffen einen unerwarteten Besuch abzustatten. Er ließ seine wenigen Reiter am Meeresstrande zurück und begab sich allein in die Gemächer des jungen Gouverneurs, aber nach wenigen Minuten stürzte er sich plötzlich schwer verwundet aus dem Fenster des Schlosses herab und wurde hier von den herbeieilenden Cavalieren des Gouverneurs vollends getödtet. Wenige Tage später zog Sayid Said an der Spitze seiner Beduinen in Maskat als Sultan ein.

Dieser Mord im Schlosse zu Burka schien lange Zeit ungerächt zu bleiben. Said vernichtete seine Feinde, warf sie gefesselt in die Forts oder machte sie in stillerer Weise unschädlich. Als er nach langer Regierung im Jahre 1856 starb, da feierte die officielle englische Zeitung in Bombay in einem langen Artikel den heimgegangenen treuen Freund und seine unvergleichlichen Herrschertugenden, wiewohl es unter den alten Arabern von Oman viele Stimmen gab, welche ihn wegen der abhängigen Freundschaft zu England verdammten.

Den Thron von Maskat erbte ein Sohn des verstorbenen Imam, Said Tsuéni; er war ein offener, energischer Charakter, dem es ernstlich um Hebung des Handels und um das Wohl des ganzen Landes zu thun war; deshalb ließ er die Freundschaft seines mächtigen europäischen Nachbars leidend über sich ergehen, wenngleich sie sich keineswegs so intim gestaltete, als zur Zeit seines Vaters. Zwei Brüder aus der Familie des ermordeten Sultans Bedeur, denen es gelungen war, den Verfolgungen Sayid Said's zu entkommen, agitirten jetzt gegen den neuen Sultan; dem letztern glückte es aber, eine Verschwörung gegen sein Leben rechtzeitig zu entdecken. Er ließ den ältern der beiden Brüder in schwere Fesseln schmieden und in das Fort werfen, wo er nach jahrelangem Leiden starb; der jüngere, Azran ben Gheis, hatte sich in das Innere des Landes geflüchtet und bei einem Beduinenstamme Aufnahme und Schutz gefunden. Von dort aus unterhielt er geheime Verbindungen mit seinen Verwandten in Maskat und allen denen, die mit dem strengen Regimente Said Tsuéni's unzufrieden waren. Erst im Jahre 1867, zu einer Zeit, als die Herrschaft von Oman in der Familie der Said fester denn je begründet schien, da der neunzehnjährige Sohn des Tsuéni bereits wieder männliche Nachkommen hatte, — da erst sollte die blutige That im Schlosse zu Burka ihre blutigen Früchte tragen, und seltsamerweise war dasselbe Schloß am Meere, aus dem sich

einst der sterbende Bedeur gestürzt, wiederum der Schauplatz einer weit schrecklichern Scene. Der intrigante Azran ben Gheis, nur seinem Durst nach Rache lebend, hatte es mit teuflischer Geschicklichkeit verstanden, den eigenen Sohn des Sultans, den neunzehnjährigen Prinzen Said Salem, in seine Netze zu ziehen und ihn gegen den strengen Vater aufzuwiegeln. So geschah es, daß der Sultan eines Tages, im Juni 1867, als er nach einem anstrengenden Ritte in Burka Mittagsruhe hielt, von der Hand des eigenen verführten Sohnes durch einen feigen Pistolenschuß fiel.

Die Herrschaft des Vatermörders Said Salem währte nur sehr kurze Zeit. Durch ganz Oman ertönte ein Racheschrei über den Mord des strengen, aber geachteten Fürsten, und als auch die englische Regierung nicht zögern durfte, ihren Consul von Maskat abzuberufen, da wurde es dem Said Salem unheimlich auf dem Throne seiner Väter. Schnell raffte er einige Schätze zusammen, ging eines Nachts mit einem seiner Kriegsschiffe unter Segel und lebte fortan still und verborgen auf der Insel Kiss'm im Persischen Golf, wo wir später die zweifelhafte Ehre seines Besuches an Bord unseres Schooners genossen.

Für Maskat, dessen Bewohner größtentheils Kaufleute sind, müssen derartige Vorgänge von unmittelbar nachtheiligem Einflusse sein, weil bei unsicheren politischen Verhältnissen die Handelsfahrzeuge von Indien und dem Persischen Golf ausbleiben, und dadurch einer Stadt, welche naturgemäß auf den Handelsverkehr angewiesen ist, der Lebensnerv abgeschnitten wird. Als daher eines Tages der schlaue Azran ben Gheis in die geängstigte Stadt einzog, fand er keinerlei Schwierigkeiten, von dem leeren Throne Besitz zu nehmen, und Jedermann hoffte auf bessere Zeiten. Auch die englische Regierung, welche einen gefügigen Freund in ihm erwartete, beeilte sich, die früheren Verträge zu erneuern und ihren Consul zurückzusenden, wenngleich Azran's mittelbare Schuld an dem Tode des Tsuéni ein offenes Geheimniß für sie war.

Der neue Sultan ging aber, nachdem er sich auf dem Throne befestigt, seinen eigenen Weg, vernichtete alle auf ihn gebaueten Hoffnungen gründlich und machte sich binnen Kurzem nach allen Seiten hin verhaßt. Zunächst legte er der gesammten Bevölkerung, vom reichen Kaufmanne bis zum ärmsten Lastträger herab, unerschwinglich hohe Steuern auf, und wir selbst waren einige Tage nach unserer Ankunft Zeuge, wie ganze Trupps von Leuten der ärmern Classe wegen restirender Steuern in die Forts geworfen wurden.

Dann zeigte sich Azran als finsterer, fanatischer Muselmann, riß die alte Flagge von Oman herab und ließ statt deren sein Glaubensbekenntniß vor aller Welt im Winde wehen, und dem entsprechend befahl er fortan allen seinen Unterthanen die strengste Befolgung der Gesetze des Koran. Die Bevölkerung von Maskat ist in Folge der bis heute niemals ganz unterbrochenen Sklaveneinfuhr von der Sansibarküste und Habesch her in allen Schichten stark mit afrikanischem Blute gemischt, und im steten Verkehr mit fremden Ländern und Völkern ist sie leichtlebig, genußsüchtig und in religiöser und sittlicher Beziehung ziemlich grundsatzlos geworden. So ist es z. B. bekannt, daß englische Schiffe hier ein sehr gutes Geschäft mit Spirituosen machen, während andererseits die Prostitution eine erschreckende Ausdehnung gewonnen hat. Es ist daher begreiflich, welchen Eindruck die strengen Befehle des Sultans machen mußten; er verbot das Rauchen, Trinken, Tanzen und Kartenspiel selbst innerhalb der Häuser; die Frauen durften fortan zu keiner Zeit und unter keinen Umständen mehr ihre Wohnungen verlassen, die Männer keine Waffen tragen, und die Beduinen des Sultans zogen in allen Straßen umher oder drangen in die Häuser ein und verhafteten jeden Contravenienten. Azran selbst, dem ein persönlicher Muth und zähe Festigkeit des Charakters nicht abzusprechen sind, ging dabei mit gutem Beispiele voran, weil er von Jugend auf an die einfache Lebensweise des Beduinen gewöhnt war. Aber wie ihn Habsucht und finsterer Fanatismus blind gegen das Wohl des eigenen Landes und das eigene Interesse machten, so zeigte er sich auch nach außen hin als kurzsichtiger Politiker, indem er versuchte, sich von dem englischen Einfluß zu emancipiren, und gerade dies besiegelte sein Schicksal!

Aus allen Erdtheilen.

Gustav Wallis auf den Philippinen.

Gustav Wallis gehört zu denjenigen Naturforschern, welche die sogenannte Reisekrankheit haben. Diese läßt ihnen weder Ruhe noch Rast; ihr Wahlspruch heißt: terram peragrare. Nachdem Wallis aus Südamerika in seine Heimath Detmold zurückgekehrt war, ging er nach Verlauf weniger Monate wieder in die Neue Welt, verweilte kurze Zeit in San Francisco, fuhr von dort mit dem Dampfer nach Japan und China und nach den Philippinen. Diesen Archipel hat bekanntlich Semper in ethnographischer und zoologischer Beziehung vortrefflich dargestellt. Wallis seinerseits erforschte das Pflanzenreich und hat eine werthvolle botanische Ausbeute gewonnen. Der Reisende war in der zweiten Woche des November wieder in Deutschland, will jedoch im December eine neue botanische Forschungsreise antreten, wir vermuthen nach Borneo. Aus seiner aus Detmold unterm 17. November an uns gerichteten Zuschrift wollen wir das Nachstehende mittheilen.

„Ich will zunächst erwähnen, daß ich zwei Jahre zur Erforschung des philippinischen Archipels verbrachte, und es war der Hauptzweck meines Kommens nach Europa, einen großen Pflanzentransport unter eigener Aufsicht überzuführen. Hiermit war zugleich glücklich eine Weltumsegelung beendet, indem ich, wie Ihnen bekannt, nach Westen, über Nordamerika und Japan, ausging. Gern würde ich gleich hier eingehendere Mittheilungen anfügen, wäre nicht meine Absicht, schon recht bald (Anfang December) wieder über See zu gehen. Darum vorläufig nur in aller Kürze Einiges.

Der philippinische Archipel ist sicher einer der interessanteren und bedeutenderen, wenn man erwägt, daß seine über 1000 zählenden Inseln und Inselchen (man giebt sie sogar auf 1200 an) sämmtlich aufs Beste bewaldet und bewachsen sind. Aber auch die übrige organische wie anorganische Natur schwelgt im Reichthume. Auch möchte ich die Lage, politisch und commerciell betrachtet, als vorzüglich hervorheben, zwischen China, den Molukken, Formosa, Celebes, Borneo und Singapore verzeichnet.

Die Flora ist ein wunderbares Mittelding zwischen Formen ganz verschiedener Ländergebiete. Während Japan, die Insel Formosa, die Carolinen, die Sunda-Inseln, Neuseeland und selbst Australien als Nachbarn ihre For-

men zur Bildung einer neuen Flora geliehen zu haben scheinen, sehen wir aber auch auf weiteren Zügen fremde Typen herzugetragen.

So ward ich z. B. bei Ersteigung einer Hochebene aufs Angenehmste überrascht, eine Rose anzutreffen! — „Eine Rose auf den Philippinen" — wollte mir nicht recht in den Kopf, und doch war es bei näherm Betrachten eine wirkliche Rose und kein Rubus, wie ich anfangs, aus der Ferne hinzukommend, mich überreden wollte. Doch mein Erstaunen sollte an jenem Tage noch weitere Nahrung finden. Ich sah meilenweit ununterbrochen Kiefernwälder sich erstrecken, die unseren europäischen Kiefern, am besten der Pinus sylvestris, ähneln. Nicht weniger erregten Eichen, eine Berberidea, Schinus, Melastomeä, Rhododendron, Hortensia, Clematis, Viola und andere meine besondere Verwunderung, die bei stets weiterm Vorschreiten ihren Höhepunkt nicht erreichen zu sollen schien.

Eines seltsamer, räthselhafter als das Andere auf diesem Boden! Dann kamen die heimischen Formen unserer Cnicus, Gnaphalium, Hypericum, Epilobium, Anemone, Drosera; kurzum, es entrollte sich ein so buntes Gemisch von Vertretern wohl der halben Welt, daß ich mich zuletzt kaum noch gewundert haben würde, wenn noch gar die Vellozien Brasiliens, die Chinabäume Perus, die afrikanischen Welwitschien und ähnliche mehr, die als hartnäckig an ihrer Scholle festhaltend bekannt sind, vor meinen Augen aufgetaucht wären. Hatte ich doch so vieles Ueberraschende früher schon auf den Philippinen gesehen! Die Eichen befinden sich dort in auffallender Menge (speeifisch betrachtet), und selbst das warme Tiefland weist seine eigenen Arten auf, eine Erscheinung, die mir bis dahin noch fremd geblieben war.

Ich überzeugte mich mehr und mehr, wie Pflanzen aller Zonen und Striche sich zu modificiren und einzubürgern vermögen.

Auch viel Wunderbares in Uebereinstimmung und Uebergängen hatte ich längst unter Anderm bei Farrn und Moosen bemerkt; was erstere betrifft, so treten sie in allen erdenklichen Gestalten auf, und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß fehlende Mittelglieder wohl nirgend mehr als auf den Philippinen geeignete Stätte gefunden.

Es werden obige kurze Angaben genügen, die Eigenartigkeit dieser ostasiatischen Insel-Flora bestätigen zu helfen.

Auch in mineralogischer und zoologischer Hinsicht liegt der Erforschung ein reiches Feld vor. Mit Ausnahme von vielleicht Silber werden alle edlen Metalle, wie auch ein großer Theil Metalloide angetroffen. Im Studium des Thierreiches bieten ganz vorzugsweise die Insecten und die Land- und Seemollusken lohnende Beschäftigung. Perlen, Holothurien und Salangannester bilden bekanntlich einen Hauptantheil der natürlichen Einkünfte. Der Boden ist fast durchgängig vulcanischer Natur.

In Ausstattung von Land und Meer ist den Philippinen ein gutes Loos zugefallen, das um so höhern Werth hat, als auch der Gesundheitszustand ein vergleichsweise sehr günstiger genannt werden muß. Wie aber kein Land der Erde vollkommen ist, so hat auch dieser schöne Archipel seine Schattenseiten. Da sind vor Allem die stets zu befürchtenden Erdbeben, das Raubwesen der Seeräuber, die alljährlich bald hier, bald dort auftretenden Verwüstungen der Heuschrecken, die häufigen Orkane und die noch schrecklicheren Taifune (Wirbelwinde), ja selbst der gewöhnliche Monsun bringt Gefahren. Und diese Reihe von Schrecken ist über die gewiß sehr zahlreiche Bevölkerung von mehr denn vier Millionen verhängt, die zum größten Theile aus „Indiern" und deren Mischungen mit den Weißen besteht.

Auffallend ist die Menge der verschiedenen Menschenstämme, welche den Archipel bewohnen: die eine Insel Luzon allein möchte wohl 16 verschiedene beherbergen, von denen ich 8 kenne, nämlich, außer den Spaniern, Chinesen und Mestizen, die Tagalen, Negritos, Ilocos, Dumagats, Pampangas, Igorrotes von Benguat, Tinguianos und Pangasinan. Der Süden ist von sogenannten Mauren (Mohammedanern) bewohnt, die ihre eigenen Sultane haben und noch bis heutigen Tag nicht unterjocht worden sind."

F. Kanitz' Reise durch Westbulgarien.

Dem bekannten, um Serbiens Erforschung vielfach verdienten Reisenden F. Kanitz ist es gelungen, im Verlaufe des verflossenen Sommers auch die bisher sehr im Argen liegende Geographie Westbulgariens aufzuklären. Einem Briefe desselben entnehmen wir über die Ergebnisse der Reise das Folgende:

„Endlich habe ich meinen seit Langem gehegten Vorsatz ausgeführt und den westlichen Balkan in einer Weise erforscht, wie, ich darf es wohl sagen, Niemand zuvor. Ich habe die Kette von der serbischen Grenze bis nach dem durch seine Rosenculturen berühmten Kazanlik auf zwölf verschiedenen Pässen überstiegen, und so die Quellengebiete sämmtlicher dem Balkan entfließenden Ströme studirt. Kiepert sagt wohl in der Einleitung zur neuesten Ausgabe seiner „Karte der europäischen Türkei": Westbulgarien zählt zu den ungekanntesten Partien der Türkei — er hätte aber noch viel weiter gehen können, denn auf Grundlage der unerwartet reichen Resultate meiner Reise wird der ganze Westen vom Balkan bis zur Donau eine vollkommen veränderte Physiognomie erhalten. Selbst nahe an der Donau, z. B. zwischen dem Lom und Ogost, ist Alles bisher unrichtig angegeben; die wenigen von Kiepert angegebenen Orte existiren gar nicht oder liegen an unrechter Stelle — von dem Oro- und Hydrographischen gar nicht zu sprechen.

Meine Vorgänger haben leider das eben nicht sehr bequeme Reisen auf ungebahnten Wegen im zahlreich gebrochenen Zickzack gescheut und es vorgezogen, sich gegenseitig auf guten Glauben zu copiren. Der Franzose Blanqui (1840) hat gar nichts für die Geographie des bereisten Gebietes gethan — Lejean nur einzelne lang gestreckte Routiers ausgeführt, die ihn über die wichtigsten Einzelpunkte im Zweifel ließen, was jedoch seine Verdienste nicht schmälern soll.

Ich arbeite gegenwärtig an einer Karte, welche das ganze Gebiet zwischen dem Timok, der Donau und Jantra bis jenseit des Balkans von Kazanlik über Sofia und Nisch umfassen wird. Sie wird auch topographisch interessant sein, da ich, abgesehen von einer beinahe vollständigen Ortsnomenclatur, sämmtliche ältere und neuere Straßenzüge bereist und eingetragen habe. Vielleicht interessirt es Sie, die von mir überstiegenen Balkanpässe kennen zu lernen. Es sind die Uebergänge: Sveti Nikola; Cupren-Pirot; Scharkoi-Ciprovitza; Scharkoi-Berkowitza; Berkowitza-Sofia; Sofia durch den Iskenderdurchbruch-Bratza; Urhanie-Sofia; Etropol-Slatitza; Rahmanli-Tetewen; Trojan-Kaloser; Kazanlik-Tschipla; Maglisch-Travna. Zusammen zwölf.

Daß die Archäologie auch auf dieser Reise nicht leer ausging, versteht sich wohl von selbst. Meine „Byzantinischen Monumente Serbiens" werden ihre Ergänzung in jenen Bulgariens finden. Sie wurden von mir zum ersten Male gezeichnet und gemessen. Sonst habe ich zahlreiche Römerreste gefunden und an 30 Inschriften jüngst Mommsen zur Entzifferung übersendet. Besonders großartig sind die Ruinen der von den Barbaren zerstörten Stadt Nicopolis an der Rusica — nicht mit dem heutigen Nicopolis an der Donau zu verwechseln. Von vorgeschichtlichen Resten sind es Hunderte von Tumuli, zerstreut und in Gruppen, die ich in der Karte verzeichnet habe.

Ethnographisch suchte ich namentlich die Bevölkerungsverhältnisse Bulgariens klar zu stellen. Es ist ein buntes Kaleidoskop, das für slavophile Politiker nicht sehr erfreuliche Bilder zeigen dürfte. Auch statistisch bemühte ich mich, möglichst authentische Daten zu erhalten, fand aber bei diesem höchst unerquicklichen Geschäfte erst recht, wie lächerlich alle jene Handbücher sind, die genau die einzelnen Nationalitäten der Türkei bis auf Zehner und Einheiten anzugeben wissen.

Obwohl ich immer zu Pferde — ich hatte drei gekauft, um vollkommen unabhängig zu sein — und durch die kartographischen Arbeiten, die Strapatzen u. s. w. oft bis zu Tode ermüdet,

war ich bei alledem gesund wie eine Farelle, heiter und auch zeichnungslustig. Ich habe eine Masse van Skizzen mitgebracht. Varerst werde ich die großen Gebirgspanoramen vollenden. Es ist eine graße ungebrochene Natur, in der ich mich während valler vier Manate bewegte — man darf sagen ein Paradies, wüßte der dortige Mensch die reichen Naturschätze zu verwerthen. Nicht, daß der Butgare arbeitsunlustig; nein, es fehtt aber an jedem auch nur an unteren Unterrealschulen hinanreichenden Unterricht. Ich fand im Batkan zu meiner Ueberraschung eine bis 2000 und 3000 Fuß hach wohnende, ziemtich dichte Bevölkerung, in der, wie in unserm Erz- und Riesengebirge, sich eine bedeutende Industrie traditionell sartgepflanzt hat. Namentlich sind es Webereien, Teppich-, Halzschnitz- und Eisenarbeiten, die oft überraschend schön gearbeitet werden."

Kloppe, Stempel und Eisen im ehemaligen Meißner Lande.

O. P. Var einiger Zeit brachle der „Glabus" (S. 91) zwei Aufsätze über wendisches Wesen und Sitte, in welchen eines eigenthümtichen Wertzeuges (der Kotula der Wenden und der Palitschla der Tschechen) Erwähnung gethan wird, welches früher in wendischen Gemeinden zur Verkündigung öffentlicher Erlasse und dergleichen diente. Der Verfasser jener Aufsätze schien mir der Ansicht zu sein, daß diese Sitte nur unter den Slaven zu Hause sei. Erlauben Sie mir daher, noch Fatgendes zu jenen Bemerkungen hinzuzufügen:

Auch in vielen deutschen Gemeinden (— aber in vormals van Wenden bewahnten Gegenden. A. —) Sachsens besteht nach jetzt der Brauch, öffenttiche Acte durch Herumschicken eines Instrumentes anzuzeigen. In meinem Geburtsorte wie in den Nachbargemeinden (in der Nähe der Stadt Oschatz) war dies die sogenannte „Kloppe", einem hölzernen Zuckerschläget ähnlich, nur mit sehr kurzem Sliel. Die vordere Hälfte des Schlägels kann abgeschraubt und darauf ein Stück Papier befestigt werden, auf welchem die Versammtungen der Gemeindegtieder, ader das Nahen des Termins der Steuererhebung, oder (früher vor 1866) das Halen des Salzes für die Gemeinde und andere Sachen mehr verkündigt werden. Der Gemeindevarstand, der diese Erlasse auszufertigen hat, schickt die Ktappe zu seinem Nachbar, welcher, nach Einsichtnahme in die Bekanntmachung, sie seinem nächsten Nachbar zugehen läßt. Ueber den Ursprung dieses Brauchs habe ich Nachstehendes in Erfahrung gebracht:

Derselbe stammt aus der Feudatzeit, wa der Lehns- und Grundherr durch Schläge an das Hofthar vermittelst eines hölzernen Hammers die Bauern zur Frohnarbeit rief, aber auch ihnen die Zeit der Abgaben rc. bekannt machen ließ. Später war in jeder Gemeinde ein Mann, gewöhntich der Tagwächter, angestellt, der ebenfalls durch Schläge an das Thor, warauf der Besitzer vor dem Thore erscheinen mußte, Cammunarbeit, Steuern und sonstige Gemeindeangelegenheiten verkündete. Jetzt werden, wie aben bemerkt, die Bekanntmachungen schriftlich und auf die Klappe geklebt veröffentlicht. Das Recht, diese herumzuschicken, hat der Gemeindevorstand, in besonderen Fällen auch der Richter. Doch muß sie auch auf Verlangen eines einzetnen Gemeindegtiedes herumgehen, wenn die Gemeinde interessirende Vorgänge, wie Auctian, Verpachtung rc., von demselben vargenammen werden sallen.

In der Rossener Gegend ist statt dieses Hammers der „Stempel" in Gebrauch, ein 2 Ellen tanger, gedrehter Stab, an wetchem oben ein Brettchen, 12 Zall ins Geviert, zum Befestigen der Anzeigen, angebracht ist. In der Grimmaer Gegend hat man dagegen das „Eisen", eine Hufeisenform, in wetcher die Ankündigungen eingeschraubt werden, in anderen Gegenden Geräthe van anderen Formen.

Ob die Sitte, auf die beschriebene Weise Gemeindeangelegenheiten zu veröffentlichen, slavisch ader germanisch sei, scheint mir eine unentscheidbare Frage, wenn man auch für die erstere Ansicht darauf hinweisen könnte, daß oft genug Eraberer die Gebräuche der Bezwungenen angenommen haben. Die Nothwendigkeit der Veröffentlichungen trieb aber wohl von selbst den Volksgeist, eine Form zu ersinnen, unter der dieselben am sichersten und schnellsten verbreitet wurden.

* * *

— Als man die Verheerungen, welche der graße Brand zu Chicaga angerichtet hat, übersehen tonnte, ergab sich Fatgendes. Das Feuer erstreckte sich über einen Raum van 2500 Acres Land; die Zaht der zerstörten Häuser beträgt etwa 20,000, van welchen nur etwa 1500 von Stein gebaut waren. Den gesammten Geldverlust schtägt man auf 200 bis 300 Millianen Dollars an. Etwa 50,000 Einwohner hatten bis zum 20. October die Stadt vertassen, sa daß ungefähr 280,000 zurückgeblieben waren. In den fünf durch Feuer zerstörten Elevatars verbrannten 1,600,000 Buschel Getreide, während 11 andere dieser kalossaten Getreidemagazine, in welchen gegen 5,000,000 Buschel lagern, verschont btieben. Etwa 50 Millianen Fuß Bauholz sind verbrannt, aber 40 Millionen Fuß blieben unversehrt. An Kahten gingen 82,000 Tons verloren, aber eben so viel konnte man retten. Etwa 30,000 Häuser stehen noch. Man hat nun ermittelt, daß das Feuer auf einem Heubaden entstanden ist.

— Während die Wälder in Michigan, Wiscansin und Minnesala verbrannten und das Gras auf den Prairien gleichzeitig auf weite Strecken ein Flammenmeer bildete, sind auch die Wälder in den Racky Mountains in Feuer gerathen. Der Gealag Clarence King, welcher unter dem 40° N. gealogische Untersuchungen teitet, meldet unterm 3. Octaber aus „Camp in Caston, Uintah Mountain", daß seit dem 26. August in den Felsengebirgen weit und breit die Wälder brennen; der Qualm sei so dick, daß er seine topagraphischen Arbeiten habe einstellen müssen. Am 2. Octaber war dann ein Schneesturm und am folgenden Tage war zum ersten Male die Luft wieder klar.

— Die Diamantengruben in Südafrika tiefern fortwährend eine sehr ergiebige Ausbeute. Der Postdampfer, welcher am 5. October Capstadt vertieß, hat, wie gewöhnlich, eine beträchttiche Menge von Steinen nach Europa gebracht; ihr Werth war mit 26,000 Pf. St., alsa reichlich 170,000 Thaler, dectarirt worden. Die Felder gaben einen Ertrag, mit welchem die Arbeiter sehr zufrieden waren, aber es zeigt sich nun, daß die Gegend ungesund ist. Man meldet aus Inhambané (23° 45′ S.) an der Südastküste Afrikas, daß die Partugiesen, welchen dieser Hafenplatz gehört, dart mit gutem Erfolge den Baumwallenbau eingeführt haben. Die Cholera, welche im Delta des Quilimane sehr heftig auftrat, war von dart ins Innere gedrungen.

— Auf Neuseeland ist das Galdgraben fartwährend sehr prafitabel. Eine Grube, die Catedanian-Gotd-Mine, hat vom 1. Februar bis 31. Juti aus 7309 Tonnen Quarz 154,828 Unzen Gold gewonnen, atso 411,840 Pf. St. für das hatbe Jahr. Die Jahresausbeute wird mehr als 800,000 Pf. St. betragen, also weit über 5 Millianen Thaler. Bei der letzten Dividendenvertheilung entfielen für 6 Monate 144 Pf. St. auf die Actie van 100 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Von Madrid nach Salamanca.

I.

Das Escurial und dessen Gebäude. — Erinnerungen an Don Carlos und Philipp den Zweiten. — Die Reliquienkammer und die Königsgruft. — Die Universität von Alcala de Henares, Cervantes' Geburtsort. — Die Tunantes als Bettelstudenten und fahrende Schüler; ihr Leben und Treiben und ihre Lieder.

Madrid liegt in einer „schauderhaften" Gegend. Man kann sich nichts Traurigeres denken, als die Umgebungen dieser Hauptstadt Spaniens auf der geradezu trostlosen Hochebene Castiliens; keine andere Hauptstadt in Europa ist ein solches „Paradies der Wüste", liegt inmitten eines solchen Steinfeldes. Doch das ist schon hundertmal gesagt worden und wir wollen darüber hinweggehen. Wer Baumschatten haben will, findet ihn im Pardo, dessen Wälder von Kastanienbäumen und immergrünen Eichen einen erquickenden Gegensatz zur Wüstenei bilden. Dort hatten die Könige von Spanien ihr Jagdrevier und einen Palast, der architektonisch von keiner Bedeutung ist, aber man findet in demselben sehr hübsche Tapisserien. Mit den Gobelins können sich dieselben allerdings nicht messen, aber ihr künstlerischer Werth ist doch unbestreitbar. Die Kunst der Teppichweberei ist in Spanien bis ins zwölfte Jahrhundert hinauf nachzuweisen, und sie ist wahrscheinlich maurischen Ursprungs, gleich der Seidenweberei, welche in Toledo bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts vortreffliche Arbeiten lieferte.

Nicht weit vom Pardo liegt das „achte Wunder der Welt", nämlich das Escurial, etwa acht spanische Meilen von der Hauptstadt. Heute gelangt man in anderthalb Fahrstunden vermittelst der Eisenbahn dorthin; früher gebrauchte man acht bis zehn Stunden auf einer entsetzlich schlechten Straße, auf welcher man unablässig von Staub umwirbelt wurde. Die Majestäten freilich wurden von demselben nicht belästigt, denn für sie wurde gesprengt, aber für andere Menschenkinder nicht. Zum Real monasterio de San Lorenzo wurde 1563 auf Befehl König Philipp's des Zweiten der Grundstein gelegt; den Plan hat der spanische Baumeister Juan Bautista de Toledo entworfen, derselbe, welcher auch die Strada di Toledo in Neapel bauete. Der Grundstein wurde von ihm am 28. April 1563 in Gegenwart des Königs und einer großen Schaar von Hieronymitenmönchen gelegt. Der Architekt starb schon 1567; der Bau ist 1583 vollendet worden, also in demselben Jahre, in welchem Philipp der Zweite sein „scheußliches Dasein" beendigte. Sein Escurial ist ein „Monument blödsinniger Verrücktheit", wie ein Engländer sich ausgedrückt hat; wenn er hinzufügt, daß es schade sei, Philipp den Zweiten nicht auf einem der tausend Roste geröstet zu sehen, also ihn die Strafe erleiden zu lassen, welche der bluttriefende Ketzerwürger tausendfach verdient habe, so wollen wir über diese Bemerkung mit Schweigen hinweggehen. Das Denkmal seines Wahnwitzes macht übrigens den Eindruck einer imponirenden und grandiosen Traurigkeit; wenn man dasselbe betrachtet und durchwandert,

glaubt man eine Todtenstadt, eine Nekropole vor sich zu haben. Das Ganze ist ein dädalisches Gewirr von Höfen, Klöstern, Treppen, Sälen rc. Das Klosterschloß, denn als solches muß das Escurial bezeichnet werden, hat die Gestalt eines Rostes. Der Ketzerwürger, Juden- und Maurenvertilger Philipp hatte sich in den Kopf gesetzt, einem „Heiligen" ein Denkmal zu stiften. Ein gewisser Laurentius wurde im Jahre 258 zu Huesca auf Befehl des Kaisers Valerian verbrannt. Das war damals Mode; später haben die spanischen Christen diese Mode nachgeahmt, und die Inquisition hat viele Tausende von Menschen des Glaubens wegen verbrannt, die aber noch nicht zu „Heiligen" erhoben worden sind, wie jener Laurentius.

Wer das Escurial durchwandert, findet auf Schritt und Tritt in allen Ornamentirungen den Rost und immer wieder den Rost; in Sculpturen, in Malereien, im Eisenwerk von Holz, von Marmor, von Stuck; an den Thüren, in den Höfen, Fensterkreuzen und Galerien. Nie und nimmer ist ein glühendes Eisengitter so vervielfältigt worden. Aber es handelte sich freilich darum, einen gerösteten Märtyrer zu verherrlichen!

Der Führer betont wiederholt, daß das Escurial eigentlich das „einzige Wunder der Welt" sei. Er sagt uns, daß die Gebäudemasse, welche ein längliches Viereck bildet, auf der einen Seite 190, auf der andern 150 Meter lang sei. Dasselbe habe 63 Springbrunnen, 80 Treppen, zwölf Klöster, 16 Höfe und nicht weniger als 11,000 Fenster, zur Erinnerung an die 11,000 Jungfrauen in Köln am Rhein. Bisher hat noch Niemand nachgezählt, ob es sich genau mit dieser letztern Ziffer so verhält, wie der Führer sagte.

Beim Eintritt in die Hauptpforte bemerkt man neben einem kolossalen Standbilde des heiligen Laurentius die Kinnladen eines Walfisches, der 1574 im Meere bei Valencia gefangen wurde. Man findet dergleichen auch in manchen



Fahrende Schüler in Spanien.

Kirchen Spaniens, z. B. im Dome zu Sevilla. Der erste Hofraum, in welchen man gelangt, heißt der Königshof, weil in demselben Kolossalstatuen von sechs alten Judenkönigen stehen. Philipp verjagte und schlachtete Juden, während er ihren Königen Standbilder errichtete. Diese sind aus Sandstein, bis auf Köpfe, Hände und Füße, zu welchen man Marmor genommen hat; Kronen, Scepter und andere Attribute sind aus im Feuer vergoldeter Bronze.

Aus dem Königshofe führt ein kalter und finsterer Corridor in den „Tempel des San Lorenzo", eine kahle und traurige Kirche, deren Gesammteindruck jedoch imponirt; namentlich ist die flach gewölbte Decke ein ungemein kühn gedachtes und ausgeführtes Werk, und das Altarblatt gilt für das größte in Spanien. Zur Rechten desselben befindet sich das Relicario, in welchem der finstere und frömmelnde Tyrann eine ganz ungeheure Menge von Reliquien aufgespeichert hatte. Pater Ximenez, der Mönch im Kloster war, hat einen Catalog dieser Raritäten verfertigt. In demselben sind aufgezählt 11 ganze Gerippe und nicht weniger als 103 Köpfe von Heiligen, darunter auch jener des Laurentius; dann 6 Arme rc. Dieser Ximenez, dessen Beschreibung des Escurial im Jahre 1764 gedruckt wurde, bestimmt die Zahl der damals noch im Klosterschlosse vorhandenen Reliquien auf mehr als 13,000 Stück; er giebt an, daß auch einige Jesus und dessen Mutter angehörten; dazu kamen dann noch solche von jenen Propheten, welche die Ankunft Christi im Voraus verkündigt haben. Die Reliquienkästen waren mit Gold, Edelsteinen und Silber verziert, und wenige Kirchen konnten sich in Bezug auf Kostbarkeiten mit jener des heiligen Laurentius messen. Die Statue desselben hatte großen Geldwerth; sie ist nebst den meisten anderen Reliquien während des Unabhängigkeitskrieges verschwunden. Man hat diese Kostbarkeiten eingeschmolzen.

Die Königsgruft, welche die heidnische Benennung Pantheon führt, liegt unter dem Hauptaltar, und ihr Reichthum an Marmor und Bronze spottet aller Beschreibung.

Sie bildet ein Achteck, in welchem 36 Grabnischen angebracht sind. Trotz alles Luxus, welchen man bei der Ornamentirung verschwendet hat, fühlt man sich in diesem eisigkalten Gewölbe niedergeschlagen und gedrückt. Im Pantheon werden nur die Könige und Königinnen nebst deren Müttern beigesetzt, für die Infanten und anderen Prinzen ist eine andere Gruft bestimmt, welche den unästhetischen Namen der Mistgrube, des Platzes zum Verfaulen, el pudridero, führt. Dort liegt auch der vielbesprochene Infant Don Carlos, über welchen so viele Fabeln verbreitet sind und welchen Schiller idealisirt hat. Er ist ein wunderlicher Bursch gewesen, und man berichtet, daß er schon als Säugling seinen Ammen die Brust zernagt habe. Gewiß ist, daß er in seinem ganzen Wesen viel unbändige Wildheit zeigte. Brantome erzählt, daß er sich Nachts auf den Gassen umhergetrieben und mit dem Degen in der Faust Händel gesucht habe. „Als ich in Spanien war, erzählte man mir von ihm Folgendes. Sein Schuster hatte ein Paar Stiefel gemacht, die dem Infanten nicht gefielen. Dieser ließ sie in kleine Stücke zerschneiden und zwang den Mann, dieselben in seiner Gegenwart hinunter zu würgen."

Heutzutage ist man wohl so ziemlich allgemein der Ansicht, daß Don Carlos keines unnatürlichen Todes gestorben sei, während man früher annahm, entweder er sei auf Befehl seines Vaters hingerichtet worden oder habe Selbstmord begangen.

Das Schönste im Escurial ist die Bibliothek. Prächtige Marmor- und Porphyrplatten, Schränke von Ebenholz und Mahagony sind in Menge dort, und das Ganze ist sehr geschmackvoll angeordnet. Dazu kommen Gemälde, welche Bezug haben auf Sprachwissenschaft, Philosophie, Astrologie, Musik ꝛc. Bemerkenswerth ist, daß die Schnitte der Bücher, nicht die Rückseiten, die Titelaufschrift haben; dieser Brauch soll bis ins sechszehnte Jahrhundert zurückreichen; er rührt von dem seiner Zeit berühmten Gelehrten Arias Montanus her, dessen Büchersammlung den ursprünglichen Kern der Bibliothek bildet.

Jedem Fremden zeigt man jetzt das Gemach, in welchem Philipp der Zweite gewohnt hat, mehr als Mönch, denn als Monarch. In demselben ist Alles schlicht und einfach. In früheren Zeiten war es auch hochgestellten Personen, welche das Escurial besuchten, nicht gestattet, diesen Raum zu betreten. Die übrigen königlichen Gemächer liegen an der Stelle, welche gleichsam den Stiel zum Roste bildet; sie waren vormals zum Herbstaufenthalt der königlichen Familie bestimmt, welche in jedem Jahre sechs Wochen dort verweilte. In manchen Sälen hängen werthvolle Tapisserien, welche ländliche Scenen, Stiergefechte und dergleichen darstellen. Aber der Glanz des Escurials ist nun längst dahin, und die Hieronymitenmönche, welche einst in Spanien eine wichtige Rolle spielten, haben ihre Zellen verlassen; die kalten und feuchten Gänge sind verödet, in den Höfen wächst Gras, und Pflaster und Mauern sind mit Moos überzogen.

An der Bahn, welche von Madrid nach Saragossa führt, liegt Alcalá de Henáres, dessen Universität einst die Rivalin der Hochschule von Salamanca war. Die Stadt zählt jetzt etwa 10,000 Einwohner; man zehrt dort an alten Erinnerungen; zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts soll sie eben so viele Studenten beherbergt haben, wie gegenwärtig überhaupt Menschen. Der venetianische Gesandte Andrea Navagiero, welcher 1523 Alcala besuchte, hebt hervor, daß alle Collegia in lateinischer Sprache gelesen wurden, nicht wie auf den übrigen Universitäten spanisch. Der berühmteste Student der Hochschule ist der Infant Don Carlos, der sich aber mehr mit den Rappiren wie mit dem Studiren abgab. Dort that er auf einer Treppe, welche er ungestüm hinablief, einen Fall, dessen Folgen er sein Leben lang verspürte. Am 9. Mai 1563 stürzte er auf den Kopf, welcher schwer verletzt wurde. Sofort eilte sein Vater Philipp aus Madrid herbei und brachte das Gerippe des selig gesprochenen Franziskanermönchs Diego mit, dessen Knochen eine Wundercur verrichten sollten. Man legte sie der Länge nach auf den ganzen Körper des Infanten, der jedoch gleichzeitig von einem Wundarzt trepanirt wurde. Der Prinz genas, der Heilige hatte ihn curirt, aber mit dem Gehirne hatte es von da an nie mehr seine volle Richtigkeit, denn Don Carlos zeigte nicht selten Spuren von Irrsinn.

In Alcala wurde am 9. October 1547 Cervantes geboren und einige Tage nachher in der Pfarrkirche zu Santa Maria la Mayor getauft; sein Geburtshaus ist mit einer Inschriftstafel versehen.

Das Leben und Treiben auf den spanischen Universitäten, namentlich in Salamanca und Alcala, trug im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert ein ganz eigenthümliches, man kann sagen sehr romantisches Gepräge. Wenn damals Deutschland seine „Bettelstudenten" und „fahrenden Scholasten" hatte, so war auch Spanien seinerseits mit ganzen Schaaren von akademischen Bummlern überschwemmt, die ein müßiges und lüderliches Vagabundenleben führten. Diese Estudiantes tunantes oder de la tuna spielen auch in den sogenannten Schelmenromanen jener Zeit eine große Rolle. Das Wort tuna bedeutet Müßiggang, Herumtreiben; tunante ist ein Landstreicher und auch Pflastertreter. Herr Gustav Doré hat uns diesen Typus, wahrscheinlich die Motive von Zeichnungen aus früherer Zeit benützend, bildlich veranschaulicht.

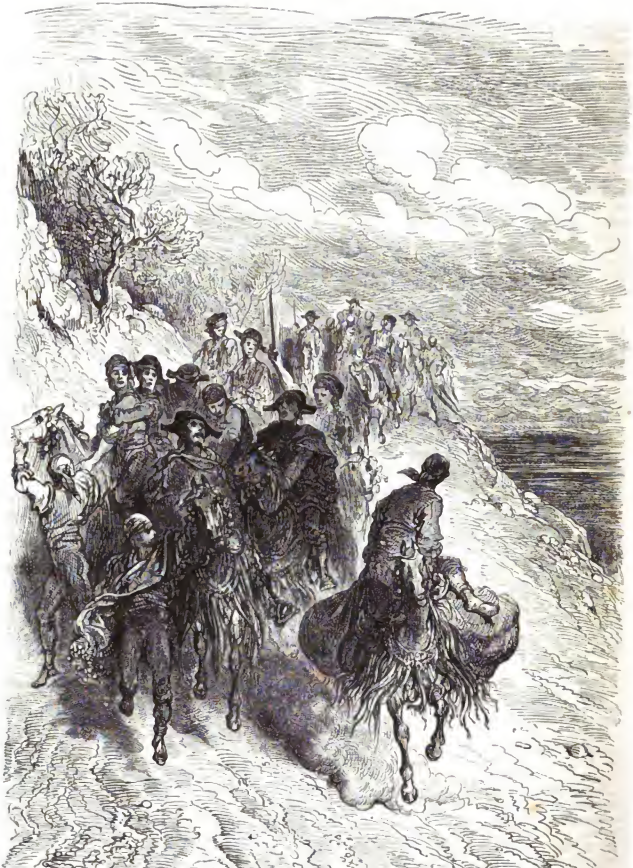
Der fahrende Schüler kümmerte sich wenig um die Bücher; am liebsten hantierte er mit dem Degen. Cervantes, der ja in Alcala aufgewachsen ist, schildert insbesondere die Mediciner in einer Novelle, dem „Hundegespräch" (Coloquio de los perros). Der Hund Berganza sagt: „Ich lebte wie ein Student, nur daß ich weder Hunger litt, noch die Krätze hatte. Wenn diese beiden nicht wären, so gäbe es wahrhaftig kein angenehmeres und lustigeres Leben, als das Studentenleben. Man vertreibt sich die jungen Jahre mit Lernen und Lustbarkeiten."

Als es bis in die Mitte der zwanziger Jahre in Göttingen noch „Schnurren" gab, welche lärmenden Burschen ihre langen Stäbe zwischen die Beine warfen, hatten jene Diener, welche die Zauberformel: „Im Namen des Prorectors" so häufig über die Lippen brachten, mancherlei Schabernack zu erdulden.

Genau dasselbe war der Fall mit den spanischen Alguazils, mit welchen Prügeleien an der Nachtordnung waren. In der Faschingszeit war es ein Hauptträdel für die Herren Tunantes, den Bürgern Hunde wegzufangen und diese auf einer Decke zu prellen, allemal so hoch in die Luft wie nur möglich.

Con latin, florin y rocin,
Andarás el mundo.

Mit Latein, einem Degen und einem Gaule kann man durch die ganze Welt kommen. Das war der Wahlspruch der fahrenden Scholasten. Die spanische Literatur ist reich an Schilderungen, in welchen dieselben als eine Hauptfigur auftreten. Erheiternd ist die „Ergötzliche Geschichte von dem verliebten Studenten, welcher Rock und Mantel verkaufte, um eine schielende Frau zu heirathen". Manchmal nehmen die Geschichten auch einen tragischen Ausgang, wie jene von Lisardo, dem Studenten aus Cordova, „in welcher erzählt wird, wie verliebt und verzückt derselbe war, und wie viel Angst und Kummer er auszustehen hatte wegen der Nonne Theodora, die aus Salamanca gebürtig war. Es wird hier



Tunantes in Gesellschaft von Maulthiertreibern.

berichtet, wie er eines Nachts auf einer Leiter die Klostermauer erstieg und dann sah, wie Theodora eben begraben wurde, nebst anderen Vorfällen mehr."

Es giebt auch Lieder über die Tunantes, z. B. im valencianischen Dialekte: Chiste del estudiants y el porc, ahon se declara el chasco, que li donaren à un llaurador de Benifayo, also die Posse von den Studenten und den Schweinen, in denen der Spaß erklärt wird, welchen sie sich mit einem Bauer von Benifayo gemacht haben. Der letztere geht nach der Stadt, um dort ein Schwein zu verkaufen; auf dem Markte nehmen ihn vier Studenten, welche der Tuna obliegen, aufs Korn, kaufen ihm das Borstenthier ab, natürlich ohne zu bezahlen, wickeln dasselbe in einen Mantel und geben es für einen todten Menschen aus.

Man sieht, hier ist wenig Witz, aber viel Behagen. Ueber die Tunantes der Universität Valencia waren allerlei Spottverse im Umlauf; man verhöhnte sie als arme Schlucker.

Un estudiante en Valencia
Se pusó á pintar el Sol,
Y de hambre que tenia
Pintó un pan de municion.

Also: Ein Student in Valencia wollte eine Sonne malen, da er aber hungerig war, kam ein Kommißbrot heraus. — Dieses Couplet ist jetzt noch in ganz Spanien bekannt, und wird, aber mit mancherlei Variationen, gesungen; es tritt z. B. an die Stelle der Sonne der Mond, und an jene des Kommißbrotes eine Schüssel mit Oliven. Die Studenten selber machen sich über ihre ärmlichen und dürftigen Verhältnisse lustig. Einer singt: Seitdem ich Student bin, seitdem ich den Mantel trage, habe ich nur Schuhsohlensuppe genossen.

Desde que soy estudiante,
Desde que llevo manteo,
No he comido mas que sopas
Con suelos de zapatero.

Darauf entgegnet ein anderer Tunante:

Tres mesas ha que no como
Me tiene abatido el hambre,
Me pongo en las piernas plomo
Porque no me lleve el aire.

„Seit drei Monaten habe ich nichts mehr gegessen; ich bin ganz hin vor Hunger; ich werde mir Blei an die Beine binden, damit ich nicht in die Luft fahre."

Ein Student in Granada ist so hungrig, daß er die Bänke auf dem Markte verschlingen möchte. Der Studentenhunger war sprüchwörtlich, und der Tunante machte aus demselben nicht einmal ein Hehl, wenn er seinem Schatz ein Ständchen brachte.

Es tanta la hambre que tengo
Que ahora mismo me comiera
Los hierros de ese balcon,
Y el cuerpo de mi morena.

„So arg ist mein Hunger, daß ich jetzt die Eisengitter dieses Balcons und den Körper meines braunen Mädchens verschlingen könnte."

Die Studenten von Valencia hatten es besonders darauf abgesehen, die Marktfrauen zu überlisten und denselben Eßwaaren fortzunehmen, namentlich Schinken, Würste und Früchte. Beide Theile standen deshalb auf einem feindlichen Fuße und die Studenten wurden als Jagdhunde bezeichnet.

Die Kleidung des Tunante bestand aus einer Sotana, einem langen Rocke, dem ähnlich, welchen die Geistlichen tragen; darüber warfen sie den Manteo und hießen deshalb auch Manteistas, Mantelträger. Dazu kam der dreieckige Hut, el tricornio, der mit der breiten Seite über dem Gesicht saß, und in welchem der unvermeidliche Holzlöffel nie fehlen durfte. Der Fuß war mit geflochtenen Alpargatas bekleidet, dergleichen die armen Leute noch jetzt tragen. Man muß sich diesen ganzen Anzug als schmutzig, durchlöchert und zerlumpt denken, wenn man sich eine richtige Vorstellung von der äußern Erscheinung eines solchen Herrn Studenten machen will, und man begreift, daß auch diese Tracht in Spottliedern verhöhnt wurde.

Der Holzlöffel wird nach Art einer Feder auf den Hut gesteckt. Die Landstreicher bedürfen desselben, denn ihre tägliche Nahrung besteht in einer Suppe, und deshalb heißen sie auch Sopistas oder Estudiantes de cuchara y aceituna, nach dem Löffel und dann nach den in Essig gelegten Oliven, welche in Spanien die billigste Eßwaare bilden.

Diese akademischen Vagabunden sangen vor den Häusern, und reichten dann ihren Dreimaster hin, um für ihre Jotas und Seguidillas sich ein Stück Geld auszubitten. Auf ihren Streifzügen schlossen sie sich häufig an die Arrieros oder Recueros an, denn diese Maulthiertreiber zogen damals, wie noch heute, weit und breit im Lande umher, und die Tunantes hatten sich mit ihnen auf guten Fuß gestellt, um dann und wann reiten zu dürfen und somit rascher vorwärts zu kommen. Das Sprüchwort sagt: „Ein Student ist ohne einen Maulthiertreiber, was die Börse ohne Geld." Estudiante sin recuero, bolsa sin dinero.

Als musikalische Instrumente hat der Tunante die Guitarre und den Pandero, ein Schellentamburin, diese sogenannte baskische Trommel, und er trachtet allemal nach Meisterschaft auf derselben. Er bearbeitet das Fell nicht bloß mit den Fingern, sondern auch mit Nase, Kopf, Knie und Fuß. Manchmal wirft er das Instrument auch in die Luft, fängt es mit dem Daumen wieder auf und läßt es auf der Spitze desselben rundum wirbeln. Zuweilen macht er mit demselben Musik auf den Köpfen der umstehenden Gassenbuben, die ganz verblüfft werden, aber nie kommt er bei alle dem aus dem Takte. Manche spielen auch Geige oder Flöte, und dann und wann wird dieses merkwürdige Orchester noch durch eine Art von Klarinette vervollständigt. Man bezeichnet die Gesänge dieser fahrenden Schüler als Estudiantinas, und manche sind ganz hübsch. Einer derselben ist folgenden Inhalts:

„Die Studenten wandern durch Gottes weite Welt, wie arme Bettler, und suchen nach wohlthätigen Leuten. Du hübsches Mägdlein auf dem Balcon, wirf uns einen Cuarto herunter, oder lieber noch ein Goldstück; kann das nicht sein, so gieb uns Silber, aber nur kein Kupfer, denn das paßt nur für Bettler." Ein Anderer:

„Wir verleben unsere Tage wie das Chamäleon, und um unsern Bauch zu füllen, haben wir nichts als Illusion. Edler Caballero, tröste uns in der Noth; wir sind mit einem einzigen Silberthaler zufrieden. Der Student lebt vom Darben und Fasten. Unser Bauch ist wie eine Guitarre, nach außen glänzend, im Innern hohl. Du, edle Dame, wirf uns ein Silberstück herab; dann können wir uns satt essen, um den Bauch zu füllen. Wir haben den Glauben verloren und dessen Freundin, die Hoffnung, obendrein. Wenn wir nun nicht das Mitleid finden, was soll dann aus unserm Bauche werden; er ist leer wie ein ungeladener Flintenlauf. O, Du duftiger Blumenstrauß, sei nicht zu hart, die spanischen Damen sind ja immer hochherzig und freigebig. Reizendes, rosiges Antlitz, wirf Geld herab; sobald ich Staatsminister werde, hole ich Dich und Du wirst mein Weib. Willst Du wissen, Madonna, was das Leben eines Studenten ist? Wenig essen, viel wandern und das Darben geht voraus. Wie schön und herrlich würde die Tuna sein, wenn nur der verwünschte Magen nicht wäre!



Die Tunantes bringen ein Ständchen.

Der quält uns unablässig. Jetzt aber Alle, die Ihr hier steht, wendet einmal Eure Taschen um, werft Geld in den Dreimaster, und wer nichts hat und wer nichts giebt, den soll der Teufel holen!"

Ein Tunante, der auf diese Art das Publicum anbettelt, wird als Moscon bezeichnet. Der Begriff läßt sich im Deutschen nicht mit einem Worte wieder geben; wir könnten etwa sagen unverschämte Fliege; moscon bedeutet nämlich eine große Fliege und dann einen Menschen, der sich unwissend und einfältig stellt, um durch List oder Beharrlichkeit irgend einen Zweck zu erreichen. In der That sinnt der Moscon unablässig darauf, wie er Geld in seinen Dreimaster bekommen könne. Alten Frauen sagt er Complimente und Schmeicheleien, vor jungen Mädchen beugt er ein Knie, legt den Mantel auf die Erde und hält dann den Hut hin; sobald sie ein Geldstück hineingeworfen hat, küßt er ihre Fußspuren.

Heut zu Tage ist der Bettelstudent eine sehr seltene Erscheinung geworden, und bald wird er völlig verschwunden sein.

Fahrten im Indischen Ocean und im Persischen Golf.

Von **Richard Brenner.**

II.

Stellung und Einfluß Englands. — Der Verfall des Handelsemporiums Maskat. — Die Bewohner. — Ein Ausflug ins innere Land.

England hat, wie ich in Ostafrika mehrfach zu beobachten Gelegenheit fand, augenscheinlich schon seit einiger Zeit principiell auf eine weitere Ausdehnung seines Länderbesitzes im Orient (wo solche nicht von dringenden politischen Interessen geboten erscheint) verzichtet, und Oman ist am wenigsten geeignet, zu einer entgegengesetzten Politik zu verlocken. Aber eben so wenig konnte die indische Regierung in ihrer unmittelbaren Nähe und an der Straße nach dem Persischen Golf einen unabhängigen, unruhigen Nachbar dulden, und schloß deshalb mit den früheren Fürsten von Oman bindende Verträge, welche, durch Geschenke oder gelegentliche Machtentfaltung unterstützt, willige Aufnahme fanden und jeder andern europäischen Nation die Möglichkeit eines Einflusses von vornherein abschnitten. Azran mußte daher mit den in seinem frühern Beduinenleben eingesogenen Ansichten von Freiheit und Unabhängigkeit ein unbequemer Nachbar für England werden, und als in dieser Zeit, kurz vor unserer Ankunft, der britische Resident in seinem Kriegsdampfer vor Maskat eintraf, wurde die Flagge des verbündeten Sultans noch mit den üblichen Kanonenschüssen begrüßt, aber im Geheimen hatte man bereits einen neuen Candidaten für den wankenden Thron, Said Turki, den jüngsten Sohn des verstorbenen Sayid Said, der seit längerer Zeit unter den Augen des britischen Gouvernements in Bombay gelebt, in Bereitschaft.

Dies war der Stand der Dinge, als wir vor Maskat eintrafen, und er verrieth augenscheinlich die nahende Krisis. Von dem Verdeck unseres Schiffes aus konnten wir den Palast des Sultans beobachten; alltäglich in den Morgenstunden trat eine sehr stattliche Gestalt in weißem Burnus auf den nach dem Meere zu liegenden Altan heraus und las Stunden lang andächtig im Koran. Aber das Gebet konnte an dem Schicksal Azran's nichts mehr ändern, und dies neueste Blatt aus der Geschichte der Fürsten von Oman erhielt abermals einen blutigen Abschluß. Noch befanden wir uns im Golf, ehe wir nach der afrikanischen Küste hinübersegelten, da vernahmen wir eines Morgens deutlich den Kanonendonner von Maskat her: Azran ben Gheis war von einem Speere durchbohrt vor den Thoren Maskats gefallen (December 1870), Said Turki trat das gefährliche Erbe seiner Väter an, und der englische Kriegsdampfer donnerte den Salut dazu. —

Die Bevölkerung von Maskat ist in neuerer Zeit in einer erschreckenden Abnahme begriffen. Im Jahre 1835 schätzte der englische Marineoffizier Wellsted die Bevölkerung auf 60,000 Seelen, 25 Jahre später gab sie ein französischer Reisender auf 30,000 an, und 1870, als wir in den stillen Straßen zwischen den vielen leerstehenden Gebäuden hinschritten, da wurde es uns schwer zu glauben, daß Maskat noch 20,000 Einwohner beherberge. Für eine solche in der kurzen Zeit kaum glaubliche Abnahme der Bevölkerung giebt der oben angeführte Abriß der neuesten Ereignisse in Maskat keineswegs eine genügende Erklärung; denn politische Verhältnisse gleich diesen sind zu aller Zeit häufig in der Geschichte von Maskat gewesen, und die verschiedenen Perioden, wo Portugiesen, Perser oder die Wahabiten hier Herren waren, sind niemals ohne Kampf und Blut auf einander gefolgt. Aber dem Europäer, der an das vollpulsirende Leben des Abendlandes gewöhnt ist, bietet der Orient gar oftmals das seltsame Beispiel von Städten, welche sich nach vorhergegangener Blüthezeit plötzlich und unaufhaltsam dem Untergange entgegen neigen; und zwar denken wir dabei nicht an jene alten Metropolen des Orients, welche nach Jahrhunderte langem Bestehen den Anforderungen einer neuen Zeitperiode und neuer Menschengeschlechter nicht mehr entsprechen und in den verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung, Blüthe und des allmäligen Verfalles nur einem unabänderlichen ewig wahren Naturgesetze folgen, — uns schweben vielmehr bestimmte Beispiele vor Augen, wie in blühenden Städten (Ostafrikas), wo alle Bedingungen für deren lange Existenz erfüllt zu sein schienen, plötzlich eine Auswanderung nach einem andern Orte stattfand, ohne daß sich ein greifbarer Grund dafür auffinden ließ. In einem solchen mir specieller bekannt gewordenen Falle (Kiunga am Tulaflusse, wo ich 1865 mit v. d. Decken eine noch gut bevölkerte Stadt antraf und im Januar 1871 allein zwischen öden Ruinen wandelte), da waren es anfänglich nur einige angesehene Familien gewesen, welche wahrscheinlich aus guten Gründen nach einem benachbarten Orte übersiedelten; nach einiger Zeit folgten ihnen Verwandte, Freunde und Neugie-

rige, die Uebersiedelung nach dem neu aufblühenden Platze wurde zur Mode, die Zurückbleibenden werden besorgt, unruhig, forschen, fragen, finden keinen Grund zur Auswanderung und — folgen. Allmälig, im Laufe von Jahren, greift die gleiche Sucht wie eine ansteckende Krankheit um sich, bis eines Tages die letzten Einwohner, welche bisher durchaus keine Veranlassung finden konnten, die liebgewordene Heimath zu verlassen, plötzlich von einer Panik erfaßt, der unheimlich gewordenen Stadt entfliehen. Und solche gut erhaltene von Menschen erst kürzlich verlassene und gemiedene Städte finden sich in den westlichen Küstenländern des Indischen Oceans nicht selten. Rings umher herrscht Todtenstille, noch stehen die Thüren halb geöffnet, auf der Feuerstelle liegen noch die angebrannten Holzreste vom letzten Mahle her. Aber die Wände zeigen bereits bedenkliche Risse und in dem feinen Staube am Fußboden erkennt man die Spuren von Schakal und Hyäne.

Auch Maskat scheint diesem Schicksal rettungslos verfallen zu sein, und die Auswanderung, welche schon seit längerer Zeit epidemisch geworden ist, richtet sich nachweislich hauptsächlich nach der aufblühenden Stadt Lingha im Persischen Golfe, wenngleich wir bei unserm spätern Aufenthalte dort keine Momente auffinden konnten, welche dies genügend erklären. Vergebens erscheinen dagegen die Bemühungen der Engländer, welche das Schicksal der Stadt aufhalten und sie zu neuer Blüthe bringen möchten; vergebens haben hier drei verschiedene Dampfercompagnien Stationen und Kohlendepots errichtet, die Dampfer finden keine Fracht und die Kohlenberge, diese Repräsentanten des modernen industriellen Verkehrs, stehen im seltsamen Gegensatz zu der verfallenden, stillen Stadt.

Nächst den eingeborenen Arabern, welche entschieden kein Talent für den Großhandel besitzen, und deshalb hier wie an der Sansibarküste von den thätigen indischen Kaufleuten überflügelt wurden und verarmten, stellen von Alters her alle benachbarten Völker des Orientes ihr Contingent zur Bevölkerung von Maskat. So kommen alljährlich neue Zuzüge von Beludschistan über den Golf herüber, und je schwieriger und kostspieliger die Sklavenzufuhr von Sansibar wird, desto unentbehrlicher machen sich diese genügsamen und fleißigen Arbeiter dem Araber, der, als der Cavalier des Orients, mehr zur politischen Intrigue und zu Abenteuerlichkeiten hinneigt als zur Arbeit. Vom Persischen Golfe her sind zu verschiedenen Zeiten Perser, Syrer, Kurden und Afghanen nach Maskat gekommen, theils des Handels wegen, theils um despotischer Bedrückung, religiöser Unduldsamkeit und der Hungersnoth zu entfliehen, welche alljährlich wie ein drohendes Gespenst über den Ländern des Persischen Golfes schwebt. Mohammedanische Hindu, Parsis und Banjanen bilden hier wie in den Küstenstädten Ostafrikas den einzig zuverlässigen, friedfertigen und besitzenden Theil der Bevölkerung und die Aristokratie des Handelsstandes. Europäer waren zur Zeit unserer Anwesenheit nur „drei" in Maskat ansässig: der englische Consul, der dem Consulat attachirte Arzt und der Agent der British India Steam Navigation Company. Trotz der häufigen Wirren und Rechtslosigkeit ist die Sicherheit dieser drei Engländer noch niemals ernstlich gefährdet gewesen, und dies erklärt sich, abgesehen von den allgegenwärtigen Kriegsschiffen, weil sie, als Engländer, einen wichtigen Stützpunkt in der zahlreichen und angesehenen Kaste der indischen Kaufleute finden. Es ist eine entschieden irrige Ansicht, wenn man glaubt, daß sich die nüchternen, kühl empfindenden Indier unter der ihnen aufgedrungenen englischen Flagge heute noch unglücklich fühlen; seit längerer Zeit haben die Hindu-Bewohner Vorderindiens ihre patriotischen Regungen begraben und wissen den Schutz, die Gesetzmäßigkeit und Ordnung, welche sie unter der jetzigen Regierung genießen, wohl zu schätzen.

Das Klima von Maskat ist als sehr heiß und ungesund berüchtigt, und wir können den ersten Theil dieser Angaben bestätigen, denn der durchschnittliche Thermometerstand betrug im Schatten Morgens 7 Uhr 24° R., Mittags 2 Uhr 29,5° R., Abends 6 Uhr 27,5° R., und in dieser Durchschnittsangabe sind Thermometersteigungen bis 32,5° R. im Schatten enthalten. Dagegen gab uns der englische Arzt, welcher mit einer zahlreichen Familie seit 15 Jahren hier lebt, die Versicherung, daß das Klima keineswegs ungesund sei, und selbstredend beruht diese Ansicht auf Erfahrung und beansprucht größere Beachtung, als die Angaben früherer Reisenden, welche nach flüchtigem Aufenthalte urtheilten. Bestimmte Krankheitsformen sind uns nicht aufgefallen, Syphilis soll stark verbreitet sein. Ophthalmie, Fieber und Dysenterie sind dagegen weit seltener als in Ostafrika.

Die Productionsfähigkeit und Ausfuhr kann in einem Lande von so steriler Bodenbeschaffenheit wie Oman, dessen culturfähiger Boden nicht annähernd genügt, um nur die dringendsten Bedürfnisse der Bewohner an Cerealien zu decken, nicht bedeutend sein, und die Stellung, welche Maskat bisher im Weltverkehr einnimmt, beruht, ähnlich wie dies neuerdings mit Aden der Fall ist, auf der günstigen geographischen Lage an der Verkehrsstraße zwischen größeren Ländern.

Wer von dem Meere her auf die öden grauen Gesteinsmassen hinblickt, welche sich bis an den fernen Horizont hin hinter Maskat aufthürmen, der schreckt unwillkürlich vor dem Gedanken zurück, über diese unwirthlichen, sonnendurchglüheten Berge in das Innere des Landes vorzudringen! Trotzdem ist eine solche Tour interessant und belehrend zugleich, und der Reisende, welcher das Volk von Oman nach den verweichlichten, bettelstolzen Arabern in Maskat beurtheilen wollte, würde der Landbevölkerung, welche mit einer durch die Noth entwickelten Sorgfalt und Intelligenz dem Boden kärgliche Schätze abringt, schweres Unrecht thun.

Von einigen Arabern begleitet ritt ich eines Morgens in dem schmalen Hohlwege hinauf, der über den Maskat kesselartig einschließenden Gebirgszug hinführt und anfänglich die einzige Verbindung mit dem Hinterlande vermittelt; die Karawanenwege nach den verschiedenen Landschaften von Oman — nach Dorrha im Norden, Battna, Burka und Sur an der Meeresküste — zweigen sich erst später in den von Ost nach West durchstreichenden Gebirgsthälern ab, während unser Weg, die Höhen und Thäler in südöstlicher Richtung durchschneidend, nach der Landschaft Dschilan führt. Hoch oben auf der Höhe dieses ersten Bergrückens ist der Hohlweg überbaut und befestigt, ein Wachthaus steht hinter den Felsen versteckt und wird von den Söldnern aus Beludschistan bewohnt, welche diesen Paß bewachen und auf den umliegenden Bergspitzen Posten ausstellen, um die aus dem Hinterlande mündenden Straßen zu beobachten. Unwillkürlich hatten wir dort oben auf der Höhe Halt gemacht, und als ich unter dem engen Felsenthore nach der andern Seite hinaustrat, da lag plötzlich ein Stück von Arabien vor mir, ein Anblick, trotz aller Einförmigkeit des Landes, so großartig und charakteristisch, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Das steinige Hochgebirge, welches vom Meere aus wie ein zusammenhängendes Ganze erschienen war, zeigte plötzlich seine verborgenen Schätze, denn unter mir dehnte sich, vom Meere her nach dem Hochgebirge zu aufsteigend und sich allmälig verjüngend, ein freundlich grünendes Thal aus, überall im Grunde bis hoch hinauf in die schmale Gebirgsschlucht, wo immer im Verlaufe eines langjährigen Verwitterungsprocesses ein Streifen fruchttra-

gender Erde sich gebildet hatte, da stand eine Palmengruppe von Quellwasser künstlich berieselt, oder auch die genügsamere Negerhirse, welche des befruchtenden Elementes nicht so dringend bedarf. Häuser und runde Hütten lagen gruppenweise zwischen den Palmenhainen im Thale vertheilt, sorgsam waren die Felder mit losen Felsstücken eingegrenzt, und ohne Unterbrechung ertönte der im Orient so bekannte kreischend singende Ton des Schöpfrades vom Brunnen herauf, welcher das ganze Thal durch ein kunstvolles Berieselungssystem bewässerte.

Das waren in der That grelle Gegensätze! Hinter mir, von drohenden Forts beherrscht, die alte verfallende Stadt Maskat, deren Bewohner jetzt unter einem finstern Fanatiker und seinen Söldnern zitterten, und vor mir zu meinen Füßen ein liebliches Bild tiefen Friedens und ländlichen Fleißes inmitten einer gewaltigen Natur, denn drüben jenseit des Thales fügte sich wieder gleichmäßig Berg an Berg, einem grauen wogenden Steinmeer vergleichbar, dem ein Machtwort des Schöpfers plötzlich Stillstand geboten hatte!

Unten im Thale, welches in eine stille von hohen Felsen geschützte Meeresbucht auslief, standen die Palmen in regelmäßigen Reihen bis auf wenige Schritte vom Ufer entfernt, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß in diesem untersten Theile des Thales die salzige Fluth des Meeres in rationeller Weise zur Bewässerung der edeln *Dattelpalme* verwendet werde. An den Küsten des Indischen Oceans ist das Auge des Reisenden sonst nur an die öde Einförmigkeit der von den Monsunwinden aufgethürmten Sanddünen gewöhnt, und die Vegetation beschränkt sich da allenfalls auf eine Mimose, die, vom Seewinde zerzaust, einsam auf der Höhe trauert, oder auf fadenscheiniges Buschwerk von Euphorbien und Cacteen, die an den Dünenhängen ein kümmerliches Dasein fristen. Aber selbst da, wo die Küste dichter mit Wald bestanden ist, wie im äquatorialen Ostafrika, hat letzterer ein ganz bestimmtes Gepräge, und nächst dem hochbeinigen gespenstigen Mangrovebaum, dem echten Kinde des Meeresstrandes, kennt der Botaniker im Voraus jede Pflanze, welche „im Vegetationsgebiete der Küste“ vorkommen kann; diese edelste der Palmen rechnet er aber wohl kaum dazu! Ein künstlicher Damm, der zur Fluthzeit geöffnet wurde, ließ das Seewasser ein, welches sich in einem System von Gräben vertheilte und die 5 Fuß breiten kreisrunden Löcher am Fuße jeder Palme anfüllte, und als am Nachmittage die Sonne hoch über dem Thale stand, war jeder Baum mit einer weißen Salzkruste umgeben, während oben in schweren, goldgelben Dolden die süßesten Früchte prangen.

Es ist allbekannt, welche hohe Bedeutung die Dattel für den Orient überhaupt hat (wenngleich man dabei keineswegs an die Frucht denken darf, wie solche auf der europäischen Tafel erscheint), aber hier in diesen omanischen grünen Gebirgsthälern, „diesen lebensvollen Pulsadern des todten Arabiens“, ist der Werth der Palme ein ungleich höherer, denn die Bevölkerung, welche sich auf dieser fruchttragenden Erdscholle angesiedelt hat, fällt in der That der bittersten Noth anheim, wenn die Dattelernte mißglückt. Wohl verdient deshalb ein solcher Palmenhain das „nüchterne Interesse“ des europäischen Reisenden weit eher, als jede „poetische Schwärmerei“ (welche bei 35° R. unter schattenlosen Palmen naturgemäß „wässerig“ ausfallen muß). Denn es handelt sich hierbei nicht um eine Baumcultur im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr um eine mit der größten Liebe und Sorgfalt durchgeführte Erziehung und Pflege von „Baumindividuen“. Die männlichen Blüthenbäume, mit Umzäunungen umgeben, stehen auf erhöheten Punkten zweckmäßig unter den Fruchtträgern vertheilt, und der Besitzer der Plantage, der mich, nach höflich arabischer Sitte, begleitete, belehrte mich über die mühevolle Art der Pflanzung, der künstlichen Befruchtung, wie jede einzelne Fruchtdolde anfänglich mit einem feinen Flechtwerke umgeben werden müsse, und wußte von diesem und jenem seiner Zöglinge eine Geschichte zu erzählen, welche dessen Ertragsfähigkeit oder die Lieblichkeit der Frucht in das glänzendste Licht stellte. Unter den Bäumen auf sorgsam bewässerten Beeten wurden Sesam, Wassermelonen, Mangos, Orangen, Limonen, Bataten und Erdnüsse, besonders aber die hochgeschätzte Zwiebel und der „edle Knoblauch“ gebauet; Reis, Mais und Mthoma, welche eine Beschattung nicht vertragen, werden dagegen außerhalb der Palmenhaine im Freien gezogen.

Wollte man nun von diesem Thale aus über die Berge hin noch weiter nach Oman hinein vordringen, so würde man in der Küstenregion noch ähnliche Thäler durchschreiten und später in der Landschaft Dschilan auf steiniger Hochebene hier und da ein Beduinenlager antreffen, in dessen Nähe schwarzköpfige Schafe oder kleine braunrothe Ziegen mit herabhängenden Ohren weiden, und im Zeltlager, hinter den runden Hütten bemerkt man vielleicht noch einige magere Rosse, edles Vollblut von Oman, angepflöckt, dann aber hat man alle Schätze, welche Oman hervorbringt, kennen gelernt!

In der Steppe bei den Baschkiren.

Von **W. Groß.**

I.

Wenn wir einen Blick auf die Karte werfen, so finden wir im äußersten Osten unseres Erdtheils, von der nördlichen Küste des Kaspischen Meeres an, östlich längs der Wolga und etwas nördlicher dem Uralgebirge entlang, bedeutende Flächen, welche besonders durch ihre Oede auffallen. Es sind dies die europäischen oder sogenannten *uralischen* und *karagalinischen Steppen*, die jenseits des Ural und des Uralgebirges sich im Asiatischen wiederholen resp. fortsetzen und dort einen großen Theil des nördlichen Asiens einnehmen. Sie werden meist von nomadisirenden Völkerstämmen bewohnt, unter denen im europäischen Theile die Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren, Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen die bekanntesten sind. Die karagalinische Steppe, nördlich von Orenburg an der Sachmara gelegen, und nach dem 50 Werst von letzterer Stadt entfernten Tatarenstädtchen *Kargala* genannt, ist bekannt durch ihre bedeutenden Bergwerke und Kupferlager, und wird meist von Russen, Tataren, Tschuwaschen und Baschkiren bewohnt. Jenseit des Uralgebirges ist die Physiognomie der Landschaft fast dieselbe und nur eigentlich eine Fortsetzung der diessei-

tigen Scenerie; nur daß dort noch außer den Kirgisen eine Menge anderer, auf sehr niedriger Culturstufe stehender Völkerstämme zu den bereits angeführten hinzukommen.

Die ganze landschaftliche Physiognomie erinnert auffallend an die Steppen (Prairien) Amerikas; allein, nicht nur das Bild der Landschaft selbst, mit ihren Steppen und den im Gebirge ebenfalls noch anzutreffenden Urwäldern, sondern auch die individuellen Erscheinungen von Menschen und Thieren haben oft eine sehr frappante Aehnlichkeit. Dort im Westen in den Steppen jenseits des Oceans findet man die Indianer, welche in einzelnen Banden oder Gruppen auf die Jagd oder auch vielleicht auf einen Hinterhalt ausgehen; hier im Osten dieselben abenteuerlichen Aufzüge verschiedener durch die Steppe reitender Kirgisen- oder Baschkirengruppen, meist jedoch einer friedlichern Beschäftigung nachgehend; auch wohl eine Karawane beladener Kameele, die entweder nach Chiwa, Taschkent oder Kiachta der chinesischen Grenze zugehen oder von da her ankommen. Dort in der Prairie Büffel und verschiedene Raubthiere, hier Wölfe und Bären — zwar nicht Büffel, wohl aber Roß-, Rinder- und Schafherden der Steppenvölker von unübersehbarer Ausdehnung; dort endlich die brennenden Pampas, die Brände der Prairien und Savannen — hier die Brände der Steppen, nur in Ursach und Wirkung verschieden.

Wenn z. B. der Reisende, der mit den Verhältnissen unbekannt ist, zu Ende des April oder Anfang des Mai, namentlich bei Nacht, jene Gegend und ganz besonders den Theil der Steppe besucht, welcher nördlich von Orenburg liegt und sich in die allmälig ansteigenden südlichen Ausläufer des Gebirges hinzieht, der auch als die Baschkirei bezeichnet wird, dann treten ihm Erscheinungen entgegen, die ihn oft überraschen und den Unkundigen selbst erschrecken und bestürzt machen können. Zu derartigen Erscheinungen gehören die bereits angeführten Steppenbrände, die in unermeßlichen schlangenartigen Windungen sich durch Thäler hindurch und über Berge hinweg ziehen und in ihrer oft kaum absehbaren Länge und Frontausdehnung je nach dem Winde reißend schnell fortbewegen und vor sich her alles Gras und Gestrüpp niederfressen. Sie lassen eine schwarze Fläche hinter sich zurück, welche wie von einem Leichentuche überzogen scheint, und schon dadurch um so auffallender wird, weil noch vor wenigen Tagen die nun schwarz umflorte Steppe von der glänzend weißen Winterschneedecke belegt und verhüllt war. Würde sich der Reisende plötzlich von einem solchen feurigen Ungeheuer umgeben sehen und er erführe, daß dies ein Steppenbrand sei, so würde er sich jedenfalls der haarsträubenden Schilderungen der Amerikareisenden über die entsetzlichen Brände der Prairien erinnern und die Situation für gefährlicher halten als sie in der That ist. Seine Furcht würde indeß eine unbegründete sein; die feurige Schlange ist völlig unschädlich und hat noch keinen Schaden verursacht, wenn nicht Unvorsichtigkeit der Steppenbewohner zu Grunde lag, oder ein Sturm dieselbe über die Grenzen hinaus in die Wälder trieb. Im Gegentheil, dieses Feuer ist von den wohlthätigsten Folgen begleitet. Es ist die fröhliche und hoffnungsvolle Frühlingsfahne, das Freudenfeuer der Steppenvölker, das ihnen die glückliche Jahreszeit des Schlenderns, des Genusses und des Sommerlebens ankündigt. Es ist das schmerzlich erwartete und lange ersehnte Zeichen, daß der schwere Winter mit allen seinen Entbehrungen überstanden ist, der Mensch aus seiner eisigen Umarmung sich erlöst und frei gemacht fühlt und eine neue Aera beginnt. Und in der That, nicht nur der Baschkire, der eingeborene Sohn der Steppe, dann auch sein stammverwandter Kirgise und andere desselben Schlages blicken mit Wonnegefühl auf die flammenden und beleuchteten Berge und in die Steppe hinaus, sondern auch die russische Bevölkerung und die nirgends fehlenden Deutschen können nicht theilnahmlos bleiben; man begrüßt es als ein freundliches Wahrzeichen der abermals sich verjüngenden Natur, so daß man gegen Abend, wo der Feuerschein allmälig an Intensität gewinnt und die Lichteffecte mit eintretender Dämmerung von Minute zu Minute sich erhöhen, stundenlang im glücklichsten Wohlbehagen an den duftenden Bergabhängen sich niederlassen kann, um dem eben so herrlichen als großartigen Schauspiel zuzusehen.

Ich habe bereits bemerkt, daß die Brände der karagalinischen und uralischen Steppen, obwohl einander ähnlich, mit den brennenden Prairien nichts gemein haben und in Ursach und Wirkung verschieden sind. Letztere entzünden sich zum Theil selbst oder sind das Werk der Sorglosigkeit und die Folgen anderer Ursachen; jene im Osten dagegen werden, mit Ausnahme geringerer Brände, die in Folge von Unvorsichtigkeit entstehen und in diesem Falle auch nur auf ein verhältnißmäßig geringes Terrain beschränkt bleiben und fast nie gefährlich werden, — absichtlich und mit Bedacht angezündet.

Denn ähnlich den amerikanischen Prairien und Savannen liefern auch die europäischen und asiatischen Steppen einen überaus reichen und üppigen Graswuchs, ergiebige Weiden für die Viehherden der Steppenbewohner und selbst im Winter hinreichend Futter; aber auch, wenn man sie anbauen will, schöne Früchte tragende Aecker von vorzüglicher und unerschöpflicher Ergiebigkeit.

Selbstverständlich kann nur ein kaum nennenswerther kleiner Theil der Tausende von Quadratmeilen zählenden Fläche benutzt und ein noch viel kleinerer Theil behufs der Heugewinnung abgemäht werden. Der Bedarf des letztern ist überdies bei den Baschkiren und allen Steppenvölkern ein äußerst geringer, weil Rindvieh in verhältnißmäßig nur sehr geringer Anzahl angetroffen wird und die Pferde sich ihr Futter selbst aus der oft 4 bis 8 Fuß hohen Schneedecke hervorsuchen müssen. Noth und Uebung hat sie auch in dieser Beziehung sehr gewandt und geschickt gemacht. In kleinere Trupps getheilt haben diese vierfüßigen Ingenieure zuweilen ganze Felder von Schnee bloßgelegt, um das darunter versteckte Steppengras abzugrasen, so daß sie selbst so völlig in den aufgeworfenen Schneewällen vergraben liegen, daß sie kaum sichtbar sind. Ihre Geschicklichkeit sowohl wie ihre mühevolle Ernährung und nicht minder der Appetit ist interessant genug, und man ist wirklich im Zweifel, ob man sich ergötzen oder sie bedauern soll, wenn sie vor den Augen des Zuschauers das Maul voll gefrorenen Steppengrases zusammenraspeln und mit einem gleichen Maul voll Schnee nach jedem Bissen das stachelige verdorrte Kraut appetitlich hinunterwürgen.

Doch um auf die Brände der Steppen zurückzukommen, wiederholen wir, daß der als Weide und überhaupt benutzte Theil derselben sehr unbedeutend sei; die Gräser gehen daher in Samen über, werden hart, stark und unbrauchbar und die staudenartige, gefiederte „Stippa" mit ihren langen, federartigen Samenrispen überzieht die Steppe mit einem dem Spinngewebe ähnlichen Flor; der darauf folgende Herbst und Winter schüttet über die dürren Fluren noch eine Schneelast von 5 bis 10 Fuß Höhe, welche die trockene Grashülle niederdrückt, so daß im Frühjahr, wenn die Natur das weiße Winterkleid abgeworfen, die große Fläche wie von einer Filzdecke überzogen scheint, die so dicht und fest ist, daß sie die Entwickelung der neuen Vegetation wesentlich erschwert. Ein großer Theil fruchtbarer Weidestrecken geht ferner der Benutzung verloren durch die sehr umfangreichen Gruppen und ganze Felder der Strauchkirsche und Mandelsträucher,

die ähnlich dem Knieholz auf den Gebirgen ein dichtes Gestrüpp bilden und immer weiter wuchern und durch ihre Wurzelausläufer an Raum gewinnen. Im Frühjahr ist der Anblick beider Straucharten, wenn sie in der Blüthe stehen, ein außerordentlich freundlicher; die Kirsche nicht weniger auch später im Sommer, wenn sie mit rothen Früchten beladen ist, die von den Steppenbewohnern sehr gern genossen werden. Aber die überaus schnelle Vermehrung und Ausbreitung derselben in Verbindung mit anderm Gestrüpp, stark gestielten Blattpflanzen, perennirenden Blumen- und Staudengewächsen beeinträchtigen den Ertragswerth, d. h. den Grasertrag, so bedeutend, daß es rathsam scheint, der zu üppigen Ausbreitung wenigstens einigermaßen zu steuern.

Sobald daher der Frühling sich vollständig eingestellt hat, Luft und Sonne gemeinschaftlich mit aller Macht wirken, der Sturmwind wieder über die dürren Fluren dahinfegt und die von dem Schneewasser vollgesogenen Halme ausgesaugt hat, bis endlich die letzten Reste der auf dem Boden liegenden Eisschorfe aufgezehrt und die Gräser trocken sind — dann werden in jedem Jahre große Strecken angezündet, um die dem Graswuchs schädlichen Pflanzen zu zerstören. Man erzielt dadurch auch noch etwas, was man gar nicht beabsichtigt und woran der Steppenheld sicher auch nicht gedacht hat — eine durch die zurückbleibende Asche ganz vortreffliche Wiesendüngung. Die auf dem Boden ausgespannte filzartige Decke wird von dem gefräßigen Feuer vernichtet und verschwindet, und wenige Tage später zeigt sich die zauberhafte Wirkung des Brandes. Oft schon nach zwei bis drei Tagen erscheint die schwarze Fläche in einem völlig verwandelten Kleide. Die jungen saftigen Halme sprießen frisch und kräftig hervor, und eine lachende grüne Fläche, duftend und unglaublich anmuthig, liegt vor dem Auge des Reisenden, wie ein aufgerollter großer lebendiger Teppich.

Capitän Mack's Umsegelung von Novaja-Semlja.

M. Nach einer Correspondenz aus Tromsö vom 14. October waren die meisten Fangboote von Spitzbergen und Novaja-Semlja heimgekehrt. Am weitesten nach Osten drang dies Jahr der Schooner „Polarstjerna", Capitän Mack, vor, welcher über die Mündung des Ob und Jenissei hinausging, 81° 11′ östl. L. Gr., und auf der Höhe von 75° 25′ nördl. Br. nach keiner Richtung hin Eis oder Eisblink in Sicht hatte, so daß, nach der Meinung des Capitäns, das Eis kein Hinderniß gewesen wäre, die Reise längs der sibirischen Küste fortzusetzen und vielleicht in die Behringstraße einzulaufen.

Die auf den mündlichen Erzählungen des Capitän Mack und dessen mit großer Genauigkeit geführten Tagebuches beruhenden Mittheilungen des Tromsöer Correspondenten sind so interessant, daß wir sie hier ausführlich wiedergeben.

Am 10. Mai verließ der „Polarstjerna" den Hafen von Tromsö. Am 29. stieß er westlich von Novaja-Semlja unter dem 70° 42′ nördl. Br. und 44° 34′ östl. L. zuerst auf Treibeis. Am 2. Juni kamen die ersten Walrosse in Sicht, und nach mehrtägiger Fahrt durch das Eis fand er bis auf die Entfernung von etwa 15 Meilen vom Lande offenes Wasser. Am 8. ging er in der Kassinstraße vor Anker. Auch dort lag am Lande Eis, da indessen die See offen schien, fuhr er am nächsten Tage weiter und stieß in der karischen Straße, zwischen der Waigatinsel und Novaja-Semlja, auf 6 bis 7 Fuß dickes, festes Eis, welches ihn zwang, nördlichen Cours zu nehmen. Längs der Westküste von Novaja-Semlja hinaufschiffend, ankerte er am 21. in einer unter 70° 25′ nördl. Br. und 52° 35′ östl. L. gelegenen Bucht, wo am Lande ein norwegisches Segelgarnholz gefunden wurde. Am nächsten Tage wurde die Reise fortgesetzt und, nachdem am 23. die Matoschkinstraße und am Morgen des 24. Ssuchoi-Näs passirt waren, wurden am Nachmittage in der Krengbai die Anker ausgeworfen. Die in der Bucht liegenden Inseln waren von Eis eingeschlossen. In den letzten vierzehn Tagen hatte es häufig geschneit, doch war der Schnee sofort geschmolzen und hatte der Vegetation am Lande so wenig geschadet, daß dort Butterblumen und Vergißmeinnicht blühten.

Am 29. Juni fuhr man weiter und erreichte den 1. Juli 76° 33′ nördl. Br. und 60° 55′ östl. L. Das Eis war ziemlich offen, als es aber dichter zusammentrieb, ging man an einer der beiden Inseln vor Anker, die noch nicht auf der Karte bezeichnet sind. Ihre genaue Lage ist 76° 20′ nördl. Br., 63° 54′ östl. L. v. Gr. Die Abweichung der Nadel betrug 21° Nordosten. Am Strande fand Capitän Mack eine Kastanie, eine Glasflasche mit dem norwegischen Fabrikstempel B(iringe) V(erk) und verschiedene Versteinerungen.

Die Eismassen bewegten sich von Norden und Nordosten, und da sie zu stark und dicht waren, um sie zu durchbrechen, lag der Schooner drei Wochen lang gefangen und konnte erst am 2. August die Fahrt fortsetzen. Die Witterung war in der Zeit abwechselnd, hell und klar oder nebelig. Das Thermometer stieg im Schatten von 0 auf + 14 Grad, ja zwischen dem 19. und 25. Juli in der Sonne von + 20 bis 37¾ Grad Celsius. Das Wasser war indigoblau; die Temperatur desselben — ¼ Grad.

Am 23. Juli schickte der Capitän den Steuermann und einen Harpunier ans Land, um einen etwa eine Meile landein liegenden Berg zu besteigen. Nach vierstündigem Marsche über Gletschereis erreichten sie den ungefähr 2000 Fuß hohen Gipfel und sahen von dort aus, daß das Land nach dem Karischen Meere hin abdacht. Nach Nordosten und Südwesten war es, so weit ihr Auge reichte, von Einem zusammenhängenden Gletscher bedeckt. An der Ostküste glaubten sie offenes Wasser zu sehen, doch lag der Nebel wie ein dunkeles Tuch darüber. Die Breite des Landes taxirten sie auf 8 Meilen, welches sich später als richtig erwies. Durch das Fernrohr sahen sie das große Eiscap und Cap Nassau, und zwischen beiden zertheiltes von der Sonne stark angezehrtes Eis.

Nachdem die Eismassen sich so weit zertheilt hatten, daß man die Weiterfahrt versuchen konnte, wurden die Anker gelichtet. Aber schon am 4. August fand der Schooner sich abermals vom Eise eingeschlossen und trieb nun mit der Eismasse erst gen Osten um die Nordspitze von Novaja-Semlja, dann am 7. August in eine andere Strömung gerathend, nordwärts bis zu 77° 5′ nördl. Br. und 69° 40′ östl. L.; darauf nordwestlich bis zum 77° 18′ nördl. Br. und 68° 47′ östl. Länge. Hier gelang es, alle Segel beisetzend, aus dem Eise loszukommen, worauf man, längs der

Ostküste steuernd, ins Karische Meer einlief. Dort trafen sie am 16. August eine große Menge Weißfische, die nach Osten zogen. Die Temperatur des Wassers hielt sich auf + $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Grad. Am 18. gingen sie unter heftigem Regen bei Hooft Hoek vor Anker, und fanden dort am Strande eine norwegische Glasflasche und, wie längs der ganzen Küste, viel Treibholz. Die Flüsse schienen eisfrei, doch war das Land, mit Steinen und Sümpfen bedeckt, ohne Graswuchs. Regen und Nebel wechselten ab. Am 20. August unternahm Capitän Mack $1^1/_2$ Meilen südlich von Hooft Hoek einige Längen- und Breitenmessungen, welche die Lage des Ortes auf 76° 34′ nördl. Br. und 67° 20′ 30″ östl. L. angaben. Bei klarem Wetter wurde im Ostsüdosten das etwa $2^1/_2$ Meilen entfernte Heemskerk gepeilt. Vor der Abfahrt wurde an dem Observationsorte ein Steinhaufen mit hoher Stange zum Andenken errichtet. Trotz dem Ostwinde trieb das Eis, dessen Ausdehnung des Nebels wegen sich nicht berechnen ließ, nach Nordosten. Aus der starken Dünung von Südosten schloß Capitän Mack, daß in dem Karischen Meere nicht viel Eis sein könne. Der Wasserstand variirte zwischen Ebbe und Fluth um 4 Fuß. Am 3. September wurde ein Boot ausgesetzt nach dem Eishafen, wo Barentz 1597 überwinterte. Die Leute fanden dort zwei norwegische Glasflaschen und sahen in den Flüssen viele Lachse. Eine starke Strömung in nordöstlicher Richtung näherte sich dem Lande bis auf etwa 15 Meilen und ging dann gerade nordwärts. An demselben Tage steuerte man weiter gen Osten. Es kamen einzelne Eisschollen in Sicht, auf welchen Walrosse und Seehunde lagen. Der Fang war übrigens der vielen Stürme und der hohen See wegen im Ganzen sehr unbedeutend. Am 10. September befand man sich unter 75° 43′ nördl. Br. und 80° 4′ östl. L. So weit das Auge reichte, war keine Eisscholle zu sehen. Bis zu 81° 11′ östl. Länge hielt sich die Temperatur des Wassers auf + $6^3/_4$ Grad, und in der Tiefe von 55 Faden auf + $^1/_2$ Grad; dann sank das Thermometer dicht unter der Oberfläche auf + 1 Grad und die Farbe des Wassers wurde braun. Die Temperatur der Luft wechselte von — 1 bis 2 Grad. Wenn das Wasser übers Deck spülte, gefror es, und häufige Schneeböen machten das Wetter unbehaglich.

Capitän Mack hätte gern seine Reise weiter nach Osten ausgedehnt, allein drei aufgenommene schiffbrüchige Matrosen kürzten den Proviant, der kaum noch auf sechs Wochen reichte. Er entschloß sich deshalb zur Umkehr und fuhr am 15. September westwärts über das Karische Meer nach Novaja-Semlja. Dort kartographirte er das Land von der Heemskerksinsel bis an ein unter 75° 48′ nördl. Br. und 66° östl. L. gelegenes Vorgebirge, welches er Cap Middendorf nannte. Die Strecke von der Kastanieninsel (der Insel, wo er am 1. Juli eine Kastanie gefunden hatte) um die Nordspitze bis an die Heemskerksinsel hatte er schon früher aufgenommen. Südwärts segelnd, fand er am 24. ein verlassenes Wrack von einem Tromsöer Fangboote, und am 26. in der Jugorschenstraße ein zweites. Auf den russischen Karten ist die Tiefe dieser Straße auf 15 Faden angegeben; Mack peilte eine lange Strecke, $^1/_2$ Meile von der Küste, nur 7. Er stieß auf Grund und verlor die Bekleidung des Kiels. Zum Glück wurde er bald wieder flott, und segelte heimwärts; nachdem er 15 bis 20 Meilen vom Lande noch einmal auf große Eismassen gestoßen war und dieselben glücklich umschifft hatte, lief er am 7. October wieder ein in Tromsö. —

Nach der Mack'schen Karte sind alle früheren, selbst die des Capitäns Johannesen, fehlerhaft. Das Land erstreckt sich nicht weiter ostwärts, als daß der äußerste Punkt Hooft Hoek nicht über 68° östl. L. hinausliegt. Capitän Mack hat das ganze Novaja-Semlja umschifft; er ist weiter gen Osten gekommen, als irgend Jemand vor ihm; er hat außerdem mit großer Gewissenhaftigkeit sein Tagebuch geführt, in welchem die Temperatur der Luft und des Wassers, die Richtung aller Strömungen und eine Menge anderer werthvoller Beobachtungen ausführlich notirt sind. Man hofft deshalb, daß ihm die von einem Mitgliede der geographischen Gesellschaft in Petersburg ausgesetzte Prämie von 5000 Silberrubeln zufallen werde, oder doch ein Theil der Summe, da er die daran geknüpfte Bedingung, bis nach Obdorsk vorzudringen, allerdings nicht erfüllt hat. Mack sah sich daran verhindert, weil er seinen Instructionen als Führer eines Fangbootes nicht zuwider handeln durfte, und auch mit einem von Wind und Wetter abhängigen Fahrzeuge sich nicht in ein so gefährliches fremdes Fahrwasser hätte hineinwagen können. Mit einem Dampfboote Obdorsk zu erreichen, hält er für keineswegs schwierig, nachdem er zwei Jahre den Ob-Busen und die See um die Weiße Insel eisfrei gefunden hat. Die von ihm gelogten Distanzen von der Waigatinsel nach dem Samojedenlande und zurück nach der karischen Pforte haben ihn zu der Ansicht geführt, daß auf den russischen Karten die Weiße Insel und das Samojedenland zu weit nach Osten gelegt sind.

Das Wetter ist dieses Jahr dem Fange ungünstig gewesen. Man hoffte in Tromsö, daß die am 14. October noch nicht zurückgekommenen Boote in dieser Beziehung glücklicher gewesen seien, begann indessen, sich ob ihres langen Ausbleibens zu ängstigen. Von Capitän Elling Carlsen glaubte Herr Mack, daß er, wenn sein Proviant ausgereicht, über den Ob-Busen hinaus weiter nach Osten gegangen sei.

* * *

Capitän Koldewey's Bemerkungen zu Mack's Bericht.

Den vorstehenden Bericht verdanken wir der Freundlichkeit J. Mestorf's in Hamburg. Derselbe war bereits in der Druckerei, als wir von dort, 25. November, von Capitän Koldewey gleichfalls briefliche Mittheilungen über Mack's Fahrten im Karischen Meere erhielten. Er hat denselben die nachstehenden Erläuterungen hinzugefügt, welche Beachtung verdienen.

Nach Mack's Karte der Nord- und Nordostküste Novaja-Semljas sind die von Johannesen im vorigen Jahre gemachten Beobachtungen fehlerhaft. In der That finden wir auf der im 6. Hefte (1871) der geographischen Mittheilungen publicirten Karte von Johannesen das östlichste Cap Novaja-Semljas in $71^1/_2$° O. angegeben, während nach Mack's mit guten Instrumenten angestellten Beobachtungen dasselbe nicht östlicher als $67^1/_2$° zu suchen ist. Der Unterschied beträgt also etwa 4° in Länge oder 55,8 Seemeiten. Wir hier an der Küste haben immer den von Dr. Petermann so sehr hervorgehobenen Beobachtungen von Johannesen kein besanderes Vertrauen geschenkt, und hier tiegt ein schlagender Beweis vor, wie nothwendig es ist, eine sachgemäße Kritik an solche Beobachtungen zu legen und sich die Frage zu stellen: mit welchen Instrumenten, auf welche Art und Weise und unter welchen Umständen wurden dieselben gemacht, — ehe man sie für die Wissenschaft verwerthet und Schlußfolgerungen daraus zieht. Ortsbestimmungen in hohen Breiten und in mit Eis bedeckten Meeren sind wegen der vielen Fehlerquellen, denen der Beobachter dort ausgesetzt ist, immer schwierig und erfordern vor allen Dingen gute Instrumente und Uebung; von der Genauigkeit der Ortsbestimmung hängt aber der Werth auch aller übrigen Beobachtungen, wie Temperaturmessungen der Luft und des Meeres, Beobach-

lungen über Luftdruck, über Wind- und Meeresströmungen ꝛc. wesentlich ab.

Mack's Beobachtungen scheinen Vertrauen zu verdienen, da dieselben mit guten und, soviel ich weiß, geprüften Instrumenten gemacht worden sind, auch Mack mir als guter Navigateur persönlich bekannt ist, was man nur von sehr wenigen der Tromsöer Fischer behaupten kann; die wenigsten haben Octanten und Sextanten, geschweige denn Chronometer und künstlichen Horizont an Bord. Der Schluß indeß, den Mack selbst aus seiner Reise zieht, daß nämlich ein Dampfer in jedem Jahre im Monate August unbehindert durch Eis nach Obdorsk hin und zurück fahren könnte, eine regelmäßige Dampfschifffahrt dahin in jenem Monate also möglich war, scheint, wenn man die ganze Entdeckungsgeschichte jener Gegend und die dortigen physikalischen Verhältnisse eingehend betrachtet, doch eine etwas zu kühne Folgerung zu sein.

Noch weniger ist der Schluß statthaft, daß man ungehindert über das Nordcap Sibiriens hinaus nach den neusibirischen Inseln und der Behringstraße vordringen könne. Wir haben schon in den Nummern 22 und 23 der „Hansa" unsere Gründe gegen solche Folgerungen entwickelt. Dieselben werden durch die Beobachtungen Mack's keineswegs widerlegt: unter 81° Länge nahm die Temperatur des Wassers in einer Entfernung von nur 30 Minuten Längenunterschied, d. h. für jene Breite von nur 8 Seemeilen (2 deutschen Meilen) von 6° bis 1° ab, ohne daß Eis in Sicht war; das scheint doch dafür zu sprechen, daß man eher bald ein Ende der Schifffahrt gefunden haben würde, wie ein fortgesetztes eisfreies Meer. Nach der angegebenen Tiefentemperaturmessung an jener Stelle, die eine Abnahme der Wasserwärme von 6¼° innerhalb 55 Faden zeigt, scheint das warme Wasser wohl mehr dem Ausflusse der beiden großen Ströme Ob und Jenissei zuzuschreiben zu sein, wie der Fortsetzung einer großen warmen oceanischen Strömung. Sobald der locale Einfluß jener Flüsse aufhört, wird man wieder mit den niedrigen Temperaturverhältnissen jener Gegend und der dadurch bedingten Häufigkeit des Eises zu rechnen haben.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß, so werthvoll die in diesem Jahre dort gemachten Beobachtungen und Messungen für die Kenntniß jener Gegend auch sein mögen, und wir dieselben deshalb mit Freuden begrüßen, die Umfahrung von Novaja-Semlja an sich und die Befahrung des Karischen Meeres doch nicht so vereinzelt dasteht. Es wird uns berichtet, daß nach Barentz der holländische Walfischfahrer Flaming im Jahre 1664 im Norden um Novaja-Semlja herumgekommen ist, die Stelle besuchte, wo Barentz überwinterte und von dort den Kurs OSO. bis 74° Breite gerichtet haben soll, ohne Eis zu treffen. Ebenso haben die Russen im 18. und 19. Jahrhundert ausgedehnte Forschungen in jener Gegend unternommen, und in den Jahren 1760 bis 1763 umschiffte Sawwa Loschkin aus Olonez Novaja-Semlja. Derselbe hatte indeß mit furchtbaren Schwierigkeiten zu kämpfen und brachte zwei Winter an der Ostküste zu, ehe es ihm gelang, das Hoel van Begeerte zu erreichen und im Norden herumzukommen. Auch nach Obdorsk sind die Russen durch das Karische Meer zu Zeiten vorgedrungen *). Aus allen diesen Fahrten geht indeß hervor, „daß das Karische Meer wohl zu Zeiten in den Monaten August und September schiffbar wird, öfters aber wieder gänzlich durch Eis gesperrt ist."

Weitere Beobachtungen, die dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen sind, sind zur genauen Kenntniß jener Gegend und der dort obwaltenden Naturverhältnisse noch erforderlich, und es ist deshalb erfreulich, daß von Rußland aus die schon im „Globus" S. 174 erwähnte systematische wissenschaftliche Erforschung der sämmtlichen das Eismeer begrenzenden Küsten Rußlands und Sibiriens, wie der dortigen Meerestheile, jetzt ernstlich ins Auge gefaßt wird.

*) Spörer, Novaja-Semlja, in Ergänzungsheft 21 der geogr. Mittheilungen, S. 27.

Carl Koldewey.

Der kürzeste Weg zwischen Europa und Ostasien.

A. Die Handelsbewegung zwischen unserm Erdtheil und den Ländern des östlichen Asiens hat schon gegenwärtig den kolossalen Betrag von eintausend Millionen Thaler im Verlauf eines Jahres erreicht. Abgesehen vom eigentlichen Ostindien, wo Englands Handel entschieden vorwaltet, sind Britisch Birma, Siam, China und Japan wichtige Factoren ersten Ranges geworden, und auch Deutschlands Verkehr mit diesen an werthvollen Producten so reichen Ländern steigert sich in erfreulicher Weise. Dazu kommt, daß Australien eine immer größere Bedeutung gewinnt und ein Gleiches von manchen Eilandgruppen in der Südsee gilt. Das ungeheure Becken des Großen Oceans ist nun längst zu einem amerikanisch-asiatischen Golfe geworden, der auf beiden Seiten des Aequators auch von zahlreichen Dampfern befahren wird.

Der einst ferne Westen Amerikas ist eben so wenig isolirt wie der so lange Zeit fernab liegende Osten Asiens. Der eine wie der andere wird von zwei Himmelsgegenden her in die Wellenschläge des allgemeinen Völkerlebens gezogen. Wir erhalten heute aus Schanghai, Yokohama-Yeddo und dem Amurlande die Telegramme in Verlauf weniger Stunden, und in derselben Weise laufen sie aus San Francisco in Californien bei uns ein. Alle Abgeschlossenheit hat ein Ende, die Umwandelungen im Verkehr sind vollständig. Die Küsten aller Länder, nur allein jene ausgenommen, welche auch im Sommer mit Eis umpanzert sind, werden von den Schiffen der seefahrenden Völker besucht; zwei Erdtheile werden von Eisenbahnen durchzogen, und man legt heute Strecken von vielen hundert Meilen in wenigen Tagen zurück, während man früher eben so vieler Wochen dazu bedurfte. Und wir sind mit dieser Beschleunigung und Vervielfältigung des Verkehrs noch in den Anfängen.

Nie zuvor ist der allgemeine Wettbewerb so umfassend und so hastig gewesen als in unseren Tagen; nie hatte der richtige Ausspruch, daß Zeit Geld sei, so viel zu bedeuten. Die Handelsvölker wollen einander so nahe als irgend möglich rücken und den Umtausch in raschester Weise bewerkstelligen. Vasco da Gama gebrauchte volle acht Monate für seine erste Fahrt nach Calicut an der indischen Malabarküste, welche unsere Dampfer binnen drei Wochen erreichten. In unseren Tagen ist der Suezcanal gebaut worden, und für Dampfer ermöglicht derselbe, insbesondere für die Hafenplätze am Mittelmeere, allerdings raschere Fahrten als auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung möglich wären. Für Segelschiffe ist er so gut wie unbrauchbar; sie meiden ihn und das Rothe Meer, jenen engen, mehr als dreihundert deutsche Meilen langen Wassertrog, der von Korallenklippen und Gefahren starrt. Die übertriebenen Hoff-

nungen, welche seltsamer Weise an diesen Canal geknüpft worden sind, haben sich nicht erfüllt und können sich, der Beschaffenheit der Dinge zufolge, niemals verwirklichen. Wir unsererseits haben, wie die Leser des „Globus“ wissen, uns von Illusionen frei gehalten, für unser Urtheil ist die ruhige Prosa des Verstandes maßgebend gewesen.

Die Bedeutung, welche dem Suezcanale, wie jedem interoceanischen Wasserwege in höherm oder geringerm Maße zukommt, ist verringert worden, seitdem die Nordamerikaner ihre große Pacificbahn hergestellt haben. Diese bildet den ersten transcontinentalen Schienenweg; zwei andere sind, nördlich und südlich von dieser centralen Bahn, im Bau und werden rasch gefördert. Außerdem macht gegenwärtig die Regierung der Canadian Dominion ganz entschieden Ernst, um auch ihrerseits innerhalb des britischen Gebietes ihre Seehäfen am Atlantischen Ocean mit jenen von Britisch-Columbia am pacifischen Gestade durch einen Schienenweg zu verbinden.

Die centrale Pacificbahn hat bereits einen beträchtlichen Theil des Verkehrs mit Ostasien an sich gezogen; lange mit Thee, Seide ꝛc. befrachtete Züge gehen von San Francisco aus nach den großen Binnenemporien, z. B. Chicago und nach den atlantischen Hafenplätzen. Die große californische Handelsstadt hat monatlichen Dampferverkehr nicht nur mit den Sandwichs- und Fidschi-Inseln, Neuseeland und Australien, sondern auch mit Japan und China. In diesen beiden Ländern ist der Waarenandrang nach Amerika so groß, daß die monatlichen Dampfer nicht mehr ausreichen, und daß der Dienst verdoppelt, vielleicht schon demnächst verdreifacht werden muß. Die neuseeländische Post vom September 1871 war über San Francisco schon am 16. October in Neuyork an Bord des deutschen Dampfers „Hammonia“ verladen, also 12 bis spätestens 14 Tage in Europa fällig; sie überholt die neuseeländisch-australische Post über Indien und den Suezcanal jedesmal. Der Sieg der ostwestlichen Route von Asien her und umgekehrt ist heute keinem Zweifel mehr unterworfen.

Wir wollen darauf hinweisen, daß vor Kurzem der englische Generalpostmeister zu Hongkong im südlichen China amtlich die Frage erörtert hat, welches der kürzeste Weg aus England nach China sei? Der Londoner „Economist“ hatte sich zu Gunsten der östlichen Route ausgesprochen, allerdings damals, als die Peninsular and Oriental Company Schlimmes für sich besorgte in Folge der Eröffnung des pacifischen Schienenweges. Sie begriff ganz richtig, welche Concurrenz ihr erwachsen werde.

Aus dem Berichte des genannten Postmeisters ersehen wir, daß zwölf Reisen der Postdampfer von Hongkong über Schanghai nach San Francisco 1870 im Durchschnitt 34 Tage Zeit erforderten; dagegen bedurften die Dampfer von England, welche durch den Suezcanal gingen, durchschnittlich 51 Tage Zeit. Ein Brief aus England nach Hongkong durch die Vereinigten Staaten wird also seinen Bestimmungsort allemal schneller erreichen, wenn der Abgang des Postdampfers von San Francisco mit dem Eintreffen der englischen Post correspondirt. Nach Schanghai und allen nördlicher gelegenen Häfen ist der Weg durch die Vereinigten Staaten noch weit günstiger. Niemand wird durch das Rothe Meer nach Japan fahren mögen, wenn er über San Francisco dorthin gelangen kann; er wird nicht diesen weitern und theurern Weg nehmen, der ihn ohnehin durch heiße Klimate und durch Aequatorialgegenden führt, während er auf dem andern Wege innerhalb der gemäßigten Zone bleibt.

Allem Anschein nach werden die Fahrten zwischen Europa und Nordamerika in den nächsten Jahren um 5 bis 6 Tage abgekürzt werden, sobald „der neufundländische Plan“ zur Ausführung gelangt ist. Auf der Insel Neufundland soll eine Bahn von der Hauptstadt St. John quer durch das Eiland nach der St. Georgesbai gebaut werden. Die Vermessungen haben für diese Strecke 158 Miles ergeben. Fahrgäste aus Europa brauchen dann nicht mehr zu Halifax in Neuschottland auszusteigen, sondern landen in St. John, setzen sich dort auf die Wagen und besteigen am Endpunkte der Bahn eine Dampffähre, welche sie nach Shippegan Harbour an der Chaleurbai in Neubraunschweig bringt. Dort gehen sie auf die Intercolonialbahn, welche mit allen Schienenwegen der canadischen Dominion und der Vereinigten Staaten Verbindung hat. „Das wird dann die kürzeste und sicherste Route für Fahrgäste und Posten zwischen Europa und Amerika sein. Auf ihr vermeidet man die Gefahren, welche durch Nebel, Strömungen und Riffe auf einer Strecke von 1000 Miles an der amerikanischen Küste zu besorgen sind und die so vielen Schiffen den Untergang gebracht haben. Ein Dampfer aus Europa trifft am fünften Tage in St. John ein; der Fahrgast fliegt in acht Stunden durch Neufundland; binnen 24 Stunden bringt ihn der Dampfer nach Shippegan, von wo er wieder Bahn hat. Die Zweigbahn von diesem Punkte zur Intercolonialbahn ist im Bau. Eine tägliche Dampferverbindung zwischen Europa und St. John wird Beschäftigung vollauf finden. Man erreicht Neuyork von London aus auf dieser Route in 7, Chicago in 8, San Francisco über Chicago in 12 Tagen. Sobald die canadische Pacificbahn hergestellt ist, wird St. John der östliche End- oder Anfangspunkt derselben werden, und die Dampfer, welche zwischen China-Japan und der Küste von Britisch-Columbia fahren, würden ihre Fahrgäste für Europa auf der canadischen Bahn weiter nach St. Johns befördern lassen.“

Aus allen Erdtheilen.

Aus Transleithanien.

K. Magyaren in der Moldau. Die Existenz einer ziemlich starken magyarischen Bevölkerung in der Moldau ist eine noch wenig bekannte Sache; erst neuerdings wendet sich ihr das Interesse ihrer im Schatten der Stephanskrone glücklicher situirten Landsleute lebhaft zu, und erscheinen dann und wann in ungarischen Zeitschriften Berichte über ihre Lage. Wir entnehmen einem solchen Berichte folgendes Nähere.

Die Moldauer Magyaren sind sowohl kirchlich als politisch vergessen und verlassen; 200,000 an der Zahl, besitzen sie nicht einmal das Recht, in ihren Schul- und Kirchenangelegenheiten selbständig zu handeln, und sind nicht in der Lage, für ihre kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu sorgen; es fehlt ihnen an Geistlichen und Lehrern, an Kirchen und Schulhäusern. In den Elementarschulen hindert man sie im Gebrauch ihrer Muttersprache, denn die vom Staate gebotenen Lehrer sind Rumänen, und da sie als Römisch-Katholische mitten in einer der griechischen Kirche angehörigen Bevölkerung leben, welche vom Staate gewissermaßen als die kirchlich bevorrechtete betrachtet

wird, sind sie auch in dieser Hinsicht auf Hülfe von außen angewiesen. Ihre gedrückte Lage spricht sich in Sprüchen und Liedern vielfach aus, die mit den heiteren Weisen ihrer Landsleute an der Theiß und Donau wenig Aehnlichkeit haben. So lautet ein Spruch, der in der Bukowina gebräuchlich ist:

Waisen sind wir Beide,
Trauerkleider kleiden uns:
Nach der Moldau gehen wir.

Ein moldau-wallachisches Lied lautet:

Fremd sind die Menschen um mich her,
Fremde Erde ist meine Heimath,
Es fällt die bittere Thräne,
Schau' ich die Erde und den Himmel an.
Warum, o Gott, lebe ich,
Wenn ich so mit Kummer lebe?
Mit Sorge leb' ich in der Welt,
Mit Reue sind meine Tage erfüllt.

— Zur Bevölkerungsstatistik von Pesth. Die Zwillingsstadt Pesth-Ofen gehört zu denjenigen Städten Osteuropas, die am raschesten gewachsen sind; vorzüglich gilt das von Pesth. Dieses hatte 1787 eine Civilbevölkerung von 19,652, 1857 von 132,651 und 1870 von 200,476 Seelen. Aber dieses Anwachsen zeigt hier einen etwas andern Charakter als im Westen; wohl hat die Cultur mächtig befruchtend auch hier gewirkt, aber mehr als die sehr langsam sich vollziehende Entwickelung aus dem Volksinnern heraus, hat die Colonisation geleistet, die selbst jetzt nach jener so weit voransteht, daß ihre Blüthen sich hart neben einer Wüste primitiver Zustände entfalten. Hier einige Daten aus dem interessanten Werkchen Körösi's über die 1870r Volkszählung in Pesth. (Joseph Körösi, Director des Pesther städtischen statistischen Bureaus, „Vorläufiger Bericht über die Resultate der Pesther Volkszählung vom Jahre 1870. Pesth 1871.") Die Kluft zwischen Reichen und Armen ist hier unverhältnißmäßig viel größer als in unseren Großstädten; so wohnen in Pesth 30 Procent der Bevölkerung in der Art, daß mehrmals 5 Personen auf Einen Wohnraum kommen, während Berlin, das wegen seiner Wohnungsnoth berühmte, von dieser Kategorie doch nur 16 Procent aufzuweisen hat. Die Zahl derer, die lesen und schreiben können, ist in der innern Stadt, dem Handelsbrennpunkte, gerade dreimal so groß als in einer der Vorstädte. 63 Procent der Bewohner Pesths sind außerhalb Pesths, 18 Proc. nicht in Ungarn geboren, 2868 Seelen gehören Deutschland an. Daß übrigens wenigstens hinsichtlich des Bildungsstandes ein erheblicher Fortschritt in der neuern Zeit gemacht worden ist, lehrt die Vergleichung der Zahlen von sogenannten Analphabeten in drei Generationen; wir finden da auf je 10,000 Seelen bei der ältesten Generation der Juden 3651, bei der mittlern 2285, bei der jüngsten 1221 Individuen beider Geschlechter, die weder lesen noch schreiben können; bei den Katholiken und Protestanten ist der Fortschritt weniger erheblich, bei letzteren stuft dasselbe Verhältniß sich von 3684 durch 3272 nur auf 2593 ab. Das städtische Unterrichtsbudget für 1871 beziffert sich auf 708,728 fl. österr. Währ.

— Ursprung des Namens „Siebenbürgen". Der Name Siebenbürgen ist bis jetzt in vollständig überzeugender Weise nicht gedeutet worden. Das Land heißt bekanntlich im Lateinischen Transsylvania, bei den Ungarn Erdely, den Walachen Ardealu (Waldland); nur im Deutschen kannte man bisher das Wort „Siebenbürgen"; man schrieb es den siebenbürgischen Deutschen zu, die zuerst sieben Burgen erbaut haben sollten. Nun giebt R. Rößler eine neue plausiblere Erklärung. Hermannstadt, bis in die neueste Zeit Hauptstadt des Großfürstenthums, liegt am Cibin und heißt selbst in älteren Urkunden Cibinium, wie es diesen Namen in Sibin umgewandelt noch im Walachischen und als Szebény im Magyarischen führt. Hermannstadt als fester Ort hieß Castrum Sibin, Sibinburg, und dies gab dem Lande, dessen Fürsten auch in serbischen und croatischen Liedern Sibinski vojvoda genannt werden, seinen deutschen Namen. Daß der Hermanstädter Gau „Siebenrichter-Land" oder „die sieben Stühle" genannt wird, obwohl er nach jeder Deutung entweder mehr oder weniger Stuhlsbezirke als gerade sieben umfaßte, stimmt mit dieser Hypothese, denn sein lateinischer Urkundentitel ist „Civitas cibiniensis".

Aus Südamerika.

Die Emancipationsbill wurde zu Rio de Janeiro vom brasilianischen Senate am 27. September mit 33 Stimmen gegen 4 angenommen und schon am folgenden Tage von der kaiserlichen Regierung als Landesgesetz veröffentlicht. Die Freilassung der Sklaven ist eine allmälige, und das ist sehr verständig, weil man dadurch viele wirthschaftliche Zuckungen und Nachtheile vermeidet und Zeit gewinnt, die freien Neger, auf deren regelmäßige Arbeit nicht unbedingt zu rechnen ist, durch Herbeiziehung anderer Arbeitskräfte zu ersetzen. Die Stellung der bisherigen Sklaven ist durch jenes Gesetz beträchtlich verbessert worden, der Loskauf erleichtert; jedes Sklavenkind ist von der Geburt an frei; die Regierung hat sofort die ihr gehörenden 1650 sogenannten „Nationalsklaven" freigelassen; die Benedictinerklöster, welche etwa 1600 Sklaven besaßen, haben ein Gleiches gethan und erklärt, daß sie denselben Grund und Boden geben wollen. Manche Pflanzer machen bekannt, daß sie einem Theil ihrer Sklaven Land anzuweisen gedenken, auf welchem die Neger als freie Pächter sitzen sollen. Noch Andere geben ihre Sklaven nach Ablauf von fünf Jahren frei. Inzwischen sieht man sich nach europäischen Einwanderern um. Wir wiederholen, was wir oftmals betont haben: Deutsche werden verständig handeln, wenn sie sich auf gar keine Contracte einlassen, sondern ungebunden, als ganz freie Einwanderer, sich in einer der drei südlichen Provinzen: Santa Catharina, Parana und Rio Grande do Sul, sonst aber, wenigstens als Ackerbauer, nirgends in Brasilien niederlassen.

In der letztgenannten Provinz sind die despotischen Anmaßungen der Geistlichkeit so unerträglich geworden, daß das Volk sich mit Gewalt gegen dieselbe auflehnt. Der Bischof von Porto Alegre verweigerte ehrliches Begräbniß einem Kaufmanne, der rasch, ohne die Sterbesacramente, gestorben war. Da schon oftmals Fälle anmaßender Unduldsamkeit sich ereignet haben, so stürmte das Volk diesmal den bischöflichen Palast und erbrach die Kirche; dann gab der Bischof nach.

Auch in Chile und Peru hat man allerlei Noth mit dem Clerus und die Erbitterung gegen denselben steigt; jede Monatspost liefert dafür Beweise. In Chile bringt jetzt die Zeitung „El Ferrocaril" (die Eisenbahn) scharfe Artikel gegen die Jesuiten, die sich wieder eingeschlichen und auf den Clerus großen Einfluß gewonnen haben. Sie waren 1767 aus dem Lande geschafft worden; sie besaßen damals 22 große Landcomplexe, welche das genannte Blatt einzeln aufführt; der Werth betrug an 20,000,000 harte Piaster.

Zu Lima in Peru wohnen etwa 16,000 Italiener. Sie beschlossen, den 20. September, den Jahrestag der Besetzung Roms durch das Königreich Italien, festlich zu begehen. Sofort erklärte die Geistlichkeit in ihrer Zeitung „Sociedad", daß damit eine Verhöhnung der katholischen Religion beabsichtigt werde. Sie wußten es bei der Regierung dahin zu bringen, daß diese jede öffentliche Kundgebung verbot, weil „der religiöse Eifer der Gemeinde so aufgeregt sei, daß man Ruhestörungen besorgen könne". Der diplomatische Agent des römischen Papstes, Venuteli, hatte dieses Verbot durchgesetzt. Darüber entstand große Erbitterung; die Italiener wollten trotzdem einen feierlichen Umzug halten und verzichteten auf denselben nur in Folge dringender Bitten des italienischen Gesandten. Während aber die Regierung den Italienern jede Kundgebung verbot, erlaubte sie der Geistlichkeit einen pomphaften, demonstrativen Umzug. Ein Bildniß des unfehlbaren Pio nono wurde durch die Straßen getragen, unter Gesängen und Musik. Darüber wurde auch das peruanische gebildete Publicum ärgerlich und erklärte durch Maueranschläge seine Sympathie für die Italiener und Anti-

pathie gegen den Papst. Am 20. September hielten die Gegner des Clerus eine große Versammlung auf der Plaza Bolivar; von den mehr als 15,000 dort Anwesenden waren die Mehrzahl Peruaner. Als einer derselben seine Rede begann, rückten Soldaten mit gefällten Bayonnetten herbei, schlugen auf die Menge ein, verhafteten viele Hunderte, banden ihnen die Hände auf den Rücken und führten etwa eintausend Leute in die Gefängnisse ab. — Bei Abgang des Dampfers von Callao herrschte in Lima große Aufregung; die Presse sprach sich in der allerschärfsten Weise aus; sie will von den „Knechten des Syllabus“ nichts mehr wissen, und „El Nacional“ schreibt: „Die Macht des Clerus hat nun einen Schlag erhalten, von welchem die Kirche sich schwerlich wieder erholen wird. Der päpstliche Delegat und die Camarilla des Erzbischofes werden die Folgen ihrer Umtriebe schon verspüren.“ Bisher hat der päpstliche Delegat ein Jahrgehalt aus dem peruanischen Finanzministerium bezogen; aber schon am 21. September entzog der ständige Ausschuß des Congresses ihm sein Gehalt. Man sagt: „Jede hierarchisch gegliederte Geistlichkeit ist ein Fluch für jeden Staat, gleichviel welche Form derselbe habe, und es ist unbedingt nöthig, sie ganz und gar niederzubrechen, wenn man Ruhe und Frieden haben will.“ Für die Stimmung ist es auch wohl kennzeichnend, daß die Frage aufgeworfen wird, wozu denn der Clerus seine kolossalen Reichthümer verwendet?

Das Asyl für Opiumraucher zu Ning po in China.

Es ist ein entschiedenes Verdienst der Missionäre in China, daß sie den von ihnen Bekehrten unbedingt den Genuß des Opiums versagen. In Edinburg ist ein Missionsverein, welcher ärztlich gebildete Leute als Sendboten ausschickt („Edinburgh Medical Missionary Society“); derselbe giebt eine Zeitschrift heraus, welcher wir das Nachstehende entlehnen.

Das Opium ist ein gewaltiges Hinderniß für die Verbreitung des Evangeliums. Ein Chinese sagte zu einem Missionär: „Weshalb bringen die Christen uns, unseren Gesetzen zum Trotze, Opium ins Land. Das Opium vergiftete meinen Sohn, richtete meinen Bruder zu Grunde und hat mich fast an den Bettelstab gebracht.“ Und ein anderer sprach: „Weshalb habt ihr unsern Kaiser gezwungen, die Einfuhr des Opiums zu erlauben? Wir sind doch rechtschaffener als ihr. Geht nur und erzählt eurem eigenen Volke, welche Verbrechen ihr hier verübt!“

Nur mit tiefer Scham kann ein Christ an das nichtswürdige Verfahren Englands denken, namentlich wenn man sich daran erinnert, was der heidnische Kaiser (Hien fang) sagte, als man ihn durch Druck und Zwang bewog, die Einfuhr des Opiums zu erlauben, und ihn damit ködern wollte, daß er vermittelst der Einfuhrzölle seinen leeren Schatz füllen könne. Tiefbetrübt sprach er: „Ich kann die Einfuhr dieses Giftes nicht mehr verhindern; schlechte Menschen vereiteln meine Wünsche; aber aus dem Laster und aus dem Elend meines Volkes mag ich keinen Nutzen ziehen.“

Im Juli 1858 war China durch die Waffen der Fremden besiegt, es mußte dem Zwange nachgeben und eine Politik fallen lassen, welche es so lange standhaft behauptet hatte. Drei christliche Mächte: England, Frankreich und Amerika, drängten den Kaiser, einen Handel zu genehmigen, der, wie er wohl wußte, großes Elend über sein Volk bringen mußte. Im Jahre 1868 führten die Engländer aus Indien nach China für mehr als 7,000,000 Pf. St. Opium ein!

Auf Antrieb der Gesellschaft, mit welcher der Londoner Missionsverein zusammenwirkt, ist nun in Ning po ein Opiumasyl eröffnet worden. Die ersten Geldmittel schenkte ein englischer Kaufmann, der in Indien durch den Opiumhandel reich geworden war, und welchem das Gewissen erwachte, als er mit eigenen Augen sah, welches Unheil die böse Waare anrichtet. Vor etwa drei Jahren schenkte dann ein Ungenannter weitere 3000 Pfund. Im Asyl finden 20 bis 30 Patienten Aufnahme; man will aber das Gebäude vergrößern, um 100 bis 120 aufnehmen zu können. Die Cur nimmt im Durchschnitt vier Wochen in Anspruch. Bisher sind mehr als 150 geheilt und nicht wieder rückfällig geworden.

Ueber die Methode der Heilung haben wir keine Angaben gefunden.

* * *

— Der Gesandte des deutschen Reiches, Hr. Kurt v. Schlözer, hat in Washington seine Ansprache an den Präsidenten Grant in deutscher Sprache gehalten, und damit ist endlich unserer Sprache auch im diplomatischen Verkehr die Stellung gegeben worden, welche ihr gebührt. Dem Präsidenten wurde gleichzeitig eine englische Uebersetzung eingehändigt. Das neue Amtssiegel hat jetzt die Umschriftsworte: „Kaiserlich deutsche Gesandtschaft in Washington.“ Bis zum October war noch der alte Unfug in Gebrauch; so erhielten die deutschen Consuln amtliche Schriftstücke mit der Adresse: Consulat Imperial de l'Allemagne à N. N. Dieser Unfug hat nun ein Ende, und wenn das der Turnvater Jahn im Grabe wissen könnte, dann würde er sich zuverlässig freuen. Er zumeist hat mit Nachdruck darauf gedrungen, daß unserer Sprache in den Verhandlungen zwischen den Staaten ihr Recht werde.

— Das Ausgabebudget für die französische „Republik“ ist für 1872 auf nicht weniger als 2800,000,000 Francs festgestellt. Im Jahre 1830 betrug dasselbe 929,000,000 Francs. Revolutionen, sogenannte Gloire, vom Zaune gebrochene Kriege und selbstverschuldete Niederlagen sind kostspielig. Wer aber annehmen wollte, daß die Franzosen sich in Bezug auf ihre öffentlichen Angelegenheiten der ruhigen Prosa des gesunden Menschenverstandes zuwenden würden, den müßte man für einen Sanguiniker erklären. Sie ändern sich nicht und deshalb bleiben sie eine stete Gefahr für ihre Nachbarn und die Ruhe Europas.

— Der Ausfuhrhandel Englands hat im Laufe dieses Jahres eine Höhe erreicht wie nie zuvor. Der Export für die Monate vom 1. Januar bis 31. October stellte sich auf 183,538,265 Pf. St., demnach um 10 Procent höher als in derselben Zeitfrist für 1870 und 15 Procent höher als für 1869.

— Am 31. August 1869 erhielt ein Herr Balestrini die Genehmigung zur Anlage eines unterseeischen Telegraphen zwischen Lissabon und Brasilien. Derselbe will auch die französischen Antillen mit Nordamerika in Verbindung setzen, und nun ist dieses durch die Westindian and Panama Company geschehen. Das von ihr gelegte Kabel ist im October bis Georgetown, der Hauptstadt von Britisch-Guyana, gelegt worden. Von da ab wird es weiter fortgeführt nach Cap San Roque in Brasilien, wo das europäische Kabel auf dem südamerikanischen Continente gelandet werden soll.

— Das Territorium Utah, in welchem es jetzt den Mormonen so unbehaglich zu Muthe wird, ist reich an Silber. Eine Grube, die Emma-Silver-Mine, hat vom 1. Mai bis 1. September eine Nettoausbeute von 231,060 Pf. St. gegeben, und man nimmt an, daß der Jahresertrag sich auf etwa 700,000 Pf. St., also weit über 4 Millionen Thaler, stellen werde. Professor Silliman hat dieselbe für eine der ergiebigsten Gruben in der Welt erklärt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Von Madrid nach Salamanca.

II.

Bevor wir unsere Fahrt über Segovia nach Salamanca antraten, machten wir einen Ausflug gen Osten hin, nach Cuenca, das etwa dreißig Leguas von Madrid entfernt liegt. Man berührt unterwegs die kleine Stadt Arganda, bei welcher ein vortrefflicher Rothwein wächst, der voll ist und eine starke Blume hat; in den Schänken Madrids wird er nicht weniger geschätzt, wie der von Valdepeñas und Cariñenon. Bei Fuentidueña del Tajo überschreitet man den Fluß und gelangt nach Tarancon am Flusse Rianzares. Nach diesem ist der bekannte Günstling der Königin Marie Christine benannt worden; der Vater dieses Herzogs von Rianzares war Tabacksverkäufer in Tarancon.

Es macht in dem so holzarmen mittlern Spanien einen angenehmen Eindruck, hier endlich einmal wieder Waldungen zu sehen. Berge und Hügel sind hier mit alten Eichen und mächtigen Fichten bestanden. Diese Pinares oder Fichtenbestände sind seit lange berühmt und haben einen nicht geringen Theil des im Escurial verwandten Holzwerkes geliefert; sie gelten auch für reich an allerlei Wild, und die Könige haben dort manchmal große Jagden veranstaltet.

Cuenca (— es ist unrichtig, Cuença zu schreiben —), die alte Hauptstadt der westgothischen Könige, erinnert in mancher Beziehung an Toledo. Sie liegt auf einem steilen Felsen, unter welchem der Fluß mit seinem klaren Wasser dahin rauscht. Ueber denselben und an verschiedenen Schluchten hat man acht Brücken gebaut; manche Straßen sind theilweis in Fels gehauen worden, und dabei krumm und steil. Es giebt an der Seite, welche dem Flusse zu liegt, Häuser mit nicht weniger als zwölf Geschossen; die eine Wand derselben ist dem Jucar zugekehrt, die andere der Straße in der Stadt selbst. Das merkwürdigste Gebäude ist auch hier die Kathedrale, deren Bau bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hinaufsteigt, doch stammen einige Theile aus den Zeiten Karl's des Fünften oder Philipp's. Beachtung verdienen die Statuen, Basreliefs und Säulen von schönem Marmor, sodann die Holzschnitzereien in einigen Capellen und die Rejas oder eisernen Gitter, welche ganz vortrefflich gearbeitet sind. Dazu kommen die merkwürdigen Sculpturen von Xanete und schöne Glasgemälde aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Die Stadt ist ohne Frage eine der interessantesten in Spanien, hat aber jetzt nur etwa 10,000 Einwohner und weder Industrie noch Handel. Einst hatte sie großen Ruf; sie ist die Heimath der Familien Mendoza und Albornoz, und im sechszehnten Jahrhundert galten ihre Schwertfeger für die besten und geschicktesten im Lande. In der Sammlung eines Herrn Spitzer befindet sich eine eigenthümliche Daga, ein Dolch für die linke Hand; auf der Klinge steht: Homnia vincid amor (sic!), und auf der andern Seite: Didacus (Diego) de Cuenca me faciebat. Im Ganzen ist ein Abstecher nach Cuenca lohnend, und die Aussicht von der Kathedrale über die Umgegend und bis zum Gebirge sehr erfreulich.

Wir kehrten nach Madrid zurück, um ohne längern Auf-

enthalt von dort unsere Reise nach Segovia anzutreten und uns dort völlig in das malerische Mittelalter zurück zu versetzen. Unterwegs hielten wir in San Ildefonso an, der königlichen Sommerresidenz (sitio real de verano), welche man auch wohl als La Granja bezeichnet. Im Jahre 1720 ließ Philipp der Vierte dort eine Scheune niederreißen und an ihrer Stelle ein Schloß in französischem Geschmacke bauen, ganz nach dem Muster von Versailles, mit Park, Statuen, Grotten, Wasserbecken und Springbrunnen. Das Dorf San Ildefonso bietet nichts Merkwürdiges dar; es liegt nur zwei Wegstunden von Segovia entfernt. In früheren Zeiten lieferte es Wollentuche, die weit und breit berühmt und gesucht waren; dasselbe gilt von den Hüten. Späterhin gerieth die Stadt so sehr in Abnahme, daß Reisende manchmal ihre liebe Noth gehabt haben, eine rechtschaffene Mahlzeit oder auch nur ein Brot zu bekommen. Es gab keinen Gasthof in der Stadt, in welcher man gegenwärtig gutes Unterkommen findet.

Die Wasserleitung ist ein geradezu großartiges Werk, das wenigstens in Spanien seines Gleichen nicht hat. Der Theil, welcher bis in die Mitte der Stadt, den Azoquejoplatz, reicht, besteht aus zwei über einander liegenden Bogenreihen, welche über die höchsten Häuser emporragen. Ihre ungeheuren Granitblöcke sind ohne Mörtel an einander gefügt und haben nun mindestens achtzehn Jahrhunderte sich vortrefflich erhalten. Die Zeit, in welcher dieser herrliche Aquäduct gebauet wurde, läßt sich nicht genau bestimmen; doch ist es wahrscheinlich, daß derselbe in die Zeit des Kaisers Trajan fällt, wie die Wasserleitungen von Merida und Alcantara auch, doch sind diese bei weitem nicht so großartig. Das Volk bezeichnet den Aquäduct in Segovia einfach als die Brücke, el puente, oder auch als Teufelsbrücke.



Cuenca.

Ein so mächtiges Bauwerk können ja Menschen nicht allein ausgeführt haben, dazu ist, dem Volksglauben gemäß, eine übernatürliche Kraft erforderlich. Der venetianische Gesandte Navagiero, dessen wir schon im vorigen Artikel erwähnten, rühmt 1527 dasselbe als bewundernswürdig; es habe in der weiten Welt seines Gleichen nicht. Vermittelst dieses Aquäductes wird das Wasser des Rio Frio zur Stadt geleitet; derselbe beginnt in der Nähe von San Ildefonso. Es wird berichtet, daß die Araber von Toledo, welche im zwölften Jahrhundert Segovia erstürmten, mehr als dreißig Bogen zerstört haben; dieselben sind aber späterhin von Hieronymitenmönchen so kunstreich wieder hergestellt worden, daß man diese neueren Arbeiten von den alten nicht unterscheiden kann.

Der Alcazar, diese alte Palastfestung, ist am 7. März 1862 zum großen Theil durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Er stand, gleich einem Theile der Stadt selbst, auf dem etwa 300 Fuß hohen länglichen Felsen, welcher die beiden tiefen Flußthäler des Clamores und des Eresma von einander trennt. Man hat denselben mit einem Schiffe verglichen, dessen Masten von den hoch emporragenden Thürmen gebildet werden. Es ist um die wunderschönen Säle des Alcazar jammerschade; sie waren einzig in ihrer Art und hatten sich im Verlaufe der Jahrhunderte ganz vorzüglich erhalten. In dem Gebäude befand sich die Artillerieschule, deren Zöglinge sofort ans Löschen gingen. Doch alle Anstrengungen waren vergeblich; die Feuersbrunst wüthete fünf Tage und fünf Nächte lang und vernichtete die werthvollen Gemälde, die herrlichen Schnitzwerke, kurzum Alles bis auf den Thurm, welchen Heinrich der Vierte von Castilien aufgeführt hat; dieser allein ist stehen geblieben. Im Alcazar wurden die Staatsgefangenen verwahrt, und Le Sage hat in denselben seinen Gil Blas einsperren lassen. Unter jenen ist bei weitem der merkwürdigste ein Friese aus Groningen in den Niederlanden gewesen, Johann Wilhelm Ripperda, der 1680 geboren und von den Jesuiten erzogen

wurde. Er trat zur protestantischen Kirche über, wurde Gesandter Hollands in Spanien, wurde dort wieder katholisch, gewann die Gunst König Philipp's des Fünften, wurde zum spanischen Grande ernannt, bekam den Herzogstitel und wurde 1725 zum spanischen Gesandten nach Wien ernannt. In Spanien, wo er nach seiner Rückkehr die Ministerien der Finanzen, des Kriegs und des Seewesens in seiner Hand vereinigte, beschuldigten seine Neider ihn hochverrätherischer Umtriebe, und er wurde, um ungefährlich gemacht zu werden, in den Alcazar gebracht. Aus demselben wußte er sich nach etwa fünfvierteljähriger Gefangenschaft in romantischer Weise zu befreien. Er knüpfte ein Liebesverhältniß an mit Josefa Ramos, einer der Dienerinnen des Gouverneurs; sie gab ihm einen Frauenanzug, und in dieser Verkleidung entkam er glücklich nach Portugal. Von dort ging er erst nach England und 1730 nach Holland, wo er im Haag wieder zu den Protestanten übertrat und dann nach Marokko ging. Dort wurde er, unter dem Namen Osman, Mohammedaner, gewann das Vertrauen des Kaisers, erhielt den Befehl über einen Theil des Heeres und wurde in dem Kriege Marokkos gegen Spanien bei der Belagerung von Ceuta verwandt. Als ihm das Glück nicht günstig war, fiel er in Ungnade und er starb 1737 arm und verlassen in der marokkanischen Stadt Tetuan. Das achtzehnte Jahrhundert hat manche derartige Abenteurer aufzuweisen, aber Ripperda ist unter ihnen einer der merkwürdigsten.

Wir fuhren von Segovia nach Avila, das selten von Fremden besucht wird, obwohl es unweit der Bahn von Irun nach Madrid liegt und unbedingt einer der interessantesten Plätze Spaniens ist. Schon der Anblick von außen her fesselt; rings um die Stadt läuft eine gewaltige Mauer mit vielen runden Thürmen, und wenn man ins Innere kommt, glaubt man sich ins funfzehnte Jahrhundert versetzt. Avila liegt auf einem isolirten Berghügel und ist vor der Anwendung des schweren Geschützes eine sehr starke Festung gewesen. Die Kathedrale, welche im zwölften Jahrhundert gebaut wurde, gleicht eher einer Burg als einer Kirche; sie hat eine reiche Fülle ganz ausgezeichneter Holzsculpturen. Zu den Merkwürdigkeiten von Avila gehören einige plump aus Granit gehauene Thierfiguren, die Toros de Guisando. Die Ortschaft Guisando liegt in der Nähe von Avila; dort findet man diese Toros, Stiere, im Garten eines alten Hieronymitenklosters. Die Sculptur ist so roh, daß man die Figuren sogar für Nachbildungen von Hippopotamen gehalten hat. Man weiß nicht, was man aus ihnen machen soll und welches ihr Ursprung ist, gewiß bleibt, daß sie ins dunkelste Alterthum hinaufreichen.

Zwischen Avila und Salamanca ist die Landschaft traurig, und die an der Straße liegenden Einkehrhäuser, denn als wirkliche Gasthöfe kann man sie nicht bezeichnen, rechtfertigen völlig den schlimmen Ruf, in welchem von jeher die spanischen Posadas stehen. Die Fahrt mit dem Postwagen nimmt etwa zwölf Stunden in Anspruch. Wir kamen in der Morgendämmerung in Salamanca an und begaben uns sofort in ein sogenanntes Hotel, wo man uns, die wir des Schlafes sehr bedürftig waren, in ein großes Gemach wies. In demselben schnarchte ein Geistlicher sehr vernehmlich neben einem andern Reisenden, und das Zimmer sah überhaupt nicht verlockend aus. Wir packten wieder auf, suchten nach einem andern Unterkommen umher und fanden am Ende ein solches in einer Casa de Huespedes, wo Alles reinlich war.

Salamanca will heute nicht viel bedeuten; es macht einen traurigen Eindruck, das Leben mangelt; der einst so berühmte Student und der Baccalaureus fehlen. Welch ein Gegensatz zu den heiteren Tagen im sechszehnten Jahrhundert, als die Universität einen Weltruf hatte und es für jeden Edelmann, der etwas vorstellen wollte, nothwendig war, in Salamanca sich wenigstens des Studirens wegen aufgehalten zu haben! Zu den Professoren gehörte der berühmte Cardinal Ximenes de Cisneros, welcher juristische Vorträge hielt; unter den Studenten war Cervantes, der zwei Jahre in Salamanca blieb und dort das Treiben des Estudiante beobachtete, das er in einigen seiner Novellen so vortrefflich geschildert hat. Die Stadt, das Salmantica der Römer, ist sehr alt; die Brücke über den Tormes, welche siebenzehn Bogen hat, stammt aus Trajan's Zeit. —

In Altcastilien, der Kernprovinz der christlichen Könige in früheren Tagen, hat sich aus der Vorzeit manche Eigenthümlichkeit bis in die Gegenwart erhalten, aber der einst sprüchwörtliche Aufschneider und Großprahler, der Rodomont, der Don Ranudo de Colibrados, ist glücklicherweise schon längst ausgestorben. Er ist lange, liebe Zeit hindurch eine Art von Charakterfigur gewesen. Quijada, der Karl's des Fünften Majordomus war, erklärte die spanischen Soldaten für die besten der Welt; jene aller anderen Völker könne man gar nicht als Krieger betrachten. Es giebt aus früheren Zeiten manche Carricaturen, welche sich auf die castilianischen Prahler beziehen, namentlich aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, als Spanier und Franzosen erbitterte Feinde waren. Die Pariser ließen ihren Witz auf Kosten der Gegner spielen und schonten dieselben nicht im mindesten.

Auf einem Kupferstiche steht mit weit gespreizten Beinen der Rodomont Don Haraman de Checo. Er fuchtelt mit dem Schwert in der Luft herum, hat eine herausfordernde, grimmige Miene, die Spitzen seines Schnauzbartes sind bis in die Augenwinkel hinaufgezogen, er ist bigote al ojo. Er hat seinen kleinen Pagen bei sich, zeigt mit der linken Hand auf eine Anzahl französischer Soldaten, die im Hintergrunde erscheinen und spricht: „Sieh, alle diese lasse ich auf einer Fingerspitze tanzen; ich schlage sie zu Boden, wie ein Löwe, und wenn sie nicht mit eisernen Ambosen gepanzert sind, will ich sie mit den Federn meines Hutes fortwehen. Was Rodomont mit hundert Schwertern nicht bewerkstelligen könnte, das richte ich so aus."

Auf einem andern Zerrbilde hat der Rodomont einen langen Säbel, der Hut sitzt auf dem rechten Ohre, der lange Schnauzbart ist gedrillt, der Kopf ragt aus einem mächtigen, um den Hals laufenden spanischen Kragen hervor, „wie jener Johannes des Täufers auf der Schüssel". Darunter lassen einige französische Verse ihn sagen: „Die von jenseit der Pyrenäen haben nicht den Muth, mich auch nur anzublicken; sie würden vor Furcht sterben, wenn sie mich nur sähen."

In Spanien selbst bezeichnete man diese Art von Renommisten als Perdonavidas, Eisenfresser, und Valentones, Großprahler oder Händelsucher. Sie werden allemal dargestellt mit mächtigen Schnurrbärten. Der Schnauzbart, bigote, spielte in der Toilette der Spanier eine wichtige Rolle. Quevedo de Villegas erwähnt in einem seiner Schelmenromane, daß eine Bigotera ein ganz unentbehrliches Ding sei. Was war sie? Ein Gehäuse, das inwendig rauh von Haaren war und in welches man beim Schlafengehen den Schnauzbart steckte, damit er Nachts nicht in Unordnung gerathe. Schnauzbartfutterale waren noch zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts im Gebrauche, aber in anderer Weise; man befestigte sie mit Bändern um das Ohr. Längere Zeit waren die bigotes à la Borgoñona in Mode, welche durch die burgundischen Soldaten nach Spanien kamen. Nach ihnen waren die bigotes à la Ferdinandina beliebt; sie hatten gekrümmte Spitzen, welche bis an die Ohren rei-



Segovia. Alcazar und Kathedrale.

chen mußten. Tenór bigotes, einen Schnauzbart haben, bedeutet so viel als ein fester, entschlossener Mann sein; ein hombre de bigote ist ein ernsthafter Mann; ein solcher vom Schnauzbart bis zum Auge, ein hombre de bigote al ojo, ist ein kluger Mann in gesetztem Alter.

Die Aragoneser galten mehr für stolz und hochmüthig, als für eigentliche Aufschneider und Eisenfresser. Sie hielten sich für weit mehr als die Castilianer und folgerichtig für mehr als andere Völker der Welt. Im Jahre 1666 erschien zu Köln in französischer Sprache eine Reise durch Spanien von dem Niederländer Sommerdyk, die allerlei Ergötzliches enthält. „Man hat mir erzählt, daß ein junger aragonesischer Edelmann, der nach Catalonien abziehen wollte, um dort gegen die Franzosen zu fechten, etwa einen Monat lang in den Straßen von Saragossa auf seinen stattlichen Pferden umherritt. Wenn nun Der oder Jener die hübschen Rosse, seine Haltung und seine Waffen lobte, dann hielt er an und fragte, ob er, so ausgerüstet und mit seinem kräftigen Arme den Franzosen (ihr Spottname war Gavachos) nicht ihre Backenzähne ausreißen könne? (Con estas armas y esto brazo ne se sacaran las muelas à los Gavachos?) Er ging wirklich nach Catalonien, kam aber nicht bis zum Zahnausreißen, weil er schon im ersten Gefecht einen Hieb in den rechten Arm und einen Schuß ins Bein erhielt. Aber der Spitzname el Sacador de muelas ist ihm bis heute geblieben."

Die Franzosen ihrerseits veranstalteten ganze Sammlungen von wirklichen oder erdichteten spanischen Prahlereien. In Lyon wurde 1619 eine solche gedruckt unter dem Titel: „Rodomontades espagnols, colligées des commentaires des très-espouvantables, terribles et invincibles capitains, matamores, crocodilles et rayabroqueles." Das letztere Wort bedeutet, welche an die Schilde streifen. Die nationale Abneigung war noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr scharf auf der einen wie auf der andern Seite ausgeprägt.

Die verschiedenen Völkerschaften in Spanien waren übrigens auch nicht gut auf einander zu sprechen. Die Catalonier z. B. sagten von den Castilianern, diese seien bettelhaftes Lumpengesindel und els Castillans son uns bruts. Allerdings ist der Catalonier weit arbeitsamer, betriebsamer und deshalb auch wohlhabender als jener. Ein Holländer, der gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts einen „Bericht über Madrid" drucken ließ, sagt: „Auch der kleinste Taugenichts hält sich für einen eben so guten Hidalgo, wie den König; selbst die Kutscher tragen einen Degen; ja der Adelstolz geht so weit, daß auch gewisse Insecten (die piojos) sich für eben so gute Cavaliere und Hidalgos halten, wie jene Spanier, auf welchen sie sich herumtummeln."

Es wird erzählt, daß ein Prediger einen Vortrag über die Versuchung Jesu Christi hielt. Der Teufel führte den Heiland auf einen hohen Berg, von welchem dieser die ganze Welt übersehen konnte, glücklicherweise für ihn jedoch nur bis an die Pyrenäen, nicht über dieselben hinaus; denn hätte er einen Blick nach Spanien hineingeworfen, dann wäre er sicherlich der Versuchung unterlegen.

„Wenn Gott nicht Gott wäre, so würde er König von Spanien sein; der König von Frankreich würde dann sein Mundkoch." (Si Dios ne fuese Dios, seria rey de las Españas, y el de Francia su cocinero.)

Uebrigens hat man sich auch in Spanien selbst über den Dünkelstolz lustig gemacht, und ein Oberst Cadahalso widmete denselben in seinen „Marokkanischen Briefen" ein besonderes Capitel. „Vor einigen Tagen befahl ich anzuspannen, weil ich einen kranken Freund besuchen wollte. Der Wagen fuhr nicht vor; es hieß, der Kutscher sei nicht zu finden. Nach einer halben Stunde dieselbe Antwort. Später meldete mein Diener, der Wagen stehe bereit, aber der Kutscher habe anderwärts zu thun. Als er endlich kam, erhielt ich folgende Erläuterung: Gnädiger Herr, zwar bin ich Kutscher, aber auch Edelmann, und da waren nun einige meiner Vasallen, die sich von mir verabschieden wollten, jedoch nicht ohne sich die Ehre zu geben, mir die Hand zu küssen. Jetzt stehe ich zu Euer Gnaden Befehl; nun bin ich Kutscher. Wohin soll ich fahren?"

Otto Kersten auf der Insel Groß-Komoro.

Dr. Kersten hat dem unternehmenden Baron C. von der Decken und dann auch sich selber ein Ehrendenkmal gesetzt *). Der wackere Edelmann hat in der That ein solches verdient, und wir freuen uns, daß es seiner würdig ausgefallen ist. Kein anderes Werk giebt auch nur annähernd so eingehende und klare Schilderungen des ostafrikanischen Küstenlandes. Wir werden mehrfach Gelegenheit nehmen, näher auf das Werk einzugehen, und wollen hier nur daran erinnern, daß Dr. Kersten zwei Jahre lang von der Decken's Begleiter war. Er kam im Juli 1862 aus Europa in Sansibar an, und war in Begleitung des Barons, als dieser am 29. November auf dem Kilima ndscharo die Höhe von 14,000 Fuß erreichte und definitiv feststellte, daß derselbe ein Schneeberg sei. Nachdem er mit von der Decken manche Reisen im Küstenlande unternommen und mit Grandidier auch einen Ausflug nach dem Kinganiflusse gemacht hatte, schiffte er im Februar 1864 nach Nossi bé an der Nordwestküste von Madagaskar, fuhr dann nach Moali (Mohilla) und verweilte vom 27. April bis zum 20. Juni auf Angasija oder Groß-Komoro. Am 26. Februar 1865 kehrte er von Sansibar nach Europa zurück. Herr von der Decken trat von dort aus am 15. Juni seine Djuba-Expedition an, auf welcher er durch einen Ueberfall der Somali am 4. October bei Bardera seinen Tod fand.

Wir wollen heute Herrn Kersten nach Angasija, einer der Komoro-Inseln, begleiten. Diese Eilandgruppe liegt mitten im Canale von Mosambik, am nördlichen Eingange desselben, zwischen der afrikanischen Ostküste und der west-

*) Baron Carl Claus von der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1862 bis 1865. Nebst Darstellung von R. Brenner's und Th. Kinzelbach's Reisen, zur Feststellung des Schicksals der Verschollenen 1866 und 1867. Bearbeitet von Otto Kersten, früherem Mitgliede der v. d. Decken'schen Expedition. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. Der erste Band erschien 1869, der zweite 1871; beide sind reich illustrirt, und der zweite ist mit ganz vortrefflichen, von Bruno Hassenstein ausgeführten Karten versehen. Dr. Kersten, der seit einem Jahre als Kanzler des deutschen Consulates in Jerusalem verweilt, ist so freundlich gewesen, uns eine Anzahl von Illustrationen für den „Globus" in freundlichster Weise zur Verfügung zu stellen, und wir sagen ihm hier öffentlich unsern Dank. A.

lichen Nordküste von Madagaskar, 11° bis 13° Süd. Die vier Inseln sind Mayotte, welches die Franzosen 1841 einem Häuptling abgekauft haben; Mohilla; Anjouan, fälschlich Johanna genannt, wo viele Schiffe anlegen, um Wasser einzunehmen, und Groß-Komoro.

* * *

Nach einer fast zweimonatlichen Fahrt im Indischen Ocean kam Angasija oder Groß-Komoro in Sicht, mit der Stadt Kitanda Mdjimi, an deren Sultan Msafun Kersten ein Empfehlungsschreiben vom Sultan Seid Madjid von Sansibar hatte. Er schickte seinen Diener Hammadi ans Land, um dasselbe zu überbringen und Erlaubniß zum Aufenthalt auszuwirken.

Die Stadt hat wirkliche Häuser, nicht Stroh- und Lehmhütten, wie man sie auf Madagaskar sieht; sie sind aus Lavasteinen errichtet, zum Theil mit hellem Kalke verputzt, und manche recht fest und stattlich. Die eigentliche Stadt ist von einer Mauer mit sieben Thürmen umzogen; außerhalb derselben liegt ein schlecht gebauetes Hüttenviertel, und unmittelbar dahinter ein Wald von Kokospalmen und Bananenstauden. Auf einem Berge im Norden schimmern durch das Grün die Mauern der Stadt Dsujini, in welcher der Hauptsultan residirt. Der Vulcan von Komoro, einer der höchsten Berge im Vergleiche zum Durchmesser der ihn tragenden Insel, erhebt sich seitwärts von Kitanda; ein ödes, weites Lavafeld zieht sich von seinen waldigen Höhen bis herab nach dem Strande, wo die erstarrte Masse Buch-



Die Stadt Kitanda Mdjimi auf Angasija oder Groß-Komoro.

ten bildet und lange, flache Zungen in das Meer erstreckt; dann fällt sie jählings ab und wird von den brandenden Wogen unterwaschen.

Der Sultan sagte freundliche Aufnahme zu, und Kersten betrat am 66. Tage nach seiner Abreise von Sansibar „das Land seiner Wünsche". Man überließ ihm ein hübsches Haus, zu welchem eine steinerne Freitreppe führte; von dort aus hatte er einen Blick auf das blaue Meer und nach dem schwarzweißgrünen Strande, — schwarz die Lavafelsen, weiß der Sand und grün in allen Schattirungen die Palmen, Bananen und die Wälder des allmälig aufsteigenden Berges. Auf der einen Seite, im Norden, stand dicht vor den Häusern eine herrliche, große Adansonia (welche unsere Illustration zeigt), der Sammelplatz plauderseliger Einwohner. Weiterhin erheben sich auf dem Felsvorsprunge runde, weißgetünchte Steinsäulen, als wirksame Zaubermittel gegen die Einfälle feindlicher Schaaren. Vor dem Hause war reges Leben. Ein Brunnen, eigenthümlich wie Alles auf Angasija, lockte unablässig eine Menge Weiber und Mädchen herbei, jede mit einer großen hölzernen Schüssel voll leerer Kokosnüsse auf dem Haupte. Sie stiegen in den mit Lavablöcken ausgesetzten, etwa 10 Fuß im Durchmesser haltenden und wohl noch tiefern Raum, füllten ihre Gefäße und kletterten dann wieder an der Wand in die Höhe, um Anderen Platz zu lassen. Von ernsten Männern wurde eine in der Nähe liegende kleine Moschee besucht.

Kersten's Hauswirth, Mhammadi Kufunsi, und dessen Vater, Mhammadi Ali, waren „Urbilder des Komorotypus". Er entwirft von ihnen folgende Schilderung. Diese kräftigen, gesunden Gestalten, mit ziemlich scharf geschnittenem, hübschem Gesichte, trugen, wie die meisten wohlhabenden Einwohner, einen Schurz um die Lenden,

darüber ein feines Hemd und über die Schultern einen Shawl. Auf dem nach mohammedanischer Sitte glatt geschorenen Haupte trug jeder eine dicke persische Mütze; am Fuße hatten sie riesige, gewiß 18 Zoll lange Sandalen, welche aus den Rippen der Palmblätter verfertigt werden. Ein Dolch mit gekrümmter Spitze oder ein langes starkes Bratenmesser dient als Spielzeug, Waffe und Schmuck zugleich. Die Angasijaner haben, wenn sie mit einander schwatzen, diese Messer fortwährend in Bewegung, indem sie an einem Spahne schnitzen oder etwas Arekanuß schaben. Fast eben so unentbehrlich ist ihnen ein aus schwerem, dunkelm Holze verfertigter Stab von mehr als Manneslänge, ein wahrer Bergstock; er kommt beim Gehen in und außerhalb der Stadt in Anwendung, da die Wege, wenn man überhaupt von solchen sprechen kann, abscheulich sind und man fortwährend von einem Felsblocke zum andern zu springen hat.

Die Frauentracht ist eigenthümlich. Ein sehr langes Stück Baumwollenzeug wird unter den Achseln um die Brust geschlungen und über den Hüften mit einem Strick oder Gürtel derart festgebunden, daß ein faltiges, sackähnliches Stück noch über die Lenden herabhängt; die unteren Enden reichen bis nahezu auf die Knöchel. Häßlich sieht es aus, daß viele Frauen ihr Haupt ganz glatt geschoren haben; sie entstellen sich dadurch auf eine Weise, welche der Europäer abscheulich findet. —

Ein Gang durch die Stadt war nicht ohne Interesse. Kersten bedurfte keines besondern Führers, weil einige seiner Diener aus Kitanda gebürtig waren und sich hauptsächlich deshalb bei ihm verdungen hatten, um ihre Heimath wieder zu besuchen. Auf einem kleinen Marktplatze boten Frauen allerlei Waaren zum Verkauf aus. Fische, Reis, Maiskolben, Mtama (Durrha oder Negerhirse), Dschiroko (eine Erbsensaat) und dergleichen; sie waren nicht wenig erstaunt, als sie einen Msungu (Europäer) erblickten, denn ein solcher war, wie Kersten's Diener versicherten, noch nie in Kitanda gewesen. Die wenigen europäischen Fahrzeuge, welche die schwer zugängliche Insel besuchen, ankern gewöhnlich vor dem südlich gelegenen Städtchen Mroni. An einigen Stellen waren die Straßen überdacht und an beiden Seiten Bänke aufgestellt; wahrscheinlich dienen diese Durchgangshallen als Barasa (d. h. ursprünglich Sitzbank, dann auch Berathungshaus und Audienz), oder auch als Ruheplätze der Fußgänger und zum Schutze bei schnell eintretendem Regenwetter. Außerhalb des Thores liegt das Fischerviertel mit seinen aus Holz und Matten zusammengefügten Hütten, von denen die besten einen Unterbau von über einander gelegten Steinen haben. Dahinter liegt ein prächtiger Bananenwald, welcher den Reisenden um so mehr entzückte, weil er seit seiner Abreise von Kilimandscharo nicht wieder so üppigen Wuchs, so starke, hohe Stämme und so leuchtend grüne Blätter an diesem edeln Fruchtbaume gesehen hatte.

Der Sultan, welcher Herrn Kersten eine Ziege und einen Ochsen geschenkt hatte, kam am andern Tage in die Stadt, und der Europäer machte ihm die Aufwartung. Er wurde mit dem landesüblichen Gruße: Avomba empfangen, und der Herrscher reichte ihm die Hand. Dieser, ein gesund und kräftig aussehender Mann von etwa 27 Jahren, hatte ein stilles, fast schüchternes Wesen; er gewährte Alles, was Kersten wünschte; dieser schenkte ihm ein kleines Fernrohr. Am andern Tage machte der Sultan einen Gegenbesuch, und kaum vermochte das Zimmer die Zahl der Gäste zu fassen. Von allen Sachen, welche vorgezeigt wurden, gefiel am besten eine Photographie Seid Madschid's, denn dieser Beherrscher Sansibars erfreuete sich eines guten Rufes, und die Stadt Sansibar gilt den Leuten auf Groß-Komoro als Inbegriff alles Schönen und Großartigen. Sie betrachteten eine in Wasserfarben ausgeführte Ansicht mit wahrem Entzücken, und waren voll Bewunderung über die großen Bauten und den schönen Hafen mit europäischen Fahrzeugen. „Viele wandten ihre Aufmerksamkeit meiner kleinen Thiersammlung zu, den braunen Papageyen, namentlich aber den schwarzen und rothen Makis aus Nossi bé. Solch behende, kluge Geschöpfe waren auf Angasija noch nie gesehen worden, das waren ja wirkliche Abbilder der Menschen! Meine Halbaffen trugen mir den Namen Munie Kombe, zu deutsch: Besitzer der Makis, ein, und mancher biedere Angasijaner, der von den Wunderthieren gehört, scheuete einen stundenlangen Weg nicht, um sich durch den Augenschein von der vernommenen Mähr zu überzeugen. Ueberaus befriedigt verließen die Besucher das Haus.

Zu einem wohlhabenden und gebildeten Araber, dem Scherif Seid Abubakari ben Abdallah ben Semidi, kam Kersten in ein freundliches Verhältniß; dieser war ein Abkömmling des Propheten, lebte sittenstreng, war duldsam gegen Andersgläubige und scheuete sich nicht, über religiöse Gegenstände freimüthig mit dem Europäer zu reden. Er bot demselben nicht nur Waaren, sondern auch Geld auf Borg an, und kam täglich, um sich ein Stündchen mit ihm zu unterhalten. Kersten beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Studium der Komorosprache. Durch ihren fremdartigen Klang verführt, meinte er anfangs, daß sie nichts mit dem Suaheli gemein habe; als er aber einige hundert Wörter genau aufgeschrieben und verglichen hatte, fand er, daß die vermeintliche Verschiedenheit nur in einer größern Weichheit der Formen besteht oder durch eine gewisse rauhe Art der Aussprache bedingt wird. Durch letztere werden die Wörter meistens so entstellt, daß man selbst solche, welche in beiden Sprachen vollständig gleich lauten, kaum wieder erkennt. Die Komorosprache ist also nur für eine Mundart des Suaheli zu halten, weiter gebildet durch die große Abgeschlossenheit der Insel und mit einigen madagassischen Zuthaten als Fremdwörtern bereichert.

Woher die Bewohner stammen? Darüber fehlen geschichtliche Angaben. Kersten meint, sie könnten wohl aus Afrika herübergekommen sein und dann, in Folge ihrer Abgeschlossenheit und der eigenthümlichen örtlichen Verhältnisse, unter Mitwirkung fremden Blutes sich zu einem nun sehr bestimmten Typus ausgebildet haben. Diese Ansicht wird wohl die richtige sein. Aeltere Reisende sagen den Angasijanern viel Schlimmes nach; sie seien wild; wer in ihre Hände falle, werde getödtet oder als Sklav zurückbehalten. Aber gewiß waren sie in gutem Rechte, wenn sie gegen Feinde feindselig und mißtrauisch sich verhielten. Sie haben viel von denselben zu leiden gehabt; nicht selten kamen Schaaren bewaffneter Sakalaven von Madagaskar herüber, überfielen die Städte, plünderten dieselben aus und zerstörten sie, und von den Europäern, den Portugiesen voran, haben die Leute auch nicht viel Gutes zu rühmen.

In politischer Hinsicht sind die Zustände sehr zerklüftet; jeder der kleinen Sultane, deren manchmal in einer Stadt drei bis vier wohnen, nimmt für sich volle Gewalt in Anspruch, will Zoll erheben und beansprucht das Recht, mit seinen Nachbarn Krieg zu führen; doch sind gegenwärtig die Zustände etwas geordneter als früher. Sie lieben es, sich unter einander zu prügeln, denn die alte Rauflust ist noch nicht geschwunden, sind jedoch im Uebrigen harmlos, frohsinnig wie die Suaheli und verbringen ganze Vollmondnächte bei Musik und Tanz. Im Durchschnitt sind sie ungewöhnlich kräftige Leute, und man erstaunt über „den herkulischen Wuchs dieser Kolosse“; viele werden 70 bis 100 Jahre alt. Sie leben sehr einfach von Getreide, Bananen, Milch und Fleisch, geben sich in ihrem gebirgigen Lande nicht der Träg-

heit hin, heirathen nicht früh, selten nimmt Jemand mehr als eine Frau, und es herrscht große Reinheit und Einfachheit der Sitten. Das Familienleben in Kitanda erinnerte den Reisenden an das europäische. Sie versteckten vor ihm ihre Frauen nicht, sondern stellten ihm Gattin, Schwester und Schwägerin aus eigenem Antriebe vor und die jungen Mütter zeigten mit einem gewissen Stolz ihre Kinder.

Kersten schilderte den Leuten in Kitanda sehr eindringlich die Mängel ihrer Zustände, rieth ihnen, Wege zu bauen, Schiffe zu zimmern, Seehandel zu treiben und dafür zu sorgen, daß nicht jeder kleine Sultan Unruhen anzetteln könne. Man begriff auch sehr wohl, daß eine Aenderung zum Bessern sehr ersprießlich sein werde, und der Sultan von Kitanda ließ unsern Landsmann unter der Hand fragen, ob er nicht auf der Insel bleiben wolle, um die neue Ordnung einzurichten?

Die Ausflüge, welche der Reisende unternahm, obwohl das Mohillafieber, welches er mitgebracht hatte, ihn scharf



Komorotypen.

angriff, waren sehr lohnend, und er schildert sie ausführlich. Er besuchte verschiedene Städte und bestieg auch den Vulcan bis zu dessen höchster Lavaebene, 7200 Fuß; britische Seeoffiziere geben, nach Messungen vom Meere aus, den Gipfel auf 8562 Fuß an. Kersten konnte nicht bis dorthin gelangen, weil der Sultan und seine anderen Begleiter ihm nicht weiter folgen wollten. Die Eingeborenen bezeichnen den Vulcan als Dschungu dja Dsaha, das heißt feuriger Kochtopf. Er wird auch Kardalla und Wahani genannt. Europäische Seeleute haben Ausbrüche desselben beobachtet in den Jahren 1838, 1855 und 1858 und diese, wie manche andere, haben große Verwüstungen angerichtet.

Von Thieren sieht man sehr häufig den fliegenden Hund (Pteropus Edwardsii, Geoffr.), die Zibethkatze und einen Tanrek (Centetes escaudatus, Schreber), eine neue Spitzmaus (Crocidura albicauda, Ptrs.). In den Gehölzen findet man zahlreiche Tauben, Perlhühner an den Bergabhängen; auch ein schöner großer Uhu kommt vor; Kerbthiere

sah Kersten nicht, ebenso wenig Landmollusken. Das Meer ist fischreich. Als Hausthiere hat man Rinder und Ziegen.

Zuletzt fühlte Kersten sich wie ein Gefangener; er fand lange Zeit keine Gelegenheit, die Insel zu verlassen, und seine europäischen Vorräthe waren längst erschöpft, auch die Arzneien und sein Anzug waren in der traurigsten Verfassung. Dazu kam, daß er häufig von Fieberanfällen zu leiden hatte; zum Glück hörten sie auf, als er den letzten Rest seines Chinins genommen hatte. Endlich traf es sich, daß ein Schiff nach Sansibar abging, und der Reisende landete dort, von wo er am 20. Februar abgesegelt war, am 4. Juli 1864.

In der Steppe bei den Baschkiren.

Von W. Groß.

II.

Wenn für den Steppenbewohner, den Kirgisen oder Baschkiren, die Zeit des Frühlings da ist, nach der er mit nicht geringer Sehnsucht verlangt, so ist auch der kaum überwältigte Winter, der noch im Davongehen durch öfters zurückwirkende eisige Luftströmungen seine Nähe verräth, schon vergessen, und Noth und Entbehrung scheinen nur noch eine böse Vision gewesen zu sein. Man hat mit der Vergangenheit abgeschlossen, und es beginnt nun wieder die goldene Zeit des Sommerlebens und der Ruhe und Freude, und mit dem ersten Scheine der auftauchenden rothen Fackel oder der aus dem Thale und der Ebene über die Berge aufsteigenden Dampfwolke hat auch sein langer, schöner Sommernachtstraum sich auszuspinnen begonnen.

Mit dem Aufleuchten dieses herrlichen Signals gewinnt die Steppe von Tag zu Tag an Lebendigkeit, während in den feststehenden Aulen (Dörfern) das Leben in demselben Maße erstirbt. Mit Wohlgefallen und lüsternem Auge blickt der Baschkire noch bei dunkler Nacht hinaus auf die durch Brand erhellten Berge, und versetzt sich schon im Geiste wieder in die in der Steppe aufgeschlagenen Kibitken, auf seinen Kissen ruhend den mit Pferdemilch gefüllten Napf ausschlürfend, welcher ihm von seinen Frauen credenzt wird. Schon am nächsten Morgen finden wir den unruhig gewordenen Steppenkönig wieder auf dem Wege zu der dampfenden Ebene, dem eigentlichen Paradiese seines Stammes, das, so trist es auch scheinen mag, ihn erhält. Auch die Pforten zu den von Weidengeflechten umzogenen Höfen im Aule werden geöffnet, damit die auf demselben sich umhertummelnden Pferde, die zum Gebrauche oder während der Nacht dort gefangen gehalten werden und bei dem spärlichen Winterfutter, das sie sich aus dem Schnee hervorscharren müssen, ziemlich abgemagert sind, denselben verlassen können. Sie ziehen ebenfalls muthwillig und spielend hinaus, um sich an den einzelnen hervorblickenden jungen Grashalmen gütlich zu thun. Sehr bald folgen auch die unbeholfeneren Kühe, welche zu den bestimmten Tageszeiten mit den Pferden zurückkehren, um, wie die Stuten, gemolken werden zu können und im Schatten von ihren Gängen einen Augenblick auszuruhen. Von Mitte Mai ab ist das für beide Theile, d. h. für die Besitzer sowohl wie für die Thiere, am bequemsten. Es ist die Zeit, wo die Steppe schon im vollen Schmucke dasteht, und die Bewohner der Aule ihre Winterwohnungen verlassen, um ihr Nomadenleben in Scene zu setzen. Ueber die Wahl des Ortes, wo zum ersten Male die Kibitken sich erheben sollen und wo man das Lager für den ersten Theil der Sommerzeit aufzuschlagen gedenkt, ist bereits längst ein Einverständniß erzielt worden. Maßgebend bleiben immer die Stimmen des Aeltesten, sowie die angenehme Lage, die Nähe eines Flusses und üppige Weidestrecken.

Eine Baschkirenniederlassung in der eintönigen, schmucklosen Steppe bietet doch für den Europäer einen interessanten Anblick. Die Kibitken sind denjenigen anderer Nomadenvölker ähnlich und bestehen aus demselben Material, d. h. aus runden, kuppelförmigen, oben zusammenschließenden spitzigen Gestellen, die mit grauen, weißen oder braunen Filzdecken von bedeutender Stärke bekleidet sind. Sie unterscheiden sich von den Kibitken der Kalmücken und auch Kirgisen, wie man sie südlicher in der Nähe von Astrachan am Kaspischen Meere zwischen Wolga und Ural und zwischen dem Don und der Wolga, sowie auch im asiatischen Rußland findet, nur ganz unwesentlich durch meist gefälligere Form und geringern Umfang; in der Nähe und in ihrer allernächsten Umgebung aber auch noch durch Reinlichkeit und gesundere Luft. Die zusammengetrockneten Pferdeschinken und Pferdefleischstücke, zum Theil noch roh, zum Theil schon hinreichend von Millionen Insecten durchsetzt und zu einer schwärzlichen zähen Masse zusammengebacken — oder auch zum Trocknen aufgehängte Fische, womit in der Regel die Kibitken der Kalmücken und Kirgisen geschmückt sind, und wodurch sie sich bei ungünstigem Winde auch dem weniger empfindsamen Geruchssinne auf sehr bedeutende Entfernungen bemerkbar machen, werden bei den Baschkiren nur ausnahmsweise und selten angetroffen.

Der erste Anblick dieser wandernden Niederlassungen und improvisirten Colonien erinnert nicht wenig an ein kleines Lager unserer Felddienst übenden Cavallerieabtheilungen; dies ist um so mehr der Fall, je größer die Zahl der Kibitken ist, die in einer Linie mit Zwischenräumen von circa 8 Fuß aufgeschlagen sind und die, um der Zudringlichkeit und Vertraulichkeit der vierfüßigen Untergebenen zu ihren Herrschaften eine Grenze zu stellen und letzteren die freien Bewegungen in und um ihrer Sommerwohnung zu sichern, durch ein starkes, rings um die Zelte laufendes Seil abgegrenzt sind, während außerhalb des Seiles die aus der Steppe zurückgekehrten und gesättigten Thiere sich umhertummeln oder je nach ihrer Aufführung auch angebunden stehen oder liegen, bis die glühende Hitze der Mittagszeit einer mildern Temperatur gewichen ist und neuer Appetit oder Durst sie zu einer abermaligen Promenade veranlaßt.

In den meisten Fällen besteht ein solches Lager aus der ganzen oder doch der Hälfte einer Gemeinde, d. h. der Einwohner eines Auls oder Dorfes, oder doch mindestens aus einem Theile derselben, der sogenannten Noblesse, deren Mittel und Reichthümer es gestatten, die Freiheit der glücklichen Sommersaison zu genießen. Sehr selten ereignet es sich daher, daß einzelne Zelte in der Steppe auftauchen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Hang zur Geselligkeit verbrüdert und bindet sie, und denselben Ort, an wel-

chem sie sich cameradschaftlich niederließen, verlassen sie auch gemeinschaftlich wieder, wenn die in Folge der nach längerer Nutzung mager gewordene Weide einen Wechsel nöthig erscheinen läßt, und den nunmehr schon verwöhnten Thieren die Grasung der nächsten Umgebung nicht mehr behagen will. In dieser Weise entstehen in der Steppe gleichsam wandernde Dörfer oder Lager, verschwinden in einem Theile, um an dem andern wieder zu erscheinen, und so verpflanzt sich auch das rege Leben einer Steppengegend in eine andere. Die Echos der jodelnden Baschkiren von nah und fern begegnen sich, und der Jubel, der nun hier herrscht, wird von Stätte zu Stätte fortgetragen und überall angetroffen. Die Gesänge der harmlosen Tagediebe vermischen sich mit dem Wiehern der Pferde und dem Blöken der Rinder und Schafe oder auch mit dem Gemecker der Ziegen im seltsamsten Duett und Trio, und ein Flötenbläser vervollständigt das heitere, wenn auch wenig melodische und harmonische Concert des sorglosen Hirtenvolkes.

Sowie die stille oder im Allgemeinen doch sehr einförmige und vor kurzer Zeit ausgestorbene Steppe jetzt an einzelnen Punkten das Bild eines regen Lebens bietet, die Stimmen der Menschen und Thiere die tiefe Stille und ihre individuellen Erscheinungen das leere weite Gesichtsfeld häufiger unterbrechen, in derselben Weise liefern die verlassenen Aule ein Bild des geraden Gegentheils und gleichen dem verlassenen Baue der zahlreich in der Steppe heimischen Murmelthiere, oder verlassenen Nestern, die der heimkehrenden Zugvögel harren. Selten läuft um diese Zeit ein Hund über die todten und öden Straßen hinweg; seltener noch werden sie von Menschen belebt, wenn nicht Langeweile oder Zufall, seltener die Sorge um Habseligkeiten einen Baschkiren nach Hause führt, um Etwas nachzuholen oder auch um seine im Aule zurückgelassenen Bienenstöcke zu besichtigen, von welchen in der Regel eine größere, oft sehr bedeutende Anzahl vorhanden ist, und die auch einen Theil seines Reichthums ausmachen. Der größte Theil der Wohnungen steht leer und nur höchst selten wird in denselben die gebeugte Gestalt eines Mannes oder einer Frau angetroffen, denen das drückende Alter nicht mehr gestattet, der jüngern Generation in die schöne Steppe nachzufolgen, und die resignirt mit vorgeneigtem Kopfe über den Hofraum schleichen oder unempfindlich für ihre Umgebung vor der Thürschwelle des Hauses zusammengekauert sich sonnen und nicht einmal den Fremden beachten, der in ihre Einsiedelei eindringt.

Ein weniger behagliches Leben als jene Glücklichen in der Steppe führt die zahlreichere besitzlose Classe, deren weniger günstige Vermögensumstände es nicht erlauben, die schönen Sommertage neben ihren reicheren Brüdern in so regelmäßiger Weise abzutödten; allein auch sie bemüht sich, während der kurzen Zeit des Sommers Genugthuung zu verschaffen für die Leiden des langen Winters, und sich zu erholen, um dem nächstfolgenden mit seinen Plagen desto besser widerstehen zu können. Auch sie weiß für jene Entbehrungen Ersatz zu finden, und unbesorgt um ihre Hütten und um ihr Grundstück, welche ihnen von der Regierung zuertheilt worden sind und in einem Stück Steppenweide besteht, das sie oftmals noch nicht kennen, verlassen auch diese Familien ihre Aule und zerstreuen sich nach verschiedenen Richtungen, so daß Glieder ein und derselben Familie sehr häufig über den Aufenthalt des andern keinen Aufschluß zu geben wissen.

Diejenigen, welche sich ihren reicheren Verwandten nicht anschließen können, wandern meist aus in die Nähe russischer Dörfer, wo sie im schattigen Gebüsch am Ufer eines Flüßchens ihre Ballagane (Zelte) aufschlagen, die in der Regel aus einigen zusammengestellten mit Rasen oder Stroh beworfenen Stangen bestehen und den Hütten unserer Feldwächter gleichen. Wenn auch ihre Nachbarschaft von der russischen Bevölkerung nicht ohne Grund zuweilen bekrittelt wird, so werden sie von derselben doch nicht gestört; im Gegentheil, sie erfreuen sich der möglichsten Ruhe, so daß sie tagelang in Schlaf und Trägheit in der schattigen Hütte zubringen können, bis der ungeduldige Magen nach drei- bis viermal 24 Stunden sie aus ihrer Glückseligkeit und süßen Ruhe aufstört und sich unter keinen Umständen mehr beruhigen läßt. Für solche Eventualitäten ist die Wahl des Ortes und die Nähe eines russischen Dorfes immer von Wichtigkeit, wo jetzt die Viehherden auch während der Nacht ohne Aufsicht in sogenannten Tabunen oder umgrenzten Weideplätzen und zum Theil auch auf freien Fluren und in den Wäldern sich umherbewegen. Allah, der Barmherzige, verläßt auch den Gläubigen in solchen bedrängten Augenblicken nicht und fügt es, daß die Anstrengungen des letztern nicht ohne Erfolg bleiben.

Natürlich, die Russen bringen das Verschwinden eines Hammels, Rindes oder Pferdes immer mit der nahen Nachbarschaft der Baschkiren in Verbindung, die ihrerseits es den Wölfen aufbürden, was jedoch in sehr vielen Fällen schon deshalb zweifelhaft ist, weil man die Häute der Thiere kunstgerecht vom Körper derselben losgelöst vorfand und den Wölfen eine solche Kunstfertigkeit nicht zugetraut wird. Die Folge davon ist, daß man die Fähigkeiten der Baschkiren mit mißtrauischem Auge beobachtet und nach Möglichkeit denselben es erschwert, daß sie ihre Bedürfnisse an Fleisch und ihr Verlangen nach Ruhe befriedigen können. Allein selbst in dem Falle, wenn ihr Talent der Wachsamkeit der Russen gegenüber zu einer Zeit, wo ihr Appetit einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, keinen Erfolg haben sollte, ist die Nähe eines russischen Ortes von Bedeutung; denn konnten sie auch keinen feisten Hammel erspähen, so bleibt ihnen noch die Hoffnung, gegen irgend eine leichte Arbeit eine geringe Quantität Mehl oder ein Stück Brot zu gewinnen, um den immer ungestümern Schreier im Innern zum Schweigen zu bringen, zu welchem Zweck er seine Füße in eilige Bewegung setzt, um später seine Ruhe fortzusetzen.

Die Religion der Marokkaner.

Von **Gerhard Rohlfs.**

II.

Bei der *Auferstehung* sind die Frommen bekleidet mit Leinwand, die Gottlosen erstehen nackt, und jene, welche unrechtmäßig Reichthümer erworben haben, werden als Schweine auferstehen; die, welche Zinsen nehmen, werden Kopf und Füße verkehrt tragen. Um einer solchen Strafe zu entgehen, leiht man in Marokko nie auf Zinsen, aber man umgeht

das unentgeltliche Darleihen dadurch, daß man z. B. 100 Metkal ausleiht, aber gleich zur Bedingung macht, nach so und so langer Zeit das verdoppelte oder verdreifachte Capital zurückzubekommen. Nur so konnte ich mir selbst später am Tsadsee vom Mohammedaner Mohammed Sfaxi 200 Maria-Theresia-Thaler verschaffen; es war Bedingung, 400 zurückzuerstatten; Zeit war hierbei nicht angegeben, aber man verlangte Zahlung auf Sicht in Tripolis, und da die Karawane gleich darauf abging nach dieser Stadt und etwa neun Monate Zeit gebrauchte, so konnte der Darleiher gewiß zufrieden sein. — Die ungerechten Richter, die Mörder, Diebe ꝛc., Alle werden in eigenen Gestalten erscheinen, um ihre Strafe anzutreten. Das Gericht wird lange dauern und Gott wird in Person richten, Mohammed wird Fürbitter sein, Adam, Noah, Abraham und Jesus weisen das Amt der Fürbitte von sich. Auch die Engel, die Geister und die Thiere werden zur Rechenschaft gezogen.

Die Auferstandenen haben, um in den für sie bestimmten Aufenthalt zu kommen, die Siratbrücke zu passiren, die so fein wie ein Haar und so schneidig wie ein Messer ist; die frommen Seelen kommen mit telegraphischer Geschwindigkeit hinüber, die Gottlosen stürzen in die Tiefe.

Ehe man ins Paradies gelangt, kommt man zu einer Mauer, welche Hölle und Paradies trennt. Diese Mauer wird zugleich als neutrales Gebiet betrachtet und dient als Aufenthalt für solche, die gleichviel Gutes und Böses, oder überhaupt weder Böses noch Gutes gethan haben.

Das mohammedanische Paradies mit den rieselnden Bächen von Milch und Honig, den schwarzäugigen Huris, deren Leib aus duftendem Bisam besteht, dem Weine, der nicht berauscht, und den 80,000 Sklaven, die jeder Rechtgläubige zur Verfügung hat, ist hinlänglich bekannt, und der Marokkaner schmückt sich nach seiner Art die Versprechungen, die ihm Mohammed im Koran davon gemacht hat, noch mehr aus. So wird er dort immer seine Haschischpfeife haben, und der Haschisch wird ihn nicht schlaftrunken machen; er wird nicht schwarzäugige Huris als Dienerinnen haben, sondern blauäugige, blondlockige Engländerinnen, welche nach der Meinung der Marokkaner diesen Vorzug verdienen. Das Paradies befindet sich über den sieben Himmeln, unmittelbar unter dem Throne Gottes; was aber räumlich über Gott selbst ist, darüber nachzudenken ist dem Marokkaner nicht erlaubt.

Nach der Beschreibung der die Hölle vom Paradiese trennenden Mauer sollte man denken, daß dieses letztere sich auf gleichem Niveau befände mit der Hölle. Aber wie bei den übrigen semitischen Religionen und wie bei fast allen Völkern ist mit der Hölle der Begriff des „Tiefen, Unterirdischen“ verbunden. Deshalb sagt man auch, die Bösen fallen von der Siratbrücke. Man stellt sich sodann die Hölle mit sieben Stockwerken vor; im obersten wohnen jene Mohammedaner, die auf Fürbitte des Herrn Mohammed nach einigen tausend Jahren Eintritt ins Paradies bekommen können. Es ist sodann ein Aufenthalt für die Christen, für die Juden, für Sabäer, Magier, Ungläubige überhaupt vorhanden. In das unterste Stockwerk werden die Heuchler kommen, d. h. solche, die äußerlich eine Religion, vornehmlich die mohammedanische, bekannten, aber innerlich nicht daran glaubten. Die Qualen der Hölle werden eben so erfinderisch beschrieben, wie bei den übrigen Völkern, so daß es eine wahre Lust ist, sich daneben den allbarmherzigen Gott zu denken, wie er im Paradiese in seiner ewig allgütigen und allmitleidigen Natur auf diese seine Geschöpfe hinabschaut, ohne daß es ihm einfällt in seinem unerforschlichen Rathschlusse, die von ihm verhängten und nach seiner Vorherbestimmung (nach der Lehre Mohammed's ist ja Alles vorherbestimmt) erfolgten Qualen zu lindern oder gar zu beendigen.

Feuer spielt natürlich eine Hauptrolle in der Hölle; die Anzüge sind von Feuer, in den Eingeweiden brennt Feuer, Feuer verkohlt die Haut, Feuerschuhe bekleiden die Füße; eben so heißes Wasser (22. Cap.). „Es soll auf ihre Köpfe gegossen werden, wodurch sich ihre Eingeweide und ihre Haut auflösen.“ Genug von den Freuden des mohammedanischen Paradieses und den Leiden der mohammedanischen Hölle.

Unter dem Schutze des Großscherifs von Uesan, der mir ein unwandelbarer Freund war, wagte ich einst, einem Thaleb, der mit glühenden Farben die Köstlichkeiten des Paradieses der Gläubigen mir ausmalte, zu erwidern: „wenn aber Ihr Marokkaner Alle Anspruch macht, ins Paradies zu kommen, so will ich lieber nach dem Orte kommen, der den Christen angewiesen wird.“ Da mein Beschützer zu lachen anfing, lachten Alle pflichtschuldigst über die Abfertigung, die der Thaleb erhalten hatte, mit. Ich konnte mir damals in Uesan eine solche Aeußerung erlauben, weil ich nach den Worten Mohammed's als übergetretener Christ den Vortritt vor den übrigen Moslemin hatte. Wenn Mohammed von Vortritt spricht, meint er darunter den in das Paradies.

Folgendes ist die unwandelbare Lehre, wie sie von Gott durch die Propheten den Menschen vermittelt worden ist; sind Juden und Christen später von diesem Islam abgewichen und haben die Bücher verfälscht, so war es die Hauptaufgabe Mohammed's, die reine Lehre wieder herzustellen. Mohammed läßt verschiedene Offenbarungen zu seit der Erschaffung der Welt, und unter den Propheten giebt es verschiedene Rangstufen. Zu den ersten gehören Adam, Noah, Abraham, Moses und Jesus. Es kommen sodann Patriarchen und Propheten, welche vollkommen heilig und sündlos auf Erden lebten. Nach der Meinung der Marokkaner giebt es 104 heilige Schriften *), von denen auf Adam 10, auf Seth 50, auf Edris oder Enoch 30, auf Abraham 10, auf Moses 1, auf David 1, auf Jesus 1 und auf Mohammed 1 kommen. Bis auf die vier letzten sind alle anderen verloren gegangen, und bis auf das letzte, den Koran, die drei noch übrig gebliebenen gefälscht. Damit der Koran nicht gefälscht werde, darf er nur geschrieben und in arabischer Sprache verbreitet werden. Ein gedruckter Koran ist daher in Marokko schlecht angesehen; gleichwohl machte ich dem Großscherif einen solchen sowie ein Altes und Neues Testament in arabischer Sprache zum Geschenk, und er nahm sie gern an. Aus demselben Grunde, d. h. um den Koran verstehen zu können, müssen aller nichtarabischen Völker Schriftgelehrte Arabisch lernen. Ein Versuch, den die Marokkaner selbst machten, den Koran ins Berberische zu übersetzen, da die überwiegende Mehrzahl der Marokkaner Berber sind, scheiterte vollkommen an dem Fanatismus der arabischen Thalba; die schon übersetzten Exemplare wurden verbrannt.

Unter den Propheten erkennt Mohammed Jesum den ersten Platz zu; er glaubt, daß Jesus der Sohn Mariä sei und daß diese auf wunderbare Weise empfangen habe. Er glaubt weiter, daß die Juden Jesum nicht kreuzigten, sondern eine andere Person unterschoben. Die Auferstehung und die Höllenfahrt werden also vollkommen von den Mohammedanern geleugnet. Indeß glauben sie, daß Jesus lebendig gen Himmel empor gestiegen sei; und ebenfalls wird er, wie schon erwähnt, zum jüngsten Gericht zurück erwartet. —

Ein Haupterforderniß ist das Gebet; aber kein Gebet ist gültig, wenn nicht vorher eine Abwaschung des Körpers,

*) Siehe Jackson, account of Marocco, p. 197.

d. h. eine bestimmte Ceremonie, vorgenommen worden ist. Man unterscheidet in Marokko wie überhaupt bei den Mohammedanern die große Abwaschung, el odho el kebir*); die kleine, el odho el sserhir; die Abwaschung mit Sand, el timum, und das bloße Fingiren des Waschens, el chofin. Diese Abwaschung wird in verschiedener Weise bei den vier rechtgläubigen Riten vorgenommen, aber nach einer der vorgeschriebenen Normen muß die Ablution verrichtet werden. Würde man z. B. zuerst das linke Auge auswaschen, wenn es erforderlich ist, daß vorher das rechte gewaschen werden soll, dann ist die ganze Ablution batal, d. h. umsonst, und es kann nicht gebetet werden. Würde man z. B. um den Mund auszuspülen, dies mit der linken statt mit der vorgeschriebenen rechten Hand thun, so taugt die ganze Ablution nichts. Jeder Körpertheil kommt nach vorgeschriebener Ordnung an die Reihe, und je nachdem wird die rechte oder linke Hand zum Abwaschen benutzt. Die große Abwaschung unterscheidet sich von der kleinen dadurch, daß man bei jener den ganzen Körper einer Reinigung unterzieht, bei dieser indeß nur die Theile des Körpers abwäscht, welche man, ohne sich der Kleidungsstücke zu entledigen, einer Wäsche unterziehen kann. Bei der Waschung mit Sand reibt man sich natürlich nicht buchstäblich mit Sand ab, sondern legt die Hände auf den reinen Erdboden und fingirt die Waschung. Auch hier muß streng die Reihenfolge der abzuwaschenden Theile inne gehalten werden. Bei unreinem Boden und wenn kein Wasser vorhanden ist, berührt man irgend einen Gegenstand, eine Wand, einen Stein, und fingirt dann die Ablution; es ist dies was man el chofin nennt. Malek, der überhaupt duldsamer als die übrigen drei mohammedanischen Gelehrten ist, erlaubt auch das timum und el chofin da, wo Wasser vorhanden ist; deshalb findet man in den meisten marokkanischen Moscheen, namentlich in allen Djemmen der Oasen, Steine, welche umfaßt werden, nach welcher Umfassung sodann die Ablution vor sich geht.

Das Gebet der Marokkaner ist keineswegs ein solches nach dem Sinne solcher Christen, welche darunter vorzugsweise einen freien Herzenserguß, einen selbständigen Gedankenausfluß, eine aus eigenem Herzen entspringende Bitte an Gott sehen, sondern vielmehr ein bestimmt auswendig Gelerntes, und eine mit bestimmt vorgeschriebenen Ceremonien verknüpfte Handlung. Es kann daher bei den Marokkanern nach christlicher Auffassung von keinem eigentlichen Gebet die Rede sein, sondern nur von Gebetsübungen, von Gebetsceremonien; und so muß man es wohl für alle Mohammedaner auffassen, indem die dabei vorkommenden Ceremonien und Verbeugungen für Alle bestimmt vorgeschrieben sind. Fehlt eine dieser Ceremonien, würde man z. B. sich statt nach Mekka nach einer andern Richtung wenden, oder würde man es unterlassen, sich nach der und der Stelle zu Boden zu werfen, so ist das Gebet ungültig; es steigt dann nicht zu Gott auf.

Man unterscheidet das Morgengebet, essebah, das Mittagsgebet, eldhohor, das Nachmittagsgebet, elassar, das Abendgebet, el magrheb, und das Nachtgebet, elascha. Die so häufige Wiederholung der Gebetsübungen ist im Anfange des Islam auf zähen Widerstand gestoßen, später gewöhnte man sich daran, so wie sich der Soldat an Disciplin gewöhnt. Und dadurch, daß Mohammed überall das Beten erlaubt, und das Gebet auf der Straße oder im freien Felde für eben so verdienstvoll gilt, als das in der Moschee, und vom Gebet im „stillen Kämmerlein" im Koran nirgends die Rede ist, dadurch hat sich nach und nach ein Pharisäismus in die mohammedanische Religion eingeschlichen, der anderen Leuten ganz ungeheuerlich vorkommen muß. Namentlich in Marokko hat sich unter dem Systeme der Unfehlbarkeit des Sultans eine entsetzliche Scheinheiligkeit und Heuchelei aller Classen bemächtigt. Der gewöhnlichste Marokkaner versteht es, sich beim Beten derart den Schein der Andacht, der Heiligkeit zu geben, er weiß seiner Stimme derart einen näselnden Ton, einen feierlichen Klang beizulegen, er wendet derart seine Augen gen Himmel und scheint überhaupt so sehr seinen ganzen Körper dem nichtigen, irdischen Dasein zu entrücken, daß man glauben sollte, er zerflösse vor Heiligkeit. Und doch ist er nichts weniger als fromm; die Worte, die er an Allah richtet, versteht er kaum, falls er nicht sehr gebildet ist. Das koranische Arabisch unterscheidet sich vom Neuarabischen und namentlich vom Magrhebinischen eben so sehr, wie das Lateinische von den neueren romanischen Sprachen. Man hält in Marokko darauf, beim Beten gesehen zu werden, man hält in Marokko auch darauf, recht laut die vorgeschriebenen Worte auszusprechen, damit man ja, falls man übersehen wird, gehört werde. Da es nicht nöthig ist, genau die Zeit des Gebetes inne zu halten, die Gebete aber nachgeholt werden müssen, so trifft man allerorts, auf allen Plätzen, auf allen Straßen, in allen Moscheen Leute, die ihre Gebetsübungen verrichten. Besucht man einen Marokkaner, so kann man sicher sein, daß unter hundert neunundneunzig den Gast einen Augenblick zu warten bitten, „damit ein nachzuholendes Gebet erst verrichtet werde." Man will damit documentiren, daß man fromm sei! Recht eifrige Leute, namentlich Brüder einer religiösen Innung, pflegen außer den vorgeschriebenen Gebetsceremonien noch andere zu bestimmten Tageszeiten abzuhalten, z. B. vor dem Morgengebet das Morgenrothgebet Fedjer; um die Zeit des Dhaha, d. h. zwischen dem Morgen- und Mittagsgebete, das Dhahagebet; das eschefah- und uter-Gebet nach dem el ascha 2c.

In den Städten wird von den Thürmen der Moschee die Gebetsstunde durch Aufziehen einer weißen, am Freitage zum Chotbagebet einer dunkelblauen Fahne angekündigt, außerdem ruft der Muden von den Thürmen zum Gebet auf. Auch dieser Aufruf ist bestimmt vorgeschrieben und beginnt nach Osten, um durch Süden, Westen und Norden wieder gen Osten beendigt zu werden. Die Worte lauten: „Gott ist der Größte, Gott ist der Größte, ich bezeuge, es giebt nur Einen Gott, ich bezeuge, es giebt nur Einen Gott, Mohammed ist sein Gesandter, Mohammed ist sein Gesandter*); kommt zum Gebet, kommt zum Gebet, kommt in den Tempel, kommt in den Tempel, Gott ist der Größte, Gott ist der Größte, es giebt nur Einen Gott!"

Das Gebet selbst zerfällt in Anrufung, verschiedene Rikats und Gruß**) und wird folgendermaßen bei den Malekiten abgehalten:

Die Anrufung: Körper gerade und beide Hände erhoben bis zur Höhe der Ohren, „Gott ist der Größte"!

Erstes Rikat und erste Position: Aufrecht, die Hände fallen herab, und man sagt das erste Capitel des Koran her. „Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen, und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den

*) Höst S. 204 sagt: Die grosse Abwaschung heisst Ergasel الغسل. Es ist dies ein Irrthum; الغسل bedeutet jede beliebige Abwaschung, aber keine religiöse; wenigstens habe ich in Marokko dies Wort nie in diesem Sinne gebrauchen hören, obschon ich selbst täglich die Ceremonien mitzumachen hatte.

*) Vor dem Morgengebet werden die Worte „das Gebet ist besser als der Schlaf" eingeschaltet.

**) Siehe Ali Bey el Abassi voyage en Afrique etc. I, p. 153.

rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg derer, über welche Du zürnest, und nicht den der Irrenden." — Es folgt jetzt ein Koranvers, z. B. „Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich."

Zweite Position: Man verbeugt sich, die Hände auf die Knie stützend und ruft: „Gott ist der Größte!" Dritte Position, sich wieder aufrichtend: „Gott hört, wenn man ihn lobt." Vierte Position, niederknieend berührt man mit beiden Händen, mit der Stirn und Nasenspitze die Erde und ruft: „Gott ist der Größte." Fünfte Position: Man setzt sich auf die zurückliegenden Waden, legt die Hände auf die Schenkel und ruft: „Gott ist der Größte!" Sechste Position. Man berührt abermals mit Händen, Stirn und Nasenspitze den Boden und ruft: „Gott ist der Größte." Siebente Position: Man richtet sich auf und ruft stehend: „Gott ist der Größte!"

Zweites Rikat. Die ersten sechs Stellungen werden wiederholt, nach der sechsten bleibt man sitzen und spricht: „Die Nachtwachen sind für Gott, wie auch die Gebete und Almosen; Gruß und Friede sei Dir, o Prophet Gottes; Gottes Mitleid und Segen ruhe auf Dir. Heil und Friede komme auf uns und alle Diener Gottes, die gerecht und tugendhaft sind. Ich bezeuge, es giebt nur Einen Gott, ich bezeuge, daß Mohammed sein Diener und Gesandter ist!" Hat das Gebet nur zwei Rikate, so fügt man noch hinzu, indem man in derselben Stellung bleibt und dabei immer den rechten Zeigefinger kreisförmig bewegt: „Und ich bezeuge, Er war es, der Mohammed zu Sich rief, und ich bezeuge die Existenz des Paradieses, die der Hölle, die des Sirat (Brücke), die der Wage und die des ewigen Glückes, welches denen gewährt werden soll, welche nicht zweifeln und die wahrhaftig Gott aus dem Grabe erwecken wird. O, mein Gott, gieße Deinen Segen auf Mohammed und Mohammed's Nachkommen aus, wie Du Deinen Segen auf Abraham ausgegossen hast; segne Mohammed und die von Mohammed Stammenden, wie Du Abraham und die von Abraham Stammenden gesegnet hast. Die Gnade, das Lob und die Erhebung zum Ruhme sind in Dir und bei Dir."

Der Gruß und Schluß. Man bleibt sitzen, wendet das Gesicht erst links, dann rechts, erhebt etwas die Finger beider auf den Schenkeln ruhenden Hände und ruft: „Friede sei mit Euch!"

Fedjer und Esebah haben zwei, Dhohor und l'asser vier, magrheb drei, l'ascha vier, l'eschefa und l'uter drei Rikats. Recht fromme Leute, namentlich solche, die sich gern beten sehen und hören lassen, die sich den Ruf eines „Heiligen" erwerben wollen, machen außerdem fünf, sechs und noch mehr Rikats.

Der Freitagsgottesdienst, das Chotbahgebet, wird in der Regel eine Stunde nach Mittag verrichtet. Nach vorhergegangener Ablution geht Jeder in die Moschee, für sich betet Jeder ein aus zwei Rikats bestehendes Gebet und setzt sich. Es dauert nicht lange, so erscheint ein Fakih, besteigt den Mimbr, eine Art von Treppengerüst, und beginnt mit näselnder Stimme eine Art von Predigt abzulesen. In seiner Rechten hat er einen langen Stock, aber auch nur in diesem Augenblicke des Treppenbesteigens, denn sobald er dieselbe verläßt, wird der der Moschee zugehörende übrigens werthlose Stock in eine Ecke gestellt. Die Fakihs und Thalba (Schriftgelehrten) der Marokkaner unterscheiden sich keineswegs in der Kleidung von ihren übrigen Glaubensgenossen. Da überhaupt Jeder, der lesen und schreiben kann, Thaleb, Jeder, der den Koran lesen und interpretiren kann, Fakih, d. h. Doctor ist, so halten die Thalba und Fakih, die sich speciell mit der Bedienung der Moscheen befassen, es nicht für nothwendig, sich durch besondere, z. B. schwarze Tracht auszuzeichnen; sie würden es auch nicht wagen, da in Marokko sich Jeder wenigstens eben so fromm und von Gott geliebt glaubt, als sein Nächster, innerlich sogar Jeder sich wohl für am frömmsten hält. Es mag anderen unbefangenen Menschen dies unglaublich vorkommen, aber die fanatische Dummheit in Marokko ist so groß, daß man der festen Ueberzeugung lebt, jedwede Sünde begehen zu können, wenn man nur mit dem Munde bereut und mit dem Munde durch Gebete seine Reue kund thut.

Wirkliche Gebete, d. h. improvisirte, selbstgemachte, von Herzen kommende Anreden an Gott, meistens Wünsche und Bitten enthaltend, giebt es auch. Erfleht der Marokkaner etwas, so hält er beide Hände zumal offen gen Himmel, als ob er etwas empfangen wolle; auf dieselbe Art wird auch der Segen erfleht. Selbst ein Scherif, d. h. ein Abkömmling Mohammed's, erflehet den Segen für sich oder für die Menge derart, d. h. die Hand offen haltend. Der Mohammedaner würde es als große Sünde ansehen, wenn ein Mensch sich vermäße, die Hand umzudrehen, um den Segen zu ertheilen, wie es bei den Christen Sitte ist.

Aber „das Gebet führt nur halbwegs zu Gott, die Fasten führen uns vor die Thore seines Palastes und das Almosen verschafft uns Einlaß."

Aus allen Erdtheilen.

Capitän Koldewey's Plan zu einer dritten Expedition zur Erforschung von Ostgrönland.

„Ich halte es für angemessen, daß Deutschland, welches durch die glücklichen Erfolge der zweiten deutschen Expedition einen so schönen Anfang in arktischen Entdeckungen gemacht hat, nicht hinter Russen, Nordamerikanern und Schweden zurückbleibe, sondern ebenfalls fortfahre, das Seinige zur weiteren Lösung der großen, vorliegenden Frage beizutragen."

Diese Worte schickt Capitän Koldewey der Entwickelung seines Planes voraus. Er faßt abermals Ostgrönland ins Auge, einmal: weil dort eine positive und tüchtige Basis für fernere Forschung gewonnen worden sei und weil man gerade dort Erfahrungen gesammelt habe, die vielleicht nicht in solchem Maße für eine andere Gegend zu verwenden wären; — sodann: weil gerade durch die Entdeckungen der letzten Expedition verschiedene höchst interessante wissenschaftliche Fragen aufgetaucht sind, welche zu lösen Deutschland beinahe schon Ehren halber verpflichtet sei. Wenn auch von uns wieder eine Expedition unternommen werde, dann bekäme man dadurch gleichzeitige meteorologische Beobachtungen aus den verschiedenen Stellen der um den Nordpol liegenden Gegenden.

„Die Schweden beabsichtigen nämlich, im Norden von Spitzbergen, etwa Walden Insel, zu überwintern. Die Russen wollen ausgedehnte systematische Forschungen der Gegenden nördlich von Sibirien und bei Novaja Semlja unternehmen, wobei

voraussichtlich an irgend einer Stelle eine Ueberwinterung stattfinden wird; endlich sind die Amerikaner unter Hall in der Gegend des Jonessundes thätig, und es ist leicht möglich, daß sie nicht allein den kommenden, sondern auch den nächsten Winter dort zubringen werden. Gelingt es nun, von so verschiedenen Punkten gleichzeitige Beobachtungen zu bekommen, so werden wir dadurch für die so wichtige und in das praktische Leben, besonders die Schifffahrt eingreifende Wissenschaft der Meteorologie, deren Gesetze durch die Masse ihrer Erscheinungen so schwer zu erkennen sind, ein Material gewinnen, welches uns in Verbindung mit allen anderen Beobachtungen der verschiedenen Expeditionen der eigentlichen Lösung der Polarfrage näher bringen wird, wie zehn Sommerfahrten, die unternommen werden, um einem sehr fraglichen offenen Polarmeere nachzujagen."

Ueber den Zweck der Expedition spricht Herr Koldewey sich in folgender Weise aus: „So wünschenswerth es auch sein möge, zu gleicher Zeit sowohl die weitere Erforschung des Innern, als auch die weitere Verfolgung der Außenküste über den 77. Grad hinaus ins Auge zu fassen, so sind die hierzu erforderlichen Mittel und Vorbereitungen (es wären zwei Schiffe, eine sehr starke Besatzung, Schlitten, Hunde ꝛc. nöthig) doch von solcher Ausdehnung, daß dieselben bei den augenblicklichen Verhältnissen wohl kaum in den nächsten Jahren zu beschaffen wären. Es ist daher nöthig, daß man sich auf einen Theil beschränkt und sich vor Allem die Lösung der Frage zur Aufgabe stellt, ob Grönland ein zusammenhängender Continent sei, oder aber aus lauter großen oder kleineren Inseln bestehe, welche entweder durch Eismassen mit einander verbunden wären, oder zwischen welchen Wasserverbindungen mit der Westseite beständen. Das heißt also, man müßte nach Erreichung der Küste in einen der großen Fjorde, etwa den Kaiser-Franz-Joseph-Fjord, einlaufen, denselben bis zum Ausflusse eines großen Gletschers verfolgen, und von hier die so erreichte Binnenküste nach Norden oder Süden, je nach den Umständen erforschen, dabei keine Bucht ununtersucht lassend, um vollständig sicher zu sein, daß keine weitere Oeffnung existire. Mit dieser Küstenfahrt wäre natürlich eine Untersuchung des Landes, seiner Gebirgsformationen, seiner Gletscher, seiner Vegetation, seines Thierreichs zugleich verbunden, und an geeigneten Punkten müßten Bergbesteigungen und Gletscherfahrten stattfinden. Eine Ueberwinterung ist außer dem schon oben angedeuteten Grunde nicht allein wünschenswerth, sondern auch unumgänglich nothwendig, da man ohne dieselbe die Zeit der Schifffahrt im Spätsommer nicht vollständig ausnutzen könnte (man müßte nämlich schon spätestens Ende August Bedacht nehmen, sich wieder durch den die Küste von Grönland beständig versperrenden Eisgürtel zu arbeiten), außerdem aber den Herbst, der, wie wir auf der letzten Reise gesehen haben, die günstigste Jahreszeit zur Erforschung des Binnenlandes ist, nicht zur Verfügung hätte."

Ueber Ausrüstung, Personal, Ausführung sagt er Folgendes: „Ein geeigneter Dampfer, wollen sagen, die „Germania" mit einer Ausrüstung für zwei Jahre oder vielmehr so viel das Schiff zu bergen vermöchte, würde den obigen Zwecken vollkommen entsprechen. Bei der Ausrüstung wären die bei der letzten Expedition gewonnenen Erfahrungen maßgebend.

An Personal müßten nach meiner Ansicht mindestens vorhanden sein außer dem Capitän als Führer der Expedition, 1 Astronom (für Landesaufnahme und terrestrische Physik), 1 Arzt (für Gesundheitspflege und Vertretung der naturhistorischen Wissenschaften), 2 Steuerleute, 1 Steward und Proviantmeister, 1 Zimmermann, 1 Koch, 6 bis 8 Matrosen, 1 Maschinist, 1 Heizer und außerdem, äußerst wünschenswerth, ein geschickter Alpensteiger und ein Präparateur für die zoologischen Sammlungen, im Ganzen 18 bis 20 Mann.

Als Zeit der Abreise wäre Mitte oder Ende Juni festzustellen. Man müßte die Küste von Grönland zwischen den Breiten 73° bis 75°, wo sich allen bisherigen Erfahrungen zufolge am ehesten ein Bruch im Packeise zeigt, zu erreichen suchen und dann, wenn möglich, sofort in einen der Fjorde eindringen. Der weitere Verlauf ist schon oben angedeutet. Ich bemerke nur noch, daß die Wahl der Ueberwinterungsstation, wenn überhaupt eine Wahl möglich ist, dem Ermessen des Führers anheimgegeben werden muß, ob im Innern der Fjorde, ob an der Außenküste, ob im Norden oder ob im Süden, obgleich eine Ueberwinterung im Innern der Fjorde am wünschenswerthesten erscheint. Die Zeit der Rückkehr muß ebenfalls dem Urtheile des Führers überlassen bleiben." — Der Kostenanschlag ist in Summa auf 24,760 Thaler veranschlagt worden.

Aus Schweden.

Die Bewohner von Strömstad, an der Westküste von Schweden, wurden kürzlich durch eine merkwürdige Naturerscheinung überrascht. Als sie am Morgen des 22. October auf die See hinausblickten, lag diese nicht in gewohnter tiefer Bläue, sondern in tiefrothem Scheine vor ihnen. Besonders prächtig wurde der Anblick am Abend, wo das Wasser zu leuchten begann und bei starkem Wellenschlag einem Flammenmeer glich. Selbst die Aeltesten der Stadt erklärten, niemals ein ähnliches Schauspiel gesehen zu haben; doch wollten einige in ihrer Kindheit gehört haben, daß, wenn die See roth wie Blut wäre, dies einen reichen Häringsfang ankündige. Ließ man das Wasser über eine Glasplatte laufen, so zeigte der Rückstand, durch das Mikroskop besehen, unzählige kleine Zellen, wie eine Honigscheibe, und in jeder Zelle ein Thierchen. Ob diese Infusorien von den Häringen als Leckerbissen betrachtet werden, ist nicht bekannt; Thatsache ist, daß sich am 24. October bei Strömstad ansehnliche Häringszüge zeigten, die seit lange sich nicht mehr hatten sehen lassen, und daß die Strömstader Fischer reichlichen Fang machten.

— Die Hebung der schwedischen Küste. An der halländischen Küste, unweit Morup, liegt der seit mehr denn tausend Jahren in der schwedischen Geschichte bekannte Glum-Stein, ein 10 Fuß hoher, 15 Fuß breiter Granitblock, der schon im elften Jahrhundert als Seezeichen diente. Im September 1816 lag er, nach Bexell's Messung, 4 Fuß vom Strande, was durch eine noch vorhandene Inschrift bestätigt wird. Als nun im verflossenen Sommer die Entfernung des Steines von der See abermals gemessen wurde, ergab sich eine Länge von 120 Fuß. Danach hätte die Küste von Halland in 55 Jahren 116 Fuß breit Landes gewonnen, das ist jedes Jahr über 2 Fuß. Da nun in der Geschichte nirgend gesagt wird, daß der Stein im Wasser liegt, sondern derselbe stets als am Wasser liegend genannt ist, so müßte demnach die aufsteigende Bewegung der halländischen Küste erst in diesem Jahrhundert, wenn nicht begonnen, doch merkbar zugenommen haben.

Der asiatische Transithandel durch Nordamerika.

Wir finden in der deutschen „California Staatszeitung" vom 12. October folgenden Aufsatz.

Die kühnste Phantasie hätte die Schnelligkeit nicht ahnen können, mit welcher der asiatische Handel den neuen Verkehrsweg durch unsern Continent aufsuchen würde. Noch vor Jahresfrist glaubte Jedermann, die Unkosten würden viel zu hoch sein, um der Wasserstraße via Suez Concurrenz zu machen. Und doch stellt es sich bereits jetzt schon heraus, daß ein beträchtlicher Theil des japanischen und chinesischen Handels nicht allein mit den Vereinigten Staaten, sondern auch mit Europa den Weg über unsern Continent nehmen, und daß ihm ein Theil des australischen und ostindischen Handels folgen wird. Im Juli kamen von Japan allein 500 Ballen Seide in San Francisco an, welche am 22. Juni in Yokohama verschifft worden waren, und 47 Tage später schon in Liverpool abgeliefert wurden, 13 Tage früher als dies auf der Suez-Route möglich gewesen wäre. Die „Alaska" brachte von Hongkong und Yokohama eine der reichsten Ladungen, die je nach

den Vereinigten Staaten gekommen sind. Sie bestand aus 54,665 Kisten Thee, 282 Ballen Seide und 1665 anderen Frachtstücken. Der darauf folgende Dampfer, welcher am 12. September in San Francisco ankam, hatte 27,444 Kisten Thee, 708 Ballen Seide und 3750 andere Frachtstücke. Der Handel nahm ganz plötzlich so kolossale Dimensionen an, daß die Pacific Mail Steamship Company, welche vom Congreß Subsidien verlangt hatte, um zweimal per Monat statt einmal Dampfer gehen zu lassen, die Antwort gar nicht abwarten konnte, sondern den doppelten Dienst unverzüglich ins Leben treten ließ. Die „Alaska" wurde sogleich als Extrasteamer nach Yokohama geschickt, um Thee zu laden, und in Hongkong geben sich Oliphant u. Comp. außerdem noch vergebliche Mühe, einen Dampfer für eine Extratheeladung zu miethen. Die amerikanischen Steamer sind schon auf 60 Tage im Voraus für Fracht angenommen, und man ist sogar im Begriff, Clipperschiffe für Beförderung der neuen Theeernte zu miethen.

San Francisco wird also der Stapelplatz für einige der bedeutendsten Artikel des Welthandels werden, und die Frachtzüge, die schwer mit asiatischen Producten beladen täglich jetzt schon von hier abgehen, wo der Handel kaum seit wenigen Monaten die neue Bahn eingeschlagen, sind uns Bürge dafür, daß das zweite Emporium der Vereinigten Staaten seine Stätte an den Ufern des Pacific finden wird.

Was wird aber erst dieser Verkehr sein, wenn drei große Bahnen diesen Welthandel vermitteln! Diese Bahnen werden nicht allein in gerader Linie diesem Handel Wege bieten, nein, man trifft jetzt schon Anstalten, dieselben mit einander durch Zweigbahnen zu verbinden, und so das Centrum unseres Continentes mit einem Eisenbahnnetz zu überziehen. Die nördliche Utah-Eisenbahn-Compagnie baut jetzt schon eine Zweigbahn, die die Union-Pacific und Northern-Pacific mit einander verbinden wird. Diese geht von Ogden durch Utah und Montana. Zwischen Ogden und Soda Springs haben die Arbeiten bereits begonnen, und bis zum 1. December wird die Bahn bis Logan fertig sein und nächstes Frühjahr bis Soda Springs. Von da geht die Bahn direct nach Taylors Bridge am Snake River. Von dort folgt sie 60 Meilen lang durch ein äußerst fruchtbares Gebiet dem Snake River, bis zur Wasserscheide zwischen den Madison- und Henry-Seen, dann folgt sie Madison Creek etwa 60 Meilen weit und schneidet bei Jefferson die Northern Pacific. Diese Bahn wird nicht allein die fruchtbaren Gebiete aufschließen, durch welche sie sich zieht, sondern bringt auch San Francisco in directe Beziehung zu der nördlichen, am Puget Sound mündenden Verkehrsstraße, so daß von hier aus der asiatische Handel auf drei großen Eisenstraßen seine Beförderung findet.

Soeben kam wieder ein Extradampfer, die „Arizona", von Yokohama an, welche am 13. September von Japan abgefahren. Sie bringt auch die Fracht von dem Schanghai-Steamer, doch nicht von dem Hongkong-Steamer, welcher sich verspätet. Dieselbe besteht aus 2032 Tonnen, wovon nur 282 für San Francisco. Der Rest geht über den Continent. Das Meiste davon ist wieder Thee.

Die Deutschen auf den Philippinischen Inseln.

Herr Gustav Wallis schrieb unterm 5. April 1871 von Manila, der Hauptstadt des philippinischen Archipelagus, folgenden Brief nach seiner Heimath Detmold. Indem er uns jetzt, nach seiner zeitweiligen Rückkehr, dieses Schreiben zur Veröffentlichung überläßt, fügt er die Bemerkung hinzu, daß es ihm Freude gemacht habe, auf den Philippinen zwei Abonnenten und eifrige Leser des „Globus" zu finden. Wir theilen diese Freude und senden unseren Lesern im fernen Ostasien hiermit unsern besten Gruß. Der Brief lautet:

„— — — Du glaubst annehmen zu dürfen, daß bei der weiten Entfernung die Ereignisse, die über Deutschland hereinbrachen, uns, die Philippinen Bewohnenden, wohl nur wenig berührt haben! Im Gegentheil! Hoben sich bei einer so gerechten, heiligen Sache überall auf dem weiten Erdenrunde, wo nur Deutsche wohnen, die Sympathien fürs gemeinsame Vaterland in so erfreulicher Weise bethätigt — wie sollten da die Deutschen auf den Philippinen zurückgeblieben sein! Ja, noch mehr, sämmtliche Zeitungen (spanisch natürlich) brachten so viel nur eben die Spalten aufnehmen konnten; sie waren nachgerade ebenso damit angefüllt wie daheim im lieben Deutschland. Alles interessirte sich für den gewaltigen Kampf, und auch auf den Philippinen verkennt man die Rechtmäßigkeit der deutschen Sache nicht. Waren auch die Nachrichten zum großen Theil, aus Grund ihrer Bezugsquellen, übertrieben oder falsch, so kamen doch die „Kölnische", die „Weser-Zeitung" und andere hinterdrein, ihnen aufs Haupt zu schlagen, bis denn schließlich die Wahrheit auf allen Wegen sich Bahn brach.

Auf diesem entlegenen Fleck Erde wurden von den ansässigen Deutschen — es mögen an 40 sein — rasch beträchtliche Summen gezeichnet. Die verschiedenen Siegesbotschaften riefen allemal unter uns einen wahren Jubelrausch hervor, und doch lagen ihre Daten im günstigsten Falle an vier bis fünf Wochen zurück. Nachdem nun die letzte Post auf alle Siege noch die Weihe, die Capitulation von Paris, verkündete, da wollte ein Deutscher, Herr Karl Heintzen aus Hamburg, patriotische Gesinnung unter Anderm noch dadurch bekräftigen, daß er sämmtliche Manila-Deutsche zu einem Festmahle lud. Da auch ich bei dieser Festlichkeit zugegen war, so will ich gleich beifügen, wie es mir da mit einem Male klar wurde, daß doch auf den Philippinen mehr Deutsche ansässig sind als ich geglaubt hätte. Nicht allein, daß die lange Tafel mit Gästen sowohl wie mit Gerichten gleich reich besetzt war, es müssen noch Andere in Rechnung gezogen werden, die zerstreut auf den kleineren Inseln wohnen. So mag es überall sein; im Deutschen steckt einmal Wanderblut, und das thut auch gut. Er erfüllt unbewußt eine Mission, die er sich und seiner Nation schuldig ist; er verpflanzt in ferne, fremde Gauen gute Saat, die Keime der Regsamkeit, der Thätigkeit und der Ausdauer, daneben das Beispiel einfachen, bescheidenen Sinnes verbreitend. Nur sollte er an manchen Punkten durch seine Consuln besser vertreten sein; indeß dieser Mangel wird nun hoffentlich gehoben werden, indem das geeinigte Deutschland dahin zu streben hat, sein so glorreich errungenes Ansehen auch nach außen hin zu tragen, zu erhalten und zu bewähren; daß es nicht nöthig hat, seine Söhne, die ihm theuer sein müssen, dem Willen und Spielwerke fremder, oft sehr untergeordneter Nationen verfallen zu sehen, während sie diesen doch durch ihre Intelligenz und anfeuernden Beispiele zu größtem Nutzen, wenn nicht selbst unentbehrlich werden. Möge der alte Spruch: „tempora mutantur" hier zu ganzer Geltung kommen! Doch ich kam ja von der Festlichkeit ganz ab! Bei so bewegtem Mahle fehlte es denn auch an Trinksprüchen nicht, die mit ihrer Tendenz natürlich das ferne geliebte Vaterland betrafen; das glückliche Fortbestehen der neuen Einigung Deutschlands, das Wohlergehen des hochverehrten Kaisers &c. Unter Anderm, Näherliegendem sei noch erwähnt, daß auch zwei große prachtvolle Pokale, die den Tafelaufsatz schmückten und die einen Werth von circa 400 Thlr. repräsentiren, zu wohlgemeintem Toaste aufforderten: Preise eines Wettrennens, das in den kurz vorhergehenden Tagen hier stattgefunden. Herr Heintzen verdankte sie seinem Renner, der zweimal als Sieger hervorgegangen und der am dritten Tage derselben Rennzeit noch gar einen Preis zweiter Classe davontrug. Somit galt also unser freundlicher Gastgeber — ein vortrefflicher Landsmann zugleich — in mehr als einer Beziehung ein Gefeierter unter seinen Gästen, und erfährst Du damit gleichzeitig ein weiteres Beispiel, daß der Deutsche trotz des warmen Klimas sich stramm und kernig neben dem Eingeborenen bewährt, sich gern an Allem betheiligt, was Streben und Fortschritt bedeutet." — —

Die kirchlichen Zustände in Abyssinien.

Sie sind in einer kläglichen Verfassung. Es ist dart wieder ein Beweis für die Thatsache geliefert, daß die Dogmen einer Kirche allein nicht civilisirend wirken, sandern daß das Racenelement den Ausschlag giebt. Die Abyssinier haben das Neue Testament und die germanischen Völker auch; aber was wissen jene mit demselben anzufangen, und wie innerlich fassen diese dasselbe auf? Die Hierarchie in Habesch ist durchaus entsittlicht und verkommen, für den Valksunterricht hal die Geistlichkeit nie irgend etwas gethan. Alles Kirchenwesen ist lediglich Farmenkram. Ludwig Krapf, der lange im Lande war, bemerkt, daß der abyssinische Priester im Laufe des ganzen Jahres nur ein einziges Mal in der Valksfprache predigt, und zwar am Ostersanntage, nachdem das vierzigtägige Fasten varüber ist. Diese Predigl hal falgenden Wartlaut:

„Geliebte Freunde, Brüder und Schwestern! Höret, was ich euch sage. Es schickt sich, daß ihr gebet den Priestern, welche 40 Tage gefastet haben, 50 Krüge vall gulen Weines, 50 Krüge Bier, rein und gut, 50 gut gebackene Bröte, wohlgemerkt ahne angebrannte Kruste, 50 gut zubereitete und gekochte Hühner ahne Knachen, 50 Kühe, deren Hörner bis an den Himmel reichen und deren Schwänze die ganze Erde fegen. Macht kein Feuer in euern Häusern an und bereitet kein Mittagessen, ahne daß ihr euern Priester dazu einladet. Wenn ihr diese Ermahnung beachtet, dann werdet ihr gesegnet sein. Amen!"

König Theadar war sehr erbittert gegen die Geistlichkeit und hielt, wie Waldmeier in seinen „Erlebnissen in Abessinien" berichtet, dem Abuna Salama, diesem Bischof ader Patriarchen der Kirche, eines Tages falgende Strafpredigt:

„Sie sind Bischof und haben sich nur um die kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten zu bekümmern. Weshalb besitzen Sie fast ein Drittel alles Grundes und Badens im abyssinischen Königreich? Weshalb nehmen Sie sa viele Abgaben van den Leuten? Warum lieben Sie Reichthum, Pracht, Ehre, gut Essen und Trinken und nach andere Dinge, die ich Ihnen gar nicht nennen will? Wären Sie ein Mann nach dem Evangelium, so würden Sie sich mehr um die christliche Lehre und das Evangelium bekümmern und nicht nach den Gütern dieser Welt trachten. Da ich ein stehendes Heer zu unterhalten und demselben seinen Sald zu rechter Zeit zu geben habe, sa muß aller Grund und Baden mein sein; treten Sie alsa Ihre Ländereien ab und begnügen Sie sich mit Wenigem." Der Bischaf sprach einen fürchterlichen Bannfluch über den König aus, warauf dieser ihn einsperrte.

Russische Missianen im Amurgebiete. Ueber die Thätigkeit derselben hat der Bischaf Wenjamin von Kamtschatka in der „Irkutsker Eparchial-Zeitung" einen Bericht veröffentlicht. Aus demselben ergiebt sich, daß das Christenthum die beste Aufnahme bei den Galden, einem kleinen tungusischen Valksstamme am mittlern Amur, gefunden. Die Galden leben in einer graßen Jurte zusammen, die einem mit Fenstern versehenen Schuppen gleicht und in welcher jede Familie ihren besandern Winkel hat. Obgleich sie nach Kleidungen aus Fischhaut und die Frauen Ringe in der Nase tragen, was ihnen das Aussehen van Wilden giebt, haben sie doch nichts Wildes an sich. Sie sind sehr gutmüthig und dem Christenthume geneigt. Dagegen nehmen die Giljaken am untern Amur das Christenthum nur schwach an; sie sind wild und rah, obgleich sie mit den Russen viel häufiger in Berührung kammen. In den 40er Jahren erschlugen sie den französischen Missionär Labrunère.

— In den 25 öffentlichen Bibliatheken der Schweiz befanden sich in der Mitte des Jahres 1871 nicht weniger als 920,520 Bände; dazu kommen 687,939 Bände in 1699 Schul- und Valksbibliatheken. Die Bibliothek in Zürich hal etwa 100,000, jene in Basel 94,000 Bände.

— Auch Antwerpen wird demnächst eine Dampferlinie nach Neuyork herstellen.

— Die Australier sind eifrig darüber aus, ihre Dampferverbindungen nach allen Himmelsgegenden hin zu vermehren. Sie wallen van Melbaurne aus eine Linie nach dem Vorgebirge der guten Haffnung herstellen und eine andere nach den Philippinen und China. Sie haben bekanntlich längst regelmäßige Verbindung mit; Europa über Indien und mit San Francisca über Neuseeland, Fidschi und den Hawaii-Archipel.

— Ueber die Quantität des Galdes, welches in den Jahren 1868 bis 1870 in den Privatwäschen Ost- und Westsibiriens gewannen warden, theilt das russische „Berg-Journal" auf Grundlage der im Finanzministerium vorhandenen Nachweise Falgendes mit. Es wurden gewannen: Im Jahre 1868 in 875 Galdwäschen mit 49,036 Arbeitern und 12,273 Pferden ader Ochsen aus 717,751,683 Pud Sand 1414 Pud 16 Pfund 54 Salatnik 32 Dali Gold; 1869 in 912 Wäschen mit 55,154 Arbeitern und 15,174 Pferden oder Ochsen aus 902,347,447 Pud Sand 1767 Pud 24 Pfund 21 Salatnik 51 Dali Gald, und 1870 in 1084 Wäschen mit 60,701 Arbeitern und 16,272 Pferden ader Ochsen aus 901,202,276 Pud Sand 1874 Pud 19 Pfund 5 Salatnik 36 Dosi Gald.

— In Nardamerika bauel man seit Kurzem in nach dünn bevölkerten Gegenden Eisenbahnen mit schmaler Spurbreite, die verhältnißmäßig wahlfeil herzustellen sind. Es kammt bei ihnen darauf an, weit van einander ablegene Punkte zu verbinden, abwohl der Zwischenverkehr nach unerheblich ist. Die erste salcher schmalgeleisigen Bahnen ist im October zwischen Denver in Calarado und Calorado Springs eröffnet warden; sie bildet die erste Strecke einer Linie, welche bis an den Rio Grande de Norte, an die mexicanische Grenze fortgeführt wird. — Eine andere graße Bahn mit engem Geleise ist in Califarnien vermessen warden. Sie sall van San Francisca nach Süden hin bis Las Angeles geführt werden. Die Entfernung beträgt $448^3/_4$ Miles, die stärkste Steigerung 105 Fuß, die Durchschnittssteigerung 20 Fuß auf die Mile.

— In Francisco haben die deutschen Wähler einen tüchtigen Pädagagen, Herrn Baländer, zum Schulsuperintendenten gewählt. Die Yankeetemperenzler fanden das unverantwortlich und agilirten gegen die Wahl eines „verstackten Ungläubigen". Für ungläubig gilt ihnen Herr Baländer, weil er Lagerbier trinkt und, es ist in der That entsetzlich, sagar am „Sabbath"!

— Die Walfischflatte der Nardamerikaner im arktischen Ocean ist van graßem Mißgeschicke betroffen warden. Nicht weniger als 39 Schiffe wurden van Eis eingeschlossen und mußten van der Bemannung verlassen werden.

— Var etwa 20 Jahren ließ man in Neusüdwales einige alte Kameele frei, die nicht mehr zu gebrauchen waren. Die Thiere zerstreuten sich „im Busch", d. h. in den Wäldern, und man hatte seit jener Zeit nichts mehr van ihnen gesehen und gehört. Nun ist im September eine ganze Kameelherde sichtbar gewarden. Baden und Klima sagen affenbar diesen Thieren zu.

— Die „Times" vam 1. December Abends veröffentlicht ein Telegramm aus Calcutta vam 1. December Mittags; ein anderes aus Hangkang, ein drittes aus Schanghai, beide vam 29. Navember! Wa bleibt die Zeit?

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag van Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

In Bombay und der Umgegend.

Die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung. — Kayeths, Banianen, Parsis. — Mohammedanische Secten. Bohoras und Kodschas. — Ein indisches Drama. — Naga pantschami, das Fest der Schlangen, und die Sapwallas. — Das Opferfest der Kokos. — Sanitarien; die Gesundheitsstation Matheran.

Bombay, dieses große Handelsemporium, welches alle anderen Plätze am Indischen Ocean weit überflügelt hat, ist auch in ethnographischer Hinsicht ein Punkt von ungemeinem Interesse. Er bietet Stoff in Hülle und Fülle zu Beobachtungen über den Orient, denn aus allen Ländern desselben findet man Vertreter, und insbesondere hat man Gelegenheit, die Hindus genau kennen zu lernen. Man faßt bekanntlich unter dieser Benennung alle Eingeborenen zusammen, welche das Kastensystem beibehalten haben, und die Kaste der Brahminen als die höchste anerkennen, also nicht diejenigen Inder, welche sich zum Mohammedanismus bekennen. In Bombay findet man die Secte der Saiwas, welche Gott Siwa vorzugsweise verehren; die Waischnawas, welche Gott Wischnu in seinen verschiedenen Incarnationen anbeten, und dann auch die Djainas, welche dem indischen Pantheon nur eine secundäre Bedeutung beilegen. Die Brahminen bilden bekanntlich die Priesterkaste, die Kschatriyas jene der Krieger, die Waisja, wie wir sagen würden, den Nährstand, und die Sudras bilden die niedrigste Kaste, deren höchste Pflicht es ist, den drei anderen zu dienen. Die letzteren zerfallen außerdem in eine Menge von Unterabtheilungen, und außer ihnen giebt es noch einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung, welcher zwar Hindu ist, aber außerhalb des Kastenwesens steht.

Die Kschatriyas sind in Bombay nur schwach vertreten, die Brahminen und Waisjas dagegen sehr stark. Die ersteren halten sich von den übrigen abgeschlossen; sie tragen weiße Gewänder und einen schweren Turban, genießen nur Pflanzennahrung und verschmähen den Taback unter jeglicher Form. Gleich nach ihnen folgen die sogenannten Purvus, von denen viele im Bureaudienste der Regierung stehen; sie gelten für thätig und rechtschaffen und werden auch in den Handelshäusern verwandt. Einige haben sich zu hohen Stellungen emporgeschwungen, einer ist sogar Mitglied der obersten Präsidentschaftsbehörde. Die Kayeths, Leute aus der Schreiberkaste, haben zumeist feine, verschmitzte Gesichtszüge und gelten für äußerst schlau; sie sind, weil man ihnen nicht trauet, in Bombay durch die Purvus, was die Anstellungen betrifft, überflügelt worden, gelten aber im übrigen Indien viel und haben großen Einfluß. Jeder Kayeth kann lesen, schreiben und redet mehr als eine Sprache.

Es versteht sich von selbst, daß in einer so wichtigen Handelsstadt die Kaufleute eine wichtige Rolle spielen. Diese Baniahs, Banianen, wie sie von den Europäern genannt werden, gehören in Bombay verschiedenen Stämmen aus Konkan und Gudscherat an. Der Baniane ist durchgängig ein intelligenter Mensch; äußerlich erkennt man ihn an seinem eigenthümlich gewundenen Turban; er trägt um die Beine ein Dhuti mit rothen Streifen und einen langen Rock. Sehr gern treibt er Maklergeschäfte, und bei solchen

kann er seine commerciellen Anlagen am besten verwerthen. Die europäischen Kaufleute sind im Verkehr mit den Banianen immer sehr vorsichtig.

Die reichen Leute in Indien haben zu allen Zeiten möglichst großen Luxus entfaltet, und in unseren Tagen hat derselbe manche europäische Zuthat erhalten. Der Hindu fährt in Kaleschen, die mit Vollblutrossen bespannt sind; er hat Dienerschaft mit Livree, und in seinem Hause sind viele Gemächer und Säle mit Spiegeln, Kronleuchtern, Kunstsachen, Möbeln ꝛc. aller Art ausstaffirt. Eine geschmackvolle Anordnung aller dieser Gegenstände fehlt; sie werden ja auch nur als Modesachen und Raritäten vom Besitzer betrachtet, der in seinem Palast einige indisch eingerichtete Zimmer bewohnt, und nur in diesen ist ihm wohl zu Muthe.

Der gesellschaftliche Verkehr zwischen den Hindu und den Engländern ist noch immer auf den Handel und die Berührungen beschränkt, welche die amtlichen Verhältnisse mit sich bringen, intimer Umgang kommt nur in einzelnen Ausnahmefällen vor. Anschauungen, Sitten, Gebräuche und Benehmen beider Theile sind ja grundverschieden, und der Engländer ist bekanntlich, im Durchschnitt genommen, nicht durch Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. In Indien hält er sich ohnehin von vornherein für eine Art von privilegirtem Wesen, und der ordinäre John Bull sieht in dem Hindu eine Art von „Nigger". Unter den gebildeten Ständen giebt es allerdings manche Männer, welche mit Eingeborenen auf einem guten und vertraulichen Fuße stehen, aber sie sind nicht häufig. Zwischen den Europäern, die als Eroberer im Lande sind und keine Viertelmillion zählen, und den zweihundert Millionen Eingeborenen giebt es kein sympathisches Verhältniß; sie bilden Pole, die sich gegenseitig abstoßen.



Banian (Kaufmann) in Bombay.

Nur allein die Parsis machen eine Ausnahme. Diese sogenannten Feueranbeter, welche sich zur Lichtreligion Zoroaster's bekennen, haben, nach ihrer Vertreibung aus Persien durch die Mohammedaner, im nordwestlichen Indien eine Heimath gefunden, wo sie einen hochachtbaren und sehr betriebsamen Theil der Bevölkerung in einigen der größeren Städte bilden, namentlich in Surat und Bombay; sie stehen

als Gewerbtreibende, Kaufleute und Schiffbauer in erster Linie; sie haben ihre Großhandelshäuser in allen wichtigen Plätzen Asiens bis nach China und Japan hin, sind rechtschaffen und zuverlässig und üben durch ihre Achtbarkeit und ihren Reichthum großen Einfluß. Ihre Umgangs- und Schriftsprache ist das Gudscherati, neben welchem jedoch das Englische immer mehr zur Geltung gelangt; dasselbe wird jetzt auch schon von Frauen und Kindern gesprochen, und allem Anscheine nach im Fortgange der Zeit wohl das Gudscherati so ziemlich verdrängen. Die Parsis stehen mit den Engländern auf dem besten Fuße; zwischen beiden Theilen herrscht auch ein gesellschaftlicher Verkehr, der nicht selten ein wahrhaft freundschaftlicher ist.

Etwa der dritte Theil der Bewohner von Bombay besteht aus Mohammedanern verschiedener Secten, theils Eingeborenen, theils solchen, die aus Arabien und Persien oder von der ostafrikanischen Küste gekommen sind. Unter den Schiiten ist die Classe der Bohoras sehr zahlreich; dieses Wort bedeutet im Gudscherati Kaufmann, und in der That treiben die Bohoras vorzugsweise Handel. Von den Sunniten, deren Menge viel bedeutender ist, werden sie als verworfene und verächtliche Ketzer angesehen, und beide Theile liegen einander unablässig in den Haaren. Der Typus dieser Bohoras ist durchaus Hindu und die Beimischung arabischen und persischen Blutes nur sehr gering. Der größte Theil des Kleinhandels ist in ihren Händen, und man findet in den Buden, welche sie auf dem Bazar inne haben, alle möglichen europäischen Fabrikwaaren. Sie sind an und für sich ruhige Leute, sehr zurückhaltend, und selbst die reichsten leben sparsam. Mit Europäern unterhalten sie keinen andern Verkehr als solchen, der durch das Geschäft bedingt wird. Sie stehen in Verbindung mit einer andern Schiitensecte, den Kodschas, die für Abkömmlinge des Stammes der Ismailijah gelten. Ihr Oberhaupt war 1866 Aga Chan; man hält ihn für den unmittelbaren Nachkommen Hassan Saba's, jenes Alten vom Berge, des Häuptlings der Assassinen, der in den Zeiten der Kreuzzüge so viel von sich reden machte und in Syrien weit und breit gefürchtet war. Bei den indischen Mohammedanern sind manche heidnische Bräuche geblieben; auch haben die Frauen etwas mehr Freiheit als sonst im Orient; sie sind z. B. nicht gehalten, das Gesicht zu verschleiern, und tragen sich wie die Hindufrauen.

Wir sagten schon, daß einzelne reiche Hindu mit Europäern in näherm gesellschaftlichen Verkehr stehen; sie laden ihre abendländischen Freunde dann auch zu Familienfesten ein, z. B. Hochzeiten, die mit großem Pompe gefeiert werden; auch Dramen werden aufgeführt, und eine solche Darstellung wollen wir nach den Mittheilungen eines Augenzeugen schildern.



Ein Palankinträger von Matheran.

Ein großer Saal war in eine Bühne umgeschaffen worden; die Bühne war ein etwas erhöhetes Gerüst und den Vorhang bildete ein großes [illegible] Kattun, das man an einem Bambus befestigt hatte. [illegible] nahmen Platz. Ein von Flötenspielern begleiteter Brahmine trat hinter der Gardine hervor und stellte ein Bild Ganesa's auf, des Gottes der Weisheit. In seinem Gebet an denselben flehete er um Erleuchtung des Geistes der Schauspieler, damit dieselben ein richtiges Verständniß der darzustellenden Rollen gewinnen möchten. Alle Anwesenden horchten andächtig zu; offenbar wurde diese Ceremonie von ihnen ernsthaft aufgefaßt.

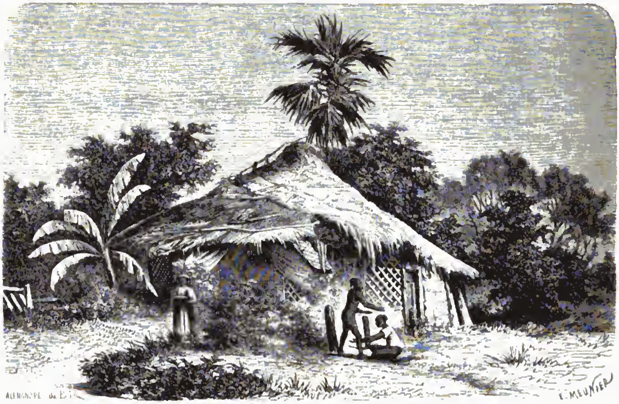
Der Vorhang wurde beseitigt und nun trat ein mächtig großer Bursch auf, fast nackt, und mit gelbem Ocker beschmiert; auf dem Kopfe trug er eine gewaltige Perrücke. Nachdem er sich feierlich vor der Thür eines gemalten Tempels niedergesetzt hatte, versenkte er sich in tiefes Nachdenken. Er stellte den Ritschi dar, den frommen Asceten, welcher im Hindudrama mit übernatürlicher Gewalt ausgestattet ist und als Schutzgeist gilt.

Dann traten Götter und Göttinnen auf die Bühne, unter ihnen Wischnu mit blaubemaltem Antlitz, die schöne Sarasvati, Rana und andere. Sie Alle verneigten sich vor dem in tiefe Beschaulichkeit versunkenen Schutzgeiste, und dann hielt Jeder eine lange Rede, von welcher ich nur sehr wenig verstand. Ich betrachtete mir die Costüme, welche genau jenen der alten Götterbilder nachgeahmt waren. Der Elephantenkopf des Gottes Ganesa, seine Beine und sein aufgetriebener Bauch waren meisterhafte Nachbildungen. Alle Götter trugen glänzende Gewänder und hohe vergoldete Mützen, welche einer Mitra glichen. Die Göttinnen hatten Sarris von durchsichtigem Zeuge, das mit Perlen und Gold gestickt war.

Als Krischna erschien, zogen die übrigen sich zurück. Der Gott war ein hübscher, junger Mann, mit blauem Antlitz und im Gewande eines Königs. Er ging zuerst finstern Blickes und in sich versenkt auf und ab; dann schilderte er mit tiefer Erregung die Gefühle, welche in seinem Innern auf- und abstürmten. Sein Herz war in Zwiespalt gerathen. Satyawama, seine Gemahlin, tritt auf und wirft sich vor ihm nieder; aus ihren schönen, schwarzen Augen quellen Thränen und sie umklammert des Gottes Knie. Mit melo-

dischen Stimme und der weichen, wohlklingenden Hindusprache macht sie ihm Vorwürfe, weil er sie verlassen wolle. Er ist unentschieden, was er thun solle, und scheint gerührt zu sein; nun erhebt sie sich, liebkost ihn und umschlingt ihn mit ihren Armen. Dieser ganze Auftritt wurde vortrefflich dargestellt; Schmerz, Liebe und Freude fanden so natürlichen und feinen Ausdruck, daß [illegible] völlig überrascht war. Die Trachten sind so graciös, d[illegible]ache ist, wie gesagt, so harmonisch, die Bewegungen waren so ausdrucksvoll, daß ich dem Drama in allen Einzelnheiten folgen konnte, obwohl ich kaum ein Wort verstand.

Als der Gott und seine Gemahlin abgetreten waren, erschien **Rakmini**, Nebenbuhlerin der Satyawama, ein Weib mit stolzer, gebieterischer Haltung. Sie erzählt in leidenschaftlicher Weise alle Schliche und Listen, welche [illegible]ngewandt habe, um den schwachen Krischna in ihr Netz [illegible]den. Als dieser mit seiner Gemahlin wieder auf der Bühne erschien, begann unter den beiden Frauen ein wahrhaft bewunderuswürdiger Dialog; die eine rühmt ihren Stammbaum, der bis auf Gott Wischnu selber hinaufreicht, sie preist ihre Schönheit, ihren Geist und tadelt den Gott wegen einer Liebe, die seiner unwürdig sei. Satyawama entgegnet mit Sanftmuth: ob es denn ein Verbrechen sei, daß sie ihren göttlichen Gemahl so inbrünstig liebe? Sie erzählt, wie sie als junge Bäuerin mit ihren Gespielinnen an den reizenden Ufern der Dschamna Blumen gepflückt habe. Dort warf der Gott ein Auge auf sie; ihr Leben sei stets rein und einfach, ihre Liebe treu und beständig geblieben. Aber Rakmini bleibt Siegerin, ihre stolze, hochfahrende Rede stachelt in Krischna den Stolz auf. Satyawama entfernt sich, erscheint aber bald wieder mit ihrem kleinen Sohne, welcher vor den Vater hintritt. Dann spricht sie: „Nun magst Du uns



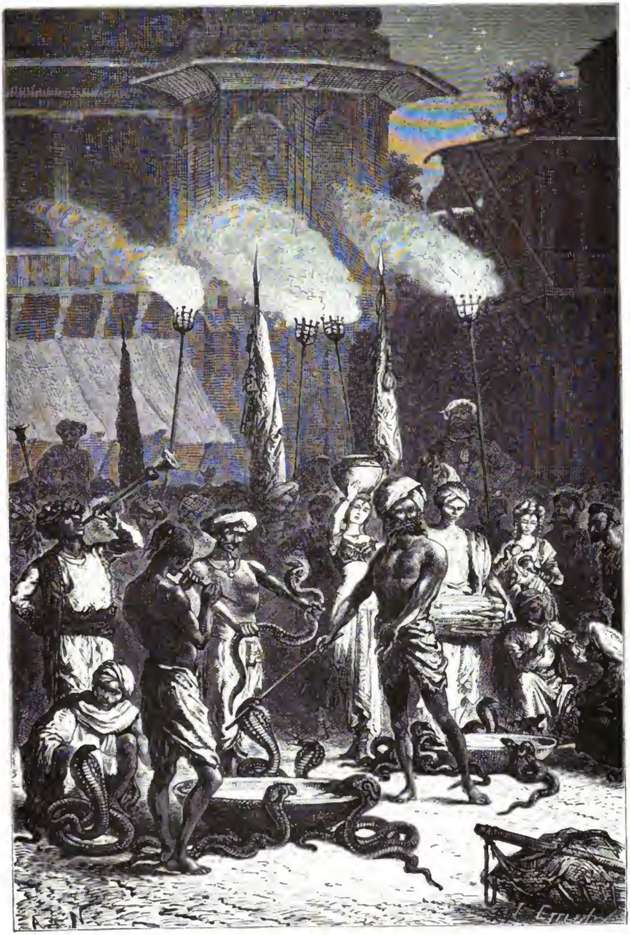
Ein Bangalow in Mazagon, Vorstadt in Bombay.

beide tödten, denn ohne Deine Liebe können wir nicht leben." Rakmini macht sich in höhnender Weise über das Alles lustig, und unter ihrem unheilvollen Einflusse reicht er seiner Gemahlin einen mit Gift gefüllten Becher. Sie leert denselben, sinkt nieder und spricht mit gebrochener Stimme: „Nicht das Gift tödtet mich, sondern ich sterbe an gebrochenem Herzen und weil der, welchen ich so treu geliebt, undankbar ist. Aber ich verzeihe!"

Ein indisches Drama darf keinen kläglichen Ausgang nehmen, und deshalb erhebt sich nun der Schutzgeist aus seinen gottseligen Betrachtungen und spricht ein Donnerwort. Krischna, der Gott, wird von ihm derb abgekanzelt; er soll Rechenschaft geben über sein Thun und Treiben. Das hilft. Der Gott wird sofort von Gewissenspein gemartert, kann sich aber nicht entschuldigen. Er jagt die Rakmini fort und bittet den Schutzgeist um Gnade. Satyawama wird wieder lebendig, der ungetreue, jetzt von Reue erfüllte Gemahl umarmt sie und seinen Sohn; der Vorhang fällt, bengalisches Feuer leuchtet auf und die ob solchen Ausganges vollkommen zufrieden gestellten Zuschauer drücken ihr Genüge durch ein mehrfach wiederholtes Wah, Wah! aus.

Dieses Drama dauerte einige Stunden und bestand zum großen Theil aus sehr langen Monologen, welche der Darsteller an das Publicum richtete. Aber mit Vergnügen hört man auf die mit Ausdruck gesprochenen Worte, welche von ausdrucksvollen Pantomimen begleitet werden. Ein Europäer erstaunt über die ganz ausgezeichnete Darstellung um so mehr, wenn er zu seiner nicht geringen Ueberraschung erfährt, daß die Frauenrollen von halberwachsenen, hübschen Jünglingen vorgeführt wurden; nach indischem Brauche dürfen weibliche Personen die Bühne nicht betreten.

Nicht mit Unrecht bezeichnet man Indien als ein „Land der Feste". Es giebt deren eine so große Menge, daß man ein ganzes Handbuch der indischen Mythologie schreiben



Naga Pantschami, Fest der Schlangen in Bombay.

müßte, um sie alle aufzuführen und zu erläutern. Manche werden in ganz Indien gefeiert, andere nur an bestimmten Plätzen, zu Ehren der Schutzgötter, der Geister der Vorfahren oder um gute Ernten zu erbitten. In Bombay feiert man etwa zweihundert Hindufeste im Jahre, und die englische Verwaltung muß, abgesehen von ihren Sonntagen, den indischen Beamten noch etwa vierzig Feiertage gestatten, an welchen dieselben nicht arbeiten. Daneben haben auch die Mohammedaner, Parsis, Juden und Christen ihre Feiertage.

Unter den Hindufesten ist jenes des Naga pantschami durchaus indisch-original, es ist das Fest der Schlangen. Während desselben bringt man diesen unheimlichen Thieren Opfer dar, um sie durch Gebete günstig und gnädig zu stimmen und um Schutz gegen giftige Bisse zu erflehen. Bei den Tempeln drängt sich eine festlich gekleidete Menge; in den Straßen sind kleine Buden aufgeschlagen, in denen Kuchen, allerlei Spielzeug und kleine Götterstatuen feil geboten werden.

Da zieht eine merkwürdige Procession auf. Eine große Anzahl von Frauen, viele in seidene Gewänder gekleidet, kommen unter Gesang durch die Straßen herangezogen; sie tragen Reis und Zucker als Opfer, welche sie vor den Standbildern Krischnas niederlegen; denn heute ist der Jahrestag, an welchem der Gott die große Pythonschlange von Bendraband tödtete, welche die Ufer des Dschamna verwüstete. Nun drängt sich noch eine bunte Menge von Menschen heran; einige blasen große kupferne Trompeten, andere tragen auf hohen Stangen in eisernen Körben brennendes Harz; wohlgenährte Brahminen lassen sich in Palankins tragen; Jeder will die Schlange sehen, Alles drängt sich durch die engen Gassen, welche zum Teiche Paidoneh führen nach dem Platze, wo die Hauptaction stattfindet.

Dort stehen einige hundert Sapwallas oder Bezauberer der Schlangen, welchen die giftigen Thiere nichts anhaben können. Jeder hat in seinem Korb ein Dutzend und mehr Kupferschlangen, Cobras capello, und die frommen Hindus bringen ihnen Büffelmilch, auf welche das Thier sehr lecker ist. Jeder mit derselben gefüllte große Napf ist sehr bald von Schlangen umlagert; sie stecken den Kopf recht tief in die Milch, thun sich eine wahre Güte und bleiben dabei fast ohne Bewegung. Dann und wann nimmt der Sapwalla eine Schlange fort und legt eine andere an ihre Stelle; jene geberdet sich nun unruhig und wüthend, aber gegen den Mann, welcher den Zauber auf sie ausübt, kann sie nichts ausrichten. Um die Zauberer herum steht eine Menge von Zuschauern; der ganze Auftritt macht einen höchst merkwürdigen Eindruck, und es schaudert einen Europäer, wenn er sieht, wie diese halbnackten, dunkelgebräunten Männer mit den giftigen Thieren umgehen. So geht es den ganzen Tag über; Hunderte von Schlangen werden mit Milch gesättigt, am Abend wieder in die Körbe gethan und am andern Tage in den Wald geworfen. Nach Einbruch der Dunkelheit ziehen ganze Schaaren mit Fackeln durch die Straßen, und man macht mit Tantams, Cymbeln, kreischenden Flöten, schrillenden Clarinetten und Trompeten in der That einen Heidenlärm.

Ein anderes wichtiges Fest ist das Naryal Puranama, das Vollmondsfest der Kokosnüsse, welches in den September nach Aufhören der Regenzeit fällt. Es ist zwar ein specifisches Hindufest, an welchem aber auch Leute aller anderen Secten und Stämme sich betheiligen. An der Back Bai, einer weiten Meeresbucht, werden Gerüste und Buden aufgeschlagen; zwei Tage lang herrscht in dieser sonst öden Gegend ein sehr bewegtes Leben. Viele Tausende von Menschen gehen bis ans Wasser oder bis an die Knie ins Meer; sie werfen einige Kokosnüsse als Opfer hinein und sprechen dabei ein kurzes Gebet, durch welches sie erflehen, daß Alle, die weite Reisen unternehmen, von Gefahren verschont bleiben mögen. Am meisten betheiligen sich Seeleute, Schiffsrheder und Fischer mit Frauen und Kindern bei diesem Feste, das recht sinnig ist. Alle Fahrzeuge sind beflaggt, und viele haben nur diesen Tag erwartet, um nun, da der Südwestmonsun vorüber ist, in See zu gehen.

Die Sommermonate sind in Bombay der Gesundheit der Europäer nicht zuträglich, auch im October ist die Hitze oft lästig, und wer sich in die Wälder auf den verschiedenen Inseln des Archipelagus wagt oder beim Besuche der berühmten Höhlentempel auf Salsetta, Elephanta ꝛc. nicht vorsichtig ist, trägt leicht ein Fieber davon, das nur weicht, wenn man Chinin dagegen anwendet. Die sogenannten Sanitarien, Gesundheitsstationen mit gutem Klima, sind ein wahres Bedürfniß für die Europäer, welche sich in frischer Luft wieder kräftigen wollen, und in der Nähe von Bombay liegen einige solcher Erfrischungspunkte; man kann dieselben vermittelst der Eisenbahn leicht erreichen. Diese führt z. B. über Callyan, die alte Hauptstadt von Konkan, bis Narel, der Station, von welcher man in einem Palankin nach Matheran getragen wird. Eine Luftveränderung wirkt schon in kurzer Zeit ungemein wohlthätig, und wer sich aus der schwülen Hitze des Tieflandes in die frische und elastische Atmosphäre der Hochebenen auf den Ghates (der Küstenkette) versetzt findet, fühlt sich bald wie neugeboren. Man hat dort oben Casernen für die Soldaten gebaut, welche zur Stärkung ihrer Gesundheit auf längere oder kürzere Zeit dorthin verlegt werden, und viele wohlhabende Leute aus Bombay haben Landhäuser, in welchen ihre Frauen und Kinder die ungesunden Sommermonate zubringen, während die Männer zeitweilig sich einfinden, um sich von den Geschäften zu erholen.

Wanderungen in Südtirol.

Von G. Dahlke.

I.

Am Fuße des Schlern. — Ratzes.

Nachdem ich im Abenddunkel von Hauenstein nach Seis zurückgekehrt war, stieg ich im Frühlicht wieder zu der Ruine empor, durchkletterte noch einmal die halbverschütteten Gemächer der Burg und verfolgte auf dem Moospolster eines Porphyrblocks das Wanderleben und die Abenteuer des Sängers, dessen Harfe noch immer, wie die Sage will, in mondhellen Nächten über dem zerbrochenen Gemäuer erklingt.

Südöstlich von Hauenstein verbirgt sich in einsamer

Schlucht zwischen den Riesenwänden des Schlern und dem bewaldeten Westhang der Seiser Alp ein heilkräftiges Bad, das man bei langsamem Gange durch den Wald in drei Viertelstunden erreicht. Auf dem schattigen Steige wandelte ein alter Herr, ohne aufzuschauen, nach dem Schlosse; weiterhin saßen Badegäste am Rande eines Weihers in fröhlichem Geplauder; hier und dort schimmerten farbige Gewänder durch das Grün der Bäume, die Spiegelbilder von Frauengestalten leuchteten aus der Fluth, und an dem Ufer des Cipit saß unter Fichtengezweige ein Kurgast, der das Badeleben, vielleicht als Wiederschein eigener verdüsterter Stimmung mit den Worten zeichnete: „Wir baden uns in Eisenwasser und im Schwefelpfuhl, versammeln uns an der Tafel und am schwarzen Teich, durchstreifen Berg und Thal, den Wald und die Matte und pflegen in enger Klause erbauliche Betrachtungen, ohne der Langeweile zu entrinnen."

So freundlich mir auf der tafelförmigen Erhebung neben dem Flusse die Badegebäude entgegenblickten, so abweisend lautete das Willkommen der hübschen Rosa, die mit den Worten: „Alle Zimmer besetzt", meine Absicht, den Schlern zu besteigen, gleich beim Eintritt durchkreuzte. Zwar hatten die Unterhandlungen mit der Wirthin den scheinbaren Erfolg, daß mir über dem Heizapparat des Badehauses eine Zelle mit zwei Betten angewiesen wurde, allein da dies dunstige, auf 24° R. erhitzte Gemach für einen Brustkranken unbewohnbar war, so galt es, die Stunden des Tages zum Besuch der Schwefelquelle, zu flüchtiger Umschau in den Felslabyrinthen der Thalschlucht und kurzer Rast im Walde zu benutzen, und Abends gen Kastelruth zu wandern. Das Vorderhaus mit Speisesaal und Küche ist mit dem Hauptgebäude durch eine halbgedeckte Galerie verbunden; an jenes lehnt sich die Capelle zu den Heiligen Cosmas und Damian, dies umschließt die Baderäume und Gastzimmer. Die Holzkästen stehen bald einzeln, bald je zwei und vier in einer Zelle beisammen, so daß Kranke während des Bades in stiller Ruhe träumen oder durch Geplauder sich die Zeit verkürzen können.

Oberhalb des Bades treten an dem Absturz der Osthalde mehrfache Reihen von Seiser Schichten zu Tage, die mit einem überlagernden Streif campiler Schluchten bei der Quelle unter dem Virgloriakalk der obern Trias verschwinden und mit dem Grödner Sandstein das Piedestal des Schlern, des Puflatsch und der Seiser Alp bilden. Das Profil an den Ufern des Baches zeigt Mergelschichten mit Versteinerungen; das Rinnsal ist mit Augitporphyrblöcken und Tuffen von der Steilwand der Seiser Alp angefüllt. Eine Viertelstunde südlich vom Bade rinnt das Schwefelwasser aus bituminösen Kalken in zwei feinen Strahlen hervor, läßt auf der Holzrinne einen flockig weißen Niederschlag zurück und erfüllt mit durchdringendem Geruch die Luft.

Rüstige Bergsteiger können von hier zur Hochfläche der Seiser Alp emporklettern; aber so anziehend der Aufstieg durch Geklipp und Felsgetäfel, durch Schlünde und Abgründe, und so lehrreich der Einblick in den Bau des Gebirges sein mag, da die zerklüfteten Abhänge der Schlucht, der Schlernpfeiler und dessen thurmartige Nebenglieder über den bewaldeten Vorbergen lichtvoll hervortreten, so wenig ist der Steig für bloße Spaziergänger geeignet. Dennoch lockte es mich, von Stufe zu Stufe höher hinanzuklimmen, bald in die Tiefe, bald auf die bewaldeten Höhen und die wundersamen Felsquader zu schauen. Drunten rauschte der Bach, oben sangen Finken und Meisen, Sturmschwalben flogen über die Klamm und der schrille Ruf eines Falken durchdrang die Luft. Jeder neue Ruhepunkt bot eine veränderte Ansicht, ließ die Pyramide und das Dolomitmassiv des Schlern in stetig wachsender Größe über dem Walde erscheinen.

Während das Schichtensystem der Trias bei Ratzes einen großen Theil der südtirolischen Sedimente in Verbindung mit massigen Felsarten umfaßt, läßt das Geröll des Rinnsals und der Ufer vom Cipit- und Frombach eine Mannichfaltigkeit von Mineralien erkennen, wie sie, nach Vincenz Gredler, auf so engem Raume schöner und reichhaltiger kaum das berühmte Monzonigebirge in Fassa aufzuweisen vermag: prachtvolle Zeolithe, Analcimkrystalle, große Tafeln von Apophyllit und halbkugelige, strahlige Mesotype von hier und von der Seiser Alp sind eine Zierde vieler Sammlungen geworden; das Flußgebiet erschließt Kalkspath- und Flußspathkrystalle, Cölestinspath, Grünerde, Augit, Schwefelkies in Kugeln und Krystallen, Datholith in Mandelsteinen, Quarze und Erze, während der Kalk über der Schwefelquelle kalkspathige Encrinitenglieder birgt.

Zur Untersuchung jenes Systems und zur Besteigung des Schlern ist Ratzes ein günstiger Standort, der Rasenteppich der Seiser Alp, der Felsboden des Dolomitrückens und seiner Gehänge für den Forscher wie für den Freund des Naturschönen ein ergiebiges Feld. Wie lichtvoll Wort und Bild die Gestaltung einer Alpenlandschaft veranschaulichen, die Beschaffenheit der Elemente und die Formen ihrer Verbindungen nachweisen mögen: jenen stimmungsvollen Zauber, den die schaumgekrönte Welle des Wildbachs und die Blüthenköpfe duftiger Nigritellen, die grünbelaubte Halde und der öde First des Gebirges in die Seele des Wanderers legen, erfaßt keine zergliedernde Hand. Auf den Wellen des Sturms, der den Tannenwald durchbraust, und des weltdurchdringenden Aethers strömen die Abbilder der Natur durch die Thore der Sinne zum schaffenden Geist; auf unsichtbaren Flügeln naht der Zauber der Poesie dem Gemüth. Wenn wir die Gegensätze von Natur und Geist, von Dichtung und Wirklichkeit als Formen unseres geistigen Vermögens auffassen, das mit den Begriffen die Welt der Dinge nachbildend und umgestaltend im eigenen Raum erzeugt, vermögen wir zwar nicht die Wunder der Materie und ihrer Formenwandlung zu begreifen, aber die Wechselwirkung unserer Phantasie mit äußeren Reizen versinnlicht uns doch annähernd den Proceß des Werdens aus dem starren Sein; und wenn es kein Irrthum ist, in dem Geist der Natur die fortwirkende Kraft des schöpferischen Urgedankens zu erblicken, so dürfen wir auch die Idee und den Schöpfungsvorgang des Naturschönen als Wirksamkeit derselben Kraft im Geist des Menschen anerkennen. —

Im Hinblick auf die kurzbemessene Zeit meines Aufenthaltes war ich genöthigt, auf halber Höhe des schwindelerregenden Pfades umzukehren; nach raschem Ueberblick der Felskolosse ging's über Zacken und Kanten, durch Gebüsch und Gestrüpp zum Thalgrunde hinab, wo die Quelle sprudelt und der Cipit über Sturztrümmer in volleren Wogen niederrauscht. Auch auf den Gang zum Eisenbrunnen, der südwestlich in einer wildschönen Schlucht am Fuße des Schlernkofels hervorquillt, mußte ich verzichten: die Glocke lud zur Mittagstafel und die Sonne brannte mit unerträglicher Gluth, obwohl Ratzes, 3885 Fuß über dem Meere, vielfachen Regengüssen ausgesetzt, nur selten an drückender Hitze zu leiden pflegt. Der Einfluß, welchen die Schlerngruppe durch ihre Lage, als nordwestlicher Ausläufer des Dolomitgebietes von Südtirol, und durch die Höhe ihrer Mauerwälle auf die Witterung der Umgebungen übt, ist aus den Niederschlägen, welche Wald und Feld von Völs und Seis durchtränken, aus der Nebelhülle, welche die Stirn des Bergriesen tagelang verschleiert, während der Himmel in heiterer Pracht über dem Etschlande glänzt, in dem Wechsel von Sonnenschein und Gewitterregen und in den furchtbaren Stürmen

zu erkennen, deren unheilvolle Gewalt das Eisackthal und die Stadt Bozen nur zu oft empfinden.

Die Gäste an der Mittagstafel waren in zwei Parteien geschieden. Neben dem Geistlichen am obern Ende des Tisches saß der Spaziergänger aus dem Hauensteiner Walde und dessen bildschöne Tochter, eine schlanke Gestalt im blaugestreiften Kleide, jugendfrisch, mit ruhig blickendem Auge, prachtvollen Haarflechten, wohlklingender Stimme und anmuthiger Haltung — die Zierde der Gesellschaft. Frauen von anziehender und abstoßender Erscheinung, mit geistvollen und seelenlosen Zügen, Tiroler und Tirolerinnen aus verschiedenen Ständen mischten sich mit den Fremden, welche der Ruf des Bades aus fernen Gegenden herbeigeführt; aber die spärliche Unterhaltung einzelner Gruppen berührte nur alltägliche Dinge in ermüdender Form. Weder Eisen- und Schwefelwasser, weder Alpenluft noch gute Pflege und der Purpursaft des Weines oder der erschütternde Gang der Weltbegebenheiten hatten die Gemüther anzuregen vermocht; ohne Schwung und Lebhaftigkeit verrann das Gespräch der Tafelrunde. Obwohl die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters verkündet, die Kriegstrompete am Rhein erklungen war und in Oesterreich die Wogen der Parteiung den Damm der Neutralität zu überfluthen drohten, ward in Ratzes weder des Papstes noch des Napoleoniden, weder des einigen deutschen Volkes in Waffen noch der zersplitterten Nationalitäten des Kaiserreichs gedacht.

Nach der Tafel gingen die Ermüdeten zur Ruhe, Frauen besetzten die Galerien, der Priester wandelte nach dem Rasenplatze am Rande des Waldes, im Saal blieben nur zwei Herren und der Charakterzeichner des Badelebens zurück, das letzte Glas in stiller Ruhe zu leeren. Indem ich das „Tiroler Volksblatt“ mit dem Bericht über den Schluß des vaticanischen Concils zur Hand nahm und auf die Ueberschrift des Leitartikels: „Evviva Pio Nono!“ deutete, wagte ich die Frage, welchen Eindruck die Verkündigung des neuen Dogmas in Tirol hervorgerufen habe? „Evviva Pio Nono!“ war die Antwort eines Gastes, während seine Genossen in Schweigen verharrten. Nun vertauschte ich das conservative Blatt mit der aufgelegten „Freien Presse“, um an die neuesten Nachrichten über den Krieg die Frage zu knüpfen, welcher Nation die Sympathie der Alpenbewohner in dem blutigen Entscheidungskampfe zugewendet werde? „Wir bleiben neutral, ohne die preußischen Waffen mit unseren Wünschen zu begleiten,“ erwiederte derselbe Sprecher mit einem bedeutsamen Blick auf seine noch immer schweigsame Umgebung. Erst als wir allein waren, erhielt ich über die berührten Verhältnisse ausführliche Andeutungen, von denen die folgenden Zeilen einen kurzen Auszug geben.

„Den Vorkämpfern freisinniger Ansichten und Förderern des geistigen Fortschritts in Tirol steht eine festgegliederte und gut geführte Schaar von Land- und Stadtbewohnern gegenüber, die an alten Ueberlieferungen festhalten, der Kirche das öffentliche Leben, dem Papst das Erdenrund unterwerfen wollen und, weit entfernt, für das Heer des protestantischen Königs Wilhelm Theilnahme zu hegen, von der Vorsehung die Vernichtung des preußischen Staates durch den Arm des gewaltigen Gegners erbitten. So offen diese Gesinnungen in Privatkreisen und in den Organen der kirchlichen Partei ausgesprochen werden, so sorgfältig verbirgt sich in Bädern und Sommerfrischen dieser Zwiespalt der Anschauungen; zur Wahrung des äußern Scheins vermeidet man die Erörterung aller Fragen, welche in Tirol seit zehn Jahren den Frieden der Gesellschaft stören, und da das freie Wort in den freien Bergen nur selten Zustimmung findet, da die Ideen des Rechts und der Wahrheit in dem Alpenlande noch vielfach geächtet werden, so erklärt sich die farblose Unterhaltung einer gemischten Badegesellschaft aus dem Bann jener einflußreichen Macht, die unsere Thäler und Höhen seit Jahrhunderten beherrscht.“

„Glauben Sie nicht,“ fuhr Herr v. R. fort, „daß ruhige Besprechung der Tagesfragen zur Ausgleichung der Gegensätze und Versöhnung der Gemüther führen würde. Abgesehen von der Erbitterung der Parteien, welche jede unbefangene Erwägung verhindert, gestattet die Verschiedenheit der Grundsätze keine Vermittelung: nicht durch Gründe, durch die Macht des Geistes, sondern durch die Gewalt der Thatsachen kann dieser Kampf allein zu siegreichem Ausgang für die Freunde der Freiheit geführt werden.“

„Hoffen Sie auf diesen Sieg?“ — „Die politischen Verhältnisse in Oesterreich sind unberechenbar, die Aussichten auf die Zukunft dunkel. Allerdings ist der kräftige Aufschwung des Volkslebens in Deutschland nach dem Tage von Königgrätz auf unsere staatliche Entwickelung nicht ohne Einfluß geblieben; allein während der einmüthigen Erhebung der deutschen Nation in aufgeklärten Kreisen freudige Zustimmung entgegengetragen wird, weil wir von einem Siege der protestantischen Macht über Frankreich eine günstige Rückwirkung auf den Streit der Kirche mit der Staatsgewalt in katholischen Ländern erwarten, sind die ultramontanen Tiroler von tiefem Haß gegen Preußen erfüllt. Bei den Schwankungen unserer heimischen Zustände zwischen Absolutismus und constitutionellen Formen wird der Ausgang des Riesenkampfes am Rhein auf die Fortbildung verfassungsmäßigen Lebens und die Begründung freiheitlicher Einrichtungen in Oesterreich vielleicht von Wichtigkeit sein. Wer ein Herz hat für unser schönes Bergland, der wird, ohne seinen Glauben und seinen Patriotismus zu verleugnen, den preußischen Waffen Sieg, den reformirenden Ideen des Protestantismus Eingang in unsere Alpenfeste wünschen.“

„Würde die Verbreitung ketzerischer Anschauungen den Fanatismus in Tirol nicht noch mehr entflammen?“ — „Vereinzelte Kundgebungen dürften im Anfange allerdings von Nachtheil sein; die gesetzliche Einführung des evangelischen Bekenntnisses unter dem Schutz einer kräftigen Regierung dürfte im Laufe der Zeit dagegen wohl eine Umstimmung der Landbevölkerung und Ausgleichung der Gegensätze bewirken.“ — Da mir die allgemeine Abneigung der Tiroler gegen den protestantischen Glauben nicht unbekannt war, so nahm ich Anlaß, Herrn v. R. eine Episode aus dem Badeleben von St. Isidor bei Bozen zur Begründung meines Einwandes mitzutheilen. An einem Sommertage hatte dort eine Gruppe von Tirolern und Fremden unter dem Laubdach der Buche getafelt, und ein norddeutscher Gast, von dem Feuer des Rebensaftes erregt, seinen süddeutschen Stammgenossen in geistvoller Rede zu entwickeln versucht, wie Oesterreich durch Verfolgung freisinniger Grundsätze und durch Begünstigung des Protestantismus in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Herrschaft über das ganze deutsche Reich und mit ihr den unbestrittenen Vorrang in Europa für immer errungen haben würde. Allein diese harmlose Betrachtung vergangener Zeiten verstimmte sichtlich die Anwesenden, obwohl alle Theilnehmer der Gesellschaft freisinnigen Grundsätzen huldigten, und der Vorsitzende eilte, durch einen Trinkspruch die Unterhaltung von dem Felde der Glaubensfreiheit in das Geleise inhaltleerer Phrasen zurückzuleiten.

„Es mag dahin gestellt bleiben,“ ergänzte der Kenner tirolischer Verhältnisse seine Bemerkungen, „ob jene Ansicht in geschlossenem Kreise ohne fremde Zuhörer nicht lebhaften Beifall gefunden haben würde; daß unsere Vorkämpfer für politische Freiheit in religiöser Beziehung noch vielfach befangen sind, ist auf die Uebelstände unseres Erziehungs- und

Unterrichtswesens und auf die Ausschreitungen der conservativen Blätter zurückzuführen, die von dem Protestantismus ein gar zu abschreckendes Bild entworfen haben. Auch bedarf es für uns keiner andern Glaubensform, um der Freiheit auf dem Gebiete des Staatslebens theilhaftig zu werden; der Katholicismus fesselt die Gemüther und beherrscht die Geister, und wenn das Concil die Läuterung und Reinigung der Kirche vollzogen, die Ordnung weltlicher Angelegenheiten dem Staate überlassen hätte, und wenn die österreichische Regierung mit größerer Entschiedenheit für den Geist der Decemberverfassung eingetreten wäre, so würden wir aus eigener Kraft den Fortschritt auf dem Boden der Maigesetze und die Befreiung des Weltlebens von den Uebergriffen der Kirche erringen, ohne für die Begründung unserer Unabhängigkeit einer Ermuthigung durch das Vorbild des Protestantismus zu bedürfen."

Nachdem ich das halbzerrissene Fremdenbuch durchblättert und neben schlechten Versen eine schätzbare Notiz des inzwischen verstorbenen Naturforschers Dr. Julius Milde aus Breslau aufgefunden hatte*), suchte ich die kühleren Schatten des Waldes auf. Der Thermometer zeigte 22° R.; über dem Zinnen des Schlern schwebte silbergrauer Dunst, der langsam in dichteren Massen zusammenfloß: ein Vorbote des Gewitters, das sich Abends über den Umgebungen des Bades entlud. Auf dem Rasenplatze hatte sich der geistliche Herr mit seinen Begleitern in eine Betrachtung über den Schutz der tirolischen Felsenwälle gegen Kriegsgefahr vertieft; am Weiher lagerten Herren und Damen zwischen Felsblöcken; die schöne Pragerin lustwandelte an der Seite ihrer Mutter im dunklen Tann. Mich umfing am linken Ufer des Frombachs, der auf der Seiser Alp entspringt, ein Gewirr von Felstrümmern und das Dickicht des Waldes, dessen Fichten und Lärchen, hohe Edeltannen und astreiche Föhren sich mit Birken, Eschen und Erlen über spärlichem Unterholz, Staudengebüsch, Farnen und Blattpflanzen mischen. Die schnell entschwindende Blüthenpracht der kleinen Gewächse und die beständige Blätterzier der Nadelhölzer, die krausen Verzweigungen der Moose, Farne, Schachtelhalme und Sträucher unter den himmelanstrebenden Säulen der Zapfenträger, Schattendunkel und Sturmesbrausen — alle diese Erscheinungs- und Gestaltungsformen geben dem Waldbilde seinen eigenartigen Reiz.

Die sinkende Sonne mahnte zum Aufbruch. Hinter dem Badehause hatten die „minderen Leute" unter einem zeltartigen Dache Schutz vor der Sonnengluth gefunden, im Speisesaale erfrischte sich der geistliche Herr nach den Mühen des Tages, ohne der „Freien Presse", welche Rosa neben das Weinglas gelegt, trotz der verlockenden Ueberschrift des Leitartikels, einen Blick zuzuwenden. — Meine billige Rechnung war beglichen, die Verstimmung über die rasche Trennung von Ratzes durch freundlichen Hinweis der Wirthin auf die schöneren Zimmer ihres „goldenen Rößleins" gehoben, mit der Wanderung und der freiern Aussicht über Schlern und Puflatsch, auf die wogenden Getreidefelder, das rothe Kirchdach, den Thurm und den Calvarienberg des Dorfes Kastelruth schwellte heitere Stimmung die Brust; und als Marie, Rosa's jüngere Schwester, mir ein geräumiges, von frischer Luft durchwehtes Zimmer angewiesen hatte, während von dem Scheitel des Schlern ein Hochgewitter über Hauenstein und Ratzes niederging, strich ich ohne Bedauern den Dolomitriesen aus meinem Reiseplan.

*) Dr. Milde sammelte im Sommer 1863 in und unterhalb der Schlernklamm folgende Filices; Aspidium Lonchitis, A. rigidum, A. filix mas, A. spinulosum; Asplenium Seelosii, A. ruta muraca, A. viride, A. Trichomane, A. septentrionale; Cystopteri fragilis, C. alpina, C. montana; Woodsia glabella — an einem Dolomitfelsen links von dem Grumser Bühel —, W. hyperborea — Fromer Bild, Frombachthal —; Botrychium Lunaria.

Die Religion der Marokkaner.

Von **Gerhard Rohlfs.**

III.

Es giebt verschiedene den Mohammedanern vorgeschriebene Fasttage, in Marokko werden sie indeß nur von außergewöhnlich fromm sein wollenden Leuten gehalten, jeder aber ist verpflichtet, den ganzen Monat Rhamadan zu fasten: Bruch wird mit dem Tode bestraft. Sobald der Neumond von zwei des Lesens und Schreibens kundigen Leuten in einem Orte gesehen worden, ist für den Ort der Rhamadan angegangen. Da nun manchmal der Himmel an einigen Stellen bewölkt ist, so treten dort die Fasten einen Tag später ein; da die Marokkaner wie überhaupt die Mohammedaner, was das Religiöse anbetrifft, nach Mondsmonaten rechnen, so muß, falls immer der Himmel bewölkt bliebe, nach Ablauf von 30 Tagen des vorhergehenden Monats der 31. der erste Tag des Rhamadan sein.

Von Morgens bis Abends, d. h. sobald man in der Morgen- oder Abenddämmerung einen weißen von einem blauen Faden unterscheiden kann, ist sodann jeder materielle Genuß untersagt. Nicht nur daß man nicht essen, trinken, rauchen oder schnupfen darf, muß auch in dieser Zeit der Umgang mit Frauen, überhaupt jeder Sinnengenuß gemieden werden. Ja in Marokko geht man so weit, das Riechen an eine Blume, das Ergötzen des Auges an einer schönen Landschaft und das Anhören von Musik für Sünde zu erklären. In diesem Monat erhielt Mohammed den Koran vom Himmel, und zwar am 27. des Monats. Diese Nacht wird daher besonders gefeiert. Es giebt Einzelne, die sich derart kasteien, daß sie Tag und Nacht in der Djemma bleiben, sich Nachts nur etwas Brot und Wasser bringen lassen. Solche Heilige nennt man Elatkaf. Man kann sich denken, daß namentlich in der ersten Zeit des Rhamadan, wo der Magen sich noch nicht an eine solche Ordnung gewöhnt hat, diese ganze Lebensweise Einfluß auf das Gemüth des Menschen hat. Streitigkeiten, Processe, Prügeleien und Ehescheidungen sind immer am häufigsten in der ersten Hälfte des Rhamadan.

Der Reiche entbehrt übrigens gar nichts, er führt nur eine umgekehrte Lebensweise; denn Nachts entschädigt er sich durch Essen und Trinken reichlich. Nachts sind überhaupt alle Genüsse erlaubt, indeß pflegen manche Schnapstrinker während des Rhamadan sich geistiger Getränke zu enthalten;

Opiumesser, Haschisch- und Tabacksraucher indeß können, ohne daß man Anstoß daran nimmt, ihren Leidenschaften fröhnen. Nachts dürfen auch Hochzeiten im Rhamadan gefeiert werden, obschon auch dies selten vorkommt. Die Moscheen sind um die Zeit hell erleuchtet, die Buden und Gewölbe in den Straßen ebenfalls, die Kaffeehäuser stark besucht; überall hört man ausgelassenen Lärm, und besonders in der Nacht des 27. Rhamadan.

Bricht einer aus Versehen den Rhamadan, d. h. er wäre z. B. ins Wasser gefallen und hätte dabei einen Schluck Wasser getrunken, so muß er nachfasten. Es brauchen den Rhamadan nicht zu halten schwangere Frauen, solche die säugen, Kinder unter 13 Jahren, alte Leute, Kranke und Reisende. Ebenfalls ausgenommen sind die Wahnsinnigen. Kranke und Reisende sind verpflichtet, die Fasten nachzuholen, was aber in der Regel unterbleibt. Früher wurde der Anfang und das Ende der täglichen Fasten durch Hornsignale von den Thürmen der Djemma dem Volke mitgetheilt, heute geschieht dies in den meisten marokkanischen Städten wie im Orient durch einen Kanonenschuß.

Im zweiten Capitel des Koran heißt es an verschiedenen Stellen, wo vom Almosen die Rede ist: „O, Ihr Gläubigen, gebet Almosen von den Gütern, die Ihr erwerbet, und von dem, was wir aus der Erde Schooß wachsen lassen; suchet aber nicht das Schlechteste zum Almosen aus, solches, was Ihr wohl selbst nicht annehmet, es sei denn, Ihr werdet getäuscht." Und etwas weiter hin: „Machet Ihr Eure Almosen bekannt, so ist's gut, doch wenn Ihr das, was Ihr den Armen gebet, verheimlicht, so ist es besser; dies wird Euch von allem Bösen befreien. Gott kennt, was Ihr thut! Was Ihr den Armen Gutes thut, wird Euch einst belohnt rc." Diese und sehr viele andere Stellen des Koran (fast in jedem Capitel ist die Rede davon) zeigen, wie großes Gewicht Mohammed auf die Mildthätigkeit legte, und wenn der unparteiische Mensch auch Vieles in der Lehre Mohammed's findet, was gegen die allgemein von civilisirten Völkern angenommenen Sitten verstößt, so muß man ihm dies hingegen hoch anrechnen.

Norm ist in Marokko, den zehnten Theil aller der Güter den Armen abzugeben, welche von Ländereien hervorgebracht, oder aus Waaren erlöst sind, die man über ein Jahr im Besitz hat. Viehherden gehören ebenfalls hierher. Dieser Zehnte wird vom Sultan von Marokko eingefordert. Die Armen bekommen nichts davon, wenn nicht dahin zu rechnen ist, daß der Sultan den Schürfa (Scherifen) von Tafilet und Mekka jährlich Geschenke macht, aber diese Schürfa sind keineswegs hülfsbedürftig. Man nennt diese Almosen el-aschor. Eine andere Art Almosen wird Sakat genannt und besteht darin, daß man am ersten Tage des Monats Schual am Feste des aid el ßerir vor Sonnenaufgang den Armen je nach seinen Kräften Gerste, Weizen, Datteln rc. zum Geschenk macht, damit auch sie das Fest würdig begehen können. Die gewöhnliche Art, Almosen zu geben, Ssadakat genannt, besteht, wie bei uns, in täglichen Gaben, die man Hülfsbedürftigen und Bettlern giebt, welche den Vorübergehenden im Namen irgend eines Heiligen anrufen, oder auch selbst von Haus zu Haus gehen.

Das letzte Erforderniß des Islam, das Pilgern nach Mekka, ist nicht unumgänglich nothwendig und wird in Marokko im Ganzen selten ausgeführt. Die Pilger bekommen nach vollführter Wallfahrt den Titel el Hadj, d. h. Pilger, und sind dann sehr geachtet. Man kann übrigens für Geld einen Andern für sich pilgern lassen; so lassen die Sultane von Marokko stets für sich einen andern Mann nach Mekka wallfahrten. Stirbt ein reicher Mann, ehe er Mekka gesehen, so miethen die Nachkommen bisweilen einen Mann, der nachträglich das Geschäft für Geld besorgen muß. Manchmal bemächtigt sich unter diesem Vorwande der Kaid oder Pascha eines großen Theils der Hinterlassenschaft eines reichen Mannes, um von Amtswegen das nachträgliche Pilgern besorgen zu lassen.

Die großen Karawanen, welche ehemals von Fes aus nach Mekka fortzogen, haben jetzt ganz aufgehört, nur in Tafilet sammelt sich noch ein Häuflein, um den weiten beschwerlichen Marsch durch die Sahara, wobei fast immer die Hälfte zu Grunde geht (ein solcher Tod auf der Pilgerschaft ist aber sehr verdienstvoll und verschafft directen Eintritt ins Paradies), zurückzulegen. Jetzt fahren die meisten Marokkaner mit Dampfschiffen nach Djedda, und allmälig gewöhnt man sich daran, eine solche Wallfahrt mit Dampf für eben so heilig und verdienstvoll zu halten, als eine zu Fuß zurückgelegte. Es würde hier zu weit führen, die endlosen Ceremonien einer solchen Wallfahrt zu beschreiben, uns genüge diese kurze Auseinandersetzung. Wir wollen noch weiter in Marokko selbst die Entwickelung der mohammedanischen Religion verfolgen.

Was die religiösen Festtage, die Feiertage Marokkos, anbetrifft, so gelten im Allgemeinen dieselben Regeln, wie in den übrigen mohammedanischen Ländern. Indeß ist nirgends Zwang, irgendwie an einem Feiertage die Arbeit einzustellen, oder Handel und Wandel zu beschränken. So sehen wir namentlich, daß Freitags, welcher Tag bei dem Mohammedaner dem Sabbath der Juden, dem Sonntage der Christen entspricht, Niemand daran denkt, irgend wie seine Arbeit einzustellen, seinen Verkaufsladen zu schließen, oder sonst seine tagtägliche Beschäftigung zu unterlassen. Nur während der Zeit des Chotbagebetes liegt Alles still in den Städten, weil jeder Städter aus eigenem Antriebe*), dann auch weil das Gesetz es erheischt, diesem Gebete in der Djemma beiwohnt.

Die Feste religiöser Art, welche in Marokko gefeiert werden, sind im Monat Rebi-el-ual das Geburtsfest Mohammed's, Mulud genannt, am 12. des genannten Monats. Dies Fest dauert sieben Tage, aber nur der erste Tag wird durch einen besondern Gottesdienst in der Djemma gefeiert. Gefastet wird nicht, aber viel Musik gemacht, Pulver verschwendet und Phantasia geritten.

Das kleine Fest, aid el ßerir, beendigt den Fastenmonat Rhamadan; es findet vom 1. bis zum 7. Schual statt. Bei diesem Feste werden, wie schon erwähnt, große Almosen gegeben, und man hält sodann ein großes öffentliches Gebet im Freien. Zu dem Ende hat jede Stadt in Marokko außerhalb des Weichbildes einen gemauerten, weiß angekalkten Gebetsplatz, emssala genannt. Eine 5 bis 6 Fuß hohe crenelirte Mauer, 20 Schritt lang, hat in der Mitte einen steinernen Mimbr, d. h. eine Treppe, die für den Fakih, der die Predigt hält, bestimmt ist. Darf man Ali Bey Glauben schenken, so wohnte er einem solchen Gottesdienste bei, wo zu gleicher Zeit 250,000 Menschen sich vor Gott zur Erde beugten; es war dies in Fes zur Zeit der Regierung des Sultans Sliman. Ich wohnte in Uesan einem solchen religiösen Feste zweimal bei; der Großscherif, Sidi-el-Hadj Abd-es-Ssalam, war die Hauptperson dabei; im Ganzen mochten 20,000 Menschen anwesend sein. Nach der Predigt und nach dem Gebete war ein großes lab-el-barudh, d. h. ein Pferdewettrennen mit Flintenschüssen. Dies Fest findet am 1. Schual statt; die übrigen sechs Tage zeichnen sich nur dadurch aus, daß man außergewöhnlich

*) Aus eigenem Antriebe, d. h. wer ohne Grund Freitags das Chotbagebet zweimal hinter einander versäumt, muß der Djemma, zu der er gehört, Strafe zahlen; dies gilt natürlich nur für Städter.

große Quantitäten Nahrung zu sich nimmt und dem süßen Nichtsthun huldigt.

Am 10. Dulhaja ist das große Fest oder aid el kebir zur Erinnerung des Opfers Abraham's; zugleich ist es jetzt für die, welche nicht nach Mekka pilgern, eine Mitfeier des dort stattfindenden großen Festes. Dasselbe dauert drei Tage. Man verrichtet zuerst sein Gebet in der Moschee und geht sodann nach Hause, um ein Schaf zu opfern, d. h. zu schlachten und zu verspeisen. In nicht reichen Familien hält man für genügend, ein Schaf für Alle zu schlachten, in reichen Familien aber opfert jedes männliche Mitglied ein Thier. Der ganz arme Mann holt sich sein Viertel bei dem Reichen, kurz, an dem Tage ist Niemand ohne Fleischkost in Marokko. Höst meint, daß an jenem Tage in Fes 40,000, in Marakesch 20,000 Schafe geschlachtet werden, und nach der Zahl zu urtheilen, die in Uesan geopfert wurden (Sidi-el-Hadj Abd-es-Ssalam z. B. ließ von seinem Duar 500 Schafe zum Opfern bloß für seinen Haushalt nach Uesan kommen), möchte ich glauben, daß jene Zahlen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen seien. An diesem Tage werden dem Sultan ebenfalls große Geschenke gemacht, von jeder Stadt und jeder Ortschaft. Die beiden folgenden Tage zeichnen sich ebenfalls durch Schmausereien aus, und Unverdaulichkeit, allgemeines Kranksein und Unfähigkeit, irgend etwas zu thun, sind immer Folge dieser Feier, namentlich für solche, die so wenig an animalische Kost gewöhnt sind, wie die Marokkaner.

Ein halb religiöses, halb weltliches Fest ist das aid el thalba, das Fest der Schriftgelehrten. Es findet im Frühjahr zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche statt; sämmtliche Thalba und Fakih ziehen zur Stadt hinaus und lagern während einer Woche unter Zelten. Obschon Koranlesen und Beten der ursprüngliche Zweck dabei sein soll, konnte ich davon in der heiligen Stadt Uesan, aber vielleicht gerade weil Uesan eine heilige Stadt ist, nichts merken; im Gegentheil, bei Tage beschäftigten sich die Doctoren und Schriftgelehrten damit, Almosen zu empfangen in Gestalt von Geld, Thee, Zucker, Lebensmitteln aller Art und leckeren Gerichten, welche die andächtigen Frauen aus der Stadt heraussandten. Inzwischen wurde enorm gegessen, und wenn Abends profane Blicke der Bauern aus der Umgegend nicht zu befürchten waren, gab man sich fleißig dem Wein und Schnaps hin. War am andern Morgen ein Doctor oder Schriftgelehrter durch Trunkenheit oder Katzenjammer unfähig, sich irgend wie vernünftig mit Almosen bringenden Leuten aus dem Gebirge und der fernen Umgegend zu unterhalten, so wuchs sein Ruf, man glaubte, er habe sich durch Nachtwachen derart in einen überreizten und heiligen Zustand versetzt, daß er dem gewöhnlichen Erdenleben entrückt sei.

Wir haben oben bemerkt, daß in Marokko nur rechtgläubige Mohammedaner malekitischen Bekenntnisses sind, denn die wenigen Chomს (eine nicht den vier orthodoxen Secten huldigende fünfte Partei) im Gebirge sind kaum erwähnenswerth. Aber in diesem malekitischen Districte haben sich nun wieder zahlreiche religiöse Genossenschaften gebildet, religiöse Innungen, so daß man fast sagen kann, ein jeder Marokkaner gehört einer solchen an.

In gewisser Beziehung haben solche religiöse Verbindungen Aehnlichkeit mit den christlichen, besonders insofern, als ihnen speciell eine gewisse Verpflichtung obliegt, gewisse Privatgesetze gemein sind, viele noch besondere additionelle Gebete verrichten, gewisse Fasten halten, mancher Speise insbesondere sich enthalten. Sie unterscheiden sich aber am deutlichsten von christlich-religiösen Genossenschaften dadurch, daß jedes Mitglied einer solchen Innung *) verheirathet ist, weil Mohammed das Heirathen an und für sich als verdienstlich und gut hinstellt. Leute unter den Mohammedanern, die nicht verheirathet sind, werden daher unter allen Umständen verächtlich angesehen.

Die verschiedenen religiösen Genossenschaften zu beschreiben werde ich andernorts Gelegenheit haben, hier genüge, daß die vornehmste religiöse Innung die der Muley Thaib in Uesan ist, die ausgebreitetste im ganzen Nordwesten von Afrika. Es kommt sodann die Corporation der Sidi Hammed ben Nasser mit dem Centralsitze von Tamagrut in der Draa-Oase; die der Sidi Abd-es-Ssalam-ben-Mschisch mit der Hauptstadt Sauya, im Djebel Habil, südöstlich von Tanger; die von Sidi Mussa in Karsas, und viele andere. Ohne religiöses Centrum, Sauya *), ist sodann der Orden der Aissauin, d. h. der Jesuitenorden, zu erwähnen. Da wir gleich auf letztere etwas näher eingehen wollen, erwähne ich nur, daß alle übrigen religiösen Genossenschaften als alleinigen Zweck haben, sich die Menschen zu unterwerfen und dieselben auszubeuten. Indem sie vorgeben, daß wer ihrem Orden beitrete, d. h. die und die Ceremonie mitmache, dies oder jenes Gebet außerdem verrichte, an die Fürbitte dieses oder jenes Heiligen besonders glaube, den oder jenen Festtag extra halte und, worauf es besonders ankommt, freiwillige oder bestimmte Gaben der Sauya oder dem Oberhaupte darbiete, suchen sie sich mehr oder minder der Herrschaft über die Geldbeutel und damit über die Leute selbst zu bemächtigen. Aeußerlich unterscheiden sich die Genossen einer religiösen Innung von denen einer andern nicht, höchstens findet man einen Unterschied im Rosenkranz. Die Mohammedaner haben mit den Katholiken gemein die Hantirung eines Rosenkranzes, der aus hundert Perlen besteht. Die Mohammedaner beten freilich nicht bei jeder der Hand entgleitenden Kugel ein Ave oder Paternoster, sondern rufen bloß Gott an (es ist vorhin gesagt, wie verdienstvoll es ist, den Namen Gottes auszusprechen), bei jeder Perle z. B. „Gott ist groß" oder „Gott ist allbarmherzig" 2c. Als Unterschied von übrigen religiösen Orden haben die Brüder des Muley Thaib einen großen Messingring am Rosenkranz, die des Sidi Mussa in Karsas eine große Perle von Bernstein, und andere ähnliche Abzeichen.

Die vorhin erwähnten Aissauin oder Brüder vom Orden Jesu (Aissa heißt Jesus) sind eine der merkwürdigsten Verbindungen. Sie haben kein bestimmtes lebendes Oberhaupt, keine bestimmten Ordensregeln, keine Sauya, sie leben nur vom Aberglauben und dadurch, daß sie die Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen täuschen. Ihren Namen haben sie vom Propheten Jesus angenommen, den sie auch als geistiges, unsichtbares Oberhaupt anerkennen, und sie behaupten auch, ihre Wunderkraft von ihm ererbt zu haben. Sie fußen dabei auf die Worte Mohammed's im Koran, „daß ihm (d. h. Mohammed) die Gabe, Wunder zu thun, nicht verliehen

*) Mir wurde in ganz Marokko nur von einer religiösen Genossenschaft Kunde gegeben, deren Mitglieder unverheirathet sein mußten, diese nannten sich Fotra el muley Abd Allah el Scherif in Uesan. Diese Brüderschaft war äußerst schwach, die Mitglieder waren alle gelehrt und (dem Anscheine nach) sittenreine Leute. Leo, Bd. I, S. 251. Die Ausgabe von Loosbach spricht aber von den sogenannten Romiti (Macabuten), welche ebenfalls nicht heirathen dürfen, aber deren Lebenswandel nach Leo's Beschreibung eben nicht sehr erfreulich und tugendhaft gewesen sein soll.

*) Das Wort Sauya bedeutet Kloster, Pilgerort, Schule, Asyl zusammengenommen. Da aber, wie schon gesagt, die Mitglieder einer religiösen Genossenschaft fast immer verheirathet sind, so hat eine Sauya ein ganz anderes Aussehen als ein Kloster. Wichtigkeit haben Sauya besonders, wenn sie Centralstelle eines religiösen Ordens sind, wenn sie todte oder lebendige Heilige haben, wenn sie durch Tradition ein unverletzliches Asylrecht besitzen. Letzteres wird aber dennoch manchmal durch die Unfehlbarkeit irgend eines Sultans, dem ja keine Ueberlieferung heilig ist, gebrochen.

gewesen sei, daß aber Jesus sie gehabt habe." Die Aissauin sind sehr zahlreich, und nicht nur in Marokko zu finden, sondern in der ganzen mohammedanischen Welt.

Manchmal sind die Kunststücke, welche ihre wunderthätige Heiligkeit darthun sollen, sehr einfacher Art, z. B. daß sie einen Scorpion in die Hand nehmen, Schlangen auf dem Körper herumkriechen lassen; manchmal aber erregt es Entsetzen, wenn man sieht, wie diese Leute Schlangen lebendig verzehren, zerhackte Nägel, gestoßenes Glas, scharfkantige Steine und glühende Kohlen hinunterschlucken, wie sie unter Anrufung von „Gott und Jesus" ihren Körper wund schlagen, daß er blutrünstig wird (ähnlich wie die Flagellanten der Christen rc.), und außerdem nicht nur gegen ihren eigenen Körper Verbrechen begehen, sondern oft öffentlich und ungestraft gegen die Sittlichkeit mit anderen Menschen und Thieren sich versündigen, daß dergleichen in anderen Ländern als Wahnsinn bezeichnet, oder wollte man es berichten, als erlogen betrachtet würde. Ich unterlasse es deshalb, Beispiele ihrer religiösen Tugend, die ich selbst gesehen, anzuführen, verweise dafür auf Leo Africanus I, S. 253 oder Lempriere's Reise durch Marokko und auf fast alle anderen Schriftsteller, welche über Marokko berichtet haben.

Wie in der christlichen Kirche, so hat sich auch im Mohammedanismus ein Heiligenstand entwickelt und namentlich in Marokko steht derselbe in Blüthe. Die mohammedanische Religion spricht aber nicht durch ein bestimmtes Organ, wie z. B. bei den Christen durch den Papst, heilig; ein solches hat die gesammte mohammedanische Religion überhaupt nicht, und in einzelnen mohammedanischen Ländern, wie Marokko, wo der Sultan Papst, der Papst Sultan ist, besorgt es das ganze Volk, welches nie Heilige genug haben kann. Die mohammedanische Religion hat nun den Vortheil, daß Menschen schon bei Lebzeiten heilig gehalten oder gesprochen werden, und da zugleich jeder Mohammedaner heirathet, so ist die Erblichkeit in das Heiligsein gekommen, d. h. die Nachkommen eines solchen Heiligen werden auch als heilig betrachtet. Ja, im Laufe der Jahrhunderte hat sich dies so eigenthümlich herausgestaltet, daß die Heiligkeit nicht nur erblich, sondern wachsend geworden ist, derart, daß der Nachkomme eines Heiligen stets für heiliger gehalten wird, als er selbst. So sehen wir, daß z. B. in Uesan der directeste Sprößling Mohammed's jetzt für viel heiliger und unfehlbarer gehalten wird, als Mohammed selbst.

Wenn meistens bei Christen und anderen der Glaube obwaltet, es sei, um Mohammedaner zu werden, unumgänglich die Beschneidung nothwendig, so ist dies irrthümlich. Im Koran ist für den Moslim die Beschneidung nicht gesetzlich gemacht, und so giebt es denn, namentlich unter den Berberstämmen Marokkos, verschiedene, welche nie die Beschneidung bei sich eingeführt haben. Trotzdem zweifelt Niemand an dem Islam dieser Stämme. Ueberdies wird die Circumcision erst im siebenten oder achten Lebensjahre vorgenommen, und falls die Beschneidung wesentlich zum Islam gehörte, wären sodann Kinder, die jenes Alter nicht hätten, keine Mohammedaner. Es werden nur Knaben in Marokko beschnitten.

Ziehen wir schließlich einen Vergleich, so finden wir, daß gleiche Lehren und gleicher Glaube auf das Volk dieselbe Wirkung haben. Die Unfehlbarkeit eines Einzelnen, die in Marokko schon seit der Regierung des Sultans Jussuf Ben Tafehfin's besteht, hat die grenzenloseste Dummheit des Volkes, den kolossalsten Aberglauben, die größte Scheinheiligkeit und den Ruin der Nation und des Landes zur Folge gehabt. So hat auch in der jüdischen, der ersten semitischen Religion, die Unfehlbarkeit der Bundeslade, des Hohenpriesters, Jerusalems, d. h. das starre, eiserne Festhalten eines überlebten Grundsatzes Scheinheiligkeit, Aberglauben, Heuchelei, Selbstüberschätzung und dann den Ruin des Volkes zur Folge gehabt. Und bei den Christen sehen wir, daß das feste Anklammern an abgelebte Ideen, das Wiederaufrichten vorweltlicher Lehren, der eingebildete Wahn, den allein seligmachenden Glauben zu besitzen, oder die allein unfehlbare Oberkirchenbehörde zu sein, schließlich zur „Unfehlbarkeit" eines einzelnen Menschen selbst führte.

Deutsche und Romänen.

I.

R. Das Zusammenleben verschiedener Volksstämme im gleichen Staate, vielleicht in denselben Gemeinden, ist heute ein Gegenstand von erheblichem wissenschaftlichen Interesse geworden, nachdem dasselbe die Politiker und Volkswirthe schon seit lange beschäftigt hat. Aus anthropologischem Gesichtspunkte betrachtet, bringt solche Mischung uns ein Verhältniß vor Augen, das im Werden aller gegenwärtigen Culturvölker, ob sie noch so einheitlich zu sein scheinen, in früherer oder späterer Zeit gewaltet hat, und da manche Punkte des Processes der Entwickelung Einer Nation aus mehreren Nationalitäten uns nicht klar sind — ich erinnere an den endlosen Streit englischer Historiker und Anthropologen über die Art, wie nach der sächsischen Einwanderung sich die neuangekommenen, siegreichen Germanen zu den altansässigen Celten stellten —, so ist es im Interesse der Beurtheilung des Vergangenen, daß wir die entsprechenden Zustände, so weit sie sich bis in die Gegenwart erhalten haben, mit möglichster Genauigkeit zu erkennen suchen. Wir wollen dies, so weit Raum und Zweck dieser Blätter es gestatten, mit Rücksicht auf die Deutschen und Wallachen in Siebenbürgen versuchen.

Die Siebenbürger Deutschen — Sachsen genannt — sind ihrem Hauptstocke nach im 12. und 13. Jahrhundert in die Bezirke eingewandert, welche sie heute innehaben und welche, abgesehen von kleineren Colonien, aus einer südlichen am Alt, Kockel und Mühlbach gelegenen und an die Wallachei grenzenden (sogenannten Hermannstädter Provinz, Provincia Cibiniensis), ferner einer in die südöstliche Ecke des Landes gedrängten (Burzenland, Kronstädter District), und endlich einer nördlichen am obern Szamosch gelegenen (Nösnerland, Bistritzer District) Ansiedelung bestehen. Schon vor dieser Zeit waren, wie man aus indirecten Quellen mit ziemlicher Sicherheit schließen kann, kleinere deutsche Besiedelungen, besonders in den Erz- und Salzdistricten, vorgenommen worden, wie denn die heute magyarisirten Orte Dees, Offenbanya (Offenberg), Alt-Rodna, Thorotzko (Tho-

renburg) und mehrere andere von den Localhistorikern auf deutsche Gründer zurückgeführt werden und in Wirklichkeit theils in bis in die neuere Zeit erhaltenen deutschen Sprachresten, theils aber in zahlreichen deutschen Familiennamen diesen Ursprung bekunden.

Die Theilnahme des deutschen Elementes, vor Allem der Land- und Bergbauer sowie der Handwerker, an der Colonisation des nicht früher als um 1090 von Ladislaus, König von Ungarn, den wilden Petschenegen und Kumanen abgerungenen Siebenbürgens, ist eine viel größere gewesen, als sich aus Documenten nachweisen läßt, und als leicht begreiflicher Weise die im Punkt der Wahrheit, wenn es sich um nationale Fragen handelt, nicht sehr heikle magyarische und die ihr nachbetende Geschichtschreibung zugeben möchte. Entsprechend seiner wunderbaren Anschmiegungsfähigkeit, die leider am Ende, wenn sich selber überlassen, fast immer in Indifferenz gegenüber den Stammesinteressen auslief, hat sich der Deutsche in dem wilden Lande außerordentlich rasch heimisch gemacht, und wenn wir schon im 12. Jahrhundert alle Zeichen eines gedeihenden Ansiedlerlebens, im 13. schon erhebliche Städte finden, so ist das im Verhältniß zu den damaligen Verkehrs- und Lebensbedingungen sicherlich nicht weniger erstaunlich, als das Aufblühen der europäischen Colonien in Nordamerika oder Australien. Uebrigens haben sich seitdem die Verhältnisse nicht in solcher Art geändert, daß Siebenbürgen oder seine Vor- und Nebenländer der Machtsphäre deutscher Cultur entzogen worden wären, und daß man nicht Jenen, die mit Heißhunger nach überseeischen Colonien streben, diese weiten und reichen Gebiete an der Theiß, Marosch und Donau als das natürlichste Colonialterritorium Deutschlands aufzeigen dürfte. Wenn die sträfliche Vernachlässigung, welche Oesterreich diesen Provinzen angedeihen ließ, vor Allem den deutschen Elementen derselben geschadet hat, wenn beim Mangel einer guten Justiz und Verwaltung, beim bis vor Kurzem absoluten Fehlen von Eisenbahnen, und der Spärlichkeit jeder Art von Verkehrswegen, der deutsche Einwanderer seine Kräfte brachgelegt, sich auf dieselbe Stufe mit dem Ungar und Wallachen heruntergedrückt sah, so ist dies vorübergehend gewesen. Der innere Reichthum speciell Siebenbürgens wird, ist er erst erschlossen, das dortige sociale Leben und damit — das hoffen wir, weil der Deutsche von 1870 ein anderer sein muß als jeder frühere — das politische gewaltig umgestalten; aber er wird, gestehen wir es, damit nur eine Thatsache wieder herstellen, die gewesen ist, einen Proceß fortsetzen, der der Natur der Sache nach nicht ewig ruhen kann.

Doch dies beiläufig. Wir können schwer bestimmen, ob die Seelenzahl der Deutschen Siebenbürgens in dem Jahrhundert nach den großen Einwanderungen erheblich größer war, als sie heute ist — man darf sie in runder Summe gegenwärtig auf 200,000 anschlagen —, aber ohne allen Zweifel kann festgestellt werden, daß das deutsche Wohngebiet, und damit unser Sprachgebiet, sehr bedeutend ausgedehnter waren, als sie es jetzt sind. Wir kommen hierauf zurück und wollen für jetzt nur die Thatsache constatiren, daß dasselbe nicht nur äußerlich ausgedehnter, sondern auch innerlich reiner deutsch gewesen ist. Dies erscheint als eine Sache von Wichtigkeit, wenn wir in Betracht ziehen, daß es jetzt keine einzige rein deutsche Gemeinde in Siebenbürgen giebt, während damals nicht bloß alle Gemeinden, sondern — mit wahrscheinlich verschwindenden Ausnahmen — auch alle Bezirke des deutschen Bodens in Siebenbürgen ungemischt dastanden, und wenn wir ferner ins Auge fassen, daß die Entdeutschung weniger die Grenzen des Sprachgebietes zurückdrängte, als sie dasselbe von innen her, gemeindeweis, zerriß und durchlöcherte. Immerhin kann man, auf die Steuer an Geld und Menschen fußend, auch die Seelenzahl als größer annehmen, als sie gegenwärtig ist, und wird nicht zu hoch greifen, wenn man sie auf 250,000 veranschlagt. In den drei oben genannten Hauptbezirken, dem Alten Land, Burzenland und Rösnerland, denen man das schon seit der Reformationszeit magyarisirte Klausenburg nebst Umgegend anschließen darf, hatten diese Ansiedler hervorragende Rechte, indem sie den Boden, den sie bewohnten, unmittelbar vom König erhielten, daher von dem übermächtigen Landesadel unabhängig und mit Ausnahme der höchsten Behörde durchaus selbständig waren. In den lockeren Zuständen des spätern ungarischen Königthums gelang es ihnen, sich zu einer Art kleiner Republik zusammenzuschließen, an deren Spitze der Nationsgraf und die Nationsuniversität standen, und in deren inneren Angelegenheiten die Selbstregierung in ausgedehntestem Maße zur Anwendung gelangte. Der geistige Zusammenhang der räumlich getrennten Sprachinsel war hierbei ein inniger.

Heute ist diese Colonie allerorts dicht mit Wallachen durchsetzt. Wie kamen diese ins Innere des freien, auf seine Selbständigkeit dergestalt eifersüchtigen Völkchens, daß es nach dem Grundsatze, daß nur geborene Deutsche sein Bürgerrecht erlangen durften, selbst dem Könige kein Bürgerrecht gewährte?

Wir müssen etwas ausholen, um diese Frage zu beantworten. Der Leser weiß, daß die Wallachen dasselbe Volk sind, das seit einigen Jahrzehnten sich officiell in „Romänen" umtaufen ließ. Die lateinischen Elemente seiner Sprache, die wohl drei Viertel des Wortschatzes betragen, berechtigen es vollkommen dazu, sich zu den Völkern romanischen Sprachstammes zu rechnen; weniger dürfte dies hinsichtlich der ethnischen Elemente der Fall sein, da die Römer auch anderwärts in ihren Colonien es gut verstanden, ihre Sprache auf den rohen Stock der Eingeborenen zu pfropfen, ohne daß sie eine entsprechende Menge ihres edlen Blutes in die Adern der Unterworfenen gossen. Dacien ist verhältnißmäßig kurze Zeit in römischem Besitze gewesen; germanische, ugrische, türkische, slavische Stämme saßen nach einander in dem Karpathenkessel und an seinen Abhängen, und so kann es nicht anders sein, als daß das wallachische Volk eines der denkbar gemischtesten ist. Aber seine Wurzeln ruhen im Dunkel, und der Ethnographie wird es noch manche Nuß zu knacken geben.

Wir begnügen uns mit der Angabe seines geschichtlichen Auftretens in Siebenbürgen nach der Völkerwanderung. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Wallachen vor den andrängenden Horden derselben wenigstens großentheils nach Süden ausgewichen waren; Mösien, Thracien, Thessalien, Macedonien beherbergen noch heute eine Menge größerer und kleinerer Splitter dieses Stammes, und es ist wahrscheinlich, wiewohl die Gelehrten noch hierüber streiten, daß die Hauptsitze, welche gegenwärtig derselbe inne hat: die Donaufürstenthümer, Siebenbürgen, Ostungarn, Bukowina, Bessarabien, erst im Laufe des Mittelalters durch wieder von Süden her zurückwandernde Colonisten den größten Theil ihrer wallachischen Bevölkerung erhielten. Die Verleihungsurkunde, welche den „Sachsen" das Land am Alt und Cibin (den Hermannstädter Gau) überweist, spricht von diesem gesegneten Strich als einer „Wüstenei"; ähnlich werden gleichzeitig auch andere Theile Siebenbürgens charakterisirt und nur selten werden „Blacci" (Wallachen) erwähnt, und dann stets in einer Weise, die kaum einen Zweifel läßt, daß damit halbnomadische Hirten gemeint sind. So wie heute die Wallachen der Donaufürstenthümer ihre Schafherden bis auf die Höhen des Balkangebirges führen, und wie selbst im Istrianischen vereinzelte, offenbar von Hirten stammende Walla-

chendörfer gefunden werden, so mögen sie einst auf den grasreichen Nordabhängen der Karpathen den Sommer hindurch als Hirten gelebt haben, um im Winter nach der mildern Südseite wieder zurückzukehren, und nur weit zerstreute Ansiedelungen mögen, fern von den Wohnstätten der ihnen als Recht- und Gesetzlosen, feindlich gesinnten Sachsen und Ungarn, fest bestehen geblieben sein.

Im 13. Jahrhundert fanden zwischen den Wallachen südlich der Donau und ihren byzantinischen Beherrschern fast ununterbrochene Kämpfe statt, und da in dieselbe Zeit das Auftreten und Häufigwerden der Wallachen in ihren heutigen, nördlich der Donau gelegenen Hauptsitzen fällt, so ist die Ansicht derer, welche zwischen beiden Thatsachen einen natürlichen Zusammenhang suchen, indem sie die Wallachen sich nach Norden zurückziehen lassen, nicht von der Hand zu weisen. Die griechischen und albanischen Elemente in der wallachischen Sprache, manches in Sitten und Gebräuchen spricht für dieselbe. Wie dem auch sei, so viel ist festgestellt, daß in Siebenbürgen die Lücken, welche die Mongolen, Tataren (Tattern genannt) und Türken in die deutsche und ungarische Bevölkerung rissen, durch stetig zuwandernde Wallachen ausgefüllt wurden, und es ist nur eine Stimme darüber, daß diese letzteren durch ihre unglaublich rasche Vermehrung und durch ihre dürftige Lage, welche eine noch heute bestehende, wahrhaft unbegreifliche Bedürfnißlosigkeit schuf *), bald einen Vorsprung und Vortheil vor den cultivirteren Besitzern des Landes, deren Leibeigene sie waren, erlangten. Während jene den inneren und äußeren Feinden eine ob ihres Reichthums stets erwünschte Beute waren, ging über diese der Sturm hinweg, wie über kurzes Gras, ohne Schaden zu hinterlassen, und es gelang ihnen, an all den gefährdeten Punkten, welche die Sachsen aufgeben mußten, Fuß zu fassen.

Das Gebiet, welches die Sachsen von verschiedenen ungarischen Königen angewiesen bekommen hatten, der sogenannte **Königsboden**, ward für die in den ersten Türkeneinfällen besonders hart mitgenommene Colonistenbevölkerung bald zu groß; aus ganzen Dörfern zog die letztere sich zurück und überließ Haus und Feld den immer zahlreicher vom Gebirge herabsteigenden Wallachen. Wo aber das nicht der Fall war, da zwang der Mangel an Arbeitern sowie auch die Scheu vor dem Hirten- und Meierleben zur Aufnahme der mit Wenigem sich begnügenden, leicht unter jedes Joch sich beugenden Wallachen. Vielfach war auch die Gelegenheit günstig zur Besiedelung fremden Grundes, ohne daß dessen Besitzer etwas hiervon erfuhr. Ich erinnere mich, vom Hermannstädter Stadtchronisten, G. Seifert, vernommen zu haben, daß die Waldwärter dieser Stadt eines Tages die Entdeckung einer schon ziemlich starken Wallachencolonie an einer wenig zugänglichen Stelle des Stadtwaldes meldeten; in aller Stille hatte sich ein Dutzend Familien hier auf fremdem Boden ansässig gemacht, und hätte man sie nicht vertrieben, so würden sie zu günstiger Zeit irgend ein angebliches Recht auf ihre Wohnstätte vorgeschützt haben, und der Hermannstädter Stuhl wäre um ein Wallachendorf, sein Forst aber um ein paar hundert Holzdiebe und Feueranleger reicher gewesen. Wie oft mag es so in den früheren Jahrhunderten gegangen sein, da dieser erwähnte Fall im Beginn des gegenwärtigen möglich war!

Wohl war der Wallache in den Augen des Sachsen so gut ein Outlaw, wie sein Genosse, der Zigeuner; daß derselbe den Wald als den Feind seiner Herde betrachtete und mit Axt und Feuer gegen ihn wüthete, wo er es ungestraft konnte, ist natürlich, eben so begreiflich aber die Strenge, mit der der rechtliche Besitzer den Eingriffen in sein Gut entgegentrat. Ein Menschenleben um einen Baum! war ein Rechtsgrundsatz im Geiste dieser Zeit und dieses Landes und fand oft genug Anwendung.

Alles das hinderte die Verbreitung der Neueinwandernden, die rapide Zunahme der schon Ansässigen in keiner Weise. In den drei westlichen Stühlen des Sachsenlandes: Broos, Mühlbach und Reußmarkt, fiel Dorf um Dorf in ihre Hände, und die Gemeinden, welche sie nicht völlig occupirten, schlossen sie mit ihren Lehmhütten wie mit einem Ringe ein, über welchen hinaus der sächsische Bauer ungern sich ausdehnt; selbst in den Städten nahmen sie rasch zu, und wenn sie im Anfange auch hier nur Hirten und Meier waren, stellte doch mit der Zeit ein socialer Aufschwung sich ein, und seitdem sie politisch gleichberechtigt sind, steht ihre Bedeutung als socialer und politischer Factor, ja selbst als wirthschaftliches Element, nicht weit unter jener der beiden altansässigen „Nationen“. Heute bilden sie von der siebenbürgischen Bevölkerung weit über die Hälfte, und wachsen in einem Maße, das sie zum Schrecken der Mitbewohner des Landes macht. Die Verhältnisse, welche hierdurch sich entwickelt haben, und die Aussicht, welche dieselbe für die Zukunft gewinnen lassen, wollen wir im folgenden Artikel betrachten.

*) Ein consistenter Welschkornbrei (Mamalija) ist mit Ausnahme der sehr Wohlhabenden die einzige Nahrung; etwas Milch, Schafkäse und dann und wann ein Schnaps würzen sie. Der Sachse hingegen lebt verhältnißmäßig sehr gut.

Aus allen Erdtheilen.

Die Buda-Krankheit in Abyssinien.

In dem vormals Aethiopischen Kaiserreiche des Negus Theodoros geht es wild genug her; Alles ist Anarchie. Nachdem die Engländer ihren Donquixotezug gegen Abyssinien unternahmen, welcher zwischen 70 bis 80 Millionen Thaler gekostet hat, sind sie abgezogen und haben das Land seinem Schicksale überlassen. Seitdem herrscht ein Krieg Aller gegen Alle, über welchen nur spärliche und abgerissene Nachrichten zu uns gelangen. Wir lasen in diesen Tagen wieder das Buch: „Erlebnisse in Abyssinien in den Jahren 1858 bis 1868“, welches der Pilgermissionär Theophil Waldmeier 1869 in Basel drucken ließ; dieser stand dem König Theodor nahe bis zum Tage vor dessen Tode; er hat viel gewirkt und viel gelitten, aber er schildert ohne Bitterkeit, seine Urtheile über Menschen und Dinge sind gerecht und mild, und die kleine Schrift eines so aufrichtigen und wahrheitsliebenden Mannes kann als zuverlässige Quelle betrachtet werden. In dem Abschnitte, welcher allgemeine Bemerkungen über Land und Leute enthält, schildert Waldmeier auch die Buda, eine merkwürdige, bis jetzt noch nicht erklärte Krankheit, welche nur in Abyssinien auftritt. Was er, als Augenzeuge und Beobachter, darüber mittheilt, ist in hohem Grade interessant; wir geben seine Mittheilungen, die wundersam genug erscheinen, wörtlich:

„Diese Krankheit kann den Menschen entweder langsam, oder aber ganz plötzlich befallen. Sobald sie zum Ausbruch

kommt, weiß der Betreffende nichts mehr von sich selbst. Er fängt an, ganz unnatürlich zu brüllen und zu knurren und Töne auszustoßen, die man am besten mit dem Geheul einer Hyäne vergleichen kann. Er geht nicht mehr aufrecht wie ein Mensch, sondern auf allen Vieren; fast Niemand ist stark genug, ihn zu halten, und sucht man ihn zu binden, so zerreißt er die Bande mit übernatürlicher Kraft. Durch das außerordentliche Gebrüll wird bald eine große Menge Menschen herbeigerufen. Die Person tobt in ihrem schrecklichen Zustande fort. Wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt, so muß sie sterben, was schon oft der Fall war. Niemand aber ist da, der helfen kann. Oft wenden sich die Abyssinier in solchen Fällen an einen Europäer um Medicin, denn jeder Europäer gilt mehr oder weniger für einen Arzt; aber bei dieser räthselhaften Krankheit ist er zu Ende mit seiner Weisheit. Er weiß kein Mittel, und wenn er auch sein Riechfläschchen bringt mit Schwefeläther, Ammoniakgeist und anderen starken Stoffen, so nützt es nichts, sie haben keine Wirkung. Viele Europäer wollten schon mit Prügeln von dieser Krankheit curiren, aber sie hätten die kranke Person eher todtschlagen als heilen können.

Auf einmal kommt ein Mann daher; wer ist er? Er ist der, welcher den Buda (bösen Geist), von welchem die kranke Person besessen ist, austreiben kann. Auf ihn richtet sich Aller Aufmerksamkeit. Er setzt sich auf den nächsten besten Stein, Holzblock oder an den Boden und läßt die kranke Person vor sich kommen. Dann nimmt er seine Zaubermittel, welche er als Amulet in einem kleinen viereckigen, in rothes Leder eingefaßten Bündelchen an einer blauen seidenen Schnur (— diese blaue seidene Schnur, Mateb genannt, wird von den Christen als Zeichen ihrer Religion um den Hals getragen —) um den Hals trägt, herunter und hängt sie der kranken Person um. Diese aber lacht ganz höhnisch und sagt: „Du machst machen, was du willst, so bekommst du mich doch nicht." Der Mann richtet sodann allerlei Fragen an den bösen Geist, erhält aber keine Antwort; stumm steht der Besessene auf allen Vieren vor ihm. Nun greift der Beschwörer zu einem andern kräftigern Mittel. Er nimmt pulverisirte Kräuter, z. B. Wermuth, Raute (Tieno Adam), Ambatscho (eine Art Sauerampfer), auch Knoblauch. Das Pulver wickelt er in einen Lappen, taucht ihn ins Wasser, bis die Medicin davon durchdrungen ist, und drückt dann den Saft dem Besessenen in die Nase, wobei man oft große Mühe anwenden muß.

Ist dies geschehen, so fängt der Beschwörer an, den bösen Geist aufs Neue zu fragen, wie er heiße, woher er sei, wie viele Menschen er schon getödtet habe u. s. w. Ist's ein halsstarriger Geist, der noch nicht antworten will, so wird der Gebrauch der Medicin so oft wiederholt, bis er sich ergiebt und die ihm vorgelegten Fragen beantwortet. Dann wird er gefragt: „Unter welcher Bedingung willst du die Person verlassen, was soll deine Speise oder Trank sein?" Gewöhnlich verlangt nun der Geist oder Buda das Abscheulichste zu essen oder zu trinken, das man sich nur denken kann: Excremente von Vieh oder Menschen, mit Wasser oder Urin vermischt, oder etwas Aehnliches. Auch feurige Kohlen fressen die Betreffenden oft, ohne sich die Hände oder den Mund zu verbrennen, Knochen von Rindvieh zermalmen sie mit den Zähnen wie Kraut u. s. w. Die ekelhafte Composition wird in einem hörnernen Becher bereitet und an einem der kranken Person unbekannten Ort verborgen. Auf einmal giebt der Beschwörer der kranken Person Befehl, sich den Trank zu suchen. Auf allen Vieren kriecht sie herum, sucht und findet ihn und trinkt ihn als wäre es Honigseim. Mit meinen eigenen Augen habe ich dies mehr als einmal gesehen. Oft verlangt der Geist feurige Kohlen, und ich habe gesehen, wie eine mit dem Buda behaftete Person solche in voller Gluth zusammenfraß, ohne daß es für sie nachtheilige Folgen gehabt hätte.

Nachdem der Besessene seinen Trank zu sich genommen hat, geht er wieder zu dem Beschwörer zurück. Nun ist der Augenblick gekommen, wo der böse Geist sich entfernen muß. Zu dem Ende muß die kranke Person auf Befehl des Beschwörers ein Stück Holz oder einen ungeheuern Stein, den sie im natürlichen Zustande nicht vom Boden aufheben könnte, auf den Kopf nehmen, was sie in ihrer Wuth mit der größten Leichtigkeit thut. Nun fängt sie an, sich in tollem Tanze im Kreise herumzudrehen. Die Last fliegt auf die Seite hinaus auf die Erde, und sie selbst fällt endlich wie todt zu Boden. Nach einiger Zeit erwacht sie aus ihrer Ohnmacht; sie ist jetzt von ihrer Krankheit geheilt, aber so schwach, daß sie sich erst nach längerer Zeit erholt; auch der gesunde natürliche Verstand kehrt erst nach 12 Stunden wieder. Von all dem Vorgefallenen weiß sie nichts. —

Dieses Uebel erscheint am meisten unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts (zwischen dem 20. und 40. Jahre), mehr aber unter dem weiblichen, und am häufigsten in den Monaten September und October. Es sind schon verschiedene, zum Theil einander widersprechende Urtheile über diese Krankheit gefällt worden; doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, derselben ganz auf den Grund zu kommen und ihre Ursachen sowie ihr Wesen mit Sicherheit festzustellen."

Aus der schwarzen Republik Liberia.

Unser großer Geograph Karl Ritter war ein überaus wohlwollender Mann, aber in ethnologischer Erkenntniß nicht besonders stark. So glaubte er z. B., daß Liberia eine wichtige Mustercolonie werden müsse, ein großes Handelsemporium, oder wie der Oberhofprediger Hoffmann in Berlin meinte, daß „Mohrenland seine Hände zum Herrn ausstrecke". Liberia sollte, nach Ritter, der Sonnenaufgang für Aethiopiens „Civilisation und Christianisirung" werden. Das sind lediglich windige Redensarten. Aber die Pseudophilanthropen treiben viel Humbug mit dieser sogenannten Republik, in welcher die Anfänge der Colonisation in das Jahr 1818 hinaufreichen. Man hat von Europa aus den dortigen Negern, auch von Seiten der Höfe, in wunderlicher Weise cajolirt, hat ihnen Schiffe geschenkt, mit denen die Liberianer nichts anzufangen wissen, hat ihre Präsidenten, Gesandten und Stabsofficiere empfangen und sich gefreut, wie „sehr civilisirt" doch jene schwarzen Brüder seien. Die Liberianer streuten den in geographischer und völkerkundlicher Beziehung überaus schwach orientirten Herren an den Höfen Sand in die Augen; so galt z. B. ein „Oberst der (non est) liberianischen Armee, Colonel Chester" vor nun drei Jahren an gewissen Höfen für einen civilisirten Neoafrikaner; wir unsererseits, die wir ihn mit seinen mächtigen Epauletten in Dresden einherstolziren sahen, wußten jedoch zufällig, daß der „hochcivilisirte Liberianer" seines Zeichens ein Barbier aus Cincinnati in Ohio war, der seine Penaten in der liberianischen Hauptstadt Monrovia aufgeschlagen hatte und zum Imponiren nach Europa gesandt worden war.

Doch das beiläufig; wir wollen nur sagen, daß Liberia ganz unverdienter Weise als eine Musterrepublik aufgepufft worden ist. Alle Reisende ohne Ausnahme (von den Missionären natürlich abgesehen) sind darüber einig. (Vergl. Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 56 ff., wo die Belegestellen angeführt worden sind; und desselben „Geographische Wanderungen" II, S. 350 bis 375.)

Die Verfassung Liberias ist jener der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildet worden, nur kann ein weißer Mann nicht das Bürgerrecht erlangen; er ist ausgeschlossen. Zwischen Mulatten und Negern herrscht große Antipathie; nichts zeugt von Fortschritt, der Handel ist unbedeutend und die Herren Republikaner in den kleinen Städten, die ein dorfartiges Ansehen haben, halten sich, in echt afrikanischer Weise, Sklaven.

Unsere jüngsten Nachrichten aus Monrovia sind vom 12. October; sie melden, daß in der „Republik" große Aufregung herrschte. Der Neger ist bekanntlich ein wesentlich nachahmendes Geschöpf. Wenn nun die Staaten Europas und Amerikas Schulden haben, so darf Liberia doch nicht zurückbleiben, sondern muß sich gleich-

falls einen solchen staatswirthschaftlichen Segen verschaffen; es muß Anleihen machen. Wofür sind denn die barnirten Philanthropen in England da? Also ging der ehrenwerthe Präsident der Republik, Se. Excellenz Herr Roye, nach England und „ventilirte den Plan", der auch gelang. Aber im October hatte man ihn und seinen Sohn eingesperrt, weil er für etwa 40,000 Pfd. St. Bonds unterschlagen habe. Gewiß ist der Mann ein schwarzer Yankee, der bei den Stadträthen Neuyorks in die Schule ging. Auch der Staatssecretär, der honorable Hr. W. H. Johnson, sollte nach seiner Ankunft aus Europa in Haft genommen werden. Inzwischen hatten die Vorsteher des vollziehenden Ausschusses ein Manifest erlassen, das ganz und gar ein Abklatsch ähnlicher nordamerikanischer Documente ist und sich pomphaft ausnimmt: „Der Präsident hat im Auslande gesetzwidriger Weise eine Anleihe contrahirt und, ohne Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung, sammt seinen Beamten, dieselbe in Empfang genommen. — Er hat ein Fundamentalgesetz unbeachtet gelassen, welches die vollziehende, gesetzgebende und richterliche Gewalt von einander trennt und scheidet. Er ist in die Gerichtshöfe eingedrungen, hat sich angemaßt zu befehlen, wer als Geschworener fungiren solle, und alle Bemühungen, ihn von seinem verfassungswidrigen Benehmen abzubringen, sind fruchtlos geblieben, selbst Drohungen haben nichts geholfen; er hat nur taube Ohren gehabt. Er hat erklärt, das Volk sei in einem Zustande der Rebellion, und dann versucht, mit seinen Beamten ins Ausland zu entwischen, um von dort aus eine Gewalt gegen uns geltend zu machen, die er im Inlande vergeblich aufbot, um die Freiheiten des Volkes zu zermalmen. Deshalb hat das Volk von Monrovia, in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen des Volkes in anderen Counties der Republik beschlossen, den Präsidenten J. E. Roye abzusetzen" ꝛc.

* * *

— Die Bevölkerung im Königreiche Dänemark bestand am 1. Februar 1870 aus 1,784,741 Individuen, und zwar aus 880,807 männlichen und 903,934 weiblichen Geschlechts. Wenn die in Veranlassung des Friedenstractats vom 30. October 1864 vorgenommenen territorialen Veränderungen in Betracht gezogen werden, so betrug die Bevölkerung am 1. Februar 1860: 1,608,362 Menschen, und hat sich somit in den verflossenen 10 Jahren um 176,379 vermehrt. Der jährliche Durchschnittszuwachs ist 1,05 Procent, oder etwas geringer als in den 10 Jahren von 1850 bis 1860 gewesen, aber der Zuwachs war dennoch größer als in irgend einem der anderen Jahrzehnte vom Beginn dieses Jahrhunderts an. Verglichen mit dem Durchschnittszuwachs in fremden Ländern steht Dänemark auf der drittobersten Stufe, indem nur die Vereinigten Staaten in Nordamerika und Norwegen einen größern Durchschnittszuwachs, nämlich 3,09 Proc. und 1,34 Proc., zeigen.

— Der Aufstand auf Cuba gegen die Spanier, welcher nun schon einige Jahre andauert, hat zur Folge, daß viele Cubaner ihre heimathliche Insel verlassen und sich anderwärts in Westindien ansiedeln. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl ist nach Jamaica gekommen, wo sie in den verödeten Städten für wenig Geld Häuser erworben, namentlich in Spanish Town; andere haben für geringe Summen Plantagen angekauft, welche seit der Emancipation verwildert daliegen. Die, welche einiges Vermögen besitzen, wollen chinesische Arbeiter kommen lassen.

— Der Schulunterricht in Nordamerika. Es läßt sich nicht verkennen, daß manche Anglo-Amerikaner die Mängel desselben sehr wohl begreifen, namentlich solche, die in Deutschland Studien gemacht haben oder dem Schulwesen der Deutsch-Amerikaner, für welche die Einrichtungen im alten Vaterlande mustergültig sind, prüfende Aufmerksamkeit zugewandt haben. Den ärgsten Uebelstand bildet die Vielerleilernerei auf einmal und neben einander, statt eines rationellen Lernens nach einander. Wir haben den Gegenstand schon („Globus" XX, S. 174) erörtert; jetzt finden wir den Bericht des Amerikaners Swett über die „Nichtleistungen" der Schulen in San Francisco. Er bemerkt, daß bei der Schulprüfung die Antworten schriftlich gegeben wurden in einer Classe, deren Schüler 13 bis 15 Jahre alt sind, und erläutert die „Folgen und das Widersinnige des Vollstopfesystems" durch Folgendes. —

„Fragen in der Geographie, in welcher die Schüler seit 5 Jahren unterrichtet worden sind. Nennt die sechs größten Städte in Californien. — Antwort: St. Quentin, Salt Lake City, Centre Costa, Redwood City, Bodega, San Martine, Samay, Oregon, Vera Cruz, Humboldt.

Frage: Was sind die großen natürlichen Abtheilungen der Vereinigten Staaten? — Antwort: Der Atlantische Küstenstrich, der Stille-Ocean-Küstenstrich und das Mississippithal; (eine andere Antwort:) District Columbia, Buchten, Flüsse und Seen; Centralamerika und Mexico; Nord- und Südamerika, Europa, Asien und Afrika (diese Antwort kam in fünf Fällen vor), Flüsse, Gebirge und Hügel (vier Mal), 37 Staaten und 11 Territorien (zwei Mal), Alasca, Yucatan; Counties, Thäler und Städte; Yosemite, Fälle, Canada und Mississippi.

Auf die Frage nach den größten Städten der Union wurde geantwortet: San Francisca in Marie County, Chicago, Olympia, Newyork in Illinois.

Auf die Frage nach den Hauptpunkten der physischen Geographie Afrikas wurde geantwortet: „Sehr heiß, warmes Klima." Auf die Frage nach dem Erdtheile eigenthümlichen Thieren hieß die Antwort: „Neger, ägyptische Pyramiden, Wölfe und Bären."

In der Geschichtsprüfung kamen Antworten wie folgende vor: Californien wurde 1827 oder 1830 (!) . . Untercalifornien (das noch jetzt zu Mexico gehört) besiedelt von Leuten, welche gehört hatten, daß Gold dort gefunden sei. Ferner „das Hauptereigniß unter der Verwaltung Lincoln's war dessen Ermordung, welche am 14. Februar 1866 (!) stattfand."

Weitere schriftliche Aufsätze lassen Washington die „Armee des Potomac" befehligen, machen Buchanan und Alexander Hamilton zu Marinebefehlshabern, Benjamin Franklin und Elias Howe (bekanntlich Erfinder der Nähmaschine) zu großen Dichtern.

Der vierjährige Unterricht hat also weniger genützt als gar kein Unterricht. Hätten die Schüler gar keinen Unterricht gehabt, so wäre wenigstens die Möglichkeit gegeben, noch etwas aus ihnen zu machen. Mit dieser heillosen Verwirrung in den Gedächtnißkammern, deren Inhalt in der entsetzlichsten Weise durch einander gepoltert erscheint, mit einer solchen chronisch gewordenen gräßlichen Zerstreutheit aufzuräumen erfordert eine ungeheure Arbeit und Zeit, wenn überhaupt noch an eine Heilung des Uebels zu denken sein sollte.

„Das Kind ist der Vater des Mannes." Kein Wunder, daß unsere Freischulen die Väter solcher Männer geworden sind, wie die große Durchschnittsmasse der Amerikaner jetzt sind. Alle scheinen nach einer Schablone zugeschnitten. Es ist etwas Chinesenhaftes in den Köpfen (auswendig); man findet überall dieselben Ideen oder besser Ideenlosigkeit, dieselbe Denkunselbständigkeit, denselben Mangel an Originalität. Eben deshalb jene krankhafte Sucht nach Sensations- und Skandalprocessen. Man will sich an ihnen gewissermaßen für die der Durchschnittsmasse fehlende Originalität und Ereignißlosigkeit entschädigen."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XX. | № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Otto Kersten im Indischen Ocean.

Auf den Seychellen. — Mahé und Port Victoria. — Vegetationsbilder: Bambus, Pandanus, Nepenthes, Coco do Mar. — Nossi bé. — Das Chamäleon. — Die Insel Moali und die Stadt Fumboni. — Sultan Seid Mohammed und dessen Gemahlin. — Eine Großthat der grande Nation.

Wir schilderten neulich (S. 341 ff.) unseres Landsmannes Besuch auf der Insel Angasija oder Groß-Komoro; heute wollen wir ihn auf seinen Kreuzfahrten auch in anderen Gegenden des Indischen Oceans begleiten.

Dr. Kersten befand sich im Frühjahr 1863 in Begleitung des Barons von der Decken in Sansibar, dem großen Handelsemporium an der afrikanischen Ostküste. Die Reisenden waren von ihrer zweiten Dschaggareise zurückgekehrt und litten noch am Fieber, als aber der Dampfer „Pleiad" erschien, der nach den Seychellen fahren wollte, gingen sie an Bord desselben, „der Luftveränderung wegen und um unsere Lebensgeister zu erfrischen." Der Dampfer war derselbe, welchen man 1857 für die vielbesprochene Nigerexpedition gebaut hatte; er taugte nicht viel und war auch als Segler sehr mittelmäßig. Nach einer Fahrt von elf Tagen war er in der Nähe der Amiranten, einer aus sieben kleinen Eilanden bestehenden Gruppe, südwestlich von den Seychellen.

Wir wollen hier bemerken, daß diese Gruppe 29 Eilande umfaßt, zwischen 3° 30′ und 5° 35′ Süd, 55° 15′ und 56° 10′ Ost. Sie liegt 915 Seemeilen von Mauritius, 550 von Madagaskar, 1500 von der Küste Indiens und ist schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt worden, war den arabischen Seefahrern bekannt, blieb jedoch von den Europäern unbeachtet, bis 1742 einige französische Ansiedler aus Ile de France (Mauritius) nach dem größten Eilande gebracht wurden, welches den Namen Mahé erhielt. Die Engländer, welchen seit 1814 die Seychellen gehören, haben der schönen Bai an der Ostseite von Mahé 1841 den unvermeidlichen Namen Port Victoria gegeben. Dort landete Kersten; die sauberen, von kleinen Gärten umgebenen Holzhäuser in der malerischen Umgebung machten einen angenehmen Eindruck. Andererseits waren die Reisenden sehr enttäuscht, als sie auf diesen ungemein fruchtbaren Inseln nichts weniger als Ueberfluß an Lebensmitteln fanden. Die einzigen Nahrungsmittel, welche der Markt bot, waren Fleisch vom Schwein und der Schildkröte, Hühner und Fische, Reis, Maniok und ein wenig Gemüse; Schaffleisch wurde gar nicht verkauft und Ochsenfleisch nur dann, wenn ein Kriegsschiff im Hafen lag. „Da die Hühner mehr Knochen als Fleisch hatten und Fische nicht alle Tage schmecken wollten, so aßen wir zum Frühstück um acht oder neun Uhr gewöhnlich Schweinefleisch und Schildkröte, um zwei Uhr Mittags aber zur Abwechselung Schildkröte und Schweinsbraten. Späterhin beherrschte die Schildkröte allein unsere Tafel, denn wir hatten bemerkt, daß die Schweine entweder gar nicht oder mit Unrath gefüttert wurden."

Um einen Begriff von der Theuerung zu geben, welche auf „dieser glücklichen Insel herrscht, wo den Menschen Alles in den Mund wächst", führt Kersten an, daß ein Ei bis zu

9 Pfennigen kostete; ein Pfund raffinirten Zuckers, in einem Orte, wo der Zucker selbst erzeugt wird, 6 Groschen, ein Pfund Kaffee, der an Ort und Stelle wächst, 20 Groschen *). Die Stadt hat eine Victoria-, eine Albert- und eine Regents-Straße; der Engländer äfft überall sein London nach. Auffallend war die Menge der Branntweinläden; man sagte dem Reisenden, daß der größte Theil des Steuerertrages aus dem Erlös von Schnappshandel-Concessionen („Licenzen“) bestehe. Man nennt das Civilisation. Ueberall auf seinen Ausflügen fand Kersten die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens, aber nur selten Spuren von Betriebsamkeit. Die einzige Nutzpflanze, welche man in größeren Beständen trifft, ist die Kokospalme, die sehr reichlichen Ertrag liefert, ohne irgend welche Mühe zu verursachen. Wer einige hundert solcher Bäume besitzt, kann im bequemsten Müßiggange leben, und „dies ist das Ziel, nach welchem Alle streben“. Ausgedehnte Bananenpflanzungen sieht man selten oder gar nicht, von Zuckerrohr bauet man nur so viel, als für den Bedarf der Insulaner unbedingt nothwendig ist; dasselbe ist der Fall mit dem Kaffee und Taback; selbst von Reis, Mais, süßen Kartoffeln und dem „nichtsnutzigen“ Maniok bauet man so wenig, daß nicht selten Einfuhr von Madagaskar aushelfen muß. Auch die Sago- und Arekapalme gedeihen, eben so Cacao und Vanille.

Dr. Kersten entwirft eine ganz vortreffliche Schilderung der Vegetationsverhältnisse auf Mahé. Zunächst nahm der Bambus seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wer ein Bambusgebüsch zum ersten Male sieht, ist entzückt über die Anmuth des Gewächses; es bringt durch die Schönheit seiner Formen und durch das Phantastische seiner Bildung einen Eindruck hervor, wie ein Märchen auf das Gemüth eines Kindes. Wir wüßten diesem duftigen Pflanzengebilde kein anderes zur Seite zu stellen. An Pracht des Wuchses kommen ihm wohl die Arekapalme und der Baumfarn gleich, doch ist deren Schönheit aus irgend einem Grunde nicht so ergreifend, vielleicht weil der stattliche Wipfel uns allzu fern liegt, vielleicht weil der hohe Stamm den Eindruck des Ganzen stört. Aehnliche Formen zeigen der buschartige Pandanus und die mit ihren feinen Zweigen und Blättern bis zur Erde herabhängende Trauerweide — beide aber, so schmuck sie auch sein mögen, erscheinen grob und plump im Vergleiche zu dem zierlichen Bambus. In der That kann man das herrliche Gewächs am besten vergleichen mit einer Fontäne von Blättern. Wie ein Springbrunnen glatt und gerade seine Strahlen emporsendet und das zu feinen Tropfen zerstiebende Wasser im weiten, schönen Bogen wieder herabfallen läßt, so streben die fast armdicken Halme des königlichen Grases bis zu Baumhöhe kerzengerade empor, biegen sich oben sanft und runden sich mit ihren feinen Ausläufern und den zarten Blättchen oder vielmehr Fiederchen zur schönsten Wölbung. Auffallender noch wird diese Aehnlichkeit, wenn ein leiser Wind sich erhebt und in dem feinen Blattwerke raschelt. Dann glaubt man in der That ein Rauschen von Wasser zu hören; und wie dieses das Gemüth ergreift und die Einbildungskraft beschäftigt, so fühlt man sich vor einem Bambusgebüsch in merkwürdiger Weise zum Träumen und Schwärmen angeregt, namentlich wenn der Bambus, wie hier, so anmuthige und doch zugleich wilde Waldbäche überschattet.

In den unteren Gürteln des Berges, der auf Victoria herabblickt, wuchern an dürren Stellen steifblätterige Farne, wo er feucht und üppig ist, Lykopodiumarten, welche ihre langen, mit schuppigen Blättern bedeckten Stiele oft auf unglaubliche Entfernungen am Boden hinstrecken. Weiter oben finden sich ausgedehnte Grasflächen, auf denen wilde, wässerig schmeckende Ananas angetroffen werden. Dann treten zierliche Baumfarne und Schraubenpalmen auf. Die Pandanus der Berge unterscheiden sich wesentlich von den Formen, welche in Sansibar und an der Küste so häufig und auch auf Mahé, dicht über der Stadt, durch Verwandte vertreten sind. Sie treiben zahlreiche Luftwurzeln bis zur Höhe von 20 bis 30 Fuß empor; auf diesen steht, wie auf einem Gerüste, der schlanke Stamm, und von ihm getragen und gehoben überragt die schraubenförmig gewundene Blätterkrone die Höhen, als wollte sie geradezu in die Sonne blicken. Beim Erklimmen der steilen Felswände, neben welchen diese Bildung sich vorzugsweise findet, leisten die Wurzeln und Stämme dieser Schraubenpalme große Dienste; man schwingt sich an ihnen mit Leichtigkeit auf die fast senkrechten Klippen, und klettert dann mit Hülfe eines andern Stammes von Stufe zu Stufe weiter. Hier gedeiht auch der wunderbare Nepenthes, die Destillirpflanze, eine Verwandte des bei uns eingebürgerten Pfeifenstrauches (Aristolochia), deren Blattstiel zu einem eigenthümlichen, pfeifenkopfartigen Gebilde erweitert ist. In diesem aufrecht stehenden Gefäße findet man stets eine Flüssigkeit, welche durch den engen Stiel gleichsam überdestillirt zu sein scheint; ein klappenförmiger Deckel über der Oeffnung des Behältnisses mäßigt die Verdunstung dieses Wassers, paßt jedoch nicht genau, um der Zudringlichkeit von Gästen zu wehren; die Kerbthiere suchen die süße Quelle, in welcher sie Gefängniß oder Grab finden.

Die merkwürdigste aller Pflanzen der Gruppe kommt nicht auf Mahé vor, sondern nur auf Praslin und dem benachbarten Eiland Curieuse *); es ist die Palme, welche die sogenannte malediwische Kokosnuß hervorbringt. Diese Lodoicea Sechellarum wurde erst 1789 auf der Insel Praslin entdeckt. Jahrhunderte lang kannte man nur die riesige Frucht, die doppelte Kokosnuß; die Portugiesen fanden sie zuerst bei den malediwischen Inseln und an der Malabarküste angeschwemmt. Da sie nirgends einen Baum fanden, von welchem sie stammen konnte, so hielten sie dieselbe für ein Product des Meeres und gaben ihr den Namen Meerkokos. Diese Lodoicea ist eine Fächerpalme. Der verhältnißmäßig dünne Stamm wird 60 bis 80, auch wohl 100 Fuß hoch; er trägt 15 bis 20 mehr oder weniger gefaltete Blätter von 20 Fuß Länge und 12 Fuß Breite. Die jüngsten, inneren, wachsen gerade empor und sind noch sehr hellfarbig, fast gelbweiß; von den älteren fällt in jedem Jahre eins ab und hinterläßt eine kreisförmige Narbe am Stamme. Erst im dreißigsten Jahre beginnt die edle Palme zu blühen, und im hundertunddreißigsten erreicht sie ihre volle Entwickelung. Männliche und weibliche Blüthen wachsen auf verschiedenen Stämmen; erstere sind schlanke, gegen 4 Fuß lange Kolben von Gestalt der Weidenkätzchen; letztere bilden kleine Knöpfe, welche zu 5 bis 6 an einem gemeinschaftlichen Stiele sitzen. Aus ihnen entwickeln sich im Laufe eines Jahres die riesigen Früchte von 1 1/2 Fuß Länge und 20 bis 25 Pfund Schwere, jede derselben enthält 1, 2, 3, seltener 4 der sogenannten doppelten Kokosnüsse. Diese sind 1 Fuß

*) „Die Inseln sind ungemein fruchtbar und könnten alle tropischen Producte liefern, aber nur, wenn man indische Arbeiter einführt; die Eingeborenen und die Neger sind viel zu träg. Es wachsen Baumwolle, die der Sea Island gleichkommt; trefflicher Taback, Reis, der besser ist als der indische; sodann Zuckerrohr, Kaffee, Schiffsbauholz, Gewürznelken, Brotfrucht, Zimmt, Apfelsinen. Als Consul Lyons Mac Leod 1860 auf Mahé war, verfaulten die Gewürznelken am Boden, weil man zu träg war, dieselben einzuernten.“ Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 136.

*) Auch noch auf einer dritten Insel, Ronde, wird die Coco do Mar (nicht, wie Kersten schreibt, Cocos de mer) gefunden. A.

lang und breit, von nierenförmiger Gestalt; ihren Namen verdanken sie einer tiefen Einkerbung, welche an dem breitern Ende 2, 3 oder 4 Lappen bildet. Unreif enthalten sie eine farblose Gallerte von höchst mittelmäßigem Geschmack, reif eine elfenbeinartige Masse; reif werden sie erst, nachdem sie ein ganzes Jahr abgefallen sind. Diese Lodoicea gewährt vielfachen Nutzen. Ihr Stamm liefert Balken zum Häuserbau und wird, da er weiches Mark hat, zu Röhren und Trögen



Waldbach auf den Seychellen.

verarbeitet. Das Holz ist ungemein hart; aus den jungen, unentfalteten Blättern verfertigt man Flechtarbeiten, und die Strohhüte, Matten und Körbchen besitzen große Biegsamkeit, sind haltbar und haben eine schöne weiße Färbung; sie sind sowohl auf den Maskarenen wie in Bengalen sehr gesucht. Die Nuß wird nach Sansibar und von da nach Indien ausgeführt, wo sie wegen ihrer vermeintlich heilkräftigen Wirkung bei gewissen Krankheiten und bei Vergiftungen theuer

bezahlt wird. Als man nur noch die angeschwemmten „Wundernüsse" kannte, wurde das Stück mit mehr als 100 Pfund Sterling bezahlt. Kersten meint, es stehe zu befürchten, daß diese merkwürdigste aller Palmen ihrer völligen Ausrottung entgegengehe, falls nicht die britische Verwaltung darauf Bedacht nehme, sie zu schützen.

Die Bewohner der Seychellen sind zumeist von Mauritius und Réunion eingewandert; sie sind noch französisch durch und durch, zumeist ehemalige Schiffer; sie treiben etwas Handel, verbringen die Tage im Nichtsthun, die Abende beim Glase, Billard- oder Kartenspiel; die Frauen arbeiten Flechtwerk. Gastfreiheit ist eben so allgemein wie Mangel an Sittenstrenge. Die Seychellen sind im Rückschreiten begriffen. Das Klima ist angenehm und gesund.

Kersten fuhr von den Seychellen nach Réunion (Bourbon), und er hat von dieser, den Franzosen gehörenden Insel eine eingehende Darstellung entworfen. Von dort steuerte er zurück nach den Seychellen, von wo Baron von der Decken



Simiaru, Sultan von Nossimitsiu, und sein Sohn.

nach Europa ging, um dort seine Djuba-Expedition vorzubereiten, während unser Reisender nach Sansibar zurücksegelte, wo er im August 1863 ankam. Von dort stach er, wie wir in einer frühern Nummer (22) gemeldet, in See, um Groß-Komoro zu besuchen; er wurde durch Sturm vom Reiseziele verschlagen und kam am 1. März nach Nossi bé, wo er bis zum 7. April verweilte, war am 10. und 11. April in Murunsanga an der Nordwestküste von Madagaskar, und am 18. April in Fumboni, dem Hafenort auf Moali (Moheli oder Mohilla), einer der Komoro-Inseln, von wo er dann sein Ziel, Groß-Komoro, endlich erreichte.

Nossi bé ist 1841 durch Kauf in französischen Besitz übergegangen; sie liegt von der Nordwestküste von Madagaskar 13° 11′ S. (bei Kersten II, S. 205 sind durch einen Druckfehler Länge und Breite verwechselt worden) und hat nur viertehalb deutsche Quadratmeilen Flächeninhalt. Sie liefert Reis, Zucker und etwas Kaffee; für die Franzosen ist sie insofern von Werth, als sie von dort aus die Westküste Madagaskars controliren können. Flora und Fauna

tragen völlig den Charakter der großen Nachbarinsel, auch die Bewohner sind zum größten Theil Madagassen, die Zahl der Europäer betrug kaum einhundert. Von jenen bilden die Sakalaven den wichtigsten Bestandtheil; einige Inder und Araber sind in dem kleinen Handelsorte Banuru angesiedelt; die Gesammtbevölkerung mag etwa 9000 Köpfe stark sein. Hauptort ist das vom Capitän Hell angelegte Hellville, neben welchem eine madagassische Ortschaft, Duani, steht. Nördlich liegt eine kleinere Insel, Nossi mitsiu, welche 1842 Einwanderer aus Ankara erhielt. Ihr Häuptling war Sultan Simiaru. Kersten lernte ihn und seinen Sohn in Hellville kennen, und beide erlaubten ihm, sie zu photographiren. Die Illustration, welche wir der Freundlichkeit des Reisenden verdanken, giebt den Typus des Stammes der Antankara genau wieder.

Auf Nossi bé fand Kersten in den Gärten fast auf Tritt und Schritt auf den Büschen ein Chamäleon, den langen Schwanz zur Scheibe gerollt; das Thier erwartet, mit dem einen Auge nach vorn, mit dem andern nach hinten schielend, in träger Ruhe das Herannahen eines Opfers. So grimmig indeß solch ein „Erdlöwe" auch aussieht, wenn er ganz langsam die dünnen Beinchen hoch emporhebt, den zackigen Buckel wie zum Sprunge krümmt und auf den Zweigen einherschreitet, so ungefährlich ist er für den Menschen. Das Chamäleon zischt heftig, wenn man es fangen will, kneift auch wohl ein wenig mit seinen harten Kinnladen, oder drückt die scharfen Krallen in den hingehaltenen Finger, kann aber Keinem etwas ernstlich zu Leide thun. Die Farbe ist auf Mahé zumeist ein hübsches Grün; wenn das Thier jedoch zornig wird und sich aufbläst, dann wird der vorher linsenförmige Querschnitt des Körpers ziemlich rund und die schmächtigen Lippen treten deutlich hervor. Dann nimmt die Haut eine schwarze Farbe an, weil eine Luftschicht die durchsichtige Oberhautdecke von der darunter liegenden Farbenschicht trennt. Dasselbe findet statt, wenn man das Thier in Spiritus tödtet. „Nach dem, was man bei uns zu Lande von dem Farbenwechsel des Chamäleon hört, sollte man meinen, daß die Veränderung plötzlich vor sich gehe und sehr mannichfaltig sei; dies ist aber durchaus nicht der Fall. Sobald man das Chamäleon längere Zeit beobachtet, findet man jenes Farbenspiel durchaus nicht mehr auffällig, wundert sich vielmehr, wie es so großes Aufsehen hat erregen können. Der Mensch, behaupte ich, ist von viel weniger beständiger Farbe als die Schillerechse, mit welcher man ihn vergleicht; er kann erröthen, kann „gelb und schwarz werden" vor Aerger, kann erbleichen vor Furcht, während das berühmte Chamäleon bloß blau und schwarz anläuft, statt, wie man gewöhnlich annimmt, in allen Farben des Regenbogens zu spielen. Trotzdem bleibt es ein überaus merkwürdiges Thier, und übt durch Gestalt und Wesen und durch seine ganze Lebensweise große Anziehungskraft auf den Naturfreund. In der Gefangenschaft ist es ein angenehmer und nützlicher Stubengenosse, da es den Fliegen und Mücken mit wahrer Raubthierlust nachstellt. Sein Greifwerkzeug ist die Zunge, ein dicker Fleischklumpen an einem dünnen, langen, biegsamen Stiele." —



Seid Hamnadi, Sultan von Mooli († 1865).

Von Nossi bé und Mayotta und nach dem Abstecher an die Küste von Madagaskar gelangte Dr. Kersten nach Fumboni, der Hafenstadt von Moali (Mohilla), wo er von Seid Mohammed, dem Sultan oder vielmehr Gemahl der Königin, überaus freundlich aufgenommen wurde. Der Sultan wies unserm Landsmann ein hübsches Haus zur Wohnung an, schickte Ziegen, Eier, Reis und Kokosnüsse und behandelte überhaupt den Fremden als lieben Gast. Er besaß Kanonen, Gewehre, allerlei europäisches Hausgeräth, Wein und Chokolade. Als aufgeklärter Mann zeigte er Geschmack für europäische Künste; er hatte, obwohl Mohammedaner, nichts dagegen einzuwenden, daß der Deutsche ihn photographirte; auch verschmähte er, wenn keine Anhänger des Propheten zugegen waren, ein Glas Wein nicht. Kersten bedauert, daß er seine Gemahlin, „die liebenswürdigste aller farbigen Königinnen", nicht zu sehen bekam; er konnte seinen Unwillen nicht unterdrücken, daß Seid Mohammed seine an madagassische Freiheit gewöhnte Frau, durch

welche er seine Stellung doch erst erlangt hatte, jetzt auf arabische Weise abgeschlossen hielt.

Wir wollen aus Kersten's Werke (Band II, S. 223) folgende Stelle hersetzen, um dieselbe in einer Anmerkung zu ergänzen: „Dschombi Fatombi, die von allen Madagassen verehrte und bewunderte Königin von Moali, stammte aus der königlichen Familie Radamas; ihr Vater war Ramanateka, welcher 1828 beim Regierungsantritte der blutigen Königin Ranavatuna allein von allen Prinzen des königlichen Hauses dem Tode entging. Er flüchtete nach Moali, wurde dort zum Herrscher gewählt und spielte seitdem eine nicht unwichtige Rolle in der Geschichte sowohl Madagaskars wie der Komoros. Nach ihres Vaters Tode übernahm Dschombi Fatombi die Herrschaft auf Moali; sie heirathete Sedi Hamnadi, einen Araber aus Sansibar. Ihre Ehe scheint unfruchtbar gewesen zu sein; ob sie glücklich war, ist nicht bestimmt zu sagen *)."

Es ging auf Moali patriarchalisch zu. Der Sultan saß Nachmittags auf der steinernen Bank vor der Moschee am Strande, wo er Audienz ertheilte, sich mit den Vornehmen der Stadt unterhielt und der frischen Seeluft erfreute. Kersten erzählte ihm dann allerlei von Europa und dessen Verhältnissen, während er selbst ethnographische Beobachtungen anstellte. Die Mehrzahl der Bewohner zeigt schon deutlich den Typus jener auf Groß-Komoro; doch waren Viele Mischlinge, sodann Einwanderer aus Madagaskar und von der afrikanischen Küste. Sie sprechen zumeist Angasija (s. S. 343 in Nr. 22), Suaheli und Madagassisch zugleich. Sie sind kräftig gewachsen und von gesundem Aussehen, obwohl das Klima als höchst ungesund verrufen ist. Kersten selbst wurde von einem so heftigen Fieber befallen, wie er es zuvor nie gekannt hatte. Zwei Tage lang lag er fast ohne Besinnung und keine Arznei wollte ihm Linderung verschaffen, bis ihm endlich ein kräftiges Brechpulver half; dann aber trat eine große Ermattung ein. Auch der Hauptmann seiner schwarzen Dienerschaft, der aus Sansibar war, wurde vom heftigsten Fieber ergriffen.

Als Kersten beim Abschiede für die große Freundlichkeit dankte, welche derselbe ihm erwiesen, bat er, daß unser Landsmann ihm von Sansibar aus einige Servietten schicken möge. Die Sultanin schickte ihm einen großen Korb voll Eier, und er erwiederte dieses Geschenk mit einigen Tafeln Chokolade. — —

Ihm und ihr standen schwere Schicksale bevor. Seid Mohammed starb nach etwa einem Jahre und Dschumba Suli wurde durch die Brutalität der Franzosen zu Grunde gerichtet; sie schossen 1867 ihre Stadt in Brand. Ein berüchtigter Abenteurer, der auf Madagaskar viel intriguirt und großen Unfug angerichtet hat, Namens Lambert, „Herzog von Emirne" (— er hatte sich selber zum Duc dieser Centralprovinz Madagaskars erklärt —), speculirte auf die Königin von Moali, die er übervortheilen wollte. Der raffinirte Gauner (— er ist derselbe, welcher auch an der naiven Frau Ida Pfeiffer sich schwer versündigt hat —) hatte der braunen Sultanin Zuckerländereien abgeschwindelt; als sie, zu spät, einsah, daß Lambert sie beschwindeln wollte, und sich dann weigerte, die Ländereien abzutreten, wurde sie von der napoleonischen Regierung für vertragsbrüchig erklärt. Eine kaiserliche Corvette wurde nach Fumboni geschickt, „um das wilde Weib zu Verstande zu bringen; Herr Lambert solle Gerechtigkeit haben!" Die Königin erklärte, sie habe ihre Regierung an ihren elfjährigen Sohn abgetreten, und der (Schwindel-) Vertrag mit Monsieur Lambert könne nicht bindend sein. Die Corvette der grande Nation schoß dann 105 Schüsse gegen Fumboni ab und die Stadt war ein Aschen- und Trümmerhaufen. Die Gloire der großen Nation hatte sich ein Monument mehr gesetzt, und der Gauner Lambert hatte „Genugthuung" im Namen der „christlichen Civilisation".

*) Der „Globus" Band VII. S. 328 ff. hat einen „Besuch bei der Königin von Moheli" mitgetheilt und ein Porträt derselben, das von Herrn Vida gezeichnet worden ist. Es sind dort die Wirren erzählt, in deren Folge der madagassische Flüchtling Ramana teka Herrscher von Moali wurde. Der Franzose Charnay, welcher an Ort und Stelle war, nennt die Tochter dieses Herrschers Dschumbe Suli; sie wurde von den Häuptlingen als Sultanin anerkannt. Sie gaben jedoch der minderjährigen Prinzessin eine Regentschaft bei und die junge braune Dame (sie war eine Hova aus Antanamvivo) erhielt von einer französischen Gouvernante Abrichtung in der Pariser Civilisation. Die Franzosen speculirten von Mayotte aus darauf, sie katholisch und Moali zu einer französischen Besitzung zu machen. Zwei junge Marineoffiziere bemühten sich um die Hand der Prinzessin Dschumbe Suli, denn sie war in ihrer Art hübsch und auch intelligent, aber die Häuptlinge wollten für sie keinen Europäer; sie holten aus Sansibar den genannten Araber von guter Familie und in Folge der Heirath mit demselben wurde sie nicht katholisch, sondern mohammedanisch. Charnay wurde von dem Prinzen Gemahl in das Gemach der Königin geführt. Sie saß auf einem Lehnsessel, hatte ein Kissen unter ihren Füßen und war in ein seidenes Gewand von orientalischer Arbeit gehüllt; sie ließ aber ihre recht hübsche Hand sehen, und durch die Kopf und Gesicht verhüllende Maske strahlten in melancholischem Glanze ihre schönen schwarzen Augen. Ueberhaupt war die Verhüllung ihres Gesichtes keineswegs vollständig. Sie war Mutter zweier hübscher Knaben.

Deutsche und Romänen.

II.

R. Eine bemerkenswerthe Stelle des Darwin'schen Buches über die Abstammung des Menschen lautet folgendermaßen: „Ein äußerst bedeutungsvolles Hemmniß für die Zunahme der Zahl von Menschen einer höhern Classe in civilisirten Ländern ist von Gregg und Galton sehr scharf hervorgehoben worden, nämlich die Thatsache, daß die sehr Armen und Leichtsinnigen, welche oft durch Laster heruntergekommen sind, fast unabänderlich früh heirathen, während die Sorgsamen und Mäßigen, welche meist auch in anderer Beziehung tugendhaft sind, spät im Leben sich verehelichen. Hierdurch streben die leichtsinnigen, heruntergekommenen und oft lasterhaften Glieder der Gesellschaft, sich in einem schnellern Maße zu vermehren, als die vorsichtigen und im Allgemeinen tugendhafteren Glieder.... Man nehme ein Land, welches ursprünglich von 1000 Sachsen und 1000 Kelten bevölkert sei, und nach einem Dutzend Generationen werden fünf Sechstel der Bevölkerung Kelten sein, aber fünf Sechstel des Besitzes, der Macht, des Intellects werden dem übrig gebliebenen Sechstel der Sachsen angehören."

Diesen Satz in erweiterter Fassung können wir als allgemeinen Ausdruck des Verhältnisses bezeichnen, das wir im Nachstehenden so schildern wollen, wie es in Siebenbür-

gen besteht. Wir haben im vorhergehenden Aufsatze das Werden desselben in kurzem Ueberblicke verfolgt und schreiten nun dazu, es zu zeichnen, wie es ist und, wenn möglich, einige seiner Consequenzen zu ziehen. In runder Summe machen die Wallachen 60 Procent der siebenbürgischen Bevölkerung aus, allein dieses Uebergewicht der Zahl wird in keiner Weise durch ein entsprechendes Uebergewicht der socialen Lage und der Culturstufe gestützt. Wie manche Fortschritte dieser Volksstamm seit dem Jahre 1848, dem Jahre seiner politischen Emancipation, auch gemacht hat, er ist doch noch immer der an materiellem Besitz dürftigste und an geistiger Cultur rückständigste unter seinen Genossen. Dies bringt in seine ganze Stellung einen Zwiespalt. Nach politischer Domination auf Grund seiner Majorität Anspruch machend, dabei in allen Dingen, die ein Volk zu solcher Rolle befähigen, noch weit hinter dem Ungarn, seinem derzeitigen Oberherrn, zurückstehend, vom Deutschen ganz zu schweigen, nimmt sein Ausstreben den Charakter eines den Culturfortschritt der übrigen Nationalitäten retardirenden und bedrohenden Vorganges an.

Wo Sachsen und Wallachen in derselben Gemeinde zusammenwohnen, steht das Besitzverhältniß beider in keiner gesunden Beziehung zum Zahlenverhältniß; die Sachsen sind unter normalen Umständen überall die Besitzenden, die Wallachen aber die Besitzlosen. Diese Angabe wird erläutert durch folgende Notizen aus einer ausführlichen Zusammenstellung, die ich einigen competenten Freunden in Siebenbürgen verdanke. Im Dorfe Kleinschenk verhält sich die wallachische Bevölkerung, der wir, als nach socialer Stellung, Confession und Sitte ähnlichste, die der ansässigen Zigeuner hinzurechnen, zur sächsischen wie 43 zu 100, die Grundsteuer dagegen zu der der letzteren wie 10 zu 100; im Markt Agnetheln ist das Verhältniß der wallachischen zur sächsischen gleich 34 zu 100, das der Grundsteuer wie 4 zu 100; im Markte Großschenk jenes gleich 87 zu 100, dieses wie 23 zu 100; im ganzen Stuhle verhalten sich Sachsen und Wallachen der Seelenzahl noch wie 12 zu 10, der Grundsteuer nach wie 36 zu 8. Der Großschenker Stuhlbezirk, dessen Tabellen wir diese Daten entnehmen, ist indeß noch keiner der in dieser Hinsicht ungünstigst gestellten, und es ließe sich eine ganze Reihe von Gemeinden anführen, in denen dieses Verhältniß sich nahezu zur absoluten Besitzlosigkeit beim Einen und zum Alleinbesitz alles cultivirten Grundes beim Andern zuspitzt. Und die große Mehrheit der wallachischen Bevölkerung dieses Landes steht sowohl zur ungarischen wie zur deutschen in dieser Position, die man einem gespannten Bogen vergleichen kann, der irgend einmal brechen wird, weil in der Natur der Dinge die Tendenz zu immer heftigerer Spannung liegt.

Werfen wir einen Blick auf die Volksvermehrung, so weit die gerade in diesem Punkte mangelhaften statistischen Daten dies mit Vortheil thun lassen. Die Ehen der Wallachen erweisen auf eine Ehe 4,1 Kinder, die der Ungarn 3,7, der Sachsen 3,2. In den sieben Jahren 1838 bis 1844 vermehrten sich die Sachsen um 2, die Wallachen um 5 bis 6 Procent. Während eine statistische Zusammenstellung aus dem Jahre 1786 die Zahl der Griechisch-Katholischen, fast ausschließlich Wallachen, auf 561,000 Seelen beziffert, zeigt eine andere von 1844 ihrer 1,310,000 an. Dies wäre ein Wachsthum, welches das der Deutschen um ein Vielfaches übertrifft, denn von 1766 bis 1832 wuchsen diese an Zahl nur um 41,2 Procent. Diese Zahlen werden durch die tägliche Erfahrung vollkommen bestätigt, vielfach noch überboten.

Aus diesem Mißverhältniß der Zahl, der Vermehrung, des Besitzes entspringt vor Allem eine Schärfung des an und für sich schon genügend schneidenden Nationalitätenunterschiedes, den wir oben schon berührten; zum ethnischen, sprachlichen und confessionellen Gegensatz trifft noch der sociale und macht das Maß des Hasses auf Seiten der sich unterdrückt wähnenden voll zum Ueberlaufen. Es ist bei diesem Zustande nichts natürlicher, als daß jede politische Frage einen socialen Kern in sich faßt, und im Jahre 1848 haben z. B. die aufrührerischen Wallachen des Hunyader und Albenser Comitats mit Flammenschrift auf die Brand- und Blutstätten von Zalathna, Enyed, Abrudbanya und anderen die Art verzeichnet, wie sie die „Gleichberechtigung“ auffassen. Hundertmal habe ich aus dem Munde der Besitzenden die Befürchtung gehört, daß irgend eine politische Krisis augenblicklich zu wo möglich noch scheußlicheren Orgien des primitivsten Communismus führen werde.

Aus dem Anschwellen der unteren Classen erwächst den höheren aber nicht nur diese Gefahr der Zukunft, sie schädigt auch schon jetzt und seit Jahrhunderten die Wurzeln ihrer Existenz. Ein Beispiel! In weitaus den meisten Gemeinden des Sachsenlandes bilden Wallachen und die mit ihnen verschmelzenden ansässigen Zigeuner ein completes Volk von Tagelöhnern; der Wallache tagelöhnerte einst um ein Minimum von Lohn, er grub und hockte Jahre hindurch um ein Stückchen Land für seine Lehmhütte und sein kärgliches Kukurutzfeld; thut er es heute auch nicht mehr so billig, so ist er doch noch immer ein Proletarier. Der sächsische Bauer aber, frei, streng auf die alte Sitte haltend, stolz auf seine Stammes- und Besitzersuperiorität, ist ihm gegenüber ein Aristokrat, so steifnackig, wie das hinterste Pommern ihn nicht schärfer ausprägt. Der Wallach ist Lohnarbeiter, da wäre es für den Sachsen eine unerträgliche Schande, das Gleiche zu sein; lieber legt er sich Entbehrungen jeder Art auf, ja lieber begeht er Verbrechen, als daß er seine Kinder durch Vererbung unzureichender Güter zwänge, auf gleiche Stufe des Erwerbes mit dem Wallachen zu treten. Während der Tagelöhner im Kindersegen einen Zuwachs an Arbeitskraft sieht, fürchtete der Sachse mehr als zwei Kinder zu haben. Er scheute nicht den Umgang mit seinen Mägden, noch selbst das Abtreiben der Frucht, wenn er nur die Schranke aufrecht erhalten konnte, die ihn von der Plebs des Dorfes scheidet. Und nicht genug damit. Er verdarb lieber sein Besitzthum, als daß er es getheilt hätte. Wie mancher Bauer vererbte seinem Sohne ein halbes Dutzend Höfe und ein Grafengebiet an Aeckern, Wiesen und Wald; die Höfe blieben unbewohnt, verfielen und zwei Drittel des Grundes liegen unangebaut. Auf diese Art ist mehr wie ein Dorf ausgestorben, als die böse Türkenzeit schon längst verschwunden und verwunden war, und gar manches steht heute auf dem Sterbeetat. Die Zustände sind zwar um Vieles besser geworden, das schändliche Zweikindersystem verliert mehr und mehr an Boden, ein rationeller Ackerbau bricht sich langsam Bahn und macht solche Verwüstungen unmöglich, allein dem Volkskörper ist einmal die Wunde geschlagen und viel kostbare Zeit verfließt, bis sie vollständig geheilt sein wird. Als Folge des Mißverhältnisses in Zahl und Besitz der beiden Völker sehen wir alle Vortheile des Aufstrebens auf die Seite des ärmern und zahlreichern Volkes fallen, nicht allein das rasche Anwachsen der Seelenzahl, auch das lebhaftere Streben nach Bildung, Besitz, politischer Geltung. Bei uns ist es kein großer Schaden für die Gesammtheit des Volkes, wenn eine höhere Classe sich von den niederen abschließt; wo aber die Mehrzahl eines Stammes, wie das in Siebenbürgen der Fall ist, dieser höhern Classe angehört — Bürger- und Bauernthum sind die zwei Stände, die das siebenbürgische Sachsenvolk in sich fassen, Kleinbauern, Proletariat, Aristokratie im wahren Sinne des Wor-

tes existiren nur in Spuren —, wird dieselbe niemals ohne den denkbar größten Nachtheil geübt werden. In Wirklichkeit hat sich denn auch das Sachsenvolk bis in die jüngste Zeit in seiner Erstarrung befunden, die nur langsam, langsam weicht und noch jetzt in den entlegeneren Bezirken nicht gehoben ist.

Der Sachse — ich spreche vom Bauer — sieht den Wallachen noch immer als den un- oder höchstens halbberechtigten Eindringling an; er seinerseits wird die Kluft, die denselben von ihm trennt, freiwillig nie ausfüllen; dazu ist er zu stolz und zu träge, zu empfindlich und zu vorurtheilsvoll. Selten, daß der Wallache deutsch spricht, auch wenn er jahrelang bei sächsischen Bauern diente, denn seine Muttersprache gebraucht der Sachse nur „unter seines Gleichen", mit den Dienstboten spricht er die Sprache der Dienstboten. Er rechnet nicht gern mehr als sein Vater gerechnet. Dem Tagelöhner, der ihm seinen Mais hackt, leiht er ein Stück Land zum Lohn, baut es ihm mit seinem Pfluge und seinen Pferden an. Daß dies im höchsten Grade unwirthschaftlich ist, leuchtet ein; es ist ein Verfahren, das so manchen guten Bauer zum Besten seiner Arbeiter ruinirt hat, aber es ist nun einmal Sitte. Wohnt er allein oder mit wenigen Landsleuten in einem Dorfe, das allmälig die Wallachen und Zigeuner occupirt haben, so fühlt er sich unbehaglich und giebt vor der Zeit das Spiel auf, wandert aus; wächst sein Heimathdorf stark an, so siedelt er lieber nach einem andern über, als daß er sich jenseits des wallachischen Hüttenkranzes anbaute, denn so egoistisch er auf der einen, so sehr „animal social" ist er auf der andern Seite. Ich wiederhole, daß diese Dinge vielfach besser geworden sind, aber sie spielen sich doch noch mancherorts ab.

Wohin wird das Alles führen? Wird das Vorschreiten der Wallachen fortdauern? Werden die Sachsen sich ermannen? Wird die enorme Besitzungleichheit sich vermindern oder wird sie noch mehr sich zuspitzen?

So wie die Dinge stehen, ist es wahrscheinlich, daß das sächsische Landvolk auch weiterhin an Boden einbüßen wird; nur da, wo es eben so fruchtbare Ehen aufweist, wie sein Rival, und es giebt solcher Orte mehr und mehr, wird es sich halten. Es wird aber voraussichtlich mit der Zeit eine stärkere Stütze an der in Folge der allmäligen Verbreitung besserer Verkehrswege wieder mehr zur Handels- und Industriethätigkeit sich wendenden deutschen Städtebevölkerung, welche in den letzten anderthalb Jahrhunderten leider auch stabil geworden oder gar zurückgegangen war, finden. Gelingt es ihm, gegenüber seinem Rivalen den Vorsprung in Bildung und Sitte festzuhalten, den es errungen, so wird der regere Verkehr, der ihm neue Waffen zum friedlichen Wettkampfe reicht, es retten; gelingt dies nicht, so wird die „natürliche Zuchtwahl" dem fruchtbarern, aufstrebenden Wallachen den Sieg verleihen. Wir können glücklicherweise versichern, daß wenn diesen Verhältnissen für die nächsten Jahrzehnte eine ungestörte Entwickelung gestattet sein wird, das mit allen Mitteln gehobene Unterrichtswesen der Sachsen seine günstige Wirkung nicht verfehlen wird, denn es ist musterhaft. Aber wir zweifeln, ob sociale Zuckungen unter den Umständen, wie wir sie in Kurzem dargestellt haben, vermeidlich sind, wie sehr wir auch im Interesse der allgemeinen Cultur und speciell der unserer Landsleute ihr Ausbleiben wünschen müssen.

Wanderungen in Südtirol.

Von **G. Dahlke.**

II.

Kastelruth. — Tisens.

Außer sechzig theilweise farbig verzierten Häusern, welche die Pfarrkirche von Kastelruth umschließen, sind mehr als vierzig Höfe des Oberdorfes über die hügelige Flur bald einzeln, bald in kleinen Gruppen ausgebreitet. Bauart und Lage des Ortes tragen ein gefälliges Gepräge; der anmuthige, mit Föhren, Laubholz und Gebüsch bewachsene, mit der Capelle des heiligen Antonius geschmückte Schloßberg bildet die Schattirung des Gemäldes; wohlgepflegte Aecker und Wiesen zeugen von dem Fleiß der Bewohner; trotz der bedeutenden Höhe von nahezu 3500 Fuß gedeihen Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Blenten-Heidekorn vortrefflich; Alpen und Bergwiesen begünstigen die Viehzucht.

Von den römischen Ansiedelungen, welche in alter Zeit das Mittelgebirge bedeckten, geben Sagen und Alterthümer glaubhafte Kunde; angeblich haben Römer an der Stätte der Antonius-Capelle das Schloß Kastelruth und am Eisackufer die Trostburg erbaut; bei Jagusens, Pröfels und anderen Orten der Umgegend sind Waffen von Bronce, Bruchstücke von Schwertern und Lanzen, Laren, Münzen, Armgehänge, Hals- und Ohrgeschmeide römischer Arbeit ausgegraben und in verschiedene Sammlungen zerstreut worden. Als die Bajuvaren dies Gabot erobert und Bozen zum Sitz eines Gaugrafen erhoben hatten, floh ein Theil der römischen Ansiedler in die Schluchten des Grödner und Gader Thales; baierische Edle bezogen die verlassenen Wohnungen.

In dem Porphyrgebiet von Bozen nimmt das charakteristische, nach Freiherrn v. Richthofen den letzten Eruptionen angehörende Gestein der Terrassenlandschaft von Völs, Seis, St. Oswald, Kastelruth und St. Michael eine bedeutsame Stelle ein. Der dunkelziegel- bis carmoisinrothe Quarzporphyr von Kastelruth läßt auf den Bruchflächen weißliche Durchschnitte von eingeschlossenen Krystallen erkennen, zeigt säulenförmige, auf dem Calvarienberge in vorzüglicher Reinheit ausgebildete Absonderungen und ist an den terrassenförmigen Abstürzen durch das Gewirr zerklüfteter, mit Nadelholz bewachsener Felstrümmer charakterisirt.

Die Urgeschichte des Schlosses Kastelruth ist in Dunkel gehüllt; nachdem es im elften Jahrhundert ein Sitz der Edlen gleiches Namens gewesen, 1402 von dem Herzog Leopold von Oesterreich gegen achthundert Pfund Berner an Michael von Wolkenstein, neunzig Jahre später von Kaiser Maximilian I. um 2400 Gulden dem Ritter Oswald von

Wolkenstein verpfändet worden war, und Kraus von Sala zu Krauseck die Herrschaft gegen Zahlung des Pfandschillings und ein Aufgeld von zehntausend Gulden unter Erzherzog Ferdinand Karl erworben hatte, erbaute Georg von Kraus aus dem Gemäuer des verfallenen Römerschlosses das Kirchlein des heiligen Antonius und sieben Stationscapellen; die Dorfgemeinde aber kaufte von dem spätern Besitzer, Freiherrn von Giovanelli, den Schloßhügel, um den Calvarienberg allgemeiner Benutzung freizugeben. Auch das Dorf hat nach Ausweis des Salbuchs von Brixen schon am Ende des zehnten Jahrhunderts bestanden und sein Ursprung reicht sicher in frühere Zeiten zurück, obwohl in der Matrikel der Kirche der erste Pfarrer nicht vor dem Jahre 1291 aufgeführt ist.

Der lichtvollen Außenseite des neuerbauten Gotteshauses entspricht die innere Ausstattung des rundgewölbten Schiffes: glänzend braune Nußbaumbänke und der Schmuck des Hochaltars durch die Figuren der Apostelfürsten und Deschwanden's farbenprächtiges Bild — Maria's Himmelfahrt. Während die Himmelskönigin ihren Siegesflug durch den Aether beginnt, fällt auf den verhüllten Steinsarg ein Blumenregen nieder, dessen Farbenglanz die umstehenden Leidtragenden mit Bewunderung erfüllt und ihr Auge von den duftigen Rosen des Grundes auf die himmelanschwebende Jungfrau lenkt. Das blendende Colorit und die malerische Gruppirung der Gestalten geben dem Bilde ein genreartiges Gepräge, das mit dem Inhalt der Darstellung wenig zusammenstimmt, und diesen Widerstreit der Empfindung vermögen auch die Statuen der Apostel von der Hand des Grödner Holzschnitzers Melchior Rungaldier (1774) nicht völlig aufzuheben, weil der edle Ausdruck ihrer Gesichter durch theatralische Körperhaltung beeinträchtigt wird.

Zur Rechten des großen, von Doppelsäulen mit jonischem Capitäl umrahmten Altargemälde steht Petrus mit dem Attribut seiner richterlichen Gewalt in der erhobenen Rechten, während die Linke das Evangelium fest an die Brust gedrückt hält. Ueber das kurzlockige Haar legt sich der Goldreif des Heiligenscheins; das Haupt ist leicht zur Seite geneigt, der Blick nach oben gerichtet, die faltenreiche, fein ausgearbeitete Gewandung unruhig bewegt, als ob die Gestalt im Sturm vorüberschritte. Als ein Abbild blühender Mannesschönheit erscheint dagegen Paulus zur Linken mit welligem, in der Mitte gescheiteltem Haar, langgeringeltem Bart, sinnig in die Ferne blickendem Auge, Schwert und Bibel in den Händen. Ein Zug milder Wehmuth giebt dem Gesichte einen hinreißenden Ausdruck, der durch die feingewölbte, zum Theil unter Haarlocken verborgene Stirn noch erhöht wird, und das Haupt zeigt im Gegensatz zu Petrus' schmaler, kantiger Stirn den Ausdruck geistiger Kraft. In den bauschigen Brüchen des Mantels, der mit dem einfach gefalteten Unterkleide die elastischen Glieder des Körpers umschließt, verräth sich auch hier das Streben des Bildners nach malerischer Wirkung. Während die Rechte das geöffnete Buch auf dem Arm an die Brust stützt, halten die Finger der linken Hand den Griff des Schwertes nur leicht, fast nachlässig umfaßt. Wenn den Gestalten edle Einfalt, ernste Würde und Ruhe fehlen, so geben sie doch ein glänzendes Zeugniß für die rasche Entwickelung der Grödner Bildschnitzerei, und ihre Vergleichung mit dem Werke des Schweizer Malers läßt die eigenartigen Vorzüge der heimischen Kunst deutlich hervortreten. — Ein gepflasterter, länglich viereckiger, von dem großartigen Pfarrhause begrenzter Platz umschließt die Kirche und den freistehenden Thurm, dessen wohlklingendes Glockengeläut von den Felsenbergen wiederhallt. Der Kunstsinn der Tiroler ist in der Vorliebe für Kirchenmusik und melodischen Glockenklang erkennbar; mehr als hundert Landgemeinden haben in dem letzten Jahrzehnt für die Beschaffung von reingestimmten Kirchenglocken namhafte Summen verwendet.

Auf dem Gange nach dem Schloßberge traf ich hier und da ein altes Mütterchen, auf dem ebenen, von Föhren und Laubholz beschatteten Rasenplatze spielten kleine Mädchen, dann und wann schöpfte ein krauslockiger Bube am Steinbrunnen Wasser; aber von den tapferen Schützen, welche 1866 Garibaldi's Rothhemden mit blutigen Köpfen von der Grenze zurückgewiesen hatten, und von den Burschen und Mädchen, deren Gestalten und Züge, nach Beda Weber, noch heute römischen Ursprung verrathen sollen, ließ sich Niemand blicken: „Mannen und Weibsbilder“ waren auf die Seiser Alp gezogen, die Straßen von Kastelruth waren öde und leer.

Im Gastzimmer des Rößleins dieselbe Stille. Erst in vorgerückter Abendstunde versammelten sich hier einige Gerichtsbeamte, der Arzt, ein Sattlermeister und ein junger Mann, der den Inhalt der Zeitung mündlicher Unterhaltung vorzog. Die Herren tadelten den Geist der Landbevölkerung und ließen ahnen, daß der Streit zwischen Kirche und Staat, zwischen Reichsrath und Landtag auch an diesem stillen Orte den Frieden der Gesellschaft gestört hatte. „Unseren Bauern,“ hieß es, „fehlt der Blick für die Beurtheilung der Politik und das Verständniß für die geistigen Beziehungen des Lebens; ihre Fügsamkeit gegen die Kirche beruht auf der Macht äußerer Gewohnheit; mit der Vorliebe für kirchliche Uebungen geht die Gleichgültigkeit gegen allgemeine Interessen, mit der mechanischen Pflege des Ackerbaues die Abneigung gegen Bildung und Wissen Hand in Hand. Wenn Sie das musterhafte Pflaster der Ochsenstraße auf der Seiser Alp mit dem holperigen, kaum fahrbaren Postwege nach der Eisenbahn vergleichen, so haben Sie ein Bild von dem Streben der Landbevölkerung, die zwar ihr Vieh sorgfältig pflegt und auf glatten Pfaden zur Weide führt, die aber allen Fremden den Zugang in die Berge des Alpenlandes durch Hindernisse verleiden möchte.“

„Wie haben die Bewohner das Dogma von der Unfehlbarkeit aufgenommen?“ — „Mit Schweigen; anstatt ihr selbständiges Urtheil über diese Kirchenlehre auszusprechen, warten sie auf das Stichwort des Bischofs, um dann einstimmig für die Anschauung des Oberhirten einzutreten.“ — „Und welchen Ausgang hat die Schulprüfung genommen?“ — Sichtlich überrascht hob der Zeitungsleser den Kopf und schien die Frage beantworten zu wollen, doch bald ließ er den Blick wieder unruhig über die Zeilen gleiten, während die Mienen der Anwesenden leichte Verlegenheit spiegelten. Das allgemeine Schweigen verrieth nur zu deutlich, daß auch die Schulfrage Zerwürfnisse veranlaßt hatte, obwohl der Inspector bei der Prüfung keine Störung erfahren haben soll. Erst als ich später die Tochter des Hauses nach dem Namen des Mannes fragte, der so eifrig in der „Freien Presse“ gelesen, erfuhr ich, daß der zweite Lehrer der Knabenschule Zuhörer unseres harmlosen Geplauders gewesen war.

Am folgenden Morgen wanderte ich durch den Thorbogen des Pfarrplatzes an dem laubig eingerahmten Gerichtsgebäude und den schmucklosen Bauerwohnungen vorüber bis zum Westrande des Dorfes, überschaute von einem Porphyrfels den Katzenkofel, dessen bewaldeter Gipfel die Trümmer eines verschollenen Schlosses birgt, den Plotzhügel mit der St. Annencapelle, die muldenförmige, von Quellbächen auf grünem Wiesengrunde durchrieselte Schlucht, an deren Nordhang die rothe Kuppel des Kirchleins St. Nicolaus über den Obst- und Nußbäumen von Tisens hervorlugt, und ließ das Auge von den armseligen Häuschen mit rohgezimmerten Holzwänden und locker gefugten Schindeldächern zur Seite

bald auf das strahlende Verenakirchlein und den Thurm von Lengstein auf dem Ritten, bald auf den Riesenbau des Schlern gleiten, dessen trotzig aufstarrendes Getäfel in erhabener Größe über dem Tann der Heldensage thront. Feldarbeiter mit Sense und Rechen zogen schweigend die Straße hinab, an der Biegung des schiefwinkeligen, abwärts führenden Weges überwachte eine braunäugige Maid Kühe und Ziegen, während ihre Finger eine grobe Strohkette flochten. In Tisens fand ich Kirche und Meßnerhaus verschlossen, und war genöthigt, die Mühle des Bauers, der das Kirchenamt verwaltet, im Grunde der Thalschlucht aufzusuchen, um mir den Kirchenschlüssel zu erbitten.

Das einschiffige Langhaus und der fünfseitig abgeschlossene Chor des gothischen Kirchleins sind von Spitzbogengewölben überspannt, deren Rippen auf einfach gegliederten Consolen in halber Höhe der Binnenstrebepfeiler ruhen. Durch die Fürsorge des Pfarrers von Kastelruth ist der noch vor wenigen Jahren über dem Portal der Vorhalle eingemauerte Flügelaltar stilgemäß ergänzt und in neuer Fassung zum Schmuck des Hochaltars im Chor aufgestellt worden. Ob das Bilderwerk, wie Professor Gredler annimmt, von der kunstgeübten Hand Michael Pacher's oder von einem andern tirolischen Meister des funfzehnten Jahrhunderts stammt, mag dahin gestellt bleiben; die Wiederherstellung des schönen, an seinem frühern Standort für den Kunstgenuß verlorenen Werkes verdient rühmende Anerkennung.

Der breitheilige Kasten enthält in dem Mittelfelde die Madonna in goldenem Mantel, sitzend, das Kindlein auf dem Schooß, den aufgehobenen Fuß des Knaben auf ihre linke Hand gestützt. Aus ihrem großen, weithin schauenden, von zarten Augenbrauen kaum beschatteten Auge leuchtet ein Ausdruck stolzer Majestät und um den kleinen, faltig eingerahmten Mund spielt ein Zug selbstbewußter Würde. Ueber das blonde, leicht niederrieselnde Haar legt sich ein feingefaltetes Tuch, das die breitgewölbte, glatte Stirn wirksam hervortreten läßt. Wie das Haupt nur geschaffen erscheint, den Schmuck der Herrscherin, die goldene Krone, zu tragen, so stellt der hocherhobene linke Arm und die feingegliederte Hand die äußere Schönheit zur Schau. Auch der kunstvoll gebauschte, in kühnem Faltenwurf über das rothe Untergewand Maria's gelegte Goldstoffmantel läßt diese Absichtlichkeit des Bildners, dies geistreiche Spiel mit den Mitteln seiner Technik zum Zweck malerischer Wirkung erkennen, während das knopfartig vorspringende Kinn mit der geraden, feinen Nase, der büstenartige Hals mit dem lebensvollen Kopf einen unschönen Gegensatz bilden. Der rechte Fuß des Kindleins ruht in der Mutter Schooß, der linke schreitet vorwärts in die Welt, die einst der Schauplatz seiner Thaten werden soll; um die glatte Stirn kräuseln sich hellblonde Ringellocken, der heitere Blick ist nach oben gerichtet.

Die Seitenfiguren — St. Leonhard mit den düsteren Zügen eines Mönchs und St. Nicolaus, dessen gefurchte Stirn und Wange die Sorgen des bekümmerten Seelenhirten verrathen — sind durch den zu engen Rahmen der Nische theilweise verdeckt; die Reliefdarstellungen auf den Flügeln: Papst Sylvester und St. Martinus mit dem Attribut der Gans, die ihren Hals unter dem Mantel des mild gesinnten Heiligen neugierig hervorstreckt, von geringerm Kunstwerth; das Gemälde der Außenseite: Maria's Verkündigung, in zwei Abtheilungen, befremdet fast durch den strengen Ausdruck der Züge in dem Angesicht des Engels und der sittigen Jungfrau. Ein Meisterwerk der Gruppirung und Charakteristik ist dagegen das Schnitzwerk der Predella: Maria auf dem Sterbebette, mit halberhobenem Haupt, verklärten Zügen und erlöschendem Auge, umringt von trauernden Jüngern und schmerzerfüllten Frauen. Der heilsame Trank ist wirkungslos geblieben, Petris Trostesworte aus dem Buch der Bücher sind verklungen — die letzte Stunde naht. Die mannichfache Schattirung der Empfindung in den Köpfen der Umstehenden ist mit großer Feinheit ausgeführt; wie hier die Thräne aus umflortem Auge niederfällt, dort ein Blick klagend oder in demüthiger Ergebung zum Himmel gerichtet wird, Wehmuth, Schmerz oder maßvolle Trauer das Gemüth erfüllt, indeß die Seele der Dulderin sich von der Welt des schönen Scheins zum Paradiese schwingt — wie die Leidtragenden und die sterbende Mutter uns die Tiefen des Seelenlebens erschließen, das sich in jeder Gestalt in eigenartiger Weise offenbart: diese Kunst der Charakterzeichnung kann mit Worten nur flüchtig angedeutet werden. Für den Mangel an Formschönheit, Ebenmaß der Glieder, Anmuth der Stellung und manche bemerkbaren Fehler in einzelnen Figuren versöhnt dies Holzschnitzgebilde eines unbekannten Meisters durch schöpferische Gestattungskraft und jene Kunstfertigkeit der Ausführung, welche die feineren Abstufungen individueller Gefühle zur Anschauung bringt, die innere Stimmung durch die grobe Hülle hindurchscheinen läßt.

Auf dem Rückwege faßte ich noch einmal die Wiesenmatten von Tisens, die Rundkuppen des Hochlandes, die Riesentafel des Schlern und den scharfbegrenzten Westrand der Seiser Alp zu einem Rundbilde zusammen, in dessen Rahmen die Feder später diese leichten Striche gefügt.

Menschenraub und Mordthaten in der Südsee.

A. Böse Saat trägt schlimme Früchte. Aus Sydney in Neusüdwales wird unterm 4. November Folgendes gemeldet: „Bischof Patteson und der Missionär Aiken sind während ihrer Landung auf Santa Cruz von einem melanesischen Eingeborenen ermordet worden; derselbe nahm Rache dafür, daß die Sklavenhändler ihm verwandte Insulaner geraubt und hinweggeführt hatten.“

Hier haben Unschuldige dafür leiden müssen, was von Bösewichtern verübt worden ist. Die schwarzen Bewohner der melanesischen Inselgruppen haben die Blutrache, und sie denken in Bezug auf dieselbe genau so wie die Indianer Nordamerikas. Die Weißen bilden für sie eine Gesammtheit, und zwar eine feindliche; auf feine Unterschiede von Personen oder Individualitäten wissen sie nicht einzugehen. Ein Weißer verübt eine Mordthat oder er stiehlt Menschen; dafür nimmt der schwarze Mann an dem Mörder oder Räuber selbst Rache, oder in Ermangelung desselben an dem ersten besten andern Weißen, und seiner Ansicht gemäß erfüllt er damit eine Pflicht.

Wir haben in unserer Zeitschrift vor wenigen Wochen (S. 252 bis 255; 284 ff.) ausführlich den Menschenraub in der Südsee und die Art und Weise, wie er von den weißen Bösewichtern betrieben wird, besprochen. Es ist eine

Schmach nicht bloß für die Colonialregierungen von Neusüdwales und Queensland, daß derselbe trotz aller Enthüllungen und amtlichen Berichte, wie z. B. Capitän Palmer sie gegeben hat, ununterbrochen im Schwange geht, auch die Londoner Regierung ist schuldig. Sie weiß seit Jahren, wie grauenhaft und empörend der Unfug ist, welcher unter ihrer Flagge getrieben wird, aber sie hat bis heute keine einzige nachdrückliche Maßregel ergriffen, um demselben zu steuern.

Die Missionäre geben sich alle erdenkbare Mühe, um die Eingeborenen gegen Gewaltthätigkeiten der Menschenräuber, welche ihr Handwerk ganz offen und systematisch treiben, in Schutz zu nehmen, aber sie können, friedlich wie sie sind und sein müssen, nur wenig ausrichten. Sie besitzen eigene Schiffe, um Rundreisen nach den verschiedenen Inseln, welche zu einem gewissen Sprengel gehören, unternehmen zu können. Auf denselben versorgen sie die Missionäre der einzelnen Inseln mit allerlei Bedarf, auch mit Büchern und Zeitungen, halten Gottesdienst und bemühen sich, durch Freundlichkeit das Wohlwollen und das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Diese haben an ihnen die besten, aufrichtigsten Freunde, bleiben aber dennoch auf manchen Inseln nicht ohne Verdacht, weil die Missionäre eben weiße Leute sind, Landsleute der Menschenräuber. Wir haben in unserm frühern Berichte einige Beispiele dafür angeführt; erst nachdem die Insulaner sich überzeugt hatten, daß sie mit friedlichen Menschen in Berührung gekommen seien, schwanden ihre Besorgnisse.

Missionär Aiken und Bischof Patteson waren nun auf einer solchen Rundreise begriffen und besuchten auf derselben auch den Santa-Cruz-Archipel. Diese Gruppe liegt in 10°S. und wird von 165° O. v. Gr. durchschnitten; sie zieht sich in einem Bogen von Südost nach Nordwest hin zwischen dem Archipel der Neuen Hebriden (über welchen wir in unseren beiden oben erwähnten Aufsätzen ausführlich gesprochen haben) und jenem der Salomons-Inseln. Die Gruppe ist in der Geschichte der Entdeckungen merkwürdig und wir wollen in einer unserer nächsten Nummern Einiges darüber anmerken. Hier sei nur gesagt, daß die Insel, auf welcher die beiden Geistlichen erschlagen wurden, und die als Santa Cruz bezeichnet wird, bei den Eingeborenen Nitendi heißt, nicht Nititdi, wie auf der prächtigen Chart of the World von Hermann Berghaus steht.

Die Ermordung der beiden Geistlichen wird in England sicherlich einen Sturm hervorrufen; es ist jedoch gut, daß von vornherein die Schuld nicht auf die schwarzen Leute gewälzt wird, sondern auf jene, welche sie in der That tragen, nämlich auf die englische Regierung und auf die Menschenräuber, denen man bis heute freies Spiel gelassen hat. Ein Herr H. T. Dudley sagt mit Recht („Times Mail“ 1. December): „Der gute Bischof und sein Gefährte sind nicht von den Insulanern ermordet worden, sondern von den Menschenräubern. Dem afrikanischen Sklavenhandel hat man gesteuert; soll jener in der Südsee weiter floriren?“

Bischof Patteson war seit Jahren eifrig bestrebt gewesen, die Schandthaten der Menschenräuber ins wahre Licht zu stellen, — die überhaupt sehr lahm gewordene englische Regierung that aber nichts. Im October 1870 ließ er in der „Neuseeländischen Kirchenzeitung“ einen Aufsatz drucken, in welchem er die Zustände schildert. Er sagt im Wesentlichen Folgendes:

„Ich weiß, daß auf den nördlichen Neuen Hebriden und den Banks-Inseln sehr häufig Betrug und Gewaltthaten verübt werden. Ich kenne diese, das Gesetz verachtenden Subjecte und das gesetzwidrige Verfahren von Personen, welche Sklavenhandel treiben, bin aber nicht berechtigt, sie mit Namen zu bezeichnen. Ein Mann meldet mir, daß eben jetzt vier Schiffe, welche er genau bezeichnet, von den Neuen Hebriden Menschen holen. Ihnen ist bekannt, so schreibt er mir, daß diese Händler keine Scrupel kennen und kein Gewissen haben, wenn es darauf ankommt, Geld zu machen; für sie existiren keine Gesetze, weder menschliche noch göttliche. Ich melde Ihnen das Alles vertraulich und damit Sie vorsichtig seien, wenn Sie nach jenen Inseln kommen sollten.“

Dann schreibt Patteson seinerseits weiter: „Der Capitän eines Walfischfahrers meldet mir Folgendes: In früheren Jahren brachten die Eingeborenen gern Landesproducte; wir gaben ihnen dafür Beile, Angelhaken, Taback &c. Sie dankten uns und wir dankten ihnen. Manchmal war das ganze Deck voll von ihnen. Als dann aber der Menschenraub seinen Anfang nahm, benutzten das die Sklavenhändler; die Insulaner ließen sich leicht in den Schiffsraum verlocken; dann schlugen jene die Luken zu und segelten fort. Jetzt kommt kein Eingeborener mehr auf einen Walfischfahrer, und wir unsererseits dürfen nicht wagen, ans Land zu gehen. Früher nahmen wir Manche, die es wünschten, als Fahrgäste mit nach einer andern Insel und bekamen dafür Schweine und Früchte. Auch das ist von den Räubern benutzt worden; sie nahmen die Leute an Bord, schleppten sie jedoch in die Sklaverei. Sollten nun wir Schiffbruch leiden, dann sind wir verloren, weil wir unser Leben für die hingeben müssen, welche geraubt worden sind. Dann wird man über die Insulaner schreien, sie blutdurstig nennen &c. Und doch, was haben sie denn gethan? Recht allerdings nicht, aber nichts Anderes, als was in ähnlichen Fällen auch civilisirte Leute gethan haben. Ich höre, daß die Sklavenräuber Ihren (des Bischofs) Namen mißbrauchen, um Eingeborene von ihren Inseln fortzulocken; auch erfahre ich aus guter Quelle, daß sie sich erkundigen, wo das „Südliche Kreuz“ (der Missionsschooner) sich befinde. Wir haben unter solchem Unfuge zu leiden, denn auf manchen Inseln, wo wir mit den Eingeborenen auf dem besten Fuße standen, müssen wir jetzt auf unserer Hut sein. — Ich meinerseits protestire von vornherein dagegen, daß man solche Insulaner bestraft, welche etwa Boote wegnehmen und Schiffsvolk gefangen abführen, bis klar und deutlich erwiesen ist, daß sie beides nicht als Wiedervergeltung thaten, für Gewaltthätigkeiten, die an ihnen von Weißen verübt worden sind. Noch vor wenigen Tagen erhielt ich einen Bericht, daß auf Espiritu Santo (einer der Neuen Hebriden) die Mannschaft eines Bootes erschlagen worden sei. Das ist auch sehr glaublich und ich erwartete gar nichts Anderes zu hören; alle Schuld fällt auf die Weißen, und es wäre geradezu eine Ungerechtigkeit, die schwarzen Leute für Handlungen zu bestrafen, welche sie, wie man ja weiß, unter den gegebenen Verhältnissen begehen. Man spricht und schreibt viel Ungereimtes über die sogenannte Verrätherei dieser Insulaner. Ich verkehre seit nun vierzehn Jahren mit ihnen und habe von dergleichen auch nicht eine Spur bemerkt, und ich darf wohl auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wenn ich versichere, daß der Melanesier, wenn man ihn freundlich behandelt, sich auch seinerseits freundlich zeigt. Aber die Berührung mit den sogenannten Händlern ist ganz dazu angethan, unter diesen wilden Leuten nicht bloß schlimmen Verdacht zu erwecken, sondern auch ihre Leidenschaften zu erregen. Es ist, um diesen wahrhaft jammervollen Zuständen ein Ende zu machen, nöthig, daß die britische Reichsregierung energisch eingreife.“ —

Die „Times“ hat die vorstehenden Mittheilungen zum Texte für einen sehr seichten oberflächlichen Leitartikel genommen, aus dem wir ersehen, daß das „Weltblatt“ mit Capitän Palmer's Kidnapping in the South Sea nicht bekannt ist. Dasselbe bringt die ordinären Redensarten über die „Civilisirung der Wilden“. Australien gebrauche Arbeits-

kräfte. „Es geschieht kein Unrecht und man kann viel Gutes bewirken, wenn man Wilde in ein civilisirtes Land schafft, wo sie sich die Künste der Industrie aneignen, die Principien des Fortschrittes in sich aufnehmen und geeignet machen können, um nach der Rückkehr in ihre Heimath ihre Landsleute zu unterrichten." Natürlich werden strenge Verordnungen gegen Mißbrauch verlangt; ein paar kleine Dampfer sollen in den melanesischen Gewässern kreuzen, das Durchsuchungsrecht haben, etwaige Sklavenhändler aufbringen; auch sollen nur solche Arbeiter nach Queensland und den Fidschi-Inseln gebracht werden, die sich freiwillig anwerben lassen &c.

Nun wollen sich aber die schwarzen Insulaner nicht freiwillig anwerben lassen, und eben daraus ist der Menschenraub erwachsen. Vor mehreren Jahren ließen sich allerdings noch Manche bereden, auf ein Jahr sich zu verdingen; statt dessen hielt man sie aber drei Jahre und länger in factischer Sklaverei und nur ausnahmsweise brachte man einige in ihre Heimath zurück. In Queensland und bei den nichtsnutzigen Abenteurern auf den Fidschi-Inseln müssen die Wilden auf den Plantagen arbeiten und kommen mit der sogenannten Civilisation in keinerlei Berührung; sie sind lediglich menschliche Arbeitsthiere. Und als solche sollen sie, wie die „Times" faselt, die „Künste der Civilisation und die Principien des Fortschrittes" sich aneignen, um in diesen dann bei den Wilden ihrer Heimathinseln als Lehrmeister aufzutreten!

Duldsamkeit der buddhistischen Priester in Hinterindien.

Es ist ein Ruhm für die buddhistische Geistlichkeit der hinterindischen Länder, daß sie frei ist von kirchlichem Hochmuth, von dünkelvoller Ausschließlichkeit, von bekehrungssüchtigem Fanatismus; sie ist im Gegentheil in religiöser Beziehung tolerant und kann als gutes Beispiel für andere dienen. Dieses Zeugniß haben ihr auch die französischen Reisenden ausgestellt, welche mit Lagrée die Expedition von Saigong aus auf dem Mekong bis nach Yünnan in China machten. Ein Mitglied derselben, L. Delaporte, hatte von der Stadt Kemarat im Lande der Laos einen Ausflug in die benachbarten Wälder gemacht und mehrere in denselben liegende Dörfer besucht, in welchen viel musicirt wurde. Die laotischen Landleute waren gegen den Europäer freundlich und zuvorkommend; sie baten ihn, die Nacht über bei ihnen zu bleiben, und er willigte ein, weil es schon zu spät war, um nach der einige Meilen entfernt liegenden Stadt zu gelangen. Wir lassen ihn weiter erzählen.

Einige Laosmänner geleiteten mich zur Dorfpagode, wo mir ein Geistlicher eine Matte und eine hölzerne Unterlage für den Kopf darbot. Ich fand bereits einige andere Reisende in der Pagode; sie schliefen dort auf dem platten Boden. Der Bonze entfernte sich und ich schlief bald ein.

Es war nicht zum ersten Male, daß ich in einer Pagode übernachtete, und wie oft sollte ich noch Tage und Nächte beim Fortgang unserer Expedition unter einem gastlichen Tempeldache verweilen! In jenen Gegenden kennt man Gasthöfe und Herbergen in unserm Sinne nicht. In den Städten und großen Flecken sind sogenannte Salas hergerichtet, in welchen die Reisenden ein Unterkommen finden; in kleineren Dörfern wohnen sie in den Pagoden; dergleichen sind auch in einigen Städten für sie vorbehalten, doch wird in solchen Tempelgebäuden kein Gottesdienst verrichtet.

In kleineren Ortschaften ist nur ein einziger Tempel vorhanden, und dorthin geht ohne Weiteres der Wanderer. Jedermann wird von den Bonzen mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen; man fragt ihn nicht, wer er sei, wohin er gehe und was er wolle; man kümmert sich nicht um seine Nationalität, Religion oder seinen Stand und Beruf. Sobald er die Pagode betreten hat, ist er wie zu Hause; dort speist und schläft er, raucht seine Pfeife Taback und bewegt sich unbehindert in voller Freiheit; er steht ja unter Buddhas schützender Obhut.

Die herzliche Gastfreundschaft, welche die Bonzen gleichsam als Stellvertreter Buddhas und in dessen Namen gewähren, bildet einen charakteristischen Zug in den religiösen Sitten dieses Landes. Wir haben auf unserer langen und weiten Reise eine solche gastliche Aufnahme in mehr als hundert Pagoden gefunden. Allein oder in größerer Anzahl, krank oder gesund, mochten wir nur eine Nacht über oder Tage lang verweilen, — wir fanden ohne jegliche Ausnahme dieselbe freundliche Aufnahme, das gleiche Wohlwollen und immer dieselbe Dienstbeflissenheit. Die guten Bonzen ließen sich durch unsere Anwesenheit in ihren Obliegenheiten nicht stören, und es versteht sich von selbst, daß wir ihnen nicht hinderlich waren bei Ausübung ihrer einfachen und rührenden Ceremonien. Falls es sich jedoch ausnahmsweise einmal traf, daß ein Reisender die gebührende Zurückhaltung nicht beobachtete, dann thaten sie als bemerkten sie es nicht, und nur selten bemerkte man ein leises Anzeichen von Ungeduld.

Je weiter wir auf unserer Reise vordrangen, um so öfter hatten wir Gelegenheit, die religiöse Duldsamkeit zu bewundern. Bei den laotischen Buddhisten ist sie ohne alle Einschränkung, und ich muß das um so mehr betonen, da das religiöse Gefühl bei den Laos sehr stark entwickelt ist und die Anhänglichkeit an die Formen des Cultus scharf hervortritt. Bei ihren Nachbaren, den Chinesen, herrscht gleichfalls volle religiöse Toleranz, sie ist jedoch bei ihnen mit religiöser Gleichgültigkeit verbunden; sie sind durchaus indifferent. Unter solchen Verhältnissen erscheint es auf den ersten Blick schwer begreiflich, wie diese so geduldigen Leute dahin gebracht werden können, daß sie zu blutigen Verfolgungen gegen die europäischen Missionäre die Hand bieten. Wir haben im Lande selbst oftmals diesen Gegenstand in Erwägung gezogen, die verschiedenen Thatsachen neben einander gestellt und kamen alle zu einerlei Ansicht. In Hinblick auf die Contraste, welche wir wahrnahmen, kamen wir zu der festen Ueberzeugung, daß in Beziehung auf Duldsamkeit alle Vorzüge auf Seite der buddhistischen Priester sind. Commandant Lagrée erzählte uns einen Vorfall, den ich einfach berichten will; die Reflexion überlasse ich dem Leser.

Er verweilte mehrere Monate in einer Stadt Kambodschas und wurde dort mit dem Vorsteher einer in großem Rufe stehenden Pagode näher bekannt. Dieser Geistliche war ein gelehrter freundlicher Greis, den Jedermann hochehrte. Lagrée besuchte ihn häufig, blieb Stunden lang bei ihm und unterhielt sich über Landes- und Volkssitten, Religion und Alterthümer. Zuweilen begegnete der französische Commandant einem französischen Missionär, welcher sich in derselben Stadt niedergelassen hatte, und nahm ihn dann mit

sich zu dem alten Bonzen, der beide mit gleicher Herzlichkeit empfing. Als er sie einst in das Gotteshaus führte, um ihnen dort allerlei zu zeigen, behielt der französische Missionär den Hut auf dem Kopfe, die brennende Pfeife im Munde, spie auf den Fußboden, sprach in schwatzhafter Weise überlaut und erlaubte sich mehrmals helles Gelächter. Der buddhistische Geistliche nahm scheinbar nicht die geringste Notiz von den frechen Ungezogenheiten seines christlichen Amtsbruders.

Der europäische Missionär wurde eine Zeitlang unsichtbar; er war verreist. Lagrée, welcher sich gleichfalls auf einige Wochen entfernt hatte, sprach nach seiner Rückkehr bei dem ehrwürdigen Bonzen vor; dieser erzählte mit ruhigem Ernst, aber ohne jede Gereiztheit, daß er inzwischen dem Missionär einen Besuch gemacht und um Erlaubniß gebeten habe, einmal dessen kleine Kirche zu besuchen. Zu seinem Leidwesen habe ihm das der Missionär mit hochmüthiger Miene rundweg verweigert. Mit einem solchen Geistlichen könne er fernerhin keinen Verkehr unterhalten.

So der Bericht Delaporte's.

Nekrolog 1871.

Basevi, Capitän der indischen Armee und Mitglied der großen trigonometrischen Aufnahmecommission in Centralasien. Er war entsendet worden, um an einigen Stationen des Hochlandes von Tibet Beobachtungen anzustellen, und nachdem er diese Aufgabe auf einer Station in einer Höhe von 15,500 Fuß über der Meeresfläche vollzogen hatte, überschritt er die Grenze von Groß-Tibet, und suchte einen passenden Punkt auf, um seine Schlußbeobachtungen zu bewerkstelligen. Da erkrankte er, und erlag seinem Uebel. Er starb zwei Tagemärsche von Bujam im Tschangtschenmo-Thal auf einer Höhe von 17,000 Fuß und 32 Märsche von Kaschmir entfernt, dem nächsten Orte, wo ärztlicher Beistand zu finden gewesen wäre! Capitän Basevi war ein Offizier von seltener wissenschaftlicher und allgemeiner Bildung, und hatte sich mit Leib und Seele seinem Fach gewidmet. Er hat in jedem Theile Indiens unschätzbare Dienste geleistet, von Ladak angefangen bis zu dem südlichsten Punkte der Präsidentschaft Madras. Seine wichtigste und schwierigste Leistung waren die Pendelbeobachtungen auf dem ganzen indischen Festlande.

Bouët-Villaumez, Ludwig Eduard, Graf, Admiral der französischen Flotte, geboren am 24. April 1808, starb am 8. September 1871 zu Paris. Er trat als Schiffsfähnrich in die Marine und avancirte schnell zum Capitän. In dieser Stellung verwaltete er 1844 bis 1847 die französischen Besitzungen am Senegal, als deren tüchtiger Kenner er galt. Für uns ist besonders bemerkenswerth seine nautische Aufnahme eines Theiles der afrikanischen Westküste, eine Arbeit, die 1845 in den Annales maritimes unter dem Titel: Description nautique des côtes comprises entre le Sénégal et l'équateur erschien. Ferner veröffentlichte er: La flotte française et les colonies en 1852. Bekannt ist, daß er 1870 die französische Flotte in der Ostsee commandirte, welche gegen die deutschen Küsten nichts ausrichten konnte.

Daniel, Dr. Hermann Albert, geboren am 18. November 1812 in Köthen, Professor am Pädagogium in Halle, wo er lange Jahre segensreich als Lehrer wirkte, starb am 13. September 1871 zu Leipzig. Daniel hat sich durch seine vortrefflichen geographischen Lehrbücher einen Namen gemacht, in denen er, fern davon trocken zu sein, Geschichte und Naturgeschichte glücklich mit der Erdkunde zu vereinigen wußte. Sein großes „Handbuch der Geographie" erschien zuerst 1859, und zehn Jahre darauf bereits in dritter Auflage. Zwei kleinere Lehrbücher, „Geographie für höhere Bildungsanstalten" und „Leitfaden für den Unterricht in der Geographie", erreichten 1871 die 26. resp. 58. Auflage.

Forsyth. Wir haben hier die „Globus" XIX, S. 351 gebrachte Todesnachricht des Reisenden zu berichtigen. Er selbst befindet sich im besten Wohlsein, während der erwähnte Verstorbene ein gleichnamiger Verwandter war.

Haidinger, Wilhelm Ritter von, berühmter Geolog und Director der k. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien, ward daselbst geboren am 5. Februar 1795 und starb in seiner Vaterstadt am 19. März 1871. Nachdem er das Gymnasium besucht, ging er 1812 zu dem als Begründer eines krystallographischen Systems bekannten Professor Mohs nach Graz und mit demselben 1817 nach Freiburg. Im Jahre 1822 machte er eine Reise nach Frankreich und England. In Edinburg lebte er seit dem Herbste 1823 in dem Hause des Bankiers Thomas Allan, und begleitete dann dessen Sohn 1825 und 1826 auf einer Reise nach Norwegen, Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien und Frankreich. Von 1827 bis 1830 war er mit seinen Brüdern in der Porcellanfabrik zu Ellbogen. Im April 1840, an des verstorbenen Mohs' Stelle als k. k. Bergrath nach Wien berufen, besorgte er die Aufstellung der Mineraliensammlung der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, welche später den Namen „Montanistisches Museum" erhielt. Im Jahre 1843 begann er seine Vorlesungen über Mineralogie. Haidinger befand sich unter der Zahl der ersten am 14. Mai 1847 ernannten wirklichen Mitglieder der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1849 wurde die k. k. geologische Reichsanstalt gegründet und Haidinger zum Director derselben ernannt. Seit dieser Zeit widmete Haidinger seine ganze Thätigkeit der Förderung und Vervollkommnung dieses Instituts. Die Zahl der Arbeiten, Abhandlungen und Berichte Haidinger's über Krystallographie, Mineralogie, Physik, Geologie und andere naturwissenschaftliche Gegenstände, meist in verschiedenen Sammelwerken gelehrter Akademien erschienen, ist ziemlich groß. Seine erste literarische Arbeit war eine Uebersetzung von Mohs' „Grundriß der Mineralogie", die schon anfangs der zwanziger Jahre erschien. Im Jahre 1845 erschien sein „Handbuch der bestimmten Mineralogie", im nächsten Jahre ließ er die „Krystallographisch-mineralogischen Figurentafeln" dazu folgen. Haidinger hat, wie Wurzbach in seinem „Biographischen Lexikon" sagt, mit seinem Vater Karl das unbestrittene Verdienst, der geologischen Wissenschaft in Oesterreich die Pforten geöffnet und sie im ganzen Reiche heimisch gemacht zu haben. Unter seiner Leitung begannen die geologischen Aufnahmen des Kaiserstaates, wodurch der von Haidinger ausgesprochene Zweck der Anstalt, „Anwendung der Geologie auf das Leben", verwirklicht wird. Nicht starre Systematik, sondern angewendete Naturwissenschaft ist es, die Haidinger pflegen ließ. Haidinger's Wirken ist in der ganzen wissen-

schaftlichen Welt erkannt und anerkannt worden, wie aus den vielen Auszeichnungen hervorgeht, welche ihm von gelehrten Gesellschaften und hervorragenden Personen zugingen. Der Kaiser von Oesterreich verlieh Haidinger den Franz-Josephs-Orden, der König von Preußen zeichnete ihn mit der Friedensclasse des Ordens pour le mérite aus. (Bei der Wahl hatte Haidinger die meisten Stimmen, 22 unter den 26 abgegebenen; Humboldt schrieb an Haidinger: „Nie hat es eine so vollständige Wahl gegeben als die Ihrige.") Achtung der Wissenschaft und den Männern der Wissenschaft, war Haidinger's Grundsatz.

Herschel, Sir John, der einzige Sohn des berühmten aus Hannover stammenden Astronomen Wilhelm Herschel und seinem Vater an wissenschaftlicher Bedeutung gleichstehend, geboren am 7. März 1792 zu Slough bei Windsor, starb am 12. Mai 1871 zu London, wo er neben Newton's Asche in der Westminsterabtei beigesetzt wurde. Als der berühmte französische Gelehrte Biot einst gefragt wurde, wen er für den würdigsten Nachfolger Laplace's halte, antwortete er: John Herschel. Und in der That hat auch dieser Mann für die Erforschung des Himmels, namentlich des südlichen, Außerordentliches geleistet. Von 1834 bis 1838 hielt er sich in der Capstadt auf. Es ist hier nicht der Ort, seine zahlreichen mathematischen und astronomischen Werke aufzuführen, doch wollen wir erwähnen, daß er zum Gebrauch für Marineoffiziere ein Manual of scientific inquiry (London 1849) schrieb, und sich lebhaft für die heute so bedeutend gewordene Frage der Oceanströmungen interessirte. Mittelbar verdankt auch die Erdkunde Herschel's Forschungen Vieles.

Keith Johnston, Alexander, bekannter englischer Kartograph, geboren 1803 zu Kirkhill bei Edinburg, starb am 10. Juli zu Ben Rhydding in Yorkshire. Seine ersten Karten erschienen 1830 in einem schottischen Reisehandbuche; sein erstes größeres Werk war der „Nationalatlas" von 45 Blatt, die fast alle von seiner eigenen Hand gezeichnet waren. Auf einer Reise durch Deutschland, wo er mit Ritter, Humboldt und Berghaus bekannt wurde, empfing er die Idee, nach Art des Berghaus'schen auch einen englischen physikalischen Atlas herauszugeben, den er dann unter wesentlicher Unterstützung von Seiten deutscher Kräfte herstellen konnte. Es waren dieses Heinrich Lange und August Petermann. Im Wesentlichen ist das Werk des Briten eine Nachahmung der Berghaus'schen Arbeit. „Als Lange und Petermann aus Johnston's Dienst getreten waren, ließ der Schotte, der wissenschaftliche Arbeiten wie eine bezahlte Waare betrachtete, ihre Namen, die sich noch auf den älteren Abzügen befinden, von den Kupferplatten vertilgen." (Peschel, Geschichte der Erdkunde 690.) Im Jahre 1850 erschien Johnston's Dictionary of Geography, 1851 construirte er einen physikalischen Globus der Erde, von da bis 1855 veröffentlichte er vier verschiedene Atlanten für allgemeine, alte, astronomische und Schulgeographie, denen sich einer für Militärgeographie anschloß. Die Selbständigkeit in allen diesen Werken ist jedoch gering, und man kann nur sagen, daß Keith Johnston dadurch sich ein Verdienst erwarb, daß er die deutsche kartographische Methode auf englischen Boden übertrug. Er arbeitete wesentlich nach deutschen Vorbildern, wird aber von unwissenden Engländern für original angesehen.

Lambert, Gustav, bekannt durch die riesig aufgepufften französischen Nordpolprojecte, fiel als Befehlshaber einer Compagnie Pariser Nationalgarden am 19. Januar 1871 beim letzten Ausfall an der Schanze Montretout. Seine Absicht war, durch die Behringsstraße in das nördliche Eismeer vorzudringen. Wie er bedeutende Summen auf Vorarbeiten verschwendete und unpraktische Schiffskolosse ausstattete, die noch in Havre liegen, wurde „Globus" XVIII, S. 221 gezeigt. Lambert setzte das französische Marineministerium zum Erben seiner Pläne und seines Fahrzeuges ein.

Lejean, Wilhelm, der bekannte tüchtige französische Reisende, starb im Frühjahr 1871 zu Plouégat-Guérande bei Morlaix. Wir haben den Reisen und wissenschaftlichen Leistungen dieses ausgezeichneten Mannes, dem die Erdkunde Europas, Afrikas und Asiens viel verdankt, stets im „Globus" eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Seine im ersten Ergänzungsbande von Petermann's Mittheilungen niedergelegte Ethnographie der europäischen Türkei nebst Karte bleibt, obgleich durch spätere Forschungen in vielen Einzelheiten berichtigt, immer noch als ein ehrendes Denkmal für ihn bestehen; auch begab er sich 1867 bis 1869 wieder in die Türkei, um seine ersten Forschungen zu vervollständigen, und begann die Ausarbeitung einer türkischen Karte in 40 Blatt. (Petermann's Mittheilungen 1870, S. 288 und Tafel 16.) Zur Zeit, als die Nilquellenreisen das hauptsächliche Interesse der Geographen in Anspruch nahmen, reiste auch Lejean an den Weißen Nil, er kam aber nur bis Gondokoro, wo er wegen fortdauernder Fieberanfälle umkehren mußte, aber schätzbare Nachrichten über Länder und Völker einzog („Globus" I, 93. II, 153. 316). Er wandte sich nun nach Nubien, besuchte Kassala im östlichen Sudan und durchstreifte die Bogosländer. Von der französischen Regierung zum Consul in Massaua ernannt und mit einer Mission an König Theodor von Abyssinien betraut, zog er über Metemmé in Galabat in das Reich des schwarzen Herrschers, um diesen für französische Pläne zu gewinnen. Seine Einkerkerung daselbst ist bekannt und spielt eine Rolle in den abyssinisch-europäischen Verwickelungen, die zum Kriege Englands gegen Theodor führten. Wir haben diese Reisen und Abenteuer Lejean's, mit zahlreichen Bildern begleitet, ausführlich im „Globus" geschildert (VIII, 257. 289). Sein drittes Forschungsfeld war das Land am Euphrat und Tigris und des nordwestlichen Indien, und auch hier sind wir ihm eingehend gefolgt („Globus" XIX, 273. 290). Die Wissenschaft hat durch Lejean's frühen Tod einen herben Verlust erlitten.

Murchison, Sir Roderick Impey, einer der berühmtesten Geologen unserer Zeit und vielfach um die Geographie verdient, ward am 19. Februar 1792 zu Tarradale (Roß-shire) in Schottland geboren. Murchison widmete sich zunächst der militärischen Laufbahn und machte unter dem Herzog von Wellington die Feldzüge in Spanien und Portugal mit; später wurde er dem Stabe seines Oheims, Sir Alexander Mackenzie, attachirt, und schließlich wurde er Capitän in einem Dragonerregiment. In diesen Eigenschaften nahm er an mehreren der wichtigsten Schlachten des Krieges Theil und zeichnete sich durch seine Bravour aus. Das Soldatenleben im Frieden behagte ihm jedoch weniger, und er wendete sich geologischen Studien zu, für welche er durch den verstorbenen Sir Humphry Davy interessirt wurde. Im Jahre 1816 verließ er die militärische Laufbahn, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Für den Ausbau unserer heutigen Geologie hat er ungemein viel gewirkt, indem er zum ersten Male die ältesten Flötzformationen unserer Erde genau charakterisirte und trennte. Nach dem untergegangenen Volke der Silurier in England benannte er das Silurische System, die älteste Abtheilung der Grauwacke, das er in einem 1836 zu London erschienenen epochemachenden Werke beschrieb. Seine zweite große Arbeit, die nicht minder bedeutend als jene erste ist, bestand in der geologischen Erforschung des europäischen Rußlands, zumal des Gou-

vernements Perm. Er wurde dabei unterstützt durch Keyserlingk und den Franzosen de Verneuil, mit denen er vereint die beiden großen Werke „On the geological structure of the northern and central regions of Russia in Europe“ (London 1841) und „Geology of Russia in Europe and the Ural Mountains“ (London 1845) herausgab. Von Murchison rührt der Name „Permische Formation“ her, der mehr und mehr jenem der Dyas weicht. Das am besten bekannte Werk des Verstorbenen: „Siluria, oder die ältesten bekannten Felsen, welche organische Ueberreste enthalten, nebst einer kurzen Skizze der Goldvertheilung über die Erde“, wurde im Jahre 1854 veröffentlicht. Aber noch in einer andern Beziehung wird Sir Roderick Murchison sich in der wissenschaftlichen und geschäftlichen Welt ein langes Andenken sichern, und zwar durch die Entdeckung der australischen Goldfelder. Mag nun das erste wirkliche Gold durch den Grafen Strzelecki, oder durch Mr. Hargreave, oder aber durch Hirten vor diesen Beiden aufgefunden worden sein, Sir Roderick schloß zuerst auf das Vorhandensein von Gold in den australischen Gebirgsketten, und zwar auf Grund der Analogie in ihrer Bildung mit der des Ural. Er war es, welcher zuerst die Aufmerksamkeit der heimischen Regierung auf diesen Punkt und überhaupt auf das Interesse der australischen Colonien für das Mutterland hinwies. Auch für alle größeren geographischen Unternehmungen interessirte sich Murchison, er wirkte fördernd namentlich auf die Expeditionen nach Innerafrika, zumal jene Livingstone's, und war seit 1845 wiederholt Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft. Er starb am 23. October 1871.

Pückler-Muskau, Hermann, Fürst von, geboren am 30. October 1785 zu Muskau in der Lausitz, starb am 4. Februar 1871 auf Schloß Branitz, wo er in der großen Erdpyramide, die er sich dort im Parke errichtet hatte, beigesetzt wurde. Die Verdienste dieses Mannes aus der hohen Aristokratie, der anfangs Rechtswissenschaften zu Leipzig studirte, dann die militärische Laufbahn einschlug, liegen wesentlich auf dem Gebiete der Landschaftsgärtnerei, die er 1816 in England kennen lernte und mit Erfolg auf deutschen Boden übertrug, wofür die in einer Sandebene erschaffenen herrlichen Parks zu Muskau und Branitz Zeugniß ablegen. Hier haben wir ihn wegen seiner orientalischen Reisen zu erwähnen, die zu einer Zeit unternommen wurden, als der Orient noch keineswegs so erschlossen war wie heute. Sind diese Reisen auch nicht geographischer Natur gewesen, so förderten sie damals doch die Kenntniß der besuchten Länder. Wir erwähnen: Semilasso in Afrika, 5 Bde. Stuttgart 1836. Enthält Reisen durch Algier, Bougie, Bona, Biserta, Tunis, ins Innere von Tunis, ins Land der Beduinen. Der Vorläufer. Stuttgart 1838, enthält Reisen durch Morea und Attika. Südöstlicher Bildersaal. Stuttgart 1840, schildert den Aufenthalt im Bade Kurbes bei Karthago und Malta. Aus Mehemed Ali's Reich. Stuttgart 1844. 3 Bde. Enthält Reisen in Aegypten, Nubien und Sudan. Die Rückkehr. Berlin 1846 bis 1848. 3 Bde. Enthält gleichfalls Reisen durch Aegypten, ferner Syrien und Kleinasien.

John Wood, Lieutenant in der indischen Marine. Wir finden im „Athenäum“ weder Datum noch Ort seines Todes angegeben. Er war Begleiter des Alexander Burnes auf dessen Reise nach Kabul &c. im Jahre 1836 und gilt für den Entdecker der Quellen des Oxus. Nach einem sehr bewegten Leben ließ er sich in Sindh nieder, wo er in früheren Jahren als Surveyor thätig gewesen war, und sein Tod soll die Folge allzu großer Anstrengungen in den beiden letztverflossenen Jahren gewesen sein. Sein Sohn, Capitän Wood von der Bombayarmee, bereitet eine zweite Ausgabe der Reise nach den Quellen des Oxus vor; die erste erschien im Jahre 1845.

Wotzel, (Vocel), Johann Erasmus, tüchtiger tschechischer Alterthumsforscher, geboren am 24. August 1803 zu Kuttenberg in Böhmen, starb am 16. September 1871 zu Prag. Er wandte seine Thätigkeit namentlich der Urgeschichte der slavischen Völker zu. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die 1865 zu Prag in tschechischer Sprache erschienene Schrift: „Ueber den Culturgrad der Slaven in ihren Ursitzen“, wobei er sich auf den treuesten Spiegel der Volkspersönlichkeit wie der Volkscultur, die Sprache, stützt. Dieses Werk kann als eine Ergänzung der Slavischen Alterthümer Schafarik's betrachtet werden, der bekanntlich den Theil seiner Arbeit, welcher das älteste Culturleben der Slaven aufzuhellen bestimmt war, ungeschrieben ließ. Neuerdings schrieb er: „Die Bedeutung der Stein- und Bronzealterthümer für die Urgeschichte der Slaven“ (Prag 1869). Er verneint darin, daß die Bronzealterthümer westlich von der Weichsel und den Karpathen, also auch die böhmischen, von den Slaven herrühren, erkennt sie vielmehr als Nachlaß teutonischer Völker an, die vor den Slaven diese Gegenden besiedelten. Gelegentlich gerieth Wotzel auf tschechische Abspurigkeiten, wie sein Gedicht „Labyrinth des Ruhmes“ beweist, in welchem er die Buchdruckerkunst durch einen — Tschechen erfinden läßt.

Aus allen Erdtheilen.

Das Urnenfeld und die Pfahlbauten von Lussowo.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, die Bekanntschaft eines deutschen Rittergutsbesitzers aus der Provinz Posen, des Herrn Boas, zu machen, dem ich Mittheilungen über einen interessanten archäologischen Fund auf seinem zwei Meilen von der Stadt Posen entfernten Gute Lussowo verdanke. Da es sich hier um eines der größten bisher bekannt gewordenen Urnenfelder handelt, außerdem die Auffindung von Pfahlbauten bei Posen wichtig ist, so erlaube ich mir den Bericht des Herrn Boas für weitere Kreise zugänglich zu machen.

Beim Urbarmachen einer etwa acht preußische Morgen großen Fläche, die als sanfte Abdachung zum Lussowoer See abfällt, stieß der Pflug in der Tiefe von nur einem Fuß sehr häufig auf Feldsteine. Aufmerksam hierdurch gemacht, ließ Herr Boas weiter nachforschen und stellte Ausgrabungen an, welche die interessante Thatsache constatirten, daß die ganze acht Morgen große Fläche ein ungeheures Urnenfeld berge. Die Urnen standen reihenweise und zwar jede Reihe von der nächsten etwa sieben Fuß entfernt. Im Ganzen zählte man etwa 100 Reihen und in jeder Reihe ungefähr 100 Urnen, so daß eine Gesammtzahl von mindestens 10,000 Urnen aufgedeckt wurde. Die Urnen waren von verschiedener Größe, von bedeutenden, die drei Fuß im Durchmesser hatten, aber sämmtlich zerfielen, bis zu kleinen von 1/2 Fuß Durchmesser herab. Alle waren aus unglasirtem, schwarzem, glimmerhaltigem Thon geformt. In der Gestalt

und den aus rohen eingekratzten Linien bestehenden Verzierungen unterscheiden sie sich in nichts von den gewöhnlichen Graburnen, wie ich aus drei Exemplaren ersehen kann, die Herr Boas mir zu übersenden die Güte hatte. Vorherrschend waren die kleinen bis 3/4 Fuß hohen Urnen, nur hin und wieder stieß man auf die größeren von drei Fuß Durchmesser. Sämmtliche Urnen waren mit Steinen umsetzt und überdeckt. Ueber die Anordnung der Steine konnte Herr Boas mir keine nähere Mittheilung machen. Er hatte monatelang zu thun, um das Feld von der großen Steinmasse zu säubern, doch blieben noch sehr viele Urnen, namentlich die tiefer liegenden, im Boden; auch hat Herr Boas Anzeichen gefunden, daß das Urnenfeld sich noch weiter fortsetzt und in gleicher Weise sich nochmals wiederholen dürfte. Der Inhalt der Urnen bestand aus Knochenasche, die in so gewaltiger Menge vorhanden war, daß sie zur Düngung verwandt werden konnte. „Es wuchs sehr schöne Luzerne darauf." Von Waffen, Geräthschaften u. s. w. wurde nichts gefunden. Nur drei oder vier kleine einen Zoll lange, eine Linie im Quadrat haltende Bronzestückchen kamen zum Vorschein. In dem etwa sieben Fuß haltenden Zwischenraum zwischen je zwei Urnenreihen fand man unter der Oberfläche zahlreiche Brandstellen.

Behufs einer Regulirung und um Land zu gewinnen, ließ Herr Boas den Lussowoer See theilweise ab, und ward nicht wenig überrascht, als beim allmählichen Sinken des Spiegels eine große Anzahl Pfähle ihre Köpfe aus dem Wasser herausstreckten. Im Ganzen zählte Herr Boas achtzig regelmäßig gestellte Pfähle von durchschnittlich 8 bis 10 Zoll Durchmesser. Mit dem Lande waren sie durch eine Reihe Pfähle verbunden, welche wohl eine Brücke getragen haben dürften. Einen Theil der Pfähle ließ Herr Boas absägen und ein Badehaus darauf erbauen. Weitere Funde wurden im See nicht gemacht.

Dr. Richard Andree.

Die Eisenbahnen in Großbritannien und Irland.

Die Zahl der Eisenbahncompagnien beträgt 599. Davon entfallen auf England 434, Schottland 80, Irland 85. Unter den Schienenwegen sind einige sehr kleine, z. B. die zwischen Edenham und Little Bytham, 4 Miles lang; im ganzen Jahre 1870 betrug ihr Einkommen 428 Pfund; dagegen das der Ryde Pierbahn, die nur eine halbe Mile lang ist, 10,168 Pfd. St.; diese beförderte 110,983 Fahrgäste und es wurden auf ihr 8911 Miles zurückgelegt. Die mächtigste Bahn ist die London und North Western; von ihr sind 1507 Miles in Betrieb; sie beförderte in 1870 nicht weniger als 30,340,610 Fahrgäste, demnach so viele, als das gesammte Königreich Einwohner zählt. Die Züge legten 25,037,577 Miles zurück; das ergiebt mehr als 100 Mal die Entfernung von der Erde zum Monde. Die Einnahme vom Passagierverkehr stellte sich auf 2,942,286 Pfd. St., jene vom Güterverkehr 3,975,723, insgesammt 7,014,703 Pfd. St., etwa so viel wie das Budget des Königreichs Belgien beträgt. Dann folgt die Great Western; sie hat 1387 Miles in Betrieb; 1870 betrugen die Einnahmen 4,316,498 Pfd. Sterling, so viel etwa wie das Budget Bayerns; die North Eastern, 1281 Miles, nahm 4,595,263 Pfd. St. ein, so viel wie die Königreiche Schweden und Dänemark zusammengenommen. Die Einnahmen dieser drei Bahnen betrugen also 15,926,464 Pfd. St.; sagen wir in runder Summe 100,000,000 Thaler oder 300,000,000 Mark.

* * *

— „Frankreich ist doch noch nicht unrettbar verloren," sagt ein Blatt, denn „der Graf von Flavigny hat das Commandeurkreuz der Ehrenlegion nicht angenommen." Er ist der einzige Franzose, den communistischen Maler Courbet abgerechnet, welcher einen Crachat zurückgewiesen hat, und nun sagt man ihm nach, er habe das lediglich aus Eitelkeit gethan, um — von sich reden zu machen. Es giebt in der französischen „Republik" nicht weniger als 93,000 „Ritter", welche le ruban tragen.

— Aus dem Nigerdelta in Westafrika haben wir Nachrichten bis Ende Octobers. Der englische Commissär W. H. Simpson war den Strom hinaufgefahren, um für die Belebung des Handels zu arbeiten, und König Massaba, welchem vor einigen Jahren Gerhard Rohlfs einen Besuch abgestattet, hatte ihn sehr freundlich aufgenommen. — Wir haben oftmals der Wirren erwähnt, welche im Nigerdelta zwischen den verschiedenen Potentaten und Stämmen gar kein Ende nehmen wollten. Jüngst hat nun Consul Hopkins die schwarzen Herren dahin bewogen, daß sie ein gemeinschaftliches Palaver mit ihm hielten. Das Palaver dauerte vier volle Tage lang und es war eine „harte, recht saure Arbeit", die von Bonny mit jenen von Neucalabar unter einen Hut zu bringen. Nun haben sie einen Frieden auf fünf Jahre geschlossen. Wenn Irrungen zwischen ihnen entstehen, dann müssen sie die Beschwerden beim Consul anbringen, der als Schiedsrichter sein Gutachten abgiebt. Auch mit den Okrika in Brass, welche mit den Calabaresen in Erbfehde liegen und Schützlinge von Bonny sind, sollte ein Friedenspalaver abgehalten werden, und am 28. October kam wirklich ein Friedensvertrag zwischen den Häuptlingen der Okriki und Neucalabaresen zu Stande. Nun wird die Fehde zwischen den Potentaten Oko Jumbo und Ja-ja aufhören.

— Die südafrikanischen Diamantfelder sind der Capcolonie annectirt worden.

— In Chile und Peru hat man in der ersten Hälfte des Octobers wieder Erdbeben gehabt. In Arequipa, dem classischen Boden für solche, verspürte man am 4. und 10. October heftige Stöße; zu Tarapoto am 6.; hier dauerten sie eine volle Minute und hatten die Richtung von Westen nach Osten; die Kirche, das Pantheon und die Uferdämme wurden arg beschädigt und 18 Häuser stürzten ein; die Städte Matilla und Pica sind zum großen Theil Schutthaufen geworden.

— Auf der Insel Cuba sind bis April 1868 nicht weniger als 96,581 chinesische Arbeiter eingeführt worden; aber die Zahl chinesischer Frauen betrug nur 52. — Jamaica, das früher finanziell zu Grunde gerichtet war, lieferte 1870 zum ersten Male einen Ueberschuß in den Einnahmen. Wenn der Londoner „Antislavery Reporter" daraus den Schluß zieht, daß sich darin ein Segen der Negeremancipation zeige, so irrt er sich. Bis zu dem Mordaufstande der Neger hatte die Insel eine parlamentarische Regierung und die Volksvertretung war völlig in den Händen der Schwarzen, welche die unsinnigsten Maßregeln beliebten. Alles gerieth in Verfall und man sah keine Rettung ab. Die Londoner Regierung mußte eingreifen, die parlamentarische Regierung wurde abgeschafft und der Gouverneur erhielt autokratische Gewalt. Er hat dieselbe angewandt, um Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, und die Finanzverwaltung geregelt.

— Die Insel Madeira, auf welcher die Traubenkrankheit vor etwa 15 Jahren so große Verwüstungen anrichtete, daß 1860 kaum 500 Pipen Wein erzeugt wurden, liefert jetzt wieder 10,000 Pipen. Das war der Betrag 1870, und für 1871 hat sich dasselbe Ergebniß herausgestellt. Die neuen Reben sind jetzt etwa zehn Jahr alt und durchgängig gesund.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.